

Morgenblatt,

für

gebildete Leser.

Drei und vierzigster Jahrg.

1849.

Ianuar.

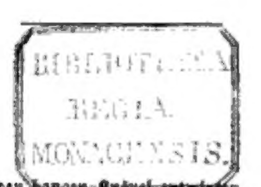
M4(

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 1. Montag den 1. Januar 1849.



Willst du den bangen Knäuel entwirren,
Der um der Menschheit Brust sich schlang,
Und lösen ird'scher Zwietracht Klirren
Auf in harmon'schen Sphärenklang?
Aufführen aus bewegten Stoffen
Den Bau, der auf sich selbst kann ruhn?
Kurz, was wir wünschen, was wir hoffen,
Ja, was wir fordern, willst du's thun?

Rückert.

Zum Neujahr 1849.

Verstummt Propheten und Poeten!
In Janus' Tempel heut zu treten
Mit frommem, demuthsvollem Beten
  Ziemt priesterlichen Seelen nur.
Aus halbentkeimten, wirren Saaten
Vergangner Kämpfe, Wunder, Thaten
Gilt es, der Vorsicht Gang errathen,
  Der kommenden Geschicke Spur.

Sind's Trauer-, sind es Freudenzüge
Die dichtgedrängt, wie Kranichflüge,
Lautlos, als ob ein Hauch sie trüge,
  Herschweben zu des Tempels Thor?
Die von dem schicksalvollsten Jahre
Die Ernte bringen zum Altare
Auf Siegeswagen, Karren, Bahre,
  Mit Festesfahnen, Trauerflor!

Vom Purpursammt entblößte Thronen,
Zerschlagne und vertauschte Kronen,
Die Geißeln und die Skorpionen
  Entwunden eines Zwingherrn Hand,
Und, das, vor allen Diademen
Einst leuchtend, jetzt ein blasses Schemen,
Sie vom geweihten Haupte nehmen —
  Des Pontifex dreifaltig Band!

Siegskränze mit duftreicher Blüthe,
Der Freiheit Rosen, frisch entglühte,
Lorbeer'n um stolzer Bürger Hüte,
  Die Wage, die das Recht verbürgt;
Die Schwerter, Keulen und das Feuer,
Womit ein Göttersohn, ein neuer, —
Das Volk, — die Schlangenungeheuer
  Arglist'ger Tyrannei erwürgt!

Dann aber Tausende von Leichen,
Noch tragend in den starren, bleichen
Gesichtern das Gepräg' und Zeichen
  Der Leidenschaft, gelöscht mit Blut;
Die hingemäht vom Schlachtengotte,
Die wehrlos sichrer Schützen Rotte
Ein Ziel, und, unter wildem Spotte,
  Jene zerfleischt mit Tigerwuth!

Und von Lebend'gen — welch Gedränge!
Endlos dehnt sich des Zuges Länge,
Der Pilger unharmon'sche Menge, —
  Ein Chaos ohne Maß und Licht!
Doch, ob auch ihre Lippen schweigen:
In Aug' und Zügen lesbar zeigen
Sich die Gedanken, welche steigen
  Zum Kampf, den Ruh nie unterbricht.

Da nah'n, die schaffen und die scheinen,
Die Glaubenden und die verneinen,
Die da zerreißen und die einen,
  Des Dunkels Boten und des Lichts;
Die Frieden predg'en und die toben,
Die erdwärts, und die schau'n nach Oben,
Die sich der Selbstsucht Bann enthoben,
  Und die sich, stumpf, verkauft dem Nichts;

Die kühn, trotz Sturmes Brausen, bauen
Das Haus, in welchem sie vertrauen
Friedvoll, geschirmt das Volk zu schauen,
Entworfen nach der Freiheit Plan;
Und die, in ewigem Empören,
Der Meister Kreise höhnisch stören,
Zu Haß und Umsturz sich verschwören
Und jede Hoffnung schelten — Wahn!

O du, mein Vaterland! was legen
Von deines Jahrs Ertrag und Segen
Die Schatten, die so bunt sich regen,
Hin am Altar in rascher Flucht?
In lang entwohntem Kampfe glühen,
In ungeheuerm Ringen mühen
Sich deine Söhne! Herrlich blühen
Sahst du den Mai; wo bleibt die Frucht?

Die Farben, die, ob auch verborgen,
Den Zwingherrn schufen tausend Sorgen,
Schwarz, Roth und Gold — sie wehn im Morgen
Der Freiheit mit des Frühlings Laub;
Die Krone, die, zur Zeit der Schande,
Wo Deutschland trug des Fremden Bande,
Versunken, — zum Verjüngungspfande
Hebt sie sich neu halb aus dem Staub!

Doch ungestüme Hände tasten
Wild an den Farben, den gehaßten;
Wehn soll nur von den Freiheitsmasten
Unheilverkündend blut'ges Roth;
Den Goldreif alter deutscher Ehre
Verwirft der Zukunft luft'ge Lehre,
Ihn brächen gern der Neider Heere,
Ihn treten Buben in den Koth!

Und nach dem Höchsten kühn zu greifen,
Zu langen nach der Frucht, der reifen,
Den Wünschen, welche ziellos schweifen,
Zu setzen eine feste Mark,
Die Fahne Vorwärts zu entfalten,
Daß, wie von eines Pfingstgeists Walten,
Die Scheuen wagen, glüh'n die Kalten —
Ach! — fehlt die Hand, erprobt und stark?

Wird Deutschlands Volk sich selbst verdammen?
Sinkt jene Loh' der reinsten Flammen
In Asche, trüb und grau, zusammen,
Die wir, beschämt, uns streu'n auf's Haupt?
Das Unkraut soll das Korn ersticken?
Der Feind die besten Halme knicken?
Den Adler Schlang' und Wurm umstricken?
Und soll ein Thor seyn, wer geglaubt?

Die zum phantastischen Gedichte
Erheitert schien, hat die Geschichte
Zum schreckenvollen Strafgerichte
Verdüstert ihren ew'gen Gang?
Schlägt uns des Zornes Strahl in Splitter?
Wird uns gereicht die Schaale Bitter?
Sind wir die Ernte, statt die Schnitter?
Wird Weheﬂuch der Festgesang?

So kämpfen Zuversicht und Zagen:
Ob uns zum Ziel, aus Kampfestagen,
Gerettet trägt der Siegeswagen,
Ob Schlaf und Tod dieß Chaos zeugt?
Es streiten gährend die Gedanken;
Der Macht, der Weisheit Pfeiler wanken,
Nichts steht im unermeßnen Schwanken, —
Der Glaube nur bleibt ungebeugt.

Ob wilder noch die Stürme wüthen,
Entwurzelnd Bäume sammt den Blüthen,
Gleich Lavaströmen, roth entglühten,
Ausbricht die Bosheit und der Wahn:
Der ew'gen Regel doch nicht minder
Getreu, nicht träger noch geschwinder,
Trotz der Zerrüttung seiner Kinder,
Bleibt der Planet in seiner Bahn.

Die Weisheit, die in keckern Ringen
Kometen läßt um's Weltherz schwingen,
Gewiß, zur Heimkehr sie zu zwingen,
Nach wilder Irrfahrt Wagestück:
Lenkt auch die Geister, die besessen
Von ihrer Freiheit Wahn, vermessen,
Das ew'ge Weltgesetz vergessen,
In ihres Plans Geleis zurück.

Nicht edler Ringer Kampf und Strebung, —
Den Stolz nur ird'scher Ueberhebung
Dämpft des geweihten Sinn's Ergebung,
Vor welcher Zeit und Nacht zergeh'n;
Sie reicht im Streit den Kelch dem Matten,
Und läßt, wenn er in Grabes Schatten
Die liebsten Wünsche sieht bestatten,
Der ew'gen Hoffnung Fahne weh'n.

Der März in der französischen Republik.

Reisetagebuch von Fanny Lewald.

1.

Bremen den 28. Februar 1848.

Heute früh habe ich Oldenburg verlassen und es scheint, als ob ich mit dem ersten Schritte aus der kleinen, todtenstillen Residenz gleich in eine neue Welt voll Wunder versezt werden sollte. — Die Republik proklamirt in Paris!

In tiefster Friedenssicherheit war ich am Morgen durch die Straßen von Oldenburg gegangen. Wie still und ruhig gefestet sah die Welt aus. Alle Laden der kleinen, zum Theil aus rothen Backsteinen gebauten Häuser waren geschlossen; ein schlaftrunkener, vierschrötiger Postillon zog mit vier schwerfälligen Pferden zur Post; der Stalljunge sang ein plattdeutsches Lied. An der Hauptwache, dem Schlosse gegenüber, ging zwischen den beiden Kanonen die Schildwache auf und nieder. In der Baumallee, auf dem räumigen Schloßplatz alles still; das wunderliche Schloß, mit seinen Anbauen und Thürmchen wie im Morgenschlafe träumend. Der Frieden begnügter Einförmigkeit lag über Oldenburg ausgebreitet und ich hatte mich während meines zehnwöchentlichen Aufenthalts so heimisch in dieser Existenz gefühlt, daß ich mich beinahe fürchtete vor den heftigen Aufregungen, vor den gewaltigen Eindrücken, die in Paris meiner warteten.

Auf dem kleinen Dampfschiff, das uns die Hunte und Weser entlang nach Bremen führen sollte, waren nur wenige Leute. Der Mond stand noch hoch am Himmel und beleuchtete den engen Hafen, die holländischen Mühlen, die niedrigen aus Wiesenland bestehenden Ufer der Hunte. Trockenes Schilf, melancholisch im Morgenwinde schwankend, neigte sich zu den Eisschollen nieder, welche vereinzelt umher trieben. Wir gingen in die Kajüte hinab, nachdem wir den Zurückbleibenden die lezten Grüße zugewinkt hatten. Während der Fahrt bildete Paris fast ausschließlich den Gegenstand unserer Unterhaltung. Das Reformbankett, Guizots starres Verhalten, Louis Philipps trotzige Sicherheit wurden besprochen und man nahm als gewiß an, daß die Reform durchgehen, die Krone nachgeben werde. Ich erwartete eine bewegte, eine interessante Zeit in Paris.

So langten wir in Bremen an. Aber kaum hatten wir den Fuß aus dem Dampfschiff auf die Erde gesezt, als uns Doktor Andree mit einem Zeitungsblatte in der Hand entgegentrat. „Louis Philipp ist geflohen! Die Republik ist proklamirt in Paris! Und hier, lesen Sie!“ Ich nahm das Zeitungsblatt und las unter den Namen der provisorischen Regierung **Albert, ouvrier!**

Eine neue Aera beginnt. Was wird sie den Franzosen bringen? Neue Kämpfe? Mord und Guillotine? Eine kurze Epoche der Freiheit und neue Tyrannei? — Ich kann's nicht glauben. Mörderische Kriege, blutige Kämpfe kommen mir unmöglich, kommen mir undenkbar vor, nachdem man die Ideen des Socialismus, der brüderlichen Menschheitsvereinigung im Leben zu verwirklichen versucht hat. Jemand todtschlagen, weil er nicht unserer Meinung ist oder weil er diesseits und wir jenseits des Flusses wohnen; weil wir andere Sitten, andere Sprache haben, das Alles wäre doch zu traurig bei dem jetzigen Kulturzustande. Der Krieg gebildeter Völker untereinander ist der lezte Rest thierischer Rohheit und muß verschwinden von der Erde. Ich glaube an die Menschheit, an die Zukunft, an die Republik. Schöne Hoffnungen, glorreiche Erinnerungen knüpfen sich an den männlichen Klang dieses Wortes. Mehr als je zieht es mich nach Paris. Ich möchte sehen, wie ein Volk sich einrichtet, wie es sich den Staat gestaltet, nachdem es sich reif erklärt hat zu freier Selbstbestimmung. Große Eindrücke stehen uns in Paris, diesem ewig klopfenden Herzen Europas, bevor.

2.

Düsseldorf, Freitag 3. März.

Wir sind noch hier, weil die Eisenbahn bei Valenciennes zerstört ist und die Passage also gehemmt. — Düsseldorf ist fast so schweigend als Venedig. Es kommt mir selbst im Vergleich mit Oldenburg noch auffallend still vor. In Oldenburg hört man in den engen Straßen das Klappern des Handwerkers, das Rollen der Marktwagen, den Schrei spielender Kinder; hier aber liegen die langen, baumbesezten Straßen lautlos da. Es ist eine Ruhe, wie ich sie einst in Fulda, in Bruchsal, überhaupt in den ehemaligen kleinen Residenzen geistlicher Herren gefunden habe. Wie still muß es nun erst in Düsseldorf gewesen seyn, ehe die Eisenbahnen und Dampfschiffe Leben und Bewegung in diese Gegenden brachten! Man begreift, daß dieß gerade der Ort war, an dem die Jakobi's, die Stollberge, die Spallizin sich so sanft mit ihrem mystischen Pietismus in's bläuliche, nebelverschwommene Jenseits hinübergeschwächlicht haben.

Hier in Düsseldorf ist mir denn auch das wunderliche Manifest des Bundestages in Bezug auf die jetzige Revolution zu Gesicht gekommen. Das ist eines der sonderbarsten Dokumente, welches die Neuzeit besizt. Es mahnt mich an das Verhalten der alten

Frau W., die immer zankte und fluchte; aber sobald ein Gewitter aufzog und es donnerte, die Bibel vornahm, ein Kreuz schlug und sich zu bessern gelobte. Wäre es nicht so komisch, man müßte sich über diese Phrase ärgern. Und es wird doch Deutsche genug geben, die daran glauben und darauf Hoffnungen bauen.

Louis Philipp höre ich täglich von vielen Personen bedauern. Ich kann es zu keinem Mitleid für ihn bringen, so erschütternd ich seinen Sturz finde, so rührend ich mir einzelne Züge seiner Flucht zu denken vermag. Ich gönnte ihm den Tod, weil es schrecklich seyn muß, sich zu überleben, aber er hat sein Schicksal, die Verbannung, nur zu sehr verdient. Wer von Franzosen zum Könige der Franzosen erwählt wird, der muß nicht König von Frankreich seyn wollen, und höhere Interessen haben, als die materielle Bereicherung der eigenen Familie. Louis Philipp hatte den Regenschirm und die bürgerlichen Händedrücke von 1830 so sehr vergessen, daß er durchaus in einer Citadine Paris verlassen mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., December.

Preußen und Oesterreich. — Constituirende Versammlung.

Voltaire hat Recht: man braucht nur alt zu werden, um Wunder zu erleben. Die französische Republik, die 1794 die christliche Religion abschaffte, um die Vernunft auf den Thron zu setzen, proklamirte sich im December 1848 als getreueste Tochter des Papstes, jubelt über dessen in Aussicht gestellte Ankunft zu Marseille und beordert Truppen nach Civitavecchia, seine Autorität in dem römischen Gebiete herzustellen. Wer ist durch diesen Schritt der Hierarchie willkommener als der zeitige Machthaber Cavaignac; nun ist ihm die Präsidentenstelle der Nation gewiß. Durch diesen politischen Griff hat er die ganze Geistlichkeit Frankreichs auf seine Seite gebracht und der Nationaleitelkeit geschmeichelt. Louis Napoleon ist verloren! — Nun, indem ich dieses schreibe, ist der leztere schon so gut wie Präsident und der friedliebende, ehrliche, starre Republikaner Cavaignac muß dem Neulinge Platz machen! Unsere Zeit hat das Eigenthümliche, daß von alle dem, was man als gewiß erwarten könnte, gerade das Gegentheil eintritt. Meinen vorigen Brief endete ich unter der trüben Stimmung, die Robert Blums Tod hier im Allgemeinen verursachte. Alles, das heißt die Massen, war gegen Oesterreich und fluchte auf Windischgrätz. Oesterreich hat alle Bande zerrissen, die es an Frankfurt, an die Nationalversammlung, an die Centralgewalt, an Deutschland knüpften und nun, da die zweitgrößte Macht Deutschlands berufen scheint, an dessen Spitze zu treten und mit starker Hand die Geschicke des Vaterlandes in Händen zu nehmen, schlägt auf einmal der Wind zu Gunsten Oesterreichs um. Alle Intriguen werden in Bewegung gesezt, Preußen von der Hegemonie zu entfernen. Hat Preußen gegen Deutschland gehandelt? Gott bewahre! Sein König hat seinem Lande eine der liberalsten Constitutionen gegeben, von der manche Paragraphen ein fast wörtlicher Abdruck der in der hiesigen Nationalversammlung debattirten Grundrechte sind. Seine Armee von 360,000 Mann ist schon seit Monaten der Centralgewalt zur Verfügung gestellt. Bassermann, Gagern, Hergenhahn, Simson sind von Berlin zurückgekehrt, durchdrungen von der Ueberzeugung, der König halte treu zu Frankfurt und Deutschland. Oesterreich erklärt, von den Grundrechten nur das nehmen zu wollen, was ihm für sich als passend erscheint, verbietet die Geldausfuhr, läßt während des ganzen dänischen Kriegs seinen Gesandten zu Kopenhagen, ruft seinen Gesandten vom Zollverein ab, ohne ihm einen Nachfolger zu bestimmen, weigert sich, die deutsche Wechselordnung anzunehmen, sezt seinen Abgeordneten, v. Schmerling, der sich alle Mühe gab, Oesterreich an Deutschland anzukitten, in die Nothwendigkeit, seiner Ministerstelle zu entsagen, und soll troß alle dem an die Spitze Deutschlands gestellt werden. Sind das keine Wunder?

Um vom Großen auf's Kleine überzugehen, haben wir Frankfurter eine constituirende Nationalversammlung gewählt, um dem kleinen Freistaate eine zeitgemäße Verfassung auszuarbeiten und vorzulegen. Statt nun sobald als möglich eine Geschäftsordnung aufzustellen, die dieses wichtige Werk fördern soll, beschließt die Majorität in einer ihrer ersten Versammlungen, der Berliner Nationalversammlung wegen ihrer (!) Steuerverweigerung eine belobende Adresse zuzusenden! Ein großer und ehrenwerther Theil der hiesigen Bürgerschaft tritt diesem rücksichtslosen Verfahren, das einen indirekten Tadel der hiesigen Reichsversammlung in sich schließt, in einer an dieselbe gerichteten Zuschrift entgegen. Da heißen nun Alle, die diese leztere unterschrieben, Philister, welche die Bedeutung des gemeinsamen Vaterlandes nicht erkennen; der Bürgerverein, in dessen Schooße sie entstand, heißt eine Allerwelts-, Kaffee- und wohlfeile Cotteletswirthschaft, die nicht für einen Gran gesunden Menschenverstand in sich beherberge. Was Wunder, ist doch die hiesige constituirende Versammlung nur die Fortsetzung jenes berühmten Montagskränzchen, das mit der deutschkatholischen Richtung begann und nun, den Schafpelz abwerfend, mit der Republik ungescheut hervortritt!

O eitles Wähnen, Fried und Freiheit werde
Einst herrschen auf der tiefdurchwühlten Erde!

Unsere Truppen, die in Schleswig-Holstein durch ihre Haltung das Lob Wrangels verdient haben, sind seit Kurzem wieder in die hiesige Stadt gezogen und mit Freude bewillkommt worden, scheinen aber nicht zu guter Stunde eingetroffen zu seyn. Reibungen, Zänkereien, auch einzelne Faustkämpfe fanden in einigen Bierwirthschaften zwischen ihnen und andern hierliegenden Truppen, besonders Preußen, statt, so daß sich das Gerücht verbreitet, das hiesige Bataillon werde nach Offenbach verlegt und statt dessen ein Bataillon Bayern hierher kommen.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 2. Dienstag den 2. Januar 1849.

— Hoch in reiner Luft
Haucht auch das Kraut am Felsen süßern Duft.
Byron.

Aus den Alpen.

(s. Nr. 273—277 v. J.)

Veredlung auf den Höhen.

Schon Hippokrates macht die Bemerkung, daß auf den Höhen Alles feiner und besser sey als in den Ebenen. Er beweist, daß die Bergbewohner in der Regel kräftigere und edlere Naturen sind und daß auch auf die Luft, auf das Wasser, auf die Pflanzen und alle Gegenstände in der Natur die Höhen eben so einen läuternden und kräftigenden Einfluß üben. Auch in den Alpen hat man vielfache Gelegenheit, die alte hippokratische Behauptung bestätigt zu finden. Die Alpenbewohner besingen in tausend Liedern die vorzüglichen Eigenschaften, welche alle Naturprodukte und Wesen auf den Gipfeln der höhern Berge gewinnen. Da man es bei ihnen mit einem Hirtenvolke zu thun hat, so hat man vor allen Dingen beständig das Lob der in der Höhe wachsenden Gräser und Kräuter zu vernehmen. Diese sind auf den obern Weiden und Triften so viel vorzüglicher als in den tiefen Thälern, daß z. B. die Güte einer Alpe oder einer Wiese fast nach der Höhe ihrer Lage bemessen wird. Auf den höchsten Alpenwiesen sind die trefflichsten, dem Vieh heilsamsten Kräuter in Fülle zu finden. Dort gibt es keine Giftpflanzen; da allein und nie in den tiefen Thälern wachsen das „Adelgras" und das „Mutnera," die gepriesensten aller Futterkräuter der Alpen, die von den Gebirgshirten fast immer zusammen genannt werden, wie von den Griechen Kastor und Pollux. — Das erste, das die Aelpler seiner Vortrefflichkeit wegen in den Adelstand erhoben, nennen die Botaniker »plantago alpina,« das zweite »ligusticum mutellina.« Wie ihnen, so kann man im Ganzen auch allen andern Pflanzen, Kräutern und Blumen der Höhen, im Vergleich mit denen in den Thälern, vorzügliche Eigenschaften als eigenthümlich vindiciren.

Die kräftigsten Arzneimittel werden nicht in den Thälern, sondern auf den Höhen gefunden, und daß die Milch und die Molken der Alpen in Folge der zu ihrer Bereitung dienenden Kräuter eine in den Thälern nicht erreichbare Heilsamkeit enthalten, ist eine durch den Besuch der Molkenbäder der Alpen allgemein bekannt gewordene Thatsache. — Selbst diejenigen Blumen, die in den Thälern eben so vorkommen wie auf den Bergen, gewinnen auf den Höhen schätzbare Eigenschaften, welche sie in der Tiefe nicht haben. So läßt sich z. B. in die Säfte des geruchlosen Vergißmeinnicht, wenn Alpenlüfte es anfächeln, ein aromatisches Tröpflein herab, es wird wohlriechend wie das Veilchen. Dieses das Veilchen riecht auf den Bergen viel stärker und erfrischender, und auch das Aroma aller andern wohlriechender Kräuter wird gesteigert und verfeinert. Sogar der unholde Wachholderstrauch wird auf den Bergen, wie ein gemeiner Mensch in guter Gesellschaft, ein wenig geadelt, und seine Beeren, die hier wie anderswo zum Räuchern dienen, nimmt man weit lieber von den Höhen als aus der Tiefe, wo sie minder kräftig und minder aromatisch sind.

Dasjenige speisbare Produkt, das in eben dem Grade wie die Milch von der Güte der Kräuter bedingt wird, ich meine den Honig, träufelt in den Alpen eben so wie in Griechenland in vorzüglichster

Qualität von den hohen Bergen herab. Ueberall in den Alpen liefern die kleinen hochgelegenen Bergdörfer einen viel feineren Honig als die tiefen Thäler. Und der Honig von den höchsten Gegenden der Alpen aus dem Wallis und dem Chamounix ist der geschätzteste von allen. Man trifft daher auch überall in den Alpen die Bienen auf der Wanderung aus den Thälern zu den Höhen begriffen. Diese an weite Gebirgsflüge gewöhnten Bienen der Alpen sollen oft im Laufe eines Tages ganz außerordentliche Reisen in den Bergen machen. Sie steigen bei diesen Wanderungen bis über die Gletscher hinaus und die Gemsjäger begegnen ihnen oft an den obersten Hörnern, 9 bis 10,000 Fuß hoch.

Natürlich läßt sich der Grundsatz, daß alle Pflanzen und Kräuter um so edler werden, je höher sie stehen, nicht bis in's Extrem verfolgen. Für jede Pflanze gilt vielmehr dieser Grundsatz nur bis zu einer gewissen Höhenstufe. Jede nimmt in Farbe, Aroma und Veredlung bis zu dieser bestimmten Höhe zu, und über diese hinaus verkümmert und verkrüppelt sie dann wieder, die eine schon weiter unten, die andere erst weiter oben. Auf den höchsten Höhen sieht es daher am Ende noch trauriger aus als in den Thälern, und es kommen da statt edler Kräutergeschlechter zulezt nur noch Moose und Flechten vor.

Nicht nur die Gräser und Kräuter, sondern auch die größern Pflanzen, die Bäume, werden bis zu einer gewissen Höhe edler und schöner. Die vornehmste aller Fichtengattungen, die Cypresse der Alpen, die prächtige Zirbelnußtanne, in der Schweiz „Arwe," von den Botanikern Pinus Cembra genannt, wächst an der Grenze der Waldregion am liebsten; freiwillig erscheint sie an niedrigen Orten gar nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Der März in der französischen Republik.

(Fortsetzung.)

Neben den großen Ereignissen, der gewaltigen Bewegung in Paris, haben die hiesigen stillen Künstlerateliers etwas Unheimliches und Fremdes. Die Kunst ist bei uns, d. h. nicht in Deutschland sondern in unserer Zeit, so wenig in das Leben getreten, daß sie für die Meisten immer ein abstrakter Begriff bleibt. Sie ist nicht aufgegangen in unserem Bewußtseyn als ein nothwendiges Bedingniß unseres Daseyns, wir sind sie nicht gewohnt, wie die Harmonie in der Natur, die uns eben, weil wir sie gewohnt sind, nicht befremdet. Wäre alles, was von Menschenhand erzeugt wird, von dem Geiste des Schönen durchdrungen, so würden wir uns auch vertrauter zu den großartigsten Produkten der Kunst verhalten, die um ihrer Kostbarkeit willen nicht in den Besitz des Einzelnen übergehen können. — Der moderne Monarchismus und die ungleiche Gütervertheilung, so wie der Mangel an öffentlichem Leben, haben in den lezten Jahrhunderten noch reichlich dazu beigetragen, die Kunst aus den Kirchen und von den Märkten, aus den Volkshallen und andern öffentlichen Gebäuden, in verschlossene Paläste und Säle zu verstecken, und die Völker haben sicher dadurch verloren. Wir müssen nun erwarten, ob die neue Republik auch die Kunst, als allgemeines Bildungsmittel, dem Volke mehr zugänglich, so zum Gemeingut auf Straßen und Plätzen machen werde, wie es im Alterthum und in den italienischen Republiken der Fall gewesen ist.

Wenn ich mich hier, wo die transcendentale christliche Kunst ihre großen Verehrer hat, gegen die Abstraktion in der Kunst ausspreche und es recht finde, daß mein Landsmann und Freund Karl Hübner wenigstens den Versuch wagt, den Inhalt der Jeztzeit in den Bereich seiner Schilderungen zu ziehen und durch die bildliche Darstellung der herrschenden Uebelstände zum Herzen und in das Bewußtseyn der Menschen zu dringen, so antwortet man mir: „Die Kunst kann die Zeitfragen nicht lösen." — Aber die bloße christliche Liebe und das Beten haben es auch nicht vermocht bis jezt; und es kommt, so scheint mir's, nun darauf an, mit allen Kräften, mit allen vereinten Mitteln auf das eine große Ziel zu steuern. Daß die Kunst ein großes Mittel sey, wird aber Niemand läugnen; sie muß also mitwirken, so viel an ihr ist, für die Sache der Freiheit.

Gestern besuchten wir den Maler Scheuern. Er hat sich in vielfachen, man möchte sagen in allen Zweigen der Malerei versucht, und überall mit Erfolg. Ich sah vortreffliche, dichterisch componirte Aquarellen, anmuthige Genrebilder und sehr schöne Landschaften von ihm. Zu den Landschaften hat man eigentlich das reinste Verhältniß in Stimmungen wie die jetzige. Sie wirken beruhigend, wie die Natur; während das Genre, troz seiner oft rührenden Kindlichkeit, kleinlich, ja wie eine Erbärmlichkeit erscheint, wenn auf der Erde neue Menschheitsepochen sich bereiten. Das große Schicksal des einzelnen großen Menschen verliert sich dann schon in der Allgemeinheit und erscheint weniger bedeutend, um wie viel mehr die kleinen Leiden und Freuden, welche das Genre darzustellen pflegt! Wer denkt denn jezt an ein pfeifendes Vögelchen, an ein spielendes Kind, an einen trommelnden Großpapa und sein Enkelsöhnchen! Wäre ich ein Genremaler, ich fühlte mich sehr unglücklich in diesem Zeitpunkte großer Bewegung.

Hier ist eine Ausstellung zum Besten der nothleidenden Schlesier veranstaltet, in der ich Hübners neues Bild „die Auspfändung" sah. Nach dem Urtheil aller Maler soll es in den Einzelnheiten mit der Vollendung der besten Niederländer gemalt seyn. Mir gefällt es weniger als die vortrefflichen schlesischen Weber, deren ruhige Einfachheit tiefer und entschiedener wirkt. Das Bild hat schon darin eine innere Unwahrheit, daß die Leute noch zu viel entbehrlichen Hausrath besitzen, um sich der Pfändung auszusetzen. — Die Scene geht in einem Küchenraume vor sich, in den mehrere Eingänge führen. Gerichtsdiener schleppen aus einem Keller Kartoffelvorräthe in Körben und aus einer obern Etage Kleider herbei. Kupferner Hausrath, Kessel, Kasserollen, zinnerne Teller und ein aufgerolltes Stück neuer Leinwand liegen in buntem Durcheinander auf dem Boden. In der Mitte des Bildes, jedoch etwas zur Rechten, steht der Vater der Familie, in der Tracht eines Arbeiters, der linke Arm in einer Binde, seine Arbeitsunfähigkeit anzudeuten. Zwei Mädchen von acht bis zwölf Jahren schmiegen sich angstvoll und zärtlich an ihn, da sie den stummen Zorn in seinen Zügen erblicken. Ein Knabe, der sich an sein Knie drängt, hält eine Flasche aus Kürbis gemacht fest umklammert, als wolle er dieß Lieblingsstück vor den Händen der Gerichtsdiener schützen. Ganz zur rechten Seite des Bildes sitzt am erloschenen Herde auf einer Bank die Großmutter, taub und blind, der ein anderer Knabe, seinen Mund fest an ihr Ohr gepreßt, deutlich zu machen strebt, was um sie her geschieht. Diese Gruppe, diese erlöschende Existenz an dem erloschenen Herde, die Frau, welche ohne die Möglichkeit thätiger Betheiligung zum Besten der Ihrigen noch von allen Schrecken des Mangels bedroht wird, hat etwas furchtbar Ergreifendes. Unferne von dem Vater kniet die Hausfrau in tiefster Verzweiflung, die beiden Hände flehend erhoben gegen den auf der linken Seite des Bildes hinausschreitenden Exekutor. Das Wesen der Frau ist sehr charakteristisch und voll einfacher Wahrheit; während das höhnische Lächeln in dem Gesichte des Exekutors ganz verfehlt ist. Ein Mann, der solche Scenen täglich vor Augen sieht, bleibt gleichgültig dabei. Für süßlich spöttisches Lächeln ist kein Grund vorhanden und die kalte Gleichgültigkeit würde viel tragischer wirken. — Das Bild macht im Ganzen mehr einen unbehaglichen, als traurigen Eindruck. Selbst in dem Erscheinen des Mannes, der durch eine Thüre im Hintergrund eintretend einen vollen Beutel und damit Rettung bringt, liegt keine Versöhnung.

In Hübners Atelier fand ich Skizzen und Uebermalungen, welche ich diesem Bilde bei weitem vorziehe. Seine Auswanderer malt er auf Bestellung zum drittenmale, und sie verdienen dieß auch. Ein Paar zusammengehörende Bilder aus dem Leben eines Wilddiebes werden gewiß sehr schön werden. Das erste stellt einen Jüngling dar, der seinen Eltern und einer Schwester ein erlegtes Reh nach Hause bringt, um ihrer Noth damit zu steuern, und der nun bestürzt dasteht, weil ihm statt des gehofften Dankes angstvolle Ermahnungen zu Theil werden. Auf dem zweiten Bilde führen ihn Forstbeamte, unter dem Wehklagen der Seinen, in das Gefängniß. So einfach diese Motive sind, so ergreifend sind sie dargestellt und besonders durch die Beschränkung der Composition bedeutend.

Das ausgezeichnetste Bild, das ich in Düsseldorf gesehen, war von einem Norweger, Tidemand: norwegische Sektirer in einer Bauernstube zum Gottesdienst vereint, in die von oben das Tageslicht hereinfällt. Es sind an zwölf Figuren, Männer und Weiber jeden Alters, in farblosem Nationalcostüm und mit scharf ausgeprägtem Nationaltypus in den Physiognomien; Alle zu gleichem Zweck vereint, Alle abgezogen von jedem irdischen Gedanken, zu tiefster innerer Selbstbetrachtung; und gerade darum jene höchst charakteristische Verschiedenheit in den Individualitäten, die einen großen Meister verkündet. Von dem Ausdruck des durchgeistigten, schwärmerisch schönen Kopfes des aus der Bibel vorlesenden Mannes, der auf einem hölzernen Stuhle mitten im Zimmer steht, bis zu der dumpfen Versunkenheit eines im Hintergrunde sitzenden Jünglings, ist fast die ganze Skala menschlicher Geistesentwicklung in religiöser Beziehung durchlaufen. — Das Bild fesselte mich sehr, rührte mich tief. Aber ich möchte wohl einmal von Tidemand, der ein sehr edles Aeußere hat, glückliche, lebengenießende Menschen gemalt sehen.

Die hiesigen Maler, wie sie sich in kirchliche und weltliche theilen, bilden auch in der Politik zwei Parteien. Die Frommen und die Romantiker halten es mit dem Bestehenden; Lessing, Hübner, Scheuern und viele Andere sind ergriffen vom Geiste des Jahrhunderts und voll freudiger Hoffnung auf eine freie Zukunft. Sie hatten sich bei den Petitionen betheiligt, waren bei den Versammlungen der Liberalen thätig und vor Allen forderte der männliche Lessing zu frischem Fortschritt auf, was ihm von der andern Seite verargt wurde. — Wird sich irgendwo das Erblühen der Freiheit segensreich beweisen, so ist es zuerst in der Kunst, und diejenigen Künstler, welche überhaupt Leben in sich haben, empfinden dieß in freudiger Vorahnung auch hier. — Hübner will nach Paris gehen, um Volkserhebung, Volksbewegung „mit Augen zu schauen" und sich die Seele daran zu erweitern.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., December.

(Fortsezung.)

Preußische Einquartierung. — Christfest. — Theater.

Seit ungefähr acht Tagen sind wir von der Einquartierung befreit, die in den lezten Tagen doch lästig zu werden anfing; da so viele hiesige Einwohner auf kriegerische Gäste nicht eingerichtet sind. Ueberhaupt kannte die jüngere Generation die Beschwerden der Einquartierung nur aus Tradition. Sämmtliche Truppen sind nun kasernirt, und bloß bei dem preußischen aus der Umgegend hierher verlegten Bataillon des 35. Regiments sind bei der Kasernirung einige Unordnungen vorgefallen, die indessen mehr einigen unvorsichtigen Worten der Commandirenden gegolten haben sollen. Jezt ist dieses Bataillon wieder nach Mainz; und das uns seit dem 18. September so sehr befreundete Bataillon des 38. Regiments zu seiner und unserer Freude hierher beordert worden. Viele Freundschaftsbündnisse haben sich zwischen den hiesigen Einwohnern und den Offizieren angeknüpft. Das Verweilen der Preußen in unserer Stadt hat viel dazu beigetragen, die vorgefaßte Meinung zu bekämpfen, die man gegen den preußischen Soldatenstand im Allgemeinen hegte. Mehr als alle wohlgesezten Reden von der Tribüne wirkt das Ereigniß, die That, und so müssen wir das sich Durchkreuzen aller deutschen Truppen in deutschen Landen als eine Thatsache begrüßen, die erst künftig in ihrer ganzen Bedeutung erfaßt wird. Die Stämme sind einander näher gebracht worden.

Bei uns beginnt sich schon der Geist des bevorstehenden Christfests zu regen. Weihnachten ist für die Frankfurter kleinen und großen Kinder ein gar liebes Fest, das die trübste, nebelvollste Zeit im Jahre freundlich verschönt, auf das man sich Wochen vorher freut und das dann noch Wochenlang Stoff zur Unterhaltung darbietet. Da trippeln die Mütter emsig von einem Laden zum andern und bergen die erkauften Schäze sorglich vor den Augen der Lieblinge unter Mäntel und Mantillen. Es fehlt in den Läden und Magazinen nicht an Käufern; doch will man bemerken, daß Luxusartikel verhältnißmäßig wenig verkauft werden, und daß die höheren Stände zurückhaltender sind, als der Bürgerstand, der in seinen Einkäufen mehr auf das unmittelbar Nothwendige, auf das Nüzliche und Brauchbare sieht.

Troz der ungünstigen politischen Stimmung ist das Theater stärker besucht, als bisher. Viel mag freilich auch die Anwesenheit so vieler Offiziere dazu beitragen, Ich gestehe, daß es mir Freude macht, wieder einmal volle Häuser zu sehen. Es gibt wohl nichts niederschlagenderes für den Künstler, als vor leeren Bänken zu spielen. Künstler und Publikum müssen sich gegenseitig heben. C'est le parterre qui fait les acteurs, sagt ein geistreicher Franzose mit Recht. Unsere Bühne brachte zwei Neuigkeiten. Laube's „Prinz Friedrich“ und „die Macht der Verhältnisse,“ Drama in vier Abtheilungen von Elisabeth Sangalli. Was das erste Stück betrifft, so ist Laube damit offenbar hinter seinen Karlsschülern zurückgeblieben, obgleich es sich nicht läugnen läßt, daß manches darin gut ist und durch das Ganze der Athem ächt deutscher Gesinnung wohlthuend weht. Nur habe ich bei diesem Stücke, so wie bei Gottsched und Gellert, das auszusezen, daß er zu offenbar die Gesinnung unserer Zeit in die der alten hinüberträgt, so daß dieser Fehler im Costüm — wenn ich mich so ausdrücken darf — den vorurtheilsfreien Hörer unangenehm berührt. Einen frappanten Beleg hiezu liefert die Phrase über jene unglückselige Trennung Straßburgs von Deutschland im Munde des Kronprinzen Friedrich seinem strengen Vater gegenüber, der ihm seine Liebe für das Franzosenthum vorwirft.

(Schluß folgt.)

Aus der Westschweiz, December.

Silhouetten aus dem Bundesrath.

Das Gewitter ist bei Ihnen später ausgebrochen als bei uns. Nun donnert und blizt, stürmt und hagelt es aber noch jenseits des Rheins, während bei uns schon der Regenbogen sich wölbt. Ich weiß nicht, ob es mir gelingen wird, mitten unter den Donnerschlägen, welche die Ohren Ihrer Leser bald rechts, bald links in nächster Nähe umbrausen, deren Aufmerksamkeit auf das beginnende organische Leben zu lenken, das unserem vom Gewitter des lezten Winters befruchteten Boden entkeimt. Damals waren die Augen von ganz Europa auf die Schweiz geheftet; unsre Zustände, unser Ringen und Streben verdienen auch jezt noch beachtet zu werden, insbesondere von den stammverwandten Deutschen, welche in so manchen unserer Verhältnisse, unserer Kämpfe, Siege und Niederlagen das eigene Bild im Kleinen erkennen dürften, was sich mit einigem Aufwand von Phantasie vielleicht sogar in's Einzelne verfolgen ließe. Wer denkt da nicht, wenn es sich um das gelehrte Zürich handelt an Preußen, wenn vom stolzen Bern die Rede ist an Oesterreich. Als Analogen des katholischen Baverns wäre Luzern nicht gar zu fern gelegen, während ich die Waadtländer, Genfer, Neuchateller, Freiburger, Walliser und Tessiner mit den Magyaren, Tschechen, Galiziern, Croaten, Walachen und Lombarden vergleichen möchte. Basel und Schaffhausen sind unsere Hansa und St. Gallen, Thurgau und Aargau erinnern an die wortbehenden, renommirenden, confessionell zerrissenen Rheinlande. Sie sehen, wir haben einen vollständigen Mikrokosmus Ihres großen heiligen deutschen Reichs. Zu unserem Glücke sind wir Ihnen aber um einen guten Schritt voraus. Statt Ihres provisorischen Reichsverwesers und Ihres grundrechtsseligen Parlaments in der provisorischen Reichshauptstadt Frankfurt sizt in unserer definitiven Bundesstadt bereits wohlbestallt unser definitiver Bundesrath. Die leichthingeworfenen Silhouetten der Mitglieder desselben, der nunmehrigen obersten Lenker unseres eidgenössischen Staatsschiffes, werden Ihren Lesern vielleicht nicht unwillkommen seyn. — Erstgewählter und Präsident der höchsten Exekutivbehörde unseres Bundesstaates ist Furrer, der zugleich mit der Besorgung des diplomatischen Departements betraut ist. Der Mann mit dem geistreichen Mund und Blick und der versprechenden Stirne ist aus dem zürcherschen Städtchen Winterthur gebürtig, wo er früher den Advokatenberuf mit vielem Glück betrieb. Als in Zürich das conservative sogenannte Septemberregiment zusammenstürzte, ward er zu den Staatsgeschäften berufen, und um dem von Haus aus keineswegs mit großen Glücksgütern gesegneten Mann die Annahme der republikanisch besoldeten Stelle eines zürcherschen Regierungsrathes möglich zu machen, sezte ihm seine Vaterstadt Winterthur eine Gehaltszulage von 1000 fl. aus. Seine Devise heißt: legaler Fortschritt.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 1.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 3. Mittwoch den 3. Januar 1849.

That churchman bears a bounteous mind indeed.
No doubt, he's noble.

Shakespeare.

Der März in der französischen Republik.

(Fortsetzung.)

3.

Köln.

Montag den 6. März sind wir Nachmittags um vier Uhr von Düsseldorf abgefahren. Um fünf ein halb Uhr waren wir im holländischen Hofe am Rhein. — In den Straßen ein buntes Carnevalsleben, das Volk, leicht beweglich und frei, viel Masken, viel Singen und dadurch italienische Erinnerungen.

Die Unruhen in Köln müssen nicht eben bedeutend gewesen seyn und kaum die Grenzen eines gewöhnlichen Straßenauflaufs überschritten haben, wenn die Erzählungen wahr sind, die man an der Wirthstafel und sonst davon machte. — Am Abende fuhren wir zum Fürst-Bischof von Geißel, für den wir einen Einführungsbrief hatten. Im Dunkeln langten wir vor seiner Wohnung an. Der Platz, auf dem sie liegt, ist räumlich und still. Ein großer, öder aber neugehaltener Palast. Treppen und Hallen mäßig beleuchtet, still und sauber. Ein Diener ohne Livree leuchtete uns mit einem bescheidenen Talglicht voran. Der Erzbischof befand sich in einem sehr großen, hohen Studirzimmer; ein Tisch voll Papieren und Büchern stand vor dem Sopha, auf dem er bei einer kleinen Arbeitslampe gelesen haben mußte. Ein großes Pult, büreauartig gegen das Fenster gestellt, nahm einen bedeutenden Theil des Zimmers ein; eine reiche Pelzdecke mit Stickereien lag davor und Bücherrepositorien an den Wänden vollendeten den Eindruck des Studirzimmers.

Der Erzbischof von Geißel mag gegen fünfzig Jahre oder wenig darüber alt seyn. Er ist groß und von stattlicher Fülle. Sein volles Gesicht erinnert mit den feinen und scharfen Formen an die Bourbons; der Mund ist klein, bestimmt in der Form und sehr angenehm in der Bewegung; auch die Bewegung der schönen Hände durchaus edel. Er trug den langen Rock der Monsignori, die rothe Sammetkappe, kleine Bäffchen, ein Kreuz von Gold an schwerer goldener Kette um den Hals; den Fischerring am Finger. — Nach den ersten Begrüßungen kamen wir auf die Zeitereignisse zu sprechen. Er erzählte von Louis Philipps Flucht, fand es auffallend, daß Niemand in Frankreich Sympathien für ihn habe; glaubte daß die Republik sich für's Erste halten werde, obschon die Organisation der Arbeit ein unlösbares Problem sey. „Sobald die Geldmittel erschöpft sind, muß eine gefährliche Krisis eintreten. Die socialen Elemente sind aufgerüttelt, sind in Gährung; alles Bestehende in Frage gestellt. Die Beruhigung der Zustände, die Lösung der Fragen wird nicht von Einzelnen ausgehen. Ereignisse wie die Völkerwanderung werden eine radikale Umwälzung, eine neue Weltordnung erzeugen."

Die Unterhaltung wendete sich auf Italien. Herr v. Geißel glaubte nicht an die Lombarden. „Napoleon hat gesagt, die Italiener sehen aus wie Männer, sprechen wie Weiber, handeln wie Kinder." — Ich wandte die Vorgänge in Palermo ein. — „Die Sicilianer sind Araber und Griechen; es ist Energie und Race in ihnen." Als darauf des Papstes erwähnt wurde, sagte er: „Die Absichten des Papstes sind gewiß vortrefflich." Auf die Frage, ob man sich in

Deutschland wohl zur Vertheidigung der Legitimität rüsten werde? entgegnete er: „Ich hoffe, daß es nicht geschieht; man wird einer fremden Nation die Freiheit lassen, ihre Angelegenheiten selbst zu ordnen. Kämen die Franzosen als Angreifer wie 1792 über den Rhein, so würden sie Schläge bekommen.“ — Ich hätte gern gesagt „wie 1792.“

Die ganze Unterredung war gehalten, aber ohne jenen Anstrich von Frömmigkeit und Monarchismus, mit dem unsere protestantischen Geistlichen sich zu überfirnißen pflegen. Herr v. Geißel macht den Eindruck eines Kirchenfürsten und ist, wie die ganze höhere katholische Geistlichkeit, wohl zu Hause auf Erden. Ueberhaupt scheint mir, als habe der protestantische Pietismus, indem er Weltverachtung und ausschließliches Hingeben an den Geist predigte, sich selbst den Boden unter den Füßen fortgezogen; selbst die Leiter zerstört, die ihm den Weg in die Zukunft möglich macht. Verachtung des Irdischen ist eine solche Lüge, daß sich darauf nichts Standhaltiges erbauen läßt. — Als wir auf die Straße kamen, umwogte uns im Innern der Stadt das lauteste, fröhlichste Fastnachtstreiben.

Dienstag den 7. des Morgens. Die Nacht war es sehr lärmend unter meinen Fenstern. Ich stand auf, zu sehen, was es gäbe. Dampfschiffe lagen vor dem kleinen Landungsplatze, auf den meine Fenster gingen, und Karnevalsgäste sangen und jubelten bei ihrer Abreise von Köln. Es gab einen hübschen Anblick, wie sie sich im Schneegestöber bei der unvollkommenen Erleuchtung von einigen Laternen, in Maskentracht nach dem Schiff drängten. Der ganze Eindruck von Köln war gestern ein südlicher. Hier sieht man doch wieder ein geistig lebhaftes, ein zur Freude geneigtes Volk. Auch der Anstrich eines Nationalcostüms, wie es noch in der runden, mit Falbeln besetzten Haube der Kölnerinnen sich erhalten hat, ist anmuthend. Masken guckten mit großen Papplorgnons in unsern Wagen, riefen uns an, neckten uns harmlos. Ganz ungehindert bewegten wir uns nachher durch das wirklich große Volksgewühl, als wir zu Fuße einige Besuche in Straßen machten, die wegen des Gürzenichfestes für Wagen gesperrt blieben. Alle Laden waren offen und erleuchtet, in allen Bier- und Weinhäusern großes Gedränge und viele Masken, überall tönte Singen und Jauchzen durch die offenen Fenster auf die Straße hinaus.

Heute nun jubelt das Volk noch fort; dennoch wollen wir am Nachmittag nach Aachen und morgen von Aachen nach Paris gehen. Jeder Tag fern von Paris ist jetzt ein Verlust, und es wird immer unmöglicher, Bilder oder deutsche Dome zu besehen. Wer kann denn die festgefrorene Starrgläubigkeit, die steingewordene Vergangenheit betrachten, wenn die Menschheit ihre wichtigsten Thaten in der Gegenwart thut und die Welt sich neu gestaltet. Zudem habe ich persönlich nie einen Zusammenhang, nie eine Sympathie gehabt für das spitzbogige, gothische Mittelalter, und der Unterschied zwischen diesem und der Antike tritt mir gerade jetzt doppelt lebhaft in das Bewußtseyn. Man könnte mitten in der Erregung dieser Tage römische und griechische Skulptur und Architektur mit Genuß, mit Erhebung betrachten; man würde danach ruhiger und eben darum freier, parteiloser in die Jetztzeit blicken; denn es liegt in der sich begrenzenden, maßvollen Schönheit der alten Kunst die weise Lehre, zu innerer und äußerer Abschließung durch möglichste Vollendung in sich. Die gothische, emporstrebende Architektur, die eigentlich nirgend ein Ende hat, da auf dem spitzesten Spitzchen des höchsten Thurmes immer noch ein höheres, spitzeres denkbar und möglich ist, hat gerade dadurch, daß sie nicht in sich abschließt, sondern in den Himmel, in das Unerreichbare strebt, etwas Unruhiges, und all die Zinken und Zacken, Kreuzchen, Heilige und Thierfratzen sehen doch zuletzt nur wie festgefrorene Einfälle aus.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Alpen.

(Fortsetzung.)

Die nützlichste Fichte, die Lärche, ist in der Höhe größer, von festerem Wuchse und brauchbarerem Holze als in der Tiefe. Und die Rothtanne wird nur auf den höhern Bergen in der Struktur und dem Zellgewebe ihres Holzes so fein ausgebildet, daß ihre Fibern fähig werden, das Echo der zartesten Töne zurückzuhallen. Die besten Resonanzböden für unsere Claviere kommen nur aus den höhern Berggegenden. — Auch für viele Gattungen von Obstbäumen muß man eine Veredlung, die durch die Höhe ihres Standpunktes hervorgebracht wird, annehmen. Das kräftigste Kirschwasser der Schweiz kommt aus hochgelegenen Thälern.

Aehnliche Einwirkungen der Höhe zeigen sich, wie im Pflanzenreiche so auch im Thierreiche. Man kann sagen, daß fast alle Thiergattungen der Alpen in zwei Varietäten zerfallen, in eine Berg- und eine Thalvarietät, und daß fast immer der Berggattung vor der Thalrace der Vorzug gegeben wird. Die Bergpferde und Bergrinder aus den höhern Alpengegenden sind fast durchweg feingliedriger, zierlicher gebaut, und obwohl bedeutend kleiner, doch kräftiger, nerviger und klüger als die Pferde und Rinder der Ebenen und tiefen Gegenden.

Die Hasen theilt man in „Berghasen" und „Thalhasen," die beide sehr von einander verschieden sind, und bei den Gemsen unterscheidet man die „Gratthiere" und die „Waldthiere." Jene, die Gratthiere, leben beständig auf den höchsten und wildesten Höhen und kommen nie in die Wälder herab. Sie sind etwas kleiner, aber auch muthiger und wilder, und ihr Fleisch schmackhafter als das der Waldthiere, die tiefer hausen und im Winter in die Wälder und sogar zuweilen in tiefe Thäler hinab kommen. — Das stärkste und muthigste und gepriesenste aller dem Ziegengeschlecht verwandten Thiere, der Steinbock, lebt wie die Gemse auf den höchsten Gebirgen, wo auch der König aller Vögel, der Gold- oder Königsadler, haust, während die Thäler nur gemeine Habichte, Kukuks und Eulen beherbergen. — Sogar auf die Fische erstreckt sich der veredelnde Einfluß der Höhen. Obwohl seltener und kleiner, werden sie doch um so zarter und schmackhafter, in je höher gelegenen Gewässern sie leben. Ganz ausgemacht ist dieß in Bezug auf die Forelle, bei der oft ein geringer Unterschied in der Höhe ihres Wohnorts schon einen bedeutenden Unterschied in der Schmackhaftigkeit ihres Fleisches macht. In dem Hauptthale des Kantons Unterwalden befinden sich drei kleine Seen, die wie übereinander gestellte Becken im Thale aufwärts liegen: in der Tiefe der Alpnachsee, dann in der Mitte der Sarnersee und endlich oben im Thale der kleine Lungernsee. Der leztere liegt 600 Fuß höher als der zweitgenannte und dieser 300 Fuß höher als der erste. In allen drei Seen kommen Forellen vor. Aber die im Sarner sind als viel schmackhafter bekannt, als die im Alpnachersee, und die im hohen Lungernsee sind wiederum mehr geschäzt als jene. Im hintersten Theile von Uri ist ein kleiner, äußerst hochgelegener See (6170 Fuß über dem Meere), der sogenannte Oberalpsee, den auch Saussure beschreibt. Dieser kleine Hochsee ist durch seine Fische ebenso berühmt wie manche Hochalp durch ihr Adelgras und Mutnera. — Es ist eine wunderbare und unerklärliche Erscheinung, daß diejenigen Thiere, die in sich und für sich edler werden, dann auch gewöhnlich in Bezug auf den Menschen und seinen Gaumen sich veredeln. Die Gemse, die in der Luft der Hochgebirge muthiger und munterer wird, gewinnt dadurch sonderbarerweise auch mehr Schmackhaftigkeit, die Forelle, die in den klareren Quellen und Seen der Höhe eine fröhlichere und wohlthuendere Existenz hat, bringt dabei auch nebenher Fleisch hervor, das der Köchin und dem Gourmand mehr Freude macht. — Man hat in diesen lezten Jahren der Kartoffelkrankheit die Bemerkung gemacht, daß sie auf den Berghöhen weit unschädlicher gewesen ist, als in den Thälern; und was noch interessanter ist, man hat auch bei allen Krankheiten der Menschen von jeher dasselbe beobachtet.

Wie die Kartoffeln, wie die Fische, wie die Gemsen, wie alle Kräuter und Pflanzen sind auch die Menschen auf den Bergen gesünder und kräftiger als in den Thälern. Es gibt viele Krankheiten, die eine gewisse Höhe nie erreichen. So z. B. erzeugt sich der Kropf nie auf Bergen, die höher als 3000 Fuß über dem Meere liegen. Der Cretinismus, an dem in den Thälern ganze Geschlechter, Dorfschaften und Communen leiden, kommt nie über eine Höhe von 3500 Fuß hinaus. Von den Wechselfiebern, die in der Tiefe beständig grassiren, bleiben die Höhen und Hochthäler beständig frei. — Allerdings haben auch die Bergbewohner einige ihnen ganz eigenthümliche Krankheiten, wie z. B. den sogenannten Alpenstich; allein das Register ihrer Krankheiten ist doch weit weniger lang, als das der Thalleiden, und dabei sind auch die Uebel selbst viel kürzer als in den Thälern. Es ist das Eigenthümliche der Berge, daß es dort weit weniger lang sich hinschleppende chronische Krankheiten, weit weniger Siechthum gibt, als in den Thälern. Alle Bergkrankheiten sind akute schnell vorübergehende Uebel.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Westschweiz, December.

(Fortsetzung.)

Silhouetten aus dem Bundesrath.

Der Zweitgewählte und Minister des Krieges ist Ochsenbein aus dem bernischen Städtchen Nidau, früher ebenfalls praktischer Advokat und dann Obercommandant des unglückseligen Freischaarenzuges gegen Luzern. Ein geistreicher Franzose sagte von ihm, er sey das erste Beispiel eines Anführers, der durch eine Niederlage zu Ehre und Würden gekommen sey. Uebrigens sind diejenigen, welche ihn die ersten Stufen der Macht hinauf hoben, nun seine bittersten Gegner und frühere Widersacher seine wärmsten Freunde geworden; nicht eben ein schlimmes Zeichen! Sein Benehmen und sein Aeußeres sind in hohem Grade einnehmend. Seit dem Sturz der alten Aristokratie soll der fremden Diplomatie gegenüber kein Bundespräsident mit so feinem Anstand zu repräsentiren gewußt haben. In seinen großen Augen glüht ein dunkles Feuer und um seinen Mund spielt oft das liebenswürdigste Lächeln. Seine Gesinnung

ist ächt schweizerisch und sein Wille gut. Nur möge er sich hüten, sich von seinem Ehrgeiz, seiner Eitelkeit oder andern in ihm schlummernden ungebändigten Kräften ein zweitesmal zu thörichter That hinreißen zu lassen. — Diesen beiden reiht sich als Dritter der gewesene Staatsrath Druey aus Lausanne an, ein troß seiner Wohlbeleibtheit dennoch stark in's Rothe schillernder Republikaner. Man erzählt sich merkwürdige Stücklein von dem „Wälschen.“ So soll er u. a. im verflossenen Sommer bei einem Schützenfeste, durch ungewohnten Widerspruch aufgeregt, in einen förmlichen Anfall momentaner Tollheit verfallen seyn, auf offener Straße Hunde als seine Brüder angeredet und allerlei andern wahnsinnigen Spektakel getrieben haben. Männer, die öfters Gelegenheit hatten an Tagsatzungen und in Ausschüssen neben ihm zu sitzen, reden ihm jedoch nach, daß es troß seiner Excentricität nicht eben schwierig sey mit ihm auszukommen, wenn man nur erst das ungehörig gährende Element in ihm ein wenig ausbrausen lasse, und rühmen seine alsdann zu Tage tretenden staatsmännischen Kenntnisse und Eigenschaften. Wahrscheinlich als dem Erfinder der Anwendung der Feuerspritzen gegen religiöse Sektirerei wurde ihm das Portefeuille der Justiz und Polizei übertragen. — Das Ministerium der Finanzen erhielt Munzinger aus dem solothurnischen Städtchen Olten, ein Mann, mager wie Cassius, dem es alberne Gegner zum Verbrechen anrechneten, daß er als solothurnischer Landammann oder Tagsatzungsgesandter in einfachem grünem Schützenrock, grüner Mütze und abgelegter Halsbinde herumstieg. Munzinger ist ein Mann von eisernem Willen und eiserner Consequenz, aber auch eiserner Rücksichtslosigkeit gegen politische Gegner, welcher, ein Faktum ohne zweites Beispiel, in der „turbulenten“ Schweiz, achtzehn Jahre an der Spitze seines Kantons stand. Munzinger ist kein Mann der Theorie, sondern ächt praktisch, nur das mögliche, ausführbare anstrebend, vielleicht der scharfblickendste Staatsmann unter seinen Collegen. — Frey-Herose, Fabrikbesitzer aus dem Aargau und eidgenössischer Oberst, ist ein kleines Männchen mit klugem Gesicht, auf dessen Oberlippe kein Härchen steht, aber nichtsdestoweniger ein tüchtiger Militär, welcher als Chef des Generalstabs unter Dufour seinen guten Theil zum genauen Ineinandergreifen der Operationen und dem hieraus erfolgten schnellen und wenig blutigen Entscheid des Sonderbundskriegs beigetragen haben mag. — Franscini, ein Tessiner, ist als Verfasser mehrerer werthvoller statistischer Werke über die Schweiz bekannt. Er soll sich vor seinen italienischen Landsleuten insonderheit durch seine angeborne Bescheidenheit auszeichnen. Böse Zungen protestirten gegen dessen Wahl in den Bundesrath: er sey ja der einzige rechte Mann, welchen der Kanton Tessin besitze, und den man dem armen Lande doch ja um's Himmels Willen nicht entziehen solle. — Die heilige Siebenzahl schließt Näff aus St. Gallen, ein großer freundlicher, wohlgenährter Herr, ein Mann der Mäßigung und Versöhnung, welcher nebst Furrer, Munzinger und Kern aus dem Thurgau zu den Hauptwerkmeistern unseres neuen, allem Anschein nach wohlgelungenen Staatsgebäudes zu zählen ist. — Sie sehen, daß keineswegs die schlechtesten Eidgenossen am Steuer unserer Bundesrepublik stehen. Bei Ihnen in der Paulskirche würden sie, mit alleiniger Ausnahme Druey's, im linken Centrum sitzen. Ihrer socialen Stellung nach gehören sie sämmtlich zum Mittelstand, und sind meist aus den kleinern Städten gebürtig, von denen die Bewegung ausgieng, welche in den dreißiger Jahren unsere Aristokratien stürzte. Sie werden unter ihnen keinen einzigen der patrizischen Namen finden, die meistens ruhmvoll auf jeder Seite unserer frühern Geschichte zu lesen sind. Die gegenwärtigen Träger derselben können sich eben nicht mehr in den veränderten Takt des neuen Welttanzes hineinfinden. Es ist ihren Söhnen und Enkeln vielleicht vorbehalten, die Namen der Erlache, Hallwyle u. s. w. wieder zu Ruhm und Ehren zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Frankfurt a. M., December.

(Schluß.)

Theater.

Sehr gut sind übrigens im Charakter Friedrichs alle Keime angedeutet, die ihn später so groß machten: die Begeisterung, das Feuer, das Zarte, neben dem Starren, Eigensinnigen, ja Despotischen. Historisch getreu ist der Charakter Katte's gehalten, den bekanntlich Julius Mosen in seinem „Sohn des Fürsten“ zu einer Art Posa stempeln wollte. Der König ist gut gezeichnet; nur kommen uns die sich in jedem Akte wiederholenden Jeremiaden über des Prinzen Neigung zur calvinistischen Prädestinationslehre etwas langweilig, um nicht zu sagen lächerlich vor. Daß der Prinz nach der Versöhnung mit dem Vater so leicht den Einflüsterungen Katte's Gehör gibt und nicht zum Abendgottesdienst geht, läßt sich nicht aus seinem Charakter erklären, steht im direkten Widerspruche mit den eben erst gefaßten guten Vorsätzen und erscheint durch nichts motivirt, als eben durch Katte's Charakter, den aber der Prinz doch zu gut durchschaut, um sich von ihm bestimmen zu lassen. Der hier weilende Dichter wurde gerufen, hatte aber schon das Haus verlassen. — Das zweite Drama scheint das erste Produkt einer Schriftstellerin zu seyn. Es handelt sich von einer Ehe zwischen einem Christen und einer Jüdin, und von der Macht der Vorurtheile. Die Tochter eines strenggläubigen Israeliten, aber ganz im Geiste der neuern Zeit herangebildet und erzogen, soll einen Rabbi heirathen. Ein junger, einnehmender Christ, Sohn eines Commerzienraths, ist ihr aber lieber geworden. Nur hat sie von einer frühern Verbindung mit einer russischen Gräfin etwas gehört und das macht sie stutzen. Der Geliebte kommt, rechtfertigt sich; er hat der Gräfin abgeschrieben. Ihr Bruder ist da, um die Schwester zu rächen; ein Duell ist unvermeidlich. Der Russe wird erschossen, und die schöne Jüdin wird entführt, von Vater und Mutter verflucht, in England mit dem Manne ihrer Wahl getraut, ohne den Glauben zu ändern. Drei Jahre nachher nöthigen sie pekuniäre Verhältnisse zur Rückkehr in die Heimath. Die junge Frau ahnt die Lage ihres Gatten; ihr Vater — die Mutter ist indessen gestorben — will sie nicht anders aufnehmen, als bis sie, in's väterliche Haus zurückgekehrt, ihrem Manne entsagt. Der Schwiegervater dagegen will nicht eher helfen, als bis sie sich taufen läßt. Kampf, Verzweiflung, Sieg des guten, hier des israelitischen Princips, bis der Tod sich des armen Gekränkten erbarmt und als ein mitleidiger Deus ex machina den verworrenen Knoten löst. Bei unverkennbarem Talente doch ein verfehltes Stück. Der Unterschied des Glaubens ist heutzutage kein tragisches Motiv mehr, wie in Zaire, Alzire und im Nathan. Auch solche starre jüdische Geldwechsler, die erst ihren Kindern eine christliche Bildung geben, dann gegen Söhne von Commerzienräthen die Grausamen spielen, gehören in unserer Zeit zu den Raritäten. Daher bei den rührenden Scenen keine eigentliche Rührung. Das eherne Schicksal, das den Menschen erhebt, wenn es ihn zermalmt, wird überall vergebens gesucht. Anklänge an Uriel Acosta finden sich besonders im ersten Akte und so ist man denn versucht am Ende mit de Silva auszurufen: „Nicht was wir glauben, sondern wie wir glauben, das macht erst den wahren Glauben.“

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 4. Donnerstag den 4. Januar 1849.

Wo Tells und Walters heiliges Gebein
Der unentweihten freundlichen Natur
Im Schoose schläft, und manches Helden Staub
Des Sennen sorgenfreies Dach umwallt,
Da fühlest du, was groß und göttlich ist.

Hölderlin.

Aus den Alpen.

(Schluß.)

Wie in Indien viele Sieche aus den Ebenen fliehen und in den Höhen des Himalajah Kraft und Gesundheit suchen, so gibt es auch in den Alpen mancherlei Thalübel, zu deren Heilung die Menschen sich auf größere Höhen zurückziehen. Und wie die bergbewohnenden Spartiaten der kraftvollste Schlag des Peloponnesus waren, wie die Stifter der alten persischen Monarchie als ein energisches und munteres Berghirtenvolk geschildert werden, wie die Gebirgsleute Spaniens den Römern viel muthiger widerstanden als die Leute der Ebenen, wie die Bergschotten von jeher und noch jezt die Thalschotten an Kraft und Muth übertreffen, wie die Kaukasier der Höhe den Russen noch jezt widerstreben, da die Kaukasier der Tiefe ihnen längst gewichen sind, so zeigt sich auch in den Alpen fast überall die Ueberlegenheit des Bergbewohners über den der Thäler.

In jedem Theile des von sehr verschiedenen Verfassern herrührenden großen Werkes, „Historisch-geographisch-statistisches Gemälde der Schweiz," kann man die Versicherung von jedem einzelnen Ländergebiete wiederholt finden, daß die Bewohner der Berge in dem jeweiligen Kanton ein origineller, schöner und kraftvoller gebildetes Geschlecht seyen, als die Bewohner der Thäler. — Die Winkelriede und Telle der Schweiz sind eben so wie der Sandwirth Hofer Tyrols aus den höhern Berggegenden hervorgegangen. Und wenn man in den Thälern und Gebirgen nachforscht, woher die erfinderischen Köpfe, die energischen Reformatoren, die ausgezeichneten Leute einer Gegend kamen, so wird man dabei viel häufiger auf die Berge als auf die Thalgründe verwiesen. Die berühmten Schweizeruhren werden in einer Höhe von 3000 Fuß gemacht. Die meisten andern Hausindustrien, die Spitzenklöppelei, die Holzschneidekunst, die Strohflechtekunst sind nicht in den Ebenen, sondern bei den Gebirgsbewohnern zu Hause. Bei den Bewohnern der Ebenen in den Alpen finden wir weit weniger solche Industriezweige, welche eine große, ganz allgemein talentvolle und fleißige Bevölkerung und viele geschickte Hände voraussetzen, zu Hause; weit mehr nur solche, die durch Maschinen und andere mehr mittelbare Wirksamkeit betrieben werden.

Allerdings sind viele der Eigenschaften, welche die Bergleute vor den Thalleuten auszeichnen, ihnen gewiß nicht bloß in Folge der Höhe, in der sie wohnen, eigen geworden. So z. B. haben sie ihre Frömmigkeit und Sittenreinheit nicht nur weil sie 3000 oder 4000 Fuß über dem Meere hausen, sondern auch weil sie als Bergleute weit von den Städten und Sammelplätzen der Menschen, wo sich viele Sittenverderbniß erzeugt, entfernt sind. Eben so ist ihre Freiheitsliebe nicht bloß der hohen Luftregion, in die sie erhoben sind, sondern auch der durch die Unzugänglichkeit der Berge gegebenen Möglichkeit der Vertheidigung ihres Vaterlandes zuzuschreiben. Sumpfbewohner, Wüstenbewohner werden ihr schwer zugängliches Vaterland, in welchem sie wegen des seltenen Verkehrs mit Fremden einen eigenthümlichen Charakter und eine Liebe zur Ungezwungenheit und Freiheit sich angewöhnen, auch ohne Berge eben so freiheitsliebend und energisch vertheidigen.

Die Entstehung und Verbreitung der Industrien, die man so häufig in den Gebirgsgegenden findet, mögen in eben so hohem Grade aus Armuth der zwischen unfruchtbaren Felsen Lebenden als aus einem, durch die reine Bergluft ihnen eingeflößten eigenthümlichen Erfindungsgeiste erklärt werden, so wie an ihrer kräftigen Gesundheit die verminderte Gelegenheit zum ausschweifenden und luxuriösen Leben eben so viel beitragen mag als die bloße Höhe. Indeß ist es doch eben so zweifellos, daß auch die bloße Höhe bei allen diesen Erscheinungen eine Hauptursache ist, und wahrscheinlich spielt dabei, wie überhaupt bei der ganzen, auch im Pflanzen- und Thierreich von uns nachgewiesenen Veredlung der Organismen, der Zustand der Luft auf den Höhen die vornehmste Rolle. In den tiefen Thälern, die oft den heilsam erquickenden und reinigenden Winden ganz verschlossen sind, eben so auch in allen tiefliegenden Flachländern, ist die Luft dick und zuweilen im höchsten Grade drückend und nervenabspannend. Die Berge dagegen erheben uns in eine Region der Atmosphäre, in welcher die Luft leichter und daher angenehmer zu athmen ist. Da hier erfrischende Winde fast immer Zugang haben, so erneuert sich die Luft in jedem Augenblicke, und da dort oben keine Sümpfe und Moräste vorhanden sind, so kann sie auch so schnell nicht wieder verderben.

Die zwei feinsten und zugleich für alle Veredlung der Organismen wichtigsten und effektvollsten Agentien, welche durch das Medium der Luft einwirken, sind das Licht und die Elektricität, und beide zeigen sich auf den Höhen unter ganz andern Verhältnissen und in einer ganz andern Art von Thätigkeit und Wirksamkeit. Auf den höchsten Bergspitzen ist das Licht besonders energisch, so daß es auch, wenn es vom Schnee zurückprallt, den Augen in sehr kurzer Zeit viel gefährlicher werden kann als in den Ebenen. Dieser fortgesezte eigenthümliche Lichtreiz wirkt gewiß auf den thierischen und menschlichen Organismus, noch mehr aber auf die Pflanzen eigenthümlich ein. Eben so bedeutungsvoll aber sind gewiß die Verhältnisse des elektrischen Fluidums in den obern Regionen.

Die hohen Berge sind die natürlichen Elektricitätsconduktoren, und bedenkt man nun die große Rolle, welche Elektricität bei der Bildung und Conservirung der thierischen sowohl als der vegetabilischen Organismen spielt, und wie im Laufe des Jahres durch jeden Organismus der Höhen weit mehr Elektricität aus- und einströmt als in den Thälern, so mag man sich vorstellen, daß dieß in nicht geringem Grade beitragen mag zur Veredlung dieser Organismen. Vielleicht ist gerade Elektricität vorzugsweise dasjenige Agens, was den Bergpflanzen ihr besonderes Aroma, den Bergthieren ihre eigenthümliche Munterkeit gibt, und was in den Gebirgsmenschen so manchen Krankheitsstoff vernichtet, seine Constitution stärkt und läutert, und endlich auch auf seinen Geist einen so belebenden, einen so elektrisirenden Einfluß übt.

Der März in der französischen Republik.

(Fortsetzung.)

Später. Auf dem Wege zum Dome kam mir der Gedanke, bei dem Bankier Schaafhausen nachzufragen, ob Frau Sibylle Mertens, jene bekannte deutsche Archäologin, in Köln sey. „Sie wohnt hier im Hause," war die Antwort. Als ich sie wieder sah mit ihrem kurz geschnittenen Haar, ihrem strengen dunklen Negligé, hinter Papieren an einem soliden Arbeitstische in ihrem kölnischen Vaterhause, hatte ich eine wahre Freude. Sie las uns einen Brief des Grafen Circourt vor und Lamartine's Manifest, das eben angelangt war. Ihr kluges, kantiges, charaktervolles Gesicht machte mir das Vorlesen zum Genuß.

Das Manifest ist gemäßigter, als Franzosen bei ähnlichen Anläßen je geschrieben haben; es trägt den Stempel einer neuen Weltordnung, einer Aera des Friedens, wie Idealisten sie träumen; dennoch spricht sich die Marklosigkeit des Theoretikers darin aus, der es selbst fühlt, er werde seiner Theorie keine Form in der Wirklichkeit zu geben vermögen. Das Gouvernement provisoire sizt wie ein heiliger Paradiesvogel auf dem schwanken Blatt der Palmbäume des Friedens — und müßte wie ein Sonnenadler horsten auf dem Felsgestein, den Bliz des Genius unter seinen Füßen. Es ist eine Kraft- oder Glaubenslosigkeit in dem Manifeste, die unwillkührlich zu dem Gedanken führt, es werden eiserne Fäuste diesen Männern das Scepter aus den Händen nehmen und vielleicht nehmen müssen.

Frau Mertens erbat sich, uns in den Dom zu begleiten. „Ich komme, Ihnen die Honneurs zu machen, denn der Dom ist mein Vaterhaus und die heiligen Dreikönige sind meine Vettern, wie Mistreß Jameson zu behaupten pflegte." — Hier in Köln begriff ich auch ihren Patrizierstolz. Gerade am Fuße des Domes liegen vier prachtvolle Häuser, in denen sie und ihre Familie seit einer Reihe von Jahren gewohnt. Sie ist hier geboren und erzogen; alle Bettler, alle Beamten und Bauarbeiter im Dome kannten sie, als sie die Bauhallen öffnen ließ, uns umherzuführen. Als sie im schwarzen Zobelpelz, einen Kantenschleier über dem schwarzen Hut, die Brille aufgesezt, die

Handschuhe in der Hand neben uns herging, erklärend, geistvoll das Geringste auffassend, überall Leben bringend in den Stein, war sie wieder vollkommen die »principessa tedesca,« wie das Volk sie in Rom nannte. Und sie ist wirklich eine fürstliche Natur, die ungehemmt durch Kleines, durch Fremdes, in sich gefestet, den eigenen, einsamen Weg geht; von Vielen unverstanden, aber sehr geliebt von denen, die in ihr reiches Innere zu sehen vermochten; durchaus wahr und sich selbst getreu. Um so in sich, so auf ernste Studien gewiesen zu werden wie sie, muß eine Frau ein großer Charakter seyn und schwere Prüfungen durchlitten haben.

Wir gingen in ihrer Gesellschaft durch die Stadt. Auf dem Marktplatze bewegte sich bei lachendem, blauem Himmel ein wahrhaft italienisches Maskenleben. Festzüge und Gruppen bildeten sich mit südlichem Ordnertalent und südlichem Takte. Frau Mertens machte uns darauf aufmerksam, daß dieser Marktplatz vollkommen die Form der Piazza Navona in Rom habe und sicher auch eine alte Rennbahn gewesen sey. Dieß hat sie bewogen, vom Magistrat die Erlaubniß zu Nachgrabungen zu fordern, die ihr ertheilt worden ist.

Gegen Mittag langten noch telegraphische Nachrichten an, welche von der vollständigsten Ruhe in Paris sprachen. Wie würde wohl Deutschland nach solchen Erschütterungen beben! Es ist mit den Völkern wie mit den Individuen; je besser ihre Erziehung auf der einen, je vollständiger und fertiger ihre historische Bildung auf der andern Seite ist, um so leichter wissen sie sich in allen Lebensverhältnissen zurecht zu finden. Die Franzosen, die Italiener sind mitten in diesen gewaltsamen Revolutionen stets sie selbst, mit allen Vorzügen ihrer Bildung, stets in sich gefaßt.

4.

Aachen.

Der Weg nach Aachen ist anmuthig, weil eine Hügelkette Abwechslung in die Gegend bringt. Der Blick von der Höhe herab auf Aachen, das mit seinem, aus Thürmen und Kuppeln wunderlich zusammengesetzten Dome tief im Thale liegt, ist sehr freundlich. Die neuen Stadttheile sind prächtig. Sie erinnern in den Hauptstraßen an die schöne Rue de la Caraterie in Genf; doch scheinen die älteren Partien der Stadt bevölkerter und sind darum interessanter. Auch in Aachen sah man Masken und wir hörten das Singen und die Freudenschüsse des Carnevals, mit rohem Lärme untermischt, bis tief in die Nacht.

Unsere Wohnung lag dem Bade gegenüber. Kaum hatten wir den Fuß aus der Thüre gesezt, als wir von Bettlern umgeben waren, die uns auf unsern Wegen durch die Stadt verfolgten und von allen Seiten Zuwachs erhielten. Das gab denn zu dem südlichen Lichtbilde des Carnevals auch die südliche Schattenseite der Armuth. Aber die Naivität der Spielbankverordnung übertrifft in ihrer Unbefangenheit selbst die italienischen Lottos. Die Spielbank ist städtisches Eigenthum, die Stadt also Bankier; kein Aachener Bürger darf spielen, die Fremden werden geplündert und der Gewinn der Bank zur Verschönerung der Stadt verwendet.

In Aachen waren schon seit einigen Tagen lebhafte Unruhen und Straßenaufläufe gewesen, bei denen die Fabrikarbeiter eine wesentliche Rolle gespielt und der Haß des Volks gegen Preußen grell hervorgetreten war. „Preuß" sey noch immer ein Schimpfwort im Volke, behauptete man. Erst in derselben Woche hatte ein Angeklagter vor Gericht gesagt: „Alles Andere wäre noch hingegangen, aber daß er mich Preuß geschimpft, das konnte ich nicht auf mir sitzen lassen und da habe ich denn zugeschlagen." — Es war die Rede gewesen von Zusammenberufung der Landwehr am Rhein, von Aushebung in den Fabriken. „Wir wollen uns lieber von den Franzosen todtschlagen lassen, als für die Preuß gegen die Franzosen fechten," hatten sie gesagt.

Die Stimmung in Aachen schien viel aufgeregter als in Köln; vielleicht täuschte dort auch die Carnevalslaune über den eigentlichen Grundton.

Den 8. März. Von Aachen nach Verviers führt die Eisenbahn einen Berg in die Höhe, durch sehr liebliche Gegenden, die von Verviers nach Lüttich zu noch schöner werden. Es sind lauter kleine Thäler, von mäßig hohen Hügelketten gebildet und durch die Tunnelthore gleichsam abgeschlossen. Jedes solche Thal hat eine Fabrik an einem Flüßchen. Die Fabrikgebäude, das Haus des Besitzers, die Arbeiterwohnungen, die Kirche und die Parkanlagen machen ein für sich bestehendes, sehr anmuthiges Ganze. Es ist ganz die Gegend und die Art und Weise, wie George Sand sie in dem péché de Monsieur Antoine beschreibt. Ich mußte mir dabei immer denken, daß einmal die ganze Erde mit solchen, in sich selbst die ganze Existenz einer Gemeine umfassenden Colonien bebaut seyn werde, wenn die socialen Umgestaltungen zur Ausführung kommen, die uns als Ideal vorschweben. Es würde dieß auch der einzige, naturgemäße Weg seyn, von dem Gipfel industrieller Kultur zur ursprünglichen Vergesellschaftung der Einzelnen in der Gemeine.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Westschweiz, December.

(Fortsetzung.)

Die Bundeshauptstadt. — Kunst.

Keinem der bisherigen Beschlüsse unseres neuen schweizerischen Parlaments ging eine solche Spannung voran, wie der Bestimmung des künftigen Bundessitzes. Bisher hatten sich unsere zwei Dutzend Kantonshauptstädte als gleichberechtigte Schwestern gefühlt. Das Privileg der drei Vororte Zürich, Bern, Luzern war weil getheilt nicht von großer Bedeutung. Jezt sollte eine der Schwestern die Krone erhalten, die andern ihr dienen — es sollte eine schweizerische Haupt- und Residenzstadt geben. Allererst erhob sich eine ganze Schaar von Concurrentinnen. Die eine suchte ihre geographische Lage, die andere ihre gesunde Luft, die dritte ihre schöne Gegend, die vierte, fünfte und sechste ihre materiellen, geselligen und wissenschaftlichen Hülfsquellen, die siebente ihre Gesinnungstüchtigkeit und viel anders mehr geltend zu machen. Zwei davon können wir füglich unser Kremsier und Brandenburg nennen, nämlich das aufgehobene Kloster St. Urban und das Städtchen Zofingen. Bald mußte jedoch eine nach der andern vor den drei mächtigsten, Zürich, Bern und Luzern, zurücktreten. Unser schweizerisches Charivari stellte die Wahl der Hauptstadt bildlich als das Urtheil des Paris dar; Zürich erhielt wie billig die Rolle der Pallas, die Gänsefeder statt der Lanze in der Faust; jene der Juno wurde dem stolzen Bern mit den bekannten 40,000 Bajonnetten im Strickbeutel zugetheilt; Luzern war auf die etwas abgerissene, den Rosenkranz durch die Finger gleiten lassende Venus angewiesen, deren Reize aber dießmal wenig Siegeschancen hatten. Und wirklich wäre diese Frage auf unserem neuen Olymp beinahe zu einem Erisapfel geworden. Insbesondere für Bern war es eine Lebensfrage, dessen Bedeutung zu allen Zeiten eine bloß politische und niemals eine wissenschaftliche oder commerzielle gewesen. Wäre nun Zürich z. B. Sitz der Bundesbehörden geworden, so wäre Bern zu dem Rang einer mehr und mehr herunterkommenden Provinzialstadt herabgesunken. Zudem war nicht zu läugnen, daß ein voller Fünftheil der Schweiz von Bernern bewohnt wird, daß ein großer Theil der eidgenössischen Armee aus Bernern besteht, und daß auch verhältnißmäßig am meisten bernisches Geld in die eidgenössischen Kassen fließt. Diese Umstände zog sich auch die bedeutende Mehrzahl der National- und Ständeräthe (des Volks- und Staatenhauses) zu Gemüthe und entschied für Bern, welches der Wahl Ehre machen und den damit auferlegten Bedingungen, als da sind Bau und Einrichtung eines Bundespalastes u. a. m., auf noble Weise Genüge leisten zu wollen scheint. Daß ihm hierin weder die finanziellen, noch die künstlerischen Kräfte mangeln, hat es bereits öfters durch die That bewiesen, unter anderem durch den rasch nach einander erfolgten Bau zweier grandiosen Brücken über die Aare, deren eine zunächst der Stadt, die andere ein Stündchen abwärts bei der sogenannten Tiefenau, wozu Millionen verwendet wurden. Ihren Sinn für Kunst bethätigten die Berner ebenfalls erst kürzlich wieder durch Aufstellung zweier monumentalen Statuen. Die eine derselben, von Tscharner modellirt und in München gegossen, stellt den Herzog Berchtold von Zähringen, den Gründer der Stadt dar, und ist auf der Münsterterrasse aufgestellt. Die andere, eine Reiterstatue Rudolphs von Erlach, des Siegers bei Laupen, ist von Vollmar modellirt und wird, wenn wir nicht irren, eben jezt in Aarau gegossen. Auf dem Münsterplatze harrt ihrer schon das fertige Piedestal. Troz der Noth der Zeit, wo wie überall so auch bei uns ein großer Ueberfluß an Geldmangel herrscht, wurden die nicht unbedeutenden Kosten auf dem Wege der Subskription gedeckt. Um so mehr liegt in Bern die Pflege eines andern Zweigs der Kunst darnieder, nämlich des Theaters. Es wird für Ihre Leser in Deutschland, wo jedes kleine Residenzstädtchen sein Hof- und Nationaltheater hat, schwer zu begreifen seyn, daß das Theater des bisherigen Vororts und der jetzigen Bundeshauptstadt Bern zwei ganze Jahre geschlossen war. Vor einigen Wochen eröffnete es der Direktor des Züricher Theaters mit einer recht anständigen Gesellschaft, spielte aber sehr oft vor leeren Bänken. In Bern fand übrigens schon seit Jahren keiner der Theaterunternehmer sein Heil, die in der wohlhabenden, von vielen Fremden besuchten Stadt von 25,000 Einwohnern goldene Berge zu erhaschen glaubten. Grund davon mag die angeborne Sparsamkeit der bernischen Bevölkerung seyn; dann auch die zu großen Ansprüche und der von anders woher verdorbene Geschmack eines Theils des Publikums, welches auf dem artigen, aber keineswegs großartigen Theater nichts als große Opern sehen möchte, wozu nur berühmte Sänger, großes Orchester, Balletchor, Maschinerien und noch viel anderes mehr mangelt; endlich trägt das sogenannte, d. h. gewesene Patriziat ebenfalls sein Scherflein zum Verfall des Theaters bei, welches, statt mit seinen reichen Hülfemitteln solche Kunstanstalten zu unterstützen, in seinen exclusiven „Societäten" immermehr versauert und verknöchert. Es ist nämlich bei dieser Klasse zum bon ton geworden, höchstens dann in's Theater zu gehen, wenn dasselbe von einer vagabundirenden französischen Truppe in Beschlag genommen ist. Ich weiß nicht, ob ich die lezten National- und Ständerathsverhandlungen, welche der Bestimmung des Bundessitzes vorhergingen, ebenfalls zu den Ursachen des geringen Theaterbesuchs zählen soll, insofern dieselben den Intriguenstücken des Herrn Direktor Hehl gar zu starke Concurrenz gemacht haben mögen. Sie sehen, daß Sie auf keinen Fall weitläufige Theaterberichte von mir erwarten dürfen. Auch bei Ihnen in Deutschland wird dieß Feld in Folge minutiöskritischer Budgeterörterungen und allzuweit getriebener mikroskopischer Civillistenbeobachtungen bald von ähnlicher Dürre heimgesucht werden und Sie werden es zu den Märzerrungenschaften rechnen können, daß manche reichvergoldete Nachtigallenkehle und mehr denn ein Paar annoch brauchbarer Balletschenkel in unwillkommenen Ruhestand versezt werden müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 1

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 5. Freitag den 5. Januar 1849.

Gewiß, die Zeit ist wunderbar gelaunt,
Doch Menschen deuten oft nach ihrer Weise
Die Dinge, weit entfernt vom wahren Sinn.
Shakespeare.

Zum Antritt des Jahres 1849. *

An die Leser.

Seit einer Reihe von Jahren, wenn wir die Leser zu Neujahr begrüßten, kamen wir geradezu oder auf diesem oder jenem Umwege, immer aber mit einer gewissen Nothwendigkeit darauf zu sprechen, wie rathlos und unmächtig Literatur und Kunst sind, wenn das Jahrhundert in Geburtswehen liegt. Wenn wir dann, nachdem wir die literarische Gegenwart unwillkührlich mehr oder weniger schwarz gemalt, auf eine neue Zeit als den Fruchtboden hinwiesen, auf dem endlich einmal das hier vergeilte, dort verkrüppelte Gewächs deutscher Kunst in freier, eigenthümlicher Schöne sich erheben könne, so war dieß ein weit aussehender Trost, doch immer ein Trost.

Was aber bisher die Menschen zu so zerstreuten und läßigen Verehrern und Pflegern der schönen Künste gemacht hatte, das war nur die Befangenheit durch vorübergehende historische Erdstöße, durch hie und da versiegende Quellen, durch Feuer und Rauch aus sich wieder schließenden Erdspalten, kurz durch die Vorzeichen eines großen Ausbruchs, der endlich in diesem Jahr erfolgt ist, großartig und schauerlich, wie ihn die Plutonisten der Geschichte kaum gewünscht und die Neptunisten nie gefürchtet.

Der ganze deutsche Boden ist in schwingender Bewegung, die Lava wälzt sich durch die Rebgelände, die Blitze zucken aus der zum Himmel strebenden Feuersäule, und die Asche, die die Luft verfinstert, stürzt mit dem Platzregen in Kothströmen nieder. In solcher Verwirrung, wo das ganze Gesellschaftsgebäude den Einsturz droht, kann man nicht darnach fragen, was aus den Kunstschnörkeln der Façade und den Wandmalereien im Innern wird, und die Sorge um die Literatur ist die allergeringste, wo in den Augen Vieler die Kultur selbst mit dem Untergang bedroht ist. — Vor einigen Jahren noch glich das Jahrhundert einem Fürsten, der ohne Geschmacksbildung, ohne wahres Verständniß der Kunst, Historiographen, Poeten, Maler, Schauspieler und lustige Räthe hält, weil dergleichen einmal zum Prunke gehört; heute sieht es aus, als wollte der gnädigste Herr, in seiner Civilliste unbillig beschränkt, den Anfang barbarischer Sparsamkeit damit machen, daß er dem gesammten ästhetischen Hofgesinde den Abschied gibt und es einmal versucht, wie man ohne den Schmuck des Lebens lebt und regiert.

Allerdings bot dieses Jahr, auf Markt und Straße, in Kabinetten und Parlamenten, Momente und Auftritte genug, die auch den Kenner des Menschen und seiner Geschichte in eine Stimmung versetzen mochten, in der er mit den bisherigen Grundlagen der Gesellschaft alle sauer erworbenen geistigen Güter zu Grunde gehen sah, und erst in den letzten Tagen des verflossenen Jahrs haben wir in diesen Blättern einen begeisterten Mann der heutigen Welt ob ihren Gräueln das schlimmste Horoscop stellen sehen. Wir werden uns nicht bedenken, dem Mann auch künftig über denselben Text das Wort zu gönnen, denn nur der gedankenlose Leichtsinn kann in seiner Bußpredigt nichts erblicken als eine geistreiche Kapuzinade. Aber der ascetische Ernst wie der frivole Spott, der eine wie der andere verkennt immer die von ihm ab-

* Durch Krankheit des Verfassers verspätet.

gekehrte Seite der gedoppelten Menschennatur mit ihren Ansprüchen, Rechten und Kräften, und unsere Zeit wird ihren Weg finden mitten durch zwischen dem herben Bußprediger, der ihr das Recht auf die Existenz absprechen möchte, und dem utopischen Thoren, der von ihr ein Glück verlangt, das dem menschlichen Wesen widerspricht.

Wie unser ebengenannter Prediger die alte Welt mit der heutigen vergleicht, hat er immerhin Recht in gewissen Beziehungen und in gewissem Grade, aber seinen fatalen Schlußfolgerungen läßt sich doch wohl, unbeschadet des Ernstes der Zeit, eine und die andere heitere Betrachtung entgegenstellen.

Ja, die Verflüchtigung des religiösen Gefühls, wie man es nennt, ist es vorzugsweise, was die Wirren unserer Zeit für das Auge der Verständigsten zu einem Labyrinth ohne Ausgang macht. Hat sich aber dieses Gefühl auch wirklich verflüchtigt? ist es nicht bloß latent geworden, wie die Wärme, die sich jezt verkriecht, um gleich darauf im Spiel der Elementarkräfte desto kräftiger wieder auszustrahlen? Und jener wunderbare Trieb, mit dem der eine Pol der Menschenseele den geheimnißvollen Tiefen der Natur zugekehrt ist, können wir ihn studiren, auch nur wie Elektricität und Magnetismus, von denen wir am Ende auch noch nichts begriffen haben? Macht uns die Spanne Geschichte, die wir rückwärts überblicken, so ganz mit den Gesetzen bekannt, nach denen das uns eingeborene Gottesgefühl und die ihm entgegenstehende wache Geisteskraft einander anziehen und abstoßen, bethätigen und niederhalten, daß gewisse Erscheinungen in ihrem Wechselspiel uns unzweifelhaft gewisse Geschicke ganzer Zeitalter verkündigen? Jeder von uns fühlt lebhaft, daß die neue Welt, auf die wir hoffen, nur auf ein neues Verhältniß zu Gott zu gründen ist, auf einen erneuerten Glauben an das, was nie aufgehört hat zu seyn, an eine göttliche Ordnung im Haushalt der Menschheit, so gut wie in dem der Natur. Aber wer beweist, daß das lebende oder ein kommendes Geschlecht sich nur dadurch zu Gott erheben kann, daß es geistig zurücksinkt auf den oder den Grad von Barbarei? daß es nur dann wieder glauben und beten lernt, wenn es auch wieder im Buch des Geistes und der Natur stammelnd buchstabirt?

Und dann, war nicht das Alterthum, als es zu Grabe ging, ungleich fertiger, in sich abgeschlossener, als unsere Zeit? Es erfüllte seine innere und seine äußere Welt mit Gedanken und Begriff, mit Politik und Waffen in einem Grade, von dem die heutige europäische Gesellschaft noch sehr weit entfernt scheint. Als der Römer aufhörte Römer zu seyn, um Christ zu werden, da lag auf allen seinen Zuständen und Hervorbringungen, als Vorzeichen des Todes, der Duft der Ueberreife, während das jetzige Geschlecht durch einen Stoß, der den Faden seiner Entwicklung abrisse, von einer Menge halb vollbrachter Aufgaben und halb gelöster Räthsel abgerufen würde. Und war es auch sehr begreiflich, wenn einem in der jüngsten Zeit hie und da Weltuntergangsgedanken kamen, so brauchte man sich nur wieder in anderer Laune flüchtig zu vergegenwärtigen, was in unvergeßlichen zehn Monaten in unserem öffentlichen Leben an Unschick und Unfertigkeit aller Art zu Tage gekommen, um sich zu überzeugen, daß unsere Welt noch als eine sehr jugendliche erscheint, keineswegs würdig des historischen Todes.

In Volksversammlungen, Volksvereinen und Volkskammern so vieler Länder wurde um die Wette Altes eingerissen und Neues ersonnen; aber die wunderlichsten Einfälle seiner Nachbarn überbot der Franzose, als er gegen das Ende des Jahrs den Schatten eines dreieckigen Hutes und eines grauen Ueberrocks an die Spitze seiner Republik stellte. Unsere Centralgewalt, wie eingesezt, um den Beweis zu führen, daß Deutschland kein Centrum hat noch haben kann, ist nichts gegen jene historische Vogelscheuche; aber dieses Prachtstück des aus der Urne des allgemeinen Wahlrechts herausspringenden Staatsverstandes ist dennoch von uns weit aufgewogen worden durch eine Masse von Thaten und Projekten, in denen sich kindlicher Glaube und jugendliche Schwindelei auf's sonderbarste durchdringen. Dieß mag für die Gegenwart und unser nächstes Geschick noch so betrübend seyn, jedenfalls gibt es uns die trostreiche Bürgschaft, daß unser Volk noch viele Stufen der Entwicklung vor sich hat, und seit die Schutzpockenimpfung der Kultur dem jugendlichen Dahingerafftwerden der Völker ein Ende gemacht hat, sterben ja große Nationen nur von Alters wegen.

(Schluß folgt.)

Der März in der französischen Republik.

(Fortsetzung.)

Diese Fabrikorte haben ihren Arzt, ihre Krankenhäuser und könnten leicht zu der Selbstverwaltung herangebildet werden, die ihren gemeinsamen Mittelpunkt in einer Centralverwaltung des Landes hätte. Es liegt ein eigener Zauber darin, diese Zustände in ihren Einzelnheiten wie in ihrem Zusammenhange mit dem Ganzen durchzudenken, und obschon Paris uns als festes Reiseziel vor Augen stand, war der Reiz der Stille an diesen schnell strömenden Bergwassern, die von den ersten Frühlingsblüthen der Bäume überschattet, goldig schäumend im Sonnenlichte hin-

rauschten, so mächtig, daß man es sich sehnlich wünschen konnte, hier verweilen, hier seinen Wirkungskreis finden zu dürfen. Ein Badeort, Chaudo fontaine, mochte der schönste Punkt dieser lieblichen Gegend seyn. — Aber ganz im Gegensatz zu dieser friedlichen Stille war die Unterhaltung in den Waggons nur auf die stürmischen Ereignisse des Tages, auf die französische Republik, auf Krieg und Revolutionen gerichtet. An allen Halteplätzen wurden die Journale l'Indépendance und l'Observateur Belge ausgeboten. — Es waren Fabrikanten, Gutsbesitzer, Kaufleute in unserem Coupé; die Unterhaltung französisch. „Man schlägt sich bereits auf allen Punkten in Deutschland, die Communisten haben den Kampf begonnen," sagte der Eine. — „Der Communismus ist weder in Frankreich noch in Belgien zu fürchten, er ist nur in Deutschland gefährlich. Bei uns hat man zu viel praktischen Verstand, um sich an diesen Chimären die Finger zu verbrennen, um an dieses Utopien zu glauben." — „Was ist überhaupt für Belgien zu fürchten? Die Republik? Es wäre ein leerer Name für uns! Was thut der Name? Wir sind freier in unserer Monarchie, als die Franzosen es jemals in der Republik seyn können. Meinetwegen kann das Gouvernement „Despotie" heißen, und ich will unter einer Despotie leben, wenn ihre Institutionen so frei als die unsern, so frei als möglich sind." — Das waren die Aeußerungen, welche wir von allen Seiten hörten. Die größte Zufriedenheit mit der Verfassung leuchtete hervor, und der sichtliche Wohlstand des vortrefflich angebauten Landes schien diese Zufriedenheit vollkommen zu rechtfertigen.

Man glaubte nicht an die Dauer der Republik, man belächelte das Gouvernement provisoire, man spottete über die Friedensrepublik, wie über eine belle fiction poëtique de Mess. Lamartine et Louis Blanc. Ein Fabrikbesitzer aus dem Norden Frankreichs sagte: »chez nous dans le Nord, où l'on est très Henri V.« Er behandelte die Revolution mit vollkommener Geringschätzung, als »une folie de gamins et de vauriens,« verklärt und geheiligt durch Männer von Genie, welche aber leider nur Dichter und nicht Staatsmänner sind. Eben so leichtfertig und ungläubig sprach man von der Republik an der Table d'hôte des Hôtel de Hollande, wo wir Abends fünf Uhr das Ende unserer Tagereise fanden. — Aber was beweist dieser Unglaube? „Die Wenigen, die was davon erkannt, die thöricht gnug ihr volles Herz nicht wahrten, hat man von je verketzert und verbrannt." — Es wird auch Nichts gegen die Republik und ihre Schönheit und Gewißheit beweisen, wenn selbst dieser neue Versuch sie in's Leben zu führen noch an der Ungunst der jetzigen Zeit und Verhältnisse scheitern sollte, was ja möglich ist. Die Albigenser, die Waldenser, die Hussiten, und Savonarola, und tausend Andere mußten untergehen; hundert Versuche zur Reformation des Katholicismus scheiterten, ehe Luthers große That möglich und durch die Reife der Zeit ausführbar und nachwirkend werden konnte.

Unsere religiöse Ueberzeugung, welche den Gott in das Individuum setzt, muß folgerecht auch die Selbstbestimmung, die Selbstherrschaft in das Individuum legen. Sobald man sich reif erklärt zur Emancipation von dem Begriff des persönlichen Gottes, muß man sich auch reif erklären für die Republik; denn das Königthum ist nur die politische Parallele für den persönlichen Gott, die Verwandlung des Begriffs in ein Symbol.

Die Belgier wollen ihren König Leopold behalten und sich gegen jeden Versuch, ihnen die Republik aufzubringen, mit aller Kraft vertheidigen. Dieß ist vollkommen in der Ordnung, da sie auch streng festhalten am Katholicismus; es spricht dieß aber weder für die constitutionelle Monarchie, noch gegen die Republik, sondern es gibt nur den Maßstab für die Volksbildung in Belgien; denn jede Verwaltung ist gut, die dem Bildungsgrade der Nation angemessen ist. Die höchste geistige Entwicklung und sittliche Bildung fordern aber die Republik, und wenn Frankreich jene erlangt hat, wird die Republik bestehen, trotz aller Spötter und Zweifler.

5.

Brüssel, 9. März.

Wir machten gestern noch einen Weg durch die Stadt und kamen in eine der sogenannten „Passagen." Es sind Durchgänge, Hallen, mit Glas überdeckt, in denen sich zu beiden Seiten, auf ebener Erde und im Entresol Laden und Kaffeehäuser finden. Solcher Passagen gibt es auch eine in Hamburg und größere in Mailand und Neapel. Im Ganzen sind sie unbehaglich; voll beständigen Lärms, sehr heiß im Sommer, kalt im Winter, und bei nassem Wetter, wo der Fußboden schmutzig und glatt wird, feucht und dumpf. Die rechte Heimath der Passagen soll aber Paris seyn, und ich bin im voraus überzeugt, daß ihr Daseyn dort durch irgend eine klimatische Nothwendigkeit bedingt seyn wird; denn solche Einrichtungen sind fast niemals Erzeugnisse der Laune, sondern Nothwendigkeiten. — Gestern Abend, wo es wie heute unablässig regnete, war die Passage nicht angenehm, aber doch interessant durch die große Menge von Blousenmännern, die hier nach gethaner Arbeit, die Kalkpfeife im Munde, neben und mitten unter der vornehmen Welt umherspazierten. Diese Lust an Erholung

haben doch fast alle Völker mehr als die Norddeutschen.

Heute Morgen fuhren wir nach der Kathedrale, der église de St. Gudule. Es ist ein mächtiges Gebäude mit unvollendeten Thürmen; man baut und erneut daran wie an dem Kölner Dome. Wunderbar bleibt es, daß unsere Zeit einen Glaubensenthusiasmus in sich zurückrufen und Kirchen zu Ende bauen will, nachdem vor zweihundert Jahren dieser kirchliche Enthusiasmus bereits so erloschen war, daß man die Bauten einstellte, die Kirchen unvollendet ließ. Was unsere Voreltern ehrlich und freiwillig als Irrthum erkannten und aufgaben, das nehmen wir mit einer innern Lüge wieder auf, und diese wird doppelt strafbar, da so viel wirklicher Noth, so drückendem Mangel abzuhelfen ist.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Westschweiz, December.

(Fortsetzung.)

Die künftige schweizerische Hochschule.

Die Gründung einer eidgenössischen Hochschule ist durch den Art. 22 unserer neuen Bundesverfassung in Aussicht gestellt. Ob aber dieses Projekt je wirklich ins Leben treten wird, steht noch sehr in Frage, da die Meinungen über die Möglichkeit und Wünschbarkeit einer solchen vom Bunde dotirten und von Bundesbehörden abhängigen Anstalt sich bis jezt keineswegs vereinbart haben. Soviel jedoch ist ausgemacht, obschon noch nicht offiziell ausgesprochen, daß die schweizerische Universität, sammt daran gehängtem Polytechnikum, wenn sie zu Stande kommen, ihren Sitz in Zürich haben sollen (als Pflästerchen für die erlittene Schlappe in der Bundesresidenzfrage), und hierin liegt zwar ein negativer, aber dennoch keiner der mindesten Gründe ihrer Wünschbarkeit, nämlich das hiedurch bedingte Absterben der Universität Bern. Dieses Kind der Sünde, welches den Kanton jährliche 60,000 Franken kostet, hätte schon längst verdient vom Leben zum Tode gebracht zu werden, da es seit seiner Geburt, mit Ausnahme einer Anzahl müßiger Mediziner und Theologen, nichts anderes zu Tage förderte, als eine aus verunglückten Schulmeistern und Rechtsagenten, unter den Auspicien des würdigen Professors Dr. Wilhelm Snell, hervorgegangene sogenannte „junge Rechtsschule," welche sich des Staatsruders bemächtigend, das sonst so solide Bern um seinen stets bewährten Ruf kluger Haushaltung brachte und es dafür innerhalb zweier Jahre mit einem Defizit von mehr als drei Millionen Schweizer Franken beschenkte. — Zu Gunsten einer schweizerischen Universität würde ferner die Erwägung sprechen, daß eine solche wissenschaftliche Centralanstalt ein heilsames Gegengewicht gegen die allzu materielle und praktische Richtung des schweizerischen Nationalcharakters bilden könnte, worin wir merkwürdigerweise zu unsern überrheinischen „ideologischen" Stammverwandten in diametralem Gegensatze stehen. Zürichs Vergänge, die Männer der Wissenschaft, welche dauernd oder vorübergehend an seiner bis jezt nur durch kantonale Hülfsmittel erhaltenen Hochschule lehrten und von denen ich bloß Oken, Schönlein, Keller (wie man sagt, Verfasser der neuen preußischen Verfassung) nennen will, der lebendige Sinn seiner Bevölkerung für Kunst und Wissenschaft geben Zeugniß dafür, daß es wie keine andere Schweizerstadt zu dieser schönen Aufgabe befähigt und berufen wäre. Dagegen wird andererseits eingewendet, die schweizerische Universität möchte eben in Folge der praktischen Richtung unseres Volkscharakters zu einer berufssächlichen Schnellbleiche werden, wo Juristen, Mediziner und Theologen „Währschaft und billig" à la minute fabrizirt würden. Als Unicum würde das Institut jedenfalls dastehen, schon wegen der grundgesetzlich ausgesprochenen Gleichberechtigung der drei schweizerischen Nationalsprachen, — ein wahres Babel, wo dicht nebeneinander auf deutsch, französisch und italienisch, vielleicht sogar auf uralt-etruskisch-pumpelusisch Collegien gelesen würden. Manchem gesinnungetüchtigen Republikaner wird es auch zum Troste gereichen, seine Söhne nicht mehr nach Deutschland schicken zu müssen, wo sie in Gefahr standen, Algebra, Pandekten oder materia medica in constitutionell-monarchischem oder gar ultramontan-absolutistischem Sinne vorgetragen hören zu müssen. — Aengstliche Rechnungemeister fragen freilich, wo die Geldmittel hernehmen, um eine so großartige Anstalt würdig mit lebendem und leblosem Material auszustatten. Auf die vor Entscheidung der Bundessitzfrage von einem schlauen bernischen Nationalrath in Aussicht gestellten 60,000 Franken Beitrag von Bern dürfte denn doch nicht mit allzugroßer Zuversicht gezählt werden. Auch wird sich Basel zweimal besinnen, seinen von einem dortigen Zeitungsschreiber großmüthigst anerbotenen Universitätsfonds herzugeben, Basel, dem es rühmlichst nachzusagen ist, daß es sich troz seiner specifisch-merkantilischen Tendenz zu allen Zeiten angelegen seyn ließ, der Kunst und Wissenschaft einen Ehrenplaz in seinen Mauern anzuweisen, und welches erst in neuester Zeit bedeutende Summen darauf verwendete, eine würdige Räumlichkeit zur Aufnahme seiner öffentlichen Bibliothek, seiner naturhistorischen und Kunstschätze zu erbauen, nämlich das neue Museum.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 6. Sonnabend den 6. Januar 1849.

Wie er auch überallhin die glühenden Worte versende,
Stets nur nach Einem Punkt zielt er, der Kirche Preßt.
Schillers Horen.

Der März in der französischen Republik.

(Fortsetzung.)

In St. Gudula sind treffliche alte und neue Glasmalereien, die Kirche ist schön, edel, einfach, die Kanzel ein Meisterwerk der Schnitzkunst, fast so trefflich als die Arbeiten in San Severo in Neapel. Adam und Eva mit sämmtlichem Gethier sind auf der Frontseite in höchster einfältiger Vollkommenheit vor dem Sündenfalle dargestellt. Ich hatte aber keine rechte Geduld dafür. Daß es die mühseligste Arbeit, und obenein eine nicht sehr wirkungsreiche ist, das hatte ich schon oft mit Bedauern für die alten Arbeiter gesehen, und die unschuldige Einfalt, mit der die paradiesischen Thiere und Menschen in gedankenloser Seligkeit in die Welt gucken, steht in zu grellem Contraste mit den Vorgängen des Augenblicks, als daß man Empfindung dafür haben könnte.

Es überraschte mich, die Kirche an einem Donnerstage von drei bis vierhundert Personen aller Stände besucht zu sehen. Männer und Frauen aus den reichen Volksclassen, von gallonirter Dienerschaft begleitet, bildeten den größern Theil der Versammlung. Ein Jesuit, Abbé Delcour, predigte. Er sagte zum Anfang: „Wir leben in einer Zeit der Entwicklung. Rund um uns her erklingen die schönen Worte Brüderlichkeit und Menschlichkeit. Wir fühlen die Pflicht, dem Mitbruder zu Hülfe zu kommen, seinem materiellen Bedürfniß zu genügen. Unsere Zeit, wie sie die Zeit der Menschlichkeit ist, ist auch die Zeit der Wissenschaft. Die Wissenschaft breitet sich über die ganze Welt aus; sie lernt die Kräfte der Natur benutzen, sie weiß sich das magnetische Fluidum, und Meer und Luft und Feuer dienstbar zu machen, um dem materiellen Bedürfniß zu genügen. Während wir aber streben, dieses auf jede mögliche Weise zu befriedigen, während wir gut, menschlich gut zu handeln trachten, unsern Mitbruder erheben wollen, hört man überall, trotz dieses Ringens nach dem Princip des Guten, die Klage über Principlosigkeit im Handeln. Der Materialismus, dem genügt werden soll, entsittlicht durch die Genußsucht und Unersättlichkeit, welche er in seinem Gefolge führt. Niemals sah man größere Inconsequenz im Fühlen und Handeln, niemals größeres Schwanken zwischen Recht und Unrecht, zwischen Menschlichkeit und Barbarei; niemals hörte man mehr die Klage, daß es an einem Grundprincip, an einem wahren Vereinigungspunkte mangle, um die Ueberzeugungen, die Seelenkräfte zu einem harmonischen, einstimmigen Wirken zu vereinigen. Es fehlt entschieden an jenem Grundprincip, das die Einsichten des Gebenden und des Empfangenden in Verbindung setzt und die Kluft zwischen diesen wie zwischem dem geistigen und physischen Bedürfnisse ausgleicht. Dieses Grundprincip, das Allem entspricht, Allem genügt, das in sich, in einem Gedanken, die Lösung aller Fragen und Zweifel umschließt, das ist der Katholicismus, die alleinige, universelle Religion.“ Darauf ging er über zu der Hoffnung, daß es ihm vom Himmel vergönnt seyn werde, diese Wahrheit seiner Gemeine einleuchtend zu machen, und forderte die Zuhörer auf, zu beten um Kraft für den Prediger, um Verständniß für die Gemeine. Während dieses schweigenden Gebets gingen wir davon, weil es gar zu kalt war in der Kirche. Indeß wäre ich gern

länger geblieben, denn der Abbé sprach dichterisch edel, ohne von seinem ungünstigen Dialekt und Organ behindert zu werden.

Meine Theilnahme an dem katholischen Klerus ist durch den Anfang dieser Predigt wieder lebhaft angeregt worden. Hat irgend ein positives Dogma den Anspruch, in die Zukunft der Menschheit mit hinübergenommen zu werden, so ist es der Katholicismus, weil er in stetem und nahem Zusammenhange mit dem irdischen Bedürfniß geblieben ist, weil seine Symbolik weit genug ist, auch neue Elemente in die alte Form aufzunehmen, und weil diese an und für sich eine Verklärung des Materialismus ist. Die Madonna wird immer eine schöne Gestalt, ein schönes Bild weiblicher Reinheit und jungfräulicher Liebe bleiben, die in süßer Unschuld Gatten- und Mutterliebe in sich vereint.

Von St. Gudula gingen wir abermals nach dem Stadthause auf der »grande place,« wo wir schon am Abend vorher gewesen waren. Haus und Platz sind in ihrer Art so schön, als der Palazzo vecchio und die Piazza del Gran'duca in Florenz, und wie dort ragt der auf einer Seite des Stadthauses sich erhebende große Thurm über alle Gebäude stattlich empor. Auf diesem Platze wurden im Jahre 1568 auf Alba's Befehl fünf-und-zwanzig edle Niederländer, und später, am fünften Juni desselben Jahres, die Grafen Egmont und Horn enthauptet. Die Nacht vor ihrem Tode brachten sie in der Maison du Roi zu. Das Volk nennt diese Maison du Roi das Brodhaus. Es liegt dem Stadthause gegenüber und ist in einem eigenthümlichen Style gebaut, der Elemente gothischer Bauart mit der Bauart der Zopfzeit in sich verbindet. Dennoch ist es von großer, schöner Wirkung. Unter dem Standbilde der heiligen Jungfrau, das die Fronte schmückt, befindet sich folgende, von der Infantin Isabella bestimmte Inschrift:

A peste, fame et bello libera nos Maria pacis.
Hoc votum pacis publicae Elisabeth consecravit.

An den Fenstern dieses Palastes soll Alba der Hinrichtung Egmonts beigewohnt haben. — Auf der linken Seite des Platzes sind die Zunfthäuser, l'hôtel des brasseurs. l'hôtel des bateliers und andere, mit großen Emblemen geschmückt; schöne, mittelalterliche Gebäude, welche im Verein mit dem Stadthause dem Platze etwas sehr Charakteristisches geben.

Nachdem wir im Rathhause noch alte Oudenaarder Gobelins und die silbernen, vergoldeten Stadtschlüssel auf einer schönen Schaale aus gleichem Metalle betrachtet hatten, fuhren wir in das Palais de Justice, die Bilder von Gallait und de Biefve zu sehen, worüber vielleicht ein andermal. — Unterwegs zeigte man uns den kleinen Springbrunnen an der Eyksstraat, le plus ancien bourgeois de Bruxelles, wie das Volk das Männchen nennt, das einen Beweis für die Naivetät der Zeit liefert, aus der es stammt. Einer alten Sitte nach wird es bei Festen in die Volkstracht gekleidet. Es trug 1789 die trikolore Schärpe, später das Orangeband und seit 1830 die blaue Blouse. Diese Blouse ist in ihrer Einfachheit doch schon viel malerischer und plastischer als unsere moderne Kleidung, als Ueberrock und Frack. Das sieht man an dem Denkmal des jungen Grafen Merode in St. Gudula, der bei dem Freiheitskampfe des Jahres 1830 gefallen ist. Das Denkmal zeigt ihn in der Blouse, zusammenbrechend an der Todeswunde und sich im Fallen auf die Linke stützend, während die Rechte noch die Pistole abzufeuern versucht. Der Faltenwurf der kurzen Blouse macht sich vortrefflich.

(Fortsetzung folgt.)

Zum Antritt des Jahres 1849.

(Schluß.)

So oft in diesem merkwürdigen Jahr unsere Gedanken des hier bezeichneten Weges kamen, gereichte uns auch zum besondern Trost, was uns sonst mit bitterem Unmuth erfüllt, der Zustand unserer Sprache und Literatur. Die erschütternden Ereignisse und Verhandlungen des lezten Jahrs sind von der deutschen Presse gutentheils in einer Sprache erzählt und ausgelegt worden, die von der Glätte, Rundung und Durchsichtigkeit, wie sie alten, durchgebildeten Literaturen eigenthümlich sind, Gottlob auch gar nichts entdecken läßt. Ein Volk, das unzählige Schriftsteller erzeugt und erträgt, die es gar nichts kostet, jeden Augenblick sich an Grammatik und Logik zu versündigen, um am Ende statt klar nur platt, statt volksthümlich nur gemein zu schreiben — ein solches Volk ist wahrlich noch weit entfernt von der Periode, wo Schönredner als die Leichenprediger ausgelebter Nationen auftreten. Wenn heute das Gefäß unserer Literatur vom Schicksal zerschlagen würde, so ginge nur ein aus den kostbarsten und den gemeinsten Stoffen zusammengebackener Topf zu Grunde, den der zufällige edle Inhalt entschuldigt, keine Amphora, über deren schöner Form man vom Gehalte absehen mag.

Was der Wirksamkeit unserer größten Geister von jeher ein so unverhältnißmäßig enges Ziel gesteckt hat, der Mangel an einer Nationalkultur, das ist uns in seinen Ursachen und Wirkungen nie klarer geworden, als in diesem Jahr, wo die gerechten Hoffnungen des Patrioten weit weniger an mächtigen Schicksalsklippen gescheitert sind, als an ärmlichen

Riffen und Sandbänken der Kleingeisterei. Aber auch diese ist nun einmal ein Stück unseres Looses. Wir bewegen uns im ewigen fehlerhaften Zirkel, daß die Ergänzung unserer Bildung bedingt wird von unserer nationalen Einheit, und daß diese nur zu erreichen wäre durch jene. Wenn troz dem der Glaube an die deutsche Einheit und der Drang darnach in uns nicht erstirbt, so nehmen wir dieß in guter Laune als ein Zeichen der langen Lebensdauer unseres Volks: es ist ein messianischer Glaube, wobei ein Volk desto älter wird, je weniger der Messias kommt.

Unter diesen Umständen wird troz der eisenfresserischen Miene des verflossenen Jahrs gar Vieles in Deutschland im Grunde beim Alten bleiben, wenn es sich auch noch so sehr verwandelt, und zu den Dingen, die man vorläufig wird bestehen lassen müssen, gehören zwei, die man seit einiger Zeit sehr vornehm über die Achsel angesehen, die deutschen Kronen und die Institute, die man, ächt deutsch, belletristische Blätter nennt. Das Bedürfniß, das diese Deutschland eigenthümlichen Zeitschriften in's Daseyn gerufen, wird sie in dieser oder jener Form noch lange am Leben erhalten. Die Bildungslust kommt beim Deutschen in der Regel als Schreiblust zum Ausbruch. Er bedarf eines Tanz- und Sprechsaals, wo er die ersten literarischen Pas einübt, wo er ordentlich denken und sich vor den Damen mit Anstand hochdeutsch ausdrücken lernt. Seit jezt mehr als vierzig Jahren haben unsere Blätter unzähligen Deutschen Gelegenheit geboten, an sich selbst zu arbeiten, indem sie für andere schrieben. Die meisten unserer jezt blühenden und abgeblühten Dichter und Schriftsteller haben hier ihre Erstlingsblüthen und Früchte niedergelegt, und daneben ganze Generationen solcher, welche in den schönen Jahren, in denen der Staat seine junge Kriegsmannschaft aushebt, unter die Fahnen der Musen eilen, aber nur Eine Capitulation eingehen, um sofort in der Welt andern Göttern zu dienen. Wie mancher hochgestellte Beamte oder Gelehrte gedenkt mit Vergnügen der Zeit, wo er seine lyrischen und epischen Eier in unsere Spalten legte, und erkennt dankbar den Nutzen an, den er davon gehabt, wenn auch dem Styl, in dem er heute seine Bücher oder Referate schreibt, oder in der Paulskirche spricht, kein Mensch ansieht, daß er in der Jugend den Grazien geopfert.

Hat bei uns früh oder spät die Einheit den Gemeingeist oder der Gemeingeist die Einheit erzeugt, so mögen in einem gebildeten Geschlecht gebildete Kinder zur Welt kommen, und dann kann Deutschland vielleicht seiner Fürsten, noch gewisser aber seiner belletristischen Zeitungen entbehren. Bis dahin aber halten wir uns für so zeitgemäß als je und werden mit dem fortfahren, was man in der Messiasperiode unserer Literatur „Belustigungen des Verstandes und Witzes“ nannte, und wofür es heute keinen landesüblichen Ausdruck gibt, der nicht irgend einen widrigen Beigeschmack hätte. Nur insofern veranlaßt uns der Lauf der Zeit zu einer veränderten Richtung, als wir die Tagesgeschichte mehr als sonst in unsern Rahmen hineinziehen werden, wie wir seit verflossenem März bereits unwillkürlich gethan haben. Wir werden uns bemühen in erträglichem Deutsch die Ereignisse zu schildern, wie sie auf diesem oder jenem Punkt der deutschen Länder im Augenblick die Aufmerksamkeit in besondern Anspruch nehmen, ohne allzu ängstlich abzuwiegen, ob wir uns damit auf's Gebiet der Politik verlieren. Wir ersuchen unsere zahlreichen Mitarbeiter, uns in diesem unserem Vorhaben gefälligst zu unterstützen. Wer aber nach dieser Aeußerung etwa vermuthen sollte, dieser Zeitschrift solle ihr bisheriger Charakter ausgezogen und ihr ein politisches Gewand übergeworfen werden, dem geben wir Folgendes zu bedenken.

Das Morgenblatt ist und wird keine politische Zeitschrift, so lange es ihm nicht beifällt — und es wird ihm nicht beifallen — die Leser von Staatshändeln zu unterrichten und ihnen zu Beurtheilung derselben Gesichtspunkte aufzustellen. Aber ein Blatt, das es zu seinen Aufgaben rechnet, ein Bild der Zeitentwicklung zu geben, indem es Zustände und Sitten des Tages schildert, kann es natürlich nicht vermeiden, häufig auf das politische Gebiet überzustreifen. Und vollends seit einem Jahre war es uns ja geradezu unmöglich, der Zeitgeschichte zu folgen, ohne daß zugleich so ziemlich Alles besprochen wurde, was in diesem Augenblick die Welt im Innersten bewegt und äußerlich umgestaltet. — Ob aber viel oder wenig politischer Stoff in unsern Spalten, das macht das Blatt zu keinem politischen, so lange die Redaktion nicht darauf ausgeht, das haben zu wollen, was man politische Farbe nennt. Und solches ist gar nicht unser Beruf. Wir fragen zunächst nie, was unser Mitarbeiter *meint*, sondern wie er *schreibt*; ist er nur kein Stümper im Zeichnen, so mag er bei Schilderung eines Tagesvorfalls seinen Gesichtspunkt nehmen wie er will, und sind wir über sein Talent im Reinen, so ist uns seine Gesinnung gleichgültig, bis zu einem gewissen Grad, wie es sich von selbst versteht und keiner Ausführung bedarf. — Die Redaktion als solche ist von keiner Partei; aber wie sollte und könnte sie ihren Mitarbeitern die Bedingung der Unparteilichkeit stellen? Jedermann weiß, was es mit den angeblich unbefangenen Darstellungen in politischen Blättern auf sich hat, und daß sehr häufig der Schriftsteller der schlechteste ist, der in Selbsttäuschung auf eine unmögliche Unparteilichkeit Anspruch macht. Aber

wir vollends, denen es vor Allem um die Form zu thun ist, müßten sehr schlecht fahren, wenn wir uns nur nach unparteiischen Erzählern und Schilderern der Tagesgeschichte umsehen wollten, nach Leuten, die statt mit lebendigen Farben wiederzugeben, wie sie die Sachen sehen, mit Weiß und Schwarz von gegenseitigem Recht und Unrecht grau in Grau malen. — Das Morgenblatt hat Leser unter allen Parteien, und wir dürfen von der großen Mehrzahl voraussetzen, daß sie die Richtigkeit des eben Gesagten anerkennen. Hoffentlich erstreckt sich die in manchen Dingen eingerissene Verwirrung der Begriffe nicht so weit, daß Viele auch da, wo es zunächst auf literarische Behandlung der Stoffe ankommt, nur ihren eigenen politischen Meinungen begegnen wollen, und so das Wesen der Literatur völlig verkennen.

In einer niederdrückenden Zeit wie die jetzige segnet der Mensch doppelt die wunderbare Eigenschaft seines Gemüths, in wechselnde, entgegengesetzte, vom eigenen Willen wie von äußern Umständen scheinbar unabhängige Stimmungen versezt zu werden. Was wäre in diesem verwirrenden Jahr aus uns Allen geworden, wenn nicht auch in unserer Seele wie in der Natur auf Regen Sonnenschein folgte, ohne daß wir wissen warum? wenn nicht dasselbe Ding, derselbe Zustand, der uns eben noch trostlos, schwarz wie die Nacht erschienen, uns unversehens eine heitere oder doch erträgliche Seite zukehrte? Wir haben, um obige Neujahrsbetrachtungen niederzuschreiben, einen Moment benüzt, wo ein wenig Sonnenschein im Gemüthe war, und glauben wohl gethan zu haben, auf die Gefahr, daß Mancher, der eben bei anderer Laune ist, unsere anspruchslosen Bemerkungen dem schweren Ernst der Zeit wenig angemessen findet.

Allerdings ist in diesem Moment der Anblick der moralischen Welt so frostig und trübe wie der der äußern Natur; aber doch ist bereits der kürzeste Tag dieses Winters überwunden, und wir wissen es, die Tage werden wieder länger, wenn wir es auch noch lange nicht gewahr werden. Wer weiß, vielleicht liegt auch in der neuesten deutschen Entwicklung bald St. Thomastag hinter uns, mit dem es einem neuen Frühling zugeht, wenn auch der Tag im Kalender als Winters Anfang bezeichnet ist! H. H.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Westschweiz, December.

(Schluß.)

Ludwig Bonaparte. — Stimmung gegen die Flüchtlinge.

Unser thurgauischer Mitbürger ist also wirklich zum Präsidenten der französischen Republik gewählt! Eine große Ehre für uns, den jungen Mann, welcher unter uns aufgewachsen, unsere Schützenfeste mitmachte und als Artillerieoffizier unter unsern Milizen diente, an der Spitze unserer mächtigen Schwesterrepublik zu sehen. Und doch kann ich Sie versichern, daß, wäre in der Schweiz über seine Präsidentschaft abgestimmt worden, er keine tausend Stimmen erhalten hätte. Ob das Sprüchwort: nemo propheta in patria, hier anwendbar, oder ob sich der Prinz besser aus der Ferne als in der Nähe ausnimmt, will ich hier nicht entscheiden. Unser General Dufour, unter welchem der Prinz einen Curs der Thuner Militärschule durchmachte, gab sich die Blöße, demselben, in Form eines vertraulichen Briefes an einen französischen Oberoffizier, ein Fähigkeitszeugniß auszustellen, welches dann wie begreiflich von den französischen Journalen möglichst ausgebeutet wurde. Das Zeugniß stüzte sich hauptsächlich auf eine militärwissenschaftliche Broschüre, von welcher die Sage geht, daß sie zwar den Namen des Prinzen trage, daß aber der Inhalt derselben in nahem verwandtschaftlichem Verhältniß mit dem Zeugnißsteller stehen solle. Der General, obschon bis jezt der populärste Mann in der Schweiz, zog sich durch diese Schwäche mehr als Ein hartes, aber gerechtes Urtheil zu. — Wie unser Schützling von 1839, so sind auch sämmtliche andern Schützlinge dieser Sorte, mögen sie nun Franzosen, Polen, Deutsche oder Italiener heißen, im öffentlichen Krebit um ein Bedeutendes gesunken. Wir vertheidigten unser Asylrecht gegenüber den Zumuthungen Radetzkys und Schmerlings nur als ein Abstraktum, während im konkreten Falle die Volksstimmung die Flüchtlinge sammt und sonders von ganzem Herzen zum Teufel wünschte. Wundern Sie sich nicht darüber, wenn über kurz oder lang die Volksjustiz dieselben einmal vor ihr Forum ladet und auf dem kürzesten Prozeßweg aus dem Lande jagt, und zwar von Rechtswegen. Insbesondere ist man über jene erbittert, welchen in Augenblicken mitleidiger Aufwallung schweizerische Gemeinde- und Staatsbürgerrechte ertheilt wurden, und die nun, wie die Herren Becker, Schüler u. Comp. ihre Eigenschaft als Schweizer Bürger dazu benützen, ihr neues Vaterland in lästige und gehässige Conflikte und Verlegenheiten zu bringen. Die öffentliche Stimmung läßt sich kurz durch folgende Worte aussprechen: von unsern neuen Bundesbehörden wird gewünscht und erwartet, daß sie dem Treiben der ungebetenen Gäste ohne weiteres Federlesen ein Ende machen. Aus den Drohungen Ihrer Frankfurter Centralgewalt machte man sich dagegen sehr wenig, weil man überzeugt war, daß es dieselbe nicht zu bewaffneten Feindseligkeiten kommen lassen durfte, andere Maßregeln aber Beeinträchtigung des Handels und Verkehrs bezweckend, von unserer durch frühere unveranlaßte „Freundnachbarlichkeiten" sattsam abgehärteten Industrie viel leichter ertragen worden wären, als von der Ihrigen. Auf die angedrohte Fruchtsperre freute sich unser Bauernstand, die große Mehrzahl der Bevölkerung, mit inbrünstiger Sehnsucht. Ihre verehrten deutschen Leser mögen diesen reinen Wein Ihres schweizerischen Korrespondenten zugleich mit seinen aufrichtigen Wünschen für ein freies, einiges und mächtiges Deutschland als wohlgemeintes Neujahrsgeschenk entgegen nehmen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 2.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 7. Montag den 8. Januar 1849.

> Zerbrich der Bösen Waffen', gnäd'ger Gott,
> Die diese Tage möchten wiederbringen!
> Getilgt ist Zwist, gestreut des Friedens Samen:
> Daß er hier lange blühe, Gott, sprich Amen!
>
> Shakespeare

Berlin um Weihnachten 1848.

Seit langen Jahren kein Weihnachtsfest wie dieses. Ein Himmel, ein Sonnenschein, eine Luft wie im Frühling; sie sagen, weil uns der Völkerfrühling im März und Mai den Naturfrühling geraubt, habe die Natur gütig für die armen geängsteten Menschen zu Winters Anfang noch einmal Frühling gemacht. Und sie genossen ihn. Auch als die Luft kälter ward, schien dieselbe Sonne noch immer auf den „knusprigen" Frost. Es fiel kein Schnee, es blies kein Thauwind; die Weihnachtsleute konnten ihren Markt aufbauen, die Mütter ihre Kleinen hinführen, die Eltern für ihre Kinder einkaufen. Es ist seit undenklichen Zeiten nie so viel auf dem Weihnachtsmarkte gekauft worden. Mehrere Spielzeugwaaren, manche Stoffe, eine berühmte Art Pfefferkuchen, die „französischen" — das Erbgeheimniß zweier Familien aus der französischen Kolonie (durch 160 Jahre hat es sich erhalten, und besser als das der Verfertiger des Eau de Cologne), die sie allein backen — gingen im Verkaufe aus. Und es wird das ganze Jahr durch gebacken, allein für den Weihnachtsmarkt! — Woher das? Man freute sich, daß man sich wieder einmal freuen konnte, man wollte sich erholen für die Schrecknisse eines fürchterlichen Jahres, die Kinderwelt sollte nicht darunter leiden, daß ihre Eltern solche Aengste ausgestanden. Vielleicht genoß man doppelt die Freude, aus Angst, daß sie wieder könnte verkümmert werden, daß solche Weihnachten nicht wieder kommen möchten. — Bei alledem bliebe die Frage unbeantwortet, da zum Einkaufen Geld gehört, und die Waaren, statt wohlfeiler zu werden, bedeutend aufschlugen, woher das Geld kam? Man sagt uns: die Leute haben vieles baare Geld in den Zeiten des Schreckens aufgespart für den Nothfall, desto williger nun die erste Gelegenheit ergreifend, wo die Schrecken vorüber, um einen Genuß davon zu haben. Den armen Gewerbsleuten ist die Freude zu gönnen.

Grüne frische Weihnachtsbäume auf den Straßen, an allen Ecken! Das ist der Verdienst des armen Mannes, zumeist der Maurergesellen, die im Winter feiern müssen. Sie lösen einen Schein, oder auch keinen, und ziehen mit Beilen in die Kieferwälder hinaus und schlagen von den Kiefern Tannenbäume ab — die forstmännische Contradictio schadet nichts — die sie auf Holzgestelle einpfählen und verkaufen, und an jeder Spitze brennt am heiligen Abend ein Wachslicht, und von den Tannen- oder den Kieferästen hangen Äpfel, Nüsse, Pfefferkuchen, gebrannte Mandeln herab. Ein vortrefflicher Handelsartikel, weil er sich mit jedem Jahre abnuzt, und eine Poesie im Alltagsleben, die sie noch nicht haben ausreuten können. Mache unsern Norden communistisch, socialistisch, atheistisch, wie es dir gelingt, der Bürger, der Bauer, der kleinste Mann, der Weib und Kind hat, läßt sich seinen Weihnachtsbaum nicht nehmen; und wenn er nicht in die Kirche geht, nicht an Christus glaubt und Gott läugnet, ohne ein Weihnachtsfest, ohne die frohen Gaben des frohen Festes gibt es kein Leben. Das dürfen ihm die Radikalen nicht nehmen. So ist die Tradition doch mächtiger als du glaubst.

Dieses Freudenfest that wirklich noth in dem grau in grauen Gemälde ringsum. Es ist das einzige Frohe. Des Terrorismus sind wir freilich ledig, die Bummler sind verschwunden, die Galgenphysiogno-

mien, die Blicke, die an Zuchthaus und Galeere mahnten, aber eine Aussöhnung ist nicht eingetreten. Die destruktiven Folgen, die Nachwehen der Revolution melden sich; wer kann sie jezt schon überschauen? Der Sturz in der Kaufmannswelt ist kaum so furchtbar, als die Noth sich im Gewerbsstande, in den Familien der mittlern Classen, der Künstler, Beamten, und wo nicht! herausstellen wird. Noch war man in der allgemeinen Erschütterung mit befangen, jezt ist man es vielleicht im Freudenrausch über die glückliche Wendung. Man rechnete während der Krisis, daß durchschnittlich jede Familie die Hälfte ihres Vermögens eingebüßt; ich besorge sehr, daß dieß eine zu sanguinische Rechnung gewesen.

Die Erbitterung bei denen, die viel oder etwas gehabt und nun wenig oder nichts haben, gegen die, welche das Unglück herbeigeführt, liegt nahe. Man nennt jene die Guten. Das ist ein sehr problematischer Ausdruck; wenigstens kann sich dahinter auch die gemeine Natur verschanzen. Die edle Entrüstung über so maßlose Verkennung unserer Lebensbedingungen, der wahren Freiheit, des edlen Fortschritts mischt sich nur zu häufig mit der Philistergesinnung, die nur haßt, weil sie verloren hat; jezt ist sie „gut," wie sie schlecht gewesen wäre, hätte auf der schlechten Seite Gewinn für sie gelegen. Das ist nun nicht anders und kann nicht anders seyn, es ist die ewige Menschennatur; und da es unsern socialistischen Menschheitsverbesserern wieder nicht gelungen, sie zu corrigiren, so muß eben das arme Menschengeschlecht auf eine neue Revolution warten, die indeß keiner von uns erleben wird, um zu beurtheilen, ob alle Mühe dann eben so vergeblich seyn wird, wie sie gewesen ist. Die Erbitterung der Andern, die Alles eingesezt, um Alles zu gewinnen, ist eben so natürlich, jezt wo sie, scheinbar so nahe am Ziel, wieder zum Anfange zurückgeschleudert sind: Verstandesschwärmer, untermischt mit einigen Herzensschwärmern, und dahinter die endlose Reihe von Betrügern und Betrogenen: radikale Spekulanten, kalte Renommisten, von Eitelkeit aufgeschwellte Ehrgeizige, uraltes Unrecht rächen Wollende, bis hinab zu den Bankerotten an Vermögen, Seele, Geist, Körper, den wüsten Klopffechtern für jeden Umsturz, und dahinter der Schwarm des Proletariats.

Unter den Lug- und Truggespenstern, womit die destruktive Partei die Anhänger der sittlichen Ordnung erschreckte, damit ihre eigene Schwäche geschickt verbergend, war eines der gefährlichsten, weil es am meisten Naturwahrheit in sich zu haben schien, die Zuflüsterung, daß, wenn dießmal die Revolution gebändigt werde, sie das nächstemal desto furchtbarer, blutiger, verheerender um sich greifen werde. Es war ein Aviso an die guten Seelen der Philisterwelt: nehmt ruhig hin unsere Brutalität und Unverschämtheit; wo es Noth thut, drückt auch die Augen zu vor etwas Blut und Brand, denn mit den wenigen Opfern, die es jezt kostet, kauft ihr eine Revolution ab, deren Opfer und Verwüstungen unübersehbar sind. Die guten Seelen glaubten, und zum Theil glauben sie wohl noch. Wie die künftige Revolution beschaffen seyn werde, wenn nicht auf organischem Wege den Uebelständen abgeholfen wird, wenn nicht eifrig, rüstig die Regierungen und die Völker sich die Hand reichen, um die verrosteten und verschlemmten Kanäle und Adern zu reinigen, den natürlichen Saft- und Blutlauf herzustellen; wenn man nicht, sobald die nothwendige Ordnung hergestellt ist, alle Weisheit, alle Erfahrung zu Hülfe ruft, um dem Proletariat zu steuern; wenn man etwa auch dann noch dem schlimmen Irrthum sich hingäbe, daß man die Noth mit frommen Almosen stumm machen könne — der Weg, den die Revolution dann, in diesem schlimmsten Falle nähme, ist nicht abzusehen. Wohl aber ist eines gewiß, daß sie sich nicht selbst nachahmen würde. Die Revolution, wie sie hinter uns liegt, hat sich selbst gerichtet, sie ist abgethan. In dieser albernen, widerwärtigen, abschreckenden Gestalt kann sie nicht wieder auftreten. Dieses Uebermaß von Eitelkeit, Unverschämtheit, dieser gordische Knoten von hohlen Phrasen, wie es uns jezt schon verabscheuungswürdig erscheint, muß uns bald unbegreiflich lächerlich vorkommen, oder die menschliche Natur wäre eine andere geworden. Selbst das von den Wühlern herangezogene verlockte arme Volk ist darüber schon aufgeklärt. Eine neue Revolution, die durchdringen wollte, müßte also ein anständigeres, rationelleres, geschmackvolleres Gewand anlegen; sie müßte, wenn nicht die Traditionen, doch die Gefühle, die Vorliebe, die Bildung der Nation berücksichtigen.

(Schluß folgt.)

Der März in der französischen Republik.

(Fortsetzung.)

Durch die regennassen Scheiben unseres Wagens erblickten wir den Park vor dem königlichen Schlosse, auf dessen hügeligem Terrain der blutige Freiheitskampf des Jahres 1830 gefochten ward; ferner im untern Stadttheile das große massive Entrepot an dem Kanale, der nach Antwerpen und Charleroi geht und so breit und fließend ist, daß ich ihn für einen Strom hielt. — Seitdem bannt ein wahrhafter Platzregen uns in die Zimmer unseres Hotels, und ich kann euch nun von Brüssel nichts weiter sagen, als daß der Regen hier eben so auf das Asphaltpflaster klatscht und rasselt wie in Berlin. Wollte er

sich hier nur genug thun und uns nicht die morgende Fahrt nach Paris und die Ankunft daselbst verderben!

6.

Paris, 12. März.
Sonnenschein nach drei Tagen strömenden Regens.

Die Fahrt von Brüssel nach Paris ist die langweiligste von der Welt. — Die Eisenbahn war ganz in der Ordnung, nur bei Valenciennes, wo man die Brücke verbrannt hatte und die Passage dadurch gehemmt war, wurden wir in große Omnibus gepackt und in diesen durch das Landstädtchen Reines auf einem kleinen Umwege weiter befördert. Da, wo wir wieder zur Eisenbahn gelangten, war kein Bahnhof, man hatte also Bretterschuppen und Zelte aufgeschlagen, welche für die anlangenden Menschen- und Gepäckmassen zu klein und gegen den strömenden Regen kein ausreichender Schutz waren. Indeß die Unbehaglichkeit dieser Stunde war bald vorüber und noch schneller vergessen.

Der Charakter der Gegend ist flachste, gleichförmigste Ebene. Douay, Amiens, Arras u. s. w. bleiben seitwärts liegen, und außer dem prächtigen Bahnhofe in Amiens, in dem man in einem von oben erleuchteten, fürstlich eingerichteten Speisesaale eine vortreffliche Mittagsmahlzeit hält, ist von der ganzen Fahrt weiter nichts zu bemerken.

Der Bahnhof in Paris ist überraschend groß, obschon man große Maßstäbe mitbringt und Großes erwartet, die Ordnung musterhaft. Statt daß man bei uns in wilder Hast in die Gepäckkammern gedrängt wird und nun Hals über Kopf nach dem Seinigen greifen soll, verwirrt gemacht durch das Wühlen, Suchen, Schreien der andern Passagiere und der Beamten und Packträger, bleiben hier die ankommenden Fremden ganz ruhig in einer Salle d'attente. Während dessen suchen die Beamten die Packstücke nach den Nummern aus, ordnen das Zusammengehörende nebeneinander auf den großen Tischen, die längs allen Wänden des Gepäckgebäudes stehen, und erst wenn dieß besorgt ist, läßt man die Fremden herein und händigt ihnen gegen den Packschein ihr Eigenthum aus. Unsere neun Collis, die wir sonst überall mit Mühe und Noth zusammengerafft, hatte man uns hier zierlich wie eine Geburtstagsbescherung aufgebaut.

Vor allen Dingen will ich euch nun in Eile den Eindruck beschreiben, den Paris in diesen anderthalb Tagen in Bezug der neuesten Vorgänge auf mich gemacht hat. — Von der Größe der Stadt, von ihrer Pracht und Schönheit kann ich noch keine mich überraschende Vorstellung haben. Die Boulevards, so weit ich sie gesehen, die innere Stadt, der Börsenplatz, der Vendomeplatz mit dem Standbilde Napoleons auf der Säule, der Concordeplatz sind sehr bedeutend, sehr volkreich, voll glänzender Magazine und prächtiger Gebäude. Indeß Rom und Neapel sind auch so großartig, daß der äußere Eindruck irgend einer Stadt, wie man ihn in den ersten Tagen empfängt, nicht mehr wesentlich überraschen kann, nachdem man jene Orte gesehen hat. Zudem schadete wohl das schlechte Wetter der Physiognomie der Stadt.

Die Zerstörungen durch die lezte Revolution sind überall sichtbar. An den Straßenecken sind die Pflastersteine erst lose hingelegt, nicht eingerammt; zerbrochene Brodwagen und umgestürzte Omnibus bezeichnen hie und da die gewesenen Barrikaden. An einer Kirche ist das aus Eisenstäben bestehende Gitter bis auf einige Fuß abgerissen, die allein noch zeigen, daß hier ein Gitter war. Im Palais royal — oder Palais national, wie es jezt laut der Ueberschrift heißt — sind alle Scheiben, viele Fensterrahmen und Gerüste zerbrochen; das Wachhaus — Chateau d'eau — gegenüber dem Palais royal, in dem die Garden verbrannten, liegt in rauchgeschwärzten Trümmern; andere Wachhäuser in der Nähe der Seine sind bis auf das Fundament abgebrochen und Nationalgarden halten in ihrer Nähe Wache, vor der ersten besten Boutike sitzend, die als Wachstube dient. Auf den Boulevards sind die Bäume umgehauen, die Brunnenröhren und Säulen niedergerissen. In den Tuilerien flattern zerfezte weiße Vorhänge aus den scheibenlosen Fenstern; über allen Thüren, an den Mauern des Schlosses liest man mit Kreide oder Kohle angeschrieben: »Hôpital des Invalides civiles.« An den Theatern, über den Portalen der Kirchen, auf allen öffentlichen Gebäuden flattert die Tricolore lebensmuthig in der Luft über der Inschrift: liberté, fraternité, égalité. Sie haben die Worte hingeschrieben, wo sie Raum fanden, als wollten sie sich beständig erinnern, daß dieselben künftig die Grundlage ihrer Staatsgesezgebung bilden müssen, und als fürchteten sie, man könnte das vergessen.

Mehrmals am Tage sah ich gestern Haufen von dreißig bis vierzig Männern, fast lauter Arbeiter, durch die Straßen ziehen, welche die Marseillaise sangen oder das alte Lied der Girondisten, das vom Volke wieder aufgenommen ist. Es lautet:

Par la voix du canon d'alarme,
La France appelle ses enfants.
Allons! dit le soldat, aux armes!
C'est ma mère, je la défends.
  Mourir pour la patrie,
  C'est le sort le plus beau, le plus digne d'envie.

Nous, amis, qui loin des batailles
Succombons dans l'obscurité,

Vouons au moins nos funérailles
A la France et sa liberté.
Mourir pour la patrie,
C'est le sort le plus beau, le plus digne d'envie.

Die Melodie ist sehr schön, von fast eben so ergreifendem Rhythmus als die Marseillaise.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

* **Dresden**, December

Der Sieg der Radikalen.

Gegen alle Erwartung, und troz der über das ganze Land verbreiteten Thätigkeit der gemäßigten Partei in Dresden und Leipzig, sind die Wahlen zu unserem nächsten Landtag fast überall auf radikale Candidaten gefallen. Allerdings hatte diese Partei eine festere Organisation, eine weniger bedenkliche Energie in Verfolgung ihrer Zwecke und die blinde Anhänglichkeit der Masse voraus. Dennoch konnte man ein anderes Resultat hoffen, ja man durfte sogar viele conservative Wahlen fürchten, da namentlich unsere Landleute seither weder Veranlassung gehabt, noch Neigung gezeigt hatten, sich von Demagogen agitiren zu lassen. Es ist aber ganz anders gekommen. In den Städten, wo sich unter der Leitung kecker und redefertiger Demokraten fast überall radikale Vereine gebildet hatten, wurden die besonnenen Bürger theils eingeschüchtert, theils von den Arbeitern, Gewerbsgehülfen und kleinen Grundbesitzern überstimmt, und die glänzenden Verheißungen der Führer der radikalen Partei, die überall Volksversammlungen veranstalteten, haben auch die Landleute gewonnen. Endlich hat auch die genügend ausgebeutete Hinrichtung Blums dem Radikalismus ebensoviel und mehr genüzt, als Lichnowskys Ermordung demselben geschadet hatte. Auch in Dresden, wo mit der dazu gehörigen Landschaft zehn Mitglieder der beiden Kammern zu wählen waren, hat der deutsche Verein nur einen, aber auch den Candidaten durchgesezt, der wegen seiner Talente und Kenntnisse von der Gegenpartei am meisten gefürchtet und daher am meisten verfolgt wurde. Man muß diese Wahlagitation mit durchgemacht haben, um zu begreifen, wie die in der That rastlosen Bemühungen des deutschen Vereins hier so wenig fruchten konnten. Ueberall hatten gewandte Emissäre bereits vorgearbeitet, und in manchen Distrikten wurden das Programm und Karten mit dem gedruckten Namen des radikalen Candidaten von Haus zu Haus vertheilt. In den Volksversammlungen erläuterten diese Candidaten, unterstüzt von redefertigen Sekundanten, das demokratische Programm der „entschieden freisinnigen" Partei, wobei es hie und da auch an Lügen und Verdächtigungen nicht fehlte, und die Gegenrede des Candidaten der andern Partei wurde mit abgenuzten Phrasen, die bei diesem „mündigen Volke" ein gläubiges Publikum fanden, und oft auch durch Geschrei und Drohung der Trabanten jener Demagogen zurückgewiesen. Ja es ist sogar vorgekommen, daß dem obenerwähnten Candidaten des deutschen Vereins, Spizner aus Dresden, in einer öffentlichen Versammlung von einem Zuhörer mit der Guillotine gedroht wurde, und die Plakate dieses Vereins, dessen Mitglieder von den Radikalen die Schwarz-gelben genannt werden, waren jeden Morgen theils abgerissen, theils mit Koth bestrichen und mit Galgen bemalt. Als unsere Minister von diesem Treiben hörten, erklärten sie sich sämmtlich in einer öffentlichen Ansprache gegen die Grundsäze der vereinten republikanischen und Vaterlandsvereine, welche bis dahin auch in Volksversammlungen mit den Sympathien der Regierung, namentlich des Ministers Oberländer, für ihre Grundsäze kokettirt hatten. Aber theils kam diese Erklärung zu spät, theils wurde sie von den Radikalen zu weiterer Aufregung benüzt und hatte demnach auf die Wahlen nur geringen Einfluß. Wie sich die Verhältnisse weiter gestalten werden, ist nicht schwer vorauszusehen. Die radikalen Kammern, vor denen unsere freisinnigen Minister glücklicherweise nicht sofort zurückweichen zu wollen scheinen, werden, wenn sie ihren Grundsäzen nicht untreu werden wollen, sich sehr bald unfähig zeigen, unsere politischen Verhältnisse auf eine gedeibliche Weise umzugestalten, und es werden dann leider bei uns ähnliche Verhältnisse eintreten, wie in den Nachbarländern, durch welche erst der feste Boden zu weiterer Entwicklung wieder gewonnen werden muß, von dem uns die Radikalen in thörichter Verblendung weggedrängt haben. Doch da bei unserer bisherigen politischen Entwickelung keine Reaktion zu fürchten ist, wie in jenen Ländern, so wird, wenn nicht ganz unvorhergesehene Ereignisse anderswo eintreten, die Krisis bei uns nicht so gefährlich seyn. Mit solchen Hoffnungen wurde bei uns das Christfest heiterer gefeiert, als man nach jenen Ereignissen hätte erwarten sollen. Auf dem Christmarkte war es immer noch lebhaft genug, und nach der Aufregung der lezten Wochen war das schöne Kinderfest Allen eine wahre Erquickung. Bemerkenswerth ist, daß die seitherige Bewegung noch so wenig tief in das Volk gedrungen ist, daß sich fast gar keine Spur davon unter den ausgestellten Sachen des Christmarktes fand. Welchen reichen Stoff müßte der Ernst und der Humor der jüngsten Zeit den Zuckerbäckern, den Spielwaarenfabrikanten bieten, wenn sie die Zeit nur einigermaßen begriffen hätten! Aber außer Barrikaden, die hie und da ausgeboten werden, und einigen Wizen aus den fliegenden Blättern sieht man sich vergebens darnach um. Auch die deutschen Farben, die früher so hoffnungsvoll überall zu schauen waren, sind fast ganz verschwunden. Man könnte schon die Symbole missen, wenn nur das volksthümliche Bewußtseyn in den Herzen festgewurzelt wäre. Aber was sich davon im Volke regte, als im März der Jubel von einem deutschen Vaterlande alle deutschen Lande durchhallte, das wird von unsern Radikalen gründlich wieder unterdrückt, welche in Schrift und Wort auf Frankfurt und die dort erstrebte Einheit schimpfen. Der Geist läßt sich aber nicht dämpfen: wir müssen, wir werden einig werden, und wollen wir es nicht gutwillig werden, so wird uns die Noth zusammenbringen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 8. Dienstag den 9. Januar 1849.

Reges consuesti tollere!
Horat.

Der März in der französischen Republik.

(Fortsetzung.)

Die Arbeiter haben noch ein anderes Lied, dessen Refrain: »vive la république!« gestern in der Nacht mich oft aus dem Schlafe weckte. Und diese Melodien werden so unablässig gesungen, daß man sie zu hören glaubt, auch wenn Alles still ist. — Riesige Anschlagzettel kleben an allen Ecken, Brunnen und Gebäuden; die Ordonnanzen und Plakate der Regierung sind auf weißem, alle andern auf farbigem Papiere gedruckt. Gestern war ein Dekret angeschlagen, das die Arbeitszeit auf zehn Stunden bestimmt, ein anderes, das die Brodpreise regelt, mir aber unverständlich war, weil ich das Maaß nicht kenne. Indeß so viel habe ich erfragt, daß die Lebensmittel unverhältnißmäßig theurer sind als bei uns.

Man sagt mir, Paris sey todt, die Straßen sehr öde in diesem Augenblick, und allerdings ist die Zahl der Equipagen verhältnißmäßig wohl gering, aber das Leben in den Straßen, auf den Boulevards ist doch überraschend. Das ganze Volk ist darauf eingerichtet, sich kund zu geben, seine Meinungsäußerungen nicht zurückzuhalten. Vive la république! schreien schon achtjährige Knaben mit derselben Energie wie die Erwachsenen, und dieser Ruf hat förmlich eine bestimmte Tonscala. Bei den drei ersten Sylben des Wortes Republique steigt der Ton wachsend und sinkt dann herab bei der lezten Sylbe. Manchmal wenn man ein schallendes, kräftiges »vive la république« ertönen hört und dann fünf, sechs kleine Jungen erscheinen, die es ausgerufen haben, traut man seinen Sinnen nicht, lernt aber begreifen, wie sehr das politische Element das Volk durchdrungen haben muß, wenn es sich bis in die Spiele der Kinder gedrängt hat.

So wie man sich auf der Straße befindet, wird man von Zeitungsausrufern, Männer, Weibern und Kindern, umdrängt. »La Presse! la Presse! Journal du soir! seconde édition! — Le Moniteur du soir, Monsieur! achetez le moniteur du soir, Monsieur! — Voilà quelque chose qui vous regarde, Mesdames! la voix des femmes! achetez la voix des femmes, Mesdames! — Achetez la Presse, Messieurs! — La Liberté! La Liberté pour un sou, Monsieur! — La République! la vraie République! — Les scélératesses du scélérat Louis Philippe et de ces scélérats de ministres! — Le Chant de la liberté! — La voix du Peuple!« — so ruft, schwirrt, lärmt es durcheinander. Zeitungsblätter, Veilchenbouquets, Phosphorhölzer, Statuetten werden dem Vorübergehenden fast in die Hand gedrückt, aber eigentlich belästigt wird man nicht. Sie wissen die rechte Linie zu treffen und scheinen sie nicht zu überschreiten.

Karrikaturen auf Louis Philipp sieht man an allen Ecken. Eine in Terracotta zeigt ihn als blinden Bettler. Er sizt an der Erde, den Regenschirm neben sich, von einem Hunde bewacht und die Hand mit dem runde Hute den Vorübergehenden entgegenstreckend. Darunter stehen die Worte: »Faitez moi l'aumône d'un petit trône, s'il vous plaît, Messieurs!« — Eine andere stellt ihn dar, wie er sich, mit einem Päckchen unter dem Arm, in die Thüre eines sehr engen Fiakers drängt, mit der Unterschrift: »A l'heure, cocher, et non à la course, car j'irai loin!«

Wir haben in diesen Tagen eine Menge Leute gesprochen, aber nirgends eine sympathische Aeußerung für Louis Philipp gehört. Sein Geiz — diese niedrigste, diese elendeste Leidenschaft — hat ihn allgemein verächtlich gemacht; und wahr ist es, wie einst die geschlechtliche Sittenlosigkeit der Bourbons das Volk demoralisirte durch schlechtes Beispiel, so hat der Geiz Louis Philipps die Franzosen habsüchtig gemacht, und ihr Ehrgefühl, ihr Rechtsgefühl untergrabend, sie bis zur Käuflichkeit herabsinken lassen. Trotz der Verdammung Louis Philipps, wird jedoch stets ein lebhaftes Bedauern für die Prinzen Joinville, Montpensier und Aumale, besonders aber für Joinville ausgesprochen, der sehr beliebt zu seyn scheint.

In Bezug auf Joinville haben wir gestern Abend interessante Papiere in Händen gehabt, die Korrespondenz seines Lehrers mit dem Könige, damaligen Herzog von Orleans, als es sich darum handelte, den eilfjährigen Knaben einem Collège zur weiteren Ausbildung zu übergeben. Mit ächt pädagogischem Unverstande verkennt der Gouverneur die Harmlosigkeit und Freimüthigkeit dieses Knabencharakters. Er schildert ihn als einen trägen, zum Lernen gar nicht zu bewegenden Knaben. „Sein Hang zum Niedrigen," heißt es in den Originalbriefen, „seine Lust an dummen Streichen werden ihn gleich zum Mittelpunkt für alle Taugenichtse der Klasse machen; er wird diese mit dem Instinkt seiner Anlagen augenblicklich herausfinden, sich ihnen anschließen und von ihnen alle Fehler annehmen, die ihm noch abgehen. Was für einen andern Prinzen rathsam wäre, was sich für die Herzoge von Chartres und Nemours als vortrefflich bewährt, sie mit andern Jünglingen gemeinsam zu erziehen, das würde bei dem maßlosen Leichtsinn, bei den übeln Anlagen und dem Trotze dieses Knaben die übelsten Folgen haben und Ew. königlichen Hoheit den bittersten Verdruß zuziehen, den der Herzog von Joinville Ihnen auch ohnedieß nicht ersparen wird."

In diesem Tone, der mitunter an eine so rohe Frechheit streift, wie kein Dorfschulmeister sie gegen seinen Amtmann sich erlauben würde, gehen dieser und ein paar andere Briefe gleichen Inhalts fort, so daß man das tiefste Mitleid mit dem unglücklichen Fürstenkinde empfindet, dessen fröhliche Jugend in die Hände eines so lieblosen, so unverständigen und rohen Mannes gegeben war. Glücklicherweise ist die gesunde Menschennatur schwer zu verderben, wie man an Joinville sieht.

Diese Briefe, nebst noch vierzig oder fünfzig andern vom König und der königlichen Familie befanden sich im Besitze eines unserer Bekannten, der sie am Tage des Sturmes der Tuilerien auf dem Hofe zusammengerafft hatte. Das Volk war in ein Kabinet gedrungen, wo die Privatkorrespondenz der königlichen Familie in lederne Koffer verpackt stand. Alle diese Koffer wurden aufgerissen, die Papiere auf den Fußboden und durch die Fenster auf die Straße geworfen, wo Jeder davon nahm, was ihm gerade in die Hände fiel.

Unter den Blättern, die ich gesehen habe, befand sich manches Interessante; so z. B. ein Entwurf des Königs zu einer Einladung Guizots. Das Billet war mit höchster Ueberlegung geschrieben und immerfort geändert, um die rechte Form für die Aufforderung zu finden, bei der es sich um eine Verständigung nach einer Spannung zu handeln schien. Die Worte: je vous prie, je vous invite, waren ausgestrichen und endlich die Redensart: je vous engage de vous rendre chez moi stehen geblieben. — Ferner sah ich einige sehr bedeutende Briefe des Königs Leopold von Belgien in Betreff der griechischen Frage; dann aus neuerer Zeit dringende Bitten Joinvilles und der beiden jüngeren Prinzen an den Herzog von Nemours und an die Königin, den König zum Nachgeben bei einer freisinnigen Maßregel zu bewegen. In einem Blatte schreibt Nemours: »le roi devient de plus en plus entêté; impossible de le faire fléchir!« Ferner fanden sich Briefe der Königin der Belgier, welche im Auftrage ihres Mannes, der zur Jagd gefahren war, dem Könige Mittheilungen über Verhandlungen in London macht.

Sehr ausführlich war ein Tagebuch des Herzogs und der Herzogin von Nemours, geführt bei ihrer ersten Reise durch Frankreich. Die junge Fürstin erscheint darin als höchlich erfreut über all die Ehrenbezeugungen, die ihr zu Theil werden, und trotz der Ermüdung, über welche ihr Mann für sie klagt, wird jedes Blumenstraußes, jeder Rede mit Wohlgefallen erwähnt, und alle diese Gewohnheitssachen als Zeichen ursprünglicher, besonderer Theilnahme hingestellt und genossen.

Das Familienleben der Orleaniden muß nach diesen Briefen eines der innigsten und edelsten gewesen seyn. Durchweg, selbst da, wo die Söhne den Vater in Briefen aneinander tadeln, spricht sich die höchste Anhänglichkeit aus. Aus der Zeit einer Entbindung der Königin der Belgier finden sich fast von jedem Tage Zettelchen des Königs, in denen er nach der Tochter fragt, und der Königin, in denen sie gute Rathschläge gibt. Die Anrede in den Briefen der Prinzen ist sehr oft ein scherzendes: »chère et bonne Majesté!« — oder auch »dites à la chère Majesté.«

Sehr komisch waren ein paar Briefe der Königin von Portugal an die Prinzessin Clementine, für welche die Erstere sehr große Liebe an den Tag legt. Die Hauptgegenstände bilden Zahnkrankheiten der Kinder, Toilettenangelegenheiten, Besprechungen Dümasscher Romane, und mitten darin die Frage: »demande

à ton père ce qu'il pense des arrangements à Londres et ce qu'il faut faire?« Und gleich darauf wird ein Hofmann oder ein Künstler empfohlen, mit den Worten: »un homme parfaitement honnête, mais une énorme bête!«

Es wäre lebhaft zu wünschen, daß diese Papiere in den Besitz ihrer Eigenthümer zurückgelangten, weil es so traurig ist, sich von derartigen Erinnerungen zu trennen. Die königliche Familie hat nichts gerettet; alle Familienporträts, all die tausend Kleinigkeiten, die uns werth sind als Andenken oder werth geworden durch längeren Gebrauch, hat man bei der ganz unerwarteten Flucht zurückgelassen, und man fühlt das tiefste Bedauern über das Loos dieser jungen Männer und Frauen, welche der Ehrgeiz und die Starrheit ihres Vaters von dem höchsten Gipfel der Macht hinabgestürzt haben in alle Schmerzen der Verbannung und Entbehrung. Ich beklage ihr menschliches Leid, versteht mich recht, nicht die entthronten Fürsten.

Und damit sey denn der erste Brief aus Paris beendet. Zum Schlusse nur die Versicherung, daß hier für die Ruhe der Fremden nicht das Geringste zu fürchten ist, und daß wir sehr zufrieden sind, hergegangen zu seyn, um das größte Ereigniß der Zeit an dem Orte kennen zu lernen, wo es zum Ausbruche kam, wo es begann; denn dieß kann nur der Anfang seyn jener socialen Revolution, die uns seit Jahren als unabweisliche Nothwendigkeit vor dem innern Auge stand, und die wir herbeisehnten, wie man das Frühjahr ersehnt, mit Bangen vor den Stürmen und Nöthen des wahrscheinlichen Eisganges. Mögen wir bewahrt bleiben, wenn er über uns kommt!

Berlin um Weihnachten 1848.

(Schluß.)

Ein zweites, damit verwandtes Schreckgespenst sind jetzt die neuen Wahlen. Es ist, wie es steht, allerdings ein Würfelspiel, aber ich hege nicht die Besorgniß, daß sie ähnlich den ersten ausfallen werden. Die destruktive Partei wird zwar Alles anstrengen, ihre Männer durchzubringen, aber dafür ist auf der andern Seite die Erkenntniß gewachsen, was es gilt, wenn jene siegen. Die Furcht der Besitzenden wird sich mit der Erkenntniß der wahren Vaterlandsfreunde vereinigen. Es ist traurig, wenn sich, wie hier, Wahlcomités mit namhaften Juristen und sonstigen Ehrenmännern an der Spitze bilden, die es sich zum Ziel setzen, die Partei der aufgelösten Nationalversammlung zu unterstützen. Es ist ein großer Irrthum, daß sie in dieser Krisis unseres Gemeinwesens das formelle Recht jener Versammlung für höher achten als das göttliche Recht der Nothwendigkeit, das die Krone zu jenem Schritte antrieb, zur Rettung des Staates.

Weit trauriger ist die innere Zerrüttung im Vertrauen und Kredit, im Geschäftsverkehr und in den Familienbanden. Jetzt erst fängt man an zu erkennen, was es heißt, eine politische Nation zu seyn. Gewonnen hat man noch wenig, oder nichts, und was verloren! In politischen Völkern alten Styls existiren freilich dieselben Klüfte, aber im Familien- und Geschäftsleben hat man Nothbrücken darüber zu bauen gewußt. Wir sind noch Neulinge, die Klüfte sind Wunden, blutende Wunden. Welch traurige Mysterien würde ein hinkender Teufel sehen, der die Dächer abdeckte! Vater und Söhne, Eltern und Kinder, das sind jetzt die natürlichen Gegensätze; uralte Freundschaften gingen aus in bitter schmerzliche Zerwürfnisse. Daß der Frieden hier wieder hergestellt werden könne, scheint in vielen Fällen unmöglich. Jene kleinen Kaufleute, bei denen beim Kauf eine Conversation sich von selbst versteht, müssen sich in ihren Scherzen, Aeußerungen, Anpreisungen sehr vorsehen, um nicht zu verletzen, um guten Humor zu erhalten. Sie theilen kurzweg ihre Kunden in Demokraten und Reaktionäre.

Daß die alte Geselligkeit gestört ist, versteht sich von selbst. Es wirken da viele Rücksichten mit. Man besucht die Theater (Concerte wagen sich noch kaum hervor), um sich zu zerstreuen, ohne sich mit seinem Nachbar unterhalten zu dürfen. Wie könnten die früheren Gesellschaften zusammen kommen, wo die, welche mit einander in Scherz und Ernst Arm in Arm gingen, jetzt notorische Gegner sind! Und dieß wäre noch nicht das Schlimmste; aber man kennt sich nicht mehr, man weicht einander aus, aus Besorgniß, einen Gegner zu finden, wo vielleicht ein Bundesgenosse steht. Die wissenschaftlichen Vorlesungen in der Singakademie fallen im nächsten Jahre aus. Welchen Reiz hat jetzt die Wissenschaft! wer mag Vorlesungen hören! und die Singakademie hat inzwischen genug andere Vorträge gehört. Auch war es eine zu aristokratische Versammlung, sagt man, und darum muß sie mit Recht aufhören. — Die königlichen Prinzen kehren mit Neujahr zurück. Sie wollen ihre Salons öffnen, fortan ohne Standes- und Geburtsunterschied. Möchten das Versammlungen werden, die zur Versöhnung führen!

Für diese ist sonst nichts geschehen. Noch ist die Erhitzung der Gemüther bei sonst leidenschaftslosen Personen so groß, daß sie sich gar keine unabhängige

Meinung in der Mitte denken können. Wenn ich in diesen Kreisen für einen Radikalen gelte, so kann ich in jenen schon als Reaktionär verschrieen seyn. Der Belagerungsstand wird mit Milde geübt, die Verfolgungen, alle öffentlichen Schritte der Regierung athmen bisher denselben Geist; man darf also nicht sagen, daß sie der Versöhnung entgegen sey. Aber eine Maßregel, die freilich nicht von ihr ausgeht, doch, wenn sie ausgeführt wird, als von ihr zugelassen, wenigstens nicht verhindert betrachtet werden muß, könnte von unseligen Folgen seyn. Der Staatsanwalt präparirt eine Klage gegen die Mitglieder der Nationalversammlung, welche die Steuerverweigerung ausgesprochen, oder wenigstens gegen die, welche durch Plakate den Beschluß in den Provinzen verbreitet haben. Viele Stimmen fordern dieß mit Ungestüm als einen Akt der Gerechtigkeit. Sey er dieß, so ist es doch kein Akt der Klugheit. Er reißt Wunden auf, die man verbluten lassen müßte, und macht Märtyrer, deren falscher Heiligenschein die Unwissenden blenden kann. Man könnte auch in dieser Beziehung den Sieg so würdig nutzen, als man würdig gesiegt hat, und, was vielleicht vor dem Criminalcodex als Verbrechen erscheint, als Symptome und Ausbrüche einer großen Krankheit ansehen, die geheilt zu haben eine heilsamere Errungenschaft ist, als so und so viele Personen, die im hitzigen Fieber mitgerast haben, zu jahrelangem Festungsarrest zu verurtheilen, um später doch genöthigt zu seyn eine Begnadigung auszusprechen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Schleswig-Holstein, December.

Reaktionäre Stimmung.

Man braucht sich nicht eben erst zu den Ultrademokraten zu zählen oder den socialistischen Schwindlern anzugehören, um von den hiesigen Zuständen und Vorfällen nicht sonderlich erbaut zu seyn. Der ehrliche und aufrichtige Freund einer wahren gesetzlichen Volksfreiheit muß sich hier zu Lande nachgerade fragen, was uns von den Märzerrungenschaften und Märzhoffnungen eigentlich übrig bleiben werde, wenn die Haltung und Stimmung des einflußreichsten Theils unserer hiesigen Bevölkerung den reaktionären Gelüsten der Gewalthaber so trefflich in die Hände arbeitet? Sie, werden mir vielleicht darauf entgegnen, wir hätten doch jedenfalls unser Staatsgrundgesetz, welches bei manchen fehlerhaften Partien doch im Großen und Ganzen lobenswerth erscheine, und ich gebe Ihnen in dieser letzteren Behauptung Recht. Aber dieses Staatsgrundgesetz besitzen wir zur Zeit im Grunde nur so, wie ein guter Christ alle Güter dieser Erde besitzen soll, nämlich, als hätte er sie nicht, und es ist wohl noch sehr die Frage, ob dieses Staatsgrundgesetz jemals eine allseitige Wahrheit für uns wird. Vorläufig ist es uns bekanntlich nur von der derzeitigen „gemeinsamen Regierung" bis zum Frieden gewährleistet, und noch dazu nur insoweit, als es in seinen einzelnen Bestimmungen ausführbar seyn sollte. Strenge genommen haben wir zudem auf dieses Staatsgrundgesetz gar kein juristisches Recht mehr, weil unsere Landesversammlung für desselben Anerkennung und Aufrechthaltung sich ja keine Bürgschaft von der neuen Regierung hat geben lassen, sondern nur ein dießfälliges Vertrauen zu der Regierung ausgesprochen hat. Daß die „gemeinsame Regierung." und ganz vorzüglich ihr Präsident eine reaktionäre und der Volksfreiheit eben nicht sonderlich gewogene ist, habe ich schon früher hier ausgesprochen, als ich ihr die Nativität stellte; allein dieser Umstand würde zu keinen besondern Befürchtungen für die Freiheit Veranlassung geben können, wenn nicht die Stimmung eines sehr großen Theils der hiesigen Bevölkerung, sowie namentlich der Landesversammlung, alle reaktionären Bestrebungen der gemeinsamen Regierung offenbar begünstigte. Wir haben eine zahlreiche und weitverzweigte Aristokratie, die sich selbst bis in den Bauernstand hinabzieht und die der Gleichberechtigung der Staatsbürger und demokratischen Grundsätzen nichts weniger als hold ist. Bei einem großen Theil des Bürger- und Bauernstandes, der an und für sich durchaus nicht aristokratisch ist, herrschen Besorgnisse vor bürgerlichen Unruhen, vor Verletzungen des Eigenthums, Anarchie, Proletariatsherrschaft und sogenannter rother Republik vor, Besorgnisse, die von gewissen Seiten auf's Sorgfältigste genährt und ausgebeutet werden und diesen Theil der Bevölkerung demnächst zu allem willig machen, was die volksfeindliche Partei für gut erachten sollte. Hiezu kommt dann noch der Umstand, daß wir hier zu Lande von der jungen Freiheit noch keine materiellen Früchte gekostet haben, vielmehr nur Lasten und neue Steuern und Abgaben, weil der Krieg mit Dänemark große Opfer erheischte und noch immer erheischt. Aus allen diesen Dingen geht denn klar genug hervor, daß die Reaktion einen sehr ergiebigen Boden für ihre Plane und Absichten unter uns finden muß, und daß wir daher nicht wissen können, was eigentlich von den Märzerrungenschaften und Märzhoffnungen uns sonderlich übrig bleiben wird. Gott gebe uns bald den Frieden, man möchte fast sagen, Frieden um jeden Preis, denn der jetzige Zustand ist fast unerträglich. — Sie werden durch die Zeitungen wissen, daß man zwei hiesige patriotische Wehrmänner, vulgo Soldaten genannt, wegen eines Verstoßes gegen die ihrem Oberbefehlshaber schuldige Achtung auf mehrere Jahre zum Zuchthause verurtheilt und auch schon dahin abgeführt hat. Es gehören in der That starke Nerven und eine gute geistige Verdauungskraft dazu, um dieses Urtheil als ein gerechtes zu finden un dan ein militärisches Verbrechen der beiden Männer zu glauben. Ein Standesvergehen liegt vielleicht vor, aber gewiß kein Dienstvergehen, und wenn man die beiden jungen Männer vermahnt und sie mit einer einfachen Disciplinarstrafe belegt hätte, so wäre eine solche Strafe gewiß hinreichend gewesen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 8.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 9. Mittwoch den 10. Januar 1849.

> — The prattling tongue of garrulous age
> Deligted to recount the of told tale
> Or anecdote domestic. Wise she was,
> And wondrous skilled in genealogies.
>
> Ch. Lamb.

Bilder aus einer bürgerlichen Familiengalerie.

Wer hätte nicht seine Familiengalerie? Hoch oder niedrig, arm oder reich, in jedem Geschlecht werden einige Bilder aus der guten alten Zeit aufbewahrt, die sich durch Tradition von dem Ahn auf die Enkel vererben und so in lebendigem Gedächtniß stehen, wenn auch das Conterfey des Malers auf dem Dachboden modert. Es sey mir gestattet, ein paar solcher Bilder, wie es ähnliche wohl in jeder Familie gibt, aufzufrischen, ehe die Wellen der Zeit über alles Alte vollends hingegangen sind und ein neues Geschlecht aus der verlaufenen Sündfluth ersteht.

1.

Der Schmuck der Urahne.

So schön ist mir in meinem Leben nichts wieder vorgekommen, wie mir als Kind die sogenannte Gaststube meiner Großmutter erschien. Dieses Prunkzimmer, noch etwas feierlicher als heutzutage ein Salon, war nicht zu Beherbergung von Gästen bestimmt, sondern wurde nur geöffnet, um die höchsten Familienfeste darin zu begehen, und so lag noch ein ganz besonders festlicher Hauch auf seiner Herrlichkeit. Es war nicht eben im Rococostyle möblirt, die Einrichtung war aus den Stylen verschiedener Zeitalter zusammengesezt. Da war eine künstlich eingelegte Kommode, die noch aus dem siebzehnten Jahrhundert stammte, reich beladen mit bemalten Tassen aus neuerer Zeit, die rührende Inschriften trugen, als: „zum Angedenken aus treuem Herzen," „aus Liebe und Dankbarkeit" u. s. w. Da waren allerlei Stickereien von der Hand dankbarer Nichten und junger Enkeltöchter, ein Fußschemel mit einem höchst mißlungenen Stück, das zwischen Lamm und Hund in der Mitte stand, ein riesiger Ofenschirm, worauf ein winziger Pfau gestickt war, prächtige Spiegel in alterthümlichen Goldrahmen, moderne Stühle mit gestickten Blumenbouquets, und noch mehr solcher Prachtstücke.

Das Schönste aber, dessen Beschauung mir und meiner Cousine selbst noch in reifern Jahren die meiste Freude machte, waren die zahlreichen Familienbilder, mit denen die Wände geschmückt waren, von der Zopfperiode und noch weiter zurück bis auf die neueste Zeit: alte Herrn mit Haarbeuteln und Buckeln, denen aus jedem Zug der behagliche Wohlstand eines Bürgers der guten alten Zeit blickte, jüngere Herrn à la Werther in blauen Fräcken und gelben Westen. Viel vollständiger noch war die Frauengalerie, nur schien, wenn die Bilder getreu waren, Schönheit leider nicht zu den erblichen Vorrechten unseres Stammes zu gehören. Das reizendste Bild war immer noch das der Großmutter selbst, ein zierliches Lockenköpfchen, mit einem schalkhaften Strohhütchen bedeckt.

Die Großmutter pflegte auch unsere laute Bewunderung ihrer ehemaligen Schönheit äußerst wohlgefällig aufzunehmen, wurde auch nicht böse über unsere ungläubige Verwunderung darüber, daß sie jemals so schlank gewesen. Sie war noch in hohem Alter eine schöne, stattliche Frau, aber von enormem Umfang.

Neben dem ihrigen hing das Bild der Urgroßmutter, schon in höherem Alter gemalt, aus deren Zügen der ungebeugt kräftige Geist sprach, der sie zur

Heldin der Familie machte. Von dieser ihrer Mutter wußte die Großmutter gar viel zu erzählen, welch starke, reichbegabte Frau sie gewesen, die mit eigenem festem Sinn sich eine vielseitige geistige, sogar politische Bildung errungen habe, den Grundsätzen ihrer Zeit zum Trotz, welche die Frauen ausschließlich auf Küche und Kinderstube verwies. Und neben all diesen geistigen Vorzügen sey sie doch eine einsichtsvolle Hausfrau gewesen, wie es weit und breit keine gegeben; als junge Wittwe von kaum zwanzig Jahren habe sie ein großes Gut allein mit Kraft und Umsicht geleitet und mit Vortheil bewirthschaftet. Auf eben diesem Gute, wo sie allein ein einsames hochgelegenes Schlößchen bewohnte, hat sie die Heldenthat vollbracht, einem Räuber, der nächtlicher Weile zum Fenster hereinstieg, eigenhändig die Hand abzuhauen, über welche That sich die kräftige Frau ihr Leben lang nicht den mindesten Skrupel machte.

Nach oder vielmehr vor zwei Ahnfrauen, von denen wenig zu sagen war, kam das Bild einer stattlichen Frau Pfarrerin, so ziemlich in der Jugendblüthe gemalt, mit überaus schlanker, spitz zugeschnürter Taille, sehr rothen Wangen, lächelnder Miene und einer ansehnlichen Habichtsnase; ihr Eheherr in geistlichem Ornat, der aussah wie ein Osterlamm, schaute mit ziemlich einfältigem Gesicht nach seiner Ehehälfte hinüber.

„Aber, Großmutter, wer ist denn die alte häßliche Frau im schwarzen Kleid, die über dem Ofen hängt?“ fragten wir eines Tags, nachdem wir die vorstehenden Bilder besichtigt. „Wenn die auch zur Familie gehört, so ist das Geschlecht, wie es scheint, erst später in die Schöne gewachsen. Schade für den schönen Schmuck, den sie trägt! Und was sie für einen romantischen Namen hat!“ Neben dem Bild stand mit sehr deutlichen Buchstaben geschrieben: „Fraw Anna Barbara Rumpelin, geborene Krummbeinin.“

„Häßlich?“ rief die Großmutter; „o ihr einfältigen Dinger, da sieht man den Unverstand der Jugend! Sie war ja schon eine Frau bei Jahren, als sie gemalt wurde.“ — „Aber, Großmutter, du bist ja auch alt, und bist doch viel schöner.“ — „Ei was,“ fuhr sie etwas besänftigt fort, „es kann nicht alle Welt schön seyn, und mein Mann seliger hat mich auch nicht wegen der Schöne genommen. Wenn ihr nur Beide zusammen halb so viel Verstand hättet als eure Urahne, die Frau Rumpelin, geborene Krummbeinin. Seht ihr denn nicht, daß das ein grundgescheidtes Gesicht ist? Wenn ihr wüßtet, was diese Frau alles erlebt und durchgemacht hat, ihr wäret nicht so vorschnell. Und was ihren Namen betrifft, der euch nicht gefällt, so war das ein rechtschaffener und ehrbarer Name, und noch dazu ein recht angesehener. Wißt ihr, daß ihr Mann Vogt war, was dazumal noch mehr hieß, als heutzutage ein Oberamtmann? (man bedenke, daß das die einfältige alte Frau vor zwanzig Jahren sagte). Ich zweifle, ob es eine von euch so weit bringt. Doch wartet, ich will euch etwas zeigen von der Frau Ahne, die euch so häßlich vorkommt.“

Die Großmutter ging und kam bald zurück mit einem uralten Holzkästchen von absonderlicher Form, das die Jahrszahl 1558 trug. Auf dem Deckel war der König David abgebildet, der die Bathseba belauscht, aber mit dem allerhöchsten Anstand. Die Bathseba war sehr sittsam in die Tracht des sechzehnten Jahrhunderts gekleidet, welche auch die zahlreiche Dienerschaft trug, die auf dem Bild zu sehen war, und tauchte bloß die Spitzen ihrer Füßchen in's Wasser; auch der König David, mit der Krone und der obligaten Harfe versehen, trug unter dem Königsmantel ein geschlitztes Wamms und Pluderhosen. Daneben war die Inschrift angebracht:

David, sust ein heilig Mann,
Bösen Lust nit zehmen kann,
Drumb begeht er ohne Scheu
Ehbruch, Mord, Verrätherei.

Dieses Kistchen öffnete die Großmutter und zog aus einem seiner verborgenen Schiebfächer ein Schmuckstück, dasselbe, das auf dem Porträt der Frau Rumpelin abgebildet war. Es war ein sogenannter Anhänger, einen Vogel darstellend, in überaus schöner, kunstreicher Arbeit, aus weißem Schmelz mit feinen Goldadern durchzogen und mit Rubinen geschmückt. Dieses Kleinod hing an einem feinen, schweren Goldkettlein, dessen außerordentlich fest ineinandergefügte Glieder mit der äußersten Gewalt auseinandergezerrt schienen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Briefen eines deutschen Offiziers in der Armee des Banus von Croatien.

(s. Nr. 309—313 v. J.)

II.

Die Hauptstützen der ungarischen Insurrektion sind die zahllosen, größtentheils wenig bemittelten magyarischen Edelleute, die im ganzen Lande zerstreut wohnen. Diese Leute, die man zu 20,000 Köpfen anschlagen kann, und die sich früher als kleine Gutsbesitzer, als Juraten, oder auch als Offiziere in den ungarischen Regimentern ernährten, sind voll übermäßigen Nationalstolzes, stets zu Kriegszügen und Abenteuern aufgelegt, und haben großentheils wenig zu verlieren. Dabei sind es tüchtige Reiter und gute Soldaten, die sich kühn in den Kampf stürzen; aber Ausdauer ist nicht ihre Sache. Es zeigt sich hierin noch das orientalische Blut des Ungarn; so wild und kühn er angreift, so leicht wird er entmuthigt, und von lang-

wierigen Unternehmungen, die Geduld und Zähigkeit erfordern, ist er gar kein Freund und wird hierin weit vom Slaven übertroffen.

Von den eigentlichen großen Magnatenfamilien des Landes nehmen nur sehr wenige am gegenwärtigen Kampfe Theil, ja sie stehen großentheils auf Seite des Kaiserhauses, während die meisten ihrer Verwalter, Jäger u. s. w. auf ihren großen Herrschaften zu den Insurgenten übergegangen sind. Von diesen Leuten angefeuert, zum Theil wohl auch gezwungen, sind etwa 30,000 junge und alte Bauern aus den magyarischen Distrikten zu den Fahnen Kossuths gestoßen, und ihrer 10 bis 12,000 bilden zu Hause eine Art Landsturm. Unter den erstern befinden sich viele Roßhirten, Rinderhirten, Schäfer, die als die verwegensten Bursche in Ungarn bekannt sind. Zudem hat man alle Gefängnisse und Zuchthäuser geleert, um das aufständische Heer zu verstärken. Aus jenen Hirten hat man eine sehr gute leichte Reiterei gebildet, wie denn der Ungar überhaupt der beste Reiter der Welt ist.

Außer diesen neu Aufgebotenen stehen gegen 10,000 Mann reguläre kaiserliche Truppen bei den Insurgenten, und dieß ist betrübter als alles andere zusammen. Größtentheils sind es die Magyaren, die in der ungarischen Infanterie und mehr noch in den Husarenregimentern dienten. Vielen der Leute hat man anfangs weiß gemacht, Jellachich wolle den Palatinus Stephan absetzen; die meisten aber hat der Nationalstolz dazu getrieben. Manche ungarische Regimenter sind ganz zerrissen, die Slaven darin stehen bei uns, die Magyaren bei Kossuth. Uebrigens sind viele Offiziere und auch Soldaten nur gezwungen dort und benutzen jede Gelegenheit, zu uns zu kommen. Mehrere hundert Offiziere und Soldaten haben wir auf diese Weise bereits bei uns aufgenommen. Die Nationalgarde der Städte ist außer der Pesther nicht viel werth und ficht größtentheils nur verdrossen. Im Ganzen kann man die ungarische Insurrektionsarmee auf 60 bis 70,000 gute, sichere, und 20 bis 30,000 unzuverlässige, wenig brauchbare Streiter anschlagen. Die ungarischen Regimenter, die in Italien unter Radetzky stehen, sind durchgängig treu geblieben und man kann sich vollkommen auf dieselben verlassen.

Die verschiedenen Stimmungen im Lande lernten wir am besten durch die Aufnahme in den Dörfern kennen. In den Ortschaften, wo viele Slowaken, Raizen und Serben wohnen, empfing man uns mit Jubel, hegte und pflegte uns auf alle Weise, gab uns Lebensmittel und Wein in Hülle und Fülle. Ja viele junge Bursche folgten uns freiwillig und ließen sich im Heere des Banus für diesen Feldzug anwerben. In den ganz magyarischen Dörfern und auf den kleinen Edelhöfen war man unfreundlich, gab alles nur mit Widerwillen, ja oft nur gezwungen. Die Bauern rotteten sich, wo sie nur konnten, zusammen, und man mußte sehr auf der Hut seyn, um nicht überfallen zu werden. Mehr als einmal haben wir Gefechte gegen solche Bauernhaufen bestanden, wobei wir Leute verloren. Nicht weit von Szabad-Szallas schlugen wir uns einen ganzen Tag mit einem Bauernhaufen von 3 bis 400 Mann herum, der von einem früheren Comitatshusaren geführt wurde, wobei uns vier Mann getödtet und neun verwundet wurden. Mir wurde bei dieser Gelegenheit das Portepée vom Säbel geschossen. Indessen blieben wir am Ende Sieger und zerstreuten die Rebellen.

Wir waren einmal nicht weit von Topolya den ganzen Tag herumgeritten, und der uns als Führer dienende Zigeuner hatte bei einbrechender Dunkelheit den Weg verloren, so daß wir so ziemlich auf gut Glück vorrückten. Endlich, es mochte gegen zehn Uhr seyn, und ich wollte schon bivouakiren lassen, meldeten die als Spähpatrouille vorausreitenden vier Seressaner, ein großes Schloß liege rechts vor uns und nicht weit davon ein Dorf. Ich ließ nun zehn Seressaner und Husaren absitzen; sie sollten sich ans Schloß schleichen, erforschen, ob keine ungarischen Freischaaren um den Weg seyen, und wo möglich einen Gefangenen zurückbringen. Es dauerte auch nicht lange, so schleppten sie ein Bauermädchen herbei, dem sie wahrscheinlich beim Gang zum Liebsten aufgepaßt hatten, und das zum Tod erschrocken war, als es plötzlich statt von den Armen des Bräutigams von einem Rothmantel umfaßt wurde. Ich beruhigte die zitternde und weinende Kleine und fragte sie, ob Soldaten oder bewaffnete Bauern im Schlosse oder im Dorfe seyen. Als sie nun unter vielen Schwüren betheuerte, schon seit acht Tagen seyen die lezten abgezogen, ritt ich, immer noch mit Vor- und Seitenpatrouillen, auf das Schloß zu, und von der kleinen Führerin, die jezt ganz unbefangen plauderte, geleitet, in den weitläufigen Schloßhof ein. Beim Pferdegetrappel und Säbelklirren öffnete sich das Portal und ein alter Mann, ein Art Verwalter, kam, von zwei Dienern mit großen Laternen gefolgt, auf uns zu, fragend, wer wir seyen und was wir wollten. Ich antwortete, ich sey ein kaiserlich-königlicher Offizier von der Armee des Banus und verlange vor Allem zur Herrschaft geführt zu werden. Der Mann gehorchte, wenn auch unwillig, und führte mich in eine weite Halle, die sich beim matten Licht einer Lampe als eine Art Ahnensaal darstellte. Große Bilder hingen an den Wänden, dazwischen Säbel, Flinten, alte Harnische, Rüstungen und Waffen aller Art.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Schleswig-Holstein, December.

(Schluß.)

Die zwei militärischen Züchtlinge. – Die deutsche Kriegsflotte

Diese beiden jungen Leute wegen ihres in jugendlicher Uebereilung gethanen Schrittes ins Zuchthaus unter die Räuber, Diebe, Fälscher, ja Mörder zu stecken und sie dadurch Zeitlebens unglücklich zu machen, ist ein so grausames Urtheil, daß man sich tief davon erschüttert fühlen muß. Der Eine der Verurtheilten, der Musketier Luttermerck, der den Zuruf an das preußische Militär entwarf, ist ein Altonaer, studirte zu Heidelberg, als der Unabhängigkeitskrieg gegen Dänemark ausbrach, und eilte sogleich in die Heimath zurück, um an dem Kampfe des Landes gegen die Dänen als Freischärler Antheil zu nehmen. Nach Entlassung der Freischaaren trat er, um seiner Militärpflicht zu genügen, als Freiwilliger in's siebte hiesige Linienbataillon, von wo er jezt in's Zuchthaus abgeführt ist. Luttermerck soll ein sehr talentvoller, geistreicher junger Mann seyn und zu den schönsten Erwartungen berechtigen, die aber jezt durch's Zuchthaus geknickt sind. Was den Pionier Rohwer betrifft, so gehört er einer angesehenen und durch ihren Patriotismus sich auszeichnenden Bauernfamilie an. Sein Oheim ist Mitglied der Landesversammlung, und da der Neffe glückliche Anlagen verrieth, so schickte er ihn auf die höhere Volksschule zu Rendsburg. Sein Vergehen bestand bekanntlich darin, daß er sich eine ungünstige Kritik des Boninschen Heerbefehls in der Schleswig-Holsteinschen Zeitung erlaubte und sich darin beifällig über den von Luttermerck verfaßten Zuruf an das preußische Militär ausließ. Er soll das Kriegsgericht um die Gnade gebeten haben, erschossen zu werden, worauf dasselbe natürlich nicht eingehen konnte. Da man wahrscheinlich den hiesigen Truppen nicht traute, so mußte eine Abtheilung Württemberger die beiden Verurtheilten ins Zuchthaus geleiten. — Was den Heerbefehl des Generals Bonin angeht — denn ich darf mir hier doch wohl eine kleine Kritik dieses unter uns zu einer so traurigen Berühmtheit gelangten Aktenstücks erlauben, obgleich vestigia terrent — so muß doch wohl der beste Freund dieses Generals eingestehen, daß er besser gethan hätte, sein politisches Glaubensbekenntniß für sich zu behalten, und daß es keine größere Unbesonnenheit geben konnte, als eben diesen Erlaß, worin der General blinden und allseitigen Gehorsam des Militärs gegen den Landesfürsten predigte und ein Militär, welches andere Gesinnungen hegte, ein verbrecherisches nannte. Die Nutzanwendung aufs hiesige Land und namentlich auf's hiesige Militär lag in der That so nahe, daß jeder hiesige Patriot sich dadurch verlezt fühlen mußte, denn es lag darin eine indirekte Aufforderung der hiesigen Soldaten, die Sache ihres Landes zu verlassen und zu ihrem Landesfürsten überzugehen, so wenig auch wohl General Bonin dieß beabsichtigen mochte. Die Dänen haben denn auch diesen Erlaß des Generals Bonin auf's beste ausgebeutet. Sie bedanken sich beim General wegen seiner loyalen Gesinnungen, fordern ihn höhnisch auf, den Oberbefehl über ein aufrührerisches Militär demnach niederzulegen und nicht ferner gegen seine eigenen öffentlich ausgesprochenen Grundsätze zu verstoßen u. s. w., was denn alles höchst erbaulich für's hiesige Land und Militär seyn muß. Um so mehr verdienen diejenigen Leute zurechtgewiesen zu werden, die zur Beschönigung jenes harten Urtheilsspruches zu der Unterstellung ihre Zuflucht nehmen, als ob der Zuruf des siebten Bataillons und die Erklärung der Pioniere den Dänen in die Hände arbeiteten, denn jener Zuruf und diese Erklärung hätten dann gerade umgekehrt lauten müßen, während sie jezt nur ein reges patriotisches Gefühl an den Tag legten und deßhalb gegen die politischen Grundsätze des Generals Bonin protestirten. Es leidet auch wohl keinen Zweifel, daß ein großer Theil der hiesigen Bevölkerung sich ganz anders bei dieser Gelegenheit benommen hätte, als er sich benommen hat, wenn nicht die Furcht vor den Dänen, und die Besorgniß, den Beistand Preußens und der preußischen Offiziere zu verlieren, sie gelähmt und im Schach gehalten hätte, indem man nicht sowohl auf Deutschlands, als auf Preußens Hülfe baut, ein Umstand, der die Zustände Deutschlands treffend bezeichnet. — Sie werden wahrscheinlich der Meinung gewesen seyn, daß auf der künftigen Kriegsflotte Deutschlands auch nothwendig deutsch gesprochen werden müsse. Dieß ist aber insofern ein Irrthum, als neulich ein Artikel im Kieler Korrespondenzblatt in allem Ernste zu beweisen suchte, daß davon gar keine Rede seyn könnte, daß nicht etwa Deutsch, sondern Holländisch auf der künftigen Kriegsflotte die offizielle Sprache seyn müsse, weil die deutsche Sprache dazu nicht tauge, dazu gar nicht zu gebrauchen sey. Der Artikel scheint von einem Seemann herzurühren und tritt sehr sicher und bestimmt auf. Was nun diese seltsame Behauptung betrifft, so muß man freilich einerseits einräumen daß die deutsche (hochdeutsche) Sprache, ungeachtet ihres anderweitigen großen Reichthums, eben als Binnensprache von Haus aus keine Seesprache ist und nicht den geringsten Geruch von Salzwasser an sich trägt. Allein anderseits ist es ebenso bekannt, daß die hochdeutsche Sprache sich bereits mit vielen Seemannsausdrücken aus dem Niederdeutschen im Laufe der Zeit versehen hat, wovon nicht allein die deutschen Seeromane, sondern auch die Schiffsnachrichten und Seeberichte in unsern Zeitungen ein genügendes Zeugniß ablegen. Wenn nun aber auch die deutsche Seesprache nichts destoweniger noch sehr mangelhaft und ungenügend erscheinen muß, so steht doch nichts im Wege, sie durch Entlehnungen und Uebertragungen aus dem Niederdeutschen so lange zu vervollständigen und zu bereichern, bis sie für alle Seemannsausdrücke vollständige Bezeichnungen besizt. Wenn die deutsche Sprache sich aus dem Niederdeutschen bereits eine große Zahl von Seemannsausdrücken glücklich angeeignet hat, so kann sie auch noch mehrere von dorther entnehmen, um sich so in dieser Beziehung zu vervollständigen. Die Seekadettenschule zu Kiel ist übrigens bereits eröffnet und diese Anstalt soll schon gegen dreißig Zöglinge zählen. Die Unterrichtssprache in derselben ist, so viel wir wissen, deutsch und nicht etwa holländisch.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 10. Donnerstag den 11. Januar 1849.

— Invitum servare laborat.
Horat.

Verse von Justinus Kerner.

1.

Reaktion.

Weiſ' ich eine arme Mücke,
Die das Feuer noch nicht kennt,
Von dem Lichte lind zurücke,
Eh' die Flügel ſie verbrennt,
Rufen ſie mit barſchem Ton:
„Reaktion! Reaktion!"

Wenn ein Knab' auf dünnem Eiſe
Turnt und mit dem Prügel ficht,
Und ich ihm dieß Spiel verweiſe,
Weil das Eis ganz ſicher bricht,
Rufen ſie mit barſchem Ton:
„Reaktion! Reaktion!"

Ja, Reaktion, ihr Herren!
Ueberſtürzt ſich wo ein Kopf,
Scheint's mir Chriſtenpflicht, zu zerren
Freundlich ihn an Bart und Schopf,
Schreit er auch mit barſchem Ton:
„Reaktion! Reaktion!"

2.

Des Teufels Stolz.

Auf ſeinem Käpplein von Leder
Trug der Teufel eine Hahnenfeder.
Doch ſeit jedes Knäblein die trägt,
Hat der Teufel ſie abgelegt.

Aus den Briefen eines deutſchen Offiziers in der Armee des Banus von Croatien.

(Fortſetzung.)

Der Kaſtellan hieß mich einen Augenblick warten, um mich bei der Herrſchaft zu melden, und ich benuzte dieß, um den Mantel abzulegen, das Haar etwas zu ordnen, den Dolman feſt zu ſchließen, die Schärpe ordentlich zu binden, kurz mich ſo gut wie möglich herauszuputzen. Bald darauf erſchien der Alte wieder, führte mich einen Corridor entlang und öffnete dann die Flügelthür eines Gemachs, aus dem heller Kerzenſchein drang. Etwas geblendet trat ich in ein ſehr elegant ausgeſtattetes Gemach, wo eine ſchöne hohe Dame mich mit einer artigen, aber ſtolzen Verbeugung empfing. Eben wollte ich mich vorſtellen und meinen ungebetenen Beſuch entſchuldigen, als ſie mit dem lauten Freudenruf: „Ah, Baron W." mir die Hand reichte. Jezt erkannte ich auch ſie; es war die Gräfin St., die ſchönſte Mailänderin, die Frau meines alten Kameraden St., bei deren Hochzeit ich vor drei Jahren in Mailand Bräutigamsführer gewesen war. St., der mir in Bologna einſt das Leben gerettet, hatte nach ſeiner Verheirathung mit der ſchönen Marcheſa B. ſeinen Abſchied genommen und war auf ſeine Herrſchaft nach Ungarn gezogen, und jezt befand ich mich, ohne es geahnt zu haben, auf ſeinem Schloſſe.

Von der Frau herbeigerufen, erſchien er alsbald, und herzlich war unſere Umarmung. Zwar war er, wie von jeher, Magyar mit Leib und Seele, ſagte mir auch offen, er wäre ſchon längſt zu Koſſuth gegangen,

wenn nicht der häßliche Gedanke, gegen seine früheren Kameraden fechten zu müssen, ihn zurückgehalten hätte, versicherte aber, er werde es jezt dennoch thun. Ich meinte, wir sollten über politische Dinge gar nicht sprechen, sondern lieber der alten Zeiten gedenken, und seine schöne Frau gab mir Recht. Später kam auch seine Schwester, die junge Gräfin Helene, die schönste Ungarin, die ich je gesehen, und das will viel sagen.

Da St. mir sein Ehrenwort gab, daß wir vor einem feindlichen Ueberfall ganz sicher seyen, und meine Leute Wein und Fleisch in Fülle bekamen, so machten es sich diese draußen bequem, während ich mich wie im Paradiese befand, zwischen zwei schönen, liebenswürdigen Frauen, einem lange nicht gesehenen treuen Freund gegenüber und edlen Tokaierausbruch im Glase. So verging alle Müdigkeit und wir scherzten und lachten die halbe Nacht und vergaßen Krieg und Kossuth und Nationalhaß.

Zwei Tage hielt ich auf St's. Bitten Rast in seinem Schlosse, da meinen Leuten und Pferden eine kleine Erholung sehr zu gönnen war. Die Augen der Gräfin Helene begannen mir gefährlich zu werden; doch „der Soldat hat auf Erden kein bleibend Quartier, kann treue Lieb nicht bewahren." Am dritten Morgen drückte ich St., dem eine Thräne im Auge stand, an die Brust, küßte seine Frau und Schwester auf die Wange, leztere brach mir noch eine Rosenknospe zum Andenken ab, mein Trompeter blies die Fanfare, und fort ging's in die Weite.

Wenige Tage darauf hatten wir jezt, an tausend Mann stark, nicht weit von der Pusta Montony ein ziemlich ernsthaftes Reitergefecht mit einem starken ungarischen Insurgentenhaufen. Es war schön, wie wir auf der grünen Heide gegen einander jagten, die Trompeten schmetterten, die Säbel klirrten. Leider standen fast nur frühere Husaren uns gegenüber, und dieß schnitt mir durch das Herz. Diese schönen ungarischen Husarenregimenter, wo sind sie jezt? wird das alte Band sich jemals wieder um uns Alle schlingen? Ich mag gar nicht daran denken. Zu meiner großen Freude traf mich selbst nicht das Loos, gegen frühere Husaren fechten zu müssen; wir hieben auf Pesther berittene Nationalgarde ein, und diesen Herren, so wacker sie auch ihre schönen Rosse zu tummeln wußten, haben wir es tüchtig eingetränkt. Ich selbst habe zwei bis drei derselben vom Pferde herabgehauen und nur einen ganz unbedeutenden Streifhieb in den Arm davongetragen. Hier war es auch, wo die Seressanerin, von der ich früher erzählte, ihren Schimmel sich erbeutete. Ihr Bruder, als er den feindlichen Reiter auf das Mädchen, das keck in den ersten Reihen sprengte, zukommen sah, wollte ihr zur Hülfe eilen, sie rief ihm aber lachend zu: »jo jedan, brate, ne boisse« (es ist ja nur Einer, Bruder, fürchte dich nicht), und blieb auch Siegerin. Obgleich wir zu Anfang die Insurgenten tüchtig warfen, mußten wir uns endlich doch langsam zurückziehen, da diese starken Succurs von Infanterie erhielten; uns zu verfolgen wagten sie aber nicht.

(Schluß folgt.)

Bilder aus einer bürgerlichen Familiengalerie.

(Fortsetzung.)

„Davon gäbe es es nun wohl eine Geschichte," sagte die Großmutter, nachdem wir das Kleinod gehörig angestaunt hatten, „und wenn ihr mich nicht ärgern wollt mit euern naseweisen Bemerkungen, so dürft ihr die Schrift lesen, welche der Herr Pfarrer Schneck, ihr Tochtermann, nach Angabe der Frau Rumpelin über die Geschichte des Schmucks aufgeschrieben hat." — „Ei, warum hat sie die Frau Rumpelin nicht selbst aufgeschrieben?" — „Weil sie, wie dazumal die meisten Frauen, nur nothdürftig schreiben konnte." — „Aber, Großmutter, in den Rittergeschichten haben es alle die Fräulein in einem Kloster gelernt." — „Eure Urahne ist kein Romanfräulein und in keinem Kloster gewesen, sie war gut evangelischen Glaubens." — „Aber die Geschichte, Großmutter — nicht wahr, es ist gewiß eine Liebesgeschichte?"

„Was Liebesgeschichte! Meint ihr, die Mädchen seyen dazumal schon gewesen wie jezt, wo sie im vierzehnten Jahr schon groß in Verlegenheit sind, was sie mit ihrem vollen unverstandenen — ja unverständigen — Herzen anfangen sollen? wo sie an ihrem sechzehnten Geburtstag schon gebrochene Herzen haben und deklamiren: fahret wohl, ihr goldgewebten Träume! und dann im vierundzwanzigsten doch recht froh sind, wenn sich ein Angestellter um sie bewirbt? Sie versichern dann sich selbst, der sey eigentlich ihre erste und einzige Liebe, und sie haben sich vorher nur in der Person geirrt. Nein, Kinder, die Geschichte von dem Schmuck unserer Urahne ist aus einer ernsthaften, betrübten Zeit, wo man nicht an solche Narrentheidungen dachte, wo man Noth hatte sein Leben durchzubringen, und keine Zeit zu Liebesgeschichten."

Endlich verstand sich die Großmutter dazu, uns das Dokument mitzutheilen, dessen Inhalt ich hier so treu als möglich wiedergebe.

Es war im Jahr 1658, als sich Herr Balthasar Rumpel, Vogt zu S. mit der ehrbaren Jungfrau Anna Maria, Tochter des Herrn Pfarrers Krummbein

zu W. ehelich verlobte. Das Land war nach dem schrecklichen Krieg von Hunger, Seuchen und bitterlicher Armuth übel verheert, und vielfältig durch Marodeurs heimgesucht, die in Stadt und Land ungestört ihr Wesen trieben. Obgleich Herr Krummbein selbst schwer gelitten hatte durch solch böse Zeiten, so thaten doch er und seine Tochter, was in ihren Kräften stand, den Bedürftigen aus ihrer Gemeinde mit Trost und Hülfe beizuspringen. Bei solcher Gelegenheit sah der Herr Vogt Rumpel, der von Amts wegen die zumeist heimgesuchten Oerter besuchte, die Jungfer Anna, und da er bald erkannte, wie tugendsam und verständig sie sey, so freite er in aller Form um sie bei ihrem Vater.

Herr Pastor Krummbein, der sich solcher Ehre nicht versehen hatte, willigte gar gern ein, da er sein liebes Kind in so bedrängten Zeiten gern in der Obhut eines angesehenen Mannes wußte. Nicht also Frau Kunigunde Rumpelin, die Mutter des Vogts, eine stolze, hoffärtige Frau, aus adeligem Geschlecht geboren, die längst bei sich beschlossen hatte, daß ihr Sohn wieder ein adlig Fräulein heimführen solle. Sie war sehr aufgebracht, daß derselbe eine arme Pfarrerstochter ehelichen wollte, und verweigerte beharrlich ihre Einwilligung zu dieser Heirath. So sehr dieß den Herrn Rumpel betrübte, der sein Lebenlang ein gehorsamer Sohn gewesen, so wollte er doch nicht von seiner Liebsten ablassen, und hoffte, ihr Verstand und ihre Tugenden werden noch das Herz der Mutter gewinnen. Solche Hoffnung erfüllte sich aber nicht, denn am 14. November des Jahrs 1658 starb Frau Rumpelin, ohne vorher ihren Sohn durch ihre mütterliche Einwilligung erfreut zu haben. Auf das Andringen seiner Braut schloß Herr Rumpel sein Ehebündniß mit ihr erst im Frühjahr des Jahrs 1659, nachdem er seine Mutter gehörig betrauert hatte.

Als nun Jungfrau Anna am Morgen ihres Hochzeittags ihre Feierkleider zurichtete, überbrachte ihr der Bräutigam ein gar zierlich und köstlich gearbeitetes Kleinod, ein weißes Vögelein mit goldenem Gefieder von zierlicher Schmelzarbeit, das an einem schweren Goldkettlein hing, welches dicht am Halse schloß. Das Kettlein war so künstlich und fest geschmiedet, daß es durch keine Kraft und Geschicklichkeit der Welt eröffnet werden konnte, außer mit einer besonders dazu gearbeiteten Zitternadel, die dem Schmuck beigefügt war. Dieses Kleinod übergab er ihr mit den Worten: „Liebwertheste Jungfer Braut, lasset dieß köstliche Kleinod, so ein Ahnherr meiner Mutter aus Welschland gebracht zum Geschmuck seiner Braut, und das derweile jedwede Braut unseres Hauses getragen, ein Symbolum seyn der Liebe, die unsere Herzen also fest umschlingt, daß sie alleinig gelöst werden kann durch ein Werkzeug derselbigen Hand, die sie zusammengefügt — durch den Tod, den uns dereinst der Herr sendet."

Jungfrau Anna nahm ihres Liebsten Geschenk mit freundlichem Dank, aber dennoch machte ihr der Anblick des Geschmeides das Herz schwer, und sie entschloß sich nur ihm zu Liebe es anzulegen. — Herr Rumpel hatte Juliane, die ehemalige Leibmagd seiner verstorbenen Mutter gedingt. Als nun diese der Braut behülflich war bei ihrem Anzug und eben das feine Kettlein festschloß um den Hals, sagte sie mit einem Seufzer: „Gebe Gott, daß dieses Geschmeide mehr Segen bringe, als die gestrenge Frau seliger hinein gewünscht." Als die erschrockene Braut sie um den Grund solcher Rede befragte, vertraute ihr die Magd, daß die verstorbene Frau noch in ihrer lezten Stunde versucht habe, den Sohn von seinem Vorhaben abzubringen. Sie habe ihm aus ihrem Schmuck das Kettlein gereicht und ihn mit glatten Worten gebeten, dasselbe derjenigen Jungfrau zu übergeben, welche sie als Tochter erwählen wolle. Der Sohn aber habe ihr mit fester Stimme erwidert: „Frau Mutter, ich werde das Geschmeide um den Hals der tugendsamen Jungfrau legen, die ich mir erwählet und die Eurer Liebe und Eures Segens würdig ist." Als ihn die Mutter so standhaft gesehen, habe sie ihn in großem Zorn entlassen, und nachdem er sich entfernt, mit zorniger Stimme gerufen: „So er das kostbare Geschmeid der Pfarrersdirn anhenket, so soll es ihr auch zum Fluch werden. Möge sie erwürget und erstickt werden mit dem Kettlein!" Und auf solch gottlose Rede sey sie unversöhnt verschieden.

Diese Mittheilung bekümmerte die Braut schwer; sie wollte ihren Herrn nicht betrüben durch Verschmähung seiner Gabe, und doch hatte sie ein entsetzliches Grauen befallen vor dem verwünschten Geschmeide, so daß sie nicht wagte es anzulegen. Da hörte sie das einzige Glöcklein, das der Kirche aus dem Kriege geblieben war, wie es sie an den Altar rief, wo ihr Vater harrte, um ihr Ehebündniß einzusegnen. Und sie gedachte des allmächtigen Gottes, dessen Gnade höher stände denn aller Menschen Zorn, sie befahl ihm ihren Leib und ihre Seele und hieß die Magd das Kettlein schließen in Gottes Namen.

In Betracht der schweren Zeiten, unter denen ihr Ehestand begann, getröstete sie der Vater mit den Worten des Psalms: „Der Herr ist deine Zuversicht, der Höchste ist deine Zuflucht. Es wird dir kein Uebles begegnen und keine Plage wird zu deiner Hütte sich nahen. Denn er hat seinen Engeln befohlen über dir, daß sie dich behüten auf allen deinen Wegen." —

In der bräutlichen Kammer aber vertraute Anna ihrem Herrn die grausige Geschichte, die ihr Juliane berichtet, und sie bat ihn inständig, er wolle mit ihr beten, daß durch Gottes Gnade der Fluch der harten Mutter von ihnen gewendet werde.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Halle, December.

Umschlag der öffentlichen Stimmung.

Der Umschwung, den die öffentliche Meinung seit wenigen Wochen in Halle und der ganzen Provinz genommen hat, ist ein kaum glaublicher. Der hiesige Deputirte für Berlin, Dr. Niemeyer, war von seinen Wählern gezwungen worden, sein Mandat niederzulegen, weil er nicht mit der Fraction Unruhe geblieben war, und einige Tage später, als der in Berlin forttagende Theil der Nationalversammlung die Stellvertreter der ausgeschiedenen Mitglieder einberief, beschlossen dieselben Wähler, daß ihr Vertreter auf diese Einladung nicht einmal antworten solle. Noch eine Woche später hatte der König eigenmächtig eine Verfassung gegeben, und wir mußten erleben, daß dasselbe Halle, das sich wie toll geberdete bei der Verlegung und Vertagung der Nationalversammlung, zu Ehren der octroyirten Verfassung Festessen, Illuminationen, Paraden anstellte. Derselbe Magistrat, der in einer Adresse an den König jenen Schritt als einen unheilvollen beklagt hatte, hatte jezt nur schöne Worte für die Maßregeln der Regierung und Schmähungen für die Nationalversammlung, auf deren Haupt er die Schuld des in Halle vergossenen Blutes wälzte. Die Zeitungen mit ihrem ganzen gesinnungslosen, servilen Publikum jauchzten auf einmal der Regierung zu, gegen die sie noch vor wenigen Tagen wütheten. Und doch lagen schon da die Verhältnisse eben so klar und unzweideutig vor Augen. Aber als ob ihre Meinung von dem Wehen des Ost- oder West-, des Nord- oder Südwindes abhänge, so schlugen sie plötzlich in die entgegengesezte Richtung um. Noch nie habe ich einen solchen Ekel vor der Gesinnungslosigkeit unserer Lokalpresse und dem Servilismus, mit welchem der größte Theil des Publikums ihr nachbetet, empfunden, als in diesen Tagen. Ich schämte mich ordentlich, meine Ueberzeugung, mit der ich in dieser Frage gleich anfangs auf Seiten der Regierung gestanden hatte, hinterher zu wiederholen, aus Furcht zu dieser wetterwendischen Menge gerechnet zu werden. — Ich fühlte mich mehr als einmal versucht, die Unruhianer gegen Angriffe zu vertheidigen, die wenigstens von der Seite her, von der sie kamen, alles Grundes entbehrten; denn sie kamen von denselben Leuten, durch deren Adressen, durch deren Weihrauch berauscht, diese Partei sich zu den Schritten hatte hinreißen lassen, die ihr nun den Hals gebrochen. Wie auf einen todten Hund schlugen sie nun auf die zu Grabe getragene los und bürdeten ihr Dinge auf, die höchstens in einigen Mitgliedern, nicht aber in der ganzen Partei Vertreter fanden. Dieser klägliche Zustand unserer Lokalpresse wird aber auch so allgemein gefühlt, daß man damit umgeht, auf Neujahr mehrere neue Blätter für die Provinz zu gründen. In Halle soll eine neue Hallische Zeitung erscheinen und in Magdeburg will man die bisher dort erschienene Zeitung, die sich troz ihrer widerlichen Charakterlosigkeit eines großen Abonnentenkreises erfreut, durch eine neue Magdeburgische Zeitung zu stürzen suchen, nachdem man davon abgestanden, sie für die geforderte Summe von 80,000 Thalern käuflich an sich zu bringen, in der Ueberzeugung, daß der jetzige Besitzer doch sofort ein neues, eben so käufliches Blatt gründen würde. Das einzige Blatt, das in dieser bewegten Zeit Farbe gehalten hat, aber eine der großen Mehrheit nicht zusagende, weil entschiedene Farbe, nämlich schwarz-weiße, ist das seit einigen Monaten von Halle nach Naumburg übergesiedelte und von Herrn v. Florencourt redigirte Volksblatt für Stadt und Land. Florencourt führt freilich eine scharfe Feder gegen alle revolutionären, den Boden des Gesetzes und der Ordnung verlassenden Gelüste und Bestrebungen, und ich möchte seiner Feder nur die Rede des Herrn v. Vinke in Frankfurt zur Seite stellen; aber einem alten Verkämpfer der constitutionellen Freiheit, wie er, der mehr als einmal von der alten Regierung als einer ihrer gefährlichsten Feinde verfolgt worden ist, sollte man das am allerwenigsten verargen. — Die jungen Ritter der Freiheit, die, obgleich sie noch nichts für ihre Dame gethan haben, jezt sich plötzlich überall nicht neben, sondern über die alten bewährten Kämpfer stellen, sind meist nicht werth, diesen nur die Waffen nachzutragen. So auch in diesem Falle. Nur in Einem Punkte geht Florencourt zu weit, nämlich in seiner Opposition gegen Frankfurt, das er rein als eine revolutionäre Macht behandelt, indem er, bei dem ersten Entstehen der Nationalversammlung stehen bleibend, ganz übersieht, daß sie anfangs stillschweigend, nachher ausdrücklich von den rechtmäßigen Gewalten anerkannt worden ist. Ein Gedicht in einer der lezten Nummern des Volksblattes, „Preußen vor," schließt mit dem Verse:

> Und am Ziel der Siegespfade
> Steigt der lezte Wall empor;
> Frankfurt heißt die Barrikade,
> Hurrah Preußen! Preußen vor!

In einem andern Gedicht, das so anhebt: „Es geht nicht, Hans, du kannst es nicht," heißt es unter anderem:

> Und zu den Schwelzern scharf und spiz
> Embassatirst du Raveaux.
> Des Kölnschen Reichskramallers Wiz
> Erweckt dir dort kein Bravo
> Als du, mein Hans, (ich glaub', du schliefst)
> Den Kazenmusikus beriefst,
> Das war Centralblamage!

Troz seiner reaktionären Haltung zählt dennoch das Blatt sehr viele Abonnenten, und auch seine Gegner müssen ihm zugestehen, daß der Mann nicht mit stumpfen Waffen und dabei stets mit offenem Visir ficht

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 2.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 11. Freitag den 12. Januar 1849.

Forti animo esto; Dominus coeli det tibi gaudium pro taedio, quod perpessa es.
Tobias.

Bilder aus einer bürgerlichen Familiengalerie.

(Fortsetzung.)

Sie erhoben ihre Herzen in brünstigem Gebet zu dem allmächtigen und allbarmherzigen Gott, der dereinst den Fluch gewendet von dem unschuldigen Weibe des Tobias, der den Fluch in Bileams Munde in Segen verwandelt hatte, daß er auch von ihrem Ehebund, der begonnen hatte in seiner Furcht und Liebe, den Unsegen abwenden wolle, den die Mutter in verblendetem Herzen über sie verhängt, daß er sich ihnen so gnädig erweisen wolle, daß ihnen dereinst vergönnt sey, der Mutter, die sie verflucht, den Segen in die Ewigkeit zu bringen. — Als sie nun so recht von Herzen gebetet hatten, da sahen sie einen ganz besonders hellen und klaren Stern, der gerade in ihre Kammer herein schien. Da ward es ihnen leicht und getrost um's Herz und sie sahen fröhlichen Muthes ihrem Ehestand entgegen.

Es waren wohl zwölf Jahre nachdem vergangen und ihr einzig Töchterlein Barbara stand schon im eilften Jahre, als Herr Rumpel und seine Frau von der Kindtaufe bei einem befreundeten Schöppen zurückkehrten. Da erscholl urplötzlich das Geschrei: „die Rothmäntel, die Rothmäntel!" Herr Rumpel war kaum fortgeeilt, um Mannschaft aufzubieten gegen dieses wilde und grausame Kriegsvolk, von dem nur noch versprengte Horden im Land herum sengten und plünderten, als ein Haufe derselben in's Haus einfiel, die zwei Knechte niederstieß und anfing zu plündern. Frau Anna nahm ihr Töchterlein auf den Arm, konnte aber nicht entkommen; sie ward mit den Mägden in eine Kammer gestoßen, bis das übrige Haus geplündert wäre.

Da saß sie nun mit ihrem Kind und den heulenden Mägden in tiefer Nacht und in großen Aengsten. Es wäre nicht schwer gewesen in den Hof zu steigen, aber da stand einer der Rothmäntel, um Wache zu halten. Plötzlich rief Barbara, die ihre Arme um der Mutter Hals geschlungen hatte: „Mutter, deine Kette! thu' deine Kette herunter! man nimmt sie dir sonst." Nun gewahrte Frau Anna, daß sie noch in ihren Feierkleidern war und das Kettlein mit dem Kleinod am Halse trug. Die Nadel aber, die es allein öffnen konnte, lag fern in ihrem Schmuckkästchen. Da gedachte sie mit Grausen und Entsetzen des Fluches ihrer Schwiegermutter, der sich nun erfüllen mußte; denn bei der Art und Weise dieser räuberischen Horden war nicht anders zu denken, als daß sie ihr den Schmuck vom Halse reißen und sie, da sie das Kettlein nicht aufbringen konnten, elend erwürgen würden.

Während draußen der wüste Lärm tobte und sie nicht wußte, wo ihr Gemahl sey, während sie jeden Augenblick erwartete, die Rothmäntel werden in ihr Gemach eindringen, versuchten sie und die Mägde auf alle Weise, das Kettlein zu öffnen, aber es ging nicht. In dieser höchsten Todesangst hob sie ihre Augen gen Himmel, und ihr däuchte, sie sehe denselben Stern, der vor zwölf Jahren in ihre Hochzeitkammer geschienen. Da faßte sie wieder Muth und unter Anrufung des göttlichen Beistandes riß sie an dem Kettlein mit aller Macht. Und siehe, die eisenfesten Fugen desselben gaben nach, und wunderbarerweise zog sich die Kette dergestalt, daß sie diese über

den Kopf streifen konnte. So war sie von der größten Angst erlöst und begann zu hoffen. Da sie die andern Gesellen ferne im Hause herumtoben hörte und den Hof leer sah bis auf ihren Hüter, versuchte sie diesen mit dem Kleinod, dem die Mägde noch ihre Halsschnüre beifügten, zu bestechen, daß er sie ziehen lasse. Der Kerl, ohnehin grimmig, daß er an der Beute verkürzt werden sollte, ließ sich durch den Schmuck bewegen, die Frau mit Kind und Mägden durch das Fenster in den Hof entrinnen zu lassen. Freilich half ihm diese Beute nichts, denn er wurde noch in selbiger Nacht in einem Streit darüber von einem Gesellen erschlagen.

Frau Anna verbarg sich mit dem Kind in einem Keller, wo sie in beständiger Todesangst verharrten. Da auf einmal hörten sie freudiges Geschrei und vernahmen Herrn Rumpels Stimme, der nach ihnen rief. Sie eilten aus ihrem Versteck in seine Arme. Es war ihm gelungen, ordentliche Militärmannschaft aufzutreiben, bei deren Anblick das Gesindel mit den eilig zusammengerafften Bündeln jählings die Flucht ergriff. Als nun einer der Rothmäntel mit seinem Pack an dem Kinde Barbara vorbeilief, sah sie der Mutter Kettlein daraus hervorhängen. Das kecke Kind riß daran und erhaschte mit Einem Ruck die Kette mitsammt dem nun so wunderbaren Kleinod.

Groß war der Schaden, den die freche Streifbande der ganzen Stadt und besonders dem Herrn Rumpel an Haus und Eigenthum zugefügt hatte. Durch den Fleiß und die Sparsamkeit seiner Frau und einen fast wunderbaren Segen wurde ihm aber Alles wieder reichlich ersezt, und er und Frau Anna erfreuten sich in Frieden eines hohen Alters.

Das Kleinod, das sie in so große Gefahr gebracht hatte und hernach doch das Mittel zu ihrer Rettung geworden war, hat Frau Anna nie mehr getragen, nur auf ihrem Bilde ließ sie es zum Andenken noch schildern und hat es sorgfältig aufbewahrt. Vor ihrem Tode übergab sie es ihrer Tochter mit dem feierlichen Beding, daß es für alle Zeiten als Eigenthum der ältesten Tochter in der Familie verbleiben und heilig verwahrt werden solle. Und wie die Mutter ihres Mannes einen Fluch gelegt hatte auf das Geschmeide, also legte sie nun den Segen darauf: so lange das Kleinod im Besitz der Familie ist, soll häuslicher Friede und Segen nicht von ihr weichen.

So lautete die Geschichte vom Schmuck der Urahne. Sie ist freilich nicht sehr romantisch, aber wahr. Die Großmutter entließ uns ziemlich ernst gestimmt; beim Abschied aber wandte ich noch einmal den Kopf: „Aber, Großmutter, es ist doch eine Liebesgeschichte dabei; wenn der Herr Rumpel nicht in die Jungfer Krummbeinin verliebt gewesen wäre, so hätte es keinen Schmuck und keinen Fluch und keinen Segen gegeben.“ — „Ihr naseweises Volk, ihr könnt warten, bis ich euch wieder einmal eine Geschichte erzähle!

2.

Der Croatenhauptmann.

In des Vaters Familie wurde ein Bild aufbewahrt, das den Kindern immer Gegenstand einer geheimen Scheu und respektvoller Bewunderung war. Es stach freilich gar auffallend von den zahmen Bildnissen von Papa und Mama ab. Es stellte einen Kriegsmann dar aus der Zeit des dreißigjährigen Kriegs in der abenteuerlichen Tracht der Croaten. Unter dem breitkrempigen, herabgeschlagenen Hut blizte ein feuriges paar Augen mit einem trotzigen und doch wieder treuherzigen Blick hervor; ein sonneverbranntes Gesicht mit einem gewaltigen Schnurrbart paßte vollkommen zu der fremdartigen Soldatentracht. Das Bild ward immer als der „Croatenähni“ bezeichnet und selbst von den Dienstboten mit einiger Scheu betrachtet.

Lang erfuhren wir Kinder nicht, welche Bewandtniß es mit diesem Ahnherrn habe, bis eines Tags der Christian heulend aus der Schule kam: „Mutter, ich habe mit des Schreiners Gottlieb Händel gehabt, da sagte er: es sey kein Wunder, daß wir so wild seyen, unser Urgroßvater sey ja auch ein Croat und ein Menschenfresser und halb wild gewesen.“

Die Mutter nahm diese Beleidigung nicht hoch auf und des Christians Thränen waren bald getrocknet, als sie ihn versicherte: „Was aber den Croaten betrifft, so ist dein Urahnherr allerdings ein croatischer Hauptmann gewesen, aber kein Menschenfresser; er ist als ein guter evangelischer Christ hier auf seinem schönen Hofgut gestorben; man heißt den Platz heute noch den Croatenhof. Ruf einmal den Friz und den Heinrich und den Conrad und die drei großen Mädchen — die Kleinen brauchen's noch nicht zu wissen — so will ich euch erzählen, wie sich's mit dem Croatenähni verhalten hat.“

Das Auditorium war bald versammelt, höchst begierig, den langerwünschten Aufschluß zu erhalten, den die Mutter nun endlich folgendermaßen ertheilte.

Ihr wißt es, Kinder, von dem Vater und vom Herrn Schulmeister, wie zur Zeit des dreißigjährigen Krieges unsere Stadt besonders hart mitgenommen wurde. Obschon man eine gute Obrigkeit hatte, die es verstand mit den feindlichen Kriegsführern ein Wort zu reden, so hörten doch die Einquartierungen nicht auf, und man war besonders vor der wilden Mannschaft, die im Dienste der Kaiserlichen kam, niemals seines Lebens und Eigenthums sicher; dazu

wurden die Lebensmittel entsetzlich theuer. Regierender Bürgermeister hier war damals Herr Brenner; der hatte eine einzige Tochter, Magdalene, das schönste Mädchen in der ganzen Stadt. Dazu war sie von hohem Geiste und sehr verständig, der Liebling des Herrn Pastors, der sie von Jugend an unterrichtet und sich an ihrem frühzeitigen Verständniß der heiligen Schrift ergözt hatte. Man sagt, sie habe eine so schöne zarte weiße Haut gehabt, daß man den rothen Wein habe durch ihren Hals fließen sehen, und so klare blaue Augen, daß sie einen Schein von sich gegeben.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Briefen eines deutschen Offiziers in der Armee des Banus von Croatien.

(Schluß.)

Eigenthümlich waren oft unsere Bivouaks auf den weiten Ebenen unter dem Zelt des Himmels. Bei einbrechender Dunkelheit wurde Halt gemacht, Seitenpatrouillen nach allen Richtungen ausgeschickt, und wenn diese meldeten, daß Alles sicher sey, die nöthigen Vorposten, die sich alle drei Stunden ablösten, ausgestellt. Nun begann das regste Leben, um für die Bedürfnisse der Nacht zu sorgen; die Pferde wurden getränkt, denn wir wählten unser Nachtlager stets in der Nähe eines Baches oder eines Brunnens, wie die Hirten sie für ihre Heerden graben, sodann zur Hälfte abgesattelt und abgezäumt, und ihnen die Futterbeutel mit Mais vorgehängt. Die Husaren und Sereffaner, welche hiebei nicht beschäftigt waren, suchten Material für die großen Feuer, das oft schwer aufzutreiben war. Andere packten die Vorräthe von Fleisch, Wein, Maismehl von dem großen, mit sechs kleinen, raschen ungarischen Pferden bespannten Leiterwagen ab, der uns als wandelndes Proviantmagazin, Montirungskammer, Feldschmiede und Hospital diente. Du siehst, große Ansprüche auf Gepäck durften wir nicht machen. Bald loderten die Feuer und von unsern Kochkünstlern wurde wo möglich das in Ungarn so beliebte „Gulyas-hus“ bereitet, das denn auch nach den Anstrengungen des Marsches trefflich mundete. Es ist auch eine köstliche Speise und besteht aus kleinen, würfelförmigen Stücken Rindfleisch, aus Zwiebeln, Kümmel und der bei keiner Speise hier zu Land fehlenden Paprika (rother spanischer Pfeffer). Hatten wir Wein auftreiben können, so kreisʼte die „Tschuttowa“ fleißig unter den Leuten, sonst mußte der Sslikowitz, oft auch Wasser dieselben Dienste thun. Ich als Offizier und Befehlshaber hatte einen eigenen Teller und Becher, aß und trank aber sonst Alles mit den Soldaten und befand mich sehr wohl dabei. Ueberhaupt hatte ich alle Ursache mit meinen Leuten vollkommen zufrieden zu seyn, sie waren muthig, ausdauernd und gehorsam.

Wenn gegessen war, besserten die Leute an Sätteln, Zäumen, Kleidern, sahen den Beschlag der Pferde nach, und sangen, um die Wachtfeuer gelagert, oft noch stundenlang ihre schwermüthigen Volkslieder in nicht unangenehmem Chor. Ich streckte mich dann auf eine Pferdebecke, hüllte mich in den Mantel, lehnte den Kopf an den Sattel und beschaute, den Dampf meiner Cigarre vor mich hinblasend, das bunte Treiben, bis es stiller und immer stiller wurde und der Schlaf uns Alle für die Anstrengungen des neuen Tages stärkte. Oft aber habe ich stundenlang wachend dagelegen und geträumt, über mir der weite dunkle Himmel mit dem Gefunkel seiner unzähligen Sterne, rings um mich die ungeheure Fläche, aus der fernher manchmal der Ruf unserer Vorposten und Patrouillen erscholl, neben mir die hochflammenden Feuer, an denen die schlafenden Gestalten der Sereffaner und Husaren in ihren rothen und weißen Mänteln lagen, daneben unsere Rosse, mit dem Schleifzügel befestigt, theils gelagert, theils mit gesenkten Köpfen im Stehen ruhend, theils wiehernd und scharrend. War der Marsch nicht gar zu anstrengend gewesen oder hatten wir einen Ruhetag, so spielten ein Paar Husaren die Maultrommel, Andere sangen und die Uebrigen tanzten ihre hübschen Nationaltänze und klirrten dabei mit den breiten Sporen und schlugen mit den Säbeln aneinander, daß es weit über die Haide scholl.

So zogen wir manchen Tag in Ungarn umher, stets zu Roß, stets von nahen oder fernen Feinden verfolgt, oft in Gefechte verwickelt, manchen tüchtigen Burschen und guten Kameraden an tödtlicher Wunde verlierend, aber fröhlichen Muthes und voll Vertrauen auf den Banus. Nicht weit von Raab hatte dieser sein ganzes Heer zusammengezogen und wir wollten in den nächsten Tagen Kossuth eine Schlacht liefern, worauf wir uns Alle freuten; da brachte am 9. Oktober Abends ein Offizier, der Tag und Nacht geritten war, die Kunde vom Wiener Aufstand und der schändlichen Ermordung Latours. Sogleich ward zum Aufbruch geblasen, fort ging es in dunkler Nacht, es ward so wenig als möglich gerastet, und am 11. Oktober Abends stieg in weiter Ferne der Thurm von St. Stephan vor uns ersten Vortruppen empor.

Ein andermal vom Lager vor Wien, vom Sturm auf die Stadt und meinen Aufenthalt im Spital, drei Dinge, die ich in meinem Leben nicht vergessen werde.

Korrespondenz-Nachrichten.

Halle, December.

(Schluß.)

Loyale Regungen.

Außer diesem Blatte gebührt nur noch unserer Universität der Ruhm, daß sie in den Tagen des Sturms, in denen selbst der hiesige Preußenverein vom Schauplatze abtrat, ihre feste Haltung nicht verloren hat. Prorektor und Senat erklärten gleich anfangs in einem hiesigen Blatte, gegenüber der Adresse des Magistrats und der Stadtverordneten, daß der Krone nicht nur das Recht, sondern die Pflicht zustehe, die ergriffenen Maßregeln auszuführen. Bald darauf entsandte auch die hiesige Studentenschaft fünf Deputirte an den König, um ihm, als dem Rektor der hiesigen Universität, zu seiner silbernen Hochzeit eine Gratulationsadresse zu überbringen, worin sie ihr Vertrauen zu ihrem königlichen Rektor aussprach. „Die deutsche Jugend," heißt es darin, „—und wir sind uns bewußt, hier das Wort für ihre Majorität zu führen — sehnt sich nicht nach dem Umsturz aller der großen Institutionen, die der fromme und große Geist entschlafener Zeiten deutscher Herrlichkeit erschaffen hat; sie denkt noch mit Entzücken der erhabenen Thaten ihrer Väter, sie ist nicht gewillt, diese großen Erinnerungen von sich stoßen zu lassen, sie will nicht, daß jene Tugenden, die den deutschen Namen zum Sprüchwort der Völker machen, verlöschen, sie will deutsche Sitte und deutsche Treue immer und ewiglich wahren. Frei und offen legen wir unserer Herzen Bewegung Ew. Majestät dar. Wir können es, denn wir durften es aus den feurigen, mächtigen Worten unseres Königs so oft erfahren, daß Ew. Majestät unser Leben, unsere Begeisterung verstehen. Aus jenen Worten klang der deutschen Jugend die Botschaft, daß unter Preußens Purpur ein Jünglingsherz schlage, und sie begann an eine neue, schöne Aera unserer Geschichte zu glauben. Die Stürme der jüngsten Vergangenheit haben uns diesen Glauben nicht erschüttert, sie haben ihn befestigt; — wem die Jugend ihre Liebe einmal schenkt, den läßt sie nicht." — Als die Deputation im alten Studentencostüm, mit Sammtrock und Barett, mit Schläger und Schärpen, früh Morgens in Potsdam anlangte, wurde sie anfangs auf dem Bahnhofe wegen dieses bewaffneten Aufzuges von der Polizeimannschaft gar unsanft angefahren, aber ein nach zweistündigem Warten aus den Federn herbeigeholter Polizeibeamter nahm, als er den Zweck ihrer Sendung erfuhr, sofort eine freundlichere Miene an. Der König selbst sprach mit ihnen länger, als mit irgend einer andern Deputation, und versicherte unter andern freundlichen Worten, daß auch er den Glauben an die deutsche Jugend nicht verloren habe und alle augenblickliche Verirrungen ihr gern nachsehe. Nur da, wo das Laster in seiner grauen Farbe auftrete, sey er von unerbittlicher Strenge. Besonders ergözt soll es ihn haben, als ein Student auf die Frage seines königlichen Rektors, was er studire, die freimüthige Antwort gab: eigentlich Jura, aber bis jezt sey noch nicht viel daraus geworden, und dann begütigend hinzusezte, indeß hoffe er noch ein guter Diener des Staates zu werden. Der König ließ darauf die Deputation in seinem Wagen zurückführen, ihr alle königlichen Gebäude, Sammlungen und Gärten zeigen und ihr zu Ehren die großen Fontänen in Sanssouci springen. — Auch die Hallischen Frauen sind im Patriotismus hinter den Studenten nicht zurückgeblieben. Sie haben dem königlichen Paare zu seiner silbernen Hochzeit ein kostbares, in Sammt gebundenes Album übersandt. — In den Tagen des Hallischen Crawalls war es besonders Professor Leo, gegen den sich die Wuth unserer Radikalen richtete, so daß er sogar, wie man allgemein glaubte, deßwegen auf einige Zeit die Stadt verließ und selbst dann noch sein Haus beständig von Studenten bewacht wurde. Die Zeitungen und namentlich die deutsche Zeitung trugen sich damals mit allerlei Vermuthungen, als ob Leo, der nie mit dem Könige bekannt war, besondern Einfluß in Potsdam gewonnen habe. So viel ist gewiß, daß Professor Leo sich zu wiederholtenmalen in Potsdam aufhielt und das leztemal nicht in Halle den Dampfwagen bestieg, um hinüberzufahren, sondern in einer Kutsche nach der nächsten Station vorausfuhr, weil ihm auf dem hiesigen Bahnhofe von den Republikanern aufgelauert wurde. Jezt stellt es sich aber heraus, daß der Grund seiner Reise weder Flucht vor diesen, noch Einladung zum Könige gewesen ist. Vielmehr war der Zweck der Reise, das Material zu einer 69 Seiten starken Schrift zu sammeln, die so eben anonym unter dem einfachen Titel »Signatura temporis« in Berlin erschienen ist und als deren Verfasser man auf den ersten Blick Leo erkennen würde, wenn auch nicht schon die eigenthümliche Schreibweise, z. B. Eräugniß statt Ereigniß, mit Sicherheit auf ihn schließen ließe. Es enthält dieses bemerkenswerthe Schriftchen eine sehr ruhige, objektive Darstellung des Ganges der politischen Ereignisse seit diesem Frühjahr, mit besonderer Berücksichtigung der preußischen Regierung, und gibt so viele Aufschlüsse aus diesem Kabinette selbst, daß man sie wohl eine Staatsschrift nennen darf. So z. B. erfährt man, daß der König am 19. März einen Befehl zum Rückzug der Truppen nicht gegeben, und daß er keinen Augenblick, wie so allgemein geglaubt wird, seine ruhige königliche Haltung verloren habe. Ja er soll einen Deputirten, der sich durch maßlose Keckheit auszeichnete, so kräftig zurecht gewiesen haben, daß derselbe von Schrecken übermannt auf der Stelle in Ohnmacht fiel.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 12. Sonnabend den 13. Januar 1849.

Es ist nichts trauriger anzusehen als das unvermittelte Streben ins Unbedingte in dieser durchaus bedingten Welt; es erscheint in diesem Jahr vielleicht ungehöriger als je.

Goethe

Der März in der französischen Republik.

7.

Paris, 13. März 1848.

Man hat rechte Noth, seinen Gedanken einen festen Halt zu geben, sich ein Bild von den obwaltenden Zuständen zu schaffen, wenn man sie an jedem Tage zehnmal von verschiedenen Standpunkten beurtheilen hört. — Darin sind alle Personen, welche wir gesehen haben, einig, daß die Regierung Louis Philipps mit dem Ministerium Guizot und seinen Doktrinen eine Unmöglichkeit geworden war. Man glaubt auch an die Dauer der Republik und an die Reife des Volkes zur Selbstherrschaft; nur die communistische Richtung fürchtet man, welche der Revolution gegeben worden, und die in Louis Blancs Versprechen, die Arbeit zu organisiren, ihren Ausdruck gefunden hat. Man hält diese Organisation der Arbeit für unausführbar, namentlich im Herzen einer Civilisation, in der alle Nachbarstaaten bei den alten Grundsätzen verharren, und sieht schweren Verwicklungen und Krisen entgegen. Dennoch macht sich selbst bei Vielen, welche durch die Revolution Hab und Gut, oder Amt und Stellung eingebüßt haben, eine freudige Erhebung, ein Glaube an den Fortschritt geltend, die gewiß ein gutes Zeichen sind in diesen Zeiten Besorgniß erregender Auflösung.

Wunderlich ist es, wie Jeder aus den allgemein festgestellten Thatsachen Belege für seine Meinung zu ziehen weiß, wie der große Mantel geschichtlicher Nothwendigkeit für jede Partei ein Zipfelchen hat, in das sie sich verkriecht, das sie beansprucht, an dem sie gewoben haben will, und wie es zuletzt doch nur eben der umhüllende Mantel des Alls ist, in dem die Kreuz- und Querfäden der Vergangenheit die Gegenwart und die Zukunft aus Nothwendigkeit erschaffen.

Seit Jahren mag der Druck des herrschenden Systems schwer auf Vielen gelegen haben; es scheint auch, als sey eine Partei von fünf- bis sechstausend Menschen vorhanden gewesen, welche sich in einzelnen Clubs versammelte und nur durch ihre Häupter in Verbindung stand. Diese Partei hat die Republik gewollt und den Tod Louis Philipps als den rechten Zeitpunkt dafür im Auge gehabt. Als nun nach dem Verbot des Reformbankets sich die Blousenmänner zu Hunderttausenden in den Straßen zeigten, gleichsam nur, um die Regierung an die materielle Macht der arbeitenden Stände zu erinnern, und vor dem Hotel Guizots auf dem Boulevard ihnen eine Flintensalve auf ihr »à bas Guizot!« antwortete, welche eine Masse Menschen, darunter spazierengehende Frauen am Arme ihrer Männer, tödtete oder verwundete, da brach der Kampf los, und jene Männer der Republik fanden es gerathen, sich der Bewegung zu bemächtigen.

Dennoch, behauptet man, sey in jenem Augenblick mehr Wahrscheinlichkeit für die Regentschaft der Herzogin von Orleans als für die Republik gewesen. Nicht die Republik, sondern nur die Einführung des allgemeinen Wahlrechts, welches die übrigen Reformen von selbst nach sich gezogen hätte, wäre eine Nothwendigkeit gewesen. Eine Stimme, die sich zur rechten Zeit entschieden für die Regentschaft ausgesprochen, würde die Einführung der Republik gehindert haben; und da untersteht man sich, auch in Frankreich an den Zufall in der Weltschichte zu glauben, der allem Christen- und Heidenthum und aller Mög-

lichkeit und Vernunft widerspricht. Als ob der Zusammenstoß gewitterschwerer Wolken, welche von den Urkräften erzeugt, sich innerhalb nothwendiger Kreise bewegen und in diesen sich eben so nothwendig begegnen und den zerschmetternden Blitz entzünden müssen, ein Zufall wäre! — Zufall ist ein Wort, hinter dem sich die Einsichtslosigkeit versteckt, welche selbst die kleine Mühe des Denkens zu schwer findet. — Zufall! in einer Welt, die sich in den Angeln der strengsten gesetzlichen Regelmäßigkeit bewegt, in der jedes Untergehen mit einem Werden zusammenhängt! Man schämt sich, wenn man die Kinder des neunzehnten Jahrhunderts von Zufällen in der Weltgeschichte sprechen hört. Als ob etwas anders werden könnte, als es werden muß! Wo nimmt man nur die Resignation her, sich über das Unglück zu trösten, das aus dem blinden Zufall für den Einzelnen entspringt? In eine Nothwendigkeit fügt man sich, aber in die dumme Laune eines blinden Zufalls, von irgend einem einfältigen Menschen herbeigeführt, nimmermehr.

Die Republik war für Frankreich nothwendig, weil sie entstand; und sollte sie auch nur von kurzer Dauer seyn in diesem Augenblick, so wird sie auch dann das für diesen Augenblick Nöthige geleistet und den nöthigen Samen für weitere Entwicklung erzeugt haben. Daran halte ich mich und bin ruhig. — An eine Schreckenszeit denkt Niemand, aber die Geldkrisis soll sehr schwer seyn. Die Journale, namentlich die Reform, klagen die Kapitalisten an. Sie sagen: „Wie euch 1789 die Aristokratie durch ihre Flucht verrathen hat, so thun es jezt die Kapitalisten. Die Bankiers verstecken ihre Kapitalien, sie machen keine Geschäfte, sie halten ihre Fonds zurück, um euch zu ängstigen durch Stockung des Verkehrs. Sie wollen euch zwingen, in die Werkstätten zurückzukehren und für die früheren Preise zu arbeiten. Aber glaubt ihnen nicht und arbeitet nicht." — Thatsache ist, daß viele der ersten Häuser ihre Zahlungen eingestellt haben, und daß kein Bankier auf die Anweisungen und circulating letters aus Deutschland und Rußland zahlt, wenn sie auch von den Häuptern, von den Grundpfeilern der Börsen ausgestellt worden sind. — Dieß hat die Folgen, daß die Fremden fortgehen, daß ein große Zahl Gewerbtreibender brodlos wird, daß viele Wohnungen leer stehen und die Zustände für die arbeitenden Klassen sich so verschlimmern, daß keine Unterstützung der Regierung Abhülfe zu bringen vermag.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus einer bürgerlichen Familiengalerie.

(Fortsetzung.)

Die Magdalene, obwohl recht brav und sittsam, war doch ein keckes, unerschrockenes Mädchen. Als einst die Nachricht kam, daß ein Regiment Croaten im Anzug sey und in der Stadt werde einquartiert werden, da schlossen die meisten Bürger ihre Weiber und Töchter in die Keller ein, damit ihnen nichts geschehen solle von den wüsten Soldaten. Aber die Magdalene wollte sich das nicht gefallen lassen: sie lasse sich nicht einsperren wie ein Thierlein, sie wolle selbst sehen, wie es ihrem Vater ergehe; und so ist sie im Hause geblieben.

Beim Bürgermeister wurden ein Hauptmann und zwei Gemeine einquartiert, die sich ordentlich aufführten. Der Hauptmann ist ein schöner stattlicher Mann gewesen, obgleich er etwas wild aussah und einen schrecklichen Bart hatte. Er hat von der ersten Stunde an, da er im Hause war, kein Auge von der Magdalene verwendet. Als sie das bemerkt, hat sie sich von ihm abgezogen und ihm immer kurzen Bescheid gegeben. Nur als sie am zweiten Tag von des Vaters Knecht hörte, daß einer der Soldaten sich gegen das Kriegsgesetz verfehlt habe und eine grausame Strafe erhalten solle, da faßte sie sich ein Herz und sprach den Hauptmann beweglich an, dem armen Burschen die Strafe zu schenken, was er ihr im Augenblick bewilligte.

Am Abend des dritten Tages, eh der Hauptmann abziehen mußte, sprach er mit der Magdalene und fragte sie, ob sie als sein Weib mit ihm ziehen wolle? Er sey jezt auf dem Heimweg begriffen; er sey von gutem Geschlecht und habe daheim ein schönes Besitzthum. Magdalene sagte ihm mit kurzen Worten, daß sie keine Lust habe ihr Vaterland zu verlassen, und daß sie nimmermehr einen Croaten und einen Katholiken heirathen werde. Mit dem Zusprechen konnte der Croat wenig umgehen; als er fand, daß er verschmäht sey, stieß er in heftigem Zorn seinen schweren Pallasch auf den Boden und sprach kein einziges Wort mehr.

Am andern Morgen früh mußten die Croaten abziehen; der Hauptmann hatte sich mit seinem Gaul im Stillen auf den Sammelplatz begeben und von keiner Seele Abschied genommen. Eine Viertelstunde darauf ritten die Croaten in hellem Galopp hinaus; man hat sie gern gehen sehen. Warum aber die Magdalene Brenner gemeint hat, sie müsse die Soldaten abziehen sehen, das kann ich selbst nicht sagen. Als des Hauptmanns Trupp vorbeiritt, war des Bürgermeister Brenners Hausthür offen, und drinnen auf dem untersten Tritt der Treppe stand die Jungfer Magdalene und schaute zu. Der Hauptmann hatte schon von weitem nach dem Hause hingeschielt, und als er die Magdalene im Hause sah, sprang er wie der Blitz vom Gaul, hinein in das Haus, faßte sie bei der Hand und wollte sie fortziehen.

Magdalene weigerte sich und umschlang mit ihrem Arm, um sich zu halten, den großen hölzernen Knopf am Treppengeländer. Der Hauptmann, schnell wie das Wetter, reißt seinen Säbel heraus, haut den Knopf damit ab, ohne der Jungfer ein Leid zu thun, nimmt sie mitsammt dem Treppenknopf auf den Arm wie ein Kind, springt auf seinen Gaul, und reitet mit ihr in gestrecktem Galopp seinen Kameraden nach. Die Treppe mit dem abgehauenen Knopf steht heute noch im Haus, wo jezt der Färber Zoller wohnt, da könnt ihr sie sehen.

Der Bürgermeister sah eben zum Fenster hinaus und schrie jämmerlich auf, als er sein Kind wie im Sturmwind davon fliegen sah. Es waren eine Menge Leute auf den Straßen und an den Fenstern, und da gab es ein entsetzliches Schreien, Laufen und Rennen. Man wollte nach, aber wie? Nachreiten war eine Kunst, die guten Gäule hatten sie mit fort und ihre schlechten dafür dagelassen. Alles was Füße hatte, sprang ihnen nach, und guckte, so weit man den Staub noch sehen konnte, dann kehrten sie um und wußten nicht was. Der Bürgermeister aber war wie gelähmt an Seel und Leib und mußte bald sein Amt abgeben; er sey nur noch wie ein Schatten herumgegangen.

Wie es der Magdalene ergangen ist, die seither ihres Vaters Liebling und die vornehmste Jungfer der Stadt gewesen, allein unter einem Haufen Croaten, auf einem wilden Pferd, durch Dick und Dünn, das kann man sich wohl nicht arg genug vorstellen. Das kann ich euch aber sagen, weil man es nachher von ihr selbst erfahren hat, daß es den Hauptmann selbst erbarmte und gereute. Er hat sie in Ehren gehalten wie seine Schwester, sie gehütet wie seinen Augapfel und für sie gesorgt, so gut er nur konnte. Zurückbringen konnte er sie nicht mehr, oder wollte er nicht, und so hat er sie denn unverlezt in das Croatenland gebracht. Dort hat sie eingewilligt, seine Hausfrau zu werden, und weil er ein gutes Herz hatte und die Magdalene ihm unbeschreiblich lieb war, so hat sie zufrieden mit ihm gelebt, obwohl sie das Heimweh fast umgebracht hat in dem fremden Lande, unter den fremden Leuten mit dem fremden Glauben. Es war dort alles katholisch, und nur in der größten Heimlichkeit durfte sie in der Bibel und in dem schönen geistlichen Liederbuch lesen, die sie unter ihres Mannes Kriegsbeute gefunden hatte.

Es war ihr oft, als werde ihr Mann mit jedem Tage milder und freundlicher, und sie gewann ihn recht von Herzen lieb. — Sie gewahrte, daß er sich oftmals in ein Kämmerlein schleiche, wo sie gewöhnlich ihre Andacht zu verrichten pflegte. Einmal ging sie ihm leise nach und fand ihn, wie er in ihrer Bibel las und die hellen Thränen über sein rauhes Gesicht liefen. Er schaute auf, blickte sie freundlich an und sagte: „Magdalene, ich glaube, wie es da drinnen steht, so ist's recht." Da erzählte er ihr zu ihrer herzlichen Freude, wie er einmal zufällig in ihre Bibel geschaut und seitdem fleißig darin gelesen, wie er daraus anders beten gelernt als an seinem Rosenkranz, und wie er nun von Herzen wünsche, seinem Gott hinfort in ihrer Weise zu dienen. Mit Freudenthränen dankte sie Gott, daß er sie darum in die Hand eines wilden Croaten hatte fallen lassen, daß sie ihm an ihrer Hand einen frommen, lebendig glaubenden Gatten zuführe. Als er einmal so weit war, fand er bald, daß er mit dem neuen Glauben in dem alten Lande nicht bleiben könne; da ist es der Magdalene nicht mehr schwer geworden ihn zu bewegen, daß er mit ihr in ihre liebe Heimath ziehe.

Das geschah etwa zehn Jahre nachdem die Magdalene war von dem Croaten fortgeführt worden. Ihr könnt euch denken, wie die Leute aufgeschaut haben, als es einsmals hieß, die Magdalene Brenner sey da mit dem Croaten. Es soll ein Laufen und Rennen der Leute gewesen seyn, fast so arg, als an dem Tage, da er mit ihr fortgeritten war. Sie soll dazumal noch eine recht schöne Frau gewesen seyn, und es ist Schade, daß von ihr kein Bildniß mehr da ist. — Der alte Bürgermeister lebte noch, er soll aber fast vor Freude gestorben seyn, als er sein einziges Kind wieder sah, gesund und wohlbehalten, und er hat gar nichts dagegen gehabt, daß sie Frau Hauptmännin geheißen wurde.

Der Croat hatte auch ein schönes Vermögen mitgebracht. Das Geld war damals rar im Lande, Güter bekam man spottwohlfeil, nur die Häuser darauf waren verbrannt. Da kaufte er sich den schönen Hof draußen vor der Stadt, wo es B. zugeht, und baute ein Wohnhaus darauf. Dort hat der Croat mit seiner Frau in Stille und Frieden noch viele Jahre gelebt. Der alte Bürgermeister ist auch zu ihnen hinausgezogen.

Der Hauptmann soll ein stiller und gottesfürchtiger Mann gewesen seyn, der recht fleißig zur Kirche ging. Die Leute haben aber doch noch eine gewisse Scheu vor ihm behalten, und wenn er Abends durch seine Felder ging, behaupteten sie, er mache allerhand seltsame Zeichen in die Luft, womit er die Wetter bannen könne. Unrechtes hat man nichts von ihm gehört, mag aber wohl seyn, daß er hier zu Lande nie so recht daheim wurde und oft umgetrieben ward vom Heimweh nach seinem entfernten Vaterlande. Die Kinder soll er unaussprechlich lieb gehabt haben, und die haben auch bald seinen großen Schnauzbart nicht mehr gefürchtet.

Sein einziger Sohn, der ihm erst hier geboren wurde, ist der Vater eures Urgroßvaters gewesen. Soldatenblut ist aber, scheint's, keines von dem Croaten

übrig geblieben, denn wir haben seither keine Militärperson mehr in der Familie gehabt. — Auf der Seite seines Bildes seht ihr unser Familienwappen, das von ihm stammt; den flammenden Stern darin hat er seiner Frau zu Ehren aufgenommen, sowohl wegen ihres Namens, als auch um anzudeuten, daß sie für ihn dem Sterne Betlehems gleich war und ihn zu seinem rechten Heile geführt hat. — Und so verhält es sich mit unserem Urahn dem Croaten, der ein Menschenfresser und halb wild gewesen ist.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

La science du diable. — Communistische Thaten und Gedanken

Die Presse bringt gegenwärtig gar sonderbare Dinge zu Tage. So fällt mir eben ein Almanach auf 1849, betitelt la science du diable, in die Hände, worin unter anderem ein Aufsatz steht mit der Ueberschrift: Prophezeihungen, welche zeigen sollen, welchen magischen Einfluß die Zahl 9 auf das Schicksal Frankreichs ausübt. Die lezte Revolution fiel vor am 54sten Tage (6 × 9) des Jahrs 1848; die Nationalversammlung besteht aus 900 Mitgliedern; die provisorische Regierung hat 72 Tage (8 × 9) gedauert; die erste von dieser Regierung ausgeschriebene Steuer bestand in den verrufenen 45 (5 × 9) centimes additionnels. Acht Staaten folgten dem Beispiele des revolutionären Frankreichs, mithin beträgt die Gesammtzahl 9. Am 14. Mai, das heißt am 81sten Tage der Republik (9 × 9) fand das große republikanische Fest in Paris statt. Jedes der beiden Worte assemblée nationale besteht aus 9 Buchstaben, eben so die Namen der beiden Hauptkandidaten zur Präsidentschaft, Cavaignac und Bonaparte. Dieselbe Anzahl von Buchstaben enthält der Name Lamartines, des ersten Mitglieds der provisorischen Regierung. Die Nationalversammlung ist in 18 Büreaux getheilt (2 × 9), eben so bestand die Kommission, welche die neue Verfassung zu entwerfen hatte, aus 18 Mitgliedern, und sie wurde am 18. Mai gewählt. Soll nun die Zahl 9 auch ferner ihre Zauberkraft üben, so wird wie der Verfasser, Namens Alph. Cahagnet, schließt, die Republik 9 Jahre dauern, mithin im Jahr 1857 aufhören. Was sie weiter für Unfug treiben oder Gutes stiften wird, darüber schweigt der Mann; jedoch läßt er verlauten, oder irgend ein anderer Zahlengrübler hat berechnet, daß Paris alsdann zerstört werden soll. Wie und von wem? über diese Fragen läßt man uns im Dunkeln, und la science du diable reicht vor der Hand nicht weiter. Andere, die zwar nicht die science du diable studirt haben, aber sich ein wenig auf Politik verstehen, trauen der neuen Republik nicht einmal so lange Dauer zu; aber beide Theile können sich irren, und wie die Sachen jezt stehen, kann Niemand sagen, wie lange die jetzige Verfassung dauern wird. — Wie sonderbar das gemeine Volk die Bedeutung der dießjährigen Revolution auffaßt, sah man in diesen Tagen bei einem Kriminalprozesse. Ein Weib, das eine Kammer für 40 Francs jährlichen Zinses bewohnte, wollte ihre Miethe nicht mehr bezahlen, weil die Republik die Miethsleute dieser Verpflichtung enthoben habe. Demnach hatte der Eigenthümer ihr durch den Portier des Hauses die Miethe aufkündigen lassen und das Zimmer an einen andern vermiethet. Als dieser am Termin erschien, wollte das Weib nicht weichen, und da er zufällig durch's Fenster schaute, ergriff sie ihn von hinten bei den Beinen und warf ihn kopfüber durch's Fenster; zum Glücke war dieses nicht sehr hoch über dem Pflaster, aber der Mann wurde doch stark verlezt. Das Gericht verurtheilte das Weib zu sechsmonatlicher Haft. Die Hauseigenthümer, besonders die, welche Zimmer für Unbemittelte vermiethen, sind seit der Revolution in großer Noth. Die Miether sind nur allzugeneigt, jeden Eigenthümer nach Proudhons Lehre für einen Dieb zu halten, der ihnen das Geld aus der Tasche stiehlt. Sie selbst ließen freilich keinen Heller von ihrem kleinen Eigenthum fahren, und wer es ihnen entzöge, wäre ihr Feind; aber großes Vermögen oder Grundeigenthum dünkt ihnen nicht von derselben Gattung wie das, was sie selbst im Seckel haben oder sonst wo besitzen. Die Socialisten haben redlich dazu beigetragen, dergleichen Verwirrung in den Begriffen zu nähren, und noch immer predigen einige demagogische Blätter in diesem Tone fort. Eines derselben fragt, ob in folgendem Fall, der jezt oft vorkommen soll, das Eigenthum nicht ein wahrer Diebstahl sey. Ein Hauseigenthümer in Paris oder auf dem Lande, dessen Gut vor der Revolution 100,000 Francs werth gewesen, habe 50,000 Francs aufnehmen müssen, und eine Hypothek von diesem Betrage auf sein Gut legen lassen. Später macht er noch weitere Schulden und in allem werden 90,000 Francs in's Hypothekenbuch eingeschrieben. Da er die Interessen der aufgenommenen Kapitalien nicht zahlen kann, zwingen ihn die Gläubiger sein Eigenthum versteigern zu lassen. Da nun aber der Werth des Grundbesitzes seit der Revolution bedeutend gesunken ist, so werden für jenes vor einem oder mehreren Jahren zu 100,000 Francs geschäzte Gut nur 40,000 Francs geboten, und da niemand ein höheres Gebot thut, wird es zu diesem Preise zugeschlagen. Nun erfährt man, daß der Käufer gerade der Kapitalist ist, der die erste Hypothek hatte. Er bekommt also für 40,000 Francs ein Eigenthum, dessen eigentlicher Werth über das Doppelte beträgt, und die andern Gläubiger gehen leer aus. So fragt denn das demagogische Journal, ob dieser Kapitalist und Grundbesitzer nicht einen Diebstahl an dem ersten Grundbesitzer und an den übrigen Gläubigern begehe, und ob eine Gesellschaft, in der so etwas vorgehen könne, nicht einer gründlichen Umwandlung bedürfe? Solche Fälle können freilich jezt häufig vorkommen; bei jeder starken Erschütterung des Staates sinkt alles liegende Gut, und das bewegliche, besonders das Geld, steigt im Werthe; wer jezt genöthigt ist, Staatspapiere oder Luxuswaaren zu verkaufen, verliert ebenfalls bedeutend daran, und dennoch fällt es niemand ein, die Ankäufer Diebe zu schelten; denn so lange die Lage der Dinge sich nicht ändert, bekommt auch in ihren Händen das angekaufte Gut keinen höhern Werth und sie laufen Gefahr, daß das Gut immer weiter im Werthe sinkt, sie also, statt zu gewinnen, durch ihren Kauf Verlust erleiden, wenn sie das Gut wieder veräußern wollen. Dieß bedenken die Socialisten keineswegs, und nach Proudhon und Andern besteht jezt ein Krieg zwischen Arbeit und Kapital, was im Grunde nichts anderes sagen will, als Krieg zwischen Besitzer und Nichtbesitzer.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 4.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 13. Montag den 15. Januar 1849.

Et non est in tempore hoc princeps, et dux, et propheta, neque sacrificium, neque oblatio.

Daniel.

Armuth und Christenthum.

(s. Nr. 306—313 v. J.)

Wir haben am Schlusse des vorigen Briefs, nach einer Parallele der Jeztzeit mit dem Alterthum, gefragt, ob und wie für die tiefen Wunden der Menschheit Heilung zu finden, worauf die Hoffnung besserer Zukunft zu gründen wäre?

Wirkliches Vertrauen zu sich, und damit die Kraft des Sieges über Noth und Tod durch den Sieg über sich selbst findet ein Volk nur im Vertrauen und Glauben an seinen Gott. Diesen seinen Gott hat aber das Volk nicht unvermittelt, sey er ihm auch noch so tief in's Herz gewachsen. Es bedarf dazu einer fortgehenden menschlichen Vermittlung, es muß denselben gegenständlich vor sich haben, musterbildlich anschauen in sichtbar und persönlich ihm menschlich nahe und entgegenkommender That; nur die That ist ihm Wahrheit. Die Bethätigung des Glaubens stellt sich lediglich dar in der That der Liebe und Hingebung, im Opfer. Lebendige, persönliche Opfer will das Volk vor sich sehen, sein Gott und sein Glaube muß sich ihm augenscheinlich und handgreiflich ausweisen als einer, der so hoch und fest steht, daß er sich dem Kleinsten und in das Tiefste hingeben kann, ohne sich aufzugeben. Das ist die Bedeutung der Helden und Propheten. Ein Volk, das keine Helden, eine Religion oder Kirche, die keine Propheten mehr erleben kann, hat ausgelebt. Das ist zugleich die Bedeutung der höhern Stände überhaupt, welche als Hirten der Heerde, als Vorbilder der Masse des Volks dastehen sollen. Wenn lezteres seine Tugenden, seinen Glauben zumal nicht mehr in jenen verwirklicht und vorgebildet schauen kann, so verliert es den Glauben an sich selbst, verzweifelt, zerfleischt sich und stirbt.

In der israelitischen Volksgeschichte zeigt sich das in großartiger Weise beim Untergange des davidischen und herodianischen Reiches, bei der ersten Wegführung nach Babylon und bei der lezten Zerstreuung in alle Winde. Ganz gleichermaßen war es in Rom. Als das Volk zu seinen obern Klassen kein Vertrauen mehr fassen konnte, weil die einen wie die andern, baar alles Göttlichen, unfähig waren zu selbstaufopfernder That, da gab es sich selbst auf und fiel und zerfiel. Alle Spenden und Schenkungen von Brod und Geld und Spielen machten das Sieb nur größer; ein Curtius aber konnte den Abgrund füllen. Der bezahlte mit dem, was er war, das ausgeartete Geschlecht mit dem, was sie hatten. Wer sich selbst aufopfert, zeigt den Betrachtenden den Gott im Menschen, spornt, stählt, beeifert sie zu gleichem Siege über sich selbst, daß sie sich zusammenraffen, Vertrauen, Muth, Glauben und damit Kraft zu jedem Opfer, jeder Entbehrung, jeder Selbstverleugnung gewinnen. Gebe aber Einer Alles und sich nicht, so mag er alle Mägen füllen und alle Hände, aber kein einziges Herz, und aus dem Herzen kommen die argen Gedanken und Werke.

Um die Zeit der Reformation war ein gleicher sadducäischer Unglaube und pharisäischer Uebermuth wie einst in Rom und in Jerusalem durch die christliche, d. h. kirchliche Welt verbreitet. Der reiche Adel und die überreiche Kirche kannten vor Ueppigkeit sich selbst nicht mehr, geschweige das arme Volk. Von Selbsthingabe war keine Spur mehr in diesem vergeilten Leben. Leiblich und geistig versank die Masse

in grenzenlose Noth, bis sie allen Glauben an Recht und Liebe, an Gott und Menschheit einbüßte, Alles und sich selbst vergaß und verzweifelnd im Bauernkrieg losbrach. Die Vornehmen hatten Stiftungen und Begabungen in allen Ecken und Winkeln angelegt, die Klöster und Spitäler schütteten die Almosen mit Scheffeln aus; die Mägen wurden nur um so leerer, die Arme träger, die Herzen öder, die Massen verzweifelter. Alle verschwenderischen Vergabungen und Versprechungen sättigen kein Herz. Geben und nachgeben erschlafft, fordern rafft zusammen, aber fordern, freilich nicht bloß von Andern und von sich selbst nichts, sondern fordern von sich selbst Alles, d. h. die Hingabe seiner selbst. Und diese That, diese Wunderthat der Selbsterniedrigung, Selbstverleugnung und Selbstaufopferung, die Andern zum Glauben an die gleiche Gotteskraft in ihrer Schwachheit bringen, zur gleichen Selbst- und Weltüberwindung sittlich zwingen — das ist das Geheimniß der Völkerrettung, der Menschenerlösung.

Wir haben früher gesehen, auf welchem Wege die Bethätigung der Liebe, welche der Glaube zu wirken hat, an den Staat kam, als den allein rechnungs- und verwaltungskundigen, den allein werkthätigen und thatkräftigen. Das Reich der christlichen Liebe verlor sich in wohlbezahlte Armenverwalter, Spitalpfleger, Krankenhausmeister, Waisenhausinspektoren, in wohlbegründete Armenanstalten und übel verwendete, durch heillose Armengesetze aufgebrachte Armensteuern. Die Selbsthingabe unnöthig und damit unmöglich zu machen, ward der hohe Zweck des aufgeklärten Despotismus und Polizeistaates. Noch viel weniger als in der alten Kirche konnte darin die rettende Christusliebe sich verwurzeln und verästen bis in die äußersten Gliedmaßen des Volkskörpers. Die Alles regieren, besorgen, beglücken wollende Kronpolizei machte Herzen und Hände faul und ließ Staat und Kirche so verfaulen, daß die obern nicht den untern helfen mögen, die untern von den obern sich nicht mehr helfen lassen wollen. — „Es ist kein Vertrauen mehr da; wann wird das Vertrauen wiederkehren?"

Welches Vertrauen, wenn man fragen darf? Ei freilich, jenes Börsenvertrauen auf den blauen Himmel, dieses Leben von einem Tag in den andern, da man den lieben Gott schalten und die löbliche Polizei walten ließ, wenn man nur Wechsel ziehen, Notirungen machen, gut essen und trinken, bequem wohnen und spazierenfahren konnte! Dieses blinde Vertrauen auf nichts als auf den Zufall und das Glück der Spekulation wäre freilich sehr willkommen, wenn es immerfort von gestern bis morgen wiederhergestellt werden möchte. Da gäbe es wieder Kredit, der Handel blühte auf, die Gewerbe hätten Nahrung, Armensteuern ließen sich ausschreiben und die Armen hätten doch wieder — wenigstens Thränenbrod zu essen. Es lebe die gute alte Zeit vor 1848!

Aber der Mensch lebt nicht vom Brod allein, und Staaten bestehen durch Reichsbanknoten so wenig als durch Reichsbajonette. Euer Kredit kann nicht so bald wiederkehren; er ist gründlich verloren. Das Volk will keine Almosen mehr, an die ihr es gewöhnt habt, es will euer Herz. Verderbt, verblendet, verfault und verthiert, wie es vielfach ist, geht es darauf aus, in der Wuth des Tigers den höhern Klassen das Herz aus dem Leibe zu reißen; Bravoruf und Hohnlachen der Hölle begleiten jeden schaudervollen Mord, der unsere Tage schändet. Fast alles Vertrauen, alle Liebe, alle Hochschätzung gegen die über ihm Stehenden ist aus dem Volke geschwunden, dessen Magen man zu füllen, dessen Kopf man zu verfeinern suchte, um das Herz zu entleeren und das Gemüth zu verwildern. Wer dieses Vertrauen wieder herstellt, die untern Klassen durch das Vorbild treuer Hingebung und Selbstverleugnung wieder sittigt, zum Sieg über sich selbst willig, zum Sieg durch Kampf und Entbehrung fähig macht, der stellt sich in die Schaar der Retter und Helden, und wäre sein Wirkungskreis noch so klein und still.

(Fortsetzung folgt.)

Der März in der französischen Republik.

(Fortsetzung.)

Die Nacht des Revolutionskampfes muß schrecklich gewesen seyn. Man führte die blutenden Leichname derer, welche vor dem Hotel Guizots gefallen waren, auf Wagen durch die Straßen. Männer mit brennenden Fackeln, deren glührothes Licht die klaffenden Wunden beleuchtete, umgaben diese Wagen, und der Schrei: »aux armes! vengeance! on nous assassine!« durchzitterte die Nacht hindurch die Luft, den Trommelwirbel und das Läuten der Sturmglocken übertönend. Wie durch einen Zauberschlag entstanden die Barrikaden und verbreiteten sich durch die ganze Stadt. Unaufhörlich rief man: »éclairez, éclairez ou l'on vous cassera les vitres! Des lampions à la fenêtre!« Da es aber sehr windig war, brannten die Lichter nicht, und man improvisirte Papierlaternen. Auf dem Balkon vor unsern Fenstern fanden wir noch halbe Kartoffeln, die man ausgehöhlt hatte, um Lichter darin zu befestigen.

Im Faubourg St. Martin, wo wir in einer der engsten Straßen, der Rue St. Lazare, eine liebenswürdige, hieher verschlagene Deutsche besuchten, soll der Kampf furchtbar gewüthet haben. Tag und Nacht kamen die Männer nicht von den Barrikaden; in den Häusern machte man nach Recepten Schießbaumwolle; auf den Straßen schmolzen Frauen und Kinder Zinngeräth und gossen Kugeln; Alles war auf den Füßen, Alles in der fieberhaften Aufregung der Wuth. So wie ein Trupp Soldaten anrückte, fielen von den Barrikaden die Schüsse, dann sprang man hinab, sich hinter den Brustwehren zu bergen. Jeder Angriff hat Todte und Verwundete von beiden Theilen zurückgelassen, die man schnell in die einen Augenblick geöffneten Häuser schleppte, worauf sich die Thüren wieder schlossen. Solch ein Kampf mitten in einer Stadt! mitten im Herzen der sogenannten Civilisation! „Ich habe schaudernd Achtung bekommen vor diesen Kämpfern," sagte die Dame, welche uns diese Scenen schilderte.

Das Volk hat sich bewunderungswürdig benommen, darin kommen Alle überein. Nirgends hat man geraubt, nirgends Etwas entwendet, außer in den Tuilerien, und auch da hat man sich eigentlich nur auf Zerstörung der königlichen Insignien beschränkt. Auf dem Tuilerienplatze verbrannte man den Thron, den Gamins und Männer umtanzten, eingewickelt in die kostbaren Shawls der Prinzessinnen und in abgerissene Sammetportièren und Gardinen. Von der Wunderbarkeit der Costüme, welche in diesen Tagen des Kampfes aus Eile, aus Laune, aus Uebermuth und Nothwendigkeit entstanden, hat mir ein alter Bekannter, der geniale Maler Karl Rahl aus Wien, die originellsten Schilderungen entworfen.

Madame Cornu, eine geistreiche Schriftstellerin, mit der mich Bettina in Verbindung gebracht, erzählte uns heute sehr hübsch von ihren Erlebnissen während der Revolution. Sie ist eine noch junge und angenehme Frau, die lange Jahre in Deutschland und Italien gelebt hat und jezt für eine Encyklopädie die Artikel über deutsche und italienische Kunst und Literatur schreibt. Ihr Mann ist Historienmaler; sie haben im Faubourg St. Germain, in der Rue de Varennes, die obere Etage des Hotels inne, das die Mutter des Herzogs von Praslin bewohnt. — Herr Cornu ist Nationalgardist und hatte am Morgen auf den ersten Appel sein Haus verlassen. Als die Unruhe des Kampfes und der Lärm der Sturmglocken wuchsen, hielt seine Frau die Qual der Ungewißheit in den einsamen Zimmern nicht aus und beschloß auf die Straße zu gehen, um sich wenigstens zu überzeugen, wohin sich die Compagnie ihres Mannes gewendet habe.

„Aber wohin ich kam," erzählte sie, „fand ich Barrikaden, indeß auch überall Männer auf denselben, die mir Beistand anboten, mir hinüberhalfen. »Posez le pied sur ma main! on vous assistera! on vous aidera, Madame!« rief es von allen Seiten. Einmal, dicht vor einer Barrikade, stürmte ein Haufen Gamins heran, laut die Carmagnole singend und sich wild durcheinander drängend, so daß ich gezwungen war mich in die Vertiefung eines Hausthores zu stellen. Sogleich sprangen ein paar Männer von der Barrikade herab, breiteten schützend ihre von Arbeit und Pulver geschwärzten Arme vor mir aus und riefen: »Respect aux femmes! faut-il donc abimer les femmes pour chasser un roi?«

Am nächsten Tage ging sie in Begleitung ihres Mannes an einer Boutique de comestibles vorüber, aus der sie ihren Bedarf kommen läßt. Der Laden war von Männern umringt und Herr Cornu, in der Meinung, man wolle dort rauben, trat heran, um dieß wo möglich zu verhindern, als die Leute mit dem freundlichsten »merci Madame! bien obligés!« davongingen. Ganz ruhig waren sie mit der Bitte herangetreten: „Wir sind vierundzwanzig Stunden auf der Barrikade, wir sterben vor Hunger; faites nous l'aumône d'un morceau de pain!« — Dabei hing der ganze Laden voll Würsten und Schinken; Pasteten, gebratene Hühner und Käse standen umher, aber niemand rührte etwas an, Niemand verlangte davon; und als die Besitzerin zu dem erbetenen Brode einen Käse und ein paar Flaschen Wein hergab, theilte man es redlich und dankte ihr vielfach.

Indessen das glauben die Reichen nicht. Sie wollen sich fürchten vor ihren armen Mitbürgern, sie wollen sie für Diebe halten, und machen sie dazu. Ich habe Bankierhäuser gesehen, in denen man die kostbaren Gardinen und Portièren abgenommen, das Silber- und Goldservice verschlossen und Alles fortgeräumt hatte, was man an Kostbarkeiten besaß. Ein Goldarbeiter erzählte, daß Viele ihre Silberservice einschmelzen ließen, einmal um sie der gefürchteten Plünderung zu entziehen, und dann um sich baares Geld zu schaffen. Für den leztern Fall ist es sehr vernünftig; sie verlieren dabei nur den Werth der Arbeit, und jedenfalls weniger als beim Verkauf der ganz entwertheten Staatspapiere und Actien. — Daß bei solchen Verhältnissen die Stimmung in Paris keine heitere ist, begreift sich leicht; dennoch glaubt man an die Dauer der Republik, und einer der ersten Bankiers sagte mir heute: „Sie ist künftig die einzig mögliche Staatsform für Frankreich, und man muß sie um jeden Preis zu erhalten suchen."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

Rückblicke. — Theater. — Musik.

Seit der Präsidentenwahl ist der communistischen Partei ziemlich der Muth gesunken. Sie sehen ein, daß die Revolution, wie sie sagen, einen Halt macht, und daß vor der Hand an die Ausführung ihrer weit aussehenden Plane gar nicht zu denken ist; sie hoffen jedoch auf Wechselfälle, welche das vorläufig gestrandete Revolutionsschiff wieder flott machen und auf die weite See treiben, nachdem sein bisheriger Lauf nur eine Küstenfahrt gewesen. Daß sie den besten Willen haben, alle sich darbietenden Umstände zu benutzen, um ihre Theilungsplane in's Werk zu setzen, daran läßt sich's nicht zweifeln. Es scheint aber nicht, daß die Nation Lust hat, neue Experimente in der Art wie die im lezten Frühjahr angestellten vornehmen zu lassen Diese Experimente sind dem Lande theuer zu stehen gekommen, und es wird ungeheure Anstrengungen kosten, um das Gleichgewicht in den Einnahmen und Ausgaben des Staats wieder herzustellen. Mit der Kasse der Stadtbehörde ist gewirthschaftet worden wie mit den Staatsfinanzen; auch jene ist genöthigt zu außerordentlichen Mitteln zu greifen, das heißt die Abgaben zu erhöhen und Millionen aufzunehmen, um wenigstens die dringendsten Ausgaben bestreiten zu können, und leider sind die Einnahmen in dem Maße gesunken, als die Ausgaben zugenommen haben. Die demokratische Partei hat ungeheure Summen verschwendet, unter dem Vorwande, dem armen Volke aufzuhelfen, und doch ist die Noth immer noch die alte, wenn nicht noch größer als zuvor.

Spottbilder erscheinen seit dem Jahreswechsel noch mehr als sonst, und die kleinen Theater haben um Weihnachten, wie gewöhnlich, sogenannte Revuen gegeben, worin die Thorheiten des abgelaufenen, so bewegten Jahrs witzig durchgehechelt werden. Und sicher ist lange kein Jahr so reich an Thorheiten gewesen als das lezte. Es fing monarchisch an, ward auf einmal anarchisch und mörderisch, wurde dann etwas vernünftig republikanisch, und am Schluß hatte es wieder den sonderbarsten monarchischen Anstrich. Im März hofften die Arbeiter in die Nationalversammlung berufen zu werden, und man gab ihnen täglich zwei Francs, damit sie die Gefälligkeit hätten, die Erde mit einer ihnen in die Hand gegebenen Schaufel ein wenig umzukehren, wenn's ihnen also beliebte; wo nicht, so konnten sie ihren Lohn gemächlich in der Schenke durchbringen. Im Juni ging ihre Anmaßung so weit, daß sie unter sich Minister wählten und alles Ernstes daran dachten, sich einen großen Theil des Staats- und Privatvermögens zuzueignen. Aber das Blatt hat sich gewendet. Der Lohn von zwei Francs hat schon lange wieder aufgehört, es ist keine Rede mehr von der Ernennung von Taglöhnern zu Mitgliedern der Nationalversammlung, noch viel weniger zu Ministern, und statt Handwerkern steht wieder ein Prinz an der Spitze der Regierung. Zwar führt er den Prinzentitel nicht mehr; aber weil er eben ein Prinz hieß, haben ihn gar viele gewählt. Dieß ist eine arge Enttäuschung; so etwas hätte man im März, als Gleichheit der allgemeine Wahlspruch war, nicht erwartet, und was das Schlimmste ist, kein Zufall, keine äußere Macht hat den Dingen diese unerwartete Wendung gegeben, das Volk selbst hat es durch seinen bestimmt ausgesprochenen Willen also geordnet.

Die Schauspiele werden wieder ziemlich stark besucht. Man betrachtet dieß als ein Zeichen des wieder auflebenden Verkehrs und des rückkehrenden Wohlstandes. Zum Theil rührt es jedoch daher, daß jezt, da so manche Familie abwesend, und noch viel mehr zu relativer Dürftigkeit herabgesunken sind, weit weniger Soiréen gegeben werden, als in frühern Wintern, so daß, wer sich zerstreuen oder belustigen will, die öffentlichen Vergnügungsorte besuchen muß. Die jezigen Machthaber sehen ein, daß sie dazu beitragen müssen, der Pariser Welt ihre gewöhnlichen Lustbarkeiten wieder zu verschaffen, und sie werden es daher im Laufe dieses Winters nicht an Bällen und Konzerten fehlen lassen. Manche reiche Familien blieben fern von der Hauptstadt, weil sie bei der Präsidentenwahl einen Aufstand befürchteten; allein diese Handlung ist sehr still vorübergegangen und es hat den Anschein, als ob der Winter überhaupt keine Unruhen bringen wollte.

Der eigentliche Buchhandel gibt noch immer kein Lebenszeichen, aber die leidige Belletristik in den Journalen scheint von ihrem tiefen Fall sich nach und nach wieder erheben zu wollen. Die Leser in der Provinz, wo die Langeweile bleischwer auf den Menschen lastet, haben sich von den Empörungsschrecken etwas erholt, und das erste, was sie bei ruhigerem Gemüth wieder vermissen, sind die Romane der Feuilletons. So können sich denn Dumas, Sue und andere Fabrikanten früher, als sie hoffen durften, wieder an die Arbeit begeben, und mehrere große Journale, wie die Presse und der Constitutionell, haben bereits neue Romane angekündigt oder schon angefangen. — Die Musik ist nicht so glücklich. Tausende von Tonkünstlern, welche sich früher durch ihr Spiel, durch ihre Compositionnel oder durch Unterricht ernährten, sind ohne Brod, oder zehren ihre Ersparnisse auf, oder sind aus der zerrütteten Weltstadt geflohen. Wenn sich die Ersten und Besten hier kaum mehr halten können, was mag aus den andern werden! Unser Landsmann Stephen Heller, der sich hier befindet, ist einer der beliebtesten Componisten für das Pianoforte. Die elegante Welt in allen Hauptstädten Europas kennt und schäzt seine Sonaten, Phantasien, Tarantellen, Canzonetten, und wie seine geistreichen, launigten Stücke alle heißen. Und selbst dieser Mann stand auf dem Punkt, der alten Welt den Rücken zu kehren. Es gibt keine Verleger mehr, und so wollte Heller nach Rio de Janeiro gehen und den brasilianischen Damen Clavierunterricht geben. Indessen machte der Glanz seiner neuesten Compositionen einem Musikalienhändler, Brandus mit Namen, einigen Muth, so daß er ihm eine annehmbare Summe dafür bot. Man bemerkte überdem dem entmuthigten Künstler, wenn er sich zum Clavierunterricht entschließen könnte, brauche er die Schüler nicht in einer andern Welt zu suchen; er könne welche sogar zu Paris finden. Daran ist wohl nicht zu zweifeln; aber welch ein Gewerbe für einen solchen Meister, ob er es nun zu Paris oder zu Rio treibt! Dieses Beispiel zeigt auf's Augenfälligste, wie tief Alles darniederliegt, was bestimmt ist das Leben zu schmücken.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 14. Dienstag den 16. Januar 1849.

— Wie bequem gesellig
Den hohen Mann der gute Tag gezeigt!
Goethe.

Der März in der französischen Republik.

8.

Paris, 14. März 1848.

Die beiden Personen, welche ich am lebhaftesten in Paris zu sehen gewünscht, waren Georg Sand und Heine. — Die Sand ist nicht in Paris, sondern in Berry auf ihrem Gute, von wo aus sie einzelne »lettres au peuple« schreibt, deren jezt zwei erschienen sind, und hoch und schön, wie Alles, was diese große Seele schafft. Diese Briefe und ein anderer Brief von ihr im Courrier français machten mir solch lebhaften Eindruck, daß mich der Gedanke faßte, sie zu übersetzen und schnell nach Deutschland zu senden. Es wäre aber nichts damit erreicht. Die Zustände hier und bei uns sind so vollkommen verschieden, daß die Briefe für die Masse unseres Volkes wirkungslos bleiben würden. Den Handwerkervereinen würden sie verständlich seyn; aber die wissen zum großen Theile, was die Sand hier sagt, und der gewaltige, hinreißende Eindruck ihres prophetischen, sibyllinischen Wortes würde in der Uebersetzung verloren gehen. Die politische Bildung Frankreichs hat der Sprache allmählig einen Charakter aufgeprägt, sie für die Kürze republikanischer Zurufe — wenn man so sagen darf — fähig gemacht. Es ist eine heroische Energie, eine bestimmte Concentration in der Sprache entstanden, wie sich ein bestimmter Tonfall für den Ruf »vive la république« gebildet hat. Das öffentliche Leben, die Kammerreden, die Redner in der Revolution des vorigen Jahrhunderts haben die Sprache von aller Abstraktion, von allem Schulstaub befreit und wenigstens die Sprache zum Gemeingut gemacht, eine geistige Volksbewaffnung durch die Sprache herbeigeführt. So weit ist es aber bei uns noch lange nicht. Der Unterschied zwischen der Sprache der Gebildeten und der Ausdrucksweise des Volkes ist noch sehr groß, und wenn wir volksthümlich sprechen wollen, verfallen die Meisten in den Fehler derer, die zur Sprache der Kinder hinabsteigend, lallen, statt die Kinder zum deutlichen Nachsprechen zu bewegen. Ich traute mir die Kunst nicht zu, diese Briefe deutsch wiederzugeben, und unterließ es deßhalb.

Da ich die Sand nicht kennen lernen konnte, wollte ich wenigstens so bald als möglich dem Wunsche, Heine zu sehen, genügen. Er hatte seine Wohnung in der Stadt verlassen, um gesunde Luft zu haben, und eine Maison de santé in der Rue de l'Oursine bezogen, noch über den sehr entlegenen Jardin des Plantes hinaus. Ich hatte ihm erst schreiben und bei ihm anfragen wollen, ob er erlaube, daß ich ihn besuche; was man aber in solchen Anmeldungsbilletten sagt, ist doch gewöhnlich nur ein albernes Gemisch von Schmeichelei und erlogener Bescheidenheit, und ich zog es also vor, ganz ohne weiteres hinzugehen, die Karte hinaufzusenden und es seiner Neigung zu überlassen, ob er uns annehmen wolle, uns, das heißt Frau von Bacheracht und mich.

In dem weiten stillen Hofe des Krankenhauses sagte der Concierge: »au second, numero vingt trois.« Wir stiegen hinauf. Oben aus der Thüre von Heine's Zimmer trat gerade ein junges Hausmädchen heraus; dem gaben wir die Karten, und sogleich erscholl von innen ein Entrez! entrez!

Mitten in einem großen Schlafzimmer mit großem französischem Himmelbett und blauen Möbeln stand sich auf einen Tisch stützend Heine, der uns mit den Worten empfing: „Mein Gott, Sie kommen so weit heraus zu mir! wie haben Sie mich nur gefunden? Und wie ich vor Ihnen erscheine! Ich habe in den letzten Tagen so viel gelitten, daß ich nicht daran denken konnte, meine Toilette zu machen; meine Nerven ertrugen keine Berührung." — „So schicken Sie uns fort, wenn Sie leiden." — „Nein, nein! bleiben Sie, es freut mich, es erheitert mich, es wird mich gesund machen." — „Ich wollte bei Ihnen nicht schriftlich um die Erlaubniß Sie zu besuchen anfragen, um Ihnen die Mühe der Antwort zu ersparen, und war ganz darauf gefaßt abgewiesen zu werden, und wenn Sie wollten, wieder zu kommen."

Sein Arzt, ein deutsch sprechender Ungar, meinte: „Sie wollten ihm die Mühe eines Billets ersparen, und er hat gestern und heute stundenlang für die Allgemeine Zeitung geschrieben." — „Geschrieben!" rief Heine, „ach! ich kann nicht mehr schreiben, ich kann nicht, denn wir haben keine Censur! Wie soll ein Mensch ohne Censur schreiben, der immer unter Censur gelebt hat? Aller Styl wird aufhören, die ganze Grammatik, die guten Sitten. Schrieb ich bisher etwas dummes, so dachte ich: nun, die Censur wird es streichen oder ändern, ich verließ mich auf die gute Censur. — Aber jezt — ich fühle mich sehr unglücklich, sehr rathlos! Ich hoffe auch immer, es ist gar nicht wahr und die Censur dauert fort."

Er lachte hell und hübsch, und man sah, troz seines tief leidenden Zustandes, daß er sehr angenehm gewesen seyn muß. Das Profil, die ganze Gesichtsbildung ist fein, das schlicht herabfallende reiche Haar hellbraun. Ein voller Bart, leicht mit Grau gemischt, umgibt das Kinn. Die Bewegung der wohlgeformten magern Hände ist sehr edel, und vor Allem muß der Mund schön gewesen seyn, denn der Ausdruck ist, troz der Krankheit, die ihn lähmt, so angenehm, daß man ihm all die Dichterworte, all den sprudelnden Uebermuth, all die aristophanischen Witze zutraut.

Ich fühlte recht, welch wahres Interesse ich an ihm nehme, wie dankbar ich ihm bin für all den reichen Genuß, den ich ihm schulde, weil ich so gern irgend etwas gewußt oder gethan hätte, ihm Erleichterung, Zerstreuung oder Freude zu bereiten. Weil ich ihn immer nur in seiner geistigen Schönheit sah, mag ich euch auch kein Bild seines körperlichen Leidens geben. Er ist zum Theil gelähmt und klagte sehr über seinen Zustand, welcher ihm den Gebrauch der Augen in so weit raubt, daß er nur wenig schreiben und gar nicht lesen kann.

Seine Frau, eine große schöne Französin, recht was man belle femme nennt, sagte: »Mais tu vas mieux, mon ami, depuis que tu es ici!« und der Arzt bekräftigte das, weitere Besserung für das Frühjahr versprechend. Mit Rücksicht auf die Frau war die Unterhaltung abwechselnd deutsch und französisch. — „Herr Heine hat den Frühling so schön gefeiert, daß der Frühling wohl etwas für ihn thun müßte," sagte ich scherzend. — „Ich habe das Meer auch sehr schön besungen und bin immer seekrank gewesen. Und die Frauen erst! quel mal elles m'ont fait!« Er lachte herzlich.

Wir sprachen von Deutschland, von der französischen Revolution. Er war gerade in die Stadtwohnung gefahren, um dort bei seiner Frau mit seinem Arzte ein kleines Diner einzunehmen, als die ersten Stürme des Kampfes sich hören ließen. Der Wagen, den man für die Rückkehr in das Krankenhaus holte, ward umgeworfen zum Barrikadenbau, und er hatte Noth, wieder dorthin zu gelangen. — Er fragte viel nach Deutschland, ließ sich einen Brief über die Revolution in Bremen vorlesen, den ich eben erhalten und noch in der Tasche hatte, wollte Auskunft über seine Bekannten in Deutschland und kam immer wieder auf die schmerzliche Klage zurück: „Sie wissen es nicht, was es heißt, solche Revolutionen in meinem Zustande zu erleben. Ich hätte müssen todt oder gesund seyn!" Aber troz dieser Klagen sprach er die wärmsten Hoffnungen für Deutschland aus und scherzte zugleich über die Verwunderung und den Schreck der Deutschen, wenn sie jemals frei werden sollten.

(Fortsetzung folgt.)

Armuth und Christenthum.

(Fortsetzung.)

Die Armen und Geringen sind durch die Selbstsucht der Großen um ihren Gott und ihren Menschen gekommen. Die Verhöhnung und Verachtung göttlicher und menschlicher Gesetze von oben erträgt das untere Volk nicht mit kaltem, lächelndem Achselzucken; es fragt, ob das Menschen seyen, es fragt, ob noch ein Gott sey oder nicht? Wenn die, welche ihm „Götter" seyn sollen, wie dem Volke Israel Moses und Aaron, d. h. Statthalter, Haushalter Gottes, Ebenbilder seiner Liebe, Barmherzigkeit und Gerechtigkeit, das sind, was sie sind, so hat das Volk mit dem Vorbilde die Tugendkraft und mit dem Glauben an die Menschheit den an Gott verloren. Ein Funke, und im Orkan bricht das Feuer des Zorns, der Rache, der Verzweiflung los. Alle Centralgewalten in der Welt löschen solchen Weltbrand nicht, und wenn sie

ganze Himmel voll Regen darauf herabbeschwören könnten. — Das Feuer des Zorns und des Hasses wird bloß durch das Feuer der Liebe gelöscht. Laßt leuchten euer Licht vor den armen Leuten, laßt brennen euer Feuer, ihr Helden und Propheten, es ist Zeit!

Aber wo sind die großen Männer, die ein ganzes Volk auf ihrem Herzen tragen und versöhnen können? Alle Tage fragen alle Zungen darnach. Aber umsonst ist Fragen und Sehnen: sie müssen erst geboren und gezogen werden. Aber kommen müssen sie, denn das Volk muß Helden und Propheten, Männer Gottes haben, in denen es sich wieder fasse, erfrische, zu sich selber komme, die ihm allen Glauben wiedergeben durch die Wunder der Liebe in Beweisen des Geistes und der Kraft. Diesen wird es wieder folgen lernen, diesen wird es wieder voll Dank und Ehrfurcht gehören, weil sie in ihnen ihre Retter, ihre Neugebärer, die Abbilder ihres Gottes finden, nicht bloße Maulhelden, Verführer, Götzen und Verräther. Weil das Volk dieselben haben muß, muß ein Hecker, ein Blum einstweilen der Messias seyn; diesen Männern trauen sie es nun einmal wohl oder übel zu, daß sie es „gut mit dem Volke meinen," weil sie Gut und Leben „für dasselbe" opfern.

Ich will kein Urtheil über diese Männer fällen; aber der Weg der Gewalt ist nicht der Weg zum Herzen; die auf den Barrikaden und Freischaarenzügen eroberten Gemüther gehen so schnell verloren als die also eroberten Kronen. Der Heldengang, den ich meine und im Grunde auch allein das Volk verlangt, geht sich langsamer, schwerer, undankbarer, unberufener von Menschen, berufener und belohnter von Gott. Und diesen Gang können wir alle gehen, wenn wir nur wollen und den Heldenmuth haben, die Linke nicht wissen zu lassen, was die Rechte thut, und also uns zu bescheiden, ja nicht Helden spielen zu wollen. Nicht Messiasse, aber Vorläufer des Messias, Anbahner und Wegebereiter für den, welchem der große Meister die Meisterschaft über das Jahrhundert und die Zukunft geben wird, können wir alle seyn. Je mehr wir unsere Pflichten im Kleinen thun, desto schneller mag dann die Zeit des Großen erfüllet werden.

Wo sind die großen Männer? fragte ich so eben mit aller Welt. Ich sollte vielmehr fragen, wo sind auch nur die kleinen Männer, welche ihr Herz so weit bemeistern können, daß sie im kleinsten Kreise über Noth und Elend Meister werden? Allein der Staat hat seine Bürger verdorben, die Staatskirche hat sie todtgepredigt. Jene Spener, Franke, Zinzendorf, Bengel und ihre Jünger und Meister evangelischen thatkräftigen Christenthums konnten in bessern Zeiten und Orten nur kleine Häuflein sammeln, nur geringe „Kirchlein" gründen. Jener Liebesstrom, der die alte Christenheit durchfluthete, ist bei uns zu kleinen Gräben zersplittert oder gar versandet und vertrocknet. Wie zäh das Blut, wie eisig der Hauch, wie kalt das Herz, wie lieblos der Sinn, wie karg die Hand, wie hart das Wort, wie steinern die Miene, wie steif der Rücken, wo es gilt zu Armen, Kranken, Verlassenen, Verwahrlosten sich niederzubeugen! Der deutsche Mann kennt diese Pflicht nicht mit ihrer Last und Lust. Kindisches, knabenhaftes, weibisches Wesen trifft man übergenug, aber der Gründung jener Weiblichkeit, die einer edeln Mannhaftigkeit so schön steht, und eben durch das Christenthum ihr eingeimpft werden will, ist fast verloren gegangen.

Ich würde wohl schön ankommen, wenn ich im Namen der Menschheit und des Evangeliums unsern Politikern und Nichtpolitikern, den Rothen, den Blauen und den Weißen, den noch Grünen und den schon Grauen die Zumuthung machen wollte, sie sollten vom Lehr- und Webstuhle, von der Studir- und Schreibstube, vom Exercir- und Turnplatz, von der Werkstätte und dem Felde weg, statt in die Wirthshäuser, in Krankenhäuser und Armenhäuser, in Spitäler und Rettungsanstalten sich begeben, sie sollten in der Nähe und Ferne dem Elende, dem Leiden in's Haus gehen, liebend in's Auge blicken, hülfreich die Hand drücken, mit leiden und mit weinen, selber die Hand anlegen, mit eigenen Augen sehen, mit eigenem Munde trösten und rathen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., um Neujahr 1849.

Rückblick.

Das Jahr ist zu Ende, die kurzen Ferien waren schnell vorüber, die österreichische Frage mit ihrer ganzen Folgenschwere kommt demnächst in Angriff und das Verfassungswerk eilt seinen letzten Verhandlungen entgegen. Es mahnt uns allüberall, wie das rothe Laub im Spätherbst, oder der dicker wirbelnde Rauch aus dem Schlot eines Dampfschiffs, daß wir an einem Ende

und Wendepunkte stehen, und doch sind wir dem Ende, das wir in unsern schönen Frühlingshoffnungen uns ausmalten, vielleicht ferner als je. All die Gewißheit, die man auf der einen Seite zur Schau trägt, die Zuversicht, das Vertrauen, mit denen man noch hie und da, wie mit künstlich aufgelegter Schminke, prahlt, um die verblaßten Wangen zu bedecken, die Posaunenstöße einzelner Journale, Alles das will nicht mehr helfen und ausreichen; die Herzen sind herabgestimmt im Glauben, Hoffen und Lieben, und die zweifelnden und forschenden Blicke, die Selbstironie, denen man so vielfach begegnet, sprechen lauter als die zuversichtlichsten Zeitungsartikel. Es war eine glückliche Zeit, da von Posaunenstößen noch die Mauern von Jericho einstürzten! Verzeihen Sie mir, wenn ich im Verfolge dieses Aufsatzes etwas poetisch abschweife. Sonst drängte sich in jüngster Zeit die Politik etwas ungebührlich und über's Maß in die Poesie, jezt scheint es uns wieder aus der Politik in die Poesie zu drängen; denn fürwahr, es mangelt nicht an Stoff zu tragisch-poetischen Betrachtungen und tragisch-poetischen Stimmungen, wie sie uns sonst unwillkürlich beim Lesen der Geschichte und ihren ironischen Zusammenstellungen von Mühe und Erfolg, von Traum und Wirklichkeit erfaßten. Und nun sollten uns ähnliche Stimmungen nicht überkommen, wo wir Alle mehr oder minder mitspielend und mitleidend an dem Schauspiele Theil nehmen? Es ist Winter geworden — auch in der politischen Welt. Unsere Frühlingsbegeisterung ist eingefroren, man will vor Allem eine warme Stube und einen heimlichen Herd, und unterdessen hat es über unsere Hoffnungen weiße Flecken geschneit. Niemand läugnet, daß viel anders geworden, in uns, außer uns, Weltlage, Köpfe und Herzen der Menschen, die vierzig Millionen, die wir hinter der Nationalversammlung glaubten, und die gedemüthigten Fürsten, die man fast vergessen; ja selbst an das Alpha und Omega unseres Glaubens, an den Endzweck unseres Zusammenseyns und Tagens in Frankfurt, an den deutschen Bundesstaat, den wir gründen sollten, ist das verhängnißvolle Fragezeichen gerückt und schwere Zweifel sind aufgeworfen, ob sich am Ende mit etwas anderem als einem frisch übertünchten Bundestag die ganze Herrlichkeit schließen werde. Volkssouveränetät — eine abgenützte Phrase, die man kaum mehr als unschuldiges Schlagwort von der Rednerbühne hört. Wir dachten an keine Kaiserkrone, da uns der Mai zusammenführte; nun da wir uns vielleicht dem Grundsatz der Einigkeit zu lieb dazu bequemten, will sie von uns Niemand. Die freundliche Begrüßung des deutschen Bundestags am 18. Mai ward keiner Antwort gewürdigt; wie hat sich das Blatt gewendet! Heute mir, morgen dir! „Das ganze Deutschland soll' es seyn —" und wir sind bereits so blasirt geworden, daß wir kaum die Zeit erwarten können, um ganz gemüthlich ein edles Glied aus dem gesunden Körper abzulösen! Fast scheint es, als ob wir für den Schmerz eines Verlustes, dessen Nothwendigkeit noch kein berufener Arzt ausgesprochen, kaum mehr ein Gefühl übrig hätten. — Wer aber die Schuld suchen wollte an aller dieser Lauheit und Flauheit, an allen Versäumnissen, an den geänderten Stimmungen, an der kläglichen Unmacht, der suche sie vor Allem mit gesunden Augen im menschlichen Herzen überhaupt; die Geschichte wird ihm auf ihren Blättern reichlichen Aufschluß geben; er suche sie beim Volk wie bei den Fürsten, bei denen, die verloren, wie bei denen, die gewonnen, oben wie unten in der Gesellschaft, rechts und links in der Nationalversammlung. Hier Ueberstürzung, Hast, muthwillige Verzögerung, Redeschwall, die Taktik höher angeschlagen als die Ueberzeugung, und häufig innere Unwahrheit, sträfliche Nachsicht gegen das unwürdige oder taktlose Verhalten einzelner Mitglieder und dadurch verdiente Verkümmerung in der öffentlichen Meinung, dort Doktrinarismus, Mangel an Selbstvertrauen und innerer Wärme, manche abgestandenen Elemente, ein scheues, fast ängstliches Verläugnen der Revolution, auf der wir Alle fußen, und die es unsere Aufgabe war ebensowohl mit Weisheit zu benützen als mit Muth zu dämmen.

(Schluß folgt.)

Paris, Januar.

(Schluß.)

Die Polizei.

Die italienische Oper bleibt geschlossen, und dieß deutet an, daß die üppige Welt nicht zahlreich genug ist, um einen neuen Unternehmer zur Wiedereröffnung dieser Bühne zu veranlassen; es heißt jedoch, daß nächstens ein Versuch gewagt werden soll. Was aber ungestört seinen Fortgang hat, das sind die Diebstähle. Massen von entlassenen Sträflingen haben die Revolutionsunruhen benützt, um sich in Paris einzuschleichen und ihr schändliches Handwerk wieder zu beginnen. Manche Kostbarkeiten sind durch diese Schelme aus den Tuilerien und andern königlichen Schlössern entwendet worden. Einiger dieser Gegenstände ist man wieder habhaft geworden, andere sind nach fremden Ländern geschleppt worden, und bekanntlich hat vor Kurzem Ludwig Philipp auf einige kostbare Geschmeide, die sich in den Händen von Privatpersonen in London befanden, Beschlag legen lassen. Caussidière rühmt sich in seinen so eben erschienenen Memoiren, daß während er Polizeipräfekt gewesen, fast gar nicht gestohlen worden; dafür machten sich Caussidières Freunde und Partei über die Staatskasse her und plünderten dieselbe im Großen mit und ohne Dekrete der Nationalversammlung. Die Montagnards, zu denen Caussidière gehört, hatten in der ersten Zeit der Republik die Polizei gänzlich in Unordnung gebracht, und es ist ein mühseliges Geschäft, sie wieder zu organisiren. Ein Fall hat jedoch kürzlich gezeigt, daß die hiesige Polizei noch immer ihren alten Ruf bewährt. Zu Lyon war ein Diebstahl begangen worden; der Dieb wurde verhaftet, aber seine Geliebte war mit dem Raube bereits nach Paris geflohen. Dieß wurde der hiesigen Polizei durch den Telegraphen berichtet und sogleich wurden Polizeiagenten zur Diligenceanstalt gesandt. Das Mädchen, das beim Absteigen Unrath witterte, machte sich eilends aus dem Staube und die Polizeiagenten fanden nur noch einen kleinen, der Dame zugehörenden Hund. Auf diesen legten sie alsbald Beschlag und faßten den Entschluß, vermittelst desselben die Diebin aufzuspüren. Zu dem Ende ließen sie das Hündchen frei laufen und folgten ihm durch eine Menge Straßen und durch ganze Stadtreviere. Es hielt endlich vor einem Hause in der Straße l'Ouest, in der Vorstadt St. Germain. Sie traten hinter demselben in das Haus und ertappten die Diebin oder Hehlerin. Ist diese Geschichte wahr, so liefert sie einen auffallenden Beweis von der Spürkraft des Hundes; vielleicht aber hat die Polizei den Aufenthalt der Thäterin durch einen ihrer vielen heimlichen Kundschafter erfahren, und läßt das Mährchen vom Hunde verbreiten, um die wahre Quelle ihres Wissens zu verbergen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 5.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 15. Mittwoch den 17. Januar 1849.

> Wer hilft den tausend Armen,
> Die blind am Abgrund stehn?
> Wer hat so viel Erbarmen,
> Verlornen nachzugehn?
> Ist's Einer von den Weisen,
> Die kunstreich immerdar
> Sich und ihr Wissen preisen?
> Wo nimmt man Solche wahr?
>
> A. Knapp.

Armuth und Christenthum.

(Fortsetzung.)

So als reicher Mensch, als gesunder Mensch, als wohlversorgter Mensch zum armen Menschen, zum kranken Menschen, zum verwahrlosten Menschen liebreich gehen als ein Engel des Trostes, sich herniederneigen in demüthiger Erbarmung und freundlicher Theilnahme, die Höhlen des Lasters und die Dach- und Kellerwohnungen des Jammers, die Siechbetten der Schmerzen, die Kerker der Verbrecher als Bote des Friedens und Segens besuchen, und nicht etwa so einmal und ein andermal im Namen der Statistik es thun als Stoffsammlung zu Kammer- und Volksreden, zu Nutz und Frommen schnöder Neugierde oder zum Aufputz loser Romane — das wäre freilich mehr als wohlfeile Humanitäts-Redewendungen drechseln und von papiernen Menschenrechten schwatzen und erlogene Bruderthümer auf die Fahnen sticken. So als Mensch zum Menschen treten, das hieße für's Volk etwas **thun**, das hieße versöhnen, heraufziehen, bilden, ein einig Volk von Brüdern stiften, ein goldenes Gefäß der Freiheit gießen. Solche Bruderliebe wäre ein Kitt anderer Art als das Blut, womit ihr eure Freiheiten leimen wollt. Sie allein, welche den Höhern zum Niedern und den Untern zum Obern von **Herzen** bringt, schafft Zutrauen, Lebensmuth, Gemeinsinn, Opferfreudigkeit.

Wie aber leider gegenwärtig die Herzen zu einander stehen, geht leichter als solche thätige Bruderliebe der politische Brudermord „in das gebildete Bewußtseyn des neunzehnten Jahrhunderts ein," welches in Paris wie in Frankfurt, in Mailand wie in Wien, in Pesth wie in Rom nun nachgerade nur noch einen Kopf zum Nachdenken über die Möglichkeit und Nützlichkeit, nur eine Achsel zum brutal gleichgültigen Zucken, nur einen Mund zum Ausdruck der Schadenfreude, nur ein Wort zum Beklagen der Unklugheit sey's der Opfer, sey's der Mörder hat. Geduld und Liebe, Selbstbeherrschung und Weltüberwindung, wie wollte man sie suchen in einem Geschlechte des Egoismus?

Wie will man aber mit diesem ein einiges, ja nur ein zolleiniges Deutschland gründen? Das war bisher der Fluch der Regierungen, daß sie die materiellen Interessen glaubten begründen zu können, ohne den sittlichen Grund zu vertiefen und zu festigen. Nur die sittlichen Kräfte sind der Halt für die körperlichen. Die Lehre unseres Fr. **List** ist im innersten Grunde eine sittliche Forderung; daß er dazu keine Gewissen und Herzen fand, das brach ihm sein Herz. Diese ganze Lehre drängt sich in den Satz zusammen: beschränke dich, so wirst du Meister, lerne entbehren und du wirst die Fülle haben, „werde arm, so wirst du reich." Aber den verwöhnten Mägen zumuthen, etwas weniger fremde Weine zu trinken, und den vollen Börsen, einige Jahre diese oder jene Waare etwas theurer zu bezahlen und sich etwas wohlfeiler zahlen zu lassen, den geizigen Müller warten heißen, bis der angestaute Bach zum mühletreibenden See geworden, diese wohlgemeinte List der sittlichen Vernunft ist ein Kriminalverbrechen gegen den Mammon, der heute lebt und ißt und trinkt, denn morgen ist er vielleicht todt. Man werfe den Engländern vieles vor, aber sie wußten sich zu beschränken und wurden

Meister der Welt, sie wußten sich zu beherrschen und beherrschen die Meere. Und nicht bloß groß zu werden wußten sie durch solche staatliche und gewerbliche Kraft der Selbstverleugnung, sondern die Besten des großen Volkes behielten in ihr den Zauberstab, welcher die bösen Geister der Empörung weniger durch Kriegsknechte als durch Boten des Friedens und Werke des Segens zu bannen vermochte.

England trägt die schärfsten Gegensätze von Arm und Reich in seinem Schooße. Wäre etwa deren gewaltsames Auseinanderplatzen bloß durch die prächtige politische Maschinerie verhindert worden, worin allerdings die verschiedenen Kräfte so trefflich abgewogen und zu gleichmäßiger Wirkung und Gegenwirkung, Beschränkung und Entbindung so weise geordnet sind, daß das Gleichgewicht der widerstrebenden Gewalten auf eine eben so natürliche als künstliche Weise erhalten wird, wo es an Schrauben nicht fehlt und nicht an Ventilen zu rechter Zeit und an rechtem Orte? Mögen unsere Staats-, Rechen- und Maschinenkünstler das glauben! möchte ihnen die Nachahmung gelingen! Aber nicht Verfassungen halten ein Volk, sondern umgekehrt. Trotz allen schrecklichen Sünden und Schäden hat das englische Volk einen sittlich religiösen Geist erhalten, welcher sich am glänzendsten darin bewährt, daß die bessern Stände voll Hingebung in die untern mit Rath und That, mit leiblicher und geistlicher Gabe niedersteigen, wie wir es in Deutschland kaum denken können. Chalmers in Glasgow wurde bei seiner großartigen Armenwirksamkeit, wie wir früher gesehen haben, durch die schottische Presbyterialverfassung begünstigt, welche ihm die nöthigen Diakonen, d. h. Armenväter und Krankenbesucher, von Seite der Kirche lieferte. Man hofft in Deutschland auch solche Reichsheere der christlichen Liebe zu erhalten, sobald nur neue Kirchenverfassungen, sey's oktroyirt, sey's sturmpetitionirt, sey's deutsch ordentlich dekretirt wären. Presbyterien werden wir wohl genug bekommen, aber wenige Presbyter haben. Das übrige England hat aber Presbyter auch ohne Presbyterien gefunden, sowohl im Kreise der Dissenter als in der übel verschrieenen Staatskirche, die allerdings alte böse Schäden die Menge, aber unter der Kruste ein körniges und in Liebe thätiges Glaubensleben durch den Einfluß des wiedererweckten Evangeliums gewonnen hat.

Da waren denn die Howard, Wilberforce, Burton, Gurney, da sind die Lord Ashley nur die Spitzen einer lebendigen Pyramide, welche „auf breitester Grundlage der Volksrechte“ sich durch das gesegnete Britannien im Geiste Christi erbaut. Da sind wissenschaftliche und politische Größen, wie der selige Thomas Arnold, der berühmte Rektor von Rugby und Professor in Oxford, dessen Worten alle Parteien im Parlamente als denen eines Gewährsmannes ersten Ranges lauschen. Sie sprachen den Grundsatz lebendiger Erfahrung und Ueberzeugung aus, wie es zur geistigen Gesundheit, zum vir integer gehöre, namentlich wenn einer es mit Büchern und Registern, oder mit der lebensübermüthigen Jugend zu thun habe, daß das Gemüth in den Hütten der Armen, an den Lagern der Kranken, in den Wohnstätten des Elends sich erfrische, indem es, Andern Balsam bringend, sich selber fördere durch unerschrockenes Eintauchen der Seele in den heiligen Quell des Mitleidens und Mitweinens, in die von Hoffart, Ueppigkeit und egoistischer Unzufriedenheit reinigende und zu Selbstverleugnung, Entsagung, Hingebung stählende Meerfluth der Nächstenliebe.

Vielleicht gerade der Anblick der täglich wachsenden Gefahr, daß die niedern Klassen dieses riesenhaften Fabrikgebäudes, das wir England nennen, völlig in die Maschine aufgehen müßten, wenn nicht stracks ein anderer Hebel eingesezt würde, hat den Grundsatz in's Leben gerufen, dem jener edle Lord den Ausdruck gab: „es ist nicht Geld, es sind nicht alte Kleider, es sind lebendige Arbeiter nöthig,“ — „Männer, die unter das Volk gehen, die ein theilnehmendes Wort sprechen, einen guten Rath geben, die mit den Weinenden weinen, mit den Fröhlichen sich freuen können, die in die kleinsten Angelegenheiten der Leute eingehen, die über das Wichtigste reden können, die es aber auch nicht verschmähen, sich um die kleinen häuslichen Angelegenheiten zu bekümmern.“ Seht da den praktischen Engländer und den praktischen Christen in Einem, wie er zum Glück für Britannien in höhern und niedern Kreisen sich findet.

Von einem ganz einfachen Manne, John Nasmith hieß er, ging vor zwölf Jahren der Gedanke aus, der Londoner Armuth nicht mit den Polizeidienern der Friedensrichter, sondern mit den Dienern eines höhern Friedens auf den Leib zu rücken und an die Seele zu gehen. Wohl wissend, daß alle Leibespflege und Unterstützung in ein Sieb fällt, wenn nicht eine rechte Seelenpflege, eine Rettung aus Sünde und Laster, aus Verschwendung, Trunkenheit, Faulheit, Gehässigkeit und Unzucht den festen Boden, den fruchtbaren Ackergrund bereitet, wird denn auch zuerst und vornehmlich der Unterpflug der Buße und des Glaubens in Bewegung gesezt und dann erst die Saatkörner der gebenden Liebe ausgestreut. Erst ein durch sittliche Forderung wieder zusammengeraffter Mensch wird durch das Geben nicht vollends verderbt. Er soll erst selber, und zwar das Höchste, sich selbst geben lernen, ehe er nehmen soll. Und dieses Nehmen soll in der Regel nur so weit gehen, um das Erarbeiten

und Verdienen des eigenen Brodes wieder möglich zu machen. Dieß heißt vernünftige und christliche Armenpflege.

(Fortsetzung folgt.)

Der März in der französischen Republik.

(Fortsetzung.)

Wir waren beinahe eine Stunde bei Heine und gingen fort, um ihn nicht zu ermüden, obschon er lebhaft zum Dableiben nöthigte. Beim Abschied verhieß er, sich zu uns bringen zu lassen, sobald er einen guten Tag haben würde. — Später am Tage sprach ich Deutsche, welche ihn verdächtigten, ihm vorwerfend, er habe als Pensionär auf den Listen Guizots gestanden und viertausend Franken von der Regierung bezogen; er habe sich also verkauft. Dieß Geschwätz ist wirklich widerwärtig. Ich will es glauben, daß Heine so gut als andere politische Flüchtlinge eine Unterstützung von der Regierung erhalten hat, aber was beweist das gegen ihn? Und wenn viele andere deutsche Verbannte diese Pension nicht erhalten haben, so ist auch das erklärlich, ohne daß Heine sich deßhalb verkauft haben muß. Es ist wohl anzunehmen, daß Frankreich die stolze Großmuth zeigen wollte, einem Dichter wie Heine beizustehen, als sein Vaterland ihn verbannte.

Es ist Heine mit Deutschland gegangen, wie es edlen Naturen mit einer Jugendliebe geht, von der sie verrathen worden sind. Man kann sich zuletzt an den Gedanken dieses Verraths gewöhnen, man kann ruhig darüber werden; aber man vergißt weder die Liebe noch den Schmerz. Man kann dahin kommen, das, was man einst geliebt, mit strenger Objektivität zu betrachten, alle seine Fehler zu erkennen, verleumden wird man es nie. — Sie sagen, Heine habe Frankreich auf Deutschlands Kosten gelobt, Deutschland verspottet im Vergleich zu Frankreich. Das mußte Jeder, der gesunde Vernunft hatte; denn mochten die französischen Zustände noch so mangelhaft seyn, sie waren golden im Vergleich zu den unsern. Hätte Heine Rußland gelobt, jemals der Hierarchie oder irgend einer Knechtschaft geschmeichelt, man könnte ihn des Abfalls von sich selbst beschuldigen, aber wo hat er das gethan? Weder das Wintermährchen, noch der Atta Troll, noch irgend eine seiner Arbeiten ist unfrei, und diejenigen, welche so eifrig an ihm nach Mängeln suchen, sollten sich erinnern, daß es Heinrich Heine war, der die Freiheit sang, dessen Lieder wie morgenfrischer Lerchenjubel emporschmetterten, als Deutschland in den Jahren von 1826—1830 wie in bleiernen Todesbanden gefangen lag. Sie behaupten ferner, seine Verehrung Napoleons sey undeutsch, und mäkeln mit dem kleinen Maß des beschränkten Patriotismus, wo ein Dichter dem größten Genius des Jahrhunderts freudig huldigt in Allem, was er Großes geschaffen und gewesen, ohne sich an die Mängel zu halten, die ein Jeder kennt. Gerade dasselbe aber sollten Heine's Tadler für Heine thun und nie vergessen, daß er trotz seiner Fehler einer unserer größten Dichter ist, und daß unsere Sprache, daß wir Alle ihm unendlich viel verdanken. Heine ist es, der dem Styl die goldenen Fesseln der Goethe'schen Zwangsherrschaft abgenommen und dem Deutschen das Recht erkämpft hat, die Sprache als freies Eigenthum des Individuums mit Individualität zu behandeln; damit ist aber für die geistige Entwicklung der Sprache und des Volkes ein Wesentliches geschehen.

Meine alte Vorliebe für Heine, die aus meiner ersten Jugend stammt, reißt mich hin, eine lange Abhandlung zu schreiben; aber viele der Heine'schen Lieder haben mich als Lieblinge durch das ganze Leben begleitet, ihr Rhythmus hat mich erquickt in Tagen schwerer Leiden, ich habe mich erfrischt an ihrer Lebensfülle, und so kann die Begegnung mit Heine mir kein gewöhnliches Ereigniß seyn.

Den Weg nach der Rue de l'Oursine hatten wir im Omnibus gemacht. Es war von unserer Wohnung aus eine förmliche Reise und wir wurden dreimal „debarkirt." Damit bezeichnet man das Umladen der Passagiere in andere Omnibus, an bestimmten Straßenecken, wo die verschiedenen Wagen sich treffen. Ich vermuthe, daß man bei dieser Einrichtung gerade nicht auf die schnellste Art an den Ort seiner Bestimmung gelangt, da jede dieser Omnibuslinien gewiß eine möglichst große Strecke umschließt; aber man kommt doch zuletzt an das Ziel, und für mich hatten die Umwege den Vortheil, daß ich einen großen Theil der Stadt, und zwar auch die kleinen, entlegenen Straßen zu sehen bekam.

Des Interessanten gibt es denn auf solchen Wegen auch viel und überall. Gestern sahen wir viertausend Schweizer, welche die Republik beglückwünschen wollten, in's Hôtel de Ville ziehen. Sie hatten rothe Binden mit einem weißen Kreuze um den Arm. — Dann trug man, gefolgt von einer zahlreichen Menge, die Büste der Freiheit auf das Stadthaus, welche ein Bildhauer diesem zum Geschenke machte. »C'est le buste de Madame Roland qu'on porte à l'hôtel de ville; vive Madame Roland!« erscholl es in unserer Nähe. Nachher kam ein Corps von vielleicht fünfzehnhundert Gamins. Sie hatten alle weiße Papierstreifen an den Mützen, auf welche die Nummer ihres Arrondissements geschrieben war,

und man führte sie auf das Stadthaus, um aus ihnen die Garde mobile zu bilden. Damit ist es ein eigenes Ding. Alle diese Gamins hatten Waffen in den Revolutionstagen, die man ihnen nicht füglich nehmen zu können glaubt, ohne Unruhen zu erregen. Man hat sich also sehr klug entschlossen, die zu Bewachenden zu Wächtern, die Böcke zu Gärtnern, die Gamins zu einem regulären Corps zu machen. Sie sollen, mit der Nationalgarde untermischt, für den Augenblick den Dienst der abgeschafften Munizipalgarde versehen. Abends im Théâtre des variétés, wo wir Bouffé in le pouvoir d'une femme sahen, führte die Garde mobile bereits die Aufsicht an der File vor dem Theater und auf allen Treppen und Eingängen. Sie waren in ihrer gewöhnlichen Kleidung, hatten aber rothe Binden um den Arm. Ihre Gewehre stellten sie in einen großen Schrank auf dem Vestibule und vernagelten ihn dann. Sie sagen hier: »Louis Philippe a été chassé par un Italien, deux Polonais et trois gamins.« Welche Rolle diese leztern hier spielen, läßt sich durch eine Anekdote bezeichnen. Als in den ersten Unruhen der Februartage die Gräfin d'Agoult einen alten Diener ausgesendet, um zu erfahren, wie die Sachen stehen, kehrte dieser mit der Antwort zurück: »Madame, l'affaire sera serieuse, car les gamins s'en mêlent.«

An allen öffentlichen Gebäuden steht außer dem liberté, fraternité, égalité noch immer ein: »Respect à la propriété nationale;« an der Eingangsthüre des Jardin des Plantes und der Sorbonne: »Respect aux sciences et arts;« vor dem Hôtel Elysée Bourbon im Faubourg St. Honoré: »Réfuge pour les blessés. Ambulance.« Auf jedem Schritte wird man an die Ereignisse erinnert. Vor einer Artilleriekaserne standen zwei Gamins Wache — und die Welt geht nicht unter, obschon das Militär fortgezogen, die Munizipalgarde abgeschafft und der König vertrieben ist.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., um Neujahr 1849.

(Schluß.)

Aussichten.

Die Stimmen von Annäherung, welche aus den Organen der Presse in Oesterreich wiedertönen, finden nicht mehr den lauten Anklang, die freudigen Herzen wie sonst. Man ist gegenseitig zweifelnd geworden; zu viel Schwanken, zu viel Unbestimmtheit liegt dazwischen; mancher Hohn ist nicht vergessen. Eines aber ist es, was unser aller Besorgniß erweckt, die wir es aufrichtig und ehrlich mit einem einigen, starken, freien Deutschland meinen: es ist der Anschein, als ob jenes Oesterreich, das keinen entscheidenden Schritt gegen den Anschluß gethan, aber eben so wenig seinen Willen dafür in irgend einer Weise thatsächlich beurkundet hat, seinen alten Einfluß in Deutschland um jeden Preis wahren wolle, ohne darum in eine neue Phase innigerer Verbindung zu treten. Das alte Oesterreich am Bundestage ist keine freundliche, herzerwärmende Erinnerung. Diese Befürchtung, hie und da übertrieben, hie und da zu Parteizwecken ausgebeutet, wandelt wie ein Gespenst durch die Zeitungen, und gleich dem Gespenst der Reaktion, das gegenwärtig auch der Starkgläubigste nicht mehr hinwegläugnet, tritt es uns aus den blumenreichen Phrasen der offiziellen Wiener Blätter, die auf einmal wieder mit dem verbrüderten Deutschland kokettiren, oft hohläugig und schreckend entgegen. Alle unsere Ansichten und Plane sind wieder mehr wie je von dem nächsten Windstoß der Ereignisse abhängig. Die Macht der Ereignisse schwingt ihren Scepter wie in der Blüthezeit unserer neuesten Revolution, in den Tagen des März, nur jezt im umgekehrten, mehr oder minder lähmenden Sinne. Wir bauen redlich fort, der Ueberzeugung folgend, aber nicht mehr mit dem gläubigen, begeisterten Vertrauen, sondern nur dem innern Drang und Gebot gehorchend, ohne zu wissen, ob nicht über Nacht Teufelsspuk das Werk unserer Hände wieder abträgt oder unsere Mühe ungeahnt zu fremdem Zwecke benüzt. O diese unsichtbaren Baumeister, die da mitbauen, und deren mitwirkende Hand nicht hinwegzuläugnen! Die Entschlossensten fangen an sich zu fügen, und berechnen schon, wie weit sie mit gutem Gewissen von ihrem Felde aufgeben können. Wir stehen bei der Anwendung der Frage, ob es besser sey, den Ereignissen nachzugeben oder beim Grundsaz zu beharren. Hier ist die starre Grenzscheide der prinzipiellen und der sogenannten praktischen Politiker, welch leztere, nebenbei gesagt, alle Weisheit für sich in Anspruch nehmen, aber zulezt, immer nachgebend, am Ende zum alten Bundestag in unveränderter Form gelangen, und wenn's schlimm geht, noch darüber hinaus. Die ersteren, häufig verhöhnt und hinter den andern zurückgesezt, retten sich wenigstens ein Heiligthum für die Zukunft, die sie nicht mehr erleben, der sie aber Grund- und Bausteine zurücklassen. Wer ist im Recht? — „Wir, wir leben, unser sind die Stunden, und der Lebende hat Recht!“ Ganz gut, aber ich bin so duldsam, das Recht nach beiden Seiten in Anspruch zu nehmen. Ohne die Nachgiebigkeit unserer praktischen Staatskünstler würde am Ende gar nichts geschehen, und ohne die grundsätzliche Halsstarrigkeit der andern bliebe kein Saatkorn für die bessere Zukunft. — Ich bin nicht mit übertriebenen sanguinischen Hoffnungen gekommen und die Begeisterung ließ mich nicht die Hindernisse übersehen. Die Schwierigkeiten sind für den nüchternen Verstand, der Welt und Menschen kennt, nicht neu erstanden, sondern nur näher gerückt. „Alles wiederholt sich nur im Leben, ewig jung ist nur die Phantasie,“ und es ist am Ende nur umgekehrt als in dem orientalischen Mährchen, wo ein heiliger Prophet die Hindernisse in der Ferne als blaue Felsen sah, als er sich aber mit Ernst daran machte auf sie loszugehen, verwandelten sie sich in süße Kirschen, die er mit Wohlbehagen verspeiste. In unserem Falle waren die Hindernisse auch blaue Felsen, vielleicht malerisch schöne blaue Felsen, aber in der Nähe wurden sie nicht zu süßen Kirschen, sondern blieben Felsen, starre Felsen, an denen sich die festesten und gläubigsten Zähne umsonst versuchen, um die süßen Kirschenerfahrungen des Propheten zu machen.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 1.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenzblatt.

№ 1. Mittwoch den 17. Januar 1849.

[1]

Die Gegenwart.

eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

Erster Band.

Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

Dieses Werk wird unter Mitwirkung der tüchtigsten Gelehrten und Publicisten des In- und Auslandes ausgeführt, und hat sich bereits die allgemeinste Theilnahme des Publikums, sowie die Anerkennung der bedeutendsten Organe der periodischen Presse erworben. Seine Aufgabe ist, den reichen Stoff des gesammten Zeitlebens in geistvoller, aber populärer Darstellung allen Volksklassen zugänglich zu machen. Es behandelt demnach die Zustände und Ereignisse im **Staats-** und **Gesellschaftsleben** aller Völker und Länder; es widmet sich den Erscheinungen des Geistes in **Religion**, **Kunst** und **Philosophie**; es bespricht die Ergebnisse der **politischen** und der **historischen Wissenschaften**; es berichtet die großen Forschungen und Entdeckungen in den **Naturwissenschaften**, und weist deren Einfluß auf die Fortschritte in den **technischen Künsten**, im **Ackerbau**, in den **Gewerben** und allen Zweigen des **praktischen Lebens** nach. Ebenso schildert es alle **Persönlichkeiten**, die für die Zeitgeschichte von Bedeutung sind.

Das Unternehmen trägt den Charakter eines **selbstständigen, in sich abgeschlossenen Werkes**, ist jedoch zugleich als **ein Supplement zu allen Ausgaben des**

Conversations-Lexikon

zu betrachten, sowie als eine **Neue Folge** des so sehr verbreiteten

Conversations-Lexikon der Gegenwart.

„Die Gegenwart" ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen. Monatlich erscheinen 2—3 Hefte zu dem Preise von 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden.

Leipzig, im December 1848.

F. A. Brockhaus.

---

[4] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Dinglers Polytechnisches Journal.

Neunundzwanzigster Jahrgang.

Der aus 24 Heften bestehende Jahrgang dieses Journals kostet 9 Rthlr. 10 Ngr. oder 16 fl.

Erstes Decemberheft.

Inhalt: Verbrauch an Theilen des Oberbaues auf den belgischen Eisenbahnen; nach Belpaire. — Walkers patentirte Wasserhebmaschine. Mit Abbild. — Construktion, Leistungen und Vortheile des patentirten Doppelwebstuhls, durch die von Daniel Schwarz in Schleusingen neuerfundene Schnellmethode. Mit Abbild. — Sodaofen mit mechanischer Rührvorrichtung, von Pattinson. Mit Abbild. — Verbesserungen in der Tafelglasfabrikation, von Chance. Mit Abbild. — Verfahren, Porzellan, Fayence rc. mit Farben zu bedrucken, von Collins und Reynolds. Mit Abbild. — Apparat zum Entfuseln des Weingeistes, von Tottie. Mit Abbild. — Bearbeitungsart der Guttapercha und Anwendung derselben zur Verfertigung verschiedener Gegenstände, von Hancock. — Ueber den Bau der wichtigsten in der Technik Anwendung findenden Faserstoffe, als sicherstes Kennzeichen zu ihrer Unterscheidung, von Dr. Oschatz. Mit Abbildungen. (Struktur der Seide, der Wolle, wie der Haare überhaupt. Struktur des Leinens und der Baumwolle. Abnutzung der Faserstoffe. Mikroskopische Prüfung gemischter Gespinnste und Gewebe. Mikroskopische Grundlagen zur Theorie des Färbens.) — Letzter Beitrag zur richtigen Beurtheilung der Aufsätze des Prof. Schafhäutl über die hallymetrische und über die optisch-aräometrische Bierprobe, von Prof. Steinheil. — Untersuchungen über den Gehalt englischer Biere, Ale und Porter, an anorganischen Bestandtheilen, von Dickson. — Neue Methode, reines Gold als Goldschwamm aus allen seinen Auflösungen abzuscheiden, von Jackson. — Ueber den Verkauf giftiger Substanzen. Ein der französischen National-Akademie der Medicin von den HH. Orfila, Royer-Collard, Robinet und Bussy erstatteter Bericht. — Ueber künstliche Befruchtung behufs der Fischzucht — über Lachszucht insbesondere — von A. v. Quatrefages. — Miscellen. Verzeichniß der vom 30. Juni bis 28. August 1848 in England ertheilten Patente. — Vorschlag zur Organisation eines deutschen Reichstelegraphensystems, von Dr. Adolph Poppe. — Die Instrumente und Werkzeuge der höheren und niederen Meßkunst, sowie der geometrischen Zeichnenkunst, von C. F. Schneitler. — Ueber die Frankenstein'schen Lunar- und Solarlampen. — Jodnatrium in verschiedenen Steinsalzen. — Deiamba, ein neues Narcoticum. — Cultur des Marzolo-Weizens, dessen Stroh zur Verfertigung der Strohhüte dient. — Ergebnisse der Bäckerei im Bürgerhospital zu Stuttgart während des ersten Halbjahrs 1848. — Neues vegetabilisches Produkt im Bordeauxwein. — Weincisternen.

---

[9] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat December 1848.

Größere Aufsätze.

Rückblicke. Einleitung; Frankreich; Italien; Oesterreich; Oesterreich und Böhmen; Oesterreich und Ungarn; die Südslaven und Rumunen; die Polen; Skandinavien; Niederlande; Belgien; England; Schluß. — Die ungarischen Journale. — Ethnologie. 5. Die angenommenen fünf Racen in Bezug auf die Farbe; 6. Physiologische und psychische Bemerkungen; 7. die Sprachen. — Die reisenden Finnländer. — Das alte Orleansville. — Thorwaldsens Museum. — Briefe eines russischen Arztes aus der Türkei. 11. Allgemeine Bemerkungen über die Pest in Syrien. — Ueber Professor Wilsons Geschichte des brittischen Indiens. — Ein merkwürdiges Manuscript in Kalisprache. — Einiges über die Provinz Jakutsk. — Die Neucaledonier. — Die Orenburger Militärlinie. — Die Memoiren des Bürgers Caussidière. — Zu Jacht in Norwegen, Dänemark und Schweden. — Literarische und ethnographische Nachrichten aus Abyssinien. — Der telegkische See. — Die Quecksilberminen von Neualmaden. — Die Wohnungen der Jakuten. — Graf Rossi. — Die persischen, türkischen und arabischen Pferde

— Das jonische Trophäendenkmal bei Xanthus. — Erinnerungen aus der Baranya.

Kleinere Mittheilungen.

Neu entdecktes römisches Würfelpflaster zu Aldborough in England. — Abermalige Unternehmung zu Erforschung des Nils. — Der Gouverneur von Canton und die Amerikaner. — Die Felseninschriften Asokas. — Ueber die westlichen (arabischen) oder Idurstämme an der Somaliküste. — Neue Entdeckung Faraday's in Betreff des Magnetismus. — Die Stadt Harrer. — Die überschuldeten irischen Grundeigenthümer. — Einiges über das todte Meer. — Nichtbeendigung des Kriegs gegen Schamyl. — Vollendung der Eisenbahn zwischen Marseille und Avignon. — Geographische Nachrichten aus Australien. — Das elektrische Licht. — Streit über die Seeschlange. — Ein englischer Hr. Merle. — Schmerzloser Zahnausreißer. — Neue elektromagnetische Maschine. — Das Washingtonmonument. — Oberst Fremonts neue Reise in das Land westwärts vom Mississippi. — Untermeerische Telegraphenverbindung zwischen Irland und England. — Eine Mosaik aus Carthago in England. — Der Werth der Staatsforsten in Frankreich. — Aenderung des Mississippistroms. — Gutzlaffs Bericht über die Grenzen von China und Cochinchina. — Bombay, das Leipzig des Orients. — Maschine zur Aufnahme und Gravirung von Statuedarstellungen. — Arbeit der Kinder in den Fabriken. — Statistisches über Cochinchina. — Thomas Price, der Walliser. — Eine alte unbekannte Stadt in Kleinasien.

* * *

Preis des Jahrganges 16 fl. oder 9 Rthlr. 10 Ngr. Sämmtliche resp. Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf diese Zeitschrift an. Erstere liefern sie täglich, letztere von 8 zu 8 Tagen oder je nach dem Wunsche der Abonnenten auch in monatlichen Heften.

---

[8] Im Unterzeichnetem ist erschienen:

Französisches Elementarwerk.

Lehr= und Lesebuch

für Gymnasien und höhere Bürger- (Real-) Schulen, Cadettenhäuser, Institute und zum Privatunterricht.

Von

Dr. Mager.

Erster Theil: **Französisches Sprachbuch.** Elementarmethodische Unterweisung in den Anfängen der Grammatik, Onomatik und Technik der französischen Sprache.

Fünfte Auflage.

(gr. 8. XVI u. 342 Seiten.) Preis 1 fl. 12 kr. oder 24 Ngr.

Zweiter Theil: **Französisches Lesebuch für untere und mittlere Classen.**

Erster Band vierte vermehrte Auflage.

(gr. 8. VIII und 312 Seiten.) Preis 36 kr. oder 12 Ngr.)

Zweiter Band vierte vermehrte Auflage.

(gr. 8. VIII und 352 Seiten.) Preis 1 fl. 12 kr. oder 24 Ngr.

Für Lehrer, denen dieses Schulbuch, dessen erste Auflage 1840 erschien, noch unbekannt geblieben seyn sollte, bemerken wir, daß das Sprachbuch

1) statt der hergebrachten grammatistischen oder der Hamiltonschen die genetische Methode befolgt, wodurch das Lernen nicht nur gründlicher, sondern auch leichter wird;

2) nicht nur die französische Grammatik, sondern auch die französische Sprache enthält und lehrt, letztere dabei nicht nur nach der materialen, lexikalischen, sondern auch nach der technischen, praktischen Seite;

3) was die überaus reiche Sammlung von französischen Sätzen betrifft, die es enthält, aus den französischen Autoren, also aus den Quellen genommen ist, wobei die Auswahl so getroffen wurde, daß der Inhalt ein an sich werthvoller seyn möchte;

4) als Grammatik, nicht nach den französischen Grammatikern gearbeitet ist und deren willkürliche Regeln nur nachschreibt, sondern die organischen Gesetze des französischen Sprachbaues (soweit sie in die Schule gehören) darlegt und dieselben durch Logik, Geschichte und Sprachgebrauch begründet;

5) hinlänglich auf das Lateinische Rücksicht nimmt, um solchen Schülern, die schon einige Jahre Latein lernen, den Gegenstand auch von dieser Seite klar zu machen;

6) an dem deutschen Sprachbuche desselben Verfassers ein Seitenstück hat, was die parallele Behandlung des Unterrichts in verschiedenen Sprachen erleichtert. (Auch ist vor Kurzem nach dem Muster des französischen Sprachbuches ein englisches Elementarbuch von Callin erschienen.)

Das Lesebuch, überall aus den Quellen geschöpft und Vieles aus Autoren bringend, die man noch gar nicht für solche Sammlungen benutzt hatte, ist von allen Beurtheilern ohne Ausnahme als eine treffliche Arbeit anerkannt worden. Gleich den übrigen französischen und deutschen Sammlungen des Verfassers verfolgt es, neben seinem nächsten Zwecke, ein Hülfsmittel zu Erlernung der französischen Sprache zu seyn, noch manche andere Zwecke, die sich ein bildender und erziehender Unterricht vorsetzen muß.

Von demselben Verfasser ist ferner bei uns erschienen:

Französische Chrestomathie.

In sechs Büchern:

Episch, lyrisch, dramatisch, historisch, rhetorisch, didaktisch.

gr. 8. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 25 Ngr.
Partiepreis für Schulen bei Abnahme von wenigstens 20 Exemplaren 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 15 Ngr.

Gymnasien, höhere Bürgerschulen und Cadetten-Anstalten, die das Französische bereits in den unteren Classen beginnen lassen und in den obern einen Cursus der französischen Literatur geben, werden gegenwärtige Chrestomathie, welche von dem „Französischen Lesebuche für untere Classen" zu dem »Tableau anthologique de la littérature française« den Uebergang und zwischen beiden die Mittelstufe bildet, in ihren mittleren Classen gebrauchen können. Solche Schulen, in denen das Französische noch die hergebrachte Stellung eines Beiläufigen hat, werden sowohl für die mittleren als für die oberen Classen mit dem mehr als ausreichen, was die Chrestomathie bietet. Es ist bei der Anordnung und Auswahl auf dieses Doppelbedürfniß Rücksicht genommen worden: die Chrestomathie enthält nämlich neben zahlreichen und ausgedehnten Fragmenten auch eine Reihe ganzer Schriften aus der epischen, der lyrischen, der dramatischen, der historischen, der rhetorischen und der didaktischen Gattung. Die Vorrede gibt das Nähere an. — Die Verlagshandlung macht auf den (für $53\frac{1}{2}$ Bogen gr. 8.) sehr mäßigen Ladenpreis und auf den noch mäßigeren Schulpreis aufmerksam; zudem lassen Druck und Papier nichts zu wünschen übrig.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Novellen

von

Eduard von Bülow.

Drei Bände.

8. Velinp. broch. Preis 8 fl. 45 kr. oder 5 Rthlr.

Inhalt: I. Der Verstand des Zufalls. — Das Gewissen. — Ein Frühlingstraum. — Die Brunnenkur. — Die neueste Melusine. — Ein Wiedersehen. — II. Das neue Leben. — Der Mönch. — Traum um Traum. — Die Offenbarung. — Der Schatz. — Die schwarze Burg. — III. Das Modell. — Die Sylvesternacht. — Die Emancipirten. — Die Geisterweihe. — Eine italienische Reise. — Nachwort.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Vierteljahrs-Schrift 1849.

Ersten Heftes erste Abtheilung.

[2] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die erste Abtheilung des ersten Hefts der deutschen

Vierteljahrs-Schrift

für 1849.

Januar — März.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften von je mehr als 20 Bogen 12 fl. oder 7 Rthlr. 10 Ngr.

Inhalt:

Oesterreichs Zukunft und dessen Stellung zu Deutschland. Ein Beitrag zur Lösung der österreichischen Frage. — Ueber den principiellen Standpunkt des Staatslebens. — Der Congreß von Abgeordneten der landwirthschaftlichen Vereine Deutschlands zu Frankfurt a. M., vom 6. bis 14. November 1848. — Die streitenden Interessen Oesterreichs und Deutschlands auf der einen und Rußlands auf der andern Seite an den Donaumündungen und am schwarzen Meere. — Die Mediatisationspläne der Gegenwart. — Deutsche Wehrverfassung. — Der gegenwärtige Zustand der wissenschaftlichen Nationalökonomie und die nothwendige Reform desselben. — Der Geist der gegenwärtigen deutschen Reichsgesetzgebung.

Stuttgart und Tübingen, Jan. 1849.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Die neue Württembergische Kirchenordnung.

In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Entwurf einer neuen Ordnung

für die

evangelische Kirche

von

Württemberg.

8. broch. Preis 24 kr. oder 9 Ngr.

Die zur Berathung der in den Einrichtungen der evangelischen Kirche von Württemberg zu treffenden Aenderungen einberufenen Kommission, ist bei Ausarbeitung dieses Entwurfs einer neuen Kirchenordnung von dem Grundsatze ausgegangen, daß bei der veränderten Stellung, welche sich in neuerer Zeit der Staat gegenüber der Kirche gegeben hat, und bei dem Recht auf Verwirklichung ihrer Autonomie, die bevorstehenden Aenderungen im Kirchenwesen sich nicht bloß auf die Herstellung einer kirchlichen Gemeindevertretung neben dem bisherigen Kirchenregiment beschränken dürfen, sondern das ganze Gebiet der kirchlichen Verfassung einschließen und vornehmlich auch über eine, der künftigen Selbstständigkeit der Kirche entsprechende Verwaltung derselben sich erstrecken müssen.

Indem die Kommission, in deren Schooß alle Stufen des ordentlichen Kirchendienstes, verschiedene Stände und Kreise des Laienelements und entgegengesetzte Standpunkte der theologischen Wissenschaft und religiösen Anschauung vertreten waren, den von ihr gefertigten Entwurf einer neuen Kirchenordnung, sammt den wichtigsten Erläuterungen veröffentlichte, hofft sie in demselben, nach dem Vorbilde der bewährtesten Kirchenordnungen in und außer Deutschland, auch der württembergischen Kirche unter Berücksichtigung ihrer eigenthümlichen Bedürfnisse Etwas darbieten zu können, was, weit entfernt, für vollkommen ausreichend gelten zu wollen, doch die Erwartungen und Wünsche Vieler in unseren Gemeinden nicht unbefriedigt lassen werde.

Stuttgart und Tübingen, Jan. 1849.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Gedichte

von

August von Platen.

Neue elegante Octav-Ausgabe mit dem Bildniß des Verfassers.

Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 24 Ngr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 16. Donnerstag den 18. Januar 1849.

> Sweet scenes of youthful bliss, unknown to pain!
> I come to trace your soothing haunts again,
> To mark each grace that pleas'd my stripling prime,
> By absence hallow'd, and endear'd by time.
>
> Leyden.

Bilder aus einer bürgerlichen Familiengalerie.

(s. Nr. 9—12.)

3.

Das Schlößchen in S.

Wir mögen es uns gestehen oder nicht, wir alle haben ein aristokratisches Element in uns, wie freisinnig wir auch „von jeher" gewesen oder durch die neue Zeit geworden seyn mögen. Nicht allein eine Art von Rangstolz, der sich auch in den alleruntersten Schichten der Gesellschaft nicht verliert, und der durch kein Vor- und kein Nachparlament abgeschafft werden kann, ein Rangstolz, der den Schuster, der neue Stiefeln macht, mit der souveränsten Verachtung auf den Flickschuster, die Stubenmagd mit gnädigster Herablassung auf eine Stallmagd blicken läßt, nein, eine gewisse Bewunderung und Vorliebe für das Hohe und Vornehme zeigt sich selbst bei Kindern so frühe, daß sie unmöglich nur eingelernt seyn kann. So hat mich als Kind das Bewußtseyn ganz glücklich und stolz gemacht, daß ich einen Großonkel habe, der in einem Schlößchen wohne, und also, was ich mir unzertrennlich daran dachte, eine Art von Ritter oder Baron sey.

Später erfuhr ich nun freilich, daß der Großonkel nur ein bürgerlicher Hofrath und Beamter der adeligen Herrschaft war, der das Schlößchen, das er bewohnte, zugehörte. Das Schloß selbst, das mir als ein Inbegriff ritterlicher Herrlichkeit erschienen war, stellte sich mir später als ein verrauchtes altes Gebäude dar mit engen winklichen Zimmern. Diese Enttäuschung hatte jedoch wenig zu bedeuten, denn auf dem alten Schlößchen und seinen Erinnerungen ruht ein Zauber, den keine Zeit zerstören kann. Was bedeutet es, ob der Großonkel ein Ritter oder Graf war, oder bürgerlich? Hatte er doch einen fürstlichen Sinn, wo es galt Fröhliche zu machen, und kein königliches Schloß wird sich rühmen können, so viel frohe und glückliche Menschen beherbergt zu haben, wie das unscheinbare Schlößchen in S.

Dieses Schlößchen selbst, obgleich alt und verwahrlost und durchaus in gar keinem Styl gebaut, hat doch seine eigenthümlichen Reize. Gleich der plätschernde Brunnen in dem stillen Hof, in dem immer zahlreiche Fische lustig herumschwammen, hat etwas höchst Anziehendes; das mannigfaltige Gesträuch zu den Seiten des Eingangs, der Durchblick durch den Hof in einen grünen behaglichen Obstgarten, die offene alterthümliche Treppe und der Dorfbrunnen im Vordergrund, um den sich immer zahlreiche Ortsbewohner gruppiren, gestalten es zu einem ansprechenden Bild niederländischer Schule. Die Zimmer, obschon unregelmäßig und durchaus nicht elegant, hatten so trauliche Ecken und verborgene Treppen, daß man immer neue Entdeckungen darin machen konnte.

Das Leben und die Seele des Hauses war aber der Großonkel selbst. Er gehörte zu den glücklichen Menschen, denen es vergönnt ist, jung zu bleiben bis an's äußerste Lebensziel; nicht auf die für andere so peinliche Weise, wo man das äußere Schattenbild der Jugend festhalten will noch in grauen Haaren, und durch jugendliche Geberden, Theilnahme an jugendlichen Belustigungen u. s. w. zur lächerlichen Karrikatur wird. Nein, es war die rechte, unverwelkliche Herzensjugend, die Licht und Wärme ausgoß

auf ihre ganze Umgebung. Ich sehe ihn noch, den alten freundlichen Mann, wie er oben in der Erkerstube saß, dem gewöhnlichen Wohnzimmer, zu dem der Weg durch eine ungeheure Küche führte, die nicht im Gebrauch stand und wohl vormals als Prunkküche gedient hatte; wie er für jeden Besucher einen herzlichen Willkomm und einen fröhlichen Scherz hatte. Er war ein feiner Mann, der Großonkel, und hatte noch die zierlichen Formen altfränkischer Höflichkeit, das schönste Erbtheil der Rococozeit. Aber diese Höflichkeit kam vom Herzen, aus einem Gemüthe, das keiner Seele wehe thun konnte; darum war es Jedermann wohl um's Herz dabei, man fühlte sich in einer heitern Atmosphäre, in die kein unfreundliches Element eindringen konnte.

Willkommen war im Schlößchen Jedermann und zu jeder Zeit. Es war das Paradies der Kinder, die in dem alten Haus, in den obstreichen Gärten einen unverkümmerten Tummelplatz fanden und für die Tante Hanne jederzeit noch Süßigkeiten in Bereitschaft hatte. Wo hätte der Osterhase reichlicher gelegt, das Christkind schöner bescheert als in S.? In jeder der zahlreichen Familien, die im Schlößchen ihren Mittelpunkt hatten, bewahrt man noch etwas von den Herrlichkeiten, mit denen die Kinderwelt in S. erfreut worden war, als Reliquien aus der guten alten Zeit des Schlößchens.

Es war das erste Reiseziel jedes neuen Brautpaares in der Familie, da man stolz war, dem neu aufgenommenen Glied die Freuden einer Familienheimath zu zeigen, wie wohl wenige Geschlechter sich einer rühmen konnten. Es war die Heimath der Jugend, wo die Studenten der Familie sicher waren, fröhliche Ferien zu erleben, wo die jungen Mädchen sich erholen durften von Waschen, Gartenarbeiten und all den Geschäften, die man dazumal noch von einer erwachsenen Tochter verlangte; es war der angenehmste Ausflug für alte und junge Frauen, für die alten Herrn und die geplagten Geschäftsmänner, die dem Onkel verwandt oder befreundet waren, und die um den runden Tisch bei dem vortrefflichen Wein und guten Kaffee alle Lebenslasten vergaßen im Gespräch mit dem immer heitern Mann, dessen ganze Vergangenheit nur ein unerschöpflicher Schacht ergötzlicher Bilder schien.

In den Zeiten seiner allerbesten Laune stieg er immer zurück in die Erinnerung an die unschuldigen Schelmenstreiche seiner Kindheit. Er ermüdete andere nie mit diesen Reminiscenzen, wie es wohl sonst bei alten Leuten der Fall ist, denen man nur aus Gefälligkeit zuhört; er wuchs so hinein in jene Zeit, daß man selbst mit ihm zum Kinde wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Armuth und Christenthum.

(Fortsetzung.)

Aus jenem Senfkorn gestaltete sich nun bereits ein Baum, darunter viele Tausende Schirm und Nahrung finden, welche außerdem als Raub- und Sturmvögel durch die Gassen Londons schwirren müßten. Es ist eine förmliche Stadtmissionsgesellschaft begründet, welche jetzt 201 Missionäre durch die Weltstadt sendet in die Hütten der Armuth und in die Höhlen der Sünde. Ihre Einnahme beträgt an 250,000 Gulden jährlich, womit jene Sendboten und die damit in Verbindung stehenden 12 Aerzte, 28 Wundärzte, ein Zahn- und ein Augenarzt und 6 Apotheker belohnt werden. Nur entschieden christlich Gesinnte dürfen beitragend oder wirkend Theil nehmen. Fünf staatskirchliche und fünf Dissentergeistliche haben die Missionäre zu prüfen. In dem wöchentlich sich versammelnden Ausschuß sitzen 46 weltliche Mitglieder. Und nicht als ob die höhern Klassen wieder nur schnödes Geld gäben und Andere dafür arbeiten ließen. Geistliche haben um dieses Berufes willen ihre bisherigen Kirchenämter niedergelegt, Doktoren der Theologie, Akademiker und Parlamentsglieder sind selbstthätig bei der Sache. In den 186 Distrikten der Mission führen ehrenwerthe Männer, Geistliche, Marineoffiziere, Parlamentsglieder, Grafen und Barone, die Oberaufsicht. Die Gesellschaft wird durch 88 Hülfsvereine unterstützt. Den Segen des Christenthums bis auf 12 Meilen von der Paulskirche in eine Bevölkerung, die 1841 schon 2,103,179 Seelen zählte, zu bringen, ist der ausgesprochene Zweck. Diese Sendboten des Glaubens und der Liebe, hoch und nieder, machten im letzten Jahre 764,151 Besuche, darunter 72,532 bei Kranken und Sterbenden, und hielten 14,448 Erbauungsstunden. Unter 2997 erwachsenen Sterbenden wären 1025 von keinem Menschen in ihrer letzten Krankheit nur gesehen worden, geschweige getröstet und gepflegt. 6387 schullose Kinder wurden in Schulen untergebracht; tausende von völlig verwahrlosten Arbeitern wurden mit Gott und Menschheit wieder ausgesöhnt. Für die Italiener in London, für die Droschkenkutscher, für die Spitäler in Greenwich wirkt ein eigener Missionär, zwei wirken für die 5 bis 6000 Polizeibeamten, die durch ihren Beruf von allem öffentlichen Gottesdienste ausgeschlossen sind; in dem letzten Jahre erhielten sie 16,825 Besuche, darunter waren 1574 bei Kranken und Sterbenden. „So ist doch wenigstens Einer da, der für unsere Seelen sorgt," sagen die armen Bursche. „Hätte ich solche Besuche vor zehn, zwanzig, dreißig Jahren erhalten, wie anders würde es mit mir und

meiner Familie aussehen!“ rufen hundertmal die Armen in und außer den Arbeits- (Armen)häusern aus.

Wer da weiß, was einem wunden Gewissen und zerstoßenen Herzen, einem verlassenen Kranken und verachteten Armen ein Wort des Friedens, ein Blick der Liebe ist, der kann ermessen, welche sittigende, befriedende Kraft durch die Thätigkeit einer solchen Gesellschaft ausgeübt wird, auch wenn tausende von Bibeln, hunderttausende von Traktaten, Millionen Worte vergeblich angebracht und die Besuche Monate und Jahre lang umsonst gemacht werden. Wie armselig ist der Gedankenkreis, das Geistesleben dieser niedrigen und dienenden Klassen! und wenn diese Leute Jahr aus Jahr ein nichts von einem höheren Leben erfahren und höchstens durch Tageblätter, Wirthshäuser und Leihbibliotheken von den ihnen so glänzend vorkommenden Dingen jenseits ihres Gesichtskreises umnebelt werden, wie unsäglich trostlos, verbittert, verzweifelt muß solch ein Leben werden! „Ein Hund möchte nicht länger so leben!“ hören wir die Armen, nicht mit dem gedruckten Goethe'schen, sondern mit der schwielenvollen oder abgezehrten Faust in der Tasche, und bald dann auch am Beile und der mörderischen Eisenstange knirschen.

Was meinen meine werthen deutschen Leser, hat wohl Lord Ashley mit Recht oder Unrecht jüngst behauptet, es sey dem Einflusse der zweihundert Londoner Stadtmissionäre, an welchen viele Tausende aus den untersten Klassen mit innigster Liebe hängen, vornehmlich zu danken, daß London in diesem Jahre den Stürmen der Revolution hat trotzen können?

An diese grundpflügende, Seelen rettende Anstalt schließt sich nämlich zugleich ein ganzes Netz christlicher Liebesthätigkeit in London wie durch ganz England an. Den Gefängnissen, Arbeitshäusern, Fabriken, den Irrenhäusern, den Schulen, den Dürftigen aller Klassen und Alter und Geschlechter widmen sich Hunderte von wohlthätigen Vereinen, Tausende von Männern, Frauen und Jungfrauen mit Gut und Blut. Welchen Samen des persönlichen, selbstthätigen Wohlthuns hat ein Thomas Arnold ausgestreut in die tausend jungen Herzen, die er nicht bloß zu Gelehrten, sondern zu Menschen und thätigen Christen zu bilden und mit der übermenschlichen Gewalt der Liebe sich auf's ganze Leben zu Rath und That und Musterbild zu verbinden wußte! Dieses heranwachsende Männergeschlecht versteht einen Lord Ashley und hilft ihm Waschhäuser, Badhäuser, warme Stuben im Winter, Nahrung und Kleidung für die Armen und Kranken beschaffen. Diese Jugend hilft Sonntagsschulen halten und Werktags die Leidenden besuchen. Vor solchen Männern findet er Gehör, wenn er im Parlamente, wie erst am 7. Juni dieses Jahres, der Kinder und Halberwachsenen in London bis zum siebzehnten Jahre gedenkt, welche nackt, schmutzig, verlassen sich herumtreibend, eine wahre Lasterschule bilden. Ihre Zahl soll sich auf 30,000 belaufen und sie begehen neunzehn Zwanzigstel der in der Hauptstadt verübten Verbrechen. Von 1600 im Alter von fünfzehn bis siebzehn Jahren sind durchschnittlich 162 bereits im Gefängnisse gewesen, 116 ihrem Hause entlaufen, 253 als von Bettelei lebend bekannt, 279 haben nie in einem Bett geschlafen, 125 haben Stiefmütter, 170 leben in Logirhäusern. Lord Ashley hat seit Jahren versucht, durch die ragged schools (wörtlich: Lumpenschulen) dem Uebel zu steuern. Allein es ist so schwer, für die Kinder, wenn sie aus der Schule entlassen sind, ein Unterkommen zu finden. So trägt er darauf an, daß jährlich 500 Knaben und 500 Mädchen zur Belohnung für gute Aufführung auf öffentliche Kosten nach Australien gesendet werden, wo so großer Mangel an Arbeitern ist. Parlament und Minister stimmen dankend und lobend bei und überlegen die wichtige Sache. Sie leihen zugleich dem Bischof von Oxford das Ohr, wenn er die „Bill zum Schutze der Frauenzimmer“ damit unterstützt, daß er anführt, 80,000 Mädchen leben in London von der Unzucht und ein Viertel davon komme durch die Verführer und Auflaurer dazu, welche die Dienstsuchenden berücken, berauschen, vergewaltigen. Welches Meer von Schuld und Unglück häuft sich da alljährlich an! Es wird nicht mit Gewalt, auch nicht auf einmal ausgetrocknet, und am wenigsten von denen, die ihre Hand nicht umkehren, wo es gelten soll, vor Allem sittliche Schäden zu heilen. Aber Jünger Christi wissen muthig und geduldig, männlich stark und weiblich zart des Volkes Wohlfahrt zu gründen oder zu fördern durch eine Thätigkeit, die nie ermattet und getrost im Glauben ein Sandkorn, besser ein Saatkorn der Liebe zu dem andern reiht.

Auch in Paris und im übrigen Frankreich arbeitet die thätige Liebe an einem Netze, das dieses arme Volk aus dem Meere des Lasters und der Leiden ziehen soll. Die Evangelischen und die Katholischen wetteifern miteinander, nur daß sie auf diesem rauchenden Vulkane weder den tief gründenden noch den zäh nachhaltenden Ackerboden des christlichen Englands finden. Den Einen fehlt das Evangelium, den andern selbst die Kirche, und ich weiß nicht, bildet diese oder jene „die Mehrzahl der Franzosen.“ Dennoch blüht mitten im Sturme und Brande der Glaube wieder auf, und mit ihm die Liebe.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Januar.

Der Umschwung der Dinge.

Wenn ich Ihnen auch dießmal von hier nichts zu berichten habe, was der Hauptstadt eines herrlichen, sich verjüngenden Staates würdig wäre, so liegt die Schuld nicht an mir, sondern an der Fortdauer des Belagerungszustandes, der ihr den Glanz der jezt heller als zuvor leuchtenden Kaiserkrone entzieht und sogar die Reden der österreichischen Volksvertreter im Lande der Hanaken ungehört verhallen läßt. Wer boshaft wäre, könnte das Wort König Philipps von Spanien, welcher einer Kammerfrau nicht weniger als sieben Jahre Zeit geben will, über ein Vergehen in der Einsamkeit nachzudenken, auf die militärischen Machthaber und die im vergangenen Jahre etwas übermüthig gewordene österreichische Geschichte anwenden. Wien steht fast isolirt da inmitten einer großartigen Bewegung, und immer weiter und weiter ziehen sich die in diesem Augenblicke historisch wichtigen Volkselemente von der Hauptstadt zurück. Noch nicht lange ist es her, daß in Preßburg bewaffnete Magyaren mit ihren Sporenstiefeln auf den Divans der zahlreichen Kaffeehäuser umherlagen und Nachts auf den grünen Billards schliefen. Sie wurden aus Preßburg weiter zurückgedrängt nach Leopoldstadt, Komorn, Pesth; jezt gehen sie zahm und unbewaffnet auf den breiten, pußtenartigen Straßen dieser Stadt umher, oder sie sind auch dort verschwunden, und ihnen folgen die Croaten, dieser so unerwartet für die Geschichte des Gesammtstaats bedeutend gewordene Volksstamm, nach langen Irrfahrten ihrer Heimath sich wieder nähernd, auf die Haiden von Ketskemet und Debreczin, welche denn doch vom Mittelpunkte der Monarchie zu weit entfernt sind, als daß dort noch etwas über deren Geschick entschieden werden könnte. Wichtig dagegen ist vor der Hand noch das kleine Kremsier, von dem man, als zuerst die Nachricht von der beabsichtigten Verlegung des Reichstags dahin nach Wien gelangte, hier scherzend sagte: die englischen Zeitungen werden Korrespondenten ausschicken, um es zu entdecken. Aber wie ohnmächtig ist doch im Grunde dieser Reichstag! Wenn eine Auflösung desselben, von der man jezt sehr ernsthaft reden hört, nicht halbsoviel Eindruck machen würde als die der preußischen Versammlung, so wäre die geographische Lage von Kremsier gewiß nicht die geringste Ursache. An den Abgeordneten, welche ihre Weihnachtsferien hier verlebten, selbst denen der Linken, will man bemerkt haben, daß sie sehr still und melancholisch gewesen und nicht mehr mit demselben kecken Muthe wie früher in die Zukunft schauten, sondern die Grenzen des politisch Möglichen sehr wohl erkannten, wenn gleich ihnen noch die Fähigkeit abgehen mag, innerhalb derselben ein organisches Gebäude aufzuführen. Dieser Umschwung der Meinungen, wie er sich auch in den zu Kremsier gehaltenen Reden zeigt, ist in psychologischer Hinsicht merkwürdig: die Männer, welche, als Fürst Windischgrätz seine Kanonenreihen enger und enger um Wien zusammenzog, in der belagerten Stadt die Schritte des Gewaltigen feierlich für ungesezlich erklärten, sie sind, nachdem die Kanonen gesprochen und die Gefahr für sie vorüber ist, in ihren Grundansichten erschüttert, und träge und mürrisch, aber sicher und mit innerer Nothwendigkeit folgen ihre Meinungen und Ansichten dem durch die „Brutalität der Kanonen," wie Ruge sagt, bestimmten Laufe der Dinge. — Ueberhaupt ist in der öffentlichen Meinung hier ein bedeutender Umschwung eingetreten: nicht sowohl als ob man jezt ein geringeres Maß von Freiheit dem Kaiserstaate für zuträglich hielte (ob eine oder zwei Kammern, das ist z. B. noch immer eine sehr offene Frage, ja eine Frage, die noch gar nicht an der Tagesordnung ist), sondern mehr in Betreff der Stellung zu Deutschland. — Die wirklich Schwarzgelben nennen sich jezt hier Conservative, während man im Oktober die Conservativen Schwarzgelbe nannte, unbekümmert um ihre Ansichten über Deutschland. Aber man kann es den Schwarzgelben von damals nicht verargen, wenn sie zwischen sich und den Conservativen von heute, wie in der Uhlandschen Balladengeschichte, das Tafeltuch entzwei schneiden. Freilich ist die schwarzgelbe Gesinnung in vielen Fällen sehr natürlich. Einem ältlichen Offizier z. B., der sein Leben bei der Armee in Italien und Ungarn zugebracht, können wir es weiter nicht übel nehmen, wenn er uns ganz naiv und zutraulich sagt: er wiße gar nicht, was man jezt in Wien so viel von Deutschland rede, das sey doch früher nicht so gewesen, und er müsse offen sagen, daß er sich von diesem Lande gar keine rechte Vorstellung machen könne. Was soll einem solchen das Frankfurter Parlament seyn mit seinen Paragraphen zwei und drei! Fürwahr, es ist ihm noch weniger als dem Schauspieler im Hamlet die Hekuba. Diesen Leuten ist freilich auch die constitutionelle Freiheit sehr gleichgültig und ihr politischer Standpunkt beschränkt sich auf den Einen Begriff: Subordination — ein Wort, das überhaupt während des Belagerungszustandes außerordentlich viel gilt.

Mit der Gesellschaft, wenigstens mit der sogenannten hohen, kann es natürlich nicht zum Besten stehen. Auch kann keine Rede seyn von glänzenden Schlittenfahrten, wie sie sonst hier der Winter bringt, und wenn uns zuweilen ein bescheidenes Schellengeläute an's Fenster lockt, so sehen wir einen Schlitten, den man nach der hier beliebten Unterscheidung einen „bürgerlichen" nennen muß, auf der Straße sich Bahn machen. Desto lauter ist es vielleicht auf den Straßen von Ollmütz, und es wird jezt ohne Zweifel auf den beschneiten Feldern um diese Stadt, wo nach dem Thronwechsel ohne Zweifel das Hofleben eine längst vermißte Frische erhalten haben wird, der Jagdhund von der Koppel losgelassen und das Wild verfolgt. Man sagt, es werde dort in jeder Woche zweimal von Mitgliedern des hiesigen Burgtheaters gespielt; dieß müßte freilich stets so geschickt arrangirt seyn, daß hier die Vorstellungen dadurch keinen merklichen Nachtheil erleiden. Kommen vielleicht auch Virtuosen nach Ollmütz? Uns haben sie in diesem Winter nicht minder stolz als das Kaiserthum den Rücken gekehrt. Auch fehlen die durchreisenden Schriftsteller und Künstler, an denen Wien sonst immer Ueberfluß hatte. Bemerkenswerth ist, daß mehrere in Deutschland bekannte Schriftsteller, die während der Oktoberrevolution geduldig hier ausgehalten, sich nach dem Einzuge der kaiserlichen Truppen so rasch als möglich entfernt haben. So Auerbach, Wuttke und Moriz Wagner.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 3.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 17. Freitag den 19. Januar 1849.

Curam omnem subinferentes ministrate in fide vestra virtutem, in virtute autem scientiam, in scientia autem abstinentiam, in abstinentia autem patientiam, in patientia autem pietatem, in pietate autem amorem fraternitatis, in amore autem fraternitatis charitatem. Haec enim si vobiscum adsint et superent, non vacuos nec sine fructu vos constituent.

Epist. Petri II.

Armuth und Christenthum.

(Fortsetzung.)

Neue Gesellschaften für Evangelisirung und Verkirchlichung, katholische Brüderschaften und Schwesterschaften und protestantische Vereine in großer Zahl pflanzen sich neu und alte nehmen frischen Ansatz; so zum Beispiel die schon vor 21 Jahren gegründete Gesellschaft St. Regis, deren Zweck ist, den armen Klassen des Volks die Ehe zu erleichtern und zu sorgen für Wiederherstellung der Familie, die in Paris und Frankreich überhaupt so darnieder liegt, daß, wie schon angeführt, in Paris vor achtzig Jahren ein uneheliches Kind unter 6, vor achtzehn Jahren eines unter 1⅕ sich ergab und in Folge der lezten Revolution eine so völlige Entsittlichung einbrach, daß förmliche Feldzüge gegen die Lasterheere durch die Gassen und Höhlen von Paris gemacht werden mußten. — Durch Vereinigung von Eltern und Kindern, Legitimirung von Ehen, Verminderung des Umherschweifens, durch Zurückgabe der bürgerlichen Ehre und Abnahme der Gewissensschuld der Kirche und dem Staate treuere Glieder zurückzuführen, den Armen den häuslichen Herd wieder lieb zu machen durch geistliche und leibliche Hülfe, das ist der Zweck der über 75 Städte Frankreichs verbreiteten Gesellschaft, welche zugleich Schwache und Alte in den Hospitälern unterzubringen und Armenkinder taufen zu lassen sucht. Bis 1846 wurden so 13,798 Ehen und in geschlechtlicher Unordnung lebende Hausstände von Armen in Paris wieder hergestellt und die Legitimirung von 11,000 Kindern veranlaßt. Im Jahre 1845 wurden 1309 Armenheirathen (249 mehr als das Jahr zuvor) geordnet. In Lyon wurden in demselben Jahre 864 Personen verheirathet und 153 Kinder legitimirt. Wie wenig ist das freilich noch unter so Vielen! Dennoch ist's schon ein Trost, und wer freut sich nicht, der nur den Einen Zug hört, wie eine arme Familie, die lange in wüster Unordnung gelebt, durch die Gesellschaft mittelst Einsegnung der Ehe wieder in den Besitz bürgerlicher Ehre kam. Einige Zeit darauf findet die Frau auf der Straße eine Summe von 3000 Franken in Banknoten. Sie bringt sie ihrem Mann. Die Leute waren sehr arm und die Versuchung noch größer. „Das Geld könnte uns reich machen," sagte sie auf einmal, „aber jezt, da wir wieder zu Ehren gekommen sind, dürfen wir es nicht behalten." Das Geld wurde dem Pfarrer der Gemeinde gebracht, der Eigenthümer fand sich und schenkte 500 Franken als Belohnung an die „wieder zu Ehren gekommene" Familie.

Durch solche Wirksamkeit könnte das ganze französische wie alles Volk wieder zu Ehren und Frieden kommen, anders als durch den Unfug der Clubs und den Aufruhr der Arbeiter. Freilich aber ist ein Louis Blanc und Raspail und Proudhon kein Lord Ashley; leider ist Frankreich zu öde an Glauben und Liebe, als daß diese Himmelskräfte die Gräuel der Verwüstung in den höhern und niedern Klassen hätten vermindern oder verhindern können. Aber das darf man hoffen: wo sich solche Himmelskräfte abwärts in's verderbte und verwahrloste Volk noch neigen, wo die rettende Liebe noch und mit neuer Kraft das Werk der Versöhnung durch Leiden und Streiten vollführt, wie es, obwohl verborgen und unscheinbar, in Frankreich geschieht, da vermag ein Volk aus dem

tiefsten Verfalle sich wieder zu erheben, in den es alle erlogenen constitutionellen und demokratischen und socialen Volksrechte und Volkscharten auf Eselshaut und Elephantenpapier, wenn nichts Festeres darunter und nichts Höheres darüber ist, nur tiefer versenken müssen.

Selbst Italien blieb nicht zurück auf der Bahn zu einem vernünftigen, weil christlichen Socialismus. Nirgends können die eigentlichen Volkszustände verderbter seyn als in dem politisch so zerrissenen Lande. Die Armuth herrscht dort auf dem Lande wie in den Städten. Wohlhabende Bauern gibt es fast gar nicht. Nachlässig unter einer weißen Pappel liegend antwortete einem Reisenden ein Bauer an der Brenta: „Warum soll ich mir das Bein müde treten? das Jahr geht doch wie es will, ohne Rücksicht auf mich und die Meinigen. Ich habe alle Jahre gleich viel; das Uebrige fällt in den Sack eines Andern." Der greise Delegat von Verona, der einen Bauer amtlich zur Nachgiebigkeit gegen seinen klagenden Herrn ermahnte, erhielt die Antwort: „Lieber deutscher Herr, Euer gutes Herz weiß nicht, was wir leiden müssen. Zwanzig Jahre sitze ich auf dem magern Gute und habe mit aller Sparsamkeit nie so viel erarbeitet, daß ich meine armen Würmer sogleich hätte taufen lassen können. Die gute kleine Maus Marietta hat noch dieses Jahr vier Tage ungetauft liegen müssen, bis sich eine alte Base erbarmte und mir das Taufgeld schenkte. Weil man so schwer bei uns zum Sakrament kommt, kann auch die Geduld nicht weit her seyn."

Während die blutsaugenden und blutlechzenden, aber feigen Nobili das Volk dem Feinde an's Messer hetzen, um für sich eine unmögliche Freiheit erobern zu lassen, vergißt die italienische Kirche unter einem Pius IX. nicht, was ihres Amtes ist. Letzterer selbst beschließt die Errichtung von Armenkolonien und geht milden Herzens jedem guten Werke voran. Außerordentlich rührig sind, getreu ihrer werkthätigen Mutter, der Kirche, einzelne Priester und ganze Genossenschaften im friedlichen Kriege gegen Armuth und Elend jeder Art. Durch diese aufopfernde Thätigkeit hatte die Geistlichkeit in ihren edlern Gliedern den Ausbruch der finstersten Mächte zwar bisher zurückgehalten, aber mit Rossi's scheußlicher Erdolchung und der Belagerung und Flucht des armen Papstes scheint Italien doch nun allen lang genährten Gräueln die Schleußen öffnen zu wollen. Ist der Zauber der Kirche gebrochen, „wer will den Tiger in seiner ungezügelten Blutgier aufhalten?"

Die alte Kirche mit ihren alten Formen und Orden mag allerdings eine Wiedergeburt des Volkes nicht vollbringen können, weil sie selbst derselben zu sehr bedarf. Die freie Thätigkeit christlicher Volksliebe konnte im gelobten Lande der Orangen leider nicht Wurzel fassen wie in England. Doch läßt das, was bereits begonnen, deßhalb nicht an Italiens Zukunft verzweifeln. Denn wenn der Egoismus der nagende Wurm im Herzen der Menschen und Völker ist, und um so furchtbarer, weil er „nicht stirbt," so ist die Liebe, die thätige, ein Auferstehungskeim, auch wenn sie nur dem glimmenden Dochte gleicht.

Im vorigen Jahre bewegte Nicolo Mazza, ein freiwilliger armer Priester, welcher sogar seinen geringen Professorgehalt freudig den Armen und Verlassenen opferte, durch den Ruf: Misericordia per amor di dio! ganz Verona, wie sonst kaum eine Furore machende Primadonna dieses heißblütige Volk erregen kann. Der barmherzige Priester hatte Rettungsanstalten gegründet und bedurfte nachdrücklicher Hülfe. Sänger, Musiker, Schauspieler, Reiche und Arme wetteiferten, auf den Hülferuf zu hören, und in wenigen Tagen war das augenblickliche Bedürfniß mehr als hinreichend befriedigt. — Die edlen Grafen Antonio Angelo und Marcantonio Cabanis zu Venedig widmeten ihr ganzes Vermögen der von ihnen gegründeten Anstalt der „frommen Schulen," durch die sie fast fünfzig Jahre lang für die verwahrloste Jugend wirkten. Erst 1838 von der Obrigkeit anerkannt, traten die Grafen mit befreundeten Priestern zum unentgeldlichen Unterricht der Jugend zusammen, die sie nicht bloß belehren, sondern erziehen und in bestimmten Lebensberufen unterbringen. — So ließe sich noch Manches anführen. Es sey nur noch erwähnt, daß bereits 186 Kleinkinderwartanstalten auf dem Boden Italiens zerstreut sind, in denen 19,000 Kinder Unterkunft und Erziehung finden unter 319 Lehrerinnen und 800 die Schulen regelmäßig besuchenden edlen Frauen. — Wenn diese freilich erst geringen Anfänge zu einem italienischen Kreuzheere heranwachsen können, dann wird durch solche Crociati Italien noch frei und glücklich werden.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus einer bürgerlichen Familiengalerie.

(Fortsetzung.)

Die Mutter wollte ihn einmal nicht auf die Straße gehen lassen, bis er das Schwesterchen in Schlaf gewiegt. „Ja, wann schläft es denn?" — „Wann es die Augen zu hat." Als nun dieses ersehnte Resultat nicht alsbald erzielt wurde, klebte er dem Schwesterlein mit Gummi die Aeuglein zu und sprang mit

dem besten Gewissen hinunter. „Jezt schläft's.“ — Ein andermal hieß ihn die Mutter daheim bleiben, um auf den Schneider, der im Hause damit beschäftigt war die aufblühende Generation herauszuflicken, Acht zu haben, damit er nicht Seide stehle. Aber der Jubel der Kameraden drang gar zu verführerisch herauf; da nahte er endlich dem Schneider mit der höflichen Bitte: „Nicht wahr, Herr Schneider, Er ist so gütig und stiehlt meiner Mama keine Seide? Ich möchte so gern in den Hof.“ — Als das ebengenannte Schwesterlein gestorben war, hatte er sich unter's Haus gesezt und seinen Kameraden gegen ein Honorar von sechs Schussern die Erlaubniß ertheilt, das Schwesterlein auf den Kirchhof tragen zu helfen; seinem besten Freund aber gab er die Erlaubniß gratis, und dieser verhieß ihm gutmüthig: „sey zufrieden, Gottfried, mein Luisle hustet schon lang; wann die stirbt, darfst du sie auch umsonst tragen.“ — Einmal war in seinem elterlichen Haus ein hochangesehener Herr Vetter auf Besuch, den man zu beerben hoffte und mit aller nur denkbaren Ehrerbietung behandelte. Die Kinder betrachteten natürlich den gefeierten Gast höchst aufmerksam. Als die Familie sich sezte nach dem Tischgebet, das von allen stehend verrichtet wurde, fing der kleine Gottfried an: „Mama, warum hat denn der Herr Vetter so krumme Füß'?“ In tödtlichster Verlegenheit nahm ihn die Mutter bei Seite, um ihm auf höchst fühlbare Weise begreiflich zu machen, wie unmanierlich er sich gegen den Herrn Vetter benommen. Mit den besten Vorsätzen kehrte er zurück und erwog während der Mahlzeit, wie er dem Herrn Vetter glänzende Satisfaktion geben könne. Als nach Tische wieder alle zum Dankgebet aufgestanden waren, erhob er seine Stimme und sagte: „Mama, warum hat denn der Herr Vetter so gerade Füß'?“

In seiner Eltern Haus lebte die uralte kindische Großmutter, der, wenn die Eltern ausgegangen waren, eines der Kinder Gesellschaft leisten mußte. Als das Loos ihn traf, fiel ihm ein, wie oft sich die Großmutter nach einem Besuch ihrer Juliane, einer weit entfernt wohnenden Jugendfreundin, gesehnt hatte. Um sich nun die Langeweile zu kürzen, die ihm das Hüten der Großmutter machte, puzte er sich mit einigen Kleidungsstücken von ihr und der Mutter heraus und stellte sich der halbblinden Frau als die Juliane vor. Die Großmutter war überglücklich und bewirthete den Schalk mit dem Besten, was ihr Vorrathskämmerchen aufzuweisen hatte. Als ihre Tochter nach Hause kam, konnte die Alte nicht genug erzählen von der großen Freude, die ihr geworden. Nur die rührende Glückseligkeit, die der Spaß der alten Frau gemacht, rettete den leichtfertigen Burschen von der väterlichen Züchtigung.

Der Glanzpunkt seiner spätern Jugenderinnerungen aber war seine Reise nach England. „So habe ich es in England gesehen,“ war das große Zauberwort, mit dem jeder Gebrauch geheiligt wurde. An den Tagen der frohesten Familienfeste, für die allerwerthesten Gäste wurde auf die Tafel ein Roast-beef befohlen. Wenn dieser höchste Triumph der Bewirthung kam, so durfte man gewiß seyn, daß des Onkels Laune die allerglücklichste war; beim Roastbeef hat er gewiß nie eine Bitte abgeschlagen.

Seinen königlichen Spaß hatte der Onkel mit dem Herrn Wenz, seinem Amtsgehülfen, einem braven und gescheidten jungen Mann, der ganz zur Familie gehörte und nur durch seine Eitelkeit und sein empfindsames Herz manche Gelegenheit zu gutmüthigen Scherzen gab. Noch mehr Stoff zu dergleichen gab aber Herr Reutter, der Leibchirurg. Der Herr Hofrath war die höchste Autorität, das eigentliche Centrum des Herrn Reutter; die Stunde, in der er ihm den Bart abnahm, war das Ziel, auf das sich alle Gedanken und Bestrebungen seines übrigen Lebens bezogen. — Er verwendete seine Existenz auf das Einsammeln von Neuigkeiten, aus denen er die merkwürdigsten zur Mittheilung für den Herrn Hofrath ausschichtete, die der Onkel mit dem anscheinend größten Interesse anhörte. Als Napoleon unser Ländchen besuchte, reiste Herr Reutter schnurstracks nach der nicht allzufernen Hauptstadt, nicht sowohl um seine eigene Neugierde zu befriedigen, als um dem Herrn Hofrath am folgenden Morgen, während er den Seifenschaum schlug und der anwesende Herr Wenz ein Geschäftsreferat beendigte, nur so en passant sagen zu können: „Ei, Herr Hofrath, gestern habe ich auch den Napoleon gesehen.“ — „Ei so? Herr Reutter, das ist mir höchst interessant; was ist es denn für ein Mann?“ — „Was soll ich sagen? Es ist ein kleines Männchen, ein geringes Männchen, ein unansehnliches Männchen, ein Männchen wie der Herr Wenz.“

Der indignirte Herr Wenz lernte von Stund an mit Lebensgefahr sich selbst rasiren, um den unverschämten Chirurgen entbehren zu können, der Onkel aber war höchlich ergözt und nahm es dem Herrn Reutter nicht übel, als er einige Tage darauf, gekränkt über einen eintägigen Aufschub des Rasirens, bemerkte: „Der Herr Hofrath haben einen Bart wie der Schultheiß von Wetterspach.“ — „So? was hat denn der für einen Bart?“ — „Einen Bart wie lauter Schweinsborsten, Herr Hofrath.“

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Januar.

(Fortsetzung.)

Der juridisch-politische Leseverein. — Journalistik

Es herrscht in diesem Augenblick hier viel Häuslichkeit. Nicht allein die Jahreszeit lockt die Gesellschaft an den Herd der Familie, sondern auch die politischen Verhältnisse treiben die Männerwelt in die Nähe harmlos plaudernder Weiber und Kinder, wo kein Lauscher in der Nähe ist und das alte bekannte „Naderer da!" von rosigen Lippen, auch wenn sie es noch so gut meinen, niemals erschallt. — Eine Zufluchtsstätte für die langen Winterabende bietet indessen auch der juridisch-politische Leseverein, von dessen Wiedereröffnung ich Ihnen in meinem letzten Berichte geschrieben. Derselbe zeichnet sich durch eine gewisse solide, einigermaßen an die Großartigkeit der englischen Clubs erinnernde Einrichtung aus, wie man sie von einer Corporation erwarten konnte, welcher Metternich für gut fand das Privilegium zu ertheilen, so viel verbotene Bücher und Zeitungen zu lesen als sie wollte. Ein bedeutender Fonds muß dem Institute zu Gebote stehen, denn Klagen, wie man sie über das Museum in Leipzig und die Zeitungshalle in Berlin so häufig hört, hat man hier noch nie vernommen. Während namentlich die Ausgaben des Leipziger Museums zum größten Theile durch die Einnahme von den Tageskarten der Durchreisenden und den Wochenkarten der Meßfremden bestritten werden, werden hier nur Monats- und Jahreskarten ausgegeben, und wer nicht mindestens auf vier Wochen sich in Wien häuslich niederzulassen gedenkt, kann nicht Mitglied des juridisch-politischen Vereins werden. Dagegen zeigt man sich gegen Fremde sehr gastlich und läßt sie gern auf Wochen und Monate von Mitgliedern einführen. Für diese ist freilich die Leipziger Einrichtung bequemer, nach der auch ein in Leipzig ganz Unbekannter auf so kurze Zeit als ihm beliebt für sein Geld wirkliches Mitglied des Instituts werden kann, nicht zu gedenken der gastlichen Einrichtung in dem kleinen Weimar, wo jeder Reisende, so lange er sich in dieser Stadt befindet, gleichsam von selbst Mitglied des dortigen Zeitungsmuseums ist, indem er, ohne zu zahlen und ohne irgend Jemand ein gutes Wort zu geben, schon durch das Eintragen seines Namens in das aufliegende Fremdenbuch das Eintrittsrecht erwirbt. Doch wir gedachten den Leser einmal in die hiesige Leseanstalt einzuführen, von dessen solider Einrichtung wir bereits ein Vorgefühl empfinden, wenn wir durch das geheizte Garderobezimmer schreiten, das zugleich als Vorsaal dient und in dem mehrere Diener von ihren Sitzen aufspringen, um uns Hut und Mantel abzunehmen. Wir treten in den ersten Lesesaal. Dort lodert den ganzen Tag über, von tüchtigen Holzknorren unterhalten, ein prächtiges Feuer in dem offenen hohen Kaminofen. Zur Linken dieses Hauptsaales befinden sich vier geräumige Lesezimmer, von denen namentlich die lezten beiden so still und ruhig sind, daß man hier den ganzen Tag über Gelehrte in dem vorhandenen Büchervorrathe des Vereins ihre Studien machen sieht. Rechts vom Hauptzimmer befindet sich eine Reihe von Zimmern, die mehr zu gesellschaftlichen Zwecken dienen, und von denen eines ein vortreffliches Billard enthält. Aus diesen Zimmern hörte man sonst fortwährend politische Debatten schallen; während der Zeit des Belagerungszustandes hat dieß freilich aufgehört. Nur wenn Abends die Wiener Zeitung ankommt, dann rollen eiligst die Anwesenden, in der Regel zum großen Theil alte Büreaubeamte, denen man es nicht ansieht, daß sie unter Metternich als Liberale gefürchtet wurden, in den grün ausgeschlagenen, weichgepolsterten Lehnstühlen herbei und gruppiren sich um den runden Tisch des Hauptzimmers, um das officielle Organ der Militärherrschaft vorlesen zu hören. Daß das Interesse an den politischen Nachrichten hier sehr groß ist, erklärt sich leicht, wenn man die gegenwärtige Lage Oesterreichs bedenkt und sich vergegenwärtigt, wie sehr die Frage nach dem Bestehen der Gesammtmonarchie, welche jezt freilich bereits entschieden ist, hier in Wien selbst den Einzelnen und namentlich den Beamten berühren muß. Dazu kommt, daß die Augen des gebildeten Oesterreichers, dem bisher die vaterländische Politik so wenig Erquickliches bieten konnte, noch immer mehr die politischen Verhältnisse des gesammten Europa verfolgen, als dieß in Norddeutschland der Fall zu seyn pflegt. Es hängt dieß auch mit der großen Verbreitung von Kenntniß der lebenden Sprachen zusammen. Noch immer lesen die Gebildeten hier mehr englische, französische und italienische als deutsche Zeitungen.

Die hiesige Zeitungsliteratur hat seit dem November einen ganz andern Charakter angenommen als früher. Wenn bis dahin österreichische Theaterrecensenten und Novellisten in ihr die Hauptrolle spielten, so herrscht jezt darin auf eine auffallende Weise ein gewisses norddeutsches Wesen vor und die Leiter derselben sind sämmtlich Männer, deren literarischer Charakter keineswegs ein specifisch österreichischer ist. Bedenken kann die Haltung des Journals „Presse" erregen, wenn auch nicht durch den politischen, sondern nur durch den belletristischen Theil. Mit einer zu Neujahr begonnenen, als sehr lang angekündigten Novelle unter einem schaudererregenden Titel, hat dieses Blatt eine vollständige Nachahmung der französischen Feuilletons begonnen, während dieselbe von den deutschen Blättern bisher nur schüchtern versucht war. Es kommt darauf an, ob unser Publikum Geschmack an diesem Uebermaß findet. In diesem Falle freilich wird eine zahlreiche Nachfolge nicht ausbleiben, obgleich wir die Sache auch dann nicht gutheißen können. Zum Vorwurf aber muß es der „Presse" jedenfalls gemacht werden, daß sie mit den in diesem Punkte gewiß nur schwachen Kräften, die ihr hier zu Gebote stehen, das versucht, was gewiß nur durch das Talent eines Eugen Sue erträglich werden kann. Diese Zeitung ist es auch, welche im vorigen Jahre mit der Formatsvergrößerung der österreichischen Blätter den Anfang gemacht hat, und sie hat erst vor Kurzem darin wieder etwas Erkleckliches geleistet. Sie hat nämlich das neue Jahr mit einer „neuen außerordentlichen Formatsvergrößerung" begrüßt und ihre Leser mit „30,000 Buchstaben Text mehr überrascht." Sie blickt, wie sie sagt, nicht ohne Stolz zurück auf das, was sie in dem Zeitraume von sechs Monaten geleistet, „handgroße Blättchen ohne Inhalt" seyen vor ihrem Erscheinen in Wien herausgekommen. Sie rühmt sich jezt das größte und billigste deutsche Journal zu seyn. Ihre Anordnung ist, damit die 30,000 Buchstaben untergebracht werden konnten, mit denen sie ihre Leser zum neuen Jahre beschenkt hat, von der Art, daß jezt ihr Titel kaum noch so gut zu sehen ist wie die Fühlhörner einer Schnecke, wenn sie dieselben ganz einzuziehen im Begriffe ist. Das mag sehr haushälterisch seyn, aber schön und dem Auge des Lesers wohlthuend ist es wahrlich nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 18. Sonnabend den 20. Januar 1849.

Ihr Greise, die gesunken
Wie Kinder in die Gruft,
Im letzten Hauche trunken
Von Lieb' und Aetherduft,
Ihr habt am Lebensbaume
Die reinste Frucht gepflegt,
In karger Spanne Raume
Ein Eden euch gehegt

Annette v. Droste.

Bilder aus einer bürgerlichen Familien-galerie.

(Fortsetzung.)

Es schien eine beständige Feiertagssonne über dem Schlößchen zu leuchten. Selbst die Geschäfte, deren es viele gab bei der ausgedehnten Oekonomie und den stets zahlreichen Besuchen, wurden gemeinschaftlich in so heiterer, geräuschloser Weise abgemacht, daß auch sie das Ansehen einer neuen Ergötzlichkeit gewannen. — Das Wort Sparen war nicht in das Wörterbuch des Onkels aufgenommen, obwohl er für sich kein üppiges, wenn gleich behagliches Leben führte, und keine kostbaren Liebhabereien hatte, außer der kostbarsten und edelsten von allen, der sich schon der gute Vikar von Wakefield rühmte — die Liebhaberei, glückliche Gesichter und frohe Herzen um sich zu haben. Ueberall war eine behagliche Fülle, ein reichliches, fröhliches Geben, es wurde Jedermann wohl im Hause. Die Kutscher fuhren noch einmal so gern, wenn es nach dem Schlößchen in S. ging, wo sie einer warmen Stube, eines guten Trunks und eines Stücks Braten gewiß waren; man sagt sogar, die Pferde seyen schneller gelaufen und die Hunde haben mit dem Schwanz gewedelt in der Nähe des Schlößchens, im Vorgeschmack der guten Verpflegung, die sie dort erwartete.

Es waren freilich auch einmal Tage des Leids über dem Schlößchen hingegangen, damals als der Onkel seine geliebte Hausfrau in blühendem Jugendalter zu Grab geleiten mußte. Die Geschichte seiner Heirath trägt dasselbe heitere Gepräge, das sein ganzes Leben auszeichnet. Als fröhlicher Student ging er vor langen Jahren mit seinen Genossen über den Marktplatz der alten Reichsstadt ***, als eben ein stattlicher Taufzug vorüber kam. In jugendlichem Uebermuth trat er hinzu und lüftete das grünseidene Tuch, darunter ein zierliches Kindlein schlummerte. „Was ist's?" fragte er die Trägerin desselben. „Ein Mägdlein." — „Ei, das gäbe gerade eine Frau für mich!" rief er lustig und zog lachend mit seinen Kameraden weiter. Und es fügte sich, daß nach achtzehn Jahren dasselbe Mägdlein, nun eine schöne Jungfrau und reiche Erbin, ihre Hand gerne und freudig in die des vierzigjährigen Mannes legte, zu einer Zeit, wo solche Altersverschiedenheit bei Eheleuten noch viel seltener war als jetzt. Sie hat auch niemals den Entschluß bereut; unter den Vielen, die des Onkels Güte froh und glücklich machte, war seine geliebte Gattin gewiß nicht die am wenigsten Glückliche. Und so wie er sie mit Liebe und Treue durch schwere lange Krankheit bis zum Tod verpflegte, so hat er auch ihr Andenken in Liebe und Treue bewahrt. Keine andere Gattin hat er gewählt, obwohl gewiß dem reichen, überall geliebten und geachteten Mann die Wahl unter den Töchtern des Landes offen gestanden hätte. Aber in seiner unzerstörbar heitern Seele hat auch das Andenken an Leid und Tod eine milde, versöhnende Gestalt angenommen, und wenn er der geschiedenen Gattin dachte, so dachte er nicht an ihr Leiden, nicht an ihr frühes Sterben, sondern an ihre Liebe, an die glücklichen Stunden, die er mit ihr verlebt, an das selige Wiedersehen, das seiner wartete. So warf der Tod der Gattin keinen Schatten, wohl aber ein Licht aus einer höhern Welt auf sein Erdenleben.

Nach dem Tode seiner Gattin nahm Tante Hanne, seine unverheirathete Schwester, seine ächte Schwester an Herzensgüte und Freundlichkeit, sich des Haushaltes an, dessen Lasten später die Nichte Julie mit ihr theilte. Tante Hanne war eine stille Seele, sie hatte ihr eigenes Eckchen im Wohnzimmer, wo sie mit unveränderlicher Ruhe saß, mit stiller Herzlichkeit die Gäste willkommen hieß und geräuschlos ihre Anordnungen für den Haushalt traf, die von der Nichte Julie eben so geräuschlos, wenn gleich rasch und eifrig vollzogen wurden. Julie war eine Art verborgener Genius im Hause, überall und nirgends; sie hatte ein fabelhaftes Gedächtniß für Jedermanns Leibgericht und Jedermanns Geburtstag, sie war überall am Platz und kam immer zur rechten Zeit, sie arbeitete wie eine Magd und wurde vom Gesinde geehrt wie eine Königin. Ohne Base Julie wäre das Schlößchen in S. in dieser Vollkommenheit gar nicht möglich gewesen.

Dem Oheim hatte seine Gattin einen einzigen Sohn geschenkt, seines Herzens Stolz und Freude, der unter der mütterlichen Pflege der herzguten Tante Hanne, in der freundlichen Gesellschaft der Base Julie zu äußerst stattlichem Gedeihen heranwuchs. Mit welcher Freude sah er seinen Karl als flotten Studenten die Universität beziehen, wie herzlich waren dessen Studiengenossen zur Ferienzeit im Schlößchen aufgenommen! Der Onkel hätte für die ganze Universität Raum zu schaffen gewußt. Nur Eine Klage hatte der Vater über ihn, eine Klage, wie sie noch wenige Väter zu führen hatten: „Der Bursch braucht mir zu wenig Geld. Julie, schreib ihm nur wieder, er soll sich nichts abgehen und sich überall recht honorich finden lassen."

Zur Freude der Familie war dem guten Onkel ein hohes Alter bestimmt, und er starb ohne die Leiden, die Gebrechen, die geistige Abnahme späterer Jahre zu erfahren. Hell und ungebrochen blieb sein Geist bis zum Tode. Ich will sein heiteres Lebensbild nicht trüben mit Schilderung des Leides, das sein Tod gebracht. Heute wird nur in Frieden und Freude seiner gedacht; wo frohe Herzen sich zusammen finden, um die Bande des Blutes noch zu ehren, da ersteht sein Bild in seiner ganzen lichten Freundlichkeit.

Noch steht das alte Schlößchen, noch plätschert der Brunnen im Hof; aber keine Fische schwimmen mehr darin, zur fröhlichen Mahlzeit bestimmt, keine leichten jungen Tritte fliegen mehr die alte Treppe herauf, kein freundlicher Willkomm ertönt mehr aus der Erkerstube, die mit den andern Gemächern leer steht und nur selten zur Aufnahme der entfernt wohnenden Herrschaft geöffnet wird. So ist wohl heute manches Haus entleert, auch wo die Bewohner geblieben sind. Der Kampf um die Existenz, die Ansprüche des öffentlichen Lebens haben jene Blüthen der Familienfreude wie ein rauher Märzwind verweht.

Armuth und Christenthum.

(Fortsetzung.)

Und nur du, geliebtes Vaterland, das bald zum Himmel erhöhte, bald in die Hölle verdammte, für das unsere Herzen in dieser dunkeln Zeit auf's neue klopfen, und von den schönsten Frühlingshoffnungen herabgestoßen, bang erzittern — solltest du allein unter den gebildeten Völkern im Reigen der sich selbst verläugnenden Liebe fehlen? Dreißigfach getrennt, erst in Religionshaß zerfleischt, dann in Stammeshaß entzweit, in Parteihader zerrissen und nun mit Bürgerblut bespritzt, von rechts und links her im Aufschwung verrätherisch und meuchelmörderisch gelähmt — deutscher Adler, wie steht es mit deinem Herzen? Blick' ich in die Zeitungen und in die Kammern, in die Volksvereine und Wirthshäuser, auf die Barrikaden und die Freischaarenzüge, in die Beamtungen und Kirchen, in die Schulen und Werkstätten, überblick' ich den ganzen lauten Markt des Tages, so weiß ich, daß ich mich nicht täusche, wenn ich auf diesem Felde große Hoffnungen anzupflanzen andern überlasse. Aber als einen göttlichen Plan erkenne ich es und möchte es erkennen lassen, daß Anstalten der Rettung wie über die Nachbarländer, schon vor der Revolution, auch über Deutschland hin verbreitet sind. Sie sind die Archen Noä, welche durch die Sündfluth retten sollen.

Trotz unserer Schulen, trotz unserer protestantischen Bildung — viele wollen wissen, gerade durch sie — ist auf dem platten Lande wie in den großen Städten die geistliche und leibliche Noth so groß wie irgendwo. Das kleine Württemberg, dieser „Augapfel Gottes," zählt unter stark anderthalb Millionen Seelen an 18,000 verwahrloste Kinder. In Wien wurden im Jahr 1846 kirchlich eingesegnet 3645 Paare, im Jahr 1847 nur 2730, also 915 weniger, so daß in gleichem Fortschritte das eheliche Institut nach vier Jahren in der Hauptstadt Oesterreichs erloschen seyn würde. Noch ungünstiger ist das Verhältniß in München, nur wenig besser in Augsburg und Leipzig. Allenthalben eine erschreckliche Zertrümmerung der Ehe, ein wachsendes Verschwinden ehelicher Geburten. Kein Wunder, wenn über den zerrütteten Familien die Staaten wanken und stürzen. In Hamburg werden sechzehnjährige Knaben entdeckt, die niemals das Innere einer Schule oder Kirche gesehen zu haben bekennen; 26jährige Mädchen, die unconfirmirt

und ohne alle Kenntniß, selbst der einfachen Ziffern sind. Was mögen diese für Republikaner werden und zeugen! Wie es in Berlin aussieht, der Metropolis der Intelligenz, in seiner Hausvogtei wie in seinem Voigtlande, davon wissen die Steine zu schreien. Wenn aber das am grünen Holze, was soll am dürren werden? Nach einem Blicke in die öffentlichen Geheimnisse Berlins müssen wir es natürlich finden, wenn wir in ein von der Hungerpest unsern Augen geöffnetes Bauernhaus in Oberschlesien tretend, die Frau sich nicht genug wundern sehen, daß ein barmherziger Bruder mit ihrem vierjährigen Kinde spielt und tändelt, ja es sogar auf seine Arme nimmt und mit ihm umherspringt: „das habe sie mit ihrem Kinde nie gethan." — Einen Vorhang über alle die trüben Bilder geistiger, sittlicher und leiblicher Vernachlässigung und Verderbung unseres armen Volks, das fortwährend durch Brandstifter und Höllenprediger, namentlich in seiner wandernden Jugend vergiftet wird!

Es schreitet denn doch Einer auch durch Deutschland seit Jahren mit verdoppelten Schritten, der die Kleinen zu ihm kommen heißt, und alle Mühseligen und Beladenen getröstet und erquickt wissen, die Kranken heilen, die Einsamen und Gefangenen besuchen, die im Elend sind, in's Haus führen, die Hungernden speisen, die Durstigen tränken, die Gefallenen aufrichten, die Verlorenen suchen und den Armen das Evangelium predigen lassen, keinen, gar keinen verloren geben will.

Eben jenes Württemberg zählt über siebzig Anstalten christlicher Liebe und doch einstweilen zweiundzwanzig Rettungshäuser für die verwahrloste Jugend, womit sich zwei Pflanzschulen für Armenschullehrer, die um Gottes, nicht um Geldes willen wirken wollen, verbinden. In demselben Hamburg besteht ein Verein für confirmirte Sonntagsschüler, ein weiblicher für Armen- und Krankenpflege, das Amalienstift nimmt zweiundsiebzig Familien in Leibes- und Seelenpflege, nach den genannten englischen Vorbildern. In Kaiserswerth am Rhein hat der einzige Pfarrer Fliedner, ein zweiter A. Hermann Franke, eine Diakonissenanstalt zur Bildung christlicher Krankenpflegerinnen, ein Diakonissenkrankenhaus, ein evangelisches Lehrerinnenseminar für Kleinkinder-, Elementar- und Industrieschulen, eine evangelische Kleinkinderschule, ein Waisenhaus und ein Asyl für entlassene weibliche Gefangene mit kleinem Anfang und geringen Mitteln nach und nach neben einander gegründet. Ein gleicher Bienenstock christlicher Liebesthätigkeit, und zugleich eine wahre Hochschule derselben, hat der Kandidat Wichern im rauhen Hause zu Horn bei Hamburg angelegt. Seine „fliegenden Blätter" geben uns die trefflichsten Aufschlüsse, Berichte und Winke, und treten den französischen Annales de la Charité zur Seite, zu welchen eine Reihe ausgezeichneter Mitarbeiter, viele hochgestellte Staatsmänner die gediegensten Beiträge liefern. Die zwei Hauptzwecke im rauhen Hause sind die Rettung und Erziehung verwahrloster Kinder und die Bildung von „Brüdern," d. h. jungen Männern, welche innerhalb der Christenheit Missionsdienste thun sollen in Kinderrettungsanstalten, in Gefängnissen, auf Auswandererschiffen, in Zunftherbergen und überall, wo die Noth an den Mann geht (so wurde eine Anzahl solcher jungen Männer nach Oberschlesien gesendet). Ganz besonders sollen diese aus dem Handwerkerstande genommenen und darin bleibenden Brüder in Gesellenstuben und Werkstätten, zu Hause und auf der Reise durch ihre christliche Bildung der Verpestung unseres deutschen Handwerksburschenlebens durch die socialistischen Bücher und Genossenschaften entgegenwirken. Denn allerdings, was werden wir für einen mittlern Bürgerstand bekommen, wenn dieser Krebs des erklärten Atheismus und Communismus so weiter durch die jungen Arbeiter frißt, wie in den lezten Jahren!

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

* **Paris**, Januar.

Zustand der Kunst. — Theater.

Was auch immer die Pariser Journale von einer Wiederbelebung der Künste, der Theater, der musikalischen und anderer Soiréen berichten mögen, es gehört dieß bis jezt noch in das Reich gemüthlicher Träume. Einige wenige theatralische Aufführungen ausgenommen, hat das übrige Kunstleben, so wie das gesellige noch nicht den Schatten seines frühern Glanzes wieder erreichen können, und ganz besonders gilt dieß von der Musik. Alle die Salons, in welchen man die bedeutendsten Talente Europas in Frankreichs Hauptstadt zu hören bekam, sind und bleiben vorerst und wohl noch auf lange Zeit geschlossen, und die Soiréen bei dem Kammerpräsidenten Marrast waren, was auch einige Journale von deren Pracht, musikalischen Executionen rc. faseln mochten, selbst im Vergleich mit denen bemittelter Privatpersonen und mancher Wechselmäckler unter Ludwig

Philipp, besonders in künstlerischer Hinsicht, höchst armselig. Auch die Toiletten der Damen waren oft geschmacklos und dürftig, nur an Erfrischungen ließ es der Republikaner par excellence nicht fehlen; dabei hielt er sehr streng auf eine kleinliche Etiquette und ein mehr als höfisches Ceremoniel, besonders hinsichtlich seiner eigenen Person. Der vortreffliche musikalische Verein des Fürsten de la Moscowa, der seinesgleichen nicht in Europa hatte, ist längst eingegangen und seine Mitglieder sind in alle Welt zerstreut. Viele derselben haben jedoch einstweilen in dem benachbarten Versailles ihren Sitz aufgeschlagen, das von ehemaligen Prinzessinnen, Herzoginnen, Marquisinnen, Gräfinnen u. s. w. wimmelt, und man sagt, daß daselbst ganz in der Stille die unterhaltendsten Abendreunionen stattfinden. Die Bevölkerung dieser Stadt hat sich seit der Februarrevolution verdoppelt, die sonst so öden Straßen sind mit glänzenden Equipagen angefüllt, und es scheint als habe die Pariser schöne und elegante Welt dort ihr Winterquartier aufgeschlagen. — Wenn die meisten Pariser Theater schlechte Geschäfte machen, so ist wahrhaftig nicht der Mangel an neuen Stücken schuld, denn alle Direktionen der sekundären Bühnen und der Vaudevilletheater werden damit so reichlich versehen, daß sie auf Jahre hinaus Ueberfluß daran haben; aber die Stücke wollen, mit Ausnahme einiger wenigen, das Publikum nicht anziehen, obgleich die meisten auf die Tagesbegebenheiten anspielen, und die bessern Theater müssen ältere Produkte wieder hervorsuchen, um nur ein kleines Publikum zu erhalten. Im Theater der Republik (Théâtre français) hatte „Richelieus Alter," ein Lustspiel in fünf Akten, einigen Erfolg. Octave Feuillet und Paul Bocage sind die Verfasser. Lange wird sich jedoch das seichte Produkt, troz dem ziemlich anziehenden Stoff, nicht halten. Dasselbe Theater hat Molière's Don Juan wieder hervorgesucht und der alte Wüstling fand weit mehr Beifall als die modernen, stark nach rothem Republikanismus schmeckenden aufgeblasenen Produkte; ebenso die »Précieuses ridicules.«. Das Odeon hat seinem Publikum durchaus nichts gebracht, was der Erwähnung werth wäre; ein schon vor siebzehn Jahren ausgepfiffenes Drama, „die Königin von Spanien," von de Latouche, hat die Direktion gewagt neu in Scene zu setzen, und was man 1831 »aux français« abscheulich fand, wurde jezt nicht ohne Beifall aufgenommen; siebzehn Jahre haben, wie es scheint, den Geschmack der Pariser sehr verändert, und was sie damals unter Erröthen auszischten, hörten sie jezt unter Beifallklatschen mit Vergnügen an. — Im Vaudevilletheater machte eine socialistische Thorheit in drei Akten, welche den Titel »la propriété c'est le vol!« führt, viel Glück und zieht fortwährend Zuschauer an. Das Stück ist übrigens ein sehr seichtes Produkt, hat wenig Geist und Witz, ja es ist fast eben so albern als Proudhons Worte, die ihm als Titel dienen. Was das Volk anzieht, ist hauptsächlich Adam und Eva und die Schlange im Paradies, womit der ganze erste Akt ausgefüllt ist. Im Gymnase gibt man ein ähnliches Produkt unter dem Titel »à bas la famille,« das gehaltvoller und geistreicher ist, die Familie in Schutz nimmt und den Socialismus lächerlich macht, aber troz dem oder eben deßhalb bei weitem nicht so viel Theilnahme findet als das andere Machwerk.

(Fortsezung folgt.)

Wien, Januar.

(Fortsezung.)

Die Wiener Boten. — Schriften über die Oktoberrevolution.

Aus Leipzig kamen dieser Tage die Probenummern einer neuen Zeitschrift, die „Wiener Boten" hieher, welche sich mit eiserner Stirne in Titel und Ausstattung als eine möglichst handgreifliche Nachahmung der bekanntlich noch bestehenden, wenn gleich für Oesterreich nicht mehr bedeutenden Grenzboten ankündigt. Wahrscheinlich war Breslau den Wienern, welche sich jezt von Wien dahin zurückzogen, zu still, und so kommt es denn, daß sich allmählig ein „österreichisches Corps der Rache von fünfzig Mann" in Leipzig zusammengefunden hat, unter denen sich auch die Herausgeber des neuen Journals befinden. Mögen aber diese Herren sich nicht täuschen! Wenn ihre Wiener Boten uns an die Zeit erinnerten, wo jeder freisinnige, gebildete Oesterreicher den Grenzboten sein Interesse zuwandte, so sagt man sich doch zugleich, daß zum Glück die Zeit vorüber ist, wo man nach Leipzig ging, um für Oesterreich zu schreiben. Die Männer jenes für Oesterreich einst so wichtigen Blattes befinden sich jezt mit der viel versprechenden, „entschieden deutschgesinnten" ostdeutschen Post beschäftigt wieder in Wien, und bei der Preßfreiheit, welche Oesterreich jezt genießt, wenn auch der Glanz derselben für den Augenblick getrübt ist, bedarf der österreichische Liberalismus keineswegs noch so sehr der Vermittlung des sächsischen, daß es nicht als ein eitles Kokettiren erschiene, wenn man dort noch jezt specifisch österreichische Journale begründet, die doch jedenfalls eine längere Dauer anstreben als die Zeit des Belagerungszustandes in Wien.

Ueber die Oktoberrevolution sind uns nach und nach ziemlich viele Schriften zugekommen, welche theils in Leipzig, theils in Prag, Graz und hier am Orte erschienen. Erwähnung verdient davon wohl nur die von Schütte, die mit einer für die Stellung, welche der Verfasser hier einnahm, wahrhaft merkwürdigen Objektivität geschrieben ist, mit der freilich der etwas frivole Titel: „die Oktoberrevolution aus dem Tagebuche des Dr. Schütte" einigermaßen in Widerspruch steht. Die Schrift, von der mir freilich nur das erste Heft bis jezt zu Gesicht gekommen, ist nichts weniger als pikant, ja, sie wird schon durch die fast vollständig mitgetheilten zahlreichen Aktenstücke zu einer sehr trockenen Lektüre. Aber eben deßwegen darf Einer, der die Oktoberrevolution hier selbst mit erlebt hat, allen denen, die sich damals mit ihm in gleicher Lage befanden, empfehlen, diese Schrift wie ein Kleinod aufzubewahren. Die Messenhauserschen Proklamationen, welche wir damals jeden Morgen an den Straßenecken aufsuchten, müssen, später in stillen Stunden einmal wieder gelesen, einen seltsamen Eindruck machen, und mit großer Behaglichkeit wird man sich bei dieser Lektüre sagen: auch über mich durfte einst der wunderliche Mann, der diesen confusen Styl schrieb, Standrecht halten lassen. — Auch von Auerbach ist hier eine Schrift über die Oktoberrevolution angekündigt, welche demnächst in Breslau erscheint. Seine zahlreichen hiesigen Freunde wünschen, daß der Verfasser in derselben mehr geschildert als politisirt haben möge. — Von dem hier lebenden Schriftsteller Kompert erschienen Erzählungen unter dem Titel „Aus dem Ghetto." Wir hören sie sehr loben, müssen aber freilich bedauern, daß der Verfasser damit die Geschichten von dem Osterlämpchen, dem Judengäßchen u. s. w. wieder aufrührt, die man nachgerade, da die Juden nun doch — troz Kremsier — durch die Zeit emancipirt sind, wohl könnte ruhen lassen. — Von Tauber, welcher ebenfalls hier lebt, sowie schon etwas früher von Hebbel, erschienen in Leipzig Gedichtsammlungen. Von lezterem wird nächstens die Judith auf dem Burgtheater zur Aufführung kommen, jedoch nicht wie sie dem Publikum gedruckt vorliegt, sondern wie man sie in Berlin gegeben hat.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 6.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 19. Montag den 22. Januar 1849.

Wenn du winkst, o Liebe, wählen
    Wir der Trauer stilles Haus
Und des Elends düstre Höhlen
    Zu des Wohlthuns Tempeln aus.
Keiner schäme sich der Thränen,
Ihm entlockt von Jammerscenen!

J. H. v. Wessenberg

Armuth und Christenthum.

(Fortsetzung.)

In Berlin ist jezt auf dem Köpeniker Felde ein Musterkrankenhaus mit christlicher Krankenpflege durch Diakonissinnen unter Fräulein von Rantzau begründet. Der fromme Sinn des Königs und der Königin schüzt und fördert in und außer Preußen die vielen, allenthalben sich Bahn brechenden Anstalten rettender Liebe. Nach solchem Vorbilde beeifern sich namentlich die höhern und höchsten Stände im Hinabsteigen zu dem Elend und der Armuth. Da ist unter Andern eine Stiftsdame zu Heiligengrabe in der Mark Brandenburg, Fräulein Stach von Golsheim, die durch die Schreckensnachrichten aus Oberschlesien ergriffen, ganz allein und unbekannt mit Sprache und Sitten des Landes, nach Pleß eilte. Mitten in strengster Winterkälte und der traurigsten allgemeinsten Noth muß sie sich die Stätte ihrer Wirksamkeit erkämpfen. Es werden ihr die in den Oberräumen eines Hauses gesammelten Waisenkinder zur Fürsorge übergeben. Fast durchgehends auf sich selbst angewiesen, da die polnischen Mägde nichts taugen und eben so wenig alle männlichen Dienstleute, hat diese Dame 54 Waisenkinder verpflegt, mit eigener Hand sie vom scheußlichsten Schmutz gereinigt, gekleidet, besorgt und unterrichtet; sie hat mit wunderbarer Kraft in diesem rohen, wüsten Kinderhausen Zucht aufrecht gehalten und in den überfüllten Räumen unter Gesunden und Kranken mit reichem Segen gearbeitet. — Sind das nicht Sterne der Hoffnung?

Aber freilich, wie viel tausend Städte und Stadtbezirke, Dörfer und Flecken gibt es in Deutschland, wo sich noch keine Hand regt, kein Herz schlägt, kein Auge selbst sich öffnet für das grause Elend um und um! Wie sehen nur die Armen- und Siechenhäuser in unsern kleinen Städtchen und Dörfern aus! Wo sind die Männer, die persönliche Hülfe bringen? Nur auf den Schultern weniger Männer und Jünglinge ruht die Sorge und Last der zahlreichen Anstalten, die allerdings mit wunderbarem Segen gekrönt sind, schon darin, daß gerade in dieser bedrängten Zeit nicht nur keine eingehen mußte, sondern ihre Mehrzahl bedeutendere Summen denn je zur Zahlung ihrer Schulden und Förderung ihrer Zwecke hat einnehmen dürfen.

Am Ruf zu allgemeiner Hülfe fehlt es nicht, aber an Ohren zu hören, an Augen zu sehen, weil an Herzen zum Mitleiden und Mitweinen. Und an diesen fehlt es, weil der Born der Religion, aus der allein das Herz sich mit wahrhaft selbstverleugnender, nachhaltiger Bruderliebe füllt, vertrocknet ist. Keine ächte Liebe ohne tiefen Glauben. Nur weil das englische Volk noch so durchdrungen ist von alter, ungebrochener, unverblaßter Religiosität, finden sich dort solche Kämpfer und Sieger auf dem Felde der Barmherzigkeit, wo die Schlachten schwerer zu schlagen sind als auf dem Blachfelde unter Trommelwirbel und Kanonendonner.

Jede Anklage wäre thöricht; wie schon gesagt, es ist eine Gesammtschuld. Wir wollen hoffen, der gegenwärtige Zustand sey ein Uebergang zu freierer, kräftigerer, thätigerer Religiosität, als die bisherige Religion des Herkommens, der Gewohnheit und des Scheins war. — Aber die Gelehrten fallen nicht

vom Himmel und die Jünger Christi fischt man nicht aus dem Brunnen. Ein Geschlecht der Liebe, wie wir's brauchen für unsere werdenden freien Staaten und selbstthätigen Gemeinden, für ein einiges, in Selbstbeschränkung, nicht in Selbstüberhebung großes Deutschland, für ein friedenreiches Europa, muß erst geboren und erzogen werden. Wir Alle, wie wir sind, finden in der Wüste unser Grab, und wohl der Menschheit, wenn unser Egoismus völlig mit uns begraben würde! Wer wollte nicht am Ende für sich Entsagung lernen im Blick auf glücklichere Kinder, auf freiere und einigere Enkel?

Und wenn dennoch jezt schon Arbeiter für die reife Ernte des Elends nöthig sind und die Schnitter finden sich nicht, wohlan denn, ihr Schnitterinnen, an das Werk! Das Frauenherz, zur Liebe geschaffen und vom Glauben lebend, hat seiner Religion nicht so des Gedankens Blässe ankränkeln lassen, wie sie der Religion des männlichen Geschlechtes angeflogen ist. Die deutsche Frau kann, ohne zu erröthen, das Lob noch hören, das vor einigen Jahren ein Engländer ausgesprochen: die Deutschen seyen ein frommes und gottinniges Volk wie kein anderes. Und geübte Siegerinnen auf dem Felde der Liebe zu den Brüdern um Gotteswillen werden dann auch Söhne gebären und heranziehen in solcher Liebesübung zum Mitthaten und Mitrathen, wie in die Hütten des Volkes, in die Rathssäle der Gemeinden und in das Ober- und Unterhaus der Nation das Vaterland sie bedarf und ersehnt zu Heilung seiner Wunden.

„Schafft aus dem weiblichen Theile der bemittelten Bevölkerung eine Nationalgarde des Armenwesens; die wohlthätigen Folgen für den Wohlstand und die sittliche Kräftigung der ärmern Volksklassen werden nicht lang auf sich warten lassen. Vertheilt unter diese Garde noble (und mobile) eure Bedürftigen und gebt ihr Sitz und Stimme im Armenpflegschaftsrath. Dieß halte ich für den ersten wichtigen Schritt zur wirksamen Besserung des Looses unserer Bedürftigen." So ruft mit mir ein anderer Rufer in dem Streit der Liebe gegen die Selbstsucht und das Elend.* Ein anderer (in den „fliegenden Blättern" Wicherns) sezt hinzu: „Wo es gilt, das blutende menschliche Herz zu verbinden und seine unsagbaren Schmerzen zu lindern, wo es darauf ankommt, in stiller, hingebender Selbstverleugnung jedem Athemzuge der kranken Seele nachzugehen mit dem Blicke der Erbarmung, mit dem Wort der Liebe, da ist die priesterliche Stätte, an der das Weib zu wirken hat. Das hat die christliche Gemeinde und Kirche immer erkannt, und der große Vincentius zumal hat den Beruf des Weibes in seiner Pflanzschule christlicher Barmherzigkeit gewürdigt." — Gerade auch der Auflösung des Familienlebens, an der das moderne Leben so furchtbar krankt, wird nur durch die Trägerinnen der Familie, wenn sie solche Bringerinnen des Friedens und Thäterinnen der Liebe sind, gesteuert werden.

* Canstatt, über die Organisation der Arbeit und des Armenwesens. Erlangen 1848.

(Schluß folgt.)

Bilder aus einer bürgerlichen Familiengalerie.

4.

Ein Stadtschreiber.

Auch das war eine gloriose Zeit, als der Herr Döte (Pathe) Stadtschreiber noch regierte. Seit die Stadtschreibereien eingegangen sind, ist kein respektables Haus mehr im Städtchen zu finden. Jezt gibt es Gerichtsnotare und Amtsnotare, Stadtschultheißen und Rathsschreiber, Verwaltungsaktuare und Pfandkommissäre, die allesammt Mühe haben, sich nebst Familie des Hungersterbens zu erwehren. Alle diese Aemter waren dereinst vereinigt unter dem Dache der Stadtschreiberei, alle diese Würden ruhten auf dem Haupte des Herrn Stadtschreibers, und die zahlreichen Schreiber, die sich in die Aemter theilten, waren nur Glieder im Dienste dieses ehrwürdigen Hauptes.

Die Stadtschreiberei war kein modernes Haus, es versprach nicht viel von außen, aber von innen waren die Räume bequem und stattlich. Vorn heraus auf die Straße lag das Wohnzimmer, in dem gespeist wurde und wo sich die Familie des Tags über aufhielt, um am Fenster bequem beobachten zu können, was alles im Städtchen aus und einging. Die Schreibstube hatte nur die Aussicht auf benachbarte Winkel und Höfe, damit das Dienstpersonal nicht im Geschäft gestört würde. Auf ein eigenes Arbeitszimmer wagte keiner der Substituten und Schreiber Anspruch zu machen; sogar der Herr Principal hatte in der allgemeinen Schreibstube nur einen besonders umzäunten Platz, wo ein bequem gepolsterter Lehnstuhl stand, den er geruhte des Tags eine bis zwei Stunden lang zu besetzen.

Das Wohnzimmer war bequem, aber durchaus nicht elegant möblirt; ein gepolstertes Sopha mit geschnörkelten Füßen, hochlehnige weich gepolsterte Sessel, nach denen sich manchmal sehnsüchtig die Blicke der jüngern Schreiber und des Incipienten richteten, die mit hölzernen Stühlen vorlieb nehmen mußten, eine „Driffur," auf deren Gipfel blaue Meißner Tassen und rührende Gypsfiguren prangten, eine hohe Kommode

mit weitgeschweiftem, inhaltsschwerem Bauche, ein Nähstock, an dem die Frau Stadtschreiberin und ihre Töchter ihr Tagewerk vollbrachten, das bildete die ganze Zimmereinrichtung. Daneben aber war noch ein Staatszimmer, das bei außerordentlichen Gelegenheiten geheizt wurde, und Gastzimmer von der verschiedenartigsten Größe und Einrichtung, je nach dem Rang der etwaigen Gäste. Eine Stadtschreiberei war ein gastfreies Haus, das ganze Jahr offen für Verwandte und Freunde, zu welch erstern nach gut schwäbischem Brauche das halbe Vaterland gehörte. Die unheizbaren Zellen des Schreibereipersonals lagen im obern Stock und unter dem Dach. Es ging die Sage, des Herrn Amtssubstituten Zimmer könne geheizt werden, seit Menschengedenken hatte aber keiner von einem solchen Vorrechte Gebrauch gemacht.

Ein Stadtschreiber hatte ein wahrhaft fürstliches Einkommen, was sich denken läßt, da in seine Kasse all die Einkünfte der zahlreichen Aemter und Aemtlein flossen, die jezt in so viele Kanäle und Bächlein vertheilt sind, und da zudem noch das „Schmieren" und Geschenkenehmen in jeder Art bei Beamten eine ganz hergebrachte Sache war, die mit einer gewissen Würde betrieben wurde und dem amtlichen Ansehen durchaus keinen Eintrag that.

Das fürstliche Einkommen theilte denn auch dem Herrn Stadtschreiber eine Art fürstlichen Bewußtseyns mit, und kaum wird ein regierendes Haupt in unsern Tagen in seinem Staatsrath mit der Ehrfurcht empfangen, mit der die lautlose Schaar der Schreiber sich erhob, wenn der Herr Prinzipal geruhte Morgens gegen zehn Uhr seinen Polsterstuhl in der Schreibstube einzunehmen; die meiste Zeit regierte er übrigens unsichtbar wie der Kaiser von China.

Womit der Herr Stadtschreiber seine übrige Zeit ausfüllte, da er mit wissenschaftlichen Forschungen sich nicht anzustrengen pflegte und den Genuß der schönen Literatur seinen Töchtern überließ, dürfte fast räthselhaft erscheinen; wenn man aber erwägt, wie viel Zeit die Verwaltung seiner Privateinkünfte und der Einzug der Geschenke in Anspruch nahm, wovon er wenigstens die klingenden selbst in Empfang nahm, während die Frau sich mit Annahme der Zuckerhüte und Kaffeedüten, mit den Gänsen, Hühnern und sonstigen Viktualien befaßte, so dürfte man sich nicht mehr wundern. Rechnet man dazu, daß er sich nicht vor acht Uhr aus dem Bett erhob, und mindestens eine Stunde brauchte, um seine Morgenpfeife zu rauchen, daß er nach Tisch eine hinreichende Siesta hielt und sodann wieder unter dem Fenster lag, um sein ehrwürdiges Haupt den Vorübergehenden zu zeigen, daß er mit gehöriger Ruhe der Verdauung oblag, die Tagesneuigkeiten anhörte und die Zeitung studirte, so ist das Räthsel vollends gelöst.

Die rechte Uebersicht über sämmtliches untergebenes Personal konnte man bei Tisch bekommen, wo sich auf den Schall einer Glocke oder auf den Ruf der Hausjungfer alles zu Tische einfand und nach abgehaltenem Tischgebet und einer Skala von „gesegnete Mahlzeit" in der gehörigen Rangordnung Platz nahm. Zuoberst natürlich thronte der Herr Stadtschreiber, eine stattliche, wohlgenährte Gestalt, zu seiner Rechten die Frau Stadtschreiberin, eine äußerst höfliche kleine Frau, dann die jeweiligen Gäste, von denen das Haus selten leer war, sodann die Töchter des Hauses.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Januar.

(Fortsezung.)

Theater

Classische Stücke haben wir in dieser Zeit auf dem Burgtheater fast gar nicht gesehen, mit Ausnahme zweier Shakespeareschen Stücke, worunter Macbeth in der Schillerschen Bearbeitung. In diesem Stücke wird namentlich Lady Macbeth von Frau Rettich mit einer Meisterschaft gegeben, welche wir nach ihren sonstigen Leistungen niemals von ihr erwartet hätten. Vielleicht fehlt es manchem unserer Schauspieler nur an großartigen Rollen, um sich als Künstler groß zu zeigen. Anschütz, der freilich nie schlecht spielt, ist als Lear eine grandiose, wir möchten sagen weit über die Wirkungen der gewöhnlichen theatralischen Darstellung hinausgreifende Erscheinung. Früher sahen wir „Ludovico," Trauerspiel in fünf Aufzügen, nach Philipp Massinger, mit Benüzung der Bearbeitung des Grafen Baudissin, von Deinhardstein, ein Stück, welches hier zuerst aufgeführt wurde. Wie wir hören, ist die deutsche Bearbeitung und die Aufführung von Tieck veranlaßt. Bestände unser Wiener Publikum aus Dramaturgen, so würde sich dieses Trauerspiel gewiß auf dem Repertoire erhalten. Aber immerhin können wir für die nun einmal stattgehabte Aufführung dankbar seyn. Wie durch die englischen Stücke überhaupt, bei denen der noch frische Einfluß des Shakespeareschen Genius sichtbar ist oder die von Zeitgenossen Shakespeares herrühren und daher aus derselben Quelle eines großartigen Volksbewußtseyns schöpften, so weht auch durch dieses Stück ein gar stolzer Geist, aber leider fehlt auch hier das Forcirte nicht, wenn gleich es hier keineswegs so ekelhaft wird als in der vor einigen Jahren von Dr. Wiener in Berlin bearbeiteten und öffentlich vorgelesenen Tragödie von Ford. Der Inhalt des Ludovico ist kurz folgender. Ludovico Sforza geräth in

die Gefangenschaft Kaiser Karls V., nachdem wir ihn zu Anfang der Tragödie für diesen Fall Francesco, welcher mit seiner Schwester vermählt ist, haben das Versprechen abnehmen hören, sein, Sforza's Weib, Marcelia, zu ermorden. Von geringem Interesse, jedoch untadelhaft ist die Handlung in den ersten beiden Akten, welche in Sforza's herzoglichem Schlosse vorgeht. Den Glanzpunkt des Stücks bilden jedoch die dann folgenden Scenen im kaiserlichen Lager zu Pavia, wo die Großmuth Karls V. den kühn und freimüthig zu ihm redenden und den Tod erwartenden Gefangenen freigibt, und sodann diejenigen in der Residenz des Herzogs, wo Francesco, von der Freilassung des Herzogs noch nicht, wohl aber von seiner Gefangenschaft unterrichtet, gegen Marcelia die Künste der Verführung anwendet, und da diese fruchtlos sind, ihr Sforza's geheimen Auftrag entdeckt, in Folge dessen sie plötzlich die Liebe zum Gemahl erkalten fühlt und dem eben Heimkehrenden nur einen auffallend frostigen Empfang zu bereiten vermag. Der Glaube an ein Verhältniß zwischen Francesco und Marcelia, welcher von seiner Schwester, Francesco's Gattin, genährt wird, gewinnt daher bei ihm mehr und mehr Raum, und er selbst ermordet Marcelia, welcher Francesco einen Eid abgenommen hatte, der sie bis kurz vor ihrem Tode hindert, ihrem Gatten die Ursache ihrer Abneigung gegen ihn zu entdecken. Am Schlusse des vierten Aktes liegt Marcelia ermordet am Boden und Ludovico, bewußtlos nach der furchtbaren That, an ihrer Seite. Der ganze fünfte Akt gehört daher den Rachegeistern. Wenn der Vorhang wieder in die Höhe geht, hat sich Sforza wieder erhoben. Zu ihm tritt ein fremder Arzt und verspricht ihm einen Trank zu geben, durch den seine Augen fähig werden sollten, Marcelia lebendig zu sehen. Er trinkt, und zwar Gift. Nach einer Verwandlung wird denn auch wirklich eine verschleierte Gestalt sichtbar, die Ludovico für sein Weib hält und der er begeistert sich naht. Da reißt der Arzt, der plötzlich als Francesco dasteht, den Schleier herunter und vor uns steht — ein ganz fremdes Wesen. Dieses, sagt Francesco, sey seine Schwester, Sforza's frühere Geliebte, welche dieser um Marcelias willen verlassen, und sie habe er rächen wollen. So steht also Sforza mit einer neuen Schuld beladen da, die aber, weil sie sich nicht aus dem Stücke selbst ergibt, auf den Zuschauer nicht den geringsten Eindruck macht. Und was soll uns überhaupt diese fremde Erscheinung? Wissen wir doch nicht einmal, ob sie wenigstens auf Sforza einen Eindruck macht, denn dieser kann doch nicht mehr thun, als am Gifte sterben.

(Schluß folgt.)

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

T h e a t e r

In der Porte Saint-Martin wurde „die Insel Tchü-Bchü," ein Spektakelstück in drei Akten gegeben, aber die Zeiten des Theaterspektakels sind, wie es scheint, auch in Paris vorüber, seitdem der in den Straßen so beliebt geworden; trotz der satirischen Beziehungen auf die neuesten Tagesereignisse gefiel es nicht. — In den Variétés ziehen die »Divinités aériennes,« ein mythologisches Spektakelstück, das schaulustige Publikum ziemlich an. Das Flugwerk und die Maschinerie haben dabei die schwierigste, oft sehr gefährliche Rolle. Man sieht hier alle möglichen Positionen und Schwebungen, die man nur an den gemalten Salonsdecken zu Versailles für möglich hielt, wirklich in der Luft ausgeführt. Der Erfinder dieser in der That mit großer Geschicklichkeit dargestellten lebendigen Luftgemälde ist der Maschinist Clavier, derselbe, der den Sonnenwagen im Hippodrom verfertigt hat. Das historische Theater des Alexander Dumas, an dem außer der Geschichte seines Entstehens wenig historisches mehr zu finden ist, scheint in den lezten Zügen zu liegen, dagegen wurde der Cirque national mit der »Poule aux oeufs d'or,« einem Feenstück mit vierundzwanzig Veränderungen, wieder eröffnet und hatte ungewöhnlichen Zulauf. Die Pracht und der Aufwand an Dekorationen, Costüme u. s. w. ist unbeschreiblich. — Die große Oper, die troz der ansehnlichen Unterstützung, welche ihr auch die republikanische Regierung zukommen läßt, große Mühe hat sich zu halten, zehrt fortwährend an einem äußerst beschränkten, sich ewig wiederholenden Repertoire, das jezt um so weniger Zuhörer anzieht, da Fremde, besonders bemittelte Fremde jezt in Paris ganz fremd geworden sind, auch besizt sie in diesem Augenblick fast gar keinen ausgezeichneten Künstler. Düprez ist völlig ausgesungen, nicht weit besser ist es mit den übrigen männlichen Talenten bestellt, und von den Damen sind Madame Widmann und Demoiselle Grimm allerdings ausgezeichnete Sängerinnen, aber nur die seit Kurzem eingetretene Dlle. la Grange ist eine von jenen Erscheinungen, welche wirklich Bewunderung erregen und verdienen. Die nicht uninteressante Laufbahn dieser Sängerin verdient den Lesern in wenig Worten mitgetheilt zu werden. Mademoiselle de la Grange, eine Schülerin Bordognis, sang vor mehreren Jahren als Dilettantin in den ersten Salons der Pariser schönen Welt. Damals veranstaltete man im Theater der Renaissance eine Benefizvorstellung zum Besten der sich in Paris aufhaltenden polnischen Flüchtlinge. Man gab zu diesem Zweck eine ebenfalls von einem Dilettanten componirte Oper. Alle Rollen waren mit den ausgezeichnetsten Talenten der Pariser musikalischen Dilettantenwelt besezt und Mademoiselle la Grange, die derselben angehörte, erhielt die schwierigste und glänzendste Gesangspartie und hatte sich in derselben des ungetheiltesten Beifalls zu erfreuen, und zwar nicht von Bekannten, Freunden oder Claqueurs, sondern von einem ganz fremden Publikum, welches das Recht, die großen Damen von Paris singen zu hören, drei und viermal so theuer bezahlt hatte, als es bezahlte, um die Grisi und die Persiani in der italienischen Oper zu hören. Dieser Erfolg bestimmte Mademoiselle la Grange sich als Opernsängerin ganz der Kunst zu widmen, um so mehr, da man ihr von allen Seiten zuredete und ihr sagte, daß es Thorheit sey, nicht die hunderttausend Francs Renten zu nehmen, die in ihrer Kehle steckten. Diese hunderttausend Francs jährlich sind ein Pendant zum Marschallsstab, den jeder Soldat in seiner Patrontasche mit sich führt, und jede angehende Sängerin in Frankreich träumt davon. Unterdessen reiste Mademoiselle la Grange, die nebst ihrer herrlichen Stimme auch bedeutende Anlage zum Spiel verrieth, nach Italien, wo sie erst in den Theatern zweiten Ranges und dann bald auf den ersten Bühnen des Landes auftrat; sie feierte bald außerordentliche Triumphe und fand, wenn auch noch nicht die hunderttausend Francs vollzählig, doch einen Mann und endlich ein Engagement bei der großen Oper zu Paris, wo sie in der Rolle der Desdemona debutirte, eine schwere Aufgabe nach der abgetretenen Madame Stolz, die noch mehr durch ihr hochdramatisches Spiel als durch ihren Gesang in derselben so sehr gefallen hatte. Nichts desto weniger erhielt sie auch hier ungetheilten Beifall und Jedermann war über den Wohlklang, die Schönheit, Biegsamkeit und den großen Umfang ihrer Stimme erstaunt; doch mag das Interesse, welches die Künstlerin durch ihre bisherigen Schicksale erregte, von denen man sich außerdem noch viel Fabelhaftes erzählte, zum Theil die allgemeine Theilnahme erklären.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 20. Dienstag den 23. Januar 1849.

Non eadem vobis ponuntur vina!
Juvenal.

Bilder aus einer bürgerlichen Familien-galerie.

(Fortsetzung.)

Darauf begann der Reigen der Schreiber mit dem ersten, dem Amtssubstituten, der noch zweier Teller, ja sogar einer Serviette mit perlengesticktem Band gewürdigt war. (Es waltete starker Verdacht ob, daß lezteres ein Geschenk der Jungfer Karoline, zweiten Tochter des Hauses sey, nach deren Besitz er strebte und Erhörung hoffen durfte, wenn erst Mine, die älteste, ziemlich unschöne Tochter anderweitig versorgt war, denn die Frau Stadtschreiberin war entschieden der Meinung, „man dürfe den Haber nicht vor dem Dinkel schneiden.") Folgte sodann der Substitut, der auch noch zwei Teller, aber keine Serviette mehr hatte, nach diesem die übrigen Schreiber, die in Ermanglung eines Extratitels mit ihren Namen angeredet wurden, und zuunterst auf einem ordinari Küchenstuhl der Incipient, der allezeit zu etwaigen Handreichungen bereit seyn mußte.

Mehr noch als an Platz und Stühlen war der absteigende Rang an den Weinflaschen zu erkennen, mit denen jedes Couvert versehen war. Zuoberst vor des Herrn Platze stand bloß das geschliffene Glas, die Flaschen mit auserlesenen Weinen, mit denen er sich und die Gäste bediente, standen etwas im Hintergrund, damit nicht so leicht bemerkt werden konnte, was und wie viel dem Herrn Principal zu sich zu nehmen beliebte. — Der Herr Amtssubstitut so wie der Substitut waren noch je mit einer Flasche rothen Tischweins versehen, sodann kam eine Stufenleiter immer kleinerer Bouteillen von immer zweifelhafterer schillernder Farbe und säuerlicherem Geruch, bis sich die Reihe beim Incipienten mit einem halben Schöppchen Apfelmost schloß.

Während des Essens wagte selten einer des untern Personals den Mund zu öffnen, außer zu einer Antwort; nur die beiden Substituten führten mit Herr und Frau vom Hause ein Gespräch über Stadtneuigkeiten, wagten auch hie und da einen Scherz mit den Jungfer Töchtern (von Fräulein wußte man noch nichts) und mit den Gästen, die sehr häufig aus jungen Damen bestanden. Nachdem Suppe, Fleisch und Gemüse abgetragen waren, erhob sich der Amtssubstitut mit gefülltem Glas: „Herr Stadtschreiber, ich habe die Ehre auf Ihre Gesundheit zu trinken;" mit gnädiger Verbeugung antwortete das gebietende Haupt: „Ich danke Ihnen, Herr Amtssubstitut, wünsche gleichfalls." — Sodann erhob der Substitut den gleichen Spruch und erhielt die Antwort: „Ich danke, Herr Substitut." Wie ein Echo klang sofort der Spruch aus einem Mund nach dem andern. Die Schreiber wurden mit einem: „danke, Herr Beutenmüller, Herr Maier u. s. w." abgefertigt; der Incipient mit seinem Mostglas erhielt noch ein: „ist recht," ohne weitere Zuthat. Sodann trat das Corps den Rückzug an, wenn nicht etwa noch der Amtssubstitut einer besondern Einladung dazubleiben gewürdigt wurde.

Während die Schreiber in der Amtsstube sich mit allerlei Witzen und lautem Geplauder für das lange Schweigen entschädigten, wurden auf der Stadtschreiberstafel erst noch Extraleckerbissen aufgetragen, Krebse,



Braten, süße Speisen und Nachtisch. Trotz der streng eingehaltenen Hausordnung und der Flaschen in absteigender Linie durfte aber gewiß Niemand im Hause Mangel leiden. In der Stadtschreiberei war vollauf das ganze Jahr, die Frau Stadtschreiberin sezte ihres Herzens Stolz, nicht wie eine Dame heutzutage, in einen offenen Schreibtisch mit eleganten Albums, welche die Herzen der Besucher mit geheimem Schreck erfüllen, weil sie dieselben mit einem erzwungenen poetischen, oder theuer erkauften künstlerischen Beitrag bereichern müssen, auch nicht in eine Etagère mit zierlichen Kleinigkeiten, wohl aber in eine wohlgefüllte Speisekammer, deren Anblick jedwedes Herz erfreuen mußte. Da hingen Schinken, Speckseiten, Würste und geräuchertes Fleisch jeder Größe und Gestalt; umher standen Schmalzhäfen von kolossalen Dimensionen, Butterballen und Eier in ungezählter Menge, alles in geeigneten Gefäßen. Daher ist in den alten Häusern noch solche Rücksicht auf den Umfang der Küche und Speisekammer genommen, während in unsern Tagen eine Küche von drei Schritten Länge und ein Speisekasten genügen müssen für eine Wohnung, die Salons, Speise-, Musik- und Besuchzimmer in Menge zählt.

An einzelnen Tagen wurden wohl auch die Schranken des Standesunterschieds etwas bei Seite geschoben. Auf Bällen zum Beispiel durfte jedweder der Schreiber auf einen Walzer, eine Ecossaise oder Menuet mit einer Tochter des Hauses Anspruch machen. Solche Attention wurde sogar erwartet, nur mußte auch in der gebührenden Ordnung engagirt werden, also daß eines der titellosen Subjekte niemals wagen durfte, vor dem Herrn Amtssubstituten sich zu melden.

Eines der schönsten häuslichen Feste war aber die alljährliche Metzelsuppe, die Winters abgehalten wurde. Um den Genuß des Festes zu erhöhen, durfte fast das ganze Personal der Schreiber thätigen Antheil an der vorhergehenden Arbeit nehmen, mit Speckschneiden u. dgl., welche Mühe aber durch die Anwesenheit und Mithülfe der Töchter und weiblichen Gäste versüßt wurde, mit denen bei dieser Gelegenheit auch den Subjekten, dem Herrn Beutenmüller u. s. w. ein Spaß erlaubt war. Der Incipient durfte sich noch mehr beim Geschäft betheiligen, indem er das Schüsselchen zum Blut unterhielt und dem Mezger durchgängig hülfreiche Hand leistete. Dafür aber wurde schon den Tag über Kesselfleisch in reichlichen Portionen vertheilt und Abends die Metzelsuppe mit größter Heiterkeit verspeist, bei welcher Gelegenheit auch die feierliche Würde des Herrn Principals in gemüthlichem Humor unterging. Ganz war freilich der Standesunterschied nicht gehoben; die Würste des untern Personals zeigten mehr und mehr eine Armuth an Speck, die bloß durch reichliches Gewürz ergänzt war, die Flaschen dagegen, mit Ausnahme der des gebietenden Herrn, waren von gleichem Inhalt und nicht gemessen oder gezählt, so daß sämmtliche Gesellschaft höchst befriedigt das Mahl verließ.

(Schluß folgt.)

Armuth und Christenthum.

(Schluß.)

Das ist die jezt zur Geltung gekommene, zur dringenden Nothwendigkeit gewordene neue Weltstellung des Weibes, von der ich in einem frühern Briefe gesprochen. Das Christenthum, die Religion der Liebe, der Freiheit in und der Gleichheit vor Gott hat sie begründet. In der ersten, noch mitten im Heidenthum und Judenthum wohnenden Christenkirche war das Hervortreten dieser Stellung zum Leben, wie wir sie im Auge haben, weder möglich noch nöthig. Die Liebe zu den Brüdern schuf die Diakonen, sie halfen dem Bedürfnisse ab; das Weib bei aller vollchristlichen Berechtigung und Verpflichtung sollte nur ihre Kinder erziehen, mit sanftem, stillem Geiste im Hause walten, unterthan dem Manne, wie die Gemeinde unterthan ist dem Herrn, der sich für sie hingegeben; im Uebrigen, nach orientalischer und heidnischer Weise, heißt Paulus sie schweigen: »taceat mulier in ecclesia.« Im Katholicismus kam, wie schon bemerkt, die Ehe, als dem heiligen Stande verboten, nicht ganz zu ihrer Würde. Jenseits des Hauses tretend in öffentlichen Werken der Liebe und Opfern des Glaubens, mußte das Weib als Heilige, als Ordensschwester der Kirche und nicht dem Leben gehören. Die Stellung, welche Luther einerseits dem Staate, andererseits der Ehe und damit dem Weibe errang, hat lezteres bis jezt als unveräußerlichen Besitz im Hausschranke verschließen dürfen und müssen. Der Staat, der, selbstherrlich geworden, allmächtig und allwissend und allgütig seyn wollte, hat den Männern wie den Frauen indessen nichts zu thun gegeben, als die Dinge des häuslichen Herdes und der Kinderstube, und auch dahin hat er Leben tödtend, Selbstthätigkeit lähmend, so weit als nur immer möglich gegriffen. Die Männer sind daran erlahmt und vertrocknet. Auf das Selbst beschränkt mit aller Gewalt, können sie ja nun nicht anders als selbstsüchtig und gewaltthätig seyn. — Des Weibes Natur ist unver-

wüstlich, im tiefsten Herzen bewahrt es durch tausend Stürme das heilige Feuer der aufopferungsvollen Liebe, das sie sich in langen Nächten und trüben Tagen an der Fackel des Glaubens anzuzünden weiß, auch mitten in der fluchvollsten Umgebung.

Jezt wo die Stunde der Geburt eines neuen Völkerdaseyns gekommen ist im allgemeinen Völkerweh, haben diese Priesterinnen der Liebe das enge und verschlossene Frauengemach und Kinderzimmer zu überschreiten und öffentlich, obwohl im Stillen und Verborgenen, ohne die Linke wissen zu lassen was die Rechte thut, wirkend, an den Webstuhl der Zeiten zu treten und vor allem die Blößen des Jahrhunderts zu decken, die Schäden des Volks zu bessern, ehe die Dome der Freiheit und Wohlfahrt, an deren Quadern die Männer halb im Traume, ganz im Zorn und Hader hauen, steigen können in des Himmels Saum.

Es ist also ein Heraustreten des Weibes aus dem Hause allerdings geboten, und bloß durch das Weib kann uns gegründet werden, was als Unterlage des politischen Lebens vor Allem Noth thut: eine wirklich bürgerliche Gesellschaft. Wir hatten bisher bloß Familie und Staat. Die Vergesellschaftung der streitenden Interessen, Parteien, Berufsarten gelingt dem leztern niemals, wenn sich nicht auf dem Grunde der Liebesgemeinschaft durch thätiges auf und nieder und in und miteinander eine Gleichung vollzieht im Leben, durch welche die politische Gleichheit erst Boden und Vernunft, weil Christenthum und Menschlichkeit gewinnt. — Was die französischen Socialisten und Emancipisten in Wahn und Aberwitz verlangen, hat seinen wahren Kern, der nun an's Leben muß.

Dieses Heraustreten des Weibes aus dem engsten Kreise muß nun freilich, damit es bestehen und wirken kann, seine bestimmten Formen und Gliederungen sich geben. Es muß in festen Vereinen auftreten, sonst zersplittert es sich in zufälliger Vielgeschäftigkeit und verliert Kern und Sporn. Diese Vereine können des religiösen Geistes und der praktisch handsamen Gestaltung gleich wenig entrathen. Und solchergestalt sind sie denn auch in England, Frankreich und Deutschland hervorgetreten, und es thut nur Noth, daß sich allenthalben solche Frauenvereine „für Armensorge," „für Krankenpflege," „für Kinderrettung," „für Irrenhäuser und Zuchthäuser" bilden und dann zu einem geschlossenen Ganzen, zu einem lebendigen Leibe der thätigen Liebe zusammenschließen.

Aber, so hat schon Immermann sein ernstes Bedenken eingelegt, wäre solches Heraustreten der Frau aus dem eigenen und einzelnen Hause nicht vom Uebel, wäre dasselbe nicht ein leidiger Beweis, daß die Familie ihr fremd geworden und verödet wäre und ihr Herz und Wesen nicht mehr auszufüllen vermöchte? Die Antwort ist mir leicht. Die Frau, welche durch solche gemeinsame Thätigkeit der Liebe zu den Dürftigen dem eigenen Hause und ihren Kindern entfremdet werden könnte, die ist zu solchem Dienst der Liebe zum voraus ungeschickt; die aber draußen wahrhaft liebend wirken, werden sich zehnfach ihren Liebsten opfern. Doch — Worte lehren, Beispiele ziehen. Ich lege die Feder nieder und nehme den Griffel zur Hand, um den Leserinnen im nächsten Stücke ein Musterbild der Weiblichkeit mit schnellen Umrißlinien nachzuzeichnen, wie wir's brauchen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Schluß.)

Musik. — Die französischen Nationalgarden in England.

Eine andere junge Sängerin, die viel zu versprechen scheint, ist Demoiselle Courtot. Auch Roger, bisher die Zierde der komischen Oper, ist für die große Oper gewonnen, er will aber zuerst in dem längst und sehnsüchtigst erwarteten Propheten Meyerbeers auftreten. — Die besten Geschäfte unter allen Pariser Theatern macht diesen Winter unstreitig die komische Oper, wozu die neue Oper von Halevy, „das Thal von Andorre," wohl das meiste beiträgt. Diese äußerst liebliche und melodiereiche Composition ist vielleicht das beste, was Halevy bis jezt geschaffen. Die herrlichste Harmonie ist auf das bewundernswürdigste instrumentirt, und der Reichthum an Melodie steht im schönsten Verhältniß mit der Harmonie. Von der Ouvertüre bis zum lezten

Finale sind alle Musikstücke von bezaubernder Originalität, dabei zeugen sie, auch die muntersten, vom feinsten Geschmack, und obgleich sich die Leidenschaften bis zum höchsten Grad steigern, ist dennoch der Styl der Composition durchgängig der edelste. Auch die Fabel dieser Oper, die noch lange das Haus überfüllen wird, ist anziehend und harmonirt mit der Composition. — Daß die italienische Oper aus Mangel an Zuhörern geschlossen werden mußte, war vorauszusehen, da deren sämmtliches Logenpublikum Paris längst verlassen hat. — Von den wenigen Conzerten, die bis jezt stattfanden, erwähne ich nur dessen, welches Mademoiselle Therese Milanollo, deren Schwester leider in der Blüthe ihrer Jahre und ihres ausgezeichneten Talentes hingerafft wurde, zum Besten der durch die Februar-Revolution in Dürftigkeit versezten Tonkünstler gab, und in welchem Mademoiselle Massen, eine Künstlerin ersten Ranges, glänzte. Sie spielte das erste Conzert von Weber mit Orchesterbegleitung. Schon in ihrem zwölften Jahre hatte dieses Mädchen den ersten Preis auf dem Pianoforte im Conservatorium erhalten.

Die französischen Nationalgarden, welche England und seiner Hauptstadt einen Besuch in Uniform abgestattet, scheinen eben nicht sehr erbaut von dort zurückgekommen zu seyn. Man sagt, sie hätten mehr das Bedauern als die Bewunderung der merkantilischen Söhne Albions erregt: doch meinten die Engländer, sie haben einen viel zu soldatischen Anstand, als daß man sie für verkleidete Boutiquiers halten sollte. Es ist gewiß, daß sie immer noch militärischer aussehen, als ein englischer Veteran in seiner rothen Uniform; auch hört man sie nicht selten in den Pariser Straßen den Vers ableiern:

Les Anglais sur leurs trottoirs
Font des promenades;
Mais ils font mieux les rasoirs
Que les barricades.

Wahr ist es, daß das lezte Ding, woran der radikalste Reformer in London denkt, eine Revolution ist, während man in Paris immer mit einer solchen beginnt, und sich am allerlezten darum bekümmert, was sie für Folgen haben kann. Man denkt nur an's Niederreißen und überläßt das Wiederaufbauen dem Schicksal. Der Engländer hat einen Abscheu davor, sich in Soldatenröcke zu stecken und Bataillone zu formiren. Er gleicht darin, wie das Morning-Chronicle selbst sagt, jenem Mandarin, der, als man ihn fragte, was er von der Quadrille halte, welche eine Gesellschaft von Herren und Damen in seiner Gegenwart tanze, erwiderte: „Es ist recht schön, sehr schön, nur begreife ich nicht, warum die Herren und Damen nicht ihrer Dienerschaft befehlen, diese Arbeit für sie zu thun."

Wien, Januar.

(Fortsezung.)

Theater. — Musik.

Ein sehr fades Produkt ist C. A. Schreiners (?) Lustspiel, „die Brieftasche." Das Publikum weiß sich die Aufführung desselben so wenig zu erklären, daß es die Autorschaft irgend einer hohen Person zuschreibt. Andere schreiben das Stück Bauernfeld zu, von dem freilich Besseres zu erwarten wäre; auch widersprechen dem seine Freunde auf das allerentschiedenste. Man denke sich drei oder vier junge Herren, welche einen langen Sommertag hindurch (das ist nämlich die „Zeit der Handlung") essen, trinken, spazierengehen und miteinander kokettiren. Einmal geht der Vorhang auf und einer der Helden verzehrt vor dem Publikum ein Butterbrod; ein andermal sitzen zwei der Helden da und kehren sich den Rücken zu. Herren und Damen verloben sich bald so, bald so miteinander und verbreiten noch außerdem gegenseitig falsche Gerüchte über ihre Verlobungen. Einer der jungen Männer hat ziemlich viel Schulden und erklärt den für ehrlos, der von einer Frau seine Schulden bezahlen läßt. Er ahnt nicht, daß die Schönste, die zugleich sehr reich ist, in ihn verliebt ist, und als er es erfährt, erklärt er, da er ein Mann von Wort sey, das einzige Gute an ihm, so könne er die Angebetete nicht heirathen. Schon wird ein ältlicher Mann, der sich zum Glück unter den Personen des Stückes befindet, als ihr Auserwählter betrachtet. Als die Confusion ganz auf die Spitze getrieben ist, schließt der vorlezte Akt. Noch ist die Brieftasche nicht zum Vorschein gekommen. Welche Aufgabe hat sie zu lösen? Das Publikum hofft, daß sie doch wenigstens Eine vernünftige Idee, daß sie doch einigen Sinn in das sinnlose Stück bringen werde. Der alte Herr tritt auf und hält sie hoch empor. Was hab' ich hier? sagt er mit schlauer Miene, und die Spannung erreicht den höchsten Grad. Jener junge Mann von Wort hatte dem alten Herrn diese Brieftasche verehrt, ohne daran zu denken, daß sich ein Lotterieloos in derselben befand. Dieses hat natürlich inzwischen das große Loos gewonnen, und der eigensinnige Herr kann seine Schulden selbst bezahlen. Das Pärchen ist nun steinreich geworden; das übrige junge Volk aber hat sich inzwischen auch ohne Geld zusammengefunden. Das Stück spielt in Wien, und wer sich damit über die Unbedeutenheit trösten kann, daß die Helden von ihren Fenstern aus die Aussicht auf den Kohlmarkt haben, der mag es thun.

Um Ihnen dießmal auch etwas über Musik mitzutheilen, bemerke ich, daß das frühere Conservatorium, welches von der Gesellschaft der Musikfreunde gegründet und von ihr abhängig war, in eine neue Phase getreten ist. Wegen der ungünstigen Zeitverhältnisse von der Gesellschaft aufgegeben, hat es in diesen Tagen sich selbstständig constituirt. Von der Regierung ist ihm eine vortreffliche Lokalität, welche ursprünglich für das Preßgericht bestimmt war, in der Nähe der Staatskanzlei angewiesen worden. Alle früheren Professoren, von denen die Herren Böhm, Basadonna, Fischhof, Merk und Preyer in Deutschland am bekanntesten sind, haben um der guten Sache willen sich anheischig gemacht, unter der Leitung des leztgenannten unentgeltlich ein Jahr lang den Lehrkursus zu halten. Wie man überhaupt von einer ruhigen Entwicklung des österreichischen Staates für die Zukunft so manches hofft, so erwartet man auch in Kürze die Uebernahme des Instituts von Seite des Staats, der demselben namentlich durch den früheren Unterstaatssekretär Baron Feuchtersleben zu einer Zeit, wo er freilich für die Kunst nichts thun konnte, so freundlich entgegen gekommen. Wenige Bühnen, Kapellen und Orchester dürften sich in Deutschland finden, die nicht ehemalige Zöglinge aus der gediegenen Schule des Conservatoriums aufzuweisen hätten. Wir glauben daher auch vor den Lesern es verantworten zu können, wenn wir in einem Augenblicke, wo eine neue Epoche dieses für das musikalische Wien so wichtigen Institutes beginnt, in kurzen Umrissen hier die Geschichte des Conservatoriums geben, wie wir diese selbst erzählen gehört.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 4.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 21. Mittwoch den 24. Januar 1849.

Wenn wir den Eindruck beschreiben sollten, welchen die Wohnungen in Paris im Allgemeinen machen, so würden wir sagen, daß uns zuerst ein mäßiger Wohlstand mit der Begierde sich zu zieren, und ein noch nicht ganz klar gewordenes Bedürfniß nach englischer Wohnlichkeit entgegentrete

Fr. Kölle.

Der März in der französischen Republik.

(s. Nr. 11—15.)

9.

Paris, 15. März.

Gestern habe ich denn ein Paar der berühmtesten Gebäude gesehen, die Kirche St. Madelaine und die Börse, beide im schönsten Style der Antike gebaut und darum so wunderbar fesselnd. An den langen, schöngestreckten Linien des Gebälkes der Madelaine, an den schlank und in sich gefestet aufsteigenden Säulen ruht das Auge unbeschreiblich süß aus. Schon die schönen, wagrechten Linien der Stufen, die zur Kirche hinanführen, haben etwas Wohlthuendes, indem sie den Blick allmählig emporlenken und das Gebäude, das eigentliche Kunstwerk, über die Erde erhöhen und mit ihr vermitteln. Durch drei Kuppeln fällt das Licht in die Kirche, deren Inneres im freundlichen, aber nicht eigentlich schönen Style der modernen italienischen Kirchen ausgeschmückt ist. Reiche Goldverzierungen, sehr bunte Bilder, vielfarbiger Marmor machen einen Eindruck von heiterer Pracht, der nur durch schlechte Marmorstatuen gestört wird. Auch die Statuen, welche am Aeußern der Kirche die Nischen füllen — Apostel und Heilige, wie mich dünkt — sind nichts weniger als schön. Die Gestalten haben durchgehends etwas Manierirtes und sehen aus, als ob sie alle im Rumpfe zu kurz wären. Es muß an der Behandlung des Faltenwurfes der Gewänder liegen, wie mir scheint.

Die Kirche war geheizt, die Wärme strömte aus dem Fußboden. An allen Eingangsthüren befanden sich Wohlthätigkeitsaufforderungen, von drei adligen Damen unterzeichnet. Eine Kapelle mit einem Beichtstuhle trug die Ueberschrift: »Propriété des dames de la bienfaisance.« Es saßen viele Damen vor derselben, alle den reichen Classen angehörend. Eine Mutter sprach lange mit dem Beichtiger, ehe die Tochter zur Beichte vor ihm niederkniete, während welcher die Mutter ihr, ebenfalls knieend, zur Seite blieb. Nicht weit davon saßen ein paar Blousenmänner und lasen die Réforme und den Courrier Satan. — So mischen sich hier Aristokratie und Volk, Hierarchie, Religion, Luxus, Comfort und socialistische Volkszustände zu einem Ganzen.

An der Börse war mir, außer der schönen Architektur, das auffallendste, daß man hier Briefkasten eingerichtet hatte, in die man noch später als in den andern Stadtposten Briefe, aber nur unfrankirte, hineinwerfen und befördern lassen kann. Das ist ein sehr gutes Institut, da sich Jedermann desselben bedienen kann, nicht nur die Kaufleute.

Nach dem Besehen der Börse machten wir mehrere Besuche in der Stadt, und dabei ist mir besonders die Enge und Zierlichkeit der Wohnungen aufgefallen. Freilich bewohnen die Reichen, die Bankfürsten und die Aristokratie, große Hotels, die sich um viereckige Höfe ziehen, und im Faubourg St. Germain auf schöne stille Gärten die Aussicht haben; aber selbst sehr begüterte Leute wohnen nach deutschen Begriffen beschränkt, nicht sowohl der Zimmerzahl nach, als nach dem Flächenraume derselben. Ein Appartement besteht aus einem Salon, einem Eßzimmer, einer Schlafstube für Madame, in der man gewöhnlich empfangen wird, einer zweiten für Monsieur und



irgend einem Arbeitsstübchen oder Boudoir für den Einen oder den Andern,

Diese Enge der Räume hat zur Erfindung von zweckmäßigen Möbeln Anlaß gegeben, und solch ein Schlafzimmer von Madame ist wie die Kajüte eines Dampfschiffes benuzt. Ueberall steht ein großes Bett auf einer Estrade. Es hat Ueberhänge und Decke von gleichem Zeug und ist nach Art antiker Thronbetten zurecht gemacht, so daß über der Bettdecke, zu Kopf und Füßen, große runde Gallapolster liegen. Diese Bettstellen, die nach deutschen Begriffen schon sehr breit sind, werden Abends noch in die Breite ausgezogen und bilden ein vortreffliches Lager, da die französischen Matrazen, Decken und Plumeaux nichts zu wünschen übrig lassen. — Vor dem Kamin stehen kleine Sophas und ein paar Lehnstühle. Ueber dem Kamin ist der Spiegel in die Wand gefügt. Den Sims zieren eine elegante Uhr, Bronzeleuchter, Statuen, ein paar Feuerfächer und einige Nippes. Ein seidener Vorhang, der nach erloschenem Feuer niedergelassen wird, fehlt nirgends. So entsteht ein warmes, behagliches Plätzchen, auf dem es jedem Fremden wohler werden muß als bei uns im Norden, wo wir, wenn wir nicht sehr reich sind, in eiskalten Zimmern schlafen, um in einem halbwarmen großen Empfangzimmer den Tag über selbst zu frieren und unsere Gäste frieren zu lassen. Jene Einrichtung der Zimmer fand ich selbst bei einer Schneiderin, die in entlegener Straße au quatrième in sehr niedrigen Stuben, aber doch ungemein behaglich und zierlich wohnte.

Als wir von Heine kamen, besuchten wir noch verschiedene Personen, die zum Theil den gewerbtreibenden Klassen angehörten, unter andern einen sehr geschickten Optiker, membre de l'académie, chevalier de la legion d'honneur, und dann die Besitzerin einer Modehandlung im Faubourg St. Honoré. Diese Personen hatten denn natürlich ihre eigenen Ansichten über die Revolution, welche sie in ihrem Gewerbe benachtheiligt. Der Optiker, von dem ich eine schnelle Lieferung der gemachten Bestellung erbat, versicherte mich, daß dieß außer seiner Macht läge. Er und sein Sohn seyen so sehr durch Wachdienst und Patrouillen in Anspruch genommen, daß sie die Zeit und die Ruhe für eine so saubere Arbeit, wie die ihrige, nicht fänden. Die Modehändlerin bedauerte besonders ihre Arbeiterinnen nicht beschäftigen zu können; aber alle Personen, welche wir sprachen, stimmten darin überein, daß der Geist des Volkes nichts zu wünschen übrig lasse, daß die Arbeiter aller Grade le plus grand dévouement, la plus profonde résignation, le plus noble désinteressement bewiesen hätten.

Die Arbeiter seyen verständig, mäßig, verlangen nichts Unsinniges, sondern nur Aufhebung der Sklaverei, die auf ihnen gelastet. Sie wollen freier athmen, Luft schöpfen nach der Arbeit und diese lohnender gemacht haben. Das sey billig, da viele Arbeiter unverhältnißmäßig schlecht bezahlt worden seyen und ihr Erwerb außer allem Verhältniß mit den Preisen der nothwendigsten Lebensbedürfnisse gestanden habe. An Aufhebung der Standesunterschiede denke Niemand weniger als die Ouvriers; eben so wenig an Aufhebung des Luxus, von dessen Befriedigung sie ihren Erwerb ziehen. Die ansässigen Ouvriers und der petit commerce verabscheuen den Communismus, und haben die Abschaffung der Adelstitel sehr mißbilligt, welche die Aristokratie und die Engländer von Paris fortgetrieben und sie in ihrem Erwerbe benachtheiligt habe.

Andere Personen sahen das Heil Frankreichs allein in der Auflösung des stehenden Heeres. Vom Communismus, der ein Unsinn sey, fürchteten sie nichts, aber um so mehr vom Staatsbankerott, der nicht ausbleiben könne und den Louis Philipp Frankreich hinterlassen habe. Diese Geldnoth und die Furcht des Auslandes vor kriegerischen Angriffen von Seiten Frankreichs, würden beide durch Abschaffung des Heeres beseitigt werden; man würde täglich eine Million Franken sparen, die Abgaben also verringern, dem Arbeiter die ersten Lebensmittel billiger liefern können. Für den Fall eines Krieges sey aber von der Abschaffung des Heeres bei einem so kriegerischen Volke wie die Franzosen gar nichts zu besorgen, dessen Gamins erst jezt wieder ein Heer von achtzigtausend Mann besiegt und eine Revolution in wenig Tagen beendet hätten.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus einer bürgerlichen Familiengalerie.

(Schluß.)

Nicht minder festlich wurde der Herbst (die Weinlese) in dem Weinberg des Herrn Stadtschreibers abgehalten, der mit einem äußerst geschmackvollen Gartenhaus geziert war. Außer dem Hauspersonal und den zahlreichen Gästen nahm sämmtliche Honoratiorenschaft des Städtchens an der Festivität Antheil. Die Schreiber versahen sich je nach Maßgabe ihrer baaren Mittel mit Pulver und Feuerwerk, die Herrn Substituten brachten sogar Raketen und Feuerräder auf den Platz, welch leztere jedoch jedesmal verunglückten, troz dem daß der Stadtknecht (der Amtsdiener des Stadtschreibers) und der Incipient

mit Stöcken dazu gestellt wurden, um die widerspenstigen zu treiben. — Nach einer äußerst reichlichen Bewirthung, bei welcher die Trauben, die köstlichsten Gaben des Herbstes, nur Nebensache waren, kam der Abend, an dem sich die zunehmende Heiterkeit durch Schießen und Feuerwerk Luft machte, bis ein glorreicher Rückzug mit Fackeln erfolgte. Oft durfte der Jubel sogar noch mit einem Tanz im großen Zimmer der Stadtschreiberei beschlossen werden, wo ein etwas heiseres Clavier stand, auf dem Jungfer Mine mit großem Applaus eine Ecossaise und zweierlei Walzer spielte, bis sie selbst vom galanten Substituten engagirt wurde, welcher nach der Maultrommel des Herrn Maier, wozu Herr Nüßler den Takt trat, einen Hopswalzer mühselig mit ihr vollendete.

Noch glorreicher entfaltete sich das Personal der Stadtschreiberei während der Schlittenfahrten, die dort vom ersten befahrbaren Schnee an arrangirt wurden. Der Herr Stadtschreiber mit seiner Frau Liebsten fuhr mit stattlichem Gespann in einem grün und roth bemalten Schlitten voraus. Sämmtliche Schreiber theilten sich in die Ehre, die Töchter, Nichten und Bäschen der Familie führen zu dürfen, welche sich freilich meist auf „Reibern“ behelfen mußten; nur der Amtssubstitut führte Jungfer Karoline im Triumph in dem glücklich erbeuteten Schlitten des Müllers, der die Gestalt einer Tulipane hatte und vorne mit einer Meerfrau geschmückt war. Der klingelnde Zug, in dessen Nachtrab aus Mangel eines Rollengeschirrs auch Kuhglocken ertönten, fuhr sodann auf einen benachbarten Hof, wo die Zeit mit Tanz und Spiel bis tief in die Nacht hinein verjubelt wurde und bei der fröhlichen Heimfahrt im Dunkel der Nacht manch schüchterner, bis dahin versiegelter Schreibermund sich öffnete und sogar wagte die Einziehung des Schlittenrechts zu versuchen.

Wie schön aber ist vollends die lezte und glänzendste Festlichkeit in der Stadtschreiberei ausgefallen, als der galante Substitut, der durch die Verwendung des Stadtschreibers eine Extraprobatorstelle erhalten, sich entschloß, um die Hand der gereiften Jungfer Mine zu werben, somit auch die stillen Wünsche des Amtssubstituten laut werden durften, der mit der Hand seiner Karoline die Aussicht auf Amtsnachfolge erhielt, und als nun diese erfreuliche Doppelverlobung gefeiert wurde. Die nähere Beschreibung des Festmahls bei dieser Veranlassung ist in unsern Zeiten fast unmöglich geworden, wo für eine bürgerliche Küche das Kochbuch einer Frau Stadtschreiberin zu den Chimären gehört. — Gut aber war es, daß die Jungfer Töchter noch in den Glanzzeiten des Hauses versorgt wurden, denn die Hinterlassenschaft zeigte sich, wie häufig der Fall war, viel geringer, als die Welt vermuthet hatte, da selbst ein fürstliches Einkommen zu Bestreitung des enormen Aufwandes nicht immer hinreichen wollte.

Nun ist all diese Herrlichkeit fast spurlos untergegangen, vergebens suchen wir in groß und kleinen Städten nach einem so gastlichen Hause, wie einst die Stadtschreiberei war, nach einem ähnlichen Verhältniß zwischen Prinzipal und Untergebenen, das neben aller steifen Förmlichkeit doch wieder etwas Patriarchalisches hatte. Der nivellirende Geist der Zeit duldet keine so erhabenen Häupter mehr, und obschon das Institut der Stadtschreibereien noch keiner grauen Vergangenheit gehört, so klingt es doch schon wie uralte Tradition im Munde des Volkes: „er hat einen Hochmuth wie ein Stadtschreiber.“

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Januar.

Volksstimmung. — Theater.

Wenn ich meinen lezten Brief mit der Bemerkung Voltaire's begonnen hatte: il faut vivre pour voir des miracles, so könnte ich auch diesem denselben Ausspruch als passendes Motto an die Stirne setzen. Doch will ich lieber mit unserm Dichter ausrufen: „Alles wiederholt sich nur im Leben.“ Wer mit mir 1815 nach der Schlacht von Waterloo Paris gesehen hat, konnte der es damals für möglich halten, je einen Napoleon wieder an der Spitze Frankreichs zu erblicken? — Was in meinem lezten Briefe als sehr wahrscheinlich angegeben war, hat sich in den lezten Tagen als Wahrheit herausgestellt. Louis Napoleon ist wirklich Präsident von Frankreich geworden und sein Oheim Jérome, den ich 1811 an der Seite seiner ihm in Unglück und Verbannung treuen Gemahlin in Glanz und Pracht zu Kassel als König von Westphalen gesehen habe, ist jezt Gouverneur der Invaliden geworden, bestimmt die Asche seines großen Bruders zu hüten, dessen Name allein die Mittelmäßigkeit der übrigen Familie mit einer Glorie umgibt. Und wahrlich, es bedarf keiner Reihe von Jahren, um im Geiste der Völker merkwürdige Umstimmungen und Veränderungen hervorzubringen. Monate, Wochen, Tage, Stunden vermögen dieß schon. Heute wird in den Staub getreten, was gestern vergöttert wurde, und umgekehrt. Was, so frage ich mich, bleibt denn auf dieser ewig beweglichen Welle anders haften, als eben diese Beweglichkeit?

„Alles wiederholt sich nur im Leben," und das ebenso bekannte, als verwerfliche: vae victis! hallte in unseren Tagen noch ebenso vernehmlich, als zu Brennus Zeiten. Was mich zu solchen wenig trostreichen Bemerkungen zunächst veranlaßte, war nicht unser Völkerleben, das zu diesem Thema so schlagende Beweise liefert, sondern nur die Aufführung Egmonts auf unserer Bühne. So oft ich den niederländischen Helden auf unserem und andern Theatern schon sah, immer zieht es mich wieder von Neuem zu dem Meisterwerke hin, doppelt einladend durch Beethovens herrliche Musik. Albas Zwiegespräch mit Egmont, erscheint es nicht als der frischeste, lebendigste, kräftigste Ausdruck der Grundsätze, wie sie noch heutigen Tags feindlich einander gegenüberstehen? — Wenn der greise Held ausruft: „der König will seinen Willen; glaube mir, das Volk wird nie mündig und bleibt immer Kind," fällt da nicht der jugendliche Held mit der kühnen Erwiederung ein: „und wie selten kommt ein König zu Verstand!" Einen König sah ich heute nun nicht im Theater, aber doch das souveräne Volk. Und wie war dieses umgestimmt! Alle jene Anspielungen auf Freiheit, Vaterland, Menschenrechte und Despotismus, die ich im verflossenen März wüthend beklatschen hörte, zogen heute spurlos vorüber; eine Kälte, die sich mir selbst mittheilte und fröstelnd und entmuthigend bis in mein Innerstes drang. — Weil ich nun gerade beim Theater bin, so will ich nur noch in Kürze melden, daß uns das neue Jahr Shakespeares nie veraltenden Sommernachtstraum mit Felix Mendelssohns feenartiger ewig junger Musik brachte. Leider haben wir hier kein Ballet, vorzüglich kein Kinderballet, das in Berlin so außerordentliche Wirkung hervorgebracht haben soll. Dennoch war der Erfolg ein überraschender, denn bei mehreren, schnell aufeinander folgenden Vorstellungen war das Haus übervoll. Es war die erste Darstellung des phantastischen Gemäldes, das ich zu sehen Gelegenheit hatte, und ich muß gestehen, daß diese einen weit bessern Eindruck auf mich machte, als der Vortrag einzelner Scenen, der vor einigen Jahren im hiesigen Museum stattgefunden. Auf die Gefahr hin, von allen Shakespearomanen gekreuzigt zu werden, erkläre ich indessen bestimmt, daß gar Vieles, besonders in den Scenen der Rüpel, auf mich höchst widrig wirkt. Die Liebkosungen Titanias, die sie an den verwandelten Zettel verschwendet, berühren mich ebenso unangenehm, wie Elvirens Zärtlichkeit gegen den in den Mantel seines Herrn gehüllten Leporello. Ich bitte tausendmal alle Kunstrichter um Vergebung, aber wer kann für sein Gefühl, für seine Nerven, oder, wenn man lieber will, für seine Idiosynkrasie? — Eine weniger bedeutende Neuigkeit war „Familienzwist und Frieden," Lustspiel in einem Akt von G. zu Putlitz. Ich würde dieser Kleinigkeit gar nicht erwähnen, behandelte sie nicht ziemlich glücklich die politische Zerrissenheit unserer Tage im Schooße einer einfachen Försterfamilie. Freilich halten Dialog und Anlage keinen Vergleich mit Bauernfelds „Großjährig" aus, das sich in ähnlicher Sphäre bewegt, doch sind manche Scenen von drastischer Wirkung. Ein alter Jäger, der kaum lesen kann und von einem wühlerischen Gastwirthe ein demokratisches Büchlein zur Belehrung erhält, dessen revolutionäre Grundsätze er nun gegen seinen Herrn, einen fürstlichen Forstmeister in's Werk setzen will, aber doch immer mit dem angeborenen Respekt zu kämpfen hat; der Forstmeister selbst, vollendeter Typus der alten Zeit; seine liebliche Tochter erster Ehe, erklärte Anhängerin der constitutionellen Monarchie; ein jugendlicher Schwager, Bruder seiner zweiten Frau, der, aus Amerika zurückkehrend, die Republik über Alles sezt; eine junge Frau, Concordia mit Namen, die am Ende alle Dissonanzen so freundlich löst, daß Republik und constitutionelle Monarchie sich ehelichen und dem rebellischen Jäger, dem Volkssouverän, Gnade und Verzeihung vom fürstlichen Forstmeister erwirkt wird — was will man mehr? Alle lassen am Ende die Frau Concordia hoch leben, und als der alte Jäger um die Uebersetzung dieses fremden Namens bittet, und man ihm Eintracht zuruft, gesteht er naiv, diesen Namen in seinem wühlerischen Büchlein nicht gefunden zu haben. Die gute Wirkung des kleinen Lustspiels ward erhöht durch die Maske des jungen Republikaners, in der man die bekannte Physiognomie eines Abgeordneten, der zugleich Dichter und Mitglied der Linken ist — eines linkischen Deputirten, wie der alte Jahn sagt — deutlich zu erkennen glaubte, und die mit ungeheurem Jubel begrüßt wurde.

(Schluß folgt.)

Wien, Januar.

(Schluß.)

Das Musikconservatorium

Aus dem in Wien sehr verbreiteten musikalischen Dilettantismus ging im Jahr 1812 ein Verein hervor, welcher zusammentrat, um sich durch Aufführung größerer Werke zu vergnügen, und den Namen Gesellschaft der Musikfreunde annahm. Die große Theilnahme, welche die veranstalteten Aufführungen fanden, so wie die imposante Masse musikalisch zusammenwirkender Kräfte, welche dem Verein zu Gebote standen, ließen während des Wiener Congresses, wo man sich in allen möglichen Festen so erschöpfte, daß endlich ein kranker Generalfeldmarschall erklärte: nur ein Generalfeldmarschallleichenzug fehle noch und er werde dazu die Gelegenheit bieten (was er auch that), den Gedanken auftauchen, auch in musikalischer Hinsicht ein in seiner Art einziges Fest zu veranstalten. Der Verein entschloß sich daher, Händels Alexanderfest mit siebenhundert Individuen aufzuführen. Der Beifall war ungeheuer und der Ruf der Gesellschaft, die sich im Jahre 1814 förmlich organisirte, wuchs dermaßen, daß in der Folge die Zahl der bei den Aufführungen Mitwirkenden bis auf 1100 Personen stieg. So erwarb der Verein einen bedeutenden Fonds, und er gründete im Jahr 1818 das Conservatorium, schon um durch Heranbildung von Zöglingen die Erfolge seiner Concerte zu sichern. Vor sechs bis acht Jahren gerieth die Gesellschaft durch einen unzweckmäßig kostspieligen Bau und mancherlei Zufälle in Geldverlegenheit, welche durch eine bedeutende, vom Hofe bewilligte jährliche Beisteuer theilweise gehoben wurde. Nach und nach aber sank die Theilnahme der Wiener an dem Verein, so daß man bereits vor ungefähr fünf Jahren das kostspielige Conservatorium aufgeben wollte. Dieß ist denn auch, wie bereits erwähnt, jezt geschehen. Glücklicherweise hat die Einigkeit des Lehrkörpers die Folge gehabt, daß dem neugebildeten Institute mit Recht der in der musikalischen Welt accreditirte Name Conservatorium der Musik erhalten werden konnte. Es würde sonst nicht an Spekulanten gefehlt haben, welche unbedeutenden Anstalten diesen Namen beigelegt hätten, wodurch manchem musikalischen Talente, das getäuscht in ihre Hände gefallen wäre, ein großer Nachtheil hätte erwachsen können. Unter dem alten Systeme sah man bei Ertheilung ähnlicher Concessionen mehr auf Religiosität und Protektion, als auf wirklich bedeutende musikalische Befähigung, und die Männer vom Fach erwarten von der Gesetzgebung, daß auch in diesem Punkte für die Zukunft Mißbräuchen vorgebeugt werde. Möge das Conservatorium von jezt an aus einer immerhin durch die Verhältnisse mannigfach beschränkten Schule zu einer großartigen Anstalt werden, welche allen Meisterwerken der Kunst, sollten sie sich auch von der süddeutschen Färbung entfernter halten, eine gleichmäßige Theilnahme schenkt.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 22. Donnerstag den 25. Januar 1849.

Stat magni nominis umbra.
Lucan.

Literarische Erinnerungen.

Friedrich de la Motte Fouqué.

Dem Dichter des Zauberrings und der ewig schönen Undine, des Sigurd und des Sintram ist ein sonderbares Loos geworden vor vielen Sterblichen. Ein Knabe noch trat Fouqué in das preußische Kürassierregiment Herzog von Weimar, das Offiziers-patent hatte ihm sein großer Pathe, der alte Fritz, auf die Wiege gelegt; ein Knabe noch focht er am Rhein und in den Niederlanden gegen die französischen Republikaner, und der Jüngling schon zog sich aus der Welt zurück in die Einsamkeit eines märkischen Landgutes, um dort ganz einer geliebten Frau zu leben. Noch ist die Zeit nicht, Fouqués Herzensgeschichte zu veröffentlichen, noch lebt jene edle Frau, die seine Jugendliebe war und die später von ihm geschieden wurde. Fouqué wurde von jenem märkischen Landgute aus der Genosse der A. W. v. Schlegel, Chamisso, Theremin, Varnhagen und Arnim, dann schnell einer der beliebtesten Schriftsteller Deutschlands, gefeiert vom Rhein bis zur Weichsel, und durch Uebersetzungen in Schweden und Dänemark, in England und Frankreich heimisch. Die ersten Geister unserer Nation erkannten ihn an, Fichte und Jean Paul flochten ihm den Lorbeerkranz, Gneisenau nannte ihn Bruder und Ludwig Uhland widmete ihm seine ersten Gedichte. Großes hat Fouqué beigetragen zur Belebung vaterländischen Sinnes in jenen Jahren, da Deutschland unter dem Druck der Fremdherrschaft lag, und noch Jahre lang nach dem Befreiungskriege war er der Liebling des größern Publikums. Nach und nach wurde er vergessen, nur die Literaturgeschichte nannte seinen Namen und seine Werke, und man wunderte sich beinahe, daß Fouqué noch lebe, als er sich 1840 an der Redaktion der deutschen Adelszeitung betheiligte. — Diese entsetzliche Vergessenheit, in die der einst so hochgefeierte Dichter verfallen war, würde viele Andere vernichtet haben, Fouqué fühlte sie nicht; als er 1843 zu Berlin starb, glaubte er steif und fest, er sey noch immer eben so sehr der Liebling der lesenden Welt wie 1816, als er das Frauentaschenbuch in Gemeinschaft mit Friedrich Rückert herausgab.

Es sey mir vergönnt Einiges mitzutheilen über einen Dichter, dessen Talent unstreitig ein sehr bedeutendes war, dem nur eines fehlte, um den ersten Geistern gleich zu stehen — die formale Bildung.

Es war um Pfingsten im Jahr 1840, wenige Tage nach dem Tode Friedrich Wilhelms III., als ich mit v. Soltau, dem bekannten Sammler altdeutscher Lieder, zu Halle über die Promenade ging. Da kam uns ein kleiner Mann entgegen im Civilkleid, aber mit jenem steifen Schritt, der den alten Militär verräth. Wunderschöne blaue Augen und ein schneeweißer buschiger Schnurrbart gaben dem feinen, hübschen Gesichte Ausdruck. Das war Friedrich Baron de la Motte Fouqué, königlich preußischer Major von der Kavallerie. Soltau stellte mich dem Dichter als Dichterling vor. Fouqué besaß eine herzgewinnende Freundlichkeit im Umgange und hatte von den französischen Refugiés, seinen Ahnherrn, jene liebenswürdige Kunst des Schwatzens geerbt, jenes causer, das nie ein Deutscher lernt und das die modernen Franzosen auch verlernt zu haben scheinen. Auf dem

kurzen Wege bis zu Rawalds Weinhaus am Theater erfuhren wir, daß er aus der Hospitalkirche komme, daß er jenes schmucke Kirchlein am liebsten besuche, weil er ein Ritter sey vom Spital des heil. Johannes in Jerusalem. Dabei deutete er nicht ohne Stolz auf das achtspitzige Johanniterkreuz, das er am Halse trug.

Der alte Herr sprach wirklich wunderhübsch; in kurzer Rede zeigte er sich eitel, stolz, launisch, aber ohne unangenehm zu berühren, ganz wie ein liebenswürdiges, etwas verzogenes Kind. „Sehen Sie, mein junger Freund," sprach er, „ich habe im Kirchlein gebetet für meinen hochseligen König und Herrn. Frieden, süßen Frieden habe ich mir hineingebetet in's zage Herz und der Herr hat mir seinen Engel gesendet mit einem schönen Trostliede."

Diese wenigen Worte charakterisiren Fouqué trefflich; der romantische Dichter, der gläubige Christ, der feurige Royalist sind nicht zu verkennen, nur fehlte noch der adelstolze Offizier, und der ganze Inhalt von Fouqués Wesen war ausgesprochen. Fouqués Gehaben in der ersten Stunde meiner Bekanntschaft mit ihm verrieth mir den Grund seiner frühern Beliebtheit, seiner spätern Vergessenheit. Wie sich Fouqué als Mensch gab, ganz auf einmal, ohne den geringsten Rückhalt, so hatte er sich auch als Dichter gegeben, ganz und auf einmal; später konnte er nichts Neues geben, sondern immer nur wieder sich, seine liebenswürdige Persönlichkeit. Sobald diese im Publikum hinlänglich bekannt war, wurde er vergessen, und in dieser Beziehung wird Wahrheit das schneidende Urtheil Chamissos: „Fouqués spätere Dichtungen sind nichts als etwas Zauberringextrakt mit vielem warmem Wasser." Hätte Chamisso gewußt, wie schmerzlich tief dieses Urtheil seinen alten Freund verletzen würde, er hätte es nicht geschrieben.

Jetzt saßen wir in Rawalds Weinhause am Halleschen Theater, Fouqués liebster Aufenthalt. Mit sichtlichem Behagen schlürfte er den edlen Rheinwein, mit der feinsten, schönsten Hand, die ich je bei einem Manne gesehen, schälte er die Mandeln, erzählte vom Professor Tholuck und vom Fest der weißen Rose in Potsdam, von seinem hochseligen Herrn und Könige, mit dem er als Knabe so oft gespielt in dem reizenden Sacro an der Havel, und plötzlich war er wieder in der Spitalkirche zu Halle und theilte uns das Lied mit, das ihm ein „Engel zum Trost gebracht." Das Lied war eine wirklich schöne Elegie auf Friedrich Wilhelms Tod, ein Klang aus vollem Dichterherzen, der wieder zum Herzen dringen mußte; nur war's nothwendig, daß die Hörer sich über manche Eigenthümlichkeiten hinwegsetzten. Am störendsten war mir das Weglassen des Artikels vor den Substantiven. Als wir schieden, lud mich Fouqué ein, die Vorlesungen über deutsche Literatur zu besuchen, die er wöchentlich zweimal, wenn ich nicht irre, in seinem Hause hielt. — Das war meine erste Begegnung mit dem Dichter des Zauberrings.

Am bestimmten Tage ging ich, die Vorlesung zu besuchen. Die ehrwürdige Universitätsstadt Halle ist reich an finstern und engen Gassen; zu den finstersten aber gehört die Rathhausgasse, die man vom Markt aus durch ein düsteres Thor betritt. Hohe Gebäude, dicht an einander gerückt, lassen selten einen Sonnenstrahl auf das von feuchtem Schmutz überzogene Pflaster fallen. Das Fräuleinstift und die Blindenanstalt liegen dem Hause gegenüber, das Fouqué damals bewohnte. Wüster Lärm schallte uns entgegen, als wir die Flurhalle betraten; die Studentenverbindung Borussia hatte ihre „Kneipe" im Erdgeschoß des Hauses. Auf einer dunkeln Treppe gelangte man zu dem kleinen Salon im ersten Stock, in welchem Fouqué seine Vorlesungen hielt. Als ich eintrat, war die Versammlung schon ziemlich zahlreich; ältere Herren, darunter der Geheimerath v. Schmieden, als firer Uebersetzer aus dem Französischen bekannt, einige Offiziere, Studenten und mehrere Damen bildeten das Auditorium. Schöne Büsten der königlichen Familie, Kupferstiche deutscher Dichter schmückten den sonst mehr als bescheiden möblirten Salon.

(Schluß folgt.)

Der März in der französischen Republik.

(Fortsetzung.)

Oft ward ein großer Widerwillen gegen die républicains par profession an den Tag gelegt. „Wir Alle sind Republikaner, wir wollen die Republik, um unser Gewerbe, unser Eigenthum gesichert zu sehen, und Institutionen herbeizuführen, die Jedem die Erwerbung von Eigenthum möglich machen: »mais il-y-a des républicains étrangers, des hommes sans patrie, qui ne sont rien, qui n'ont aucun état, et qui espèrent trouver un tel dans le désordre de la révolution.« Während man Lamartine und andern Mitgliedern der provisorischen Regierung volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, fürchtete man den Idealismus Louis Blancs; man schalt auf Ledru Rollin, dem man Geldunterschlagungen nachsagte, und behauptete, er habe das Gesetz gegen die Verhaftung der Schuldner nur gegeben, um sich selbst sicher zu stellen, da er von Schulden erdrückt werde. „Lamartine ist Dichter," hieß es, „Louis Blanc Historiker, Cremieux ein geschickter Advokat; diese Leute können bestehen auch ohne Mit-

glieder der Regierung zu seyn; aber Ledru Rollin, Caussidière, Flocon müssen Republikaner seyn und davon leben; das ist gefährlich!"

So gibt es denn auch hier gleich wieder Verdächtigungen und Zwiespalt, und die provisorische Regierung ist innerlich nichts weniger als einig. Ledru Rollin möchte Lamartine stürzen, die gemäßigte Partei ihn halten, und er selbst kämpft mit fast übermenschlicher Anstrengung, die Ordnung herzustellen.

10.

Paris, 15. März, Abends.

Herwegh und seine Frau habe ich schon oft gesehen. Beide sind in einer fieberhaften Aufregung. Diese erklärt sich leicht, wenn man bedenkt, mit welcher Sehnsucht, mit welch glühendem Verlangen Herwegh einer republikanischen Zukunft entgegen gelebt hat; aber man muß doch wünschen, daß er ruhiger werde, klarer, in sich gefaßter. Je lebhafter ich an ihm Theil nehme, seit ich ihn vor drei Jahren kennen und schätzen lernte, um so ängstlicher sehe ich sein jetziges Treiben. Er steht an der Spitze eines Comité von deutschen Republikanern, welche der Regierung in diesen Tagen ihren Glückwunsch zur errungenen Freiheit darbrachten. Das ist in der Ordnung; aber nun soll die Republik jezt gleich auch in Deutschland proklamirt werden!

Sie verlangen Waffen vom Gouvernement, das ausdrücklich erklärt hat, sich nicht in die Angelegenheiten anderer Staaten mischen zu wollen; sie machen wunderliche Anschläge an den Straßenecken, in denen sie von den Franzosen Waffen, Kleidung und Geld fordern, um ihren deutschen Brüdern jenseits des Rheins zu Hülfe zu ziehen; es werden Sammlungen für die deutschen Republikaner in den Kirchen gemacht; die Deutschen exerciren auf dem Marsfeld; ich höre immer von „nach Deutschland ziehen in Masse," und frage immer wozu? ohne eine vernünftige Antwort zu bekommen. Ein paar der deutschen republikanischen Arbeiter, die ich zufällig sah, da sie als Abgeordnete zu Herwegh kamen, waren durchaus nichtig. Sie sagten Ja und Nein zu allem, wie er es ihnen in den Mund legte. — Auch die Polen und Russen, die als Verbannte hier sind, regen sich — sie wollen auch „hinziehen" — und neulich habe ich schon welche üben sehen, die eifrig über die Grenzen des polnischen Reiches zankten. Man hat einen Club der détenus politiques gegründet, zu dem auch diese Polen und Herwegh gehören.

Jemehr man nun die wahre Freiheit liebt, je zuversichtlicher man darauf hofft, sie in der sich allmählig über die Erde verbreitenden republikanischen Verfassung verwirklicht zu sehen, um so ängstlicher betrachtet man jede Unklarheit in den Köpfen derjenigen, welche das Ideal der Republik im Herzen hegen, und die man selbst als Träger, als Stützen seines eigenen Idealismus hoch hält. Herweghs Verworrenheit macht mir Angst. Sie rührt offenbar davon her, daß er, der ein abstrakter Geist, ein Dichter (im schönsten Sinne des Wortes) ist, nun plötzlich den Geschichte schaffenden Reformator machen will. Seine Phantasie reißt ihn fort zu glauben, Deutschland stehe auch schon auf dem Entwicklungspunkte, den Frankreich eben jezt erreicht hat. Der Irrthum ist verzeihlich, denn Herwegh ist seit Jahren vom Vaterlande fern. Aber er will nicht glauben, daß er sich irrt. Ich besorge, er wird ein furchtbares Nachtstück dichten, wenn er die muthigen Träume seines Geistes im Leben verwirklichen sollte.

Die Freiheit ist seine Religion, er würde mit Wonne zum Märtyrer werden für die Wiedergeburt der Menschheit. Er hält diese in den höhern Klassen für verderbt, für entartet und keiner Erhebung durch das sittliche Ideal fähig. Darum würde er ruhig den Untergang derselben ansehen und mit ihnen untergehen, damit nachher die gereinigte Menschheit aus den gesunden Volksklassen sich zur Freiheit entwickeln könnte. Dieß ist der Grund, warum er die Anarchie, die Auflösung wünscht, die sonst in so grellem Widerspruch mit dem Schönheitssinne seiner Natur zu stehen schiene. Daß er vollkommen uneigennützig sich opfern könnte für das Allgemeine, und daß seine Frau den Muth und die Liebe hat, ihn sich opfern zu lassen für seine Idee, das glaube ich fest. Man kann dieß Schwärmerei nennen, man kann, wie ich selbst, fürchten, daß diese Schwärmerei sie blind macht gegen die Möglichkeiten des Augenblicks, aber daß Beide edle Naturen sind, das muß man ihnen zugestehen, wenn man nur das geringste Verständniß für Charaktere hat. Emma Herwegh besizt außerdem eine solche Tiefe der Liebe, eine so unbedingte Hingebung in derselben, daß sie schon dadurch schön und bedeutend wird.

Manchmal, wenn ich hier so gegen die Männer eifern höre, welche im Umsturz des Bestehenden allein die Möglichkeit einer bessern Zukunft sehen, oder wenn man die Personen tadelt und verdammt, die mit der Vergangenheit, ihren Sitten, ihren Ansichten aus Ueberzeugung gebrochen haben, so kommen mir eigene Gedanken. Am unverständigsten aber finde ich es, wenn man als Beweis für die Unrichtigkeit einer Theorie ihr augenblickliches Scheitern in der Wirklichkeit anführen will. Es ist, als ob die Leute nie ein Wort von der Vergangenheit, von der Weltgeschichte gehört hätten.

Keine regenerirende Idee ist gleich fertig, gewappnet aus dem Schooße der Zeit entsprungen; alle Reformatoren haben für Aufrührer, für Unsittliche, für Empörer gegolten, alle neuen Sekten sind verspottet, mißachtet und wo möglich gekreuzigt worden. Geschieht dieß jezt nicht, so ist es wahrhaftig nicht die Schuld der Einzelnen, deren bestehende Rechte von den Reformatoren angetastet werden.

Die Waldenser, die Albigenser, die Hussiten, Savonarola und Wikleff mußten mit ihren Anhängern untergehen, ehe Luther das Werk der Reformation vollbringen konnte. Als er die päpstliche Bulle abriß von der Kirchenthüre zu Wittenberg, um sie unter dem Zujauchzen der Studenten auf offenem Markte zu verbrennen; als er, der Augustiner Mönch, dem Ehelosigkeit Gebot war, die Nonne Catharina von Bora aus dem Kloster führte und sie sich von einem seiner Freunde als Gattin antrauen ließ, da haben sehr viele diesen Empörer gegen Religion und Staat gewiß auch für einen höchst sittenlosen Menschen gehalten, und ihm sicher eben solche Gräuel angedichtet, als den Socialisten jezt aufgebürdet werden.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Januar.

(Schluß.)

Das Parlament wieder in der Paulskirche.

Doch was schreibe ich von solchen Kleinigkeiten, da Scenen so ernster Art sich vor unsern Blicken eröffnen! Die Bretter, die die Welt bedeuten, treten vor der Weltgeschichte zurück, deren Keime hier im Schooße unserer Vaterstadt gelegt werden. „Ob Glück, ob Unglück aufgeht, lehrt das Ende.“ Hoffen wir mit allen für das Vaterland schlagenden Herzen, daß das erstere der Fall seyn möge. Das scheidende und das junge Jahr hatten uns aus dem Schooße der Reichsversammlung zwei werthvolle Geschenke gebracht, die Grundrechte des deutschen Volks und die Aufhebung der Spielbanken. Wenn die ersten einmal im Gesammtvaterlande angenommen, wenn so manche Schwierigkeiten überwunden seyn werden, die lokale und partikulare Interessen ihnen entgegenthürmen, dann werden wir weder England noch Frankreich um ihre Freiheiten zu beneiden haben. Wenn mit dem 1. Mai dieses Jahrs, nach Mohls Vorschlag, wirklich die Spielbanken fallen sollen, so wird auch dadurch manches Privatinteresse feindlich berührt werden und mancher Badeort, der nur dem Reize des Spiels seine ephemere Berühmtheit verdankt, wird öde und verlassen dastehen. Aber die Zeit fordert von Hohen und Niedern noch ganz andere Opfer. — Die Nationalversammlung hat die beengten Räume der deutschreformirten Kirche wieder mit der Paulskirche vertauscht, nicht ohne Spuren ihrer Wirksamkeit in der erstern zu hinterlassen. Man bewundert höchst gelungene Bleistiftzeichnungen, die während ermüdender Vorträge auf den Pulten entworfen und ausgeführt, von der Meisterschaft ihrer Schöpfer unverkennbar Zeugniß ablegen und es nur bedauern lassen, daß so geniale Compositionen unter dem Schwamme prosaischer Putzweiber unwiederbringlich verschwinden sollen. Wer an solchen Produktionen einen Anstoß nehmen wollte, dem geben wir billig zu bedenken,

„wie es schon lange der Brauch,
daß in der großen Welt man kleine Welten macht,“

und um wie viel höher die Mitglieder unseres Parlaments, als die des englischen stehen, die während langer und langweiliger Reden nichts besseres zu thun wissen, als schwatzen oder schlafen. Am 11. Januar hielt die Reichsversammlung ihre erste Sitzung in der Paulskirche. Der Architekt Weber von Cöln hat seine Aufgabe trefflich gelöst. In der prächtigen Rotunde herrscht eine behagliche Wärme. Zwei mächtige unterirdische Oefen heizen die Wassermassen, die durch Röhren vertheilt und in sechs Condensatoren gesammelt, aus vergitterten Oeffnungen im Fußboden den belebenden Wärmestoff ausströmen lassen. Alle Pulte der Abgeordneten haben Dintenfaß und Streusandbüchse erhalten. Von der nun ganz geschlossenen Decke hängt der große bronzene Kronleuchter herunter, dessen Gasflammen die abendlichen Sitzungen erhellen sollen. Kleinere Lüstres sind im ganzen Umkreise der Kirche vertheilt, so daß gegen Wärme- und Lichtspendung auch der eigensinnigste Kritiker nichts auszusetzen vermag. Und wahrlich, ein Aufenthalt, dem täglich so viele Stunden angestrengtester Arbeit und Aufmerksamkeit geweiht werden, muß des Comforts viel bieten. Am 13. war der merkwürdige Tag, wo die Reichsversammlung ihre Sitzung nur anderthalb Stunden aussezte, um die so wichtige österreichische Frage zum Abschluß zu bringen. Die Wichtigkeit des Gegenstandes, die Neuheit der Beleuchtung hatten eine außerordentliche Menschenmenge herbeigezogen, und selbst die Berichterstatter konnten nur mit Mühe zu ihren Plätzen gelangen. Besonders stark war der Zudrang gegen Abend, wo das Ende der parlamentarischen Schlacht nahte. Gagern ging bekanntlich als Sieger aus ihr hervor. Von den österreichischen Deputirten sprach der Berichterstatter der Majorität, Giskra, mit hinreißendem patriotischem Feuer. Wäre seine Regierung von seiner deutschen Vaterlandsliebe durchdrungen, Deutschland stünde jezt nicht in dieser traurigen Alternative, sich von Oesterreich loszusagen, um Oesterreich als Bundesgenossen zu erhalten. Aber was vermag die hinreißendste Beredsamkeit gegen die Logik, wie sie sich ungezwungen aus der ganzen Sachlage von selbst entwickelt? Heiße Kämpfe stehen uns noch bevor. Möge der Genius des Vaterlandes Alles zum Besten lenken!

Beilage: Literaturblatt Nr. 7.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 23. Freitag den 26. Januar 1849.

Ja, treibt der Geist euch, laßt Standarten ragen!
Ihr wart die Zeugen wildbewegter Zeiten.
Doch seht euch vor, wie hoch die Schwingen tragen!
Annette v. Droste

Der März in der französischen Republik.

(Fortsetzung.)

Hat doch selbst Christus, der sich mit Handwerkern umgab, der durch ununterrichtete Männer des Volks die Schriftgelehrten und Pharisäer bekehren wollte, der mit eigener Hand die Geißel schwang gegen die Krämer im Gotteshause, für einen Aufwiegler, für einen Empörer gegolten und ist als solcher gekreuzigt worden! Wie mag man sich denn noch immer wundern, daß man auch jetzt die Menschen verläumdet, welche die Irrthümer, die furchtbaren Widersprüche unserer Zustände aufdecken und danach streben, sie zu verbessern? Wie gibt es immer noch Menschen, die sich durch fremdes Urtheil irren lassen und davor erschrecken, daß man sie revolutionär und sittenlos nennt, weil sie den Muth haben, den Schlendrian der zur Sitte gewordenen Unsitte, den Schein des zum Recht erhobenen Mißbrauchs dreist und frei von sich zu werfen! Das hat Jeder thun, Jeder erdulden müssen, der die Wahrheit gegen die Lüge, und sich selbst gegen das Beugen unter die Lüge vertheidigte, und als Christus den Tempel säuberte, Luther die Bannbulle verbrannte, da ist für den Verständigen, für den innerlich freien Menschen auch die Furcht vor dem Götzen »qu'en dira-t-on?« verbrannt, der noch immer als erster Gott die Erde beherrscht und für die Schwachen die Stelle sittlicher Ueberzeugung vertritt. — Ob die Socialisten ihr Ziel schon jetzt erreichen, das läßt sich nicht bestimmen; die Zukunft aber wird ihnen oder ihren Nachfolgern gehören.

Es hat mich überrascht, neulich vor einem Bücherladen auf dem Quai d'Orsay die Worte »Imprimerie du Phalanstère« und an dem Schaufenster desselben nur socialistische Werke ausgestellt zu finden. Man ist in Deutschland noch nicht gewohnt, den Socialismus als Wirklichkeit in das Leben treten zu sehen; auch die Form, in der er auftritt, ist uns befremdlich.

In diesen Tagen erhielt ich einen Brief von der Herausgeberin des Journals »Les voix des femmes. Journal socialiste et politique, organe des intérêts de Toutes.« Madame Eugenie Niboyet. Eine russische in Paris lebende Aristokratin vom reinsten Wasser, mit Madame Niboyet befreundet, hat uns mit einander bekannt zu machen gewünscht. Der Brief lautet:

»Mademoiselle! L'amie selon mon coeur, celle que j'appelle mon bon ange, a désiré en partant, que je fisse votre connaissance. Je serais allée, sans retard, vous porter sa lettre, si je pouvais sortir, mais je rédige et dirige un journal quotidien, la voix des femmes, et je suis esclave de mon oeuvre. Vous qui êtes libre, venez à moi et, femme de lettres, pardonnez-moi de vous appeler soeur. Nous avons toutes besoin de nous parler, de nous entendre, notre mission de paix commence; si nous sommes fortes, l'humanité sera grande; venez à nous! — Je vous adresse un numéro de n o t r e, de votre journal. Veuillez le lire, veuillez le faire connaitre; il faut qu'il ait des appuis. Toutes ensemble nous devons concourir à sa rédaction, sans distinction de patrie. Il n'y-a que des soeurs dans l'humanité.«

Die Anzeige des Journals selbst lautet: »La voix des femmes est la première et seule tribune sérieuse, qui leur soit ouverte. Leurs intérêts

moraux, intellectuels et matériels y seront franchement soutenus et, dans ce but, nous faisons appel aux sympathies de toutes.« — Der erste Artikel des Blattes, das ich vor mir habe, heißt: »L'union fait la force,« und beginnt: »Les élections approchent; l'action des femmes peut être puissante; qu'elles exercent cette action, le règne de la République est leur règne. Les temps sont venus, à l'oeuvre et sans relâche! Unissez-vous, agissez dans la famille, agissez dans la cité, désignez à vos frères électeurs les candidats que vous croyez assez purs pour être éligibles. Pas de puériles considérations! soyez franchement citoyennes et dignes de ce nom« u. s. w.

Dann folgt ein vortrefflich geschriebener Artikel, »Le Pape,« ferner ein schöner Brief von George Sand — »Aux riches« — der aber hier nur abgedruckt, nicht für das Journal geschrieben zu seyn scheint, da die Sand anderswo erklärt hat, nicht zu den Mitarbeitern der Voix des femmes zu gehören. Es folgen ein Aufsatz über die Crise financière et commerciale, die actes officiels du gouvernement provisoire, la misère en Allemagne par Mad. Bettina d'Arnim, eine Uebersetzung des Berichts über die Voigtländer, aus „dieß Buch gehört dem Könige," ein Kapitel sur le sort actuel des femmes, die gewöhnliche, aber sehr kurze Revue des Journaux politiques de la France et de l'étranger, verschiedene Stadtneuigkeiten, einige Annoncen, des Programme des spectacles, und das Blatt, gedruckt in der Imprimerie de Madame Delacombe, ist fertig.

Ich schreibe so ausführlich darüber, um euch eine Vorstellung davon zu geben, wie solche Dinge hier gehandhabt werden. Der Styl des Blattes ist etwas übertrieben, aber es ist doch viel Vernünftiges darin, und es ist jedenfalls als eine Lebensäußerung der Jetztzeit und ihrer Bestrebungen interessant. Daß Madame Niboyet keine unedle, keine gewöhnliche Frau sey, dafür bürgt mir der Name der Freundin, welche sie mir zugeführt.

II.

Paris, 10. März Abends.

Das war ein merkwürdiger Abend. Den ganzen Tag und schon die Tage vorher war es unruhig gewesen, weil die Masse der Nationalgarde die Auflösung der einzelnen Corps d'élite in derselben verlangte, welche sich nicht auflösen lassen wollten. Es sind die Grenadiere und Jäger. Die erstern haben Bärenmützen wie die einstige Kaisergarde, die andern gelbe Federbüsche. Die Corps bestehen aus den Bewohnern des ersten und zweiten Arrondissement, der Vorstädte St. Honoré, Chaussée d'Antin u. s. w., repräsentiren also die Aristokratie und die sogenannte haute finance.

Um sechs Uhr fuhren wir zu Madame de K. zu Mittag, welche mit uns zugleich in ihr Haus trat, athemlos den Hut abwarf und ausrief: „Man waffnet sich in den Faubourgs St. Antoine und St. Denis, wir haben einen Kampf diese Nacht. Ich komme vom Hôtel de ville, der Platz ist voll von Menschen, man hat das erste und zweite Bataillon der Nationalgarde mit Steinwürfen und Schimpfreden überhäuft. Weiber sind herangedrungen mit Schürzen voll Steinen, Jungen haben dem General Courtais den Degen aus der Hand gerissen und zerbrochen. Der Kampf bricht gewiß los." — Ein Pole und ein junger spanischer Herzog, beide ansäßig in Paris, beide Nationalgardisten, versicherten, daß für den Augenblick, trotz der großen Aufregung, nichts zu fürchten sey, und wir setzten uns zur Mahlzeit, um gleich nach derselben in eine Versammlung des Club centrale des républicains zu fahren, wo, wie die Männer wußten, dieser Gegenstand verhandelt werden sollte.

Der Club versammelte sich im Conservatoire de Musique, nahe bei unserer Wohnung. Man ließ unsere Wagen in einiger Entfernung halten. Zwei Polen, von denen der eine seit Jahren Professor der Staatswissenschaften hier ist, begleitete uns. — In der großen, etwas wüsten Halle des Conservatoire, wo die Statuen der Musen stehen, hielten sehr wild aussehende Männer in Blousen und Hemdermeln Wache. Sie hatten dreifarbige Bänder um den rechten Arm. — „Ihre Billette?" Die Polen zeigten ihre Eintrittskarten vor. — „Aber die Frauen?" — Wir hatten keine, und einer unserer Begleiter ging, einen Marseiller herbeizuholen, ein Mitglied des Clubs, das er kannte. Es war ein schöner, sehr dunkler Mann. Er ließ uns die Loge Louis Philipps im Centrum öffnen; mit uns traten andere Personen ein. Ich saß in der ersten Reihe und konnte also vortrefflich sehen.

Der Saal ist nicht eigentlich schön, hat außer dem Parket drei offene Logenreihen und oben noch kleine vergitterte Logen. Dieses ganze Lokal war voll von Männern, unter denen sich zwanzig bis dreißig Frauen der arbeitenden Klassen befanden. Auf der Orchestertribüne saßen vor einem Tische mit brennenden Lichtern der Vorstand und mehrere Commissaires d'ordre; sie hatten Alle ebenfalls die dreifarbige Binde um den rechten Arm. Der große Kronleuchter in der Mitte des Saales war angezündet, doch brannte nur immer die vierte Lampe und es blieb ziemlich dunkel im Saale.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Erinnerungen.

(Schluß.)

Fouqué erschien bald; das weiße Haar zierlich geordnet, den rothen Adlerorden im Knopfloch des schwarzen Fracks, das Johanniterkreuz um den Hals, so trat er ein und nahm an einem kleinen Tische Platz. Gegenstand der Vorlesung: Goethe — Werthers Leiden. Ich war im höchsten Grade gespannt. An eine Vorlesung im akademischen Sinne war nicht zu denken: es war eine Unterhaltung. Herr Baron Fouqué sah Gesellschaft bei sich und unterhielt diese höchst anmuthig von seinen persönlichen Beziehungen zu Goethe. Da erfuhr man, daß Fouqué gleich nach der Leipziger Schlacht durch Weimar gekommen und in zerrissener Uniform den großen Dichter besucht habe, daß ihn Goethe freundlich empfangen, aber seinen kriegerischen Enthusiasmus nicht ganz getheilt, sondern eine gewisse Vorliebe für Napoleon habe blicken lassen. Dann schilderte er ergreifend seinen Schmerz über Goethe's Tod, den er auf einer Reise in einer Dorfschenke erfahren, und machte endlich auf sein Büchlein: „Goethe und einer seiner Bewunderer" aufmerksam. Jezt kam er auf Werthers Leiden. Zuerst reicht er sein Exemplar herum; er hat's von Goethe selbst zum Geschenk erhalten und das Autographon des großen Mannes prangt auf dem weißen Blatte vor dem Titel; dann zeigt er das schöne Bild, das den Wolfgang Goethe im neunundzwanzigsten Jahre darstellt — die Cotta'sche Buchhandlung hat es vor einigen Jahren neu auflegen lassen — und nun begibt er sich an eine poetische Beschreibung des Eindrucks, den Werthers Leiden in frühern und spätern Jahren auf ihn gemacht haben. Er liest einzelne Stellen vor, sein strenges Christenthum geräth oft in bedenklichen Conflikt mit seiner Vorliebe für Goethe und Werther; doch, was er nicht zu vermitteln vermag, läßt er ohne alle Verlegenheit unvermittelt und schilt auf den alten Jahn, der einmal bei Professor Zeune in Berlin gesagt, dieses „ewig junge" Buch (Werthers Leiden) wäre nie jung gewesen. Von Jahn kommt er auf Zeune, den Puristen, der die Friedrichsd'or „Goldfritzen" nenne und deßhalb spöttisch von Jahn, statt August, Erntemond Zeune genannt worden sey. An Zeune reiht sich sein „großer Freund" Fichte, an diesen Gneisenau; der führt ihn auf Schill, den edlen Ritter, und Fouqué wird jung in diesen Erinnerungen; bald blitzen ihm die Augen, bald rollt eine helle Thräne nieder in den schneeweißen Schnurrbart. So vergehen zwei und mehr Stunden, er spricht eigentlich nur von sich, aber er spricht so gut, daß er immer ein befriedigtes Publikum entläßt.

Ich wurde nach und nach genauer bekannt mit dem ritterlichen Sänger der Corona; er las einige italienische Dichter mit mir und steckte mich auch eine Zeitlang an mit seiner großen Vorliebe für die künstlich edeln Formen romanischer Reimpoesie. Wie manche Mitternachtsstunde habe ich mit Fouqué durchwacht, in dem mit alten Waffen reich geschmückten Speisesaal! Da ließ ich mir erzählen von den großen Menschen, die er gekannt, mit denen er gelebt, und er war unerschöpflich in solchen Stunden, wenn er das unbeschreiblich reiche Buch seiner Erinnerungen aufschlug. Jener Saal in Fouqués Wohnung war übrigens ein schon vorher den Musen geheiligter Platz. Das Haus gehörte einst dem Staatsrath v. Jacob, und dessen Tochter Therese Adelgunde Luise v. Jacob (Talvj) verfaßte hier ihre berühmten Nachdichtungen serbischer Volkslieder. — Fouqué liegt begraben, die Talvj heißt Madame Robinson und lebt jenseits des Weltmeers in Nordamerika.

Damals aber, im Jahr 1840, war oft Gesellschaft in jenem Saal, denn war auch der Dichter Fouqué vergessen von dem großen Publikum, so war's doch der Mensch nicht von seinen zahlreichen Freunden, und es kam in jener Zeit wohl Niemand von Bedeutung nach Halle, ohne einen Brief an Fouqué. In jenem Saal sah ich heute die Crelinger mit ihren lieblichen Töchtern, Künstlerinnen vom ersten Range gleich der Mutter, und morgen vielleicht erschien der ultramontane Publicist Herr v. Schütz, Dichter des Lacrymas und Uebersetzer der Casanova'schen Memoiren. Heute ward einer jener innigen, himmlisch guten Briefe der edeln Prinzessin Maria Anna, Gemahlin des Prinzen Wilhelm, deren Ritter sich Fouqué mit hohem Stolze nannte, vorgelesen, und morgen erschien eines jener kokett schön geschriebenen Billets von Varnhagen. Der nordische Geigerkönig Ole Bull unterhielt sich hier mit dem berühmten Kanzelredner Dräseke, der französische Staatsmann Thiers sprach durchreisend bei Fouqué ein und der düstere Speisesaal vernahm mehrmals das fröhliche Lachen Charlottens von Hagn. So könnte ich noch viele Namen nennen.

Fouqué hat die neue Zeit nicht erlebt, und ich preise ihn glücklich darum, denn sie hätte ihn nur schmerzlich berühren können. Und warum ich diese harmlosen Erinnerungen an einen Dichter, der unserer Zeit so fern steht, gerade jezt veröffentliche? Ich denke, es ist wohl manch Einem wüst im Kopf vom Parteilärmen der Gegenwart, von dem Schmerzensschrei der gebärenden Zeit, und es thut ihm wohl,

einzukehren mit mir bei dem Dichter des Zauberrings in dem Hause auf der stillen Rathshausgasse in Halle. Hab' ich's getroffen damit und liest man's gern, so kann ich noch viel Aehnliches erzählen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Januar.

Die Landtagswahlen. — Der Gewerbstand. — Theater. — Christmarkt. — Eulen.

Die geistige Regsamkeit nicht nur in Dresden, sondern überall in Stadt und Land des Königreichs Sachsens ist vielleicht noch nie so bedeutend gewesen, als sie während der lezten Wochen sich kund gab. Die Wahlen zum nächsten Landtage drängten beinahe jeden andern Gegenstand des allgemeinen Gespráchs, wie z. B. die künftige Form der deutschen Centralgewalt und die oktroyirte preußische Verfassung, aus unserem Gesichtskreise. Die größte Thätigkeit entwickelten dabei besonders zwei der zahlreichsten politischen Verbindungen, „der deutsche" und der „Vaterlandsverein," deren lezterem man häufig nachsagt, seine Mehrheit huldige offenbar der Republik, während der erste sich unbedingt für die constitutionelle Monarchie ausspricht. Jezt da die Wahlhandlung geschlossen ist, werfen beide Parteien einander Parteilichkeit vor, obgleich solche in der Natur der Sache liegt und jeder in seinem Rechte ist, der nicht aus unlautern Gründen die angenommene Meinung verficht. Daß die große Mehrzahl der Bewohner Sachsens dem Constitutionalismus und dem behutsamen Fortschritt zugethan ist, verkennen übrigens selbst die meisten entschiedenen Anhänger republikanischer Institutionen nicht. Großen und wahrhaft heilsamen Eindruck machte das unlängst in öffentlichen Blättern publicirte „offene Wort" unserer Staatsminister, in denen Redlichkeit und hohe Gesinnung sich kaum überzeugender hätten ausprägen können. — Durch die immer mehr anwachsende Zahl wohlhabender Fremder wird dem hiesigen Gewerbestande sichtbar aufgeholfen. Während der Hof und die Einheimischen, besonders in Folge der eingetretenen nothwendigen Belastung mit neuen Abgaben, sich die größten Einschränkungen auferlegen, ersetzen die Salons der bemittelten Ausländer, die sich hier theils vorübergehend, theils für immer niedergelassen, an Glanz und Festlichkeit, was den einheimischen Cirkeln abgeht. — Der Hof und die einheimischen vornehmen Häuser meiden fast alles Festgeräusch, das auch in der That der betrübten Zeit wenig angemessen wäre. So sehen wir denn einem Carneval von sehr geringem Belange entgegen. Am meisten fangen die musikalischen und dramatischen öffentlichen Ergötzlichkeiten an wieder zu gedeihen. Große Triumphe feiert so eben die Tanzkunst auf hiesigem Theater durch Lucile Grahn mit ihren Gastvorstellungen. Seit sie auch die gewagtesten Sprünge und Stellungen mit einer so glücklichen Decenz auszuführen weiß, daß die echte Schamhaftigkeit in eigener Person außer Stande seyn würde es ihr darin gleichzuthun, werden die rabulistischen Gegner des Tanzes wohl endlich einsehen, daß sie ihren Prozeß durch alle Instanzen verloren haben. So viel ist gewiß, diese Tänzerin steht schon darum hoch über allen ihren berühmten Vorgängerinnen, weil diese insgesammt von der Natur durch körperliche Schönheit unterstüzt wurden, während sie in dieser Hinsicht sehr stiefmütterlich behandelt worden ist. Niemand konnte läugnen, daß an ihrer Figur ein offenbares Mißverhältniß zwischen dem regellosen Antlitz und dem übrigen allerdings wohlproportionirten Gliederbau besteht. Aber daran dachte man beim ersten Auftreten der englischen Tanzvirtuosin nur wenige Augenblicke. — Seitdem der Absolutismus der Politik eine Art von Verbot auf die Romane gelegt, haben sich die Ueberläufer von diesem zum dramatischen Felde zusehends vermehrt. Kann man auch von den meisten nicht behaupten, daß sie dabei erhebliches Glück gemacht haben, so findet doch dann und wann ein neues Stück erträgliches Fortkommen auf hiesiger Bühne. Namentlich erlebt der unermüdliche Benedix manche Freude an seinen lebenslustigen Kindern. — Der Christmarkt war dießmal im Verhältniß zu den Zeitbedrängnissen äußerst lebhaft. Besonders sollen die Kinderspielwaaren aller Art sehr gesucht gewesen seyn, ein Nahrungszweig, der für sehr viele Familien, vorzüglich der Wilsdruffer Vorstadt und der Friedrichstatt von großer Bedeutung ist. Gewährt der starke Absatz dieses Artikels vielen dort Wohnenden große Beruhigung für die nächsten Monate, so klagt desto mehr ein großer Theil der wohlhabenden fremden Gäste, welche in der hiesigen Ruhe einen Schutz gegen die Unruhe in ihrer Heimath gefunden. Was könnte sie bei ihrem Geschäftsmangel besser trösten, als mitunter eine hübsche Schlittenfahrt? Ist doch ein Winter ohne Schnee nur ein halber Winter, besonders für reiche Leute, die jede Jahrezeit verständig genießen wollen. Aber das jetzige Jahr bringt kaum zuweilen ein Flöckchen Schnee zuwege, geschweige eine ganze Schlittenbahn. Und nicht nur die bekannte Menschenfreundlichkeit unserer Pfandverleiher stimmt in die Klagelieder der wohlhabenderen Gäste ein, sondern auch der Ackerbau würde seine Felder unter der weißen Schneedecke weit lieber vor dem Froste geborgen, als manche Kornähre blühen sehen, wie solches noch kurz vor Weihnachten wirklich der Fall war. — Seit einer langen Reihe von Jahren war der für Wissenschaft und Kunst nützlich wirkende Professor Johann Karl Enslen aus Stuttgart in Dresdens Straßen alle Tage eine so freundliche Stereotype gewesen, daß darüber sein seltenes hohes Alter ganz in Vergessenheit gerieth. Um so schmerzlicher ergriff alle, die seine Gemüthlichkeit und seinen guten Humor gekannt hatten, sein im neunzigsten Lebensjahre erfolgter Hintritt. Seine effektvollen Rundgemälde sind in ganz Europa rühmlich bekannt. Schon in der Jugend aber hatte er sich durch die Verbreitung der nach vielen mißlungenen Versuchen vom Franzosen Montgolfier erfundenen Luftschifffahrt in Deutschland einen Namen erworben. Seine schicksalsvolle Lebensbahn gäbe gewiß ein treffliches Thema zu einer interessanten Biographie, wenn sich unter seinem schriftlichen Nachlaße genügender Stoff dazu vorfinden sollte.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

// Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 24. Sonnabend den 27. Januar 1849.

Transferentur montes in cor maris.
Psalm.

Aus den Alpen.

I.

Das Bild der Zertrümmerung des Berggebäudes.

Schon bei der ersten Errichtung dieser mächtigen Himmelsaltäre, die wir Alpen nennen, mögen eine Menge Bausplitter und Steintrümmer, welche nicht in das ganze Gemäuer verarbeitet wurden, abgefallen seyn, und man könnte demnach sagen, die allmählige Zertrümmerung dieses Berggebäudes habe bereits beim Ausbau selber begonnen. In einem Urmeere zwar mögen sich diese steinigten Bodensätze in langen, zusammenhängenden, ununterbrochenen Schichten niedergeschlagen haben. Als aber die vulkanischen Gewalten von unten die Erdrinde wühlend durchbrachen, zerstückelten sie jene Schichten, wie ein Strom die Eisrinde in viele mächtige Schollen zerbricht. Aus den gewaltigen Erdspalten, die sich bildeten, quollen flüssige Stoffe hervor, jene Schollen bäumten sich darin auf, stellten sich in der weichen, allmählig erhärtenden Grundsuppe in schiefer oder senkrechter Richtung fest, gleich den Eisplatten, die das Meer zusammen und gegen einander und über einander hinausschiebt. — Bei den Sprengungen der festen Rinde, dem heftigen Zusammenstoßen der großen Schollen haben sich Brocken und Abfall von allen Größen bilden müssen. Auch die vielen vulkanischen Explosionen haben sicher eine Menge Geröll und Gebröckel geschaffen und die Abhänge der Gebirge und Thäler damit bedeckt.

Als Vulkan in den Bergen seine Essen auslöschte und sie dem Volke der Wasser- und Luftgötter zur weitern Bearbeitung übergab, bröckelten diese dann an den Urzacken und Urkanten weiter fort, und so bildeten sich neue Trümmer, die sich mit den frühern mischten. — Wie zwischen Urgebirgen und sekundären Erhebungsmassen, so können wir demnach auch zwischen Urtrümmern und späterem Schutt unterscheiden. Wir vermögen aber nicht immer die einen von den andern zu sondern. Auch können wir uns keine richtige Vorstellung von den Vorgängen bei jenen uranfänglichen Zertrümmerungen machen, wogegen alle, welche die noch jezt thätigen Naturkräfte bewirkt haben, noch heute vor unsern Augen vor sich gehen.

So sind denn die Alpenmauern gleich als eine Reihe gewaltiger Ruinen aus dem Schooße der Erde emporgestiegen. Die Gewässer, die sich über sie ergossen, und die atmosphärischen Gewalten, welche seit Jahrtausenden sie bearbeiten, schaffen an ihrer Zertrümmerung weiter fort, und wenn man diesem Schaffen zusieht und dann den Ocean vor Augen hat, dem die Ströme, mit dem Raube der Berge beladen, zueilen, so ist die Frage, wohin es endlich mit der Zertrümmerung hinauswolle, leicht beantwortet: alle diese Gebirge werden einst ausgeglichen seyn und als geebnete Länder daliegen.

Schon jezt haben jene scheinbar so schwachen Kräfte Außerordentliches geleistet, und fast erschrickt man vor der Wahrheit, daß dieß oder jenes ihr Werk sey. Dennoch aber drängt die Ueberzeugung sich unabweislich auf. — Man sieht tiefe Furchen in die härtesten Felsen geschnitten; ja ganze Thäler sind offenbar von den Luft- und Wasserströmen ausgeschwemmt. Vergebens aber müht sich unser Geist, sich eine Vorstellung von den Millionen Jahren zu machen, die zu dieser Arbeit nöthig gewesen. — Wir greifen in die gewaltigen Lufträume, die nun leer sind und die einst

mit Stein und Fels gefüllt waren. Wir müssen das Faktum zugeben, so sehr wir uns sträuben: Luft und Wasser, diese scheinbar leisesten aller wirkenden Kräfte, haben diese Massen allmählig verschwinden lassen. Ganz gemach werden überall kleine, kaum sichtbare Theilchen von den Felsen hinweggenommen. Hie und da, wenn du durch die Berge wandelst, hörst du einen Stein herabschlagen; es klingt wie der Schall einer Axt. Das ist einer von jenen zahllosen Axtschlägen, unter deren Gehämmer die Berge zusammensinken. Welche Gefühle weckt in uns ein solcher polternder Stein, wenn er einen Weg herabsteigt, den er sicher nie wieder aufwärts wandern wird! Sein Schall ist gleichsam ein Knarren im Räderwerke der Natur, ein Ruck des großen, unermeßlichen Zeigers, der auf dem Zifferblatte der Weltuhr läuft, oder vielmehr schleicht; und da steht der lauschende Mensch in der Mitte zwischen dem Anfangspunkte dieser Arbeit, welcher nach dem, was bereits geschehen ist, unendlich hoch in die Wolken der Vergangenheit hinaufragt, und dem Endpunkte, der nach dem, was noch ausgeebnet werden muß, unendlich fern in dem Nebel der Zukunft liegt. In der Mitte zwischen diesen Extremen hört er nun von Minute zu Minute die Steine niederschlagen, die ihm den unsäglich langsamen Fortgang dieses unermeßlichen Werks begreiflich machen. — Nur von Jahrhundert zu Jahrhundert vernimmt er von einem großen Bergsturz, den man bedeutend nennt, weil er eines unserer Dörfer zerschmettert hat, der sich aber zum Ganzen verhält wie ein kleiner abgebröckelter Ziegel zum babylonischen Thurmbau.

Wenn man das, was man mit einem sehr allgemeinen und poetischen Ausdrucke den nagenden Zahn der Zeit nennt, spezieller betrachtet und sich einen deutlichen Begriff von allen Gewalten machen will, welche an der Zertrümmerung und Planirung der Riesengebäude der Gebirge arbeiten, so kann man sie bequem in zwei Klassen bringen, und die, welche von innen und unten her an dem Fundamente rütteln, unterscheiden von denen, die von außen her die Spitzen und die Oberfläche angreifen. Und man hat sie, glaube ich, alle der Reihe nach genannt, wenn man die Erdbeben und die unterirdischen Feuer — die chemischen und mechanischen Wirkungen der Luft und der Gewässer — die elektrischen Entladungen oder Blitze — Licht und Temperaturwechsel — die Gletscher — die Vegetation — und endlich auch die Arbeiten der Menschen als solche Gewalten bezeichnet.

Das Fundament der Alpen scheint in jetziger Zeit bis zu einer sehr großen Tiefe hinreichend erkaltet und consolidirt, und wenn früher hier große unterirdische Höhlen einstürzten, oder ausbrechende Dämpfe und Gase Berggipfel hinwegschleuderten, so ist jezt eine weitherrschende Ruhe in der Tiefe eingetreten und die das Fundament unterminirenden Kräfte sind kaum in Anschlag zu bringen. Erdbeben in den Alpen soll man allerdings seit der Zeit, da man anfing sie zu verzeichnen, schon über vierhundert beobachtet haben. Allein sie scheinen nur selten so starke Schwankungen und Erschütterungen veranlaßt zu haben, daß dabei Berge gespalten und Felsgipfel aus dem Gleichgewicht gebracht worden wären. Man hört häufiger bloß von eingestürzten Kirchthürmen, gespaltenen Gartenmauern und zusammenfallenden Schloßruinen. Doch sind allerdings im Lande Glarus sowohl als in mehreren andern besonders häufig erschütterten Alpengegenden zuweilen Felsen herabgerollt und Berge gestürzt in Folge von Erdbeben. — Vulkanische Explosionen finden nirgends mehr in den Alpen statt, und ereignen sich irgendwo Senkungen durch zusammenbrechende Höhlungen, so geben dazu mehr die von der Oberfläche **eindringenden** Gewässer als die aus der **Tiefe** heraufkommenden Bewegungen Veranlassung.

(Fortsetzung folgt.)

Der März in der französischen Republik.

(Fortsetzung.)

Die großen Fragen, um welche es sich handelte, waren die Entfernung der besoldeten Truppen aus Paris, die Aufhebung der Corps in der Nationalgarde und eine Ehrenerklärung, ein Vertrauensvotum für den Minister des Innern, Ledru Rollin, der bei der alten Nationalgarde eben so in Ungunst steht, als die neu eingetretene und die Garde mobile ihn verehrt. — Alle Redner und fast das ganze Publikum trugen Civilkleider, einige Wenige die Uniform der Nationalgarde, noch kleiner war die Zahl der Blousenmänner. — Der Präsident, ein alter, ganz kahlköpfiger Mann, sprach leise, aber sehr ruhig und deutlich. Er sagte gleich Anfangs: „Es ist vorgekommen, daß man diejenigen Bürger, welche sich zum allgemeinen Besten hier vernehmen ließen, mit einem „lauter" unterbrochen und belästigt hat. Meine Herren, Sie haben hier keine bezahlten Schauspieler vor sich, welche Sie zwingen können, sich nach Ihrem Willen zu fügen. Es liegt in dem Interesse jedes Sprechenden, sich verständlich zu machen, und sicher wird Jeder so laut sprechen, als seine Mittel es ihm gestatten. Wenn diese aber schwach sind, so zwingt es uns zu verdoppeltem Schweigen und doppelter Aufmerksamkeit, aber man kann Niemand zwingen, sich wehe zu thun, um sich im Lärm verständlich zu machen."

Die Versammlung war außerordentlich bewegt; zulezt als ein Mann gegen Ledru Rollin und für Lamartine auftrat, wurde sie so leidenschaftlich und so stürmisch, daß nach deutschen Begriffen ein Weltuntergang zu fürchten stand. Alles schrie: „Nieder mit dem Aristokraten!" man wollte ihn nicht sprechen lassen. Vergebens hob er mehrmals die Hand empor, zum Zeichen, daß er fortfahren wolle zu reden, man zischte, schrie, trampelte, stampfte mit den Stöcken, eine Pfeife ließ sich hören. — Da trat wieder der Präsident dazwischen: „Meine Herrn, wir sind Alle Franzosen, wir sind Republikaner und vernünftige Männer. Wir haben eine Gewalt niedergeworfen, weil sie unserer persönlichen Freiheit Fesseln anlegte; sollen wir dasselbe Verbrechen begehen und den Gedanken, das freie Wort in Fesseln schlagen mitten in einer Versammlung von Republikanern? Sprechen Sie, mein Herr! erzeigen Sie uns die Ehre, uns Ihre Meinung mitzutheilen." Jedes dieser Worte wurde mit schallendem Bravo begrüßt; aber die Reden zu Gunsten des braven Ministers des Innern, des vortrefflichen Ledru Rollin wurden immer lebhafter, die Anklagen gegen Lamartine und die aristokratische Nationalgarde immer heftiger.

Endlich trat der Marseiller auf. „Es handelt sich hier nicht um die Bärenmützen oder um die gelben Federbüsche der Jäger," rief er, „es ist eine Frage der Gleichheit. Diese Herren der ersten und zweiten Legion möchten nicht gern mit der Masse des Volkes verwechselt werden; sie möchten sich um die Herrschaft schaaren, gleichviel um welche, als Barrière zwischen dieser und dem Volke, und sie möchten so viel an ihnen ist dazu thun, die Barrière bald wieder recht hoch zu machen. Wir wollen sie hindern, die ersten Steine herbeizutragen. Es handelt sich nicht um die Bärenfelle, aus denen die Eselshaut hervorsieht" — jubelndes Gelächter — „sondern um unsere Freiheit und Gleichheit. Diesen Brief habe ich gestern erhalten" — er las ihn vor — „in diesem Briefe fordert eine reaktionäre Partei aus der Provinz auf, gegen die Auflösung der Corps zu protestiren. Hier sind die Namensunterschriften."

„Lesen Sie! die Namen! die Namen!" rief es von allen Seiten. — Der Marseiller wollte sie mittheilen, der Präsident litt es nicht. „Der Name thut hiebei nichts, es kommt nur auf die Thatsache an. Die Namen nennen, wäre eine niedrige Denunciation und gefährlich, denn es würde Zwietracht säen in einem Augenblick, wo wir der höchsten Einigkeit bedürfen. Was wollte man thun, wenn man die Namen wüßte? Man hat diejenigen, welche die Hand an unsere Freiheit gelegt haben, weder getödtet, noch gestraft; man hat sich begnügt, sie unschädlich zu machen und ihre strafbaren Handlungen der Verachtung und dem Spotte preis zu geben. Das Volk, welches das Vaudeville erfunden, kann sich mit dieser Züchtigung begnügen, wenn es, wie jezt, stark ist durch die Gewalt seines Rechtes." Die Lesung der Namen unterblieb.

Darauf bestieg ein großer, sehr energisch aussehender Mann, im Paletot, die Rednerbühne. Er hatte einen starken Bart um Mund und Kinn und sein schwarzes Haar flatterte los und wild über seine düstere Stirne. Er sprach unstreitig am besten, resumirte alles, am Schlusse die Frage aufstellend und beantwortend, was man zu thun habe? Das Volk müsse sich unbewaffnet, aber ganz unbewaffnet — er betonte dieses Wort stark und wiederholte es mehrmals — versammeln, sich der provisorischen Regierung vorstellen, und eben nur zeigen, wie groß die Zahl derjenigen sey, welche die Auflösung der Corps verlangen. Zugleich aber solle man sich gegen die »faiblesse déplorable du gouvernement provisoire et surtout de Mr. de Lamartine« erklären.

Großes Geschrei von mehreren Seiten: „Respekt vor Lamartine! Mäßigen Sie ihre Ausdrücke!" — „Ich weiß und erwäge was ich sage. Die Regierung ist ohne Thatkraft und unentschieden. Sie hat dem Volke schon jezt jede Controle entzogen, indem sie alle Ministerien unter sich vertheilte, wie Louis Philipp alle Aemter und Würden für seine Familie in Beschlag nahm. Die provisorische Regierung hatte nur das Amt, die Minister, den Staat zu überwachen bis zur Eröffnung der Nationalversammlung. Es wäre besser gewesen, die alten Minister beizubehalten, als die Ministerien selbst zu verwalten und gleich in der provisorischen Regierung eine neue Büreaukratie zu errichten. Wir müssen uns also morgen versammeln." — „Um was zu thun?" fragte spöttisch eine Stimme aus einer Loge. — „Meine Freunde!" donnerte der Redner, „wir sind alle Republikaner — aber wir haben falsche Brüder unter uns!" — „Ja! ja!" erscholl es von allen Ecken. Eine Pfeife, die schon vorher erklungen war, ließ sich wieder vernehmen. „Nieder mit den Pfeifenden! Nieder mit ihnen! Werft sie zur Thüre hinaus!" rief man. — Der Präsident: „Das sind Kinderstreiche! Gassenjungenart! Ich ersuche diejenigen, welche in der Nähe des Pfeifenden sind, ihm gerecht zu werden, indem sie ihn hinauswerfen." — Ein Commissaire d'ordre sprang von der Tribüne in das Parket. „Der Pfeifer ist hier! nein dort!" — Man suchte, fand ihn, und er ward entfernt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Neujahrspossen. — Bankette

Zu den Neujahrspossen, wie sie hier auf den Bühnen der kleinen Theater üblich sind, hat das vorige Jahr sehr reichen Stoff geliefert. Die Dichter haben jedoch denselben nicht zu benützen verstanden oder es hat sich nicht der rechte Mann dazu gefunden. Das Publikum mußte sich mit den sehr unpoetischen Farcen eines Clairville und anderer Dichter der Art begnügen. Für das kleine Palaisroyaltheater, das jezt wieder seinen alten Titel Theater Montansier trägt, ist ein großes oder wenigstens aus fünf Aufzügen bestehendes Stück geschrieben worden, welches heißt, „die Lampen des vorigen, die Laternen des folgenden Tages;“ ein alberner Einfall: die Lampen sollen die vorige Regierung, das heißt die monarchische, die Laternen die jetzige republikanische vorstellen, ohne daß man einsieht, was Ludwig Philipps Hof oder seine Regierung mit den Lampen, und was Laternen mit den Republikanern zu schaffen haben. Eher könnte man die Lampen mit den Republikanern in Verbindung bringen, da in den ersten Zeiten der jetzigen Republik das Volk, so oft es Freiheitsbäume gepflanzt hatte, von den benachbarten Hausbesitzern mit Ungestüm die Häuserbeleuchtung verlangte. Es ist damals aus Enthusiasmus und aus Furcht sehr viel illuminirt worden, und dieß hat natürlich niemanden genüzt als den Lampenhändlern. In der Posse des Theaters Montansier erscheinen die Laternenpersonen alle mit einer Laterne auf dem Kopfe, vielleicht, um ihre Anmaßung, Licht zu verbreiten, anzudeuten; übrigens dienen die Lampen und Laternen im Stücke nur als Einkleidung, um allerlei Vorfälle und Personen durchzuhecheln. Catilina, aus dem Dumasschen Stücke dieses Namens, erscheint mit einer Pfeife im Munde, vermuthlich als Anspielung auf den burschikosen Charakter, den der Dichter Montechristos dem römischen Aufrührer beilegt. Das Théâtre français wird als ein Mann dargestellt, der sich immer sprüchwörtlich ausdrückt, eine satirische Anspielung auf die dramatisirten Sprüchwörter Alfr. de Mussets, die jenes Theater, seit einem Jahre häufig gibt, und die dem Publikum zu behagen scheinen: es sind witzige Kleinigkeiten, an welchen man sich eine Stunde lang ergötzen kann, besonders zu einer Zeit, wo man nicht aufgelegt ist sich mit ernsterer Dramatik zu befassen. Zu den verspotteten Tagesereignissen gehört auch die Commissionspost, und da ich derselben noch keine Erwähnung gethan habe, so mag es hier geschehen. Es sind schon mehrere Versuche gemacht worden, den Parisern den Verkehr in ihrer ungeheuern Stadt zu erleichtern. Zu diesem Zwecke hat man Anstalten gegründet, welche Aufträge von Parisern an Pariser besorgen. Eine solche ist denn auch die seit einem Jahre errichtete sogenannte Commissionspost. Es wurden in den verschiedenen Revieren der Stadt Läden bezeichnet, in welchen man Aufträge abgeben kann; die Bestellung läuft dann von einem Laden der Anstalt bis zum andern, nach der Richtung des Hauses, in welchem der Auftrag ausgerichtet werden soll, und von dort kommt die Antwort oder das sonst Verlangte durch all die Läden oder Büreaus an den Ort der Aufgabe zurück. Für jeden so ausgerichteten Auftrag werden zehn Sous entrichtet, oder, wenn keine Antwort gebracht wird, acht Sous. Zu einer Einrichtung der Art gehören natürlich eine Menge Büreaux und Angestellte, mithin ein großes Kapital. Die Unternehmer wollten sich nun die Sache dadurch erleichtern, daß sie die Bedienten zu Theilnehmern am künftigen Gewinne machten und daher von jedem Träger oder Läufer eine Einlage von 25 Francs forderten. Gelingt nun das Unternehmen nicht, so verlieren die armen Leute ihre Zeit und ihre Einlage, und sie sind schlimmer daran als zuvor. Die Publizisten, welche mit so großem Eifer das Associationswesen empfehlen, bedenken nicht, daß das Nichtgelingen der Unternehmungen die Verbündeten unglücklicher machen kann, als sie vor ihrer Verbindung gewesen. In der erwähnten Posse wird die Commissionspost in voller Thätigkeit dargestellt. Einer der Träger überbringt einem Ehemann einen Brief und verlangt Antwort darauf; dieser Brief ist aber an seine Frau adressirt. Der Mann wird böse und gibt dem Träger einen Fußtritt. Dieser thut deßgleichen am nächsten Träger, und so läuft der Tritt fort bis zu dem Orte, von wo der Brief abgegangen ist. Der Commis aber, der den lezten Tritt erhält, gibt dem Träger dafür eine Ohrfeige, und diese Ohrfeige läuft nun wiederum die ganze Reihe von Trägern durch. Und diese Scene ist noch das lustigste im ganzen Stück. Auch die Bankette werden in demselben verspottet, aber bei weitem nicht so derb, als sie es verdienen. Aus diesen Banketten, besonders den sogenannten socialistischen, werden gewissermaßen Klubs, und da es den Weibern nicht mehr gestattet ist, sich in Klubs aufnehmen zu lassen, so finden sie bei diesen Banketten Gelegenheit zu politisiren und ihre communistischen Grundsätze zu entwickeln. Kürzlich fand ein solches in dem großen Valentinosaale statt, in dem sonst Bälle und Concerte gegeben werden. Das Publikum wurde am Ende der Mahlzeit gegen Entrée auf die Galerie eingelassen, damit es die Damen Toaste ausbringen und Reden halten hören konnte. Da sind denn über ein Dutzend Toaste auf „die Emancipation des Weibes“ und „die Wiedereinsetzung desselben in seine Rechte“ getrunken worden. Man sieht bereits Karrikaturen darauf. Seit der lezten Revolution erscheint ein Blatt mit Spottbildern, Journal pour rire, in welchem die gegenwärtigen Zustände mehr oder minder lustig von Künstlern und Schriftstellern satirisirt werden. In diesem Journal spottet man denn auch der Damen, welche mit dem Glase in der Hand die Emancipation des Weibes predigen. Besonders hat ihnen eine der redenden Damen Stoff gegeben, welche bei jenem Banket einen Toast „auf das Mißtrauen“ ausbrachte. Diese Frau hat ohne Zweifel den Menschen zu viel getraut, ist übel dafür belohnt worden und streut jezt der Göttin des Mißtrauens Weihrauch. Neulich wurde in einem der demokratischen Blätter ein banquet fraternel des démocrates socialistes français et allemands angekündigt. Seit dem Abzuge der deutschen Demokraten war von keiner deutschen Verbindung, von keinem deutschen Klub mehr die Rede. Unter den Juniinsurgenten, welche zur Deportation verurtheilt wurden, befanden sich Deutsche, aber nur in geringer Zahl. Seitdem ließen die Deutschen nichts von sich hören, und jenes Banket ist wieder ihr erstes Lebenszeichen; indessen scheint sich kein einziger Mann von Bedeutung unter ihnen zu befinden.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.



Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 25. Montag den 29. Januar 1849.

— Sic turba per urbem
Praecipiti lymphata gradu ruit
Lucan.

Der März in der französischen Republik.

(Fortsetzung.)

Endlich kam Monsieur Blanqui, einer der Führer der Revolution im Februar, der lange wegen politischer Verhältnisse im Gefängniß gewesen ist; ein kleiner, scharfblickender Mann mit graugesprengtem, glatt anliegendem schwarzem Haar, à la mécontent geschnitten. Er gleicht den Bildern Lucian Bonapartes. Sein Anzug war sorglich; ein bräunlicher Paletot über dunkler Kleidung und dunkle Handschuhe, die er nicht ablegte während des Sprechens.

Er stützte sich auf den Tisch und sagte sehr ruhig: „Meine Herrn, ich habe so eben der Reihe nach die republikanischen Clubs von Paris besucht. Die Arbeiter werden sich morgen um zehn Uhr früh auf dem Platz de la Concorde versammeln, ohne Waffen, die Hände in den Taschen — ohne Waffen, meine Herrn! denn wir bedürfen ihrer nicht. Dann werden wir zusammen nach dem Hôtel de ville gehen, um folgende Forderungen zu stellen: erstens die Auflösung der Corps in der Nationalgarde, zweitens allgemeine Volksbewaffnung, endlich die Entfernung der Linientruppen, und man wird uns das bewilligen, wenn man sieht, daß das Volk einstimmig derselben Meinung ist. Schließlich wollen wir Herrn Ledru Rollin danken für Alles, was er für die Nation gethan hat. Also um zehn Uhr, ohne Waffen, meine Herrn, auf der Place de la Concorde!"

Damit hatte die Sitzung ein Ende, obschon sich Lärm erhob und fortdauerte. Einzelne Gruppen traten zusammen, aber die Mehrzahl verließ den Ort. Neben dem Ernst dieser bedeutungsvollen Scene gab es dann aber auch einzelne komische Figuren; so ein sehr kleines, wüthend republikanisches Männchen, hoch bei Jahren, das wie ein Telegraph um sich focht, und ein paar Andere, die wie der Ventru von Beranger für und gegen applaudirten und mit Fug und Recht von sich sagen konnten: »j'ai voté dans un jour dix fois contre et dix fois pour.« — Morgen also gibt es eine große Demonstration!

12.

Paris, 17. März, Abends.

Schon ganz früh zogen einzelne Haufen mit Fahnen durch unsere Straße, in so ernster, schweigender Haltung, daß die Menge auch still wurde und ihnen Raum machte, wo sie vorübergingen. — Wir waren in großer Spannung. Es litt uns nicht in den Zimmern, wir kleideten uns an, gingen schon um zehn auf die Straße und trafen auf dem Boulevard de la Madelaine Emma Herwegh, die gleich uns von der Aufregung aus dem Hause getrieben worden war.

Auf den Boulevards Montmartre, des Italiens, de la Madelaine herrschte Ruhe. Wagen und Omnibus fuhren ihrer Wege, Tabuletkrämer, Zeitungsausrufer und der ganze Kleinhandel der Straße trieben ungehindert und ungestört ihr tägliches Wesen. Wir durchwanderten die Straße de la Paix, deren Ende die Statue Napoleons auf der Säule schmückt, kehrten um, gingen nochmals die Boulevards entlang bis zur Madelaine, durch die prächtige Rue royale nach dem Platz de la Concorde. Aber auch hier war es ruhig. Kinder spielten um den Obelisken von Luxor

und sprangen über den Strick im Tuilerieengarten, dessen Bäume sich mit dem ersten Grün belaubten.

Einzelne Corps von Arbeitern, verspätete Nachzügler, kamen über Pont royal, dem Quai entlang, um sich nach dem Stadthause zu begeben. Wir blieben flanirend auf den Straßen, bis uns gegen drei Uhr eine lebhafte Volksbewegung zurück nach den Boulevards lockte.

Wir mochten etwa in die Gegend der Passage Jouffroi gelangt seyn, als sie kamen: hunderttausend Mann! Sie kehrten vom Hôtel de ville zurück und hatten die Boulevards von der Porte St. Denis an passirt. Ihr könnt euch den Eindruck dieser Volksmasse nicht überwältigend genug denken. Hunderttausend Männer, größtentheils Arbeiter; vor jedem Gewerk die dreifarbige Fahne mit der Inschrift: Message de la nation! — Zu zehn gingen sie, mit den Armen ineinander greifend. Die Meisten trugen Blousen, einzelne Gewerke bürgerliche Kleidung. Väter hatten ihre Knaben an den Händen oder auf den Armen; einzelne Frauen gingen mit den Männern Arm in Arm. An vielen Blousen schimmerten militärische Ehrenzeichen. Schüler der polytechnischen Schule, Marinesoldaten und Offiziere, zahlreiche Priester, besonders irische, befanden sich in dem Zug unter dem Volke. Sie sangen die Marseillaise, die Carmagnole, die Parisienne, die neuen Volkshymnen durcheinander. Die Refrains: marchons, ça ira! — les aristocrates à la lanterne! — mourir pour la patrie! — und vive la république! tönten abwechselnd an unser Ohr. Ueberall wurden die Schüler der polytechnischen Schule mit einem: vive l'école polytechnique! empfangen. Wo sich die Priester zeigten, erscholl es: »Vivent les prêtres! ah les braves prêtres! Vive le clergé! il fraternise avec le peuple!« — Dazwischen erscholl dann ein wildes: à bas les aristocrates! à bas les corps d'élite! à bas les fracs noirs! Vivent les blouses!« Einmal traten ein paar Köche vor einem der Kaffeehäuser vor die Thüre; sogleich lachte Alles und ein lautes »à bas les bonnets blancs! vive la république!« zitterte durch die Luft.

Alle Fenster waren voll Menschen; aus vielen schwenkte man begrüßend die dreifarbige Fahne, oder band rothe, blaue und weiße Taschentücher zusammen, die man hinausflattern ließ. Auf den Balkons der Restaurants standen die Männer zusammengedrängt, die Hüte schwenkend, mit den Händen grüßend, zuwinkend, und den Anruf vive la république! mit einem Gegenruf erwidernd. Ein nicht zu schildernder, kaum erfaßbarer Eindruck.

Sie hatten die Versprechung erlangt, daß man ihre Forderungen bewilligen werde. Wie wollte man auch dieser Masse widerstehen? Der Jubel war grenzenlos. »A ce soir des lampions! des lampions à force!« riefen die Blousenmänner und Gamins in der Freude des Sieges. — Unter den uns zunächst stehenden Gruppen wurden jedoch sorgenvolle Stimmen laut. Man fürchtet eine Diktatur Ledru Rollins, den Rücktritt Lamartines. Zwei heutige Plakate des Gouvernements, wegen der Zwistigkeiten in der Nationalgarde und wegen der bevorstehenden Wahlen, waren energischer als die früheren Erklärungen desselben; dennoch erschienen auch diese bleich und farblos gegen die Gewalt der Verhältnisse, und vor Allem machen Lamartines Erlasse, trotz der edlen Gesinnung und Sprache, keinen Eindruck. Sie sind matt, man mag gegen diese Behauptung sagen was man will. Im Kampfe macht sich nur die Kraft geltend, nur Trompetenschmettern und Kanonendonner; die schönste Beethovensche Symphonie erscheint wirkungslos gegen das Angriffssignal der Kriegstrompeten. Lamartines edle lyrische Sprache ist nicht an ihrem Platze. Es fehlen Napoleons kurze epische Schlagworte, um die Menge zu beherrschen. Sie haben keinen Glauben an sich in der Regierung, und glaubenlos ist man machtlos, wie man allmächtig wird mit dem Glauben an die eigene Kraft. — Man verlangt heute Aufschub der Wahlen, bis in den Provinzen die alten Beamten abgesezt und neue ernannt seyn werden, weil man fürchtet, jene könnten Lamartines Partei verstärken, von der die Gegner behaupten, daß sie die Regentschaft der Herzogin von Orleans wünsche.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Alpen.

(Fortsetzung.)

Die abschleifende, nagende, feilende, splitternde Thätigkeit der oberflächlichen Kräfte kann man kaum einzeln und getrennt betrachten, weil sie fast alle zugleich wirksam sind und sich gegenseitig helfen und unterstützen. Doch müssen wir unserer Entwicklung wegen diese Trennung uns erlauben.

Am mindesten auffallend, um mit dem unbedeutendsten zu beginnen, sind die Einwirkungen des Lichts. Doch zeigte uns das Daguerrotyp, wenn es nicht schon die Veränderungen thäten, welche die bleichenden, färbenden, vielfach die Säfte zersetzenden Sonnenstrahlen in den thierischen und vegetabilischen Organismen erzeugen, daß das Licht auch auf der Oberfläche fester Körper Zersetzungen hervorbringt. Es gibt bekanntlich einen Stein, der sich im Licht aufzehrt, den die Sonnenstrahlen gleichsam auffaugen.

Wenn wir nur Zeit genug zugeben, wären wohl die Lichtstrahlen auch ohne alle Beihülfe anderer Kräfte ganz allein im Stande, diese Alpengipfel, diese Sonnensäulen, wie die Alten sie nannten, zu zersetzen und aufzuzehren.

Nicht viel mehr als die Einwirkungen des Lichts fallen in's Gewicht die Einwirkungen der Donnerkeile Jupiters, von deren Gewalt die alten Griechen so poetisch übertriebene Schilderungen machten, deren Schlägen aber die Berge spotten. Der Donnerer hätte mit seiner Waffe wohl so lange wie Helios mit seinen Strahlen zu arbeiten, wenn er mit diesem schwachen Instrumente die Bauten seines erderschütternden Bruders allmählig zu zerstören gedächte. — In die tiefen ausgehöhlten Alpenthäler kommen die Blitze fast nie herab. Die hohen Berge sind die Ableiter derselben, und unter ihnen gibt es vermuthlich wieder einige, an denen die Elektricität vorzugsweise gern aus- und einströmt. — Wir finden daher an manchen Felsgipfeln wirklich die Spuren elektrischer Bearbeitung. Wir entdecken Kuppen, die von Blitzen allmählig geglättet, abgerundet und überglast zu seyn scheinen. Hie und da mögen auch Felsenzacken gleich Bäumen vom Blitze gespalten und niedergeworfen werden.

Auch der bloße Wechsel der Temperaturverhältnisse mag wohl mechanische Veränderungen in den Bergen zu erzeugen im Stande seyn. Im Sommer, wo so viel Wärmestoff frei wird, wo die Felsen sich erhitzen und die Thäler erglühen, sind gewiß die Spannungsverhältnisse der festen Massen ganz anders, als im Winter, wo alles von Kälte starrt und zusammengezogen wird. Die schroffen Uebergänge von Hitze zu Kälte, und umgekehrt, lockern die Cohäsion der Felsen allmählig, wenn auch nur auf der Oberfläche, und befördern so die Zerstörung.

Was die mechanischen Wirkungen der Luft betrifft, so sind sie an und für sich, d. h. insofern sie nicht die chemischen unterstützen, ebenfalls vermuthlich nicht sehr zerstörungskräftig. Aeolus ist tapferer im Umstürzen der Bäume und in seinen Angriffen auf die kleinen Menschenwerke, als da, wo es sich vom Niederreißen von Gebirgen handelt. Vielleicht haben nur wenige solide Blöcke in Folge eines Sturmes ihr Gleichgewicht verloren. Mittelbar aber trägt er dadurch, daß er Lawinen oder Waldbrüche und in Folge dessen auch Stein- und Erdfälle veranlaßt, allerdings viel zur Zerstörung der Berge bei. Und eben so ist er mittelbar thätig dadurch, daß er die Felsen fortwährend abstäubt und die vom Zahn der Zeit zernagte und zermalmte Oberflächenkruste derselben in die Thäler und Flüsse entführt und so jenem neue Schichten darbietet. Ohne abstäubenden Wind und ohne abspülendes Wasser würden die Berggipfel bald vor allem Fortschritt der Zerstörung sicher seyn, da der Schutt ihnen dann selbst als Schutzpanzer gegen neue Angriffe diente.

Viel wirksamer sind nun aber die chemischen Kräfte der Luft. Könnte man die Berge einbalsamiren und wie Mumien hermetisch verpacken, so würden sie, wie die alten egyptischen Könige, sich noch den spätesten Erdgeschlechtern mit derselben Physiognomie zeigen, wie uns Frühgebornen. So aber, allen Winden und Luftzügen ausgesetzt, verwittern sie allmählig, wie die Pfeiler unserer Brücken und Häuser. Die Luft, als das elastischste und feinste aller Elemente, das überall eindringt und die geringsten Poren benützt, ist dabei wohl so thätig wie das Wasser. Sie strömt und wirkt in allen Höhlen, Rissen und Fugen und übt ihren Einfluß bis in das innerste Mark der Berge.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Januar.

Zeitungswesen.

Der Conflikt, der sich in unserer Constituante noch vor dem eigentlichen Zusammentritt derselben herausgestellt hat, ist schon aus den Tageblättern bekannt. Außerdem besteht aber in dieser constituirenden Versammlung noch ein anderer, schlimmerer Riß, und zwar zwischen solchen Mitgliedern, die man seither als einer Partei angehörig zu betrachten gewohnt war, von denen aber ein grosser Theil, den Präsidenten Baumeister an der Spitze, jezt im Centrum sizt. Dieser leztere Theil wird von der Linken beschuldigt, daß er, sein Mandat übertretend, nicht nur als constituirende, sondern zugleich auch als gesetzgebende Versammlung auftreten wolle, und zu dem Ende bereits eine Menge organischer Gesetze in Bereitschaft habe, die er dem Staate aufdringen möchte, was man sich natürlich nicht gefallen lassen dürfe. Uns scheint die Linke mit ihrer Ansicht im vollen Rechte zu seyn, wenn anders die von ihr gehegte Befürchtung begründet ist. — Die so höchst unbeliebte Stempelabgabe, welche

bisher auch die nicht privilegirten hiesigen Zeitschriften traf, sofern sie nur eine Uebersicht der neuesten politischen Ereignisse oder Stadtneuigkeiten brachten, ist gegen das Ende des vorigen Jahrs aufgehoben worden. Allein da der Annoncenzwang noch fortbesteht, hat sich ihre Lage nur sehr wenig verbessert; denn wenn auch die privilegirten Blätter jezt den Stempel entrichten müssen, so steht diese Abgabe doch durchaus nicht im Verhältniß zu dem enormen Gewinn, den sie vermöge ihres ausschließlichen Rechtes, Anzeigen bringen zu dürfen, machen, zumal da ihnen freisteht, sich unerhörte Preise für die Inserate zahlen zu lassen, und das Publikum eben zahlen muß, wenn es etwas angezeigt haben will. Ferner werden nur in diesen privilegirten Blättern die Proklame, Ediktalladungen, kurz alle gerichtlichen Anzeigen vom Staate gegeben und gleichfalls gut bezahlt, so daß man den jährlichen reinen Gewinn unserer „Nachrichten," und wohl nicht zu hoch, auf 60 bis 70,000 Mark oder über 25,000 Thaler jährlich anschlägt. Auch wurde seither der Besitz eines solchen Blattes als ein reiches Erbgut, gleichsam als ein Fideicommiß, betrachtet; denn obgleich das Privilegium immer nur auf eine Reihe von Jahren verliehen wurde, so liegt doch kein Beispiel vor, daß es einem andern als den seitherigen Besitzern oder deren Abkömmlingen verliehen worden wäre. Hätte man es nach Ablauf des Termins jedesmal öffentlich ausgeboten, so wäre Concurrenz entstanden und Staat und Publikum hätten sich besser dabei gestanden. Allein man machte, wahrscheinlich aus guten Gründen, die Sache immer unter der Hand ab, und so wie das Privilegium abgelaufen war, hatte man es den seitherigen Besitzern auch schon wieder zugeschlagen. Bei diesen muß also auch die Kunst erblich gewesen seyn, sich bei den Behörden beliebt zu machen. Desto weniger aber bekümmerten sie sich um die Gunst des Publikums, das ihnen sein Geld zubringen mußte. Namentlich in der lezten Zeit haben sich die privilegirten „Nachrichten" dadurch großen Tadel, selbst Haß zugezogen, daß sie der Reaktion mit übertriebener Bereitwilligkeit ihre Spalten öffneten, während es den Liberalen nur schwer gelang, einen ihnen wichtigen Artikel durchzubringen, und seltsam genug folgte einem solchen gleich ein anderer nach, der jenen entkräften und vernichten sollte, woraus sich deutlich ergab, welchen Sympathien man huldigte. Diese „Nachrichten" bringen auch politische Artikel, aber dieser Theil des Blattes ist unter aller Kritik schlecht redigirt, und namentlich erregt der gegenwärtige Frankfurter Berichterstatter Unwillen, da er, statt wichtige Thatsachen mitzutheilen, in jeder Zeile wohlgefällig sein liebes Ich herausstellt und ganze Spalten hindurch entweder seine individuellen Ansichten auftischt oder uns wohl gar mit Prophezeihungen beglückt, und dann später wohlgefällig ausruft: „Habe ich's nicht gesagt?" Wer aus diesem Blatte ein Bild der Zeit zu entnehmen hoffte, würde sich bitter getäuscht sehen, da das Interessanteste unberührt bleibt, während das Unwichtigste sich ekelhaft breit macht.

(Fortsezung folgt.)

Paris, Januar.

(Fortsezung.)

Bankette. — Socialismus und Christenthum. — Theater

Nach dem Journal **la République** brachte Eberbeck einen Toast aus „auf die geistige und moralische Verbindung Frankreichs und Deutschlands;" Heiß „auf die Revolution;" Kowalski „auf die Vereinigung aller Völker;" Albert Maurin „auf die Amnestie;" Kapp „auf die französischen und deutschen Kämpfer" (unter welchen Fahnen wurde nicht gesagt); Morel „auf die Ruhe, auf die Propaganda" (zwei Dinge, welche sich nicht wohl vereinigen lassen) und Paul Justus (wohl derselbe, der von der neuen Republik so großartige Kunstarbeiten erwartete, aus denen natürlich nichts geworden) „auf den Universal-Völkercongreß," welcher aber wahrscheinlich eben so wenig ins Leben treten wird, als die von Paul Justus erwarteten republikanischen Kolossen und andern ungeheuren Bauten mit Gemälden und Statuen. Nach den Toasten wurden von Lachambeaudie einige politische Fabeln und von Momez einige Strophen zu Ehren Robert Blums vorgetragen. Ohne die Zeitungsnotiz wäre dieses halb deutsche, halb französische Bankett ganz unbemerkt vorüber gegangen. Das obenerwähnte der socialistischen Damen war viel interessanter, weil man nicht oft das Vergnügen hat, Frauen politische Gesundheiten trinken zu sehen, und weil einige Tageblätter bei demselben eine mystische Tendenz bemerkt zu haben glauben. In mehreren Reden hatte man nämlich den Stifter der christlichen Religion mit dem Communismus in Verbindung zu bringen gesucht, und auf die barokste Art Christus und Robespierre und Saint Just zusammengepaart. Von der Mystik ist jedoch heutzutage in Frankreich wenig zu befürchten. Die Parteien sind allzusehr mit materiellen Interessen beschäftigt, und in der That ist vor der Hand die dringendste Frage diese: was haben wir zu thun, um uns aus der übeln Lage zu ziehen, in die wir gerathen sind, und um nicht noch tiefer zu versinken? Religiöse Anspielungen hört man nur dann, wenn die Parteien gern zeigen möchten, daß sie nicht irreligiös sind und die christliche Moral hoch achten. Darin unterscheidet sich die zweite Republik zu ihrem Vortheil von der ersten. Aber eben weil sich die frühern Republikaner durch Verläugnung aller religiösen Gefühle die Gemüther der Menge abwendig gemacht haben, zeigen die jetzigen gern, daß sie nicht so denken; nur Mystiker werden sie sicher nicht werden, und nicht einmal eine **église française** wird aus der jetzigen Revolution hervorgehen, wie aus der Julirevolution. Abbé Chatel hat im vorigen Jahre sich vergebens bemüht, seine **église française** wieder in Gang zu bringen, und schwerlich wird je wieder in einem Chatelschen Bethause die Messe französisch, unter Begleitung des Fortepiano, gelesen werden.

Es wird noch lange währen, bis Paris sein früheres Ansehen wieder bekommt. Man thut indessen, als ob man in völliger Ruhe und Sicherheit lebte. Die Opernbälle haben begonnen; die Schauspiele, mit Ausnahme der eingestellten italienischen Oper, sind außerordentlich thätig, und mehrere werden in der That stark besucht. Das **Théâtre français** hat zwar seine Rachel noch nicht wieder bekommen, es ist aber wahrscheinlich, daß sich die Sache ausgleichen wird. In ihrer jetzigen Zurückgezogenheit verdient die Dame kein Geld und hat zudem einen kostspieligen Prozeß mit dem Theater zu befürchten, wogegen alles Gewinn und Ehre wird, wenn sie ihre frühere Stellung wieder einnimmt. Wie ließe sich da lange zaudern? Vermuthlich wird sie bald das **Théâtre français** in Stand setzen, die classischen Tragödien wieder aufzunehmen, welche seit ihrem Verschwinden von der Bühne ruhen müssen. Indessen hat das classische Trauerspiel jezt einen Feind, welchen es sonst nicht kannte. Als Wilhelm Schlegel eine französische Abhandlung gegen das classische Theater der Franzosen erscheinen ließ, erregte dieselbe allgemeinen Unwillen in ganz Frankreich, und niemand würde es damals gewagt haben, die Ansichten des deutschen Kritikers gegen die allgemeine Denkungsart in Schutz zu nehmen. Dieß hat sich sehr geändert. Heutzutage ziehen mehrere Kritiker in den Pariser Feuilletons, wie Theophile Gautier und Aug. Vacquérie, weit heftiger als je W. Schlegel wider die classische Tragödie der Franzosen zu Felde.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

// Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 26. Dienstag den 30. Januar 1849.

Das Wasser ist das mächtigste Element.
Thales.

Nihil est tam violentum et incontinens sui, tam contumax infestumque retinentibus, quam vis undae.
Seneca.

Aus den Alpen.

(Fortsetzung.)

Elektrische Wärme und Dunstausströmungen vermittelt die Luft überall, und da sie selbst beständig ihre Zusammensetzung verändert und von den Steinen bald dieses, bald jenes verlangt, bald dieses, bald jenes ihnen zurückgibt, so ermüdet sie sozusagen dadurch ihre Cohäsionskräfte und läßt sie sich lösen. Oft findet der Reisende auf den Berggipfeln große Felsblöcke, die er ihrem Aeußern nach für festes Gestein hält; aber unter den Stößen des Alpenstocks zerfallen sie in Staub wie Leichname, welche nur noch ihre ehemalige Form beibehalten haben. — Manche Felsarten und Berge werden leichter von der Luft zersezt, z. B. Thonschiefer, und man findet daher Gipfel, welche in einem rascheren Zusammensinken und Verfall begriffen sind als andere. — Solche schnell sich auflösende und gleichsam verfaulende Berge haben die Alpenbewohner dann wohl mit dem Namen Faulhörner bezeichnet. Im Grunde aber ist die ganze Alpenkette eine Reihe von Faulhörnern.

Kräftiger, thätiger und energischer als alle andern steinabschleifenden und felsenzertrümmernden Naturgewalten zeigt sich das Wasser, das sowohl auf chemischem als mechanischem Wege zerstörend einwirkt. — Ganze Oceane von Fluthen, in kleinere gewichtig niederschlagende Massen, in heftig auffallende Tropfen, in gleichförmig schießende Strahlen, in brausende Ergüsse aller Art zerspalten, sind im Laufe der Zeiten auf die Alpengipfel herabgesunken und haben in nie rastender Geschäftigkeit ihr Gebäu unterwaschen. — Durch Höhlungen aller Größen eindringend, sammeln sie sich in der Tiefe, und die Souterrains durchfluthend, nagen sie überall an dem Fundamente, das hie und da weicht und dessen Einsturz dann die Oberfläche folgt. Indem sie ganze poröse Erdschichten tränken, verwandeln sie sie in eine weiche, schlüpfrige Substanz, die dann der Schwere nachgibt und in den sogenannten „Erdschlipfen" oder „Schlammlawinen," „Kothlänen" in die Tiefe fällt. Zahllose Felsblöcke, ganze Wiesenstriche und Berggelände werden dabei mit fortgeführt.

Es gibt Höhen, die von sehr lockerem Material gebaut sind und die nur so lange ihre Lage behalten, als der schwache Kitt, welcher sie zusammenhält, trocken bleibt. Erfüllen nun lange anhaltende Regen die Eingeweide solcher Höhen mit Feuchtigkeit, so löst sich der Kitt, die Wildbäche schleifen einzelne Stützen, welche bisher noch das Zusammenbrechen hemmten, hinweg, und es entstehen dann, indem der ganze Berg sozusagen auseinander schmilzt, die furchtbaren Bergstürze, die zuweilen viele Millionen Kubikklafter Material herabbringen und ganze Erdstriche in eine traurige Wüstenei verwandeln.

Diese Wirkungen des Wassers sind oft heftig und plötzlich; aber auch durch seine leisen und allmähligen Abschleifungen bringt es im Lauf der Jahrhunderte großartige und staunenerregende Effekte hervor. Alle Felskuppen rundet der Regen nach und nach ab. Große Nischen, Löcher, Höhlen und Wölbungen von mannigfaltiger Gestalt waschen die Bäche im härtesten Gestein aus. Tiefe Kanäle und Schluchten bohren sie durch entgegenstehende Dämme; ja ganze Thäler haben sie ausgeschwemmt und die Flanken ganzer Bergkolosse bearbeitet.

Auch in seiner starren Gestalt als Schnee und Eis ist das Wasser den Bergen verderblich. Die zahllosen Gletscher, indem sie sich mit unermeßlich lastendem Gewichte in ihren Betten hinabbewegen, arbeiten gleich eben so vielen gewaltigen Reiben in den Schluchten der Gebirge, stoßen Felsenspitzen ab, zerbröckeln die Steine, auf denen sie rollen, feilen die Thäler aus und übergeben alljährlich eine große Masse Bergmaterials den Strömen, die aus ihnen hervorsprudeln.

Aehnlich wirken die donnernden Lawinen. In ihrem oft wiederholten Anlaufe gegen die Felsen machen sie sie endlich wacklich und bringen sie zum Sturze, sie reißen die Wiesengründe auf, fegen alles Geröll aus den Schluchten, die sie durchstreifen, theilen Blöcken, welche Jahrhunderte lang still schlummernd da gelegen, die geflügelte Eile der Pfeile mit, und oft kommen einzelne Lawinen mit so viel Bauschutt, Schmutz und Trümmern beladen unten an, daß eine Stadt genug hätte, ihre Wälle und Mauern daraus zu erbauen.

Wie indeß im Staate und überall im Natur- und Menschenleben die Summe der kleinen, oft unbemerkten Kräfte wichtiger ist als diejenigen, welche laut und übermüthig in die Erscheinung treten, so ist es auch hier. Alle jene kolossalen Gletscherfeilen und Reiben, und alle diese gleich riesenhaften Meißeln stoßenden Lawinen bringen nicht so viel Material herab als die zahllosen kleinen Eiskeile, welche sich jeden Winter in die Ritzen und Fugen der Felsen setzen und dieselben vergrößern und sprengen, indem sie sich leise, aber unwiderstehlich dehnen. — Die Herbstregen füllen jeden Riß und jede kleine Höhlung mit Wasser, der Winter läßt es frieren, die so entstandenen Keile weiten den Riß, halten aber zugleich den Stein zusammen. Im Frühling nun, der alles kittende Eis löst, fällt der gespaltene Stein auseinander.

Und in dieser Jahreszeit entladen sich denn die Berge vorzugsweise des im Winter losgebrochenen Materials. Es rollt und splittert dann von allen Abhängen; alle Wege werden gefährlich, denn gleich den Kugeln des versteckten Banditen sausen die Steinsplitter auf den Wanderer herab. Wer im ersten Frühjahr beim Beginn der Schneeschmelze einige Alpenthäler durchwandert hat, wird das Bild nicht übertrieben finden, wenn ich sage, daß um diese Zeit alle Thäler von allen Bergen aus bombardirt werden und sich gleichsam im Belagerungszustande befinden.

Das auf den Bergen allverbreitete und energische Element bringt so nicht bloß was es selber losgearbeitet, sondern auch alles andere Material, das sonst irgendwie gelockert worden, in die Tiefe hinab. — Was die Blitze an einigen Gipfeln zerschmettert, was die Lüfte zersezt und an Ort und Stelle liegen lassen, was sonst der Temperaturwechsel gelockert, das ergreift das geschäftige Wasser und fördert es nach unten. Den Strömen übergeben die Lawinen, was sie heruntergerissen, die Gletscher, was sie herabgetragen, und die Fluthen schieben es weiter. Die Flußbetten werden auf diese Weise die Abzugskanäle für alle Gattungen des Bergkehrichts, auch für den, welchen die Pflanzen erzeugen und dem wir jezt unsere Aufmerksamkeit zuwenden wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Der März in der französischen Republik.

(Fortsetzung.)

In den Champs elysées hatte man während des Morgens eine weiße Fahne aufgepflanzt, vive Henri cinq gerufen, den Rufer geprügelt, und es war ein kleiner Auflauf entstanden. Man nahm es für ein Regierungskunststück. Es ward wenig beachtet.

Mittags wollte ich zur Fürstin G. gehen, um ihr, da sie in diesen Tagen Paris verläßt, lebewohl zu sagen. Ich mußte dazu zweimal den Zug der Ouvriers durchkreuzen, aber das hatte gar keine Schwierigkeit, und obgleich ich im hellen Gesellschaftsanzuge war, that mir Niemand ein Leid. Im Gegentheil, sie machten sehr gutwillig Platz. Was man von Anfällen der Proletarier erzählt, muß man glauben, weil es von glaubwürdigen Personen berichtet wird; aber warum begegnet uns gar nichts der Art? Die Fürstin klagte, daß eine Aufwärterin des Hotels, mit der sie gesprochen, sich niedergesezt und auf ihren Verweis geantwortet habe: »Madame, je suis votre égale,« der Fürst, daß man seine Equipage angehalten und daß Leute gerufen hätten: »Voilà ces canailles de riches! mais bientôt nous irons en voiture et ils marcheront à pied.« — Einer andern Dame unserer Bekanntschaft hat auf der Straße eine Frau gesagt, ihr bettelnd den Weg vertretend: »Madame, vous avez deux bracelets d'or, et je n'ai pas de pain! — und eine dritte hatte hinter sich die Worte gehört: »Tiens! cette bégueule là porte encore des jupes garnies et des mouchoirs à dentelles!« Das mag Alles wahr seyn, sollten aber solche Aeußerungen nicht hervorgerufen werden durch die hochmüthige Angst vor dem Volke, durch das gezierte zur Schautragen der Toilette, welche den Reichen zur andern Natur geworden? Wir haben Paris bei Tag und Nacht, zu Fuß und zu Wagen, fast immer ohne männliche Begleitung und oft in vollständiger Toilette durchkreuzt; uns ist nicht das

Geringste begegnet; überall ist man höflich gewesen und überall hat man die Almosen mit höchster Bescheidenheit erbeten, obschon die Noth sehr groß seyn mag.

Die Fremden indessen sind wie von Schreck geblendet; sie wandern karavanenweise aus. Die Russen müssen fort, die Engländer wollen fort, und wer bleibt, thut es nur, weil die Banquiers kein Reisegeld geben. In diesen Tagen hatte die englische Gesandtschaft fünftausend Pässe ausgestellt; Mistreß Austin, die ich hier finden sollte, ist auch schon fort. Paris ist auffallend leer; das sehen wir daran, daß wir in den ersten, besuchtesten Restaurants um sechs Uhr, um die rechte Essenszeit, oft die einzigen Gäste sind. Die Wirthe klagen außerordentlich und die Magazine sind ohne Käufer. — Dennoch ist Paris schön und ungemein interessant.

Heute Abend waren wir in der großen Oper, wo wir eine vortreffliche Aufführung von Robert dem Teufel sahen. Eine Engländerin, Madame Plunkett, tanzte die Soli im Ballet und fand Beifall. Aber was für ein entsetzlicher Stoff ist eigentlich dieser Robert der Teufel, und wie garstig ist die Gefallsucht dieser spukenden Nonnen! Man ist so in den Irrgängen der sogenannten Romantik befangen, so gewohnt conventionell geheiligte Unsittlichkeiten zu ertragen, daß sie das Publikum gar nicht mehr stören. Goethe's Braut von Corinth wird von Vielen verdammt, und sie ist bei aller Schönheit auch kein recht erfreulicher Stoff, aber diese klösterlichen Vampyre, die mit ihrer spukhaften Liebeslust den halbtrunkenen Ritter verfolgen und, die Leichengewänder abwerfend, ihn umtanzen — das ist der Menge schön, das liebt sie, das findet sie nicht beleidigend. So weit ist man entsittlicht, so gedankenlos, sich daran zu freuen! Mich ekelte es an. Von all der Dekorationspracht der mittelalterlichen, mondscheinbeleuchteten Dome, der grünen Trauerweiden und weiß schimmernden Grabsteine sehnte ich mich fort nach dem Vatikan, zu den schönen nackten Götterbildern, zu der reinen, unverhüllten Menschengestalt der heiligen Antiken.

Als der Spuk und die Lüsternheit bei kirchlichem Glockengeläute ein Ende hatten, als das Parterre die Marseillaise verlangte, athmete ich auf. Der gesunde Klang dieses rachedürstenden Freiheitsliedes war herzstärkend dagegen. Ein Baritonist deklamirte sie singend, die dreifarbige Fahne in der Hand, und das ganze Personal, die Primadonna mit einbegriffen, sang den Refrain. Der Eindruck blieb aber doch zurück gegen den, welchen am Morgen die Marseillaise vom Volke gesungen gemacht hatte. Nach dem ersten Akte der Oper hatte der Bassist einen neu gedichteten und componirten Chant national vorgetragen, bei dem ebenfalls das ganze Personal den Chor sang. Der Rhythmus war marschartig, frischer, kräftiger Trommelwirbel das Accompagnement des Chors. Eine Strophe enthielt etwa die Worte »jusque dans ses plus profondes racines le vieux trône était pourri!« — Das klang widrig an einem Orte, wo vielleicht noch vor wenig Tagen dieselben Sänger dem Könige sich gebeugt und ihm gehuldigt hatten. — Der Refrain des Liedes lautete: Vive la France républicaine! la liberté prend son essort! und hatte einen schönen, jubelnden Klang. — Als wir gegen Mitternacht aus dem Theater kamen, war Paris illuminirt. Jetzt ist's nach zwei Uhr Morgens.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Schluß.)

Die Industrieausstellung. — Statuetten der Republik.

Der Rachel hat kürzlich das Publikum sein Mißvergnügen zu erkennen gegeben. In der obenerwähnten Posse des Theaters Montansier waren einige Verse zu ihrem Lobe eingeschoben; allein ihr Betragen im Théâtre français hatte so mißfallen, daß das Publikum von ihrem Lobe nichts hören wollte und die Verse auspfiff; seitdem läßt man sie bei den Vorstellungen weg. Ueberhaupt hat die Felixsche Familie bisher zwar große Anlage zur Schauspielkunst gezeigt, aber keine besondere zu einem gesitteten und erbaulichen Leben. Rachels Aufführung ist bekannt, und ihre Schwester Sarah ist mehrmals von Kaufleuten verklagt worden, welche für gelieferte Waaren ihr Geld verlangten, und sogar Beschlag auf ihre Meubeln legen wollten. Jedesmal aber erschien ein Anwalt der Rachel und behauptete, die Meubeln gehören nicht der Sarah, sondern ihrer Schwester, mithin hätten die Lieferanten gar kein Recht darauf. Ueberhaupt ist dieß die Taktik der hiesigen Verschwender, daß, wenn ihre Gläubiger Beschlag auf ihre Habe, namentlich auf ihre Meubeln legen wollen, sie den Beweis führen, daß dieselben unter einem andern Namen eingeschrieben stehen und ihnen nicht zugehören.

Die Industrie wird dieses Jahr, wenn keine neue Revolution dazwischen kommt, ein großes Fest zu feiern haben. Nach

fünfjähriger Frist soll wieder eine öffentliche Ausstellung von Industrieprodukten stattfinden. Man arbeitet bereits an den großen Galerien in den Champs élysées. Möge dann die Politik eine Zeitlang ruhen, um der Industrie das Wort zu lassen, denn sonst geht es dem Gewerbewesen wie der Kunst im vorigen Jahre bei der Ausstellung, welche troz der ungeheuren Menge der Kunstwerke wenig beachtet war, weil die Politik zu laut sprach. Es ist kaum zu hoffen, daß die heurige Kunstausstellung viel besser ausfällt. Sonst schrie man gewaltig wider die Jury, welche die auszustellenden Kunstwerke zuerst prüfte, und nur die, welche ihr preiswürdig schienen, zuließ. Im vorigen Jahre wurde alles Eingesandte, gutes und schlechtes, angenommen; das Auge des Publikums war kaum im Stande unter dem vielen Mittelmäßigen und Erbärmlichen das wenige Gute herauszufinden, und die Künstler waren abermals mißvergnügt. Dießmal wird man wahrscheinlich einen Mittelweg einschlagen und nicht zu strenge, aber auch nicht allzu nachsichtig seyn. Eben jezt haben wir wieder eine kleine Ausstellung von Figuren der Republik, und zwar dießmal von plastischen. Ich fürchte, den kleinen Statuen wird es nicht viel besser gehen als den gemalten Republiken. Ich höre, in den Werkstätten ist viel darüber gestritten worden, ob man die Republik sizend oder stehend, bewaffnet oder waffenlos darzustellen habe. Das Sizen scheint denen, welche dafür stimmen, Beständigkeit anzudeuten, wogegen die andern behaupten, die Republik müsse vorwärts schreiten, mithin stehend, ja gehend dargestellt werden. Das Bewaffnen aber deute auf ihren Entschluß, sich gegen alle und jede Feinde zu vertheidigen. Andere wollten sie nicht bewaffnet darstellen, damit man sehe, daß es eine Jungfrau sey, die durch ihre Reize, nicht aber durch gewaltsame Mittel die Gemüther an sich ziehen wolle; sie sey eine Frau, welche beständig die Worte: Freiheit, Gleichheit, Brüderschaft im Munde führe. Noch andere wollen die Republik unter keiner Gestalt dargestellt wissen, indem sie fürchten, dieselbe möchte nicht mehr so lange dauern, bis ihre Figur im Großen als Statue ausgeführt sey. Sie wollen erst zusehen, wie sich der Präsident mit jener Frau verträgt. Der Oheim dieses Präsidenten fand auch einmal eine solche Frau vor, schob sie aber bald bei Seite, und es war weiter keine Rede mehr von ihr. Nun hat der Neffe freilich vom ersten Verdränger der Republik nicht mehr als den Namen; aber diese hat so viele Feinde und ist im vorigen Jahre in so häßlicher Gestalt erschienen, daß der Neffe vielleicht keine große Mühe hat, ihrer abermals los zu werden. Ob er dadurch viel gewinnt, ist freilich eine andere Frage, welche zu beantworten zu voreilig seyn würde. Heutzutage kann niemand für den morgigen Tag gut stehen; man muß mit der Gegenwart vorlieb nehmen.

Dg.

Hamburg, Januar.

(Fortsezung.)

Zeitungswesen — Blick auf Frankfurt.

Diese Ansicht von unserem — natürlich nur der Anzeigen wegen — gelesensten Blatt theilt fast das gesammte Publikum, und wohin man horcht, hört man Klagen; aber troz dem wird es vielleicht erst in fünf Jahren möglich seyn, ein würdigeres Blatt der Art zu begründen, da im Angesichte der bereits ausgesprochenen Frankfurter Beschlüsse, daß alle Privilegien in Deutschland aufhören sollen, man das Privilegium der „Nachrichten" noch auf fernere fünf Jahre erneuert hat. Wir hoffen indeß, daß unsere neue Verfassung, sobald sie in's Leben getreten, diesem Unwesen ein Ende machen und durchaus keine Notiz von der neuen Verleihung nehmen, sondern die Presse von einem solchen unwürdigen Zwange befreien wird. Sollte sie dieß aber nicht können, etwa weil man die Gültigkeit alter Verträge anerkennen müßte, so wird doch wohl Rath geschafft und in der jezt wirklich von allem Preß- und Privilegienzwange befreiten Nachbarschaft ein besseres Organ der Art in's Leben gerufen werden. Auch in dem nur durch eine Gosse von unserer Vorstadt St. Pauli getrennten Altona bestanden früher Privilegien für ein politisches Blatt, den „Merkur," und für ein Anzeigeblatt, „die Adreßcomptoir-Nachrichten;" allein ein Buchdrucker, Esch, wagte es ein neues Organ für politische Nachrichten und Anzeigen zu begründen, und als die Besitzer der seither privilegirten Blätter Klage darüber erhoben, erhielten sie den Bescheid: „man könne ihnen nicht helfen, die Presse sey ja völlig freigegeben." Es kann also keinem Kapitalisten verwehrt werden, dort ein mit den „Nachrichten" concurrirendes Blatt zu begründen und es so einzurichten, daß es besonders den hamburgischen Bedürfnissen entspricht. Es dürfte wohl kaum eine bessere Spekulation als diese gemacht werden können. — Seit wir zulezt von hier berichteten, sind noch einige neue Volksblätter aufgetaucht, aber, wie es scheint, gleich wieder eingegangen, denn wir sahen sie in der lezten Zeit nicht mehr angezeigt. Der Wochen- und Volksblätter besitzen wir auch in der That genug, und einige davon haben sich in der Gunst des Publikums so fest gesezt, daß es schwer halten dürfte, ein neues Unternehmen der Art jezt noch emporzubringen. Um sich in Gunst zu erhalten, ist aber vor allen Dingen nöthig, aufrichtig dem Fortschritt zu huldigen; diejenigen hiesigen Volksblätter, die von diesem Princip abgingen, haben traurige Erfahrungen machen müssen, und selbst ihre frühere außerordentliche Popularität schüzte sie nicht vor einem schmählichen Falle, dem nothwendig bald ein gänzlicher Ruin folgen muß. Wer die Masse mit ungetrübtem Auge beobachtet, der muß sich sagen, daß sie unbedingt den Fortschritt verlangt und zwar wohl durch Bajonnete für den Augenblick eingeschüchtert, aber nimmermehr gänzlich umgewandelt werden kann. Kluge und die Zeit begreifende Regenten tragen auch dieser Ansicht Rechnung und lassen sich nicht durch augenblickliche Erfolge angewandter Gewaltmaßregeln so weit verblenden, daß sie schon an den Sieg der Reaktion glauben. Die eingeführte allgemeine Wehrpflicht ist der diamantene Schild der Freiheit. Der König von Preußen wußte wohl, was er that, indem er selbst als Sieger seinem Volke eine freisinnige Verfassung gab, eine Verfassung, womit sich Jeder zufrieden erklären muß, der die wahre, d. h. die auf Ordnung und Gesez begründete Freiheit will.

Von Frankfurt wird hier nichts mehr erwartet, noch gehofft. Der Traum eines starken, einigen Deutschland war ein schöner, aber eben nur ein Traum. Auch wäre die Erreichung dieses großen, von so Vielen heiß ersehnten Zieles ein Sprung in der Völkergeschichte gewesen, und die Geschichte zeigt uns immer nur ein allmähliges Fortschreiten. So wünscht und hofft man, daß dem Drama in Frankfurt ein schnelles Ende gemacht werde, und man wünscht es schon deßhalb, weil wir, je länger die unerquickliche Verhandlung dort dauert, dem gesammten Auslande um so lächerlicher erscheinen müssen. Statt die Platonische Republik in Deutschland einführen zu wollen, ordne jeder große Hausvater den eigenen Haushalt nach besten Kräften, statt Zeit und Kräfte an ein Nichterreichbares zu zersplittern. Oesterreich ist uns, durch die Nothwendigkeit gezwungen, mit gutem Beispiele vorangegangen; folgen wir ihm je eher, je lieber, da uns am Ende doch nichts anderes übrig bleiben wird.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 6.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 27. Mittwoch den 31. Januar 1849.

Que de tableaux éloquens qui frappent l'oeil dans tous les coins des carrefours, et quelle galérie d'images, pleine de contrastes frappans pour qui sait voir et entendre!

Mercier.

Der März in der französischen Republik.

13.

Paris, 18. März.

Ein kälteres, frostigeres, kahleres Gebäude als das Pantheon, dieser Tempel französischen Ruhmes, habe ich nie gesehen. Große Hallen, welche Kreuzgänge bilden, hohe Kuppeln, in deren Wölbung einige Allegorien aus der Geschichte Napoleons al fresco gemalt sind, und weiter nichts in den riesigen Räumen, deren Bauart etwas Unwohlthuendes hat. Aus dem Schiffe der Kirche wird man in ein gewölbtes Souterrain geführt, wo die Särge berühmter Männer stehen; aber dieses Gewölbe ist auch keine schöne alte Krypta mit architektonischem Schmuck, mit Säulen und Hallen, es sind ganz einfache Keller, in denen man eben so gut Wein und Fleisch als die Gebeine von Heroen aufbewahren könnte. — Ein paar Särge stehen frei und sind von schöner antiker Form; so der Sarg Rousseaus, aus dem aber eine Hand eine brennende Fackel hervorstreckt, welche moderne Allegorie eher auf eine Bonbondevise als für ein Grabmal paßt. Auch Voltaire und noch viele andere sind hier beigesezt — verwahrt, wäre der rechte Ausdruck für die Empfindung, welche man dabei hat, besonders den weniger berühmten Todten gegenüber, die zu beiden Seiten der Gewölbe in Nischenreihen übereinander geordnet sind. Da ist Santa Croce in Florenz ein ganz ander Ding, mit den Prachtdenkmalen Dantes, Alfieris, Michel Angelos, Galiläi's u. a., die das Volk täglich vor Augen hat in der stolzen, prächtigen Kirche.

Vom Pantheon fuhren wir nach Notre Dame. Die Beschreibung erlaßt mir, da ihr sie in Victor Hugos Roman viel besser findet, als ich sie geben könnte. Der Eindruck des Gebäudes ist ernst und großartig, der ganze Stadttheil, die Ile de la Cité, auf der es liegt, höchst interessant durch den mittelalterlichen Charakter, der sich überall ausspricht und der um so düsterer erscheint, wenn man vorher die schönen Quais der Seine passirt hat.

Sieht man in der Mitte des Platzes de la Concorde, bei dem Obelisken stehend, die Fontänen, die Tuilerien am Ende des Gartens, den Triumphbogen de l'Etoile, als Schluß der Champs elysées, die Deputirtenkammer jenseits des Pont royal, und die Madelaine am Ende der Rue royale, so hat man ein Bild so großer Pracht, so reicher Schönheit, daß man ganz ungläubig dasteht, wenn man sich nach wenigen Minuten in das Innere des alten Paris, nach der Insel der Cité oder in die Gegend der Sorbonne versezt sieht. Schmale, sieben bis acht Stock hohe Häuser in den engsten, winklichtsten Straßen, von Schornsteinen überragt, die den Dampfschornsteinen an Höhe nichts nachgeben. Wo einmal ein Haus abgebrochen und eine Lücke in den Reihen entstanden ist, puzt und tüncht man die Seitenwände nicht ab, sondern sie werden von oben bis unten mit großen Affichen bemalt. Da sieht man Damen mit großen Shawls und Sonnenschirmen über den Anpreisungen eines Zahnarztes gemalt, große Weinflaschen und Würste neben den Empfehlungen eines Shawlmagazins, und dazwischen ziehen sich, unter all dem Blau, Roth und Gelb der Buchstaben, die breiten Rauchspuren ehemaliger Schornsteine. Anfangs kann man es sich gar nicht

klar machen, wodurch die Straßen von Paris einen so eigenthümlich befremdenden Eindruck machen, bis man gewahr wird, daß derselbe zu einem guten Theil von den hohen Schornsteinen und mit Affichen bemalten Brandmauern und Eckhäusern herrührt. An einem solchen war in der Höhe des dritten Stocks über der Anzeige eines Holzmagazins ein Kohlenträger so täuschend dargestellt, daß mich jedesmal ein Schreck und Schwindel erfaßte, so oft wir vorbei kamen.

Sehr reizend ist dagegen die Art, wie die Schaufenster an den Magazinen verziert werden. Selbst der Holzhändler spaltet und schichtet seine Holzscheite in gefälligen Formen vor den Kellerthüren und Fenstern auf und die boutiques de comestibles sind glänzend und lustig wie ein Weihnachtstisch. Hummern und Würste, mit Goldpapier beklebt, Goldfische in frischem Wasser unter Guirlanden feiner Kräuter, gerupfte Fasanen mit bunten Schweiffedern, Pasteten in schönen Schaalen, Fische auf grünen Blättern, gebratenes Geflügel und Fleischwaaren in glänzenden Gallerten, das sieht beim hellen, flackernden Gaslicht so lockend aus, daß man sich doppelt über die Enthaltsamkeit des Volks in den Revolutionstagen zu wundern hat. — Einzelne Straßen sind fast ganz von bestimmten Gewerben eingenommen, so die Rue Vivienne, an deren oberem Ende Haus an Haus sich Putzhandlungen und Blumenmagazine finden. Auch die Passagen, welche sich durch ganze Stadtviertel ziehen, sind sehr hübsch und man lernt sich mit ihnen vertragen, wenn man bei Regenwetter die Weite der Pariser Wege zu durchmessen hat. — Halbe Tage lang wandern wir durch die Straßen, ohne Plan und Ziel, und immer gewährt es neue Lust, immer ist etwas zu sehen, was unterhält, auch jezt, wo Paris so wenig sich selbst ähnlich seyn soll.

Heute lag wirklich wieder die Revolution in der Luft, wenn man so sagen darf. Man fühlte, man ahnte sie, wie ein herannahendes Gewitter. Ueberall standen die Arbeiter wieder zu dreien, vieren beisammen, oder zogen in größern Trupps schweigend durch die Straßen. Plakate der Regierung fordern zur Rückkehr in die Werkstätten auf und erklären, daß die ausländischen Arbeiter an den Nationalateliers nicht Theil haben könnten. In einem der ersten Shawlmagazine, wo wir einen Einkauf machten und etwas gewaschen haben wollten, fragten wir, wann wir dieses wieder haben könnten? „Das wird von den Arbeitern abhängen, die noch immer nicht zurückkehren," hieß es.

Täglich hört man von großen Bankierhäusern und Fabrikanten, welche ihre Zahlungen einstellen müssen, und täglich auch neue Reden an den peuple magnanime, über seinen bon sens und seine modération; aber das Volk will nicht arbeiten, es will ernährt seyn, und es scheint, daß diese Sache der Regierung gewaltig über den Kopf wächst. In der Geschichte der Girondisten von Lamartine findet sich ein Wort, das man jezt füglich auf ihn selbst anwenden kann: »Le génie fait pitié quand on le voit aux prises avec l'impossible!« — Es ahnt Niemand, es übersieht Niemand, wo oder wie diese Krisis hier enden wird, und es müßte wahrhaftig ein Wunder geschehen, wenn sie friedlich und glücklich enden sollte.

In dem Hôtel de Ville befinden sich noch immer zweihundert Mann mit zwei Kanonen und reichlicher Munition, welche sich dort festgesezt haben und nicht weichen wollen. Da man sie nicht vertreiben konnte, ohne einen Aufstand zu wagen, thut man, als bewachten sie das Stadthaus, und hat ihnen noch ein Corps der Garde mobile beigesellt. Die Regierung behandelt das Volk wie nachgiebige Eltern ihr weinendes Kind, dem sie sagen: „Ach, das gute Kind ist so artig, es weint gar nicht mehr!" während es laut schreit und mit Händen und Füßen um sich schlägt, und auch Grund zum Schreien hat, denn es leidet. — Diese Krisis ist wie ein Gewitter. Sie mußte kommen, um die Luft zu reinigen, aber troz dieser Ueberzeugung kann man ängstlich werden bei dem Blitzen, Donnern, Hageln, und fürchten, doch gelegentlich todtgeschlagen zu werden, wenn man sich auch bescheiden sagen muß, daß dieses für den, welchen es trifft, sehr unangenehme Todtgeschlagenwerden im Hinblick auf das Ganze durchaus gleichgültig wäre.

Nach unsern Kirchenbesuchen fuhren wir zur Gräfin Marie d'Agoult, der unter ihrem Schriftstellernamen Daniel Stern bekannten Verfasserin der Nelida und des Essai sur la liberté. Wir hofften, da sie Lamartine nahe befreundet ist, von ihr Auskunft über die Zustände zu erhalten, und vernahmen auch die zuversichtlichsten Beruhigungen — an die man jedoch nicht zu glauben vermag.

Als ich die Gräfin das erstemal sah, überraschte sie mich, abgesehen von dem bedeutenden geistigen Eindruck ihrer Persönlichkeit, durch die seltene Formenschöne ihres Aeußern. Groß, schlank und voll, hat ihre Gestalt etwas Imponirendes bei dem vollkommensten Ebenmaaß der prächtig geformten Glieder. Ihr Profil ist eben so rein, und die stark und bestimmt ausgeprägten Züge bekommen dadurch, daß sie ihr bereits ergrauendes Haar nach Männerart kurz um den Kopf geordnet trägt, noch einen besondern Ausdruck. Denkt euch dazu eine sehr edle dunkle Kleidung, ein mittelalterlich dekorirtes Arbeitskabinet, einen langgestreckten weißen Windhund auf dunklem Teppich vor dem brennenden Kamin, und das prächtigste Bild ist fertig.

Es war bei unserem Morgenbesuche die Rede von einem Wohlthätigkeitsballe in der komischen Oper, der

heute Abend stattfinden sollte und den wir zu sehen beschlossen hatten. Die Gräfin bestärkte uns in dem Vorsatz, und als wir um zwölf Uhr aus den Variétés kamen, wo Bouffé die Rolle eines Gelehrten im Stück le pouvoir d'une femme vortrefflich gespielt hatte, fuhren wir nach der komischen Oper. Da gab es denn ein hellerleuchtetes Haus — a giorno wie die Italiener sagen — sehr hübsche Toiletten, eine Lotterie, bei der jede Dame ein Bouquet und in diesem verborgen das Lotterieloos erhielt, Erfrischungen, große Hitze, und Alles was sonst zu einem Opernballe gehört. Nachdem wir diese Hitze eine Stunde lang im vollsten Maaße genossen hatten, fuhren wir nach Hause und ich legte mich mit dem seligen Bewußtseyn schlafen, daß ich zur Beruhigung meines Gewissens auch einen Opernball in Paris mitgemacht, das heißt ausgehalten hatte. Das mag für junge, in Paris bekannte Männer sehr unterhaltend seyn, für fremde Frauen ist es eben so langweilig als ermüdend.

Aus den Alpen.

(Fortsetzung.)

Es gibt bekanntlich eine ganze Klasse von Pflanzen, welche man Steinbrecher (Saxifragen) nennt. Es sind dieß kleine Gewächse, welche mit zähen Wurzeln sich an die Oberfläche der Steine anheften, in die kleinen Ritzen eindringen und so allmählig das Gewebe der Felsen mürbe zu machen und zu zerbröckeln im Stande sind. Im Grunde haben aber mehr oder weniger alle Pflanzen, selbst die großen Bäume, dieselbe Kraft. Man könnte sie daher alle in größerem oder geringerem Grade als Steinbrecher bezeichnen, und die Hochalpen als mit einem steinfressenden Pflanzengewande bekleidet betrachten, unter dem sie leiden, wie die Glieder des Herkules unter dem zehrenden Gewande der Dejanira.

Zahllose Arten kleiner Moose dringen bis zu den höchsten kahlen Spitzen der Berge hinauf. Hier überziehen sie die Felsen, und indem sie Jahrhunderte lang mit ihren grabenden, klammernden, saugenden Wurzeln darüber hinlaufen, verfaulen, abfallen, und immer wieder kommen, tragen sie zur Wegschleifung der Ecken und zur Zermürbung des Gesteins vermuthlich ebensoviel bei, als Wasser und Luft. — Wie sie schlagen auch mächtige Bäume, Buchen, Eichen und Tannen, ihre Wurzeln in die Spalten der Felsen, die sie wachsend und drängend erweitern und von der Hauptmasse lösen. Oft sieht man Bäume, die mit ihren Wurzeln einzelne lockere Felsspitzen so umgarnt und vom Hauptfelsen getrennt haben, daß sie dieselben gleichsam frei in den Armen halten. Ueberall stößt man auf Bäume, deren Wurzeln, als wären sie steinfressende Schlangen, an den Felsen saugen, in ihre Spalten eindringen und sie gewaltig umschlingen. Sie scheinen Riesen zu seyn, welche mit den Kindern Vulkans ringen. Nicht selten, wenn Aeolus, der ihre Wipfel gewaltsam schaukelt, sie unterstützt, gelingt es ihnen, der Gäa ein Kind zu entführen, und man sieht sie wohl mit einem Felsblock in den Armen in die Tiefe stürzen. Oft lassen sie die Steine erst fallen, nachdem ihre eigene Kraft gelöst ist: aus der verfaulenden Wurzel rollt eines Tages der getrennte Block bergab.

Wenn man bedenkt, welch zahllose Schaaren vielwurzlicher Riesen- und Zwergpflanzen beständig aus den Thälern zu den Gipfeln der Berge so zu sagen emporstürmen, so kann man ihren gebirgzerstörenden Einfluß nicht gering anschlagen. Doch darf man hiebei nicht übersehen, daß die Pflanzendecke auf andere Weise auch wieder conservirend, ja sogar vermehrend auf die Masse der Berge einwirkt, indem sie theils die Oberfläche der Berge bedeckt und vor den Angriffen der Luft und des Wassers schützt, theils ihren eigenen Staub den Felsentrümmern beifügt.

Auch der Mensch endlich, seitdem er in die Gebirge eingedrungen ist, hat mehrfach an der Beschleunigung des Zerfalls derselben gearbeitet; und obwohl seine ganze Wirksamkeit in dieser Beziehung nur als Pygmäenarbeit erscheint, so ist sie doch nicht unwichtig, wenn wir ihr nur, wie der Arbeit der Regentropfen, eine hinlängliche Perspektive von Zeit geben wollen. — Seit Hannibal auf ungebahnten Wegen über die Alpen ging, haben die straßenbauenden Römer und nach ihnen in ununterbrochener Reihe die von ihnen civilisirten Bergvölker mit Brecheisen, Meißel, Hacke und Sprengpulver die Thäler durchzogen und eine zahllose Menge von Gipfeln geebnet, von rauhen Felsköpfen abgestoßen und Höhlen gebohrt. Es wurden Kanäle gegraben, damit die Flüsse das Getrümmer der Gebirge desto schneller abführen möchten, die Wälder wurden gelichtet und die Pflanzendecke vielfach aufgerissen und zerstört, und auch so neuen Angriffen des Wassers und der Luft auf die Steine Vorschub geleistet. Ueberall auch werden Steine sorgfältig von den Wiesen und Aeckern zusammengelesen und den Stromgöttern zur Weiterbeförderung übergeben. Könnte man alles, was der Mensch in den Alpen jährlich losbricht und ausfegt, summiren, so möchte auch dadurch ein ziemlich großer Haufen entstehen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Januar.

(Schluß.)

Handel. — Die Wasserkunst. — Die große Commission. — Theater

Der Handel in unserer Stadt hat seit dem Waffenstillstande mit Dänemark wieder einen erstaunlichen Aufschwung genommen und es sind wahrhaft großartige Geschäfte gemacht worden. Diese wurden durch das lange Offenbleiben der Elbe, die sich erst gegen Weihnachten mit einer Eisdecke überzog, ganz außerordentlich begünstigt, und da, wenn der Handel florirt, hier alles was arbeiten kann und mag, sein reichliches Brod findet, haben wir die Hälfte des Winters zurückgelegt, ohne eigentliche Noth kennen zu lernen; über die bösen Monate Januar und Februar werden wir auch wohl hinkommen; mit dem März fängt hier aber gewöhnlich die Schifffahrt wieder an. Nur die von Einigen gehegte Furcht, daß Dänemark mit dem Frühjahre wieder kriegerisches Gelüste an den Tag legen dürfte — woran wir selbst übrigens nicht glauben, da der Geldmangel dort weit größer ist, als man allgemein annimmt — trübt die Aussichten für die Zukunft. Indeß wächst die deutsche Flotte mit jedem Tage mehr an und im nahen Holstein ist man rastlos mit dem Bau von Kanonenbooten beschäftigt, so daß an eine Schmach, wie wir sie im vorigen Jahre erlebten, nicht mehr zu denken ist. Auch die Landarmee wird in den beiden Herzogthümern in einen respektabeln Stand gesezt und zählt bereits 30,000 trefflich eingeübte Krieger, die vor Begierde brennen sich mit dem Feinde zu messen. Außerdem sind die Küsten durch gut besezte Batterien hinlänglich geschüzt und an Handstreiche darf von dänischer Seite nicht mehr gedacht werden.

Unser Senat, welcher jezt fleißiger als je Bürgerconvente anstellt, ist in der lezten Zeit mit seinen Vorschlägen, besonders wo neue Geldbewilligungen verlangt wurden, schlecht weggekommen und entschieden abgewiesen worden. Der unbeliebte und, wie sich immer mehr herausstellt, völlig mißglückte Bau der Stadtwasserkunst erheischt immer neue Opfer, und das mit der Aussicht, daß dieses kostspielige Unternehmen niemals die davon gehofften Früchte tragen werde. Die durch die Stadt gelegten Röhren springen alle Augenblicke oder lassen, wo sie das nicht thun, das Wasser durchsickern, und das, nachdem man eine Hunderttausende kostende Dampfmaschine bereits durch eine andere, nicht minder kostspielige ersezt hat, weil es von der erstern hieß, ihre Kraft sey zu groß gewesen und deßhalb habe das Wasser die Röhren gesprengt. Zu diesem trostlosen Werke sollen die Steuerpflichtigen nun nochmals 50,000 Mark Banco (25,000 Thaler) hergeben, was natürlich von ihnen abgeschlagen wurde, da jezt wohl keiner mehr an das Gelingen des Werks glaubt. Freilich würde man die darauf verwendeten Summen — nahe an zwei Millionen — als weggeworfen betrachten müssen; allein sezte man den Bau fort, so hätte man einen immer fressenden Krebs an dieser Anstalt und am Ende müßte man sie doch aufgeben. Ueberdieß soll, wie wir von einem Sachverständigen hörten, das der Stadt zuzuführende Wasser nicht einmal gesund, sondern vielmehr schädlich seyn, da die Ablagerungsbassins sich in einem Moorgrunde befinden. Aus diesem und ähnlichen Gründen wurden die vom Senate geforderten 50,000 Mark Banco abgeschlagen, sollen aber troz dem nochmals verlangt werden und wahrscheinlich dasselbe Schicksal haben. Ob der Senat es mit diesem Antrage bis zur „großen Commission“ treiben wird, darauf sind wir neugierig. Mit der „großen Commission“ hat es aber folgende Bewandtniß: Nachdem die erbgesessene Bürgerschaft dreimal einen Antrag abgelehnt, soll der Senat das — von einigen tüchtigen Juristen und Gesezkennern bezweifelte — Recht haben, den Antrag an fünf Männer, wovon zwei aus dem Senat, drei aus der Bürgerschaft gewählt werden, zu bringen, und die Mehrheit derselben entscheidet. Es ist noch kein Beispiel vorhanden, daß von der großen Commission nicht zu Gunsten des Senatsantrags entschieden worden wäre; brauchte man doch nur einen der drei Bürger auf seine Seite zu bringen, um des Siegs gewiß zu seyn. Durch dieses wirkliche oder angemaßte Recht sind manche bei der Gesammtbevölkerung sehr verhaßte Anträge durchgesezt worden; irren wir nicht, so geschah es auch bei Abschließung der Verträge über die Elbzölle, gegen die sich die gesammte Börse erklärt hatte. Aus diesem Beispiel möge das Ausland zugleich ersehen, daß unsere Freiheit im Grunde nur eine illusorische war, da der Senat am Ende alles durchsezen konnte, was ihm beliebte. Ob aber unsere Constituante, die jezt doch wohl befragt werden müßte — wenn gleich nicht muß — die große Commission noch einmal ihr Spiel treiben lassen würde, steht dahin.

Daß man hier, wo das Fabrikwesen fast noch gar nicht in Betracht kommt und der Handel alles ist, sich gegen die Schutzzölle und unbedingt für das Freihandelssystem erklärt, wird man begreiflich finden. In dem Sinne ist denn auch von der gesammten Kaufmannschaft ein Freihandelsmann, Gustav Godeffroi, statt des in Frankfurt ausgetretenen Abgeordneten Roß gewählt worden, und ein Theil der Linken hat, in gerechter Erwägung der Umstände, die Wahl der Börse unterstüzt, während die Ultraliberalen den in der Schweiz weilenden Flüchtling Karl Heinzen durchzubringen suchten, und ihn durchgebracht haben würden, wenn die gesammte Linke sich für ihn erklärt hätte.

Die Kunst geht auch bei uns nach Brod, findet es jezt aber nicht. Charlotte Grisi, die unserer Bühne durch ihre Sprünge aufhelfen sollte, füllte das Stadttheater nicht so, daß man die ihr versprochenen 1000 Francs (500 Mark Banco oder 250 Thlr.) für den Abend hätte fortbezahlen können, und im Zorn wandte sie uns den Rücken, nachdem sie sich in einem langen französischen Artikel im „Correspondenten“ über die Direktion bitter beklagt hatte. Die Oper „der Alte vom Berge“ hat bereits einigemale volle Häuser gemacht. Indeß scheint das Theater hier überaus schlecht zu stehen, woran namentlich die Constituante und die vielen Vereine Schuld seyn mögen. Die Männer gehen in die lezteren, behalten ihr Geld in der Tasche und unterhalten sich besser als im Theater. — Für das durch die jezt unnöthig gewordene Besselersammlung zusammengebrachte Geld will man ein Kanonenboot bauen.

Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 2 und Monatsregister Januar.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenzblatt.

Nr. 2. Mittwoch den 31. Januar 1849.

[14] *Zum Carneval 1849!*

Neue Tänze von Joseph Labitzky

für Pianoforte,

erschienen bei Fr. Hofmeister in Leipzig.

Gruss an Wien. Drei Polka. Op. 151. 17½ Sgr. — Salzburger Galopp. Op. 154. 10 Sgr. — Herbstblumen. Walzer. Op. 153. 15 Sgr. — Klänge aus dem Böhmerwald. Walzer. Op. 155. 15 Sgr.

Sämmtliche Tänze des beliebten Componisten sind auch im leichtesten Arrangement für Pianoforte zu vier Händen und für Orchester zu haben.

---

[10] Neue Musikalien im Verlage von Friedrich Hofmeister in Leipzig:

Gutmann, Op. 8. Deux Nocturnes p. Pfte. à 4 Mains. 12½ Ngr.

Hauser, M. H., Op. 8. Lieder und Gesänge für eine Singst. mit Begleitung des Pfte. Heft 1—4. à 10 Ngr. — 1 Thlr. 10 Ngr.

Hesse, Op. 83. Fantasie-Sonate und zwei Vorspiele für Orgel. 25 Ngr.

Kunze, Op. 75. Tausend Grüsse an Dresden. Marsch für Pfte. 7½ Ngr.

Labitzky, Op. 154. Salzbrunner-Galopp f. Orch. 1 Thlr. — f. Pfte. vierhändig 12½ Ngr. — zweihändig 10 Ngr., leichtere 10 Ngr.

— Op. 155. Klänge aus dem Böhmerwald. Walzer für Orch. 1 Thlr. 20 Ngr. — für Viol. mit Pfte. 15 Ngr. — f. Pfte. vierhändig 20 Ngr., zweihändig 15 Ngr., leicht arr. 10 Ngr.

Mendelssohn-Bartholdy, Op. 12. Trio p. Pfte., Violon et Violoncelle, arr. d'après un Quatuor pour Violon. 1 Thlr. 10 Ngr.

---

[11] Bei Jul. Bädeker in Elberfeld und Iserlohn erschienen so eben und sind in allen Buchhandlungen zu haben:

Gedichte

von

Henriette Davidis.

Zweite Auflage. Eleg. geb. 1 Thlr.

Märzgesänge.

Fünf und zwanzig Zeitgedichte

von

Adolf Schults.

Eleg. cart. 12 Sgr.

Lieder aus Wisconsin

von

Adolf Schults.

Eleg. cart. 12 Sgr.

---

[10] Tübingen. Bei L. Fr. Fues ist erschienen:

Geschichte und Beschreibung der Universität Tübingen, von Dr. K. Klüpfel, Universitätsbibliothekar. G. 8. 34 Bogen. broch. 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 4 Ngr.

Diese Schrift bildet die zweite Abtheilung der vor einigen Monaten erschienenen Geschichte der Stadt Tübingen. Sie schildert nicht nur die wissenschaftlichen Zustände der Universität von ihrer Gründung an bis auf die neueste Zeit, sondern erzählt auch die Verfassungs- und Sittengeschichte mit vielen interessanten Einzelheiten. Der Abschnitt über Studentenverbindungen der neueren Zeit gibt eine Geschichte der Tübinger Burschenschaft, welche um so mehr Beachtung verdient, als ihre Bestrebungen, die in der neuesten Zeit so wichtig geworden sind, noch nie im Zusammenhange dargestellt wurden. In gegenwärtiger Zeit, wo so viel von Reformen der Universitäten die Rede ist, dürfte die Geschichte einer der bedeutenderen Universitäten Deutschlands, die in manchen Beziehungen den andern vorangeeilt ist, eine willkommene Erscheinung seyn.

---

[5]

Historische Schriften von W. H. Prescott.

Bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Geschichte der Eroberung von Peru. Mit einer einleitenden Uebersicht des Bildungszustandes unter den Inkas. Aus dem Englischen übersetzt. Zwei Bände. Mit einer Karte von Peru. Gr. 8. 1848. Geh. 5 Thlr.

Geschichte Ferdinand's und Isabella's der Katholischen von Spanien. Zwei Bände. Gr. 8. 1843. 6 Thlr.

Geschichte der Eroberung von Mexico. Mit einer einleitenden Uebersicht des früheren mexicanischen Bildungszustandes und dem Leben des Eroberers Hernando Cortez. Zwei Bände. Mit zwei lithographirten Tafeln. Gr. 8. 1845. 6 Thlr.

---

[13] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Dinglers Polytechnisches Journal.

Neunundzwanzigster Jahrgang.

Der aus 24 Heften bestehende Jahrgang dieses Journals kostet 9 Rthlr. 10 Ngr. oder 16 fl.

Zweites Decemberheft.

Inhalt: Die eiserne Röhrenbrücke über den Conway-Meerbusen in England, nach dem Plane von Robert Stephenson. Mit Abbild. — Beschreibung eines von Hrn. Cavé construirten Fallklotzhammers zum Zängen der Eisenluppen, welcher durch die direkte Wirkung des Dampfes arbeitet. Mit Abbild. —

Ueber die Darstellung von Aerostaten aus Collodion, von Grüel. — Ueber die Bereitung des Collodion, eines Kleb- und Heftmittels, von Soubeiran. — Ein weißes Email zum Löthen von zerbrochenem Porzellan, Fayence, Milchglas ꝛc. im Feuer, von A. Wächter. — Beiträge zur Galvanoplastik. Ueber eine constant wirkende galvanische Batterie aus Gußeisen und Kupfer, für technische Zwecke, von H. Rhyiner. Ueber das sogenannte Gelbbrennen des Messings auf galvanischem Wege, von demselben. Ueber Eisenreduktion auf galvanischem Wege, von demselben. (Ueber eine ganz vorzügliche Vergoldungsflüssigkeit zur galvanischen Vergoldung unedler Metalle, von demselben. Darstellung kupferner Copien von Stahl- und Kupferplatten, zum Abdruck in der Kupferdruckpresse, von F. Vogel.) — Ueber die Luft und das Wasser der Städte. Aus einem von Hrn. Smith in der Versammlung der brittischen Naturforscher zu Swansea erstatteten Bericht. Ueber die Temperaturen, welche die Keimkörner des Oïdium aurantiacum im Brode vertragen können, ohne ihre Vegetationskraft zu verlieren, von Payen. — Vergleichung der Produkte der Melkkuh und des Mastochsen in volks- und landwirthschaftlicher Beziehung, von H. Durand in Caen. — Miscellen. Verzeichniß der vom 28. August bis 26. Oktober 1848 in England ertheilten Patente. — Ueber verbesserte Einrichtung der Abdampfkessel. — Ueber die Explodirbarkeit des Leuchtgases. — Aetzkali im Kleinen zu bereiten. — Verkupferung von Stahlwaaren und Eisen ohne Mitanwendung des elektrischen Stromes. — Wohlfeile Methode der Stearinbereitung, von de Milly. — Bereitung der chinesischen Tusche. — Ueber die Tiefe des Oceans ꝛc., Temperatur, Durchsichtigkeit und Salzgehalt seines Wassers. — Neuer Haferkasten. — Winterkartoffeln und Aufbewahrung der Kartoffeln. — Ueber die unter dem Namen Muscardine bekannte Krankheit der Seidenwürmer und ein wirksames Mittel, die Seidenzuchtanstalten davor zu bewahren, von Guérin. — Namen- und Sachregister von Band CVII, CVIII, CIX und CX des polytechnischen Journals.

Wohlfeile Ausgaben von

Goethe's Gedichten und Goethe's Prosa.

In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Goethe's Gedichte.

Auswahl für Schule und Haus.

Herausgegeben von

Dr. Johann Wilhelm Schaefer.

8. Velinp. broch. Preis 1 fl. 30 kr. oder 27 Ngr.

Goethe's Prosa.

Auswahl für Schule und Haus.

Herausgegeben von

Dr. Johann Wilhelm Schaefer.

2 Theile. 8. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 24 Ngr.

Wilhelm Grimms ebenso schöne als wahre Aeußerung, daß „der Stab, mit dem Goethe an den Felsen schlug, eine frische Quelle über die dürren Triften strömen ließ, so daß sie wieder zu grünen und neue Frühlingsblumen zu treiben begannen;“ gilt ebenso sehr von Goethe's Prosadarstellung, als von seiner Dichtung. Es kann daher nicht dringend genug dahin gewirkt werden, daß dieser frische Strom mehr und mehr in den Kreis der Jugend hineingeleitet werde, und dadurch der Sinn für schöne Darstellungsform seine Weihe und Nahrung erhalte. Unser poetischer Ausdruck wie unsere Prosa bedürfen gleichmäßig der Rückkehr zu jener Klarheit und einfachen Größe, welche Goethe's Darstellungen auszeichnet; es ist die Aufgabe der Schule, den äußern Glanz des Modestyls nach seinem wahren Werth würdigen zu lehren und Goethe zum Mittelpunkt des stylistischen Unterrichts zu machen. Obige umfassende Auswahl der Gedichte sucht den ganzen Goethe als Lyriker zur Anschauung zu bringen; alle Lebensperioden des Dichters, alle Gattungen seiner Lyrik sind darin durch seine vollendetsten Produktionen vertreten. Ebenso hoffen wir mit der Auswahl der Prosa der Jugend eine Mustersammlung von Schilderungen und Abhandlungen in die Hände zu geben, welche neben der Schönheit der Form zugleich durch Mannigfaltigkeit des Inhalts anziehend ist und durch enge Beziehung zu den Lehrgegenständen höherer Bildungsanstalten einen reichen Stoff zur Belehrung darbietet.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Novellen

von

Eduard von Bülow.

Drei Bände.

8. Velinp. broch. Preis 8 fl. 45 kr. oder 5 Rthlr.

Inhalt: I. Der Verstand des Zufalls. — Das Gewissen. — Ein Frühlingstraum. — Die Brunnenkur. — Die neueste Melusine. — Ein Wiedersehen. — II. Das neue Leben. — Der Mönch. — Traum um Traum. — Die Offenbarung. — Der Schatz. — Die schwarze Burg. — III. Das Modell. — Die Sylvesternacht. — Die Emancipirten. — Die Geisterweihe. — Eine italienische Reise. — Nachwort.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Die Cetaceen

zoologisch-anatomisch dargestellt

von

Wilhelm Rapp,

Professor der Anatomie in Tübingen.

Mit Abbildungen.

gr. 8. Preis 3 fl. oder 2 Rthlr.

Inhalt:

Vorrede. Geschichtliches. I. Zoologischer Theil. Pflanzenfressende Cetaceen: Manatus. Halicore (Dugong.) Stellerus. Aechte Cetaceen: Delphinus. Monodon (Narwall). Physeter. Balaenoptera. Balaena. II. Anatomischer Theil. Von den Knochen. Von den Muskeln. Auge. Gehörorgan. Nasenhöhle. Allgemeine Bedeckungen. Nervensystem. Verdauungswerkzeuge. Athmungswerkzeug. Harnwerkzeuge. Gefäßsystem: Herz, Schlagadern, Blutadern, lymphatische Gefäße. Werkzeuge der Fortpflanzung: männliche Fortpflanzungswerkzeuge, weibliche Fortpflanzungswerkzeuge. Milchdrüse. Erklärungen der Abbildungen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Die poetische Ukraine.

Eine Sammlung

kleinrussischer Volkslieder.

Ins Deutsche übertragen

von

Friedrich Bodenstedt.

8. Velinpapier. broch. Preis fl. 1. — oder 20 Ngr.

In dieser Sammlung entfaltet ein Volk vor uns in seinen Liedern und Epen das innerste Leben seiner Vergangenheit, ein ächt volksthümliches, natürlich-freies Leben. — Die Einleitung enthält in kurzen, kräftigen, bis aufs Wort werthvollen Zügen eine Geschichte des Volks der Kosacken, die diese Lieder sangen, und berichtigt die irrigen Ansichten, welche allgemein über den Ursprung und die Entwicklung des weitverzweigten Kosackensystems herrschen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[16] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Landwirthschaftliche
Erfahrungen von Hohenheim.

Herausgegeben unter Mitwirkung mehrerer

Lehrer und Beamte der Hohenheimer Anstalt

von

Dr. v. Pabst

Direktor der land- und forstwissenschaftlichen Akademie daselbst.

8. broch. Preis 1 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr.

Es ist seit dem Bestehen der Hohenheimer Anstalt eine große Zahl von Versuchen angestellt, und viele, zum Theil wichtige, jedenfalls viele nützliche Erfahrungen, sind in mannigfachen Beziehungen dort gemacht worden. Die Anerkennung der Verpflichtung, das Gewonnene möglichst gemeinnützig zu machen, haben den Herrn Herausgeber veranlaßt, die seit Antritt seiner Leitung der Hohenheimer Gesammtanstalt in verschiedenen Zweigen der Wirthschaft und auf den eigens unterhaltenen Versuchsfeldern gewonnenen beachtenswertheren Resultate und andere damit in Zusammenhang stehende Beobachtungen zu sammeln und die Bearbeitung derselben Behufs der Veröffentlichung in besonderen Heften auszuführen.

Das vorliegende Heft enthält: 1) Vergleichende Versuche über die Wirksamkeit des sogenannten Liebig'schen (mineralischen) Düngers. 2) Erfahrungen über den Anbau von Winterkohlraps und Winterrübsen. 3) Ueber Reihensaat des Getreides. 4) Bemerkungen über mehrere in Hohenheim seit drei Jahren eingeführte oder versuchte Ackergeräthe. 5) Versuche über das Einbeizen der Saatfrucht, als Mittel den Brand im Weizen zu verhindern. 6) Versuche über Düngung der Wiesen. 7) Resultate bei der Rindviehhaltung, mit besonderer Rücksicht auf die nach Maßgabe der Fütterung erhaltenen thierischen Produkte. 8) Milchuntersuchungen. 9) Erfahrungen und Bemerkungen aus der Hohenheimer Schäferei. 10) Ueber die Feldeintheilung und die Fruchtfolgen bei der Hohenheimer Wirthschaft. 11) Ueber Flachskultur und Bereitung des Flachses. 12) Ueber Ent- und Bewässerungsanlagen. 13) Bemerkungen über einige Getreidesorten, welche Aufmerksamkeit verdienen. 14) Die Hohenheimer Ackergeräthe-Fabrik. 15) Ueber den Obstertrag zu Hohenheim im Jahre 1847. 16) Anhang, die verschiedenen Unterrichtsanstalten in Hohenheim betreffend.

Weitere Mittheilungen sind einer Fortsetzung vorbehalten, namentlich die Erfahrungen über die Kartoffelkrankheit, in welcher Hinsicht der Herr Herausgeber eine fortgesetzte Beobachtung der Erscheinungen und weitern Versuche mit manchen scheinbar bewährten Vorbeugungsmitteln durch einige Jahrgange hin für sehr nothwendig hält, bevor er mit den bis jetzt darüber gewonnenen Ansichten und zum Theil sich widersprechenden Erfahrungen hervortreten möchte.

Stuttgart und Tübingen, Jan. 1849.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Die philosophische
Weltanschauung

der Reformationszeit in ihren Beziehungen zur Gegenwart.

Von

Moritz Carrière.

gr. 8. broch. Preis 5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr. 10 Ngr.

Der Verfasser gibt hier eine Darstellung der Idee, welche die große Uebergangsperiode vom Mittelalter in die neuere Zeit bewegte, eine Periode, die seither in der Geschichte der Philosophie vernachlässigt war, weil man sie besonders vom religiösen Standpunkte aus betrachtete und ihre Aufgabe nur in der Kirchenreformation erblickte. Die Wiedererweckung des Alterthums und sein Einfluß auf die Geister, die neuaufblühenden Naturstudien in ihrer phantastischen wie in ihrer wissenschaftlichen Gestalt bei Paracelsus und Agrippa von Nettesheim wie bei Kolumbus und Kepler, die politischen und socialen Theorien eines Machiavelli und Hutten wie eines Münzer und More, eines Mariana und Bodin, die deutsche Mystik von Meister Eckart und Tauler bis auf Valentin Weigel werden hier nach den Quellen und mit den bezeichnendsten Worten ihrer Urheber geschildert, und dienen zur Grundlage der philosophischen Systeme, welche in Italien Jordan Bruno und seine Genossen, in Deutschland Jakob Böhme begründet haben. In diesen beiden Männern zeigt uns der Verfasser die Anfänge der modernen Philosophie, und entwickelt es wie sie in keimkräftiger Totalität die Fülle der Wahrheit in sich tragen, welche in den Lehren von Spinoza und Leibniz, von Kant und seinen Nachfolgern einseitige Entfaltungen erhielt, um nun wieder harmonisch zu einem vollen befriedigenden Ganzen zu werden. Der Verfasser hat alle jene Richtungen im Verhältniß zu unserer Zeit dargestellt und dabei die Grundzüge seiner eignen Philosophie überall eingewoben und eine neue Weltanschauung ausgesprochen, welche die Gegensätze des Pantheismus und Deismus überwindet und das Wahre von beiden in höherer organischer Einheit zusammenfaßt.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Gedichte

von

J. Ch. Freiherrn von Zedlitz.

Vierte vermehrte Auflage.

Elegante Taschen-Ausgabe in englischem Einband mit Goldschnitt und zwei Stahlstichen.

Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 20 Ngr.

Wenn sich die deutsche Lyrik namentlich seit Rückert in so manchen neuen Formen versuchte, um die Heroen einer früheren Glanzperiode in Betreff der Technik noch zu überflügeln, so kehrt man doch immer gern zu den Quellen der Poesie zurück, die jenes von Goethe gemeinte „urkräftige Behagen" erzeugen, welches der ganze moderne künstlichere Typus weniger emporkommen läßt. Unter den Dichtern, die uns ächten castalischen Trank kredenzen, nimmt Zedlitz eine der ersten Stellen ein. Wer kennt nicht Zedlitz' „Todtenkränze," seine „nächtliche Heerschau," seine Elegie auf „Goethe's Tod," seine wundervollen Zeilen über Beethoven und so manches Andere, was ihm in den Annalen der deutschen Lyrik einen dauernden Namen sichert? Wir übergeben hier dem Publikum eine neue vermehrte Ausgabe dieses südliche Weichheit mit nordischer Kraft vereinenden, Lord Byron geistverwandten Dichters, in der Hoffnung, daß dieselbe bei elegantester äußerer Ausstattung abermals eine recht weite Verbreitung finden werde.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Chronologisches Register

der

fränkischen Revolution

von Eröffnung der ersten Versammlung der Notablen bis zur Einführung der Consular-Regierung, 22. Febr. 1787 bis 15. Dec. 1799

von

Dr. E. L. Posselt,

bedeutend vermehrt und fortgesetzt

von

C. Jochmus,

Königl. Preuß. Hofrath.

Vierter Band.

gr. 8. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Mit diesem Band ist das ganze Werk geschlossen. Er enthält überdieß noch ein ausführliches Sach- und Namens-Register, wodurch der Werth dieser für den Geschichtsfreund so wichtigen Arbeit noch mehr erhöht wird.

Um die Anschaffung des Ganzen zu erleichtern haben wir den Preis aller 4 Bände auf

8 fl. oder 4 Rthlr. 16 gGr.

ermäßigt.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Die Psalmen

der Urschrift gemäß

metrisch übersetzt und erklärt

von

J. G. Vaihinger.

2 Bände.

gr. 8. geh. Preis 5 fl. 15 kr. oder 3 Rthlr.

Die poetischen Schriften des alten Testaments, deren Uebersetzung und Erklärung der Herr Verfasser mit „Hiob" begann, finden in dieser Verdeutschung der Psalmen ihre würdige Fortsetzung. Sie zeichnet sich aus durch fließende Sprache wie durch erschöpfende Erklärung. Die Uebertragung ist dem Originaltext aufs genaueste angepaßt. Dieses Werk ist für das größere christlich gebildete Publikum ebenso wie für die Theologen bestimmt, und dient sowohl zur Erbauung als Belehrung.

Eine größere Einleitung gibt Aufschlüsse über das Wesen und Eigenthümlichkeit der hebräischen Poesie, ihre Entstehung und Ausbildung, über Rhythmus und Strophenbau, Entstehung und Abschluß des Psalters, geschichtliche Auffassung, theologische Auslegung und Werth der Psalmen.

Chronologische und Sach-Register erleichtern die Benützung dieses trefflichen Erbauungsbuches.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Memmingers
Beschreibung von Württemberg.

In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

J. D. G. v. Memmingers

Beschreibung von Württemberg.

Dritte, gänzlich umgearbeitete und stark vermehrte Auflage.

Herausgegeben von dem

K. statistisch-topographischen Bureau.

gr. 8. broch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 15 Ngr. und mit einer Karte des Landes 5 fl. oder 3 Rthlr. 5 Ngr.

Inhalt:

Geschichte: Vorwürttembergische Zeit. Die Grafschaft Württemberg. Das Herzogthum. Das Königreich. — Landeskunde: Geographische Verhältnisse. Natürliche Beschaffenheit. Gebirge und Thäler. Gewässer und Seen. Geognostische Verhältnisse. Boden. Klima. Fruchtbarkeit. — Natürliche Erzeugnisse: Mineralreich, Pflanzenreich. Thierreich. — Volkskunde: Einwohner. Wohnplätze. Nahrungsstand. Landbau. Kunst und Gewerbsfleiß. Handel. Münze. Maaß und Gewicht. Volksvermögen. Volks-Einkommen. — Staatskunde: Verfassung. Standesverhältnisse. Verzeichniß der Standesherren, der Ritterschaft. Bürgerstand. Staatsdienstverhältnisse. Regierung. Der König. Hofstaat. Orden. Geheime-Kanzlei. Geheimerrath. Staatsverwaltung. Auswärtige Verhältnisse, innere. Kirchen- und Schulwesen. Gemeindeverwaltung. Oberamtsverwaltung. Kreisverwaltung. Centralverwaltung. Allgemeine Anstalten. Wohlthätigkeitsverein. Sparkasse. Evangelisches adeliges Fräuleinstift. Waisenhäuser. Evangelische Kirche. Katholische Kirche. Israelitische Kirche. Volksunterricht. Anstalten für höhere und gelehrte Bildung. Kriegswesen. Finanzverwaltung. Ausgaben. Einnahmen. Hauptfinanz-Etat. — Ortsbeschreibung: Neckarkreis. Schwarzwaldkreis. Donaukreis. Jagstkreis. Höhenverzeichniß. Gefälle der Flüsse Württembergs. Wassermenge derselben. Tabellen über Einwohner, Orte und Gebäude, über Grundeigenthum und Viehstand.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Struensee

Trauerspiel in fünf Aufzügen

von

Michael Beer.

Zum Erstenmale dargestellt auf dem königlichen Theater zu München den 27. März 1828.

Zweite mit einem Nachtrag vermehrte Auflage.

8. broch. Preis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 6 Ngr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dreiundvierzigster Jahrgang.

1849.

Februar.

Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem Morgenblatt bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das Morgenblatt kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Uebersetzungen oder Bruchstücke mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das Morgenblatt eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn sie dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

stellt sich die Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der sozialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 28. Donnerstag den 1. Februar 1849.

— Was fällt dir ein?
Steigst ab in solcher Gräuel Mitten,
Im gräßlich gähnenden Gestein.

Goethe.

Aus den Alpen.

(Fortsetzung.)

Uebersieht man nun die ganze Thätigkeit aller dieser bergzerstörenden Elemente im Großen, so kann man sagen, daß sich aus den höchsten von den Blitzen zerschmetterten, von den Moosen zernagten, von den Winden abgestäubten, von den Gewässern zerrissenen, von den Gletschern polirten, von Eiskeilen zertrümmerten und zerklüfteten Felsgräten herab in allen Schluchten, Rinnsalen, Strombetten und Thälern ein unsäglich reichhaltiges und unerschöpfliches Getümmel von Trümmern in ununterbrochener Wanderung herabdrängt. — Die höchst verschiedenartige Zusammenwürfelung und Ausblockung dieses Getrümmers gibt zu der Entstehung der mannigfaltigsten Scenen Veranlassung, welche dem Naturforscher, dem Maler, dem ästhetisirenden Bergreisenden, selbst dem Nationalökonomen vielfachen Genuß und reiche Gelegenheit zu Beobachtungen geben.

Wollen wir die aus dem besagten Verhältniß entspringenden Scenen und Schauspiele auffassen und an unserem Geiste vorübergehen lassen, so können wir als die hauptsächlichsten und markirtesten etwa folgende bezeichnen: zerfallende und verwitternde Felsköpfe, hochgelegene Trümmerwüsteneien, die Moränen der Gletscher, Schutthalden, Trümmerströme, große Bergstürze, die Betten der Bergwasser. — Ich will es versuchen die ästhetische Seite dieser mannigfaltigen Scenen darzustellen.

Wenn man auf mühseligen Wegen in den Steinklüften der Berge sich höher und höher emporhebt, so kommt man fast überall am Ende zu irgend einem zerfallenden Gipfel, welcher die eigentliche Quelle dieses Trümmerergusses bildet. Bei kleinen Ergüssen ist es eine aus dem Walde oder aus der Gletschermasse hervorragende Felsspitze oder schroffe Wand, welche absplittert und von welcher, gleichsam wie die feindlichen Kugeln von einer Verschanzung, die Blöcke ausgehen. Bei großen Ergüssen gelangt man in noch höheren Regionen zu ganzen zerfallenden Berggipfeln und vielfach zerklüfteten Gräten und verwitternden Wänden. — Hier tritt man in die wahre Werkstätte des nagenden Zahnes der Zeit, und man erblickt da nackte Ruinen, ausgefressene Gemäuer, über den Haufen gestürzte Pyramiden, gegen welche die Ruinen von Palmyra und Theben, und wo sonst noch die Barbaren Paläste zerstört haben mögen, wahre Kinderspiele sind.

Mit vielfach verwundeten Armen greift Gäa zum Himmelsgewölbe empor, als flehte sie um Gnade unter den Schlägen des unbarmherzigen Gottes. Gleich den Niobiden stehen die verstümmelten Felsen umher, von ewigen Stürmen gepeitscht, von den mächtigen Pfeilen Apolls getroffen. Man glaubt die von den Geiern zerfressenen Glieder des Prometheus zu sehen. Jene kleinen sich eindrängenden Eiskeile, die Nebel und Regentropfen sind die Thierchen, welche seinen Riesenleib zernagen. — Ganze unabsehbare Felswüsten gibt es in diesen Regionen, von denen dann, gleich wie die Gletscherströme von den hohen Schneefeldern, Geröllströme sich nach allen Seiten hin in die Tiefe ergießen. — Von dem niedrig herabhängenden Schleier der Wolken überstreift, gewähren sie den Anblick einer trostlosen Wüste und die Seele fühlt sich

von melancholischem Schauer und Entsetzen ergriffen.

Oft sind es weitgedehnte Abhänge, die mit Millionen von Blöcken, als hätte es Felsen geregnet, bedeckt sind. Und doch bedurfte es zur Herbeischaffung eines jeden dieser Blöcke unsäglich langsamer Arbeit, unberechenbarer Zeitdauer. — Zuweilen sind es weite Kessel, zu denen von allen Seiten die Gerölle herbeieilen. In der Mitte des Kessels liegt wohl ein trüber, reizloser Hochalpensee, den keine Fische beleben, dessen Rand keine Blumen schmücken. Seine Ufer sind mit Felsstücken umblockt, seine Inseln sind kahle Steingipfel, welche des Berges Haupt, sich schüttelnd in die Tiefe warf. Keine blinkenden, buntgefärbten Kiesel, keine Wasserlilien und Schilfe, sondern nur wiederum kahle Blöcke und Gerölle zeigen sich dem Auge, das in seinen Spiegel blickt. Gleich einer von Durst geplagten Heerde von Bergthieren scheinen die Trümmer zu dem See hinabgeeilt. Das eine steigt dem andern über den Kopf, Tausende haben sich in den See versenkt, alle sind versteinert, und so wurde dieses Bild des Schreckens und der Angst fixirt und verewigt.

Es ist begreiflich, daß in dem Abfluß der Gewässer mehr Ordnung herrscht als in dem der Steintrümmer, weil das Wasser immer dicht auf der Oberfläche hinschleichend, vermöge seiner äußerst empfindlichen Flüssigkeit jeder geringsten Bodenneigung nachgibt und entschieden stets die tiefsten Stellen aufsucht, während die rollenden Steine ricochettiren und in unregelmäßigen Sprüngen oft Vertiefungen und Höhen überhüpfen. Wir sehen daher oft auch ganze breite Thalgehänge mit abwärts wandernden Geröll überzogen, wo jeder Block gleichsam seinen eigenen Weg geht, ohne sich mit den andern zu associiren. — Im Großen und Ganzen aber schieben sich die Blöcke doch auch auf denselben Wegen, in denselben Klüften und Rinnsalen abwärts, in denen das Wasser sich ergießt. Sie poltern so lange wild hin und her, bis sie sich zurecht gefunden haben und dann mitsammt dem Wasser und mit seiner Hülfe in einem engen Bette sich weiter fördern. — Wie das Wasser stürzen sie in die tiefen Einschnitte und Schluchten der Berge zusammen und füllen am Ende alle Flußbetten und Thalsohlen, in denen sie sich unaufhaltsam fortschieben.

(Fortsetzung folgt.)

Der März in der französischen Republik.

14.

Paris, 10. März.

Die Witze des Charivari haben darum etwas so überaus Belustigendes, weil sie nicht boshaft sind; wenigstens sind mir keine solche vor Augen gekommen. Ein paar will ich hieher setzen. — Auf den Boulevards sind alle Bäume in den Revolutionstagen umgehauen und zu den Barrikaden verwendet worden. Ein Pariser Bürger steht nun vor einem abgehauenen Baume, betrachtet die leere Stelle mit dem Lorgnon und ruft: »Pas de verdure! c'est étrange! Comme les révolutions changent le climat! La végétation est bien en retard cette année!« — Ein verabschiedeter Beamter sieht zu, wie man die aufgerissenen Steine des Pflasters wieder einrammt, und seufzt: »Est il heureux ce pavé! il retourne toujours dans sa vieille place!« — Ein dritter kommt in strömendem Regen Nachts vor seiner Wohnung an. Er hat den Schirm zugemacht, um die Hand für das Aufschließen frei zu haben; Mantel und Hut triefen von Wasser. Er eilt, den Schlüssel in die Thüre zu stecken, aber riesige Plakate, Aufrufe an das Volk sind über das Schlüsselloch geklebt. Nun steht er da, arbeitet mit den erstarrten Fingern, das Papier fortzuschaffen, und ruft: »Ah, quelle bonne chose, que la liberté!«

Indeß komischer als all diese Satiren ist mir neulich der Plafond in der französischen Oper vorgekommen. Er stellt den Olymp dar, auf dem die Götter beisammen sitzen, mit Ausnahme Apolls. Dieser nämlich klettert mühsam, die Leier in der Hand, durch das dicke Gewölk empor, welches den Olymp von der Erde trennt. Alle französischen Dichter und Musiker, porträtähnlich, im Kostüm ihrer Zeit, folgen ihm und klettern eben so mühsam als ihr göttlicher Meister den Pfad des Ruhmes hinan. Nun denkt euch dieses Gemisch von Perücken, Hofkleidung, Zöpfen, Jabots, Revolutionstrachten und griechischer Nacktheit; die Physiognomien Voltaires und Boileaus der Ceres, der Venus, all den seligen Göttern gegenüber. Es läßt sich gar nichts komischeres erfinden und man begreift nicht, wie ein so gebildetes Volk diesen Ungeschmack erträgt.

Morgens waren wir heute im Jardin d'hiver, weil jeder, der uns sah, immer fragte: „waren Sie im Wintergarten?" Alle Welt rühmte ihn, nannte ihn admirablement beau; mir ist er unbeschreiblich langweilig und flitterhaft erschienen. Den Jardin d'hiver eröffnet ein sehr großer Saal, in dem sich eine permanente Kunstausstellung befindet: Oelgemälde der unbedeutenderen Maler, vortreffliche Daguerrotypen und Aquarellen, sehr schlechte Skulpturarbeiten und große, höchst geschmackvoll geordnete Blumentische mit blühenden Pflanzen. Dann tritt man in ein sehr großes Treibhaus, dessen erste Hälfte mit orange und weißen Stoffen zeltartig überdacht ist. Oben herum gehen reich verzierte Galerien, welche in kleine, behagliche Kabinets führen; unten im Zelte ziehen sich Estraden

mit Bänken an den Wänden hin. Dazwischen befinden sich Trophäen, Harnische, Fahnen, Statuen, gewappnete Pferde, die unter all den geputzten Männern und Frauen auf den Estraden einen mehr verwirrenden und confusen, als schönen Eindruck machen.

Es ward gerade an dem Tage ein Morgenconcert von den Mitgliedern der komischen Oper zum Besten der Verwundeten gegeben. Man sang die Freiheitslieder aus der Stummen von Portici, heroische Partien aus andern Opern und zulezt auch das Körner-sche Schwertlied im Chor, ob aber deutsch oder französisch konnte ich nicht verstehen. Dann deklamirte eine schöne, brünette Schauspielerin in weißem Gewande, mit Lorbeeren bekränzt, einen Palmzweig in der Hand, sehr viel von liberté, gloire, patrie; aber außer diesen Stichworten konnten wir der Ferne wegen nichts davon hören, als das donnernde Beifallklatschen der Zuhörer. Das Zelt ist groß wie ein Reitsaal und mag schwer mit der Stimme auszufüllen seyn.

Den lezten Theil des Wintergartens bildet der eigentliche „Garten," ein Treibhaus, in dessen Mitte ein Stückchen Rasen gesäet ist, aus dem ein Paar Büsche und Sträucher hervorwachsen. Dann gibt es auch Palmbäume, Teiche en miniature mit Goldfischen, Steingrotten, Springbrünnchen, einige Volièren und herumflatternde Kanarienvögel, über die man erschrickt, ein Lesekabinet, Büffets, einen Ueberfluß an Lüsters und Lampen, und all das zusammen ist doch im Grunde kindisch, kleinlich und langweilig, und alles das doppelt in einer Zeit wie die jezige. Der ganze Jardin d'hiver sieht aus wie eine Weihnachtsbescherung für große Kinder; von einem Lustorte für das Volk, wie Einige ihn nannten, hat er vollends nichts. — Für das Volk zu bauen hat man überhaupt verlernt; die Römer verstanden es. Die allem Volke geöffneten Thermen des Caracalla, des Titus, das Amphitheater des Marcellus, das Colosseum — in jede dieser Bauten könnte man zehn solche Jardins d'hiver hinein setzen. An den nackten Mauern dieser Gebäude erfreut, erhebt man sich noch heute; was wird nach zwanzig Jahren von den Spielereien dieses Pariser Wunderwerkes übrig geblieben seyn?

Als wir heimkehrten, es mochte fünf Uhr seyn, wehte plötzlich am Ende der Rue royale auf dem Boulevard eine roth-schwarz-goldene Fahne. Wir gingen schneller, um zu sehen, was es gebe, und erblickten die Deutschen, welche vom Exerciren auf dem Marsfelde zurückkamen. Die Zugführer und Fahnenträger schritten, troz des Princips der Gleichheit, mit wahrer Offiziersseitelkeit einher; das muß wohl in den Deutschen liegen. Sie quälten sich ängstlich, im Schritt zu gehen, und banden ihre junge Freiheit gleich vorsichtig an Richtung und Fühlung. Das ist den hunderttausend Ouvriers neulich gar nicht eingefallen; da ging jeder wie es ihm gefiel, und doch machte der Zug einen so würdigen Eindruck.

Einige Compagnien sangen, man konnte nicht hören was, aber dabei fiel es mir recht traurig auf, daß wir Deutsche nicht einmal ein Nationallied haben; keine Melodie, wie die Marseillaise oder das Rule Britannia, rule the waves, bei der jedes Herz erzittert in freudigem Stolz. Wie hat man Deutschland mißhandelt, wie haben sich die Deutschen mißhandeln lassen!

Mitten auf den Boulevards machten sie Halt. Sie riefen: »vive la République!« Es entstand ein Gedränge, ein Auflauf; wir blieben in der Ferne. „Was gibt es? was machen die Deutschen dort?" fragten wir einen Vorübergehenden. „Ich weiß nicht, meine Damen; es wird wohl die österreichische Gesandtschaft seyn, der die Deutschen ein Vivat bringen," entgegnete naiv der gute Bürger. Inzwischen wälzte sich der Ruf: »la révolution à Vienne! la république à Vienne! l'abdication du prince de Metternich!« über die ganzen Boulevards. Ein Zeitungsverkäufer hatte über seinem Tisch die Tricolore entfaltet; die Worte: »Vive la République! la révolution à Vienne!« prangten in ihrer Mitte. — Wir hielten es für einen Puff. Und doch ist es Wahrheit geworden. Die Tyrannei gestürzt in Wien, durch Metternichs Starrheit, in Metternichs Person! Louis Philipp im Exil, Metternich auf der Flucht! Es gibt eine Nemesis in der Weltgeschichte. Cäsar verblutet auf dem Kapitol, Ludwig XIV. stirbt im Lebensüberdruß der Uebersättigung, Napoleon verschmachtet auf St. Helena, Louis Philipp geht arm in das Exil und Metternich führt den Sturz der Tyrannei in Deutschland herbei.

Man spricht von großer Aufregung in Berlin, größer als unsere Briefe von dort sie schildern, von Unruhen in Polen, und auch hier sieht es sehr bedrohlich aus. Es bildet sich unter Flocon eine Partei, der schon Ledru Rollin zu gemäßigt, ein Aristokrat erscheint. Flocon soll im Club gesagt haben: „Man will die Wahlen beschleunigen, weil man das Hereinbrechen der Anarchie fürchtet, falls die Nationalversammlung nicht bald zusammentritt. Aber wir wollen die Anarchie, wir bedürfen der Anarchie. Der Künstler, welcher aus einer schlechten Erzstatue eine neue, gute machen soll, muß sie erst im Feuer zerschmelzen, sie auflösen, das Metall in neuen, glühenden Fluß bringen. Wir werden keine neue Gesellschaft bilden, keine Regeneration ist möglich, so lange die Monogamie, die Ehe und Familie Sklavenketten bilden, an denen das Christenthum uns hält. Ehe die staatliche Freiheit beginnt, ehe die bürgerliche anfangen kann, muß die menschliche Freiheit begründet seyn."

Das Volk, d. h. die Proletarier sagen: „Wir wollen Deputirte haben, die nicht lesen, nicht schreiben können; denn die Andern haben über den Büchern den Blick für unsere Zustände verloren und urtheilen nach Theorien. Wir wollen Deputirte, die von den großen Staatsverhältnissen nichts wissen, die nichts kennen als unsere Noth, und nichts berücksichtigen als unser bien-être!"

So erzählten mir gestern ein paar leidenschaftliche Verehrer der anarchischen Umschmelzung und waren dabei so vergnügt wie Kinder, deren Eltern einen Wohnungswechsel vorhaben, und die sich in der allgemeinen Unordnung glückselig fühlen, weil sie thun und machen können, was sie wollen. Wie das enden wird?

So lange die Völker roh sind, wird die Vergangenheit maßgebend bleiben für die Zukunft; Mißbrauch der Freiheit wird zur Diktatur eines Massaniello oder Rienzi, zur Kaiserherrschaft eines Bonaparte führen. Sind die Franzosen aber reif für die Freiheit, ist die humane Bildung des Volkes eine Wahrheit geworden, so werden sie in der Freiheit das Maß, das Gesetz finden und achten, und eine feste Republik wird entstehen, deren Grundlage schon die Keime jener socialistischen Zukunft in sich tragen wird, welcher wir unzweifelhaft entgegengehen.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Januar.

Umstimmung.

Wer München in drei Jahren nicht mehr gesehen und dabei Gelegenheit hat, die verschiedenen Kreise des innern Lebens dieser Stadt genauer kennen zu lernen, begegnet vielfachen Veränderungen, die ihn in Erstaunen setzen. Verschwunden ist hier jene sorglose Gemüthlichkeit, jene Gleichgültigkeit gegen alle politischen Fragen, welche München früher im Allgemeinen vor allen größern deutschen Städten auszeichnete. Aufgeregtheit und eifrige Theilnahme an allen Vorgängen der Jetztzeit sind an deren Stelle getreten. Zwar herrscht hier lange noch nicht so viel Regsamkeit und Lebendigkeit, wie im westlichen Deutschland, und zehn Personen in einem Mannheimer oder Mainzer Weinhause machen viel mehr Lärm, als hundert in einem Münchner Bierhause, aber gegen früher ist der Unterschied hierin doch ein ungemein großer. Um Politik kümmert sich hier jezt alles, über die Tagesfragen hört man in allen Kreisen, hohen wie niedrigen, mit Eifer sprechen. Daß dabei oft absonderliche Urtheile zum Vorschein kommen, daß die Vorkenntnisse dem jetzigen Eifer lange nicht entsprechen, das ist sehr begreiflich. Ist dieß doch mehr oder weniger überall in Deutschland der Fall, und jene Gegenden unseres gemeinsamen Vaterlandes, die sich so oft mit großer Selbstgenügsamkeit für die politisch gebildetsten desselben ausgeben, machen wahrlich keine Ausnahme. So darf man sich denn auch nicht wundern, wenn in München augenblicklich sogar eine Art Rückschritt gegen den Aufschwung des verjährigen Frühlings eingetreten ist. Dieser war zu plötzlich, zu unvermittelt, als daß er sich auf die Dauer in gleicher Höhe hätte erhalten können. Die öffentliche Stimmung mußte nothwendig ruhiger, prüfender werden, man konnte nicht im Enthusiasmus verharren, wie er zu jener Zeit hier fast allgemein geherrscht haben soll. Auch war man von verschiedenen Seiten her bemüht, den Jubelrausch des Volkes auf alle Weise herabzustimmen, es von der Idee, ein einiges, großes, freies Deutschland aufbauen zu helfen, zurückzubringen, den bayerischen Partikularismus anzustacheln und die deutschen Einheitsplane als unausführbar, jedenfalls aber als für die bayrischen und vollends die Münchener Interessen gefahrdrohend zu schildern. Besonders wirkte das Schreckgespenst der Freizügigkeit, wodurch Schaaren armer fremder Handwerker in das fette München einziehen und den hiesigen Gewerbetreibenden den guten Verdienst verkümmern würden; die Furcht vor materiellen Verlusten legte sich gleich einem Mehlthau auf die schöne Blüthe der allgemeinen Begeisterung. Trotz dem allem aber haben wir in dem als so partikularistisch verschrieenen München mehr Begeisterung für Deutschland gefunden, als wir erwartet hatten, und nicht nur in den gebildeteren, sondern selbst in den untersten Ständen; und was der Bayer spricht, dafür handelt er auch; vom Wort bis zur That ist bei ihm kein so großer Unterschied, wie in einigen andern Gegenden unseres Vaterlandes. Ist hier auch im Allgemeinen die Zunge ungelenker als an den Ufern des Mains und Rheins, fließen die Worte beim Bierkrug hier nicht so lebendig als dort beim funkelnden Weine, erscheint hier leicht alles etwas schwerfällig, so lasse man sich dadurch nicht täuschen. Es ist ein tüchtiger, gesunder Kern im hiesigen Volke, noch viel ungeschwächte Kraft, und Deutschland kann auf seine bayerischen Söhne mit Zuversicht zählen, wenn es gelten sollte, unsere Kraft einem auswärtigen Feinde gegenüber, welcher es auch sey, zu erproben. Man beurtheile den bessern und größten Theil der hiesigen Bevölkerung, ja ganz Bayerns, nicht nach der Sprache gewisser Blätter; man thäte ihm großes Unrecht. — Die große allgemeine Theilnahme an den politischen Ereignissen spricht sich äußerlich zunächst dadurch aus, daß jezt Alles eifrig Zeitungen liest. Früher lasen die untern, ja selbst die mittleren Stände die politischen Blätter nur der Anzeigen wegen, oder um nach einer Mordthat, einem großen Diebstahl oder sonst einer schreckhaften oder auch lächerlichen Geschichte darin zu spähen. Die ganze Münchner Lokalpresse diente früher auch zu keinem andern Zweck. Welcher Umschwung ist hierin eingetreten! Alle hiesigen Blätter bringen jezt leitende Artikel, was früher nie der Fall war, haben einen festen Parteistandpunkt genommen und verfolgen bestimmte Tendenzen, während noch vor einem Jahre ihr ganzer Inhalt rein vom Zufall zusammengewürfelt war und sie an einen Grundgedanken nicht im Entferntesten dachten. Freilich ist auch ihr Publikum ein ganz anderes geworden.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 5.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 29. Freitag den 2. Februar 1849.

— He, that outlives this day,
Will stand a tip-toe when this day is nam'd,
And rouse him at the name.

Shakespeare.

Nach Genua.

Im Herbst 1845.

I.

Vor dem Geläute der vielen Glocken, welche in die Kirchen riefen, flüchtete sich ein prachtvolles Morgengewitter, das über Alessandria herzog, nach Westen und die schwarzen Wolken, die grauen Dünste, die weißen Nebel und die rothen Blitze jagten in buntem Gewirre den Seealpen zu, deren riesige Häupter stolz über das luftige Gesindel hinweg in die frisch und duftig athmende Ebene herüber schauten und sich an einem Stück Regenbogen ergözten, das wie verlaufen aussah und, einer noch nicht festgestellten Flagge gleich, an dem dunkeln Gewölbe auf und nieder gaukelte.

Wir sagten der schönen Stadt, ihrem sich eben belebenden großen Platze, den heitern Straßen und unserem trefflichen Gasthofe zu den drei Königen Lebewohl, hatten bald Thore und Festungswerke hinter uns und zogen wohlgemuth die genuesische Straße entlang. — Der Himmel war wieder so wolkenlos, als hätte ihn seit Jahren kein Gewitter getrübt, und Phöbus schoß, mit Euphues zu reden, seine goldenen Pfeile mit so unverschämtem Eifer auf die wehrlose Erde nieder, daß wir nahe daran waren, uns wieder hinter die Wälle von Alessandria zu flüchten.

Bald sahen wir ein Dorf vor uns, das von einer hohen Kirche überragt war. Dieser Thurm, dieses eigenthümlich geformte Dach, das dem Thurme nachklettern zu wollen schien — ich hatte sie noch nie, und doch schon hundertmal, stümperhaft gepinselt und von Künstlerhand vollendet, gesehen. Marengo lag vor mir. — Wenn die Straße von Alessandria nach Novi der geraden Richtung folgte, so würde sie mitten durch diese Kirche führen; so geht sie in einem Halbkreis um die Vorderseite des Gotteshauses, dem gegenüber ein von Engländern und Franzosen sehr besuchtes, übrigens abscheuliches Gasthaus steht. Das nicht sehr große Dorf zieht sich westlich von der Straße hin und erfreut sich eines ziemlichen Wohlstandes, welchen es dem fleißigen Anbau von Wein und Mais verdankt. — Ich konnte nicht schnell genug aus dem Bereiche dieses Dorfes kommen. Nie habe ich begriffen, wie deutsche Reisende sich an dem Anblick einer Oertlichkeit begeistern konnten, wo deutsches Blut in Strömen geflossen und wo der erste Ring zu der Kette geschmiedet worden, die so lange schmachvoll auf uns lastete.

Der Weg, links von Weingärten, die sich bis nach Tortona hinüber ziehen, rechts von Maisfeldern gesäumt, führte an zwei Schenken vorüber, in denen wir die heißen Stunden des Tages gerne hingebracht hätten, wäre an dem Fenster der ersten die Wirthin nicht eben im Begriffe gewesen, ihre Morgentoilette zu machen, eine Beschäftigung, in welcher wir sie schicklicherweise nicht stören konnten, und hätte sich in der zweiten, deren Thüre aus dem einfachen Grunde unverschlossen war, weil sie kein Schloß hatte, ein lebendiges Wesen blicken lassen. — Da jedoch gerastet werden mußte, schlugen wir zur Linken einen schönen, von Weinlaub überwölbten Fußpfad ein, um ein schattiges Ruheplätzchen zu suchen, und standen bald vor einer einfachen Hütte, unter deren weit vorspringendem Dache ein alter Mann saß und an einem Weidenkörbchen flocht.

Wir baten einige Stunden unter dem Vordache weilen zu dürfen, was der Alte mit freundlichem Kopfnicken zugestand und sich entfernte. Bald erschien ein freundliches Mädchen mit schwarzbraunem Gesicht und feuersprühenden Augen, stellte einen Teller mit den schönsten Trauben auf die Bank und war verschwunden, ehe wir ihr danken konnten. — Wir hatten nie köstlichere Trauben gegessen. Der Alte sah lächelnd durch das Fenster der Hütte zu, wie gut wir es uns schmecken ließen, und nahm, auf unsern Wunsch, seinen Platz wieder unter dem Dache im Freien ein, seine Beschäftigung fortsetzend.

„Man sieht wohl selten Fußwanderer in dieser Gegend?“ sagte mein Gefährte, welcher den Alten zum Sprechen zu bringen wünschte. — „Sehr selten, mein Herr. Und Ihr reist zu Eurem Vergnügen zu Fuß?“ — „Warum nicht? Eine Reise zu Wagen ist wahrlich kein großes Vergnügen, und wenn man Land und Leute kennen lernen will, muß man zu Fuß gehen,“ antwortete mein sententiöser Freund. — „Ganz wahr. Die Herrn kommen wohl weit her?“ — „Zweihundert Stunden mindestens haben wir bereits zurückgelegt.“ — „Zweihundert Stunden! Also aus Frankreich?“ — „Aus Deutschland.“ — „In dieser Gegend modern die Gebeine vieler eurer Landsleute.“ — „Ich denke, auch die vieler Franzosen,“ fiel ich ein. — „Ohne Zweifel, Herr. — Marengo hat den Ruhm seines Namens sehr, sehr theuer erkauft. Weitum waren alle Gelände zertreten, die Weinstöcke niedergerissen, Häuser und Hütten verwüstet und verbrannt, und manche, die nicht flüchten konnten, kamen jämmerlich um's Leben.“ — „Ihr sprecht von den Begebnissen, als wäret Ihr Augenzeuge davon gewesen.“ — „Dieß war ich auch zum Theil und hatte an dem denkwürdigen Tage die Freude, drei Christen das Leben zu retten oder, was dasselbe ist, sie der Gefangenschaft zu entziehen.“ — „Habt die Güte, uns zu erzählen, wie sich dieß begab.“

Der Italiener widersteht selten einer höflichen Bitte. Der Alte ließ sein Körbchen in den Schooß sinken und begann nicht ohne einiges Selbstgefühl: „Die Stadt drüben, südöstlich von hier, ist Tortona; weiterhin liegt San Crociano; zwischen beiden Orten wohnte meiner Mutter Bruder als Pächter auf einem kleinen Hofe, und zu ihm flüchteten wir mit aller beweglichen Habe, sobald sich die Oesterreicher um Alessandria zu sammeln begannen. — Der Hof liegt so einsam und geschützt, daß wir den ganzen Morgen des merkwürdigen Tages außer dem fernen Donner des schweren Geschützes nichts von dem gewahrten, was wenige Stunden von uns vorging.“

„Gegen vier Uhr des Nachmittags stieg ich, ein vorwitziger Knabe von fünfzehn Jahren, auf eine nahe Warte der Weinbergshüter, wie ihr deren viele, in dieser Gegend sehen könnt, und schaute in die Gegend aus, woher das jezt ununterbrochene Murren des schweren Geschützes ertönte. — Plötzlich brachen aus einer kleinen Thalschlucht zwei Compagnien Tiroler Scharfschützen, von einer Schwadron französischer Dragoner verfolgt. Die Tiroler rückten im Laufe eine kleine Höhe hinan und sezten sich dort fest. Die Franzosen umschwärmten den Hügel, wagten aber keinen Angriff, bis einer ihrer Offiziere heransprengte und denselben leitete. Die Schwadron theilte sich und die kleinere Hälfte sprengte auf der flachsten Hügelseite gegen den Feind an, während die übrigen um die Höhe jagten und sich bereit hielten, die Scharfschützen auf der andern Seite in Empfang zu nehmen. Die Tiroler benuzten diesen Augenblick. Wie ein Hagelwetter rasselte es die Höhe herab, bunt durcheinander. Alles war in Staub und Dampf gehüllt und zog wie eine unheilschwere Wolke einem Tannenwäldchen zu, welches jene Höhe von unserem Hofe trennt. Geschrei, Flüche, einzelne Schüsse schallten bis zu mir herüber; dann ward alles still.“

(Fortsezung folgt.)

Aus den Alpen.

(Fortsezung.)

Wäre es nicht eine gewöhnliche Erscheinung, daß man das Naheliegende übersieht, so müßte man sich wundern, daß man so selten von Reisenden hört, die sich mit ihrer Einbildungskraft in das Gerölle wilder Berggewässer vertiefen und eine betrachtende Wanderung in ihren Betten unternehmen. — Im Winter, wo die meisten Bäche nur spärlich tröpfeln, ist eine solche Wanderung leicht ausführbar, und sie lohnt nicht nur mit dem Anblick von mancherlei wunderlichen Naturspielen, sondern zeigt sich auch ergiebig an vielen nützlichen Betrachtungen. — Wessen Phantasie einmal für die Trümmer, Blöcke und das ganze zerfallende Erdgerippe aufgeregt ist, über den kommt leicht die Leidenschaft, der Forelle gleich in diesen Grüften bergauf zu steigen.

Man erblickt hier Felsstücke von allen Dimensionen und Gestalten, mit der der Natur überall eigenen unerschöpflichen Mannigfaltigkeit neben und übereinander gestellt. Der Abfall und Kehricht von den verschiedensten Gebirgen scheint hier in der Schlucht zusammengeführt. Da liegen glattpolirte rothe oder weiße Granitklöße, die schon in der Urzeit von irgend einem hohen, oft sehr entlegenen Stocke gelöst worden sind, und die seitdem in ihrer Jahrhunderte langen

Wanderung zu den Flußdeltas noch nicht weiter gekommen sind. — Zuweilen haben sie flache Köpfe, welche bald Tische, bald große Terrassen, bald die Stufen einer Riesentreppe darzustellen scheinen. — Hie und da gleitet ein leiser, reiner Wasserschleier über sie hin, der kaum sichtbar ist und nur ein Anhauch der Nymphe zu seyn scheint. Viele sind oben gleich großen Vasen ausgehöhlt und es sammelt sich in den Becken ein tiefer Wassercirkel, von smaragdenem Grün erleuchtet. — Unter die Urgestirne mischen sich Klumpen von bunter Nagelflue, und dazu gesellen sich die Kalkbröckel und Splitter von den nächstgelegenen Gipfeln.

Wenn man von Stufe zu Stufe emporklimmt, glaubt man eine Reihe von Kammern und Gewölben zu durchwandern von sehr mannigfaltiger Größe und Form. Es sind lauter große und kleine Nischen und Grotten, in denen das Mosaik des Gemäuers gar vielfach gebildet ist. Ein grottenbauender Gartenkünstler hätte in einem solchen Wildbachbette eine Fülle von Studien und Modellen, die keine menschliche Erfindungskraft so genial zu Stande gebracht hätte, wie hier der blind gescholtene Zufall gethan. Man möchte auf jedem jener Blöcke die Zahl des Jahres verzeichnet sehen, in welchem er hierher geführt worden, um so seine Geschichte und die Dauer und Weise seiner Wanderung von den Bergen herab verfolgen zu können. Manche sind so fest verrammelt und verkeilt, daß sie für die Ewigkeit da eingemauert zu seyn scheinen, und doch sind sie nur auf einer W a n d e r u n g begriffen, auf welcher sie alle Jahrhunderte einen Schritt weiter thun, und die dem, vor welchem Jahrhunderte wie Minuten sind, dennoch flüchtig erscheint. Viele Blöcke hängen schon lange drohend über, als hätten sie den Fuß zu jenem Schritte aufgehoben; es vergehen aber wohl noch Jahrzehnde, ehe sie wirklich ausschreiten. Endlich werden sie dazu reif, und wenn im Frühling bei der Schneeschmelze oder im Sommer bei heftigen Regengüssen die Gewässer anschwellen und eine unbegreifliche Kraft gewinnen, entführen sie diese reifgewordenen unter betäubendem Gepolter. Sie schaffen beständig eine unsägliche Menge Schutt und Geröll in die Ebene hinaus; doch ist hier der wahre Stall des Augias. Wie auch Hercules seine Reinigungskanäle ziehe, ein ununterbrochener Schweif von Blöcken und Schlamm und Getrümmer schleppt sich unaufhörlich nach, ein nie endendes Gespinnst.

Dieselben Trümmer, welche den obern und steilern Waldstrombetten zur Zier gereichen, und in diesen wie Perlenschnüre der abwechselndsten Miniaturbilder erscheinen, e n t s t e l l e n das Bild der untern und ebeneren Thäler, theils weil sie hier sich verkleinert haben und in größern Massen erscheinen, theils weil sie sich hier wegen der einförmigen Gestaltung des Bodens nicht so interessant gruppiren und aufthürmen können.

Man sieht in den Alpen oft lange, breite Thäler, die auf beiden Seiten bis an den Rand des Gebirgsflusses mit unsäglichen Massen zahlloser, gleichförmig gestalteter Steine bedeckt sind. Ueberall sind sie verbreitet, und nirgends lassen sie Vegetation aufkommen. Ein schmaler Fluß schleicht dürftig durch diese Wüste hin. Selbst in der Zeit des größten Wasserreichthums vermag er nur einen Theil der Steinwüste zu bedecken, und indem er im Fortschritt der Zeiten seinen Lauf mehrfach ändert, schiebt er die Last immer nur theilweise, bald hier, bald dort vorwärts.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Januar.

Die Landtagswahlen.

Die größte Frage im lezten Monate des vergangenen Jahres war die Wahl neuer Abgeordneter zum nächsten ordentlichen Landtage. In Folge des von den Kammern des außerordentlichen Landtages angenommenen Gesetzes wurden die Wahlen zum erstenmale in direkter Weise vorgenommen, weßhalb sich jeder Einzelne um die Angelegenheit bekümmerte. Die Unklarheit des Wahlgesetzes, dessen einzelne Paragraphen gerade bei den wichtigsten Bestimmungen verschiedene Deutungen zuließen, gab zu mancherlei Verdrießlichkeiten Anlaß und hat sicher viele Stimmberechtigte, die sich einer möglichen Zurückweisung nicht aussetzen wollten, abgehalten von ihrem Stimmrechte Gebrauch zu machen. Im Allgemeinen war jedoch die Betheiligung an

den Wahlen sehr lebhaft. Wahlen ohne Wahlumtriebe, mögen sie stattfinden in welcher Weise sie wollen, sind kaum denkbar, bei direkten Wahlen aber und bei einer politisch leidenschaftlich erregten Volksmasse müssen sie greller auftreten und sich größern Spielraum verschaffen. Das Bestreben einer jeden Partei, thatkräftige Männer ihrer Gesinnung in die Kammern zu bringen und darum sich recht viele Stimmen zu sichern, verwirrte von Anfang an die ganze Angelegenheit, befing die Gemüther und brachte die Leitung ganz und gar in die Hände der Vereine, die es natürlich an Machinationen aller Art nicht fehlen ließen, um ihre politischen Zwecke zu erreichen. Durch diesen allzugroßen Einfluß der Parteien, vertreten durch die politischen Vereine, wurden selbst die Vorurtheilsfreien genöthigt, einer oder der andern Partei sich anzuschließen, um nicht fruchtlos zu wählen und die Stimmen zu zersplittern. Das Endergebniß dieses Treibens ist ein Sieg der Radikalen über die constitutionell monarchisch Gesinnten gewesen, der, wäre er der wahre Gesinnungsausdruck des sächsischen Volkes, unsern Staat als einen tief unterwühlten bezeichnen würde. Zum Glück ist es nicht ganz so arg, wie es aussieht, denn die Mehrzahl der Wähler hat sich ohne alle Frage durch die glänzenden Versprechungen verlocken lassen, die in dem Wahlmanifest der „entschieden freisinnigen Partei" gewissermaßen als Errungenschaften der Zukunft hingestellt waren und gar zu verführerisch klangen. Ob dieser Sieg des Radikalismus über den Liberalismus dem Lande Segen und Glück bringen wird, müssen wir abwarten. Im schlimmsten Falle gehen wir einem Ministerwechsel und einer Auflösung der Kammern entgegen. Sollte es dazu kommen, dann dürften sich die Radikalen selbst am ärgsten betrogen haben, denn sie würden aller Wahrscheinlichkeit nach dem Volke nicht größere Freiheiten durch ihr rücksichtsloses Handeln bringen, sondern einen Zustand herbeiführen, der weder ihnen, noch ihren derzeitigen Verehrern erwünscht seyn möchte, weil er vielleicht stark nach Säbelherrschaft schmecken könnte. Noch fürchten wir dieses unerwünschte Ende nicht, da als ziemlich bestimmt anzunehmen ist, daß auch die Abgeordneten dieser Partei gesonnen sind, das Manifest derselben nicht streng festzuhalten, wohl aber alles aufzubieten, um das Ministerium zu stützen und dadurch einer Auflösung der Kammern von Anfang an entgegen zu arbeiten. Was Leipzig betrifft, so ist es seinem seit Monaten ausgesprochenen politischen Charakter bei den Wahlen treu geblieben. Es hat zum Aerger der Radikalen, und wie diese vielleicht meinen, zu seiner eigenen Schande, im Sinne der gemäßigten Partei gewählt, d. h. es will constitutionelles Königthum auf demokratischer Basis, nicht republikanische Verfassung, es will überhaupt nur das Ausführbare, Zweckmäßige, nicht das Unmögliche und Utopische. Dieselbe Gesinnung spricht sich auch in der Wahl der Stadtverordneten aus, die fast gleichzeitig und ebenfalls zum erstenmale in direkter Weise erfolgte. Das Collegium besteht etwa zu zwei Drittheilen aus politisch Gemäßigten, hat einen solchen, den seitherigen Vorsitzenden, Gerichtsdirektor Werner abermals zum Präsidenten gekürt und ihm als Vicepräsidenten, was sehr zu billigen ist, um jeder Partei gerecht zu werden, den Dr. Rüder, einen als radikal in gutem Sinne bekannten Advokaten, beigegeben.

(Fortsetzung folgt.)

München, Januar.

(Fortsetzung.)

Das Zeitungswesen. — Die Kunst

In den Kaffeehäusern, in den Bierstuben, in allen öffentlichen Lokalen, wo es früher zu den Seltenheiten gehörte, einen Zeitungsleser zu erblicken, sizt jezt alles eifrig da, die verschiedenen Blätter studirend, ja man wartet jezt eben so begierig auf ein neues Journal, als früher auf den Kalbsbraten oder die Schweinsknöchel. Hat doch dieser Leseeifer schon zu einem neuen Industriezweig Anlaß gegeben, den man früher in München für ganz unmöglich gehalten hätte. Eine Menge alter Weiber oder Kinder laufen in den Gastzimmern aller Art, deren Zahl hier Legio ist, mit den neuen Blättern herum, dieselben für einen bis drei Kreuzer den Lesebegierigen feilbietend. Wenn noch vor einem Jahre eine Verkäuferin mit solcher Waare in einer Münchener Bierstube erschienen wäre, welch grenzenloses Erstaunen hätte sie empfangen! Die Gäste hätten nicht begriffen, wie man an solchem Ort mit Zeitungen, statt mit Nüssen, oder Rettigen, oder Würsteln, hausiren gehen kann, und wie vollends Menschen so toll seyn können, drei Kreuzer für die man eine halbe Bier bekommt, für ein Blatt auszugeben. Jezt machen diese Händlerinnen, wie es scheint, ganz gute Geschäfte, ihre Waare findet oft schnellen Abgang und mancher Kreuzer, der sonst für „Nussen" oder Kastanien ausgegeben worden wäre, wird jezt der Literatur geopfert. Auch an den Straßenecken sitzen traulich neben den Aepfelweibern diese Zeitungsweiber, kleine Tische mit den Blättern der verschiedensten Gesinnung vor sich. Verschiedenartig genug ist diese in der That, denn mit der Bedeutung der Zeitungen ist auch der Eifer der verschiedenen Parteien gewachsen, sich eigene Organe zu gründen, und von dem wüthendsten Radikalismus, der nur an's Umstürzen und gar nicht an's Aufbauen denkt, bis zum finstersten Ultramontanismus, der uns in die blutigen Zeiten des dreißigjährigen Krieges zurückversetzen möchte, ist jede politische Schattirung in der hiesigen Presse vertreten. Indessen hat die Mitte doch offenbar den meisten Einfluß und die meisten Anhänger, wie in ganz Deutschland, wenn sie es sich auch am sauersten werden lassen muß, da sie stets gegen zwei Gegner zu kämpfen und nach beiden Seiten Front zu machen hat. — Der Einfluß der Zeitbewegung macht sich aber noch in anderer Weise hier bemerkbar. Die unbefangene Gemüthlichkeit, der heitere, sorglose Frohsinn, der früher die geselligen Kreise Münchens auszeichnete, sind bedeutend geschwunden. Damit hat das Leben dieser Stadt viel von seiner Eigenthümlichkeit verloren. Zerrissen sind alle jene traulichen Vereine, in denen man Abends so unbefangen plauderte und wo es einem so wohl wurde, wenn man auch kein bedeutendes Resultat mit nach Hause trug. Der Zwiespalt politischer Stimmungen hat die Mitglieder zersprengt, aus früheren Freunden sind jezt oft erbitterte Feinde geworden. Und wo ist vollends das schöne Künstlerleben, das München früher so herrlich auszeichnete, und das allein schon den Fremden zu längerem Aufenthalte bewegen konnte? Einsam und öde ist gewöhnlich die weit und breit berühmte Künstlerkneipe im „Stubenvollbräu," die in sinniger Ausschmückung in allen deutschen Gauen nicht ihres Gleichen hat, die traulichste Trinkstube der Welt. Wo man früher oft mit Mühe Platz fand, da sitzen jezt nur einige einsame Gäste. Die Kunst ist kein Bindungsmittel mehr, Verschiedenheit der politischen Ansichten hält auch ihre Jünger von einander entfernt. So fröhliche Maifeste, so heitere, geschmackvolle Maskenzüge, wie sie zur Freude von ganz München einst von hier ausgegangen, bringt die neue Zeit vorläufig nicht hervor. Der Ernst der Gegenwart liegt schwer auch auf den Jüngern der Kunst. Wann wird diese sich von den schweren Schlägen, die sie betroffen, wieder erholen? steht ihr nicht vielleicht noch Härteres in der nächsten Zukunft bevor?

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 30.

Sonnabend den 3. Februar 1849.

— Cadunt montes, magnoque repente
Concussu late disserpunt inde tremores.
Lucret:

Aus den Alpen.

(Fortsetzung.)

Da der Fluß die Blöcke immer in langgezogenen Dämmen und Bänken ordnet und aufhäuft, so bieten diese gestreiften Trümmerthäler einen höchst einförmigen und unerquidlichen Anblick dar, und sie gehören zu den interessantesten, aber leider gewöhnlichsten Phänomenen, welche durch die Zertrümmerung und Verwitterung der Alpen herbeigeführt werden. Man findet sie um so anstößiger, da es eine Umkehrung der Natur scheint. Denn das Auge ist gewöhnt, in den flachen, ebenen, fetten Thalgründen durch anmuthige und liebliche Scenen erquickt zu werden, und findet nun hier wieder die Ergebnisse einer ungebändigten Zerstörung, die auf den hohen Berggräten weit besser mit dem melancholischen Ganzen der Natur harmoniren. In der Tiefe zwischen den von Menschen und Pflanzen belebten Seitenwänden erscheinen solche mit unfruchtbarem Schutt gepflasterte dürre, öde Thalgründe als grelle Mißtöne. — Auf der italienischen Seite, wo diese Steinthäler einen großen Theil des Jahres von keinem Quell genezt werden, und wo die Sonne, die stets über den Steinen backt und brütet, eine unerträgliche Glut in ihnen erzeugt, sind sie dem Wanderer, dessen Weg häufig in solchen Thälern hinführt, besonders peinlich.

Schon das in den Alpen sehr gewöhnliche Schauspiel eines angeschwollenen Bergstromes ist für einen Bewohner der Ebene ein Gegenstand der Bewunderung. Mit schmutzigen, schwarzen Wogen, die sich mit entsetzlicher Wuth überstürzen, schäumt er dahin. Hier braust ein Wasserstrahl mit einer Begierde in die Tiefe, als wollte er sich dort einbohren und auf ewig verstecken, dort schießt er wieder von unten in die Höhe, als würde er von gräßlichen Qualen gefoltert und von einem Dämon zurückgejagt. — Felsblöcke, die lange Zeit unbeweglich dagelegen, beflügelt er mit der Schnellkraft des Pulvers, und auf seinem Rücken sie tragend, schleudert er sie mit Gewalt fort, seine Ufer zerstörend, an denen er rüttelt wie ein Raubthier am Gitter seines Käfigs.

Viel außerordentlicher und bunter werden aber die Erscheinungen, wenn sich ganze Felsmassen und Erdschichten erweichen und unter den mannigfaltigsten Ereignissen die „Erdbrüche" oder „Schlammströme" entstehen. Die Ursachen dieser Erscheinungen sind so zahlreich als die sie begleitenden Phänomene, und es ist fast nicht möglich, ohne Umständlichkeit eine übersichtliche Reihe von Bildern davon zu geben.

Zuweilen schieben sich ganze Wiesenstrecken auf ihrer steilen Unterlage herunter, in der Weise, wie es etwa ein nasses Tuch thun würde. Das Erdreich schlägt Falten und Wellen, überwirft sich, verwickelt Bäume und Häuser und Steine in seinen Fall, und bröckelt dann zerreißend in irgend eine Felsschlucht ab, in der es als Schlammstrom weiter fließt. Gleich einem dickflüssigen Lavastrome, mit Steinen und andern festen Massen gemischt, bewegt sich das Ungethüm, im Thale Schrecken verbreitend, am Bergabhange herunter. Dabei knarrt, klappert und tost es gleich einem rasselnden Lastwagen.

Unten empfängt die mit Schaufeln und Hacken bewaffnete Bevölkerung den Schmutzerguß, um ihn von den Gärten und Wohnungen ab und unschädlich

in den Thalstrom hinunter zu leiten, was zuweilen selbst bei großen Schlammergüssen möglich ist. Mitunter werden bei solchen Ereignissen auch undurchnäßte Erdmassen losgerissen, und man sieht dann mächtige Staub-, Sand- und Schuttausströmungen von den Bergen gleich Lawinen herabkommen. Ohne daß Blöcke und Gerölle aufgejagt und an den Seiten in Bewegung gesezt werden, geht es dabei nicht ab. Da sich jene in den Bergen auf Schritt und Tritt finden, so sind sie auch überall bei Lawinen, Erdschlipfen, bei Wasserergüssen und überhaupt bei allem, was die Berge herabmarschirt, so zu sagen die Vorboten und Plänkler. — Wer erfahren will, auf wie vielfache Weise je nach der Verschiedenheit der Umstände die vom Wasser gelösten Bergmaterialien herabkommen können, der muß selbst einem solchen Phänomen beiwohnen. Die Feder vermag hier kaum das Auge zu ersezen. *

Nicht geringer als in Bezug auf die Ursache und die Art und Weise des Vorgangs ist die Mannigfaltigkeit in Bezug auf die Größe und Ausdehnung des Phänomens. Die größten Brüche pflegt man Bergstürze zu nennen. Doch kann man gleich im voraus bemerken, daß dieser Name doch etwas zu großartige Ideen erweckt. Der Unerfahrene denkt dabei meistens an das Zusammenbrechen ganzer Gebirge oder Bergpyramiden, und ist dann oft verwundert über das kleine Verhältniß des gelösten Bergtheils zur Masse. — Daß ganze gewaltige Bergpyramiden sich überschlagen oder zusammengesunken, ist in den Alpen niemals vorgekommen. Immer waren es nur kleine Theile, einzelne Splitter des ganzen Riesengebäudes, die baufällig geworden waren. Freilich aber ist jeder Splitter an diesem Riesengebäude schon ein Balken.

Fast in allen Theilen der Alpen findet man die Spuren irgend eines vor Jahrhunderten eingetretenen außergewöhnlichen Bergsturzes. Man sieht mit Entsetzen das grausige Bild der Zerstörung, das sie jezt noch gewähren. Der Anblick selber und die Erzählungen von Augenzeugen oder die Berichte alter Chronikschreiber lehren, daß es bei einem solchen Ereigniß gewöhnlich so hergeht, wie ich es hier zu schildern versuchen will. — Meistens droht das Uebel schon lange vor dem eigentlichen Ausbruch, und es gehen dem traurigen Schlußakte mancherlei erschreckende Vorspiele vorher. Man kann sagen, daß es wenige Thäler in den Alpen gibt, in welchen nicht der eine oder andere Ort von einem überhängenden und den Einsturz drohenden Bergtheile lange beängstigt und am Ende zerstört oder doch beschädigt wird. Ueberall hört man entweder von Rissen in den Bergen, von denen die Väter erzählt haben, daß sie in ihrer Jugend kaum hätten die Faust hineinbringen können, während sie jezt allmählig durch das Absinken des einen Bergtheils nach unten so breit geworden seyen, daß kaum eine Gemse noch hinüberspringen könne; oder von einem Felskopfe sehr festen Gesteins, der auf einer sehr mürben und unsichern Unterlage liege, die Wetter und Wasser zerstöre und auf der jener Kopf einmal herabzuglitschen drohe; oder von einer Masse in irgend einer hohen Schlucht aufgeblockter Felsstücke von großem Umfange, die seit urweltlichen Zeiten dort eingeklemmt stecken, aber von den Gewässern der Schlucht an den Seiten mehr und mehr unterspült werden, zu Zeiten etwas vorrücken, und die einst wohl einmal, wenn alles reif ist, aus ihrer Schlucht hervorfahren werden wie der Pfropfen aus der Flasche.

(Fortsezung folgt.)

* Ich wohnte in den Alpen einem solchen Ereignisse bei.

Aus Genua.

(Fortsezung.)

„Athemlos vor Angst kam ich an dem Hofthore an. Eben wollte ich es vermachen, als drei Schützen heran eilten, in dem Hofe flüchtig sich umschauten und mich heranriefen. Einer derselben sprach das Italienische geläufig. — „Die Franzosen sind uns auf den Fersen," sagte er; „wo können wir für einen Augenblick einen sichern Versteck finden?" — „Dort auf dem Heuboden," versezte ich rasch und stieg eben so rasch auf der Leiter voran, welche zu einer Oeffnung in den geräumigen Boden über den Stallungen führte. Die Schützen folgten, ich zog die Leiter herauf, machte den Laden zu und die todtmüden Leute warfen sich auf das Heu, während ich durch die Ritzen des Ladens ausschaute, um zu sehen, was sich draußen begeben möchte."

„Ein französischer Dragoner sprengte in den Hof, sah die Fußspuren im Sande, den geschlossenen Laden, stieg ab, eilte an das Thor und winkte einem seiner Kameraden, dessen Pferd in der Nähe des Hofes gestürzt war. Dieser kam heran, sie wechselten einige Worte und der Entsattelte bestieg des Ersten Pferd und sprengte fort. — Ich hatte den Tiroler, welcher Italienisch sprach, zu mir an den Laden gerufen und das Gehaben der Franzosen war uns kein Räthsel. Sie hatten Feinde auf dem Heuboden gewittert, kannten aber ihre Anzahl nicht und suchten Verstärkung, um sich derselben zu bemächtigen. Der junge Reiter, seiner Beute bereits gewiß, stand mit



siegesstolzer Miene, den Karabiner gespannt, unter dem Thore, kein Auge von dem Laden verwendend."

„Ihr müßt fort von hier," sagte ich zu dem Tiroler. „Folgt mir!" An dem hintern Ende des Bodens war eine Fallthüre, durch welche man das Heu in den Stall zu schaffen pflegte. Ich hob diese auf, führte die Schützen in den untern Raum, öffnete, nachdem ich die Fallthüre wieder sorgfältig geschlossen hatte, eine Seitenthüre, die auf den abgeschlossenen Düngerplatz führte, und zeigte ihnen, wo sie ungesehen über die Mauer steigen und das Freie suchen könnten. Sie entkamen glücklich; von dem Taubenhause aus, in das ich mich geschlichen hatte, sah ich, wie sie das nahe Gebüsch erreichten. Ich hatte hier auch das Hofthor im Auge, wo der junge Franzose noch immer seiner Kameraden wartete."

„Endlich sprengten fünf Dragoner heran und der junge Reiter erzählte unter lebhaftem Geberdenspiel seine Geschichte. Er legte die Leiter eines im Hofe befindlichen Wagens an, schlug mit dem Kolben seines Karabiners den Laden auf und trat, während die übrigen die Leiter umringten, furchtlos in den Bodenraum. Das Licht, das durch die lockern Schindeln fiel, mochte ihm schnell zeigen, daß hier keine Lorbeeren zu ernten seyen. Er kam betreten zurück, gab sich aber das Ansehen eines Wüthenden, wurde von seinen mit ihm davon eilenden Kameraden ausgelacht und muß sich vielleicht heute noch die Geschichte von den Scharfschützen, welche er im Heuboden wie in einer Mausfalle gefangen zu haben glaubte, erzählen lassen."

Wir brachten die heißen Stunden des Tages hin, wie man sie in Italien hinzubringen pflegt, und ich war vor der Kirche in Marengo im wüthendsten Kampfe mit zwei Grenadieren von der Consulargarde begriffen, als ich von einem wunderlieblichen Gesange geweckt wurde. Ich eilte in den Weingarten, wo Maria und Laura, die Enkelinnen unseres Wirthes, Trauben lasen und sich die Zeit durch Gesang verkürzten. Maria, welche uns die Trauben gebracht hatte, mochte sechzehn, Laura vierzehn Jahre alt seyn; beide waren nichts weniger als schön, aber höchst anmuthig und liebreich, einfach und natürlich. Die Augen und die Stimmen erinnerten uns, daß wir in Italien waren. Laura besonders, welche die zweite Stimme sang, hatte in den tiefen Tönen etwas, das unmittelbar in das Herz drang. Und mit welcher Reinheit, mit welcher Sicherheit, mit welchem Gefühl fiel sie bei der dritten Zeile des Liedchens ein, welches sie sangen und das ungefähr so lautete:

Wenn kühl der Abend sinkt,
Im Thau das Mondlicht blinkt,
Dann gehen wir,
Dann gehen wir,
Wo süße Liebe winkt.

Wenn sich aus stiller Nacht
Erhebt der Sterne Pracht,
Dann sehen wir,
Dann sehen wir,
Wo süße Liebe wacht.

Wenn rosig Morgenlicht
Durch Busch und Bäume bricht,
Dann flehen wir,
Dann flehen wir,
Süß Lieb, vergiß mein nicht!

Die Melodie hatte ganz das zarte, innige, wohllautreiche der Compositionen unseres Kreutzer und die beiden Kinder verstanden schon ganz gut, was sie sangen.

Die tiefer gehende Sonne mahnte zum Abschied und ein vielfaches herzliches Lebewohl tönte uns bis an die Hauptstraße nach, welche sich in gerader Linie anderthalb Stunden lang bis San Giuliano hinzieht. Nichts zeugte von Leben als die Millionen kleiner Eidechsen, welche im Sand an der Straße sich sonnten und wie der Blitz in das bestaubte Gras schlüpften, sobald wir uns näherten. Kein Wagen, kein Reiter, kein Fußreisender war zu sehen, kein Ton zu hören; die Vögel, selbst die Frösche schienen noch Siesta zu halten; dagegen traten die Seealpen wie durch einen Zauber näher und näher heran, und es war uns, als sähen wir silberschäumende Wasserfälle, als hörten wir die Musik des Windes in den hohen Fichtenwipfeln an den Felsabhängen und als lockte uns der Schatten grüner Wiesenthäler.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Januar.

(Schluß.)

Zustand der Kunst. — Militär. — Die Landstände.

Alle größeren Bauten und Kunstausführungen ruhen jezt fast gänzlich. Das einmal Angefangene will König Ludwig so viel als möglich noch aus seinen nicht unbeträchtlichen Privatmitteln vollenden lassen, von neuen Werken kann natürlich nicht die Rede seyn. Der jetzige König wird und kann in der nächsten Zeit nicht viel für neue Kunstschöpfungen thun; die sehr verwirrten Finanzen des Staats erlauben ihm dieß selbst beim besten Willen nicht. Schon die Erhaltung all der großartigen Kunstschöpfungen erfordert so bedeutende Summen, daß an neue Unternehmungen, wenigstens in den nächsten Jahren, nicht zu denken ist. Auch von Seiten der Privaten kann wenig zur Aufmunterung der Künste geschehen. Wird es überhaupt ferner noch viele Leute in Deutschland geben, die so reich sind, daß sie den edeln, aber sehr theuern Luxus der Kunstliebhaberei treiben

können? Der begüterte Adel hat fast überall sehr viel von seinem Einkommen verloren, nicht minder der reiche Kaufmanns- und Fabrikantenstand. — Läßt jezt Pallas hier trauernd ihr Haupt sinken, so erhebt es Mars desto stolzer. Der Charakter von München ist ein weit militärischerer geworden als früher; viel mehr Uniformen aller Waffengattungen erfüllen jezt die Straßen. Der jetzige König, der in der Armee eine Hauptstüze der Regierung sieht, hat diese fast um das Doppelte vermehrt, und so ist denn die Garnison weit beträchtlicher als sonst. Ob aber dieser Stand des Heeres lange beibehalten werden kann, erscheint beim Zustand der bayerischen Finanzen als zweifelhaft. Im Aeußern ist das bayerische Militär dem preußischen weit ähnlicher geworden, da der kurze Waffenrock nach preußischem Schnitt allgemein eingeführt ist. Er wird von allen Betheiligten als ungemein zweckmäßig gelobt. Und diese stattlichen Krieger sieht man sehr häufig unter den Waffen, ja fast zu viel. Wie in einer belagerten Festung kreuzen sich, besonders Abends, starke Patrouillen zu Fuß und zu Roß. Ob dieß geschieht, um den Soldaten mehr Dienst und Bewegung zu machen, oder ob man dem Publikum diesen Reichthum an militärischen Streitkräften vor die Augen führen will, vermögen wir nicht anzugeben. Lezteres schiene uns unnöthig; wie die Sachen jezt stehen, kann man unmöglich Besorgniß vor Unruhen irgend einer Art haben. — Auf die so eben zusammentretenden Stände blickt alles mit großer Spannung, mit Furcht oder Hoffnung. Man besorgt ziemlich allgemein, es werde ein tüchtiges, sowohl durch Zahl als Talent einflußreiches Centrum fehlen, und damit die so nothwendige Vermittlung zwischen den beiden sich schroff gegenüberstehenden Parteien. Daß die äußerste Rechte sehr stark vertreten seyn wird, kann man voraussetzen. Der Einfluß der katholischen Geistlichkeit, die ihre Interessen bedroht sah, wie auch die Furcht vor Gewerbefreiheit, haben besonders in den drei altbayerischen Provinzen die Wahl auf sehr stationäre Männer gelenkt. Sehr viel radikale Abgeordnete werden dagegen die beiden Franken und Rheinbayern liefern, obgleich die aus lezterer Provinz viel zu klug und gewandt sind, um nicht einzusehen, daß durch allzuheftiges Auftreten und zu maßlose Forderungen alles von vorneherein für ihre Partei verdorben wird. Ueberhaupt werden sicher auf diesem Landtage die Gegensätze der verschiedenen Landestheile schroffer als früher hervortreten, namentlich wird eine Spaltung zwischen den altbayerischen und den erst durch den Rheinbund mit Bayern vereinten Landestheilen schwerlich zu vermeiden seyn. Die Besonnenen wünschen lebhaft, daß die Stände sich vor der Verfolgung theoretischer Ideen hüten, die wenigstens im Augenblick ganz unausführbar sind, und sich dagegen bemühen, die bayerische Staatsverwaltung von dem vielen Roste zu reinigen, der sie noch verunziert. Man hofft, die zweite Kammer werde unverweilt die von der Reichsversammlung gegebenen Grundrechte einführen, deren Verkündigung die Regierung bisher unterlassen hat.

Leipzig, Januar.

(Fortsetzung.)

Das Geschwornengericht. — Aussichten.

Nächstens wird wieder eine von den Errungenschaften des März zur Wahrheit werden, nämlich die Errichtung von Schwurgerichten. Schon hat die Regierung vier Staatsanwälte ernannt, nach den vier Oberappellationsbezirken, in welche das Land zerfällt, denen ein Oberstaatsanwalt in Dresden präsidirt. Für unsere Stadt ist mit diesem eben so schweren als wichtigen Amte der bisherige Gerichtsdirektor in Großzschocher, Advokat Baumgarten, bekleidet worden, ein Mann, dessen bisher unabhängige Stellung und gänzliches Fernhalten von allem Parteiwesen ihn ganz besonders dazu befähigt. Die Wahl der Geschworenen, die noch in Aussicht steht, jedenfalls aber in sehr kurzer Zeit erfolgen muß, beschäftigt namentlich unsere Vereine. Die Mehrzahl aller Mitglieder derselben scheint einzusehen, daß bei der Ernennung von Geschwornen nicht sowohl die politische Ueberzeugung, als klares, scharfes Urtheil, redlicher Wille, Gewissenhaftigkeit und Unbestechlichkeit in Frage kommt. Man wird daher hoffentlich Männer aller politischen Farben unter unsern zukünftigen Geschworenen bemerken können. Da auf je 500 Seelen gesetzlicher Vorschrift nach ein Geschworner zu erwählen ist, so wird sich die Gesammtzahl aller Geschwornen in Sachsen auf etwa 825 belaufen. Möglichste Beschleunigung der Schwurgerichte wünscht man übrigens allgemein, am meisten und vor allem wohl in unserer Stadt, wo es an Vergehen, die mittelst der Presse und durch unvorsichtige Reden in Volksversammlungen verübt worden sind, nicht mangelt. Ohne erhebliche Schwierigkeiten wird übrigens die Wahl dieser bei uns noch ganz unbekannten Urtheilssprecher kaum zu bewirken seyn, da Manche sich an die nothwendig damit verknüpften Lasten und Mühen stoßen, Viele aber auch sich scheuen werden, ein Amt anzunehmen, das abgesehen von der großen Verantwortlichkeit, die daran haftet, recht eigentlich dazu gemacht zu seyn scheint, Bekannte in Fremde, Freunde in Feinde zu verwandeln. So groß die Bereitwilligkeit der Meisten war, als Abgeordnete des frei wählenden Volkes nach Dresden zu gehen, so gering dürfte die Lust seyn, das Amt eines Geschwornen anzunehmen, das noch dazu nicht nur nichts einbringt, sondern selbst im glücklichsten Falle immer einigen Kostenaufwand verursacht.

Wer den bisherigen Verlauf der großen deutschen Revolution vorurtheilslos beobachtet und verfolgt hat, der kann, ist er wahrhafter Patriot in höherem Sinne, wenig Freude daran haben. Gesprochen hat man nur zu viel von „Errungenschaften," wirklich errungen aber haben wir anstatt der heiß ersehnten nationalen Einheit, Stärke und Macht nur eine höchst zweideutige Erstarkung des Partikularismus der einzelnen Stämme. Daß dieß bald anders, bald besser werden könne, dazu ist wenig Aussicht vorhanden bei der Leidenschaftlichkeit und Bitterkeit, womit die Repräsentanten der einzelnen Stämme übereinander herfallen. Selbst der sanguinischste Schwärmer möchte gegenwärtig schwer an dem schönen Traumbild eines großen, weltbeherrschenden Deutschlands sich berauschen und für neue Kämpfe der Zukunft stärken können. Sicher von allem Errungenen ist uns nur die Ueberzeugung, daß wir die alte Einheit verloren, die neue noch nicht gefunden haben, und daß mithin unsere politische Lage keineswegs eine beneidenswerthe geworden ist. Nebenbei ist uns aber auch noch manches andere abhanden gekommen, was wir tief zu beklagen haben. Jene echt deutsche Eigenthümlichkeit, die keine andere Nation, auch nicht einmal annäherungsweise, besizt, das Gemüth, hat sich vor dem politischen Erdbeben bis in die verstecktesten Falten des Herzens zurückgezogen. Es lebt noch in uns, aber es schläft und will kaum auf kurze Stunden erwachen; mit ihm aber ist die Seele entwichen aus dem gesellschaftlichen Verkehr, der einen so großen und anziehenden Reiz verbreitete über die langen rauhen Abende unseres nordischen Winters. Dieser Verlust ist schwer zu verwinden, um so schwerer, als die politischen Stürme auch alle Künste des Friedens, wenn nicht vertrieben, doch mindestens zu betrübender Feier genöthigt haben.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 9.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 31. Montag den 5. Februar 1849.

On my life, a bubble! an infinite and endless liar!
Shakespeare.

Nach Genua.

(Fortsetzung.)

Im Geleite dieses Zauberspiels erreichten wir San Guiliano, ein kleines Dorf, wo sich die beiden von Mailand und von Turin und Alessandria nach Genua führenden Straßen vereinigen und in dessen Nähe der dem Consul Bonaparte am Nachmittage der Schlacht von Marengo von Novi her zu Hülfe eilende Desaix, von einer Kanonenkugel getroffen, fiel, ein Begebniß, welchem allein die den Franzosen günstige Wendung der Dinge an diesem denkwürdigen Tage beizumessen ist, denn nur die erbitterte Wuth, mit welcher die neu ankommenden Schaaren jezt gegen den übermächtigen und siegestrunkenen Feind anstürmten, erklärt den für die Deutschen so unglücklichen Ausgang des Kampfes.

Inmitten der Straße und des Dorfes lag ein noch keuchendes Pferd, und die halbe Bewohnerschaft von San Giuliano stand um das arme Thier, das eben, als wir herzutraten, seine Glieder zum leztenmal streckte und nun starr dalag. Ein ziemlich wohlgekleideter junger Mann versuchte noch ihm den Kopf aufzuheben, den ein Dörfler mit frischem Wasser übergoß. „Alles vergeblich! der arme Schimmel, er ist todt!" ging es von Mund zu Mund, und ich erwartete fast, man werde ein de profundis für seine arme Seele anstimmen; die Menge verlief sich aber ruhig, und der Eigenthümer, welcher mit einem Liebhaber der Haut unterhandelt zu haben schien, schloß sich uns am Ausgange des Dorfes an.

„Die Herrn gehen nach Novi? — werde sie begleiten. War ein schönes Thier, mein Schimmel, nicht wahr?" — „Ziemlich alt und abgejagt," sagte mein Begleiter. — „Bah, höchstens zehn Jahre und lebhaft wie eine Lucertola; war hundert Karl Albert werth — goldene, versteht sich," sezte er mit schlauem Seitenblicke hinzu; „aber hin ist hin — perdita irreparabile bisogna soffrir con pazienza. Das edle Thier ist im Dienste der Eisenbahngesellschaft gefallen und diese muß mir den Verlust ersetzen." — „Der Herr ist Ingenieur?" — „Zu dienen, Herr; habe in England und Belgien praktische Studien gemacht, und es soll nicht meine Schuld seyn, wenn die Eisenbahn von Genua nach dem Lago maggiore nicht die schönste in Europa wird. Die Herrn müssen das Terrain sehen, um zu begreifen, welches Genie dazu gehört, von Genua auf die Höhe des Apennins und von der Höhe durch das Thal der Scrivia nach Novi zu kommen; eine fortgesezte Schlangenlinie — die Linie der Schönheit, wissen die Herrn. Nur der Kenner macht sich eine Idee von den Schwierigkeiten, mit welchen wir zu kämpfen haben. In Belgien baut man eine Eisenbahn mit dem Gelde, welches hier nur die Vorarbeiten kosten."

„Dann werden die Actienbesitzer schlechte Geschäfte machen?" — „Schlechte Geschäfte? Die Bahn wird fünfzehn bis zwanzig vom Hundert abwerfen. Bedenken die Herrn, eine Bahn, welche Genua mit Mailand und Venedig einerseits, andererseits mit Turin, Grenoble, Lyon und Paris verbindet und endlich, die Schweiz durchschneidend, in das Herz von Deutschland führt — eine solche Bahn hat ihres Gleichen nicht in Europa, und wer hundert Actien hat, kann, sobald sie befahren wird, wie ein Fürst von seinen Renten leben.

Genova la superba wird wieder werden was sie war, die Beherrscherin der Meere, die Königin des Handels; die Küsten von Amerika werden ihr die eine, und die Küsten von Asien die andere Hand küssen, und Afrika wird sich demüthig zu ihren Füßen schmiegen; Livorno und Triest werden in ihr ehemaliges Nichts zurückkehren und Karl Albert, für dessen schwachen Kopf die sardinische Krone viel zu schwer ist, wird zuletzt um eine Anstellung bei der Eisenbahn nachsuchen."

Der Bursche, der all dieß sehr ernstlich meinte und seine Worte mit den lebhaftesten Gestikulationen begleitete, ergözte uns ungemein und wir suchten ihn in Athem und bei guter Laune zu erhalten, indem wir nur von Zeit zu Zeit eine Art Stichwort hinwarfen, über das er sogleich herfiel, um es in seiner Weise zu „spiegiren."

Die große lombardische Ebene, in welcher wir jezt seit acht Tagen umhergewandelt und deren Reize und Launen wir hinreichend kennen gelernt hatten, schloß sich jezt und die Voräste der Gebirgsmassen der Bocchetta, des Gipfelpunktes der genuesischen Apenninen, streckten uns ihre grünumrankten Ausläufer entgegen. Links von der Straße senkte sich die Gegend zu einem fruchtbaren Thalgrunde, welcher jenseits von frischgrünen Waldhöhen begrenzt war, und weiter nach Südwesten ließen die auf schroffen Bergvorsprüngen erbauten Kapellen und Kirchen auf die Nähe einer Stadt schließen.

„Wir können nicht mehr fern von Novi seyn?" — „Noch eine kleine halbe Stunde und wir sind am Ziele." — „Eine schöne Stadt?" — „Wäre Genua nicht so nahe, würde ich sagen, Novi sey ein Wunder von Schönheit; so aber kann ich nur behaupten, daß es eine sehr schöne Stadt ist. Sechzehntausend Einwohner. —" — „Unser Handbuch schneidet davon ein gutes Drittheil ab." — „Ach, diese Handbücher sind jammervoll und lügen wie Zeitungen. Wollte nicht neulich der Turiner Bote die Kostenanschläge unserer Vorarbeiten bekritteln und uns auch ein „gutes Drittheil" abschneiden? Glauben Sie mir sicherlich, Novi hat im Herbst weit über sechzehntausend Einwohner, denn es wimmelt dann von Genuesern, welche in dieser gesunden Gegend die rothen Wangen und kräftigen Muskeln und Nerven wieder suchen, um die sie das Leben in der übervölkerten und luxuriösen Stadt gebracht hat."

„Nach der Stille, welche rings um uns herrscht, sollte man glauben, wir seyen noch viele Meilen von Novi entfernt. Eben läßt sich der erste Frosch hören, um das Schweigen der Gegend zu unterbrechen." — „Hören die Herrn aber auch, welch eine Stimme? Welcher Wohllaut, welche Kraft, welches Metall! Wahrhaftig, ein italienischer Frosch singt, die der andern Länder quacken. Ein italienischer Frosch hat mehr Metall in seiner Stimme als der erste französische Opernsänger. Wir haben Frösche hier, die in dem Opernhause zu London Furore machen würden, besonders im Frühjahr, wo ihr Gesang all die Weichheit, Rundung und Zärtlichkeit entfaltet, welche eine verliebte Arie fordert. Mit unsern Hahnen verhält es sich eben so. Die Herrn werden gewiß schon Gelegenheit gehabt haben, einen italienischen Hahn zu sehen und zu hören. Nicht nur ist er größer, schöner gefiedert und in seiner Haltung stattlicher und stolzer als die Hahnen anderer Länder, sondern seine Stimme ist glockenrein, umfangreich und ausdrucksvoll im höchsten Grade. Einen tüchtigen Hahn hört man bei uns auf vier Meilen, und wenn Italien einmal einig darüber ist, die Oesterreicher aus der Lombardei zu verjagen, brauchen wir keine Sturmglocken, keine Signalfeuer, keine Lärmhörner, um uns zu sammeln; wir lassen bloß unsere Hahnen singen, treten zusammen, und in drei Tagen ist unser schönes Land von dem verhaßten Drucke befreit."

„Wenn wir dieß glauben sollen, müßt ihr eure Hahnen erst essen, dann aber können sie euch schwerlich zusammen singen," sagte mein Freund ärgerlich. Der Italiener hatte die spitze Bemerkung * nicht gehört oder nicht hören wollen, denn er rief rasch: „Sehen die Herrn — dort liegt Novi!"

Die lezten Strahlen der Sonne umblizten augenblendend die Spitzen der Kirchthürme, und nach zehn Minuten hatten wir die ärmliche Vorstadt durchwandert und traten in die belebten Räume der sogenannten „alten Post" ein.

(Schluß des ersten Artikels.)

* Das italienische Sprüchwort sagt nämlich: Chi mangia merga di gallo, diventa indovina senza fallo.

Aus den Alpen.

(Fortsetzung.)

Jeder Ruck einer solchen Blockmasse, jede geringste Bewegung eines solchen Felsenkopfes, jede Dehnung eines solchen Risses ist dann schon von Zerstörungen und Schrecken begleitet. Es trennen sich dabei Erdmassen und Steine los, welche Wälder und Felder verwüstend in die Tiefe fallen und den Thalbewohnern von den schlimmeren Ereignissen, die noch bevorstehen, warnende Botschaft bringen.

Oft ziehen sich solche Präludien durch Jahrhunderte hin. Ehemals nahm die Welt außer den zunächst Betheiligten wenig Notiz davon, und ganze

Thalschaften und Städte wurden dann plötzlich wie Herculanum und Pompeji verschüttet, ohne daß die geringsten Vorkehrungen getroffen waren. — In unserer Zeit aber, wo die christliche Menschheit zu einer einzigen großen Familie verschmolzen ist und wo tausend Augen und Zungen alles Böse und Gute betrachten und besprechen, hat ganz Europa an der Noth und Angst eines durch einen Bergsturz bedrohten Alpendorfes (Felsbergs) Theil genommen.

Ja zuweilen hat schon die bloße Frage, ob wohl einmal dieser oder jener Berg zu wanken und zu stürzen beginnen könne, selbst wenn die Natur eine solche Tendenz noch nirgends angekündigt hatte (ob z. B. der Mythen bei Schwyz recht fest gebaut sey, oder ob er auf einer morschen Grundlage ruhe?), eine bedeutende Aufregung im Lande und vielfache Diskussionen und Streitschriften unter den Geognosten und Bergkundigen veranlaßt.

Die Natur ist langsam in allen ihren Vorbereitungen zu den schrecklichen Phänomenen, die sie uns schickt; selbst die Gewitter, die sich über unsern Häuptern sammeln, haben weitreichende Ursachen und Veranlassungen. Dagegen ist sie meist wild und plötzlich in den endlichen Ausbrüchen der lange verhaltenen Wuth. Nachdem alle Strebepfeiler allmählig unterspült, alle Spalten und Klüfte hinreichend geweitet, die Unterlagen vollkommen verwittert sind, dann gehört nur ein geringer Anlaß, oft nur ein mehrtägiger Regen dazu, um das Ganze zusammenstürzen zu lassen. Die lockern Massen schwängern sich dann mit Wasser und bekommen das Uebergewicht, die Unterlagen werden schlüpfrig und die lezten Säulen werden von den Regenbächen weggespült. Die Hirten und Jäger melden dann schon den Tag zuvor in's Thal hinab, daß sich bedenkliche Spalten an dem Berge geöffnet, daß einzelne Steine auf unerklärliche Weise in Bewegung gerathen, und daß sie unterirdisches Donnergeräusch, als stürze die Erde in sich selber zusammen, vernommen haben.

Die Thalbewohner trösten sich wohl mit der Hoffnung, daß sich noch einmal Alles wieder beruhigen möge, daß die Felsen noch einmal für einige Jahrzehnte sich wieder festsetzen und erst auf ihre Nachkommen herabfallen werden. — Allein die Zeit hat sich erfüllt; sie sind selber die Auserwählten, die unter Trümmern und Graus zu Grunde gehen sollen. Andern Tags fängt es allseitig an zu krachen und zu brausen. Die Sonne und der Himmel werden verfinstert von Dunst und Staub, die Erde erbebt, kehrt das unterste zu oberst, und die kleine Welt der Thalschaft versinkt in den Schooß der Urmutter Erde.

Weil natürlich kein Beobachter sich in die Nähe eines solchen Phänomens hinanwagen kann, so wissen wir zwar nicht genau, wie es dabei herzugehen pflegt, doch lehrt der Anblick der wieder zur Ruhe gekommenen Massen folgendes: Da alle Felsarten von Haus aus von einer Menge Spalten durchzogen sind, und da auch keine Felsart eine so zähe Cohäsion hat, daß sie einen langen Abhang herunter rollen könnte, ohne unterwegs in Trümmer zu zerfallen, so ist ein einziges großes und ganzes Bergstück, das gleich der abgerissenen Hälfte des sogenannten gesprengten Thurmes auf dem Heidelberger Schlosse in's Thal herabkäme, etwas, was in den Gebirgen gar nicht vorkommt. Der Hauptsache stellen sich die sogenannten Bergstürze in den Alpen als vergrößerte Trümmer- und Geröllströme dar. Von dem Gipfel, wo der Berg abbrach, sieht man einen mit Trümmern bedeckten Streifen, der an Breite zunimmt, in's Thal sich hinabziehen. Nur sind viele tausende dieser Blöcke groß wie Häuser, und unten ist der Streifen oft eine Stunde breit.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Januar.

Guizot

Als unsere Stadt dem französischen Kaiserreiche einverleibt war, aber keinerlei Antheil am rein französischen Glanz dieser Zeit hatte, studirte ein junger Mann aus Nimes auf der Akademie, der sich unter seinen lustigen Landsleuten aus dem Süden durch Ernst, Fleiß und strenge, fast puritanische Sitte auszeichnete, daher nicht nur von den Professoren, sondern auch in andern ausgezeichneten Familien gern gesehen wurde. Der junge Mann mit dunkeln, tiefblickenden südlichen Augen hieß Guizot, und es leben hier Viele, die sich seiner gar wohl erinnern. Sein ganz eigenthümlicher, strenger, von jugendlicher Anmuth und Lust entfernter Sinn wendete sich mit besonderer Liebe zu Genfs Geschichte und Verfassung vor der französischen Occupation und zu desselben republikanischen Charakteren, die in ihrer Größe, Strenge, Redlichkeit und Einfalt an Roms beste Zeit erinnern. Ardutius, Berthelier, Servet, Calvin, Frament, Th. de Bèze, die Männer der Escalade, der Syndikus Tronchin und manche Andere wurden seine Lieblinge. Wiewohl Franzos und der glän-

zenden Kaiserzeit angehörend, hing er weit mehr an dem in seinem Wesen noch immer stark republikanischen Genf und an England. Was er später in Paris als Lehrer der Staatswissenschaften, als Gründer des Doktrinarismus und als Staatsminister geworden ist, dazu hat er den reinen, sichern und festen Grund in Genf gelegt. Wer kennt nicht seine spätere, wahrhaft großartige Geschichte als Minister und seine Flucht über den Kanal nach der Pariser Windsbraut im Februar 1848?

Den Genfer mit seinem strengen Halten an Recht, Sitte und Ordnung, als allein sichere Basis der Republik und der Freiheit überhaupt, finden wir auch wieder in seiner neuesten Schrift de la Démocratie en France. Darin zeigt sich von neuem der Freund seiner doktrinären Genossen Dumont, Rossi und de Broglie, die in mehr als einer Beziehung Genf angehören. Es ist nicht zu läugnen, unser Canton ist seit 1814 der Schweiz und ganz Europa im besonnenen demokratischen System vorangegangen und darum konnte auch in ihm die Politik des Doktrinarismus entstehen, der sich darstellt als die einzig wirkliche, wahre, mögliche und ausführbare Freiheit, die sich auf Englands merkwürdiges Beispiel gründet. In Guizots Schrift über die Demokratie finden wir auch seine ganze in Genf entwickelte und gereifte Persönlichkeit wieder: Einfalt, Erhabenheit, ernstes Studium, ohne Rücksicht auf die Leidenschaften des Tags, warme Liebe für alles Gute und Wahre, lebendiges Gefühl für Wahrheit, Festigkeit ohne Stolz, freundlichen Sinn ohne Schwäche. So sagt er in der Vorrede: „Ich hoffe, man wird nichts in dieser Schrift finden, was auf meine persönliche Lage hindeutet, oder sie ausdrückt. Wer sich in einer so großen Zeit nicht selbst vergäße, verdiente auf immer vergessen zu werden.“ Kann dieß Einer von unsern heutigen Staatsmännern in Genf von sich sagen? Bei ihnen ist im Gegentheil alles persönlich, und zwar grob persönlich. — „Woher kommt das Uebel? Davon, daß in der Regierung das Ungleichartigste zusammengefügt ist, Wahres und Falsches, Ehrliches und Unehrliches, Mögliches und Chimärisches, Heilsames und Unglückbringendes. Dieß trübe Chaos birgt sich unter dem weithin schallenden, verführerischen Namen Demokratie, ein Wort, dessen Herrschaft so groß ist, daß keine politische Partei bestehen zu können glaubt, wenn sie es nicht mit großen Buchstaben auf ihrer Fahne trägt. Es bedeutet aber nur Entfesselung der ganzen menschlichen Natur nach allen Richtungen, in allen Verhältnissen, Tiefen und Höhen der Gesellschaft, es bedeutet den Kampf ihrer guten und schlechten Eigenschaften im Schaffen und Zerstören.“ — Im Kapitel II heißt es: „Demokraten und Socialisten bekümmern sich nicht um diesen Kampf, der ihrer Meinung nach nur zum Guten führen kann. Sie verkennen die menschliche Natur und läugnen Gott. Es liegt unglaubliche Verkennung oder Unkenntniß der ganzen menschlichen Natur darin, wenn man glaubt, der seiner Freiheit ganz überlassene Mensch wende sich zum Guten. Die wesentliche Bestimmung, die erste Pflicht jeder Regierung besteht darin, nicht allein dem Uebel, wenn es ausgebrochen ist, sondern auch den aus der Unordnung hervorgehenden Gedanken, Gelüsten und Leidenschaften zu widerstehen und entgegenzuarbeiten. — Die traurigste Nothwendigkeit der demokratischen Regierungen besteht darin, daß sie die Pflicht haben, aller Unordnung entgegenzuarbeiten, daß aber ihre Anhänger streng von ihnen fordern, sie sollen allen Ursachen der Unordnung gefällig schmeicheln. Man verlangt von ihnen, sie sollen das Uebel unterdrücken, wenn es zum Ausbruch kommt, sie sollen aber den Urhebern Weihrauch streuen, so lange sie über der Ungesetzlichkeit und Unordnung brüten.“

(Schluß folgt.)

Leipzig, Januar.

(Fortsetzung.)

Die Revolution und die Literatur.

Es ist eine der Revolution von 1848 eigenthümliche, aber keineswegs sie ehrende Erscheinung, daß sie mit erschreckender Schnelligkeit und mit einem gewissen Anfluge von Schadenfreude alle der Kunst und Wissenschaft errichteten Altäre umstürzte und die freundlich stillen Flammen auslöschte, die so lange der Menschheit geleuchtet hatten. Die Herrschaft der Demokratie, im März auf den Thron gehoben, wollte und will noch nicht zugeben, daß zu wahrer Völkerfreiheit das Gedeihen der Wissenschaften, das Blühen der Künste nöthig sey. Diese stürmischen Weltverbesserer leben der Ansicht, Glück bringe einzig und allein der politische Radikalismus, der so ziemlich gleichbedeutend ist mit hohler Phrase, vielem Bombast, oberflächlichster Scheinbildung und Mangel an echter Humanität. Es ist nicht zu läugnen, daß sich mit solchen Ansichten eine geraume Zeit Lärm, sogar Aufsehen machen läßt, der Bildung, ohne welche die politische Freiheit nur ein verheerender Feuerbrand, keine wohlthätig erwärmende und leuchtende Flamme wäre, wird damit auch nicht die kleinste Kapelle erbaut. — Alle Revolutionen verursachen Störungen im Handel und Wandel, im öffentlichen und socialen Leben, in allen Beschäftigungen, der Fall aber, daß ein politischer Weltbrand mit einemmale andauernd alles wissenschaftliche und künstlerische Bilden lähmte, steht in der Kulturgeschichte der neuern Zeit wohl vereinzelt da. Fast ist ein Jahr verflossen seit Louis Philipps Vertreibung und noch immer lastet ein drückendes Joch auf Literatur und Kunst. Der schlimmste Censurzwang hat nie den fünfzigsten Theil so viel geschadet, als die Theilnahmlosigkeit des Publikums, die mit dem Ausbruch der Revolution alle Stämme und Völkerschaften gleichmäßig ergriffen zu haben scheint. Das Gut der Preßfreiheit ist uns daher bis jezt so ziemlich ein todter Schatz geblieben, denn den Gebrauch, welchen die Tagespresse von derselben bisher gemacht hat, kann ich keinen glücklichen nennen. Er hat wenig genüzt und viel geschadet, das Volk nicht gebildet, sondern bloß aufgehezt und verwirrt. So fristete sich denn bisher der Buchhandel, für Sachsen und speciell für Leipzig ein so wichtiger Erwerbszweig, kümmerlich durch die schalsten aller Literaturprodukte, die Broschürenliteratur, und noch, scheint es, will ein erheblicher Umschwung nicht eintreten. Was etwa von Büchern erscheint, sind „vormärzliche“ Arbeiten, die bloß ans Tageslicht treten, weil etwa gegenseitig eingegangene Verbindlichkeiten es heischen. Nachmärzliche Bücher gibt es noch nicht und wird es allem Vermuthen nach noch geraume Zeit nicht geben, weil Autoren und Verleger gleich ängstlich sind und eigentlich nicht recht wissen, was sie dem erschlafften Publikum bieten sollen, um es wieder anzulocken. Die Politik erledigt sich in den zahllos erscheinenden Tageblättern aller Farben, und wer Politik als Geschäft treibt, was leider sehr viele Unberufene thun, der kann sich an radikalen und ultraradikalen, an demokratischen und monarchischen Zeitungen die Augen blind lesen. Die eigentliche Produktion findet kein Publikum und entbehrt noch des Bodens, auf dem sie fußen kann, denn die Märzstürme haben die alte Basis dieses Literaturzweiges fast gänzlich umgestürzt. Der Poet wird noch lange Zeit brauchen, ehe er sich in sich selbst fassen, die Zeitbegebenheiten objektiv betrachten und sie im dichterischen Gebilde der Welt als ein Kunstganzes darbringen kann. Die Wissenschaft endlich ruht, weil kein Mensch Zeit hat oder zu haben glaubt, sich mit wissenschaftlichen Gegenständen abzugeben. Unter diesen Umständen ist es wirklich noch ein Wunder, daß einzelne nicht rein politische Zeitungen sich doch noch halten.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 32. Dienstag den 6. Februar 1849.

— Quod medicorum est,
Promittunt medici, tractant fabrilia fabri.
Horat:

Das Londoner Adreßbuch.

Es gibt mehr als ein Londoner Adreßbuch, und ich schäme mich nicht des Geständnisses, daß das, wovon seit vierzehn Tagen ein Exemplar vor mir liegt, nicht das fashionable Court-guide book, sondern das gemeine Post-office London Directory für 1849 ist. Bei einem praktischen Menschen wie ich erklärt sich das von selbst. Letzteres enthält Alles was ersteres, aber nicht umgekehrt. So nützlich und wichtig es indessen seyn mag, es ist ein handdickes, und obgleich scharf und deutlich, doch gewaltig klein gedrucktes Buch in groß Octav, und das englische Sprüchwort sagt mit Recht, „so trocken wie ein Adreßbuch.“ So ließ ich es geraume Zeit unberührt liegen, aber eines Morgens, da ich ungewöhnlich gut gelaunt war, nahm ich das langweilige Ding auf und las es wirklich, wenigstens einige Partien desselben, und diese so andächtig, ein Blatt Papier neben mir und den geschäftigen Stift in der Rechten, als gelte es ein wichtiges Conto auszuziehen. Und es ist ein Conto geworden, das jenes englische Sprüchwort Lügen straft. Literatur, Kunst, Wissenschaft, Staatsbeamte, Hofchargen und Schornsteinfeger stehen nebst vielen andern in Zahlen vor mir. Meine gute Laune zu erhalten, beschränke ich mich indessen für heute auf den Theil des Buchs, der the Trades' Directory heißt, eine Classifikation der verschiedenen Gewerbe mit Angabe der Namen und Wohnungen derer, die sie treiben.

Mein Auszug beginnt durch eine Ironie des Zufalls mit solchen, welche von den Defekten des menschlichen Körpers leben, wobei aber alle Aeste und Zweige der edeln Heilkunde außer Betracht geblieben sind. Den Reihen eröffnen die Verfertiger künstlicher Augen. Wer das Unglück hat, beide Augen zu verlieren, übt wohl nie den grausamen Luxus, sich falsche einsetzen zu lassen. Die Kundschaft beschränkt sich also auf die Einäugigen. Da aber auch von diesen selten falsche oder Glasaugen getragen werden, überraschte es mich, drei Verfertiger eines Artikels zu finden, von welchem meines Erachtens kaum einer sich ernähren konnte. Aber ich Kurzsichtiger! bedürfen denn bloß Menschen künstlicher Augen? nicht auch ausgestopfte Thiere? Zwei der fraglichen Künstler empfehlen sich insbesondere für letztere mit „wunderbar glänzenden, treu und zum Verwechseln ähnlich der Natur nachgebildeten Augen.“ Seit diesem Aufschlusse zweifle ich nicht, daß das Gewerbe die Trias anständig nährt. Wer aber zudem voraussetzt, daß die Verfertiger künstlicher Augen noch anderes verfertigen, der hätte vielleicht Recht für den Continent, für Frankreich und Deutschland, aber nicht für England, für London. Der Mann, der in London die Haare schneidet, schneidet nur eben die Haare und frisirt; in Paris nimmt er zugleich den Bart ab, ist Haarkräusler und Barbier in Einer Person. In London beschäftigt das zwei Menschen. Dieser Unterschied, diese scharfe Theilung der Arbeit geht durch alle Gewerbe und muß deßhalb auch bei den weiter folgenden Ziffern im Gedächtnisse behalten werden.

In Wien und Berlin, in Dresden und München sind die Leute, welche feine Messer und chirurgische Instrumente arbeiten, dieselben, welche die Stellvertreter der von der Kugel auf dem Schlachtfelde oder von der Säge des Wundarztes abgenommenen Arme,

Beine und Hände liefern. In London ist dem nicht so. Die Lieferanten künstlicher Glieder kümmern sich gar nichts um die Fabrikation von Sägen, Messern und Lancetten; ihr ganzer Fleiß gehört der Anfertigung und Vervollkommnung jener sinnreichen Mechanismen. Das Adreßbuch weist ihrer vierzehn nach. Doppelt so groß ist die Zahl der Perrückenmacher. „Lieber keinen Fuß, keine Hand, keine Arme," sagt das Programm des Einen und denken Alle," als ohne die unentbehrlichste Zierde des Menschen, »a fine head of hair.« Ihre Kunst bedeckt jedoch nicht die Kahlen allein. Während diese der Welt nach Möglichkeit glauben machen wollen, daß des Künstlers Erzeugniß eigenes Gewächs sey, und die approximative Täuschung mit Gold aufwiegen, freuen sich Andere und brüsten sich mit der Nothwendigkeit, falsches Haar zu tragen. Das sind die Richter und Advokaten in ihren Alongeperrücken, und auf diese allein ist der ächte brittische Perrückenmacher stolz. That's the thing, meint er, und wenn er Touren und ähnliche Lumpereien macht, so geschieht es bloß, weil es einmal in seine Profession einschlägt und nicht alle Menschen Alongeperrücken tragen wollen und dürfen. Auffallend ist es, daß in London ein einziger wig-spring-maker, ein einziger Fabrikant der zu den Perrücken erforderlichen Springfedern leben soll. Vielleicht erklärt es sich daraus, daß Birmingham und Sheffield Fabriken dieses Artikels haben und der höhere Londoner Tagelohn die Concurrenz drückt.

Wie viel häufiger als die eben genannten Mangelhaftigkeiten die Zahndefekte sind, beweisen die 173 practitioners of dentistry. Leute, die weder Zahnärzte sind noch Zahngebisse fertigen, sondern nur die einzelnen Theile derselben, der Eine die Zähne, der Andere die Platten, ein Dritter die Gelenke, während das Zusammensetzen Sache der Dentisten ist. — So schnell auch im Allgemeinen die Londoner gehen, so bedürfen sie doch, besser gesagt vielleicht, um so schneller gehen zu können, bedürfen sie neun Hühneraugenoperateurs, die sich insgesammt Europedisten nennen. Für Verbesserung ihrer Seh- und Gehörwerkzeuge sorgen sieben Auristen und eilf Okulisten. Von wie vielen Aerzten, Chirurgen und Praktikanten, Apothekern, Chemikern und Droguisten all die andern Uebel, welche des Menschen Erbtheil sind, behandelt und mißhandelt werden, das zu berichten erheischte einen eigenen Aufsatz.

(Schluß folgt.)

Aus den Alpen.

(Fortsetzung.)

Da der ganze Marsch auf dem Abhange herunter zuweilen zwei Stunden Weges lang war, so kann man sich denken, daß beim Zersplittern und gegenseitigen Anstoßen der Steine eine bedeutende Menge von Wärme und Feuer entwickelt werden mußte. Funken und Flammen schlagen überall hervor, und fallen solche Ereignisse in die Nacht, so glaubt man einen leuchtenden Lavastrom zu sehen. Am Tage bringen der aufwirbelnde Felsstaub und der Rauch von den verbrannten Gestrüppen und Sträuch denselben Anblick zu wege.

Im Ganzen liegt dann in einem solchen Bergbruche Block an Block. An den Seiten sind sie vereinzelter gesäet, in der Mitte dichter; hie und da aber scheinen die Massen sich überschlagen oder unregelmäßige Sätze gemacht zu haben; denn mitten in dieser Wüste trifft man auf kleine freie Oasen, die ebene grünende Wiesen zeigen, auf denen uralte Bäume unversehrt wurzeln, die kein Block berührt hat, indem sie alle in Masse, in hohen Sprüngen darüber hinweggesezt haben. Zuweilen entziehen sich die Ursachen solcher Bewegungen aller Berechnung. Einzelne Felsen werden in diesem Gedränge da, wo besondere Umstände zusammentreffen, zuweilen mit solcher Kraft beflügelt, daß sie weit zur Seite hinausspringen und irgendwo auf einer Wiese des Thalgrundes gleich Pfeilen in den Boden fahren. Man sieht sie da noch jezt mitten im Blumenteppiche stecken. Die Hirten und Ziegen finden nun Ruhe und Schutz im Schatten dieser einst so gefährlichen Geschosse. Es gibt einige solche in den Thalgrund gleich umgekehrten Thürmen eingebohrte Felsen, die bei den Malern berühmt sind und ihnen Gelegenheit zu manchem hübschen Farbengedicht gegeben haben.

Es kann in der Natur nirgends eine Störung eintreten, ohne daß dadurch nicht auch andere entfernte Zustände betroffen würden. Es geht daher fast überall wie bei der Lawine, wo der Regen eine Masse Schnee, der Schnee einen Felsblock, der Felsblock einen Baum zum Sturze bringt, und dieser Baum endlich einen armen Wanderer erschlägt. — Die in zweiter Linie begleitenden und veranlaßten Phänomene sind meist eben so schlimm, als das Hauptereigniß selbst. So bei den Bergstürzen die Schlammergüsse und Ueberschwemmungen. Die vom Regen erweichten Erdschichten werden dabei aufgerissen und strömen mit den Wildbächen vermischt als breite Schlammmasse über die Alpen und Berggelände weg. Zuweilen stocken dann solche Schlammmassen auf freien Plätzen zwischen den ummauernden Blöcken. Ein aus seinem Bette

geschleuderter Bachesarm verliert sich mit seinen Gewässern darin, und so entstehen dann Sümpfe, wie man sie fast bei allen Resten von Bergstürzen beobachtet. — In der Tiefe trifft die Trümmermasse gewöhnlich auf irgend einen See oder Fluß, den sie zum Theil ausfüllt und aufstaut, und weitreichende Ueberschwemmungen sind daher die gewöhnlichen Begleiter der Bergstürze. Flüsse werden in tiefe Wasserbecken verwandelt, diese bahnen sich allmählig wieder einen Weg durch den vorliegenden Trümmerdamm, und richten dann meistens gräßliche Verwüstungen in den untern Thälern an. So haben sich denn zuweilen solche Bergstürze auf langen Strecken, viele Meilen weit unterhalb fühlbar gemacht. — Fällt die ganze Schuttmasse auf einmal in einen See, so wird dieser in gewaltige Aufregung versezt. Ein haushoher Flutberg erhebt sich, wandert mit entsetzlicher Geschwindigkeit auf der Oberfläche des Wassers hin und zerstört an den Ufern zerplatzend ganze Dorfschaften und Städte. Sowohl beim Goldauer Bergsturz, als bei dem, welcher zur Zeit der Römer am Genfersee stattfand, kam dieß vor.

Die so verschütteten Gegenden werden auf unübersehbare Zeit der Kultur entzogen. Aber nach und nach werden doch wieder Gesäme herbeigeführt; es grünt und sproßt in den engen Räumen zwischen den Blöcken, und die Ziegen des Pan mögen nun da allmählig dürftige Nahrung finden, wo sonst Ceres ihre Mysterien feierte. Hie und da faßt ein Bäumchen Wurzel und mitten in dem Graus wagt es wohl eine Kirsche oder Pflaume mit hellen Blüthenaugen in die Wildniß hinauszuschauen. So mag es geschehen, daß mit der Zeit sich die Zwischenräume wieder füllen, daß sich eine ebene Erddecke über die Köpfe der Felsen hin wiederherstellt, und so neue Ansiedler sich über den Gräbern der alten anbauen, wie bei Herculanum und Pompeji.

So steht ein Theil von Meran in Tirol auf dem Grabe des untergegangenen Majas der Römer; so gibt es bei Chiavenna im Gebiete des Comersees eine höchst merkwürdige Blockmasse, die wahrscheinlich auch von einem längst vergessenen Bergsturze herrührt. Es ist dort das Gelände eines benachbarten Berges mit einer sehr tiefen und dichten Schicht von gewaltigen Steinklötzen bis auf den Thalgrund herab bedeckt.

Hie und da kann man in die Räume, welche zwischen den Felsen bleiben, hineinkriechen und entdeckt da lange dunkle Gänge und Klüfte und Blöcke ohne Zahl. Auf der Oberfläche ist diese Blockschicht, auf der man Stunden lang bergansteigen kann, mit einer Moosrinde wie mit einem Tuche überzogen; die Spalten sind dadurch zum Theil ausgefüllt. Zwischendurch haben sich Fußwege gebildet und überall sind Bäume aller Art emporgekeimt, welche die Blöcke mit ihren Wurzeln und Zweigen umschlungen halten. — Unten am Rande auf den platten Köpfen großer Felsstücke haben die Menschen kleine Gehöfte und Wohnungen errichtet, zu denen sie auf Treppen hinaufsteigen. Da es unter der Moosdecke im Geklüfte kühl ist, so hat man hier überall Keller eingerichtet, in denen sich die Getränke frisch erhalten. — Das Ganze möchte ich eher einer cyklopisch aufgehäuften schiefgestellten Blockmauer, als einem Trümmerstrome vergleichen, welcher leztere Ausdruck da passender ist, wo der Abhang ganz allmählig geneigt erscheint.

Solcher Blockgemäuer gibt es überall in den Alpen. Billig sollte man auch für alle die verschiedenen Formen, zu welchen die Blöcke zusammengefallen sind, eigene Namen haben. Es gibt Trümmerströme, Steinriesel, Geröllfelder, Blockdämme, Klotzmauern, Schutthügel und Schuttberge. — Schutthalde ist aber für jede an eine Bergwand sich anlehnende Anhäufung von Felsstücken der gewöhnlichste Ausdruck, und „Steinriesene, Steinrüffene, Murren" sind die in verschiedenen Theilen der Alpen volksthümlichen Benennungen.

In einem folgenden Abschnitt gedenken wir die nationalökonomische Seite der Bergzertrümmerung in's Auge zu fassen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Januar.

(Fortsezung.)

Journalistik.

Leipzig hatte zwar niemals Ueberfluß an guten rein literarischen Zeitungen, es verbrauchte deren aber doch eine ansehnliche Menge. Jezt sind davon nur noch geblieben die „Grenzboten," die „Europa," die „Allgemeine Modenzeitung" und die ehemals sehr bedeutende, jezt schon längst gesunkene „Zeitung für die elegante Welt." Die „Grenzboten" sind ein entschieden publicistisches Blatt, und zwar meiner Meinung nach eines der besten, die wir in Deutschland haben. Die Interessen der Literatur, das geistige Leben der Nation, Sitte, Bildung und Kunst finden in der „Europa" ein bescheidenes Asyl. Diejenigen, denen es noch Bedürfniß ist, bisweilen den Tönen zu lauschen, die schüchtern die verbannten Musen anschlagen, können hier noch einige erquickende Nahrung finden für Geist, Gemüth und Herz.

Ob der Herausgeber mit seiner lobenswerthen Consequenz sich selbst großen Nutzen schafft, ist freilich eine andere Frage, die Ausdauer aber, womit er die Spalten der „Europa“ stets offen hielt für die Grazien, verdient laute Anerkennung. Eingegangen sind der von Herloßsohn herausgegebene „Komet,“ die von Robert Heller begründeten „Rosen“ und die „Allgemeine musikalische Zeitung,“ welche fast ein halbes Jahrhundert alle Wechselfälle überdauert hat. Als neu aufgetauchte Blätter, deren Fortbestehen freilich sehr problematisch seyn dürfte, führe ich an „die Wiener Boten, deutsche Wochenschrift für Literatur und Politik.“ Als Herausgeber nennen sich vier Wiener Flüchtlinge, deren jezt eine Menge hier leben und noch mehrere ab- und zugehen. Die äußere Gewandung hat diese Zeitschrift, deren politische Ansichten noch sehr der Reife bedürfen möchten, den „Grenzboten“ entlehnt, vielleicht, um unter dieser Maske leichter ein Publikum zu finden. Die „Neue Leipziger Zeitung,“ von Dr. Dietzmann, dem Herausgeber der „Modenzeitung,“ redigirt, will einem „längst gefühlten Bedürfnisse“ abhelfen, gibt bloß ganz kurze Meldungen des politisch Wichtigsten und nennt sich Zeitung für „Vielbeschäftigte.“ Endlich hat sich der „Generalanzeiger für Deutschland“ in eine „Sächsische Zeitung“ mit offen ausgesprochener radikaler Richtung verwandelt, die „Leipziger (officielle) Zeitung“ aber hat ein neues Gewand hinsichtlich der Lettern angezogen, womit die Mehrheit ihrer Leser wenig zufrieden ist. Die Redaktion derselben versieht seit Dr. Marbachs Abgang interimistisch Dr. Obst, doch soll die Regierung einen wirklichen Redakteur bereits in petto haben.

(Fortsetzung folgt.)

Genf, Januar.

(Schluß.)

Guizot.

Guizot vergleicht die französische Republik mit den vereinigten Staaten Nordamerikas. Dabei bemerkt er sehr richtig, daß diese ihre Republik nicht „demokratisch“ heißen. Vor allem thut der sociale Frieden Noth, Frieden zwischen den verschiedenen Klassen der Gesellschaft; die demokratische Republik stößt aber nicht nur alle Mitwirkung der Aristokratie zurück, sondern erklärt ihr sogar offen den Krieg; sie stellt die Demokratie oben, die Aristokratie des Verdiensts, der Kenntnisse, der guten und reinen Sitten, des Vermögens und der Geburt ganz unten hin. Auf diese Weise kann kein socialer Frieden zu Stande kommen; er ist unmöglich, wo die individuelle Stellung und Freiheit der Bürger von dem alleinigen Willen und von dem numerischen Uebergewicht des Volks abhängig gemacht werden, wo das Princip des Despotismus mit dem Rechte der Insurrektion herrscht. — Weiterhin ist die Rede von den socialen und politischen Elementen Frankreichs und er sucht darzuthun, daß, um diesem Lande den Frieden zurückzugeben, alle diese Elemente berücksichtigt und miteinander versöhnt werden müßten: eine höchst schwierige Aufgabe. Mit großer Klarheit entwickelt er, daß die Macht des Absolutismus revolutionär ist, daß sie der Freiheit oder der Fortdauer des Bestehenden entgegentritt. Er spricht mit gleicher Energie, Tiefe und Wahrheit gegen den Fürstendespotismus, wie gegen die Volksherrschaft und Anarchie. „Es ist ein betrübender und beschämender Anblick, wenn man die Völker betrachtet, wie sie eifrig alle ihre bisherige Freiheit in den Schlund der Anarchie werfen und ihn damit auszufüllen suchen. Es ist niederschlagend und beschämend dieses schnelle, leichtsinnige Aufgeben so vieler schon erworbener und anderer mit so viel Lärm verlangten Rechte. Um bei diesem Anblick nicht an den Menschen und an der Zukunft zu verzweifeln, muß man das Gemüth durch den Blick nach oben stärken, von wo innige, tiefe Ueberzeugung und dauernde Hoffnung kommt.“ Nach Guizots Ueberzeugung wird weder republikanischer noch monarchischer Absolutismus Frankreich retten, sondern immer wird sich dort die Nothwendigkeit constitutioneller Freiheit herausstellen.

Dieses Werk trägt ein merkwürdiges Gepräge. Der Verfasser denkt nicht daran, durch Raisonnements und Schlußfolgen überzeugen zu wollen. Ihm genügen die vielen großartigen Ereignisse unserer Tage zur Unterstützung seiner Ansichten und Meinungen, er glaubt daher aller Demonstration überhoben zu seyn. Um so mächtiger ergreift in seiner Schrift der Ausdruck ernster, tiefer und feierlicher Ueberzeugung. Die meisten Aeußerungen Guizots erscheinen als unwiderlegliche Axiome der Staatswissenschaft, besonders die, welche sich auf die sittlichen Bedingungen des Friedens in Frankreich beziehen, die aber eben so gut auf andere Länder passen. — „Es ist ein großer Irrthum, wenn man glaubt, die politische Mechanik, das ganze Verfassungs- und Gesetzgebungswesen habe unbedingte, souveräne Gewalt. In dem Staatsleben und in allen socialen Angelegenheiten spielt die menschliche Freiheit eine bedeutende Rolle und zulezt hängt der Erfolg der Institutionen immer von den Menschen und ihrer Stimmung ab.“ Dieß glaubte Guizot freilich früher nicht, wo er in seinem Werk über die Civilisation Europas den Institutionen an sich und ganz unabhängig vom menschlichen Willen unbedingte Wichtigkeit beilegte und darum Frankreich an die Spitze der europäischen Bildung stellte. „Die neuen Reformatoren der socialen Ordnung nehmen dem Menschen seine würdigste und edelste Erhebung, seine höchste Aussicht und übertreiben dagegen höchlich die Wichtigkeit seiner Bedeutung und Macht. Sie stellen ihn sehr tief, denn sie versprechen ihm alles nur für sein irdisches Leben; da aber glauben sie blindlings an ihn, sie hoffen alles von ihm und für ihn. Pascal sagt: »Si l'homme se vante, je l'abaisse, s'il s'abaisse, je le vante,« treffliche Worte, die man immer wiederholen und zur Anwendung bringen muß. Gewiß verdient der Mensch, daß man ihn achtet und liebt, daß man viel von ihm hofft und daß man viel von ihm fordert. Verkennte Jemand die Natur und Größe seiner Bestimmung, so würde ich mit Pascal zu ihm sagen: »Si l'homme s'abaisse, je le vante.« Denen aber, die den Menschen Weihrauch streuen, die alles von ihnen fordern und erwarten, ihnen auch alles versprechen, denen, die von Dünkel getrieben, die Menschen zum Dünkel treiben, die den Menschen die Beschränktheit seiner Natur, wie die erhabenen, über ihn waltenden Gesetze, und den Schutz und Schirm vergessen machen, den er nie entbehren kann, diesen Dünkelhaften sage ich mit Pascal: »Si l'homme se vante, je l'abaisse.« Aber die neuesten schlagenden, unwiderstehlichen Ereignisse sagen es noch viel lauter als ich.“

Wollten wir nach Contrasten jagen, so könnten wir jezt auf einen Gegenstand übergehen, der für Viele noch interessanter ist als Guizot und seine Schrift. So aber sagen wir nur, daß ein gewisser A. Papon gegenwärtig bei J. Desoche in Nyon Memoiren der Lola Montez herausgibt, die vielen Genfern höchst fatal seyn müssen, da sie sich alle Mühe geben, den Druck zu hintertreiben. Ob man sie in München gern sehen wird, ist sehr zu bezweifeln. Viele glauben, das Ganze sey eine bloße Spekulation, um Geld zu erpressen. In einem Briefe, in dem sich Papon auf mehrere frühere, unbeantwortet gebliebene bezieht, verlangt er die Ernennung zum Kammerherrn und zehntausend Franken.

Beilage: Literaturblatt Nr. 10.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 33. Mittwoch den 7. Februar 1849.

— Rebellion,
Sich selber gleich, in niedern schnöden Haufen,
Mit Wuth verbrämt, geführt von blut'ger Jugend. — —
Verkehrt in Weinbarnische eure Bücher,
Die Tint' in Blut, in Lanzen eure Federn!

Shakespeare.

Aus den Oktobertagen Wiens.

I.

Das Studentencomité.

Die Wiener Oktobertage haben in ihrer Fülle von Naivetät und Verzerrung, Erhabenheit und Komik, Freiheitsdrang und Knechtssinn kaum ein Gegenstück in der Geschichte. Der Eindrücke waren so viele, daß die Phantasie irre wurde und man in diesem Ineinanderfließen aller Farben die bestimmten Bilder zu verlieren in Gefahr geräth, wenn man in der Erinnerung sich wieder mit den Gestalten und Scenen jener Tage umgeben will. Solch ungewöhnliche Zeit konnte nur außerordentliche Dinge gebären, und man lernte hier recht die originelle Schöpfungskraft der Geschichte und den Reichthum der Menschheit kennen. — Aus dem Tumult von Begebenheiten, die sich in meiner Erinnerung an diese leidenschaftlichen Tage überstürzen, will ich einige Bilder und Gestalten herausgreifen und den Lesern vorführen.

Obenan stehe die Aula. — Wenn es wahr ist, daß Revolutionen meist von der Jugend und der Armuth ausgehen, so muß man die Aula, in der die Glut der einen und die rücksichtslose Umwälzungslust der andern vertreten waren, als die wahre Revolutionsküche Wiens betrachten. — Oesterreich unter Metternich schien in politischer Beziehung wie erstarrt, alle politische Entwicklung stockte, aber durch die Märzrevolution wurde dieser gewaltige geschichtliche Strom, dessen Lauf gehemmt gewesen, plötzlich in Bewegung gesezt. Im März, wo Oesterreich erst sein freies Staatsleben begann, schien dieses Reich auch endigen zu sollen. Sämmtliche Theile der Monarchie strebten auseinander, und die Art und Weise, wie diese verschiedenartigen Nationalitäten, nachdem einmal die Ketten gesprengt waren, durch ein anderes Band als das der Gewalt zusammengehalten werden sollten, war ein Räthsel. Keine Regierungsgewalt machte sich geltend, keine Behörde besaß Vertrauen; denn das Volk hatte die Begriffe Unterdrückung und Regierung längst identificirt. Da richtete sich der politische Instinkt des Volks nach der Aula wie nach einem Magnet: die Studentenschaft hatte dem Volk Liebe bewiesen und Opfer gebracht. Das Volk fühlte, so lange die Aula bestehe, bestehe die Freiheit. Es mußte einmal eine Körperschaft da seyn, welche dem Volke überall vorausging, und wer weiß, ob nicht nach den Märztagen völlige Anarchie in Oesterreich ausgebrochen wäre, wenn nicht dieses blinde Vertrauen des Volks zur Aula bestanden hätte. Die Aula war gleichsam die Verkörperung des Freiheitsgefühls, das Gewissen des Volks. Im blinden Taumel wäre dasselbe, das voll Mißtrauen war, gewiß in die gröbsten Excesse verfallen, wenn nicht die Universität wie ein Tempel der Freiheit für Alle offen gestanden hätte. Hieher kamen Alle und holten sich Rath und Hülfe, und jener Bauer, der einmal zur Universität kam und fragte: „ob hier die Herren Studenten seyen? er brauche Jemanden, der seinen Verwalter todtschlage," sprach es aus, wie hoch die Universität in der Meinung des Volks stand. Bevor nicht ein geordnetes Staatsleben in Oesterreich angebahnt und die Lösung des Chaos versucht war, mußte auch die Aula bestehen. In so abnormen Verhältnissen war eine so abnorme Corporation eine Nothwendigkeit.

Der Universitätsplatz in Wien war, seitdem die Feuer des März dort entzündet worden, stets mit Volkshaufen überfüllt. Dort waren die Menschen zu finden, welche die Revolution geweckt hatte und die nun, vom neuen Geist durchzittert, keine Ruhe mehr finden konnten. Weiber und Kinder, Arbeiter und Bürger, die ganze Gemeinde der Revolution stand da zu allen Zeiten des Tages, jeder Unzufriedene trug hieher seine Unzufriedenheit, jeder Arbeitslose eilte auf diesen Boden, Jeder, der kein Plätzchen in der Gesellschaft finden konnte, kam auf diesen Platz. Die Revolution selbst ruhte hier aus und von diesem Platze erhob sie wieder ihre gewaltigen Glieder. Während des Oktobers war hier der Mittelpunkt der revolutionären Bewegung. — Die Universität steht in der Mitte des Platzes und ringsum befinden sich die alten Universitätsgebäude, die Universitätskirche, das ehemalige Convictgebäude und Privathäuser. Während des Oktobers konnte hier ein Salvator Rosa seine Gestalten suchen. Alle Eingänge zur Universität und zu den dazu gehörigen Gebäuden waren mit Wachen besetzt. Hier steht ein übergegangener Soldat in vollständiger Uniform, jedoch statt des verlorenen Tschako mit einem Filzhut; an einem andern Eingange steht man einen Studenten in der Legionsuniform, den eben vorübergehende Mädchen scheu und erröthend mit einem rothen Band oder einer Rose beschenken; weiterhin schildert ein Arbeiter in zerfetztem Gewande, eine kostbare Büchse unter dem Arm.

Auf dem Platze selbst trieben sich die verschiedenartigsten Leute herum. Bald sah man Männer mit mittelalterlichen Panzern, Helmen oder eisernen Hemden, bald lärmte ein Zug lachender Dirnen mit den schwersten Gewehren bewaffnet vorüber; jezt sprang ein Rudel Knaben herbei, die mit alten, aus dem Zeughaus geholten Hellebarden und Lanzen sich bewaffnet hatten, und gleich darauf zogen Sensenmänner vorüber. Alte, schwarzgekleidete sentimentale Damen und ihre Töchter, mit Karabinern bewaffnet, mischten sich unter tirolische Schützen und Nationalgarden. Polnische Lanciers zu Pferd, akademische Legionäre, Bürgerwehrmänner, Soldaten, Alles bunt durcheinander. Neben der Kirche wurden diejenigen aufgestellt, die Waffen empfangen sollten, und unaufhörlich kamen Wagen mit Gewehren aus dem Zeughaus, und Alt und Jung drängte sich zur Empfangnahme. Sobald ein Corps vollzählig war, wurde ihm ein Hauptmann gegeben und sofort von der Treppe des Convictgebäudes herab bei Ueberreichung der Fahne eine kurze begeisternde Rede gehalten, worauf der Trupp unter Jubelruf sogleich an den Ort seiner Bestimmung abzog. Zerstreut auf dem Platze standen Tische, an welchen Studenten saßen und die Neuangeworbenen einschrieben. Neben jedem Tische war eine Standarte aufgepflanzt, welche den Namen des Corps und die tägliche Löhnung angab. Da las man: „Mobiles Universitätscorps 25 kr.," „demokratisches Freicorps 25 kr.," „Corps d'Elite 30 kr." u. s. w. Während dem spielte die Universitätsbande kriegerische, lärmende Weisen. In einem Winkel war ein Gewölbe, wo Munition ausgetheilt wurde. Viele hatten Zündnadelgewehre und konnten keine Zünder bekommen, Andere schrieen umsonst nach Kapseln. Nicht selten ging durch Unvorsichtigkeit ein Gewehr los, was selbst Todesfälle zur Folge hatte. So sah ich einmal die Leiche eines jungen Mädchens, das durch einen solchen Schuß getroffen worden war, auf einer Bahre davontragen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Londoner Adreßbuch.

(Schluß.)

Zwei Millionen Menschen und darüber, die jetzige Volkszahl Londons, wollen täglich essen. Einen großen Theil dieses unabweisbaren Bedürfnisses bestreitet — in runden Ziffern — ein Corps von 2500 Bäckern. Diese verbrauchen in mäßigem Anschlag Jahr aus Jahr ein eine Million Quarter Weizen, ungefähr 2,600,000 Berliner Scheffel. Vier Fünftel davon verwandeln sie in Brod und vertheilen es in Gestalt von fünfzehn Millionen vierpfündiger Laibe. Für die Tausende, welche es lieben und im Stande sind, ihr tägliches Brod mit Butter zu bestreichen und mit Käse zu belegen, führen 990 Butterleute jährlich eilftausend Tonnen Butter und dreizehntausend Tonnen Käse ein, die Tonne zu zwanzig Centner oder 2240 Pfund. Niemand kann in England von Brod und Butter reden — es ist charakteristisch, daß die Deutschen Butterbrod, die Engländer Brod und Butter sagen — ohne an Thee zu denken. Deßhalb stehe hier gleich die Notiz, daß das Adreßbuch die Namen von 3576 Thee- und Spezereihandlungen nachweist. Viele der ersteren verkaufen neben dem Thee auch Zucker, aber keine Zucker ohne Thee. Thee erinnert an Milch, Milch an Kühe, und das Adreßbuch gibt die Namen von 903 anerkannten Kuhhaltern, cow-keepers, wie sie ehemals hießen; jezt heißen sie dairy-keepers, welche mit Hülfe eines Heers mehr stämmiger als liebenswürdiger welscher und irischer Amazonen acht Millionen Gallonen Milch aufbringen, von denen sie aber hoffentlich nicht auf's Evangelium schwören würden, daß es lauter unverfälschte Milch sey.

Außer dem Brode verlangen die Londoner zu ihrem Leben auch Fleisch, Gemüse, Wein und dann und wann ein Glas Branntwein. Nach dem Adreß-

buch ist für alles dieses bestens gesorgt: für das Schlachtfleisch durch 1710 Fleischhauermeister, unter deren Streichen und Messern jährlich an Ochsen, Schafen, Kälbern und Schweinen 1,701,000 Stück fallen, für das Geflügel durch 52 Händler, für Fische durch 422 Verkäufer im Großen, deren jährlicher Absatz auf fünfzehn Millionen Pfund berechnet wird, für Gemüse und Obst durch die Thätigkeit von beinahe 1300 green-grocers und fruiterers, für Wein durch 1125 Weinhandlungen und für gebrannte Wasser durch 11,000 Schenken.

Wegen der beträchtlichen Entfernungen und der weit zerstreuten Wohnungen einer ausgebreiteten Kundschaft versenden die Bäcker und Fleischer, die Fisch- und Gemüsehändler und Andere ihre Waaren auf einspännigen Karren, welche Whitechapel Carts heißen und deren es nach einer Notiz des Adreßbuchs einige Tausende gibt. Die Milch dagegen wird ausgetragen, von Männern und Weibern, in lustig spiegelnden zinnernen Kannen mit blanken messingenen Zierrathen, die von dem auf den Schultern ruhendem Joche herabhängen. Der Milchhandel, von der Kuh und aus der Pumpe, gilt für ein besonders einträgliches Gewerbe, und ich habe meinen Milchmann nebst Frau zweimal im Parterre des italienischen Opernhauses gesehen, so gut gekleidet wie das feinste Paar. Mein Fischhändler, dessen Laden nicht viel größer ist als ein Schilderhaus, wurde mit fünfhundert Pfund Sterling jährlichen Verdienstes zur Einkommensteuer beigezogen und hatte nichts dawider einzuwenden.

Fort mit der verleumderischen Behauptung, daß die Frauen größere Putznärrinnen seyen als die Männer Kleidernarren! Das Adreßbuch weist aus, daß London 2880 Schneidermeister und nur 1080 etablirte Putzmacherinnen zählt, welche leztere, wie bekannt, bei den englischen Frauen die Stelle der Frauenschneider in Deutschland und Frankreich vertreten. Allerdings beläuft sich die Zahl der Leinwandhändler und Bandkrämer auf 1400. Schuh- und Stiefelmacher gibt es 2160 und Strumpfshändler 355. Wie niedrig standen dagegen diese und alle aufgeführten Ziffern vor 28 Jahren! Ich ersehe dieß aus einem Adreßbuche für 1821, welches ich zum Behuf der Vergleichung von einem Straßenbuchhändler, wie mir schien, zu dessen eigener Verwunderung, käuflich an mich gebracht. Damals gab es 320 Bäckermeister, 880 Thee- und Gemüseläden, 160 Fischhändler, 810 Weinhändler, 880 Leinwandhändler und Bandkrämer, 890 Schuh- und Stiefelmacher und 1040 Schneidermeister. Könnten diese Angaben, gegenüber den jetzigen, für zuverlässige Nachweise des damaligen Londoner Verkehrs gelten, so läge der Nutzen alter Adreßbücher auf der Hand.

Von der oben erwähnten scharfen Theilung der Arbeit, welche in England herrscht, oft bei einem einzigen Artikel eine unglaubliche Menge Hände beschäftigt und neben großer Preiswürdigkeit der Waare unbegreifliche Wohlfeilheit möglich macht, liefert das Adreßbuch merkwürdige Belege. So wirken bei Zusammensetzung einer Uhr fünfundzwanzig streng von einander geschiedene Gewerbe unter der Leitung von 968 Meistern, deren jeder eine bald größere, bald kleinere Zahl Gehülfen hat und von denen nur 686 eigentliche Uhrmacher sind. Das Buch nennt, um bloß einige zu erwähnen, 42 Meister, welche Gehäuse, 15 welche Zifferblätter, 12 welche Gläser, 10 welche Zeiger, 3 welche Schlüssel, 46 welche Federn verfertigen. Siebzehn unterschiedene Gewerbe sind beim Wagenbau thätig, und selbst zu einem Bettgestelle mit Himmel, zu einem englischen four post bed, werden neun Gewerbe in Anspruch genommen. Aber noch überraschender ist die Wahrnehmung, welcher Menge Menschen die Anfertigung scheinbar unbedeutender Dinge Brod und nicht selten verhältnißmäßigen Wohlstand gibt. Das Adreßbuch verzeichnet die Namen und Wohnungen von dreißig Meistern, welche nebst ihren Leuten nichts thun als Dachlatten vorrichten, von neunzehn Fabrikanten von Schwefel- und Streichhölzern, von fünf Meistern, welche ausschließlich die dazu erforderlichen Büchsen und Schachteln arbeiten, von siebzehn Fabrikanten von Glasperlen und sechsundfünfzig Verfertigern von Tabakspfeifen. Demnächst finden sich vierzig Dinten- und fünfundfünfzig Schuhschwärzefabrikanten, achtzehn Fabrikanten von Druckerschwärze, drei von Filzunterlagen, vierzehn von Druckerpressen, sechzehn Schriftgießer und zwölf Stereotypgießer. Ferner giebt es neun Meister, deren jeder eine andere Art Blasebälge liefert, und sechzehn, welche Knochen zu verschiedenen Zwecken zurüsten. In Concurrenz mit den Fischhändlern und Zuckerbäckern, außer denen bisher Niemand mit Eis handelte, bestehen jezt sechs große Eisgeschäfte, deren Inhaber vom Ertrage sehr gemächlich zu leben scheinen. Die hübschen Londoner Fächer sind das Produkt von fünf Fächermachern; die Büchsen und Schachteln zu den garstigen Londoner Pillen werden in neun großartigen Fabriken gedrechselt, geschnizt und gepappt, ein Beweis, daß die Engländer kolossale Pillenschlucker sind. Regen- und Sonnenschirmfabrikanten nennt das Buch 205, Verfertiger von Trau- und Trauerringen acht, dreiundzwanzig Bilderreiniger, und in nächster, unziemlicher Zusammenstellung zwanzig Hefenhändler.

Unter den sich dem Publikum anzeigenden Gewerben treten manche sehr sonderbar auf. So sieht man, daß einer der zwei Wanzenvertilger von Profession einen großgedruckten Werth darauf legt, daß er vom

Hofe patronisirt wird, daß er »exterminator of bugs to Her Majesty« ist. Vier Männer haben die Ausbesserung von Theekannenhenkeln sich zur Lebensaufgabe gemacht. In zwölf Fabriken wird nichts geschaffen als Puppen. Endlich stehen auf der von mir ausgezogenen Liste noch vier Porzellankitter, vier Eselsmilchlieferanten, drei Verfertiger silberner Fingerhüte und fünf Verfertigerinnen von Wittwenhauben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Januar.

(Fortsetzung.)

Musik. — Theater. — Malerei.

Die Musik als eine Kunst, die für die Mehrzahl ihrer Verehrer mehr in passivem Sichhingeben besteht, hat auch in den trübsten Zeiten immer mehr Chancen für sich, als die Literatur. Zudem ist, wie bekannt, die Leipziger Bevölkerung vorzugsweise eine musikfreundliche, für musikalische Genüsse höchsten Styls im Allgemeinen dankbare. Aus diesem Grunde vermißt man denn auch in diesem Winter keinen der gewohnten musikalischen Genüsse. Die Crême der gebildeten Gesellschaft, wenn es erlaubt ist in unserem demokratischen Zeitalter eine solche Bezeichnung zu gebrauchen, schöpft in diesen Genüssen frischen Athem und vergißt das unerquickliche politische Gezänk, und so erfreuen sich nicht allein die Gewandhausconcerte fortwährend frequenten Besuches, auch die jezt recht gut besezte Oper, eine musikalische Soirée von Clara Schumann, in der wir das noch immer hinreißende Talent der Frau Schröder-Devrient als Liedersängerin bewundern konnten, und die nunmehr wieder eröffneten Quartettunterhaltungen fanden und finden ein eben so aufmerksames als dankbares Publikum. — Unser Theater hat nach vielen schwer durchlebten Tagen endlich in Herren Wirsing, früher in Magdeburg, einen neuen und, wie es bis jezt scheint, umsichtigen Direktor erhalten. Dr. Schmidt, der es in den lezten vier Jahren leitete, hat sich ganz zurückgezogen und beabsichtigt künftiges Frühjahr mit seiner ganzen Familie nach Nordamerika überzusiedeln. Am Schluße des vergangenen Jahres überraschte die liebliche Erscheinung der berühmten Tänzerin Lucilie Grahn alle Kunstfreunde auf das Angenehmste. Mehr Anmuth, Grazie, Naivetät und geistigen Reiz weiß keine ihrer weltbekannten Schwestern in den Tanz zu legen, als diese nordische Künstlerin, und die Kritik hatte vollkommen Recht, wenn sie die Tänzerin eine „Tochter der Luft“ nannte und solchen Tanz für ein poetisches Kunstwerk erklärte. Leider trat Lucilie Grahn nur dreimal in ein und demselben Ballet, „des Malers Traumbild,“ auf, vom Publikum mit den lebhaftesten Beifallsbezeugungen begrüßt und entlassen. In den ersten Tagen des neuen Jahrs ging ferner Gutzkows „Ottfried“ über unsere Bühne, ohne sich jedoch großen Beifalls zu erfreuen. Das Stück ward bis jezt bloß zweimal gegeben. Auch „Raphael Sanzio“ von Wollheim, dem ein guter Ruf vorherging, entzündete nicht die Gemüther, obwohl das Publikum manche Schönheiten der Dichtung tief empfand und sie bereitwillig anerkannte. Wir wünschten sehr Laube's „Prinz Friedrich“ zu sehen, dem nach dem vierten Akte zu schließen, welchen neulich die „Europa“ brachte, ein großer Erfolg wohl kaum fehlen wird. Während der Neujahrsmesse, die beiläufig bemerkt besser ausgefallen ist, als man im Allgemeinen erwartet hatte, trat eine Gesellschaft Araber und Marokkaner einigemale hier auf, die in equilibristischen Künsten alles überbot, was bisher darin geleistet worden ist, und zwar mit einer Leichtigkeit, Zierlichkeit und Anmuth, die allgemeines Erstaunen erregte. Auch ein Kasperletheater vorzüglicher Art fand großen Beifall und ergözte Kinder und Erwachsene mit seinen lustigen Tragödien, seinen possierlichen Schauerstücken, seinen burlesken Balleten und Opern eine Reihe von Abenden.

Einen erfreulichen Beweis, daß der Sinn für's Schöne in unserer Bevölkerung noch nicht erloschen ist, liefert Pietro del Vecchio's permanente Kunstausstellung. Die Zahl der Abonnenten ist fortwährend im Wachsen, manches gute Bild findet hier einen Käufer, und weil die Maler sehen, daß ihre Werke hier eine gerechte Würdigung finden, fehlt es nie an neuem Zufluß. Von kürzlich eingegangenen Gemälden hebe ich besonders hervor Stange's „Freiheitsmorgen Deutschlands.“ Der Maler führt uns auf eine Kuppe der Tiroler Alpen. Im Vordergrunde pflanzt eine Gruppe tiroler Landleute das deutsche Banner auf und begrüßt die eben aufgehende Sonne, deren belebender Strahl die höchsten Gipfel mit goldenem Licht übergießt, während fern und nah in weitem Umkreise auf allen einzelnen Berghöhen hoch lodernde Feuer den anbrechenden Morgen der Freiheit verkündigen. Das Bild ist brav gemalt und sinnig entworfen; es wäre nur zu wünschen, daß wir in recht kurzer Zeit den Tag der Freiheit und Einheit des deutschen Vaterlandes wirklich mit jubelndem Herzen begrüßen könnten. Ein anderes Gemälde von Professor Hübner in Dresden, „das goldene Zeitalter,“ macht in unserer nichts weniger als goldenen und harmlosen Zeit durch die idyllische Unschuldswelt, die es darstellt, einen wahrhaft erquickenden Eindruck. Vier oder fünf Knaben, in ansprechendster Gruppirung unter üppigem Weinlaub gelagert, versinnbildlichen reizend ein paradiesisches Leben, das sich um nichts kümmert, dem schuldloser Genuß der Erdengüter, wie sie ein glücklicher Himmel seinen Lieblingen in reichstem Maße gewährt, das Ziel aller Wünsche ist. Vorzüglich gelungen sind die ausdrucksvollen Köpfe der Knaben, namentlich der eines liegenden Flötenspielers, dem man es ansieht, daß er alle Tage von früh bis Abend die Engel singen hört. Der Hintergrund zeigt blaue Meeresflut und ein steiles duftiges Vorgebirg, das frappante Aehnlichkeit hat mit dem Promontorio Circello unweit Terracina. — In einem der Zimmer dieser Kunsthalle war mehrere Wochen lang der merkwürdige Automat „die mechanische Ente“ des Schweizers Rechsteiner ausgestellt, die mittelst mechanischer Vorrichtung nicht allein Bewegung und Stimme einer lebendigen Ente täuschend nachahmt, sondern auch frißt, säuft und — verdaut. Es ist nur zu bedauern, daß der Künstler seine Kenntnisse zur Verfertigung eines Kunstwerkes angewendet hat, das man zwar bewundern muß, das aber auch nicht die geringste Bürgschaft gibt für nützlichere Anwendung der Mechanik.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 34. Donnerstag den 9. Februar 1849.

> Es droht die Kunst vom Schauplatz zu verschwinden,
> Ihr wildes Reich behauptet Phantasie;
> Nur bei dem Franken war noch Kunst zu finden,
> Erschwang er gleich ihr hohes Urbild nie:
> Gebannt in unveränderlichen Schranken,
> Hält er sie fest, und nimmer darf sie wanken.
>
> Schiller.

Der März in der französischen Republik.

15.

Paris, 20. März.

Die Rachel.

Gestern ist mir eine vollkommen neue Offenbarung geworden, wenn man es Offenbarung nennen kann, daß urplötzlich verwirklicht vor uns steht, was wir lange in unserem Innern als Ueberzeugung besessen haben. — Ich habe die Rachel als Pauline im Polyeuct von Corneille gesehen und sie nachher die Marseillaise singen hören.

Tausendmal habe ich behauptet: das, was man uns jezt auf dem Thater bietet, an Dichtung und Darstellung, ist nicht das Rechte, ist nicht das Schöne; es muß ein Anderes geben, denn ich fühle, daß es existirt. Tausendmal habe ich auch gesagt, das Theater, die höhere dramatische Dichtung kann den Vers nicht entbehren. Der Rhythmus muß im höhern Drama der Träger des Gedankens seyn, der ihn über das Alltägliche erhebt. — Ich habe seit Jahren keine Freude am Theater gefunden, selten durch die neuen Werke einen wirklich tiefen, erhebenden Eindruck empfangen. Die meisten haben mich durch innere Unwahrheit, durch Mattherzigkeit und Glaubenlosigkeit geärgert, oder durch Phrasen und Schlagworte gelangweilt, die nicht hineingehörten. Vor den Schauspielern, vor der Convention der Sprache, vor dem hohlen Pathos der Tragirenden, bin ich immer wahrhaft erschrocken.

Mir hat es lange vorgeschwebt, daß Einheit der Scene eine Bedingung des ächten Dramas seyn müsse, und nun ich das erste Stück von Corneille gesehen habe, bin ich vollkommen überzeugt, daß Einheit des Ortes und der Zeit eine Nothwendigkeit für das dramatische Kunstwerk ist. Sie stimmen den Hörer allein zu jener Ruhe, welche die Auffassung des Kunstwerkes fordert, und das spannende Interesse an der Handlung, welches die moderne Tragödie beabsichtigt, ist ein Kunststück, unwürdig der Kunst. — Die Franzosen, welche ihren Corneille, Racine, Voltaire höher stellen als Victor Hugo und Dumas, haben Recht, wie die Italiener, welche sich an ihre alten klassischen Dramen halten. Das Drama im höhern Sinne soll uns den Menschen zeigen im Kampfe mit den Lebenswirren, welche als Nothwendigkeit aus seiner Natur hervorgehen und dadurch seine Entwicklungsgeschichte bilden. Es soll uns eine histoire intime im größten Style geben, der sich auch in geringen, untergeordneten äußern Verhältnissen bethätigen kann. Diese Seelenentwicklung zu betrachten, bedürfen wir der Ruhe; Ruhe entsteht durch Sammlung, und diese wird unmöglich, wenn unsere Phantasie von Norden nach Süden gehezt und durch die Erwartung wunderbarer Entwicklungen gespannt wird, wie beim modernen Drama.

Und nun Polyeuct und die Rachel! — Sie ist eine kleine, wenigstens nicht große, sehr magere Gestalt; ein nicht schönes Gesicht, in dem nicht einmal der schöne jüdische Typus ausgeprägt ist; eine hervortretende Stirne, kleine, sehr tief liegende Augen; die Bewegung der Ellenbogen fast eckig, die Haltung des Rückens, des Kopfes etwas gebeugt. So trat sie in dieser Rolle auf.

Sie spielt die Gattin eines Römers, der sich zum Christenthume bekennt, das sie als Anhängerin der alten Götter verachtet. Von dem Vater zur Ehe mit Polyeuct gezwungen, hat sie der Liebe zu dem Feldherrn Severus entsagen müssen und sich aus dem Gehorsam gegen den Vater, aus der Treue gegen den Gatten einen Kultus gemacht. Das Drama beginnt mit der Rückkehr des Severus in dem Augenblicke, wo Polyeuct, des Abfalls von den Göttern angeklagt, zum Tode verurtheilt worden ist. Die heftigsten Seelenkämpfe beginnen. Alle Bitten der Gattin, des Vaters vermögen nicht Polyeuct zum Widerruf zu bewegen. Polyeuct wird zum Tode abgeführt, nachdem er vorher Pauline, die tugendhafteste Gattin, dem Severus, als dem edelsten der Römer, vermacht hat. Pauline aber folgt dem Gemahle zum Richtplatz und sein Märtyrertod bekehrt sie zu der neuen Lehre. Sie und ihr Vater, ein Oberpriester, werden Christen und Severus, von dem sich Pauline dadurch für immer scheidet, verspricht ihr großmüthig, den Schutz des Kaisers für die Christen zu erbitten.

So schlicht diese Erfindung in der Erzählung klingt, so wenig ich das Pathos der altfranzösischen Tragödie in Schutz nehmen will, wo es übertrieben ist, so sind es doch lauter große und reine Motive, um die es sich hier handelt; ein hoher Grundgedanke, an dem sich die einzelnen Charaktere entfalten und bewähren. Wenn Stratonice ihrer Freundin Pauline vorhält, daß es Unrecht war, ohne Neigung zu heirathen, und Pauline in der Würde trostloser Entsagung antwortet: »Mais j'avais un père!« so wiegt dieß im Eindruck auf die Zuschauer gewiß das todte, auswendiggelernte: „du sollst Vater und Mutter ehren" auf.

Immer habe ich gefragt, wenn wir die Frauen auf dem Berliner Theater herumwüthen sahen: wer rast denn im Schmerz? wer ficht so mit den Armen? wer agirt so, wenn er das Geheimniß seiner Liebe ausspricht? wer schreit denn seine Leiden so aus? — Von all diesen Verkehrtheiten ist keine Spur an der Rachel. — Je mehr sie leidet, je tiefer ihr Schmerz wird, um so stiller, um so klangloser wird ihre Stimme. Nur schneller, nur angstvoller, nur thränenbebender spricht sie. Sie stürzt nicht ab von der Scene; würdevoll geht sie davon, ihr Leid dem Auge zu entziehen, in schöner Achtung vor der eigenen Schönheit, vor der Heiligkeit des Schmerzes. — In jeder Bewegung, in jeder Vibration ihrer Stimme fand ich die Bestätigung meiner Ueberzeugung, daß jede Kunst nach den Regeln der Plastik, durch die höchste Einfachheit und Beschränkung der Mittel das Höchste leistet. Das moderne Drama, selbst Shakespeare, selbst Goethe im Götz und Andere stehen hinter dem antiken Drama zurück. Sie verhalten sich dazu wie Genremalerei — die ja in ihrer Art vollkommen seyn kann — zur Plastik. — Das Drama, welches als Erziehungsmittel der Nationen benuzt werden kann und soll, ist aber allein das plastische Drama, welches innerlich wirkt, weil es nicht äußerlich spannt, die Neugier nicht anregt.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Oktobertagen Wiens.

(Fortsetzung.)

Auf den Stiegen, die zur Kirche führen, lagen Buben und Mädchen und sangen und lachten, während der Bierkrug munter unter ihnen herumging. Daneben wurden Anweisungen auf Proviant ausgestellt, die man im ehemaligen Liguorianerkloster vorzuweisen hatte. Im alten und neuen Universitätsgebäude waren die Hörsäle in Kasernen umgewandelt. Zu ebener Erde in einem juridischen Hörsaal fand die Werbung für Robert Blums Compagnie statt, von welcher jeder Mann einen grüngefärbten Zettel als Aufnahmsbescheinigung auf der Kopfbedeckung tragen mußte. Jedes Corps hatte ähnliche Zettel und jeder Bewaffnete, der keinen solchen Schein vorzeigen konnte, sollte entwaffnet werden. Gegenüber im Lehrzimmer der Hebammen musterte Julius Fröbel seine Mannschaft. Aus allen Hörsälen waren die Bänke weggeräumt und auf dem Boden lagen Strohbündel, worauf mancher, der die Nacht schlaflos zugebracht, mitten im Lärm, das Gewehr zur Seite, ruhig schlief. Der große Secirsaal und die alten philosophischen Hörsäle waren den übergegangenen Soldaten eingeräumt, die dort, bis sie auf einen Punkt der Vertheidigungslinie kommandirt wurden, ein lustiges Leben führten.

Die Sternwarte der Universität war zur Beobachtung des Feindes bestimmt. Von dort wie vom Stephansthurm herab wurden über jede feindliche Bewegung Rapporte an das Oberkommando, den Reichstagsausschuß, den Gemeinderath und das Studentencomité geschickt. Die Teleskope waren so ausgezeichnet, daß die Gesichtszüge der feindlichen Soldaten ganz in die Nähe gezaubert wurden und man die geringfügigste Bewegung wahrnahm. Auf den Universitätsplatz ging jeder, der etwas Neues erfahren wollte, und sobald eine reitende Ordonnanz oder irgend Jemand zu Pferde hieher gesprengt kam, wurde er sogleich umringt und befragt, was er Neues bringe. War eine beunruhigende Botschaft gebracht worden, so eilten Leute in den Thurm der Universitätskirche und Sturmgeläute und Allarmmarsch brachten sogleich die Mannschaft zusammen. Eine bloße Kanonade allarmirte

die Bevölkerung nicht mehr, man war durch die unaufhörlichen Vorpostengefechte daran gewöhnt.

Hieher brachte das Volk Alles, was ihm auffiel, was es erfuhr. Bald brachte man Wagen, welche in's feindliche Lager hatten fahren wollen, und die aufgefangen worden waren und hier untersucht wurden, bald wurden gefangene Spione eingeliefert, bald schleppte das Volk Männer unter dem Geschrei, „ein Schwarzgelber, ein Schwarzgelber" herbei. Hin und wieder wurden auch Züge von Soldaten, welche bei Ausfällen abgeschnitten und gefangen genommen worden waren, hieher transportirt. Das Convictgebäude war Alles in Allem, Behörde, Waffendepot, Spital und Gefängniß. Hier saß unter andern auch der Baron Recsay, den der Kaiser am 5. Oktober zum ungarischen Premierminister ernannt hatte, als Gefangener. Selbst der gefährlichste Spion Jellachichs, Namens Jacobson, war hieher gebracht worden, aber es gelang dem verschmizten Manne sich als unschuldig darzustellen; er wurde freigegeben und erst später erfuhr das Comité, welch gefährliches Subjekt es hatte laufen lassen. Ein andermal wurden zwei croatische Offiziere sammt Kutscher und Wagen hieher gebracht. Man hatte sie in Civilkleidung um die Linien fahren sehen, einige Mobilgarden hatten sich auf den Wagen gestürzt, die Uniformen versteckt gefunden, die Offiziere gezwungen, dieselben anzuziehen, und brachten sie so unter ungeheurem Jubelruf in's Studentencomité. Dort traten die Offiziere bleich wie der Tod ein und sagten: „Martern Sie uns nicht und lassen Sie uns schnell umbringen." Sie wurden mit Achtung behandelt und in einem Zimmer des Convictgebäudes gefangen gehalten. Später veröffentlichten sie eine Erklärung, daß sie dort mit der größten Menschenfreundlichkeit behandelt worden. Nur ein einzigesmal wurde ein pensionirter Offizier, der in Hernals wohnte und mit den genauesten Situationsplanen der Stadt und ihrer Streitkräfte von Nationalgarden ergriffen worden war, auf Befehl Fennebergs kriegsrechtlich untersucht und erschossen.

Wenn man sich durch das beständige Gedränge auf dem Universitätsplatze durchgewunden und das ehemalige Convictgebäude betreten hatte, gelangte man durch einige Gänge und über eine Stiege zum Studentencomité. Dasselbe bestand schon seit dem März; Anfangs war es ein Ausschuß der Studentenschaft, später eine militärische Vertretung. In den ersten Monaten erfolgte die Wahl in's Studentencomité nach Jahrgängen und Fakultäten; später wurde diese Art der Vertretung aufgegeben und die einzelnen Compagnien der akademischen Legion wählten ihre Abgeordneten in's Comité.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Farcen.

Die Zeltungen sind fast alle furchtbar ernsthaft, und so hat sich der Witz vorläufig in die kleinen Theater geflüchtet, und da vor der Hand keine Theatercensur besteht, so hat er hier freien Spielraum. Die kleinen Vaudevilles über die politischen Zustände sind daher beliebt und jedes Theater hat die seinigen. In meinem lezten Briefe habe ich von einem Dichter Namens Clairville gesprochen, der zwar kein Genie ist, dessen politische Schwänke aber dem Publikum sehr gefallen. Man versichert, er habe im vorigen Monate von den verschiedenen kleinen Theatern für seine Stücke die Summe von 12,000 Francs bezogen, und die Zeitungen bemerken, Scribe, der beliebteste und glücklichste aller Dichter, welcher für die Bühne geschrieben, Scribe, der jetzige Millionär, habe niemals in einem einzigen Monate eine so starke Einnahme gehabt. Ihrem ästhetischen Werthe haben die Clairvilleschen Stücke ihren Erfolg nicht zu danken, denn an Erfindung sind sie sehr arm; es kommen aber eine Menge Anspielungen darin vor, und der Wortspiele sind so viele, daß sie fast ganz daraus bestehen. Eine dieser Kleinigkeiten, welche seit Monaten fast täglich im Vaudeville gegeben wird, heißt: „Eigenthum ist Diebstahl," eine Satire auf den vom unsinnigen Proudhon aufgestellten socialistischen Grundsatz. Die Anlage des Stücks ist eben nicht sehr geistreich. Proudhon wird darin als die verführerische Schlange im Paradiese personificirt, und da er immer eine Brille trägt, so hat auch die Schlange eine auf der Schnauze. Adam Bonnichon und Eva seine Frau werden von ihm zum Brechen der Aepfel verführt, weil der Eigenthümer dieselben nicht für sich allein behalten dürfe. Darauf treten Adam, Eva und Schlange ab, und es werden andere socialistische Systeme besprochen und verspottet. So kommt eine Scene vor, welche das von den Socialisten mit so großem Eifer behauptete sogenannte Recht auf Arbeit, das sie so gerne in die neue Staatsverfassung eingeführt hätten, lächerlich macht. Adam Bonnichon ist nun Bürger von Paris, und in Folge des Rechts auf die Arbeit wird er auf einmal von einer Menge von Handwerkern überlaufen, welche sich in seinem Hause Arbeit verschaffen und ihm dann ihre Rechnungen einreichen. Zuerst kommt ein Papiertapetenhändler, reißt die vorhandenen herunter und bringt neumodischere an, mit der Behauptung, Jedermann be-

size ein Recht darauf, sein Handwerk zu treiben. Dann kommen Taglöhner, welche alle seine Meubeln hinaustragen, obgleich er versichert, er habe keineswegs Lust auszuziehen; die Träger aber bestehen auf ihrem Recht zur Arbeit. Dann erscheinen Meubelmacher, welche neue Meubeln bringen und dafür bezahlt seyn wollen. Auch Eva Bonnichon wird ihrerseits von Arbeitsuchenden und Nehmenden bestürmt; fünfundzwanzig Nähterinnen haben ihr jede ein Kleid verfertigt, weil sie alle ein Recht zum Arbeiten haben. Ferner wird das socialistische System hinsichtlich des Waarentausches verspottet. Als die socialistischen Ideen wie Pilze emporschossen, wurde von einigen Lehrern der Staatswirthschaft behauptet, Geld sey ein ganz unnützes Mittel, um sich das Fehlende zu verschaffen, man würde sich besser dabei stehen, wenn man das, was man bedarf, gegen das, was man besizt und eben nicht nöthig hat, eintauschte. In dem Clairvilleschen Stücke wird nun ein Markt dargestellt, wo jeder etwas aus seiner Haushaltung bringt und etwas anderes dafür verlangt. Adam Bonnichon bringt einen Topf und verlangt beim Metzger Fleisch dafür; es wird ihm gegeben, nun aber bemerkt er erst, daß er keinen Topf mehr hat, um das Fleisch darin zu kochen; er begibt sich also zu einem Höcker und tauscht sein Fleisch wieder gegen einen Topf um. So kommen noch allerlei komische Tausche vor, welche zu einer Menge Wortspielen Anlaß geben, und der ganze Handel wird schließlich noch in folgenden Versen besungen, welche einen Begriff vom Witze des Dichters geben mögen:

Cette nouvelle invention
Que l'on environne d'estime,
Est-elle stupide ou sublime?
Voilà toute la question.
Dans ce système de finance
On reçoit de ses débiteurs
En paiment de toute créance
Les plus étonnantes valeurs.
Hier ma lingère, en livrant
Une piece de très beau linge,
Fut payé en monnaie de singe,
Au moyen d'un orang-outang.
On voit des débiteurs honnêtes,
Quand un huissier fait trop de frais,
S'acquitter de toutes leurs dettes
Avec des manches à balais.
On peut avec un perroquet
Acheter une redingotte,
Et payer avec une cotte
Sa cote-part dans le budget.
Au Vaudeville une grisette
Pour voir un ouvrage nouveau
Vient avec une clarinette
Payer son billet au bureau.
Chez Véfour un riche glouton
Pour le prix de trois côtelettes
Donna sa pelle et ses pincettes,
Laissant le soufflet au garçon.
C'est tout de même en librairie;
On voit acheter au rabais
Un Corneille pour une pie,
Et Racine pour des navets.
En carottes bien des bourgeois
Aux fournisseurs paient leurs notes;
Mais payer avec des carottes,
C'est à son prix comme autrefois.
Bref sur le marche tout s'apporte;
Après avoir apporté son poêlon,
Son chien, son chat, sa fenêtre, sa porte,
On apportera sa maison.
Cette nouvelle invention etc.
(wie oben die vier ersten Verse).

Das Publikum bricht in stürmischen Jubel aus, wenn Adam Bonnichon mit einem ausgestopften Krokodil erscheint, für dasselbe etwas auf dem Markte kauft, und einen Nachttisch als Ueberschuß zurück erhält, den er nach Hause tragen muß.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Januar.

(Schluß)

Mechanische Werke. — G. Hermann. — Klee.

Noch ist zu erwähnen Dr. Büngers Relieftableau von Deutschland, eine äußerst genaue und sorgfältige Nachbildung aller Gebirgszüge, Ströme, Seen, Wälder und Thäler Deutschlands in solcher Naturtreue, daß der Beschauer bekannte Gegenden auf den ersten Blick wieder erkennt. Es wäre wünschenswerth, daß ähnliche Tableaus einzelner deutscher Staaten zum Gebrauch in Schulen angeschafft würden, wozu Dr. Bünger bereitwillig die Hand bieten will. Einem andern mechanischen Kunstwerke, einem höchst lehrreichen Uranium, das ein sächsischer Leineweber gebaut hat, dürfte überall in Stadt- und Landschulen Aufmerksamkeit geschenkt werden. Es stellt dasselbe den Sternenhimmel mit allen Sternbildern und der Milchstraße dar. Im Innern desselben ist unser Planetensystem angebracht und durch eine höchst sinnreiche mechanische Vorrichtung, die Erde, Sonne und Mond in Bewegung sezt, wird auch der schwächste Verstand spielend aufgeklärt über Mond- und Sonnenlauf, über die Entstehung der Tag- und Nachtgleichen, das Ab- und Zunehmen des Tages, den Wechsel der Jahreszeiten ꝛc. Der Rath hat, wie ich höre, dieses treffliche Kunstwerk zur Benützung in den hiesigen Schulen für 200 Thlr. angekauft.

Zur Unterstützung der hiesigen Armen bestand schon seit einigen Jahren in den Wintermonaten eine Suppenanstalt; durch die Bemühung einer Anzahl Bürger, die es sich besonders angelegen seyn lassen, darbenden Mitbürgern ihr schweres Loos zu erleichtern, ist diese Einrichtung zu einer städtischen Speiseanstalt erweitert worden. Wie groß die Zahl der gegenwärtig daran Theilnehmenden seyn mag, ist mir nicht bekannt, wohl aber weiß ich, daß jeder Speisende in derselben für zwölf Pfennige eine Portion gutes Fleisch mit hinreichendem und nährendem Gemüse erhält.

Am lezten Tage des vergangenen Jahres starb, wie Sie wissen, der Senior unserer Universität, Professor Hermann. Die Welt verliert in ihm nicht allein einen der größten und gründlichsten Philologen, sondern auch einen in jeder Hinsicht ausgezeichneten Menschen. Humanität, wie sie ächte und tiefe Bildung immer erzeugt, war und blieb Grundzug seines Charakters während seines ganzen Lebens. Noch wenige Wochen vor seinem Tode sah man ihn mit der Rüstigkeit eines Jünglings und der ihm eigenen Raschheit durch die Straßen wandeln. Die Frische seines Geistes erlosch erst mit dem Tode. — Schließlich sey noch eines Mannes gedacht, dessen Namen früher nicht genannt wurde und der wohl auch jezt in weiteren Kreisen nicht allgemein gekannt seyn dürfte. Es ist dieß Dr. Klee, bisher Quintus an der hiesigen Nikolaischule, ein tüchtiger Philolog und energischer Charakter. Die politische Bewegung des vorigen Jahrs machte seinen Namen hier bekannt, da er einer der Mitbegründer des „deutschen Vereins," dessen Vicepräsident und sehr thätiges Mitglied war und blieb, bis er Leipzig verließ. Ein Ruf nach Dresden als Direktor der Kreuzschule hat ihn uns geraubt. Möge seine Wirksamkeit als erster Lehrer jener Bildungsanstalt ihn nicht so sehr in Anspruch nehmen, daß er fernerhin allen politischen Bestrebungen seine Theilnahme versagen müßte.

Beilage: Kunstblatt Nr. 6.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 35. Freitag den 9. Februar 1849.

— Juventus
Omne suum voluit fatis committere robur.
Lucan.
Juvenes induebant se gloriam et stolas belli.
Lib. I. Machab:

Aus den Oktobertagen Wiens.

(Fortsetzung.)

Von jeder der dreißig Compagnien der akademischen Legion wurde ein Abgeordneter und ein Stellvertreter gewählt. Diese Deputirten wählten einen Präsidenten, einen Vicepräsidenten, einen Schriftführer u. s. w. Während der Oktoberrevolution war das Comité Tag und Nacht permanent. In seinem Schooße bildete sich eine Proviantcommission, welche die gelieferten Lebensmittel empfing, eine Verpflegungscommission, welche sie austheilte, eine Landsturmaufbietungscommission, welche Emissäre in die Provinzen schickte, die Untersuchungscommission, die für alle Anzeigen aufgestellt, mit Untersuchungsrichtern versehen war und auch Untersuchungscommissionen abschickte. Vor dem Oktober fanden die Sitzungen des Studentencomité im sogenannten pathologischen Hörsaal des neuen Universitätsgebäudes statt. Aus ihren geschwärzten Rahmen schauten dort die alten Doktoren mit ihren langen Zöpfen verwundert in den Ungestüm, der sich in diesen Sitzungen geltend machte. Doch war schon vor dem Oktober im Convictsgebäude eine Kanzlei errichtet, wo Juristen saßen, welche die vom Land einlaufenden Klagen anhörten und durch Bittschriften die Vermittlung zwischen Volk und Regierung übernahmen.

Während des Oktobers war das Sitzungslokal des Studentencomité Anfangs die ehemalige Kapelle, ein dunkler langer Saal, dessen Geräthe fast allein in einem langen, kahlen Tisch mit gemeinen Stühlen bestand, und später ein kleines Zimmer neben dem Gemach, in dem Reesay als Gefangener saß. Zu diesem Sitzungslokale führte eine dunkle Stiege, über die man selten ging, ohne Gefahr gespießt zu werden, weil fast immer Bewaffnete mit gefälltem Bajonnet hinauf und hinab eilten. Hier herrschte den ganzen Monat hindurch Tag und Nacht das regste Leben, so daß die weitläufigen Gänge fast immer von Menschen wimmelten. Jeder, der etwas zu fragen, zu begehren, zu überbringen hatte, drängte sich diese Stiege hinauf.

Der anfängliche Sitzungssaal des Comité war stets offen und die Berathungen wurden gehalten, während unaufhörlich Menschen ein und aus gingen. In einem Winkel des Saals war ein Tisch, an dem abwechselnd ein alter Doktor mit grauen Haaren, ein Professor und ein blonder Legionär die Kasse führten. Bald holte hier ein Arbeiter Geld für seine Kameraden an den Barrikaden, bald klagte ein Nationalgardist leise seine Noth, bald trat ein Student an den Tisch, dessen bleiches Antlitz den bittersten Mangel verrieth. Weiber und Kinder begehrten hier Unterstützung; Anfangs empfingen solche kein Geld, sondern Anweisungen, welche in allen Wirthshäusern an Geldes Statt angenommen und honorirt wurden. Das Siegel des Comité war allmächtig. Im Durchschnitt mag das Comité hier täglich sechshundert Gulden C.M. ausgegeben haben. Aber nicht bloß Geldforderungen brachte man bei diesem Tische an, hier wurden auch reichliche Geschenke übergeben. Die Bauern der Umgebung schickten täglich Geld, Brod und Wein, Reiche und Arme überbrachten Gaben aller Art. Bald kam ein Mädchen, das verschämt seine Ersparnisse der Studentenkasse widmete, bald erschien die Baronin Perin, die Präsidentin des demokratischen Frauenclubs, an

der Spitze einer weiblichen Deputation, bald schickte der Gemeinderath seinen Geldbeitrag. Daneben saß ein Comitémitglied, welches Charpie, Kleider und Wäsche in Empfang nahm. Ueber Alles wurde Protokoll geführt, über jeden Beitrag eine Quittung ausgestellt. Bei einem andern Fenster stand ein Tisch, an dem man Anweisungen auf Gewehre ausstellt, die Anfangs im Zimmer daneben realisirt wurden, später im Zeughaus und bei den Bezirkschefs. In einem andern Winkel des Saales saß ein Student, der die Proklamationen an das Volk, Petitionen an den Reichstag, Zuschriften an den Gemeinderath abfaßte und abschreiben ließ.

An der Seite des Präsidenten vor einem Tischchen saß der Legionscommandant oder sein stellvertretender Offizier, der Befehle ertheilte, Barrikaden zu errichten befahl, Sicherheitsmaßregeln anordnete, Verhaftungen vornehmen ließ, Anweisungen auf Munition unterschrieb, Patrouillen absendete, Berichte empfing u. s. w. Von hier aus wurde z. B. in der Nacht vom 6. Oktober der Zeughaussturm geleitet. — Am großen langen Tische mitten im Saale saßen die Mitglieder des Comité in vierwöchentlicher Permanenz; der Präsident obenan, neben ihm der Protokollführer und drei Studenten, welche gleichzeitig die Berichterstattung an den Reichstag, den Gemeinderath und das Oberkommando besorgten. Von einer halben Stunde zur andern erschallt der Ruf: „Ordonnanz!“ und Professoren und Doktoren bieten sich um die Wette an, den Botendienst zu übernehmen.

Jeden Augenblick lief hier eine andere Nachricht ein und veranlaßte nach kurzer Debatte stets energische Beschlüsse. Noch habe ich den Auftritt vor Augen, wie hier gemeldet wurde, Latour sey gefangen und werde hieher gebracht, worauf sich sogleich eine Gasse zu seinem Empfang bildete und ein Stuhl gerüstet wurde, um ihn dem greisen Manne anzubieten, und wie dann ein Bote hereintrat und seine Ermordung meldete. Noch sehe ich den langen hagern Proletarier mit der weißen Leinwandblouse vor mir, der sich als Mörder des Ministers aufführte und in seinem rauhen Jargon fragte: „War es nicht recht?“ Noch sehe ich den schlanken, schönen kaiserlichen Offizier, welcher in einem nach Moschus duftenden seidenen Taschentuche die Briefe und Schriften aus Latours Kabinet überbrachte, und indem er dieselben eilig auf den Tisch legte, flüsterte: „Hier sind die Papiere Latours, verrathen Sie mich nicht,“ und sich rasch wieder entfernte.

Jede Stunde kamen Männer, meist aus der Umgebung, die über das, was sie gesehen, in ihrer naiven Weise Bericht erstatteten. Bald kam ein Eisenbahnconducteur der Südbahn, der von Jellachichs Bewegungen meldete, bald warnte ein Conducteur der Nordbahn vor Windischgrätzens Heranrücken. Jetzt kamen Reichstagsdeputirte zu Conferenzen, dann erschienen, mit Jubel begrüßt, Führer fremder Nationalgarden, welche Wien zu Hülfe eilten und sich gewöhnlich zuerst auf dem Universitätsplatz aufstellten. — Nationalgarden der Vorstädte bieten ihre Dienste an, Arbeiter fragen treuherzig, wo sie helfen können, Mütter kommen, die um ihre gefallenen Söhne klagen, die Effekten der Gebliebenen in Empfang nehmen und zum Theil heroische, wahrhaft antike Resignation beweisen. Unaufhörlich laufen Denunciationen ein, die großentheils berücksichtigt werden, Proklamationen werden vorgelesen und darüber berathschlagt, Gefangene werden vorgeführt und verhört, Meldungen von Angriffen laufen ein, übergegangene Soldaten werden empfangen und begrüßt, ihre Aussagen zu Protokoll genommen und sie den bestimmten Verpflegungscommissären übergeben. Jetzt kommt ein Bote, den das Comité verkleidet in's ungarische Lager geschickt hat und der Bericht erstattet, dann tritt ein ungarischer Deputirter ein, der neue Hoffnungen erregt und Hülfe verspricht. Darauf eilt ein Student, welcher sich in Jellachichs Lager geschlichen hatte, herbei und erzählt, was er gesehen; Frauen, welche im feindlichen Lager gute Bekannte oder Verwandte haben, machen ihre Angaben. Alles wird angehört, benützt, die geeigneten Maßregeln getroffen.

Deputationen der Behörden werden angehört, die Debatten über ihre Forderungen sogleich eröffnet, Adressen aus allen Gegenden laufen ein, welche beantwortet werden; ausgezeichnete Fremde, wie R. Blum, stellen sich vor und werden mit Begeisterung empfangen. Dazwischen werden Deputationen an Behörden oft mit derben Rügen abgeschickt, Verhaftsbefehle ausgestellt, Commissäre zur Aufbietung des Landsturms ernannt und mit Geld und Papieren versehen. Noch sehe ich die zahllosen Vollmachten vor mir, die auf dem Tische lagen und ganz allgemein lauteten: „Freunde, kommt uns zu Hülfe, die Freiheit ist in Gefahr,“ oder: „Herr N. N. handelt im Auftrag des Studentencomité,“ welche Zettel, auf dem Hute getragen, überall respektirt wurden. Auf dem Tische lagen haufenweise gedruckte Proklamationen; an den Sesseln angelehnt und in allen Winkeln standen die Gewehre der Comitémitglieder. Zu Zeiten aber hört aller Ernst der Berathung auf und mit Jubel werden die Speisen und Getränke begrüßt, welche zur Essenszeit gebracht werden. Dann werden Studenten- und Kriegslieder gesungen und der furchtbare Ernst der Zeit tritt rasch zurück vor dem glücklichen Leichtsinn der Jugend.

Alles dieses fällt bei offenen Thüren vor und die wichtigsten Berathungen werden vor einem großen Publikum gehalten, unter dem sich stets Spione befanden. Ueber zu entwerfende strategische Plane wird mit größter Naivetät öffentlich gesprochen, und wenn

auch hin und wieder eine geheime Sitzung stattfindet, so wird das Resultat derselben doch immer arglos sogleich bekannt gegeben. Häufig wurden Mitglieder des Comité als Redner in Bürgerversammlungen abgeordnet, die in der Aula stattfanden, oder auf dem Universitätsplatz, wo stets Tausende versammelt waren. Bald galt es falsche Gerüchte zu widerlegen, bald sollte eine Compagnie öffentlich belobt, bald die Werbung, besonders für das Universitätscorps, betrieben werden. Jetzt mußte die Vertheidigungscommission, welche in einem Zimmer nebenan saß, befragt werden, dann hatte man Inspektionen vorzunehmen, bei den Gefangenen, in den Zimmern, die als Spital dienten, in den Laboratorien für Fackeln und Zünder, in den Behältnissen für Pulver und Blei. Auf allen Gängen waren Wachen ausgestellt, überall warteten Ordonnanzen, und aller Orten herrschte die vollkommenste Ordnung.

All diese Bilder sind nun spurlos verschwunden; die Mitglieder der akademischen Legion sind theils erschossen, theils als Fuhrknechte unter die Soldaten gesteckt, theils in fremde Länder versprengt. Die Aula ist eine Kaserne geworden, Seresaner lassen daselbst ihr kriegerisches Geschrei ertönen, und wo früher die deutschen Farben wehten, da hängen nun Hemden croatischer Krieger zum trocknen. Jene geschichtlich beispiellose Stellung der Wiener Universität kann sich nicht wiederholen; sie ist aber in der Geschichte der Neugestaltung Oesterreichs zu schaudervoll-bedeutsam, als daß nicht eine getreue Schilderung des Wesens und anmaßlichen Treibens des Studentencomité einiges Interesse erwecken sollte.

(Schluß des ersten Artikels.)

Der März in der französischen Republik.

(Fortsetzung.)

Das Costüm der Rachel war vollendet. Ein ganz weißes, fein wollenes Gewand, sehr lang auf die Füße herabfallend, am Halse ausgeschnitten, blousenartig natürlich, ohne genähte Falten, mit einer Binde von demselben Stoff, welche also Querfalten gab, unter der Brust gebunden; die kurzen Aermel wie bei der Statue der sitzenden Agrippina mit drei Edelsteinen geschlossen. Darüber trug sie einen goldgelben Mantel von Wolle ohne alle Stickerei oder Besatz, streng nach dem Bilde der Antike; er ward auf der linken Schulter mit einer Gemme zusammengehalten, den rechten Arm für die Bewegung freilassend; das Haar mit einigen Streifen goldenen Bandes durchflochten, das Scheitel und Flechten umschloß.

Als sie nach der Sterbescene ihres Gemahls auf die Bühne zurückkehrte, hatte sie den Mantel abgethan, die Stirnbinden nach hinten geschoben, so daß diese in losen Zügen die Flechten umgaben und von Vernachlässigung des Aeußern zeugten. Nichts von jener gemachten, komödienhaften Theaterraserei der offenflechtigen, haarsträubenden Verzweiflung. In langen, ruhigen Falten hing das weiße, keusche Gewand an ihrem Körper hernieder, wie an der schönsten Gewandstatue; und schnell, mit verstörtem Blicke eintretend und festen Fuß fassend im Vordergrunde, erzählt sie den Tod ihres Gatten und sagt: »J'ai vu! je sais! et je crois!« beide Arme in Extase gen Himmel breitend und die Augen, strahlenwerfend, erhoben in Verklärung. Mir bebten Schauer des Entsetzens durch alle Adern, als der Vorhang fiel.

Aber nun erscholl es: »Rachel! la Marseillaise! la Marseillaise! Rachel!« — Der Vorhang ging auf. In demselben weißen Gewande, eine dreifarbige Schärpe unter der Brust um die Taille geschlungen, das Haar in der Vernachlässigung des letzten Akts, trat sie schnell aus den Coulissen hervor in das Proscenium. Die Musik accompagnirte leise, denn Rachel hat wenig Stimme, und nun begann sie.

Dafür gibt es durchaus keine Worte. Was der Zorn der tiefsten Unterdrückung, was die Empörung des entmenschten und sich doch menschlich fühlenden Sklaven an finsterem Ausdruck in die Züge eines Menschenantlitzes pressen kann, das lag in ihrem Gesichte. Eine Kriegsfurie, eine entfesselte Rachegöttin, wie der Schönheitssinn der Helenen sie dargestellt hat; schön, wie das lähmende, versteinernde Antlitz einer Meduse. Jeder Nerv in mir hat gebebt, als man hinter der Scene einen leisen, dumpfen Trommelwirbel hörte, und sie, fest in das Publikum blickend und es bannend unter die Gewalt dieses magnetischen Blickes, mit der rechten Hand in die Ferne zeigend, die Worte sang oder sprach — denn es hält die Mitte zwischen beidem: »entendez vous dans vos campagnes mugir ces féroces soldats? — voyez vous, jusque dans vos bras, égorger vos fils et vos compagnes?« — Ein Strom von sanfter Trauer überfluthete ihren Zorn bei diesen letzten Worten, und die rächende Göttin hatte eine milde, weiche Klage für das Loos der Geopferten.

Dann die prachtvolle Zuversicht in den Worten:

Tremblez, tyrans et vous perfides,
L'opprobre de tous les partis.
Tremblez, vos projets parricides
Vont enfin recevoir leur prix!

Die spöttische Geringschätzung derer, welche die Freiheit zu tödten glauben, indem sie den Menschen tödten:

Tout est soldat pour vous combattre;
S'ils tombent nos jeunes héros,
La terre en produit de nouveaux,
Contre vous tout prêts à se battre!

Die Zuversicht auf die Unsterblichkeit, auf den Sieg der Freiheit lag in einer einzigen Bewegung des rechten Armes, den sie mit stolzer Verachtung emporhob, als schleudre sie jeden Zweifel aus der Welt.

Plötzlich rafft sie sich empor, geht festen Schrittes in den Hintergrund, wo die dreifarbige Fahne aufgepflanzt ist, ergreift sie, hält sie hoch empor in der Rechten, sie frei entfaltend, ein freies Banner. Vor diesem Banner, das sie selbst erhebt und hält, vor diesem Banner, das sie mit inbrünstiger Verehrung an ihre Brust drückt, sagt sie:

Amour sacré de la patrie,
Conduis, soutiens nos bras vengeurs!
Liberté, liberté chérie,
Combats avec tes défenseurs!

Für den Ton dieses liberté! liberté chérie! reicht keine Schilderung aus. Es war der leidenschaftlichste Enthusiasmus, die tiefste, anbetendste Herzensliebe in ihrer Stimme.

Rachel ist die personificirte, die menschgewordene Marseillaise, der fleischgewordene Begriff des Freiheitskampfes. Immerfort klang es in meiner Seele: und das Wort ward Fleisch! — Ja! das soll das Wort! Es soll, es muß Fleisch werden, um zu seyn, und es ist auch darin ein Gott, daß diese menschgewordene Marseillaise eine Jüdin, die Tochter der Unterdrückten, ist.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

Theater

Zwei andere Dichter, Leuven und Brunswik, haben eine Art von Journal in Dramen ausgeheckt. Sie haben nämlich ein Stück geschrieben der „Ideenmarkt,“ in dem sie die seit der Revolution aufgetauchten Ideen zur Sprache bringen und alles, was ihnen lächerlich scheint, an den Pranger stellen. Sie nennen daher ihre Arbeit ein Journal-Vaudeville und versprechen monatlich eine Fortsetzung davon, und damit ihnen nichts entgehe, was die öffentliche Aufmerksamkeit verdient, so haben sie am Eingange des Vaudevilletheaters einen Kasten angebracht, in den jeder, der gute und nützliche Ideen zu haben glaubt, dieselben schriftlich niederlegen kann, damit sie zur Kenntniß der beiden Dichter gelangen. In ihrem ersten Stücke haben sie natürlich den Repräsentanten Martin nicht vergessen, der alles Ernstes in der Nationalversammlung den Vorschlag machte, man solle Röcke, Ueberröcke und Hüte besteuern und nur Blousen und Mützen frei lassen. In dem Stücke kommt ein ehrsamer Bürger vor, dem die Steuereinnehmer den Rock ausziehen, weil er keine hundert Francs dafür zu zahlen im Stande ist, wie Martin vorschlägt; bald darauf wird ihm auch der Hut abgenommen und zuletzt die Weste, so daß ihm nur noch die Hose zur Bedeckung bleibt. — Theaterdichter, wenn sie eben so viel Verstand und Klugheit als Witz und Phantasie besitzen, können sicher viel Gutes stiften und dem Staate einen wichtigen Dienst leisten, wenn sie mit der Geißel der Satire alle politischen Uebertreibungen und Mißbräuche verfolgen. Aber dazu bedürfte es großer Unbefangenheit des Geistes und dabei einer ganz unabhängigen Lage. Gewöhnlich fehlt es aber an dem einen oder dem andern. Zudem können es die Regierungen, monarchische wie republikanische, alte wie neue, nicht ertragen, daß man ihre Fehler und Laster von der Bühne herab in ihrer Blöße zeigt und dem Gelächter des Volks preisgibt. Die beiden Dichter des „Ideenmarktes“ werden daher ihre Bude schwerlich lange offen behalten, und es wird nicht an Repräsentanten fehlen, welche der Nationalversammlung beweglich vorstellen, daß eine junge Verfassung in ihrer freien Entwickelung gehemmt werde, wenn sie im Schauspiel als Gegenstand des Spottes oder Hasses behandelt werden dürfe; die Preßfreiheit biete den Schriftstellern Mittel genug, das Volk aufzuklären, und es wäre gefährlich, dem Theater ähnliche Freiheit zuzugestehen. — In diesem verhängnißvollen Jahre sind unbegreiflicher Weise 267 neue Stücke, das heißt nur zwei weniger als im ruhigen Jahr 1837, gegeben worden. Das tragische Fach ist dabei freilich am kürzesten weggekommen. Es ging so viel Tragisches auf den Gassen und Plätzen vor, daß man keine große Sehnsucht nach gespielter Tragik empfand; zudem hatte der Rücktritt der Rachel dem Trauerspiele im Théâtre français ein Ende gemacht. Nun hat aber diese Bühne ihre Rachel wieder. Ob die gesammte Felixsche Sippschaft mit ihr wieder eingezogen ist, wird nicht gesagt. Früher machte sie die Bedingung, daß Bruder und Schwester neben ihr spielen müßten. Diesen Geschwistern hat das Publikum aber nie viel Geschmack abgewinnen können, und wahrscheinlich sind sie dießmal zu Hause gelassen worden oder werden bei andern Theatern unterzukommen suchen. Die Hauptsache ist, daß das Théâtre français nun wieder Trauerspiele geben kann. — Die große Oper läßt tanzen, als ob keine Revolutionen in der Welt vorgingen, und allerdings tanzt die Cerito noch immer so, daß sie die Zuschauer die Politik eine Weile vergessen macht. Auch hat die Oper jezt einen Tänzer, St. Léon, der es mit der Cerito aufnehmen kann, und noch dazu die Violine sehr gut spielt. Beide Talente producirt er in einem neuen Ballete, „die Teufelsgeige,“ das wahrscheinlich eigens componirt ist, um ihm Gelegenheit zu geben, seine doppelte Virtuosität zu zeigen. Mit Balleten ist die große Oper äußerst freigebig; aber die Opern sollen folgen, namentlich der schon seit vielen Jahren versprochene und erwartete Meyerbeersche Prophet. Es heißt immer noch, man studire ihn ein; es scheint, es ist sehr viel daran zu studiren. Steht das künftige Entzücken des Publikums im Verhältniß zu der langen Dauer des Einstudirens, so muß es grenzenlos werden..

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 36. Sonnabend den 10. Februar 1849.

Insanit veteres statuas Damasippus emendo.
Horat:

Sonderlinge.

Man hat in Berlin vor Kurzem einen gewissen Grafen R. begraben, der sich würdig an die Reihe der Sonderlinge anschloß, deren die lezte Hälfte des vorigen und die ersten Jahrzehnten des jetzigen Jahrhunderts so viele zählten. Die Bildung, die in die Masse gedrungen ist und sich daselbst gleichmäßig vertheilt hat, bewirkt, daß diese Originale, die dem Menschenbeobachter so viel zu denken geben und dem bloßen Beschauer so große Ergötzlichkeit gewähren, höchst selten geworden sind.

Dieser Graf R. war noch eine dieser wunderlichen, an's Abenteuerliche streifenden Erscheinungen. Sein Vater hatte Besitzungen in Indien, und von diesen Reichthümern schreibt sich das ansehnliche Vermögen her, das der Sohn später für sehr nutzlose Sammlungen in dem Grade vergeudete, daß sich bei seinem Tode nur eine sehr geringe Summe fand, die zu milden Stiftungen verwendet ward. Die Sammlung selbst fällt, was das artistisch Wichtige betrifft, größtentheils den königlichen Museen hier anheim, für welchen schon zu Lebzeiten des Grafen geschlossenen Kauf er eine ziemlich bedeutende Leibrente bezog. Das Leben des Mannes verlief unter lauter kleinen, unbedeutenden, fast läppischen Bestrebungen und Veranstaltungen. Wir wollen versuchen, dem Leser das Bild dieser seltsamen Persönlichkeit vorzuführen.

Unter den Merkwürdigkeiten, die in Berlin zu schauen, wurde dem Fremden regelmäßig ein Etablissement genannt in der Johannisstraße, wo Sehenswürdigkeiten ganz besonderer Art ausgestellt seyn sollten. Der Besitzer sollte ein reicher Privatmann seyn, die Sammlung wurde ohne Eintrittsgeld gezeigt, aber, wie der Führer versicherte, nur durch besondere Vergünstigung und nach einem ziemlich umständlichen Einleitungsverfahren. Erschien nun der Fremde im engen, abgelegenen Gäßchen — wenn man in dem weitläufigen, eleganten Berlin überhaupt von Gäßchen sprechen darf — so zeigten sich ihm schon von ferne seltsam bemalte Hausgiebel und anstoßende Mauern. Auf diesen Flächen waren in gut erhaltenen Freskofarben italienische Landschaften mit hochragenden Pinien und einem blauen Himmel dargestellt. Nichtsdestoweniger bildete den Eingang zu den Herrlichkeiten eine gewöhnliche Berliner große Hauspforte mit Klingelzug und einem Abreibebänkchen für die Stiefeln und Schuhe der Fußgänger. Zog man nun hier an der Glocke, so wurde das Innere dem Blick geöffnet und man trat in einen kleinen Hofraum, dessen Wände pompejanische Scenen, in demselben grellfarbigen Geschmack wie jene Landschaften auf den Giebeln, dem Beschauer vorführten. Ein Portierhäuschen, ein Brunnen, eine naheliegende Küche und der Eingang des kleinen Wohnhauses selbst waren geschickt in das malerische Bereich jener fremden Gegenden hineingezogen.

Am Eingang standen zwei Pappfiguren in natürlicher Menschengröße, gleichsam als die Wächter der blitzenden und glitzernden Schätze aufgestellt, die hier der Beschauung harrten. Diese Figuren hatten etwas sehr Widriges, besonders da dicht neben ihnen schöne Antikenabgüsse aufgestellt waren und zum Vergleich aufforderten. Durch einen dunkeln Vorsaal — dunkel gemacht durch zahllose Schränkchen, Säulchen, Vasen, die sich schon hier drängten — kam man in das

eigentliche Empfangzimmer, und hier war es, wo eine Figur, nicht weniger seltsam als alle andern hier aufgestellten, und sich von diesen nur dadurch unterscheidend, daß sie lebte und sich bewegte, auf den Besucher zutrat und ihn begrüßte — der Graf selbst.

Er war nicht von großem Wuchs, trug einen persischen Schlafrock mit einer cochenille- und coquelicotfarbenen Halsbinde, deren lange Zipfel auf die Brust niederfielen, und eine kleine türkische rothe Mütze auf dem Kopfe. Dieser Kopf war schön. Es war etwas von einem Magier, von einem poetischen Greise der arabischen Steppen, und zugleich vom ritterlichen Ausdruck eines Van Dyck'schen Herzogs darin. Große, kluge Augen, mit einem vornehmen Blinzeln nur halb geöffnet, eine kleine gebogene Nase, ein hübscher Mund, über dessen noch frische Lippen ein silbergrauer Bart in einen zierlichen Henri quatre unten am Kinn auslief, und lebhafte Wangenröthe; Hände und Füße hübsch gebaut und ungewöhnlich klein. So zeigte sich dieses Wesen, dessen wunderliche Herrschaft an der Schwelle begann, die der zögernde Fuß des neugierigen Fremden eben überschritten hatte. Es war eine große Ehre und Seltenheit, wenn er selbst bewillkommend erschien; gewöhnlich blieb er unsichtbar und ließ sich, selbst für die, die ihm einen persönlichen Besuch abstatten wollten, verleugnen. Dabei suchte er jedoch auf eigenthümliche Weise von seinen Besuchen Nutzen und Vergnügen zu ziehen, ohne daß er sich dem Zwang und den Pflichten eines artigen Wirthes zu unterwerfen nöthig hatte. Genaue Bekannte von ihm wollten wissen, daß er oft unsichtbar zugegen war, daß er im Bauche irgend einer Pagode steckte und von einem kleinen Schiebfenster, in der Gegend des Nabels angebracht, alles übersah, was im Zimmer vor sich ging, und alles hörte, was — oft über ihn — gesprochen wurde. Dem Charakter des seltsamen Mannes war dieß ganz angemessen, und darum glauben wir auch an die Wahrheit der Anekdote.

Das Haus hatte nur zwei eigentliche Wohnzimmer, und auch diese kaum mehr wohnlich, so häuften sich auch in ihnen die Merkwürdigkeiten, die Mappen, die Vasen, die Gläser, die Gestelle. Das erste Zimmer, dessen Fenster, mit Glasmalereien behängt, nur ein trübes und gebrochenes Licht gewährte, war das Empfangzimmer. Man fand darin den Grafen, auf einem mit gelbem Atlas bezogenen alterthümlichen Fauteuil sitzend, im oben beschriebenen Costüm, und ihm zur Seite, auf einem Sopha ähnlicher Art, von dem jedoch erst die überall verstreuten Kunstgegenstände abgeräumt werden mußten, nahm der Gast Platz. Aber eine geregelte Unterhaltung war nicht des Grafen Sache, er erzählte ein paar Anekdoten, brachte ein paar französische Calembourgs vor, stand dann auf und bat, man möchte ihm in die Gemächer der Sammlung folgen. Nun trat man die Reise an.

(Fortsetzung folgt.)

Der März in der französischen Republik.

(Fortsetzung.)

Eine halbe Stunde nachher, als man bereits ein Lustspiel aufführte, löste sich die gewaltsame, starre Ergriffenheit meiner Seele, und da erst brach ich in einen Strom heißer Thränen aus. Ich werde den Abend nie vergessen, niemals!

Da wir nicht allein hingegangen waren, also abhängig von Andern, mußten wir noch ein sehr gutes Lustspiel von Alfred de Musset ansehen, le caprice, in dem die Allan meisterhaft spielte. Teppiche über dem Fußboden, geschlossene Coulissen, vollständige Möblirung des Zimmers geben der Bühne eine ruhige Behaglichkeit, welche gewiß viel zu dem guten Spiele der Franzosen beiträgt. — Beim Herausgehen aus dem Theater hörten wir von einem Zeitungsausrufer — es war nach zwölf Uhr — einen sehr komischen Puff: »Messieurs! la Presse! le Journal la Presse. Messieurs! dernière édition du soir! Messieurs! l'abdication de l'empereur Nicolas en faveur de Louis Philippe!« — Es geschehen aber solche Wunder, daß man eigentlich auch daran glauben könnte.

16.

Paris, 21. März.

Die Posten von Berlin sind nicht angekommen, das Gerücht von einer Revolution bestätigt sich. Auf der Gesandtschaft hatte man aber keine Nachrichten und war in eben solcher Spannung als wir.

Um über die Zeit fortzukommen, macht man Besuche, sieht Merkwürdigkeiten und geht in die Theater. So sind wir heute Abend in das neue Theater von Alexander Dumas gerathen. Es liegt auf dem Boulevard in der Gegend des Faubourg St. Martin, heißt Théâtre historique und ist im Innern von der heitersten Pracht; bunt, fröhlich, kokett, als müßten lauter Maskenbälle darin gegeben und die witzigsten Intriguen in's Leben geführt werden.

Das Stück aber, welches man darstellte, war nach meinen Begriffen weder heiter noch schön, sondern unerträglich: der erste Theil des Dramas „Monte Christo," das zwei Abende ausfüllt, jeden Abend mit fünf Akten. Gegen das unkünstlerische dieses Einfalls zu sprechen, ist überflüssig; denn wie weit diese Art

von dem Princip der Einheit abliegt, das ist klar. Aber nun das wüste Durcheinander von Scenen, von Menschen, von Zuständen! Wenn man den Roman, wie ich, nicht kennt, versteht man es gar nicht und wird ganz schwindelnd davon. Bald ein Salon mit vornehmer Sentimentalität, dann wüthende Marseiller Fischer in ihrer Hütte; arme Schneider oder so etwas in der Mansarde, Gefängnisse, französische Revolution, Eingrabung eines gemordeten neugebornen Kindes durch den Vater, der es gemordet hat; ein tugendhafter, im Gefängniß sterbender Weise; in einer Nebenzelle sein Freund Monte Christo, der sich zu dem Kranken einen Weg durch die Mauer bricht und ihn erst als Kranken, dann als Leiche durch das Verbindungsloch hin und her zieht; man muß das physische Leiden des armen Schauspielers dabei bejammern; noch einmal Monte Christo, der sich in einen Sack wickelt, um statt der Leiche des todten Greises vom Felsen in's Meer gestürzt zu werden, und der dann im Wasser aus dem Sacke herauszappelt, um seine Flucht zu bewerkstelligen, was man alles auf der Bühne sieht; Todesgrauen, tugendhafte Seelenbefriedigung, das alles geht wild durcheinander und bildet ein merkwürdiges Ragout von spannenden, aufregenden Scenen. Man muß immer an das Gebräu von Macbeths Hexen denken: „Türkenlebern, Judennasen!" Es ist alles darin, es fehlt nichts, und die Pracht, die ganz eigenthümlich künstliche Einrichtung des Dekorationswesens umfangen uns wie ein toller Mährchentraum. Aber ich sagte doch, aus voller Seele aufathmend: „Gottlob, daß es vorbei ist!" als wir auf die Straße kamen und ich mich von dem wüsten Hexenspuk dieses Durcheinanders befreit fühlte; denn daß ich die Fortsetzung nicht sehe, versteht sich von selbst. — Wie ein Volk, das die Rachel in antiken Rollen sieht und zu schätzen versteht, solches Machwerk ertragen kann, ist kaum zu erklären, wie denn überhaupt die Manierirtheit der Franzosen in der Kunst auffallend bleibt.

Wir waren am Morgen im Louvre, wo die Kunstausstellung eröffnet worden. Da man den Grundsatz der Freiheit auch auf den Salon ausgedehnt hat, so enthält der Katalog mehrere tausend Nummern. Jeder, der ein Stück Leinwand zum eigenen Vergnügen mit Farben überstrichen, hat es zur Ausstellung gesendet, und neben den Werken erster Meister kommen Bilder vor, wie sie über Reiterbuden, Menagerien und Wachsfigurenkabinetten hängen. Wir waren spät angelangt, das Gedränge war sehr groß; wir mußten uns also begnügen, einen Gang durch die schönen Säle zu machen, hie und dort flüchtig mit dem Auge verweilend, wo Schönes lockte.

Zum Schlusse kamen wir in die Säle der Skulptur, und eilten die Statuen Klessingers zu sehen. Es sind deren zwei ausgestellt, und man hat sie uns im höchsten Grade gepriesen. Klessinger, der mit einer Tochter von Georg Sand verheirathet ist, machte durch eine nackte Frauengestalt, welche er vor ein paar Jahren geliefert, großes Aufsehen. Auch dießmal hat er wieder nackte Frauenbilder geschaffen. Die eine war so von Beschauern umringt, daß wir sie gar nicht sehen konnten, denn sie ist liegend dargestellt. Wir wendeten uns also zu der andern — und mit Schrecken, mit Widerwillen davon ab.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Januar.

Oesterreich und Preußen.

Oesterreich hat diese Woche hier bei der Kaiserfrage einen moralischen Sieg errungen, der höher anzuschlagen ist, als mancher Sieg auf dem Schlachtfelde, denn er zeigt, wie mit viel tausend Fäden Oesterreich mit Deutschland verwoben ist, die es nicht zerreißen kann, ohne sein und Deutschlands Leben zu gefährden. Preußen, eine ganz deutsche Macht, die für Deutschlands sittliche und politische Entwickelung und Größe so Vieles gethan, hat, wie wir diese Woche in der Paulskirche gesehen haben, bei weitem nicht so viel Sympathien in Deutschland als Oesterreich, und sollte auch, was diese Woche mißlang, in einigen Monaten dennoch gelingen, sollte die Nation Preußens König die Kaiserkrone darreichen, so geschähe es nur durch die Macht der Verhältnisse, nicht durch den Drang des Herzens. Hundertfach konnte man bei der Kaiserdebatte im Parlament Aeußerungen folgenden Inhalts vernehmen: „Ich möchte Oesterreich an die Spitze Deutschlands gestellt sehen, damit dieser Staat seine undeutsche Eigenthümlichkeit einbüße und deutsch werde." Andere betheuerten, „sie stimmen nur deßwegen gegen das erbliche Kaiserthum, weil sie sich ein solches mit der preußischen Krone verbunden gar nicht denken könnten;" noch Andere riefen

„Entweder das alte österreichische Erbkaiserthum oder den republikanischen Präsidenten!" Ja die Bayern gestanden, ihre Geschichte sey voll bitterer Erinnerungen an Oesterreich, und doch neige sich ihr Herz diesem Lande zu und nur mit Widerwillen würden sie sich einem Oberhaupte unterordnen, das aus einem andern als aus dem Hause Habsburg-Lothringen stammt. Freilich kommt bei den Bayern auch die religiöse Sympathie in Frage; sie halten sich ferner, wenn das Band mit Oesterreich zerrissen ist, an ihrer Grenze für schutzlos, sie glauben ihre materiellen und sittlichen Interessen gefährdet, sie meinen, wie der Tiroler Beda Weber sagte, Bayern und ganz Süddeutschland werde eine Domäne der Ostseeküste, wenn Preußen die Oberhand in Deutschland hat. Aber wenn es bloß die Sonderinteressen wären, die für Oesterreich und gegen Preußen in der Paulskirche ihre Stimmen erhoben, wie kommt's, daß auch so viele württembergische und hannoversche Abgeordnete, die doch nicht durch materielle, religiöse und territoriale Beziehungen zu Oesterreich hingezogen werden, so lebhaft gegen das preußische Erbkaiserthum protestirten? Es herrscht ein Mißtrauen gegen Preußen, das man weit eher fühlt, als begründen kann. Die Einen fürchten von Preußen für das besondere Leben nicht ihrer Dynastie, sondern ihres Stammes; sie meinen, Preußen wolle ganz Deutschland preußisch machen und die Stammeseigenthümlichkeiten ausrotten. Andere fürchten von der preußischen **Staatsreligion**, gegen welche keine Grundrechte Garantie genug geben, wenn der König seine alten religiösen Vorstellungen auf den Kaiserthron mitbringt. Noch Andere fürchten die militärische Autokratie Preußens, die sich niemals aufrichtig dem reinen Constitutionalismus oder gar der demokratischen Richtung unterordnen könne und immer wieder zu dem Punkte zurückkehren werde, von dem sie ausgegangen ist, zum Absolutismus. Endlich gibt es eine vierte Partei, die sich an Englands Handelsinteresse verkauft sieht, wenn mit dem preußischen Kaiserthum das preußische Freihandelsprincip in Deutschland triumphirt.

(Schluß folgt.)

Paris, Januar.

(Schluß.)

Akademische Wahlen. — Der geographische Verein.

Ein ächt französisches Tagesereigniß hat ein wenig Leben in die Tageblätter gebracht, die akademischen Wahlen. In der Académie française war der geniale Chateaubriand zu ersetzen, und außerdem ein Schriftsteller Namens Vatout, von dem Ludwig Philipp die Kunstsammlungen in den königlichen Schlössern beschreiben ließ, und der dazu auch sehr befähigt war. Die betreffenden Schriften Vatouts werden für Künstler und das kunstliebende Publikum von Interesse bleiben; an einigen soll Ludwig Philipp selbst Hand angelegt haben. Vatout hatte sich lange um einen Platz in der Académie française beworben; endlich wurde er gewählt, aber ehe er seinen Lehnstuhl einnahm, trat die Februarrevolution ein; der König mußte flüchten, und Vatout, sein Bibliothekar, hielt sich für verbunden ihm zu folgen. Der Mann überlebte aber nicht lange den Sturz des königlichen Throns, er starb zu Richmond, wo sich die geflüchtete königliche Familie einstweilen aufhielt. Es handelte sich also davon, Chateaubriand und Vatout zu ersetzen. Die Tageblätter schlugen zu Akademikern die Romanschreiber vor, mit denen sie in Verbindung stehen. Besonders nachdrücklich behauptete das Victor Hugo'sche Blatt l'Evènement, die Akademie müsse nothwendig Alexander Dumas, Balzac oder einen andern beliebten Feuilletonschriftsteller wählen. Aber zur allgemeinen Ueberraschung warf die Akademie ihre Augen auf keinen dieser Poeten, sondern wählte zwei vornehme Herren, den vormaligen Herzog v. Noailles und den Herrn v. Saint-Priest, ganz wie zur Zeit Ludwigs XIV. oder XV., wo für die Hofleute beinahe die Hälfte der akademischen Stellen offen blieb, weil man glaubte, dieselben seyen nöthig, um den Stubengelehrten zu zeigen, wie man schön französisch spreche. Man glaubte damals, in der Stadt werde nicht so gut gesprochen als zu Versailles oder Marly. Obgleich man nun heutzutage aus diesem Grunde keine Hofleute in die Akademie aufzunehmen braucht, so hat sie doch den alten Gebrauch nie ganz aufgegeben, und zwar keine Hofleute mehr als solche, wohl aber dann und wann sogenannte vornehme Herrn aufgenommen, wenn sie sich einigermaßen als Redner oder Schriftsteller ausgezeichnet hatten. Aber nach der Februarrevolution, welche den Adel rein weggewischt, den Hof vernichtet und Freiheit und Gleichheit als Staatsgrundsatz aufgestellt hat, hätte man nicht geglaubt, daß eine Akademie es wagen würde, trotz des Republikanismus alle Schriftsteller bei Seite zu lassen und zwei Altadliche zu Mitgliedern zu wählen. Beide sind allerdings auch Schriftsteller. Der Herzog v. Noailles, jetziger Besitzer des Gutes Maintenon, hat das Leben der Frau v. Maintenon geschrieben und ihre Briefe gesammelt. Die Biographie ist noch nicht vollendet und die Briefsammlung soll auf Kosten des Vereins für vaterländische Geschichte erscheinen. Auch hat de Noailles einige Reden in der Pairskammer gehalten; er kann also als homme de lettres gelten. Auch Saint-Priest ist Verfasser einiger historischen Schriften, unter andern über die Revolutionen in Neapel. Aber sicher kann sich keiner von beiden an literarischer Bedeutung mit einem Dutzend beliebter Schriftsteller messen, deren Schriften in ganz Europa gelesen werden. Der Schritt der Académie française ist also ein sehr auffallender. Einige Tageblätter, vorzüglich das Victor Hugo'sche Evènement, dringen daher auch auf eine Reform der Akademie und verlangen, die gesammte Gelehrtenzunft solle die Mitglieder derselben wählen. Uebrigens ist es zu bemerken, daß nur die Académie francaise so sonderbar wählt; in den andern Akademien, wo es auf wissenschaftliches Verdienst ankommt, fallen die Wahlen besser aus. — Der geographische Verein hielt in diesen Tagen nach langer Zeit wieder eine öffentliche Sitzung. Es geht diesem Gelehrtenvereine wie vielen andern: seit der Februarrevolution sind sie in's Stocken gerathen; die Sitzungen werden wenig besucht und die Geldbeiträge, durch die sie bestehen, gehen sehr spärlich ein; sie leisten daher auch wenig und harren auf ruhigere Zeiten. Im Fache geographischer Entdeckungen ist wenig geschehen. Es wurde der Tod Homaire de Hells angezeigt, der nach einer ersten glücklich vollendeten und seitdem ausführlich beschriebenen Reise in's östliche Europa eine zweite in's westliche Asien unternommen hatte. Der geographische Verein ist aber so wenig von den Umständen seines Todes unterrichtet, daß er nicht einmal weiß, an welchem Orte und wie der Reisende umgekommen ist. Ferner wurde des um die alte Erdkunde so hoch verdienten Letronnes gedacht, den die französische Gelehrtenwelt am Schluß des vorigen Jahres verloren hat. Die Akademie der Inschriften hatte keinen tüchtigern Forscher im Fache der Philologie und Alterthumskunde als ihn. Er lag zwar zuweilen im Streit mit manchen seiner Collegen, und war ein wenig derb in seinen Aeußerungen, wenn man seine Ansichten bestritt; aber meist hatte er Recht in seinen Behauptungen, denn sie gründeten sich auf tiefe Forschung. Er hätte noch viel Tüchtiges leisten können, denn er war erst 53 Jahre alt und äußerst fleißig.

Dg.

Beilage. Literaturblatt Nr. 11.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 37. Montag den 12. Februar 1849.

Liebeswuth,
Weinesgluth
Nackt im Blick,
Sträubt das Haar.
Goethe.

Der März in der französischen Republik.

(Fortsetzung.)

Es ist eine berauschte, nein, eine betrunkene Bacchantin — auch das ist noch nicht der Ausdruck für diese Statue, für diesen Zustand. Adolf Stahr setzt in seinem Werke über Italien vortrefflich auseinander, wie die alten Meister, Rafael, Tizian und deren Zeitgenossen, christliche oder heidnische Mythe als Deckmantel benutzen müssen, um das rein Menschliche, das sinnlich Berechtigte darzustellen. Hier aber wird die heidnische Mythologie angewendet, um unter ihrer Aegide das Unberechtigte, das Unschöne der gesunden Menge aufzudringen, welche sich sonst widerwillig davon abwenden würde.

Keine Spur von der jubelnden, frischen Lebensfülle der Bacchantinnen des Alterthums, die selbst da, wo der Geist des Weines sie übermannt und sie in die Arme eines Fauns sinken, nie unschön werden. Es ist nur ein leichter Rausch, vom Weine erzeugt, der die Lebenslust bis zur Ekstase steigert und den Bacchantinnen in der Glücksempfindung des Daseyns jubelnde Päane des Dankes für das Geschaffenseyn erpreßt. Man kann die jüngsten Mädchen hinführen vor die große Vase in der Villa Albani zu Rom, auf der ein Bacchanal dargestellt ist, ohne ihr weibliches Empfinden zu verletzen, ohne ihnen einen andern Eindruck zu geben, als den freudigen Genuß der reinsten Schönheit. — Diese Bacchantin aber ist ein trunkenes, zügelloses Weib, das in bewußtloser Unschönheit niedergesunken, den schönen Körper zu ungefälligen Linien verdreht. Brust und Leib sind so gehoben, der Nacken so zurückgeworfen, daß man von der einen Seite den Kopf gar nicht entdeckt. Wahrhaft empörend ist diese Darstellung und ein Verbrechen gegen die Reinheit der Kunst. Wie mag nur George Sand das ansehen! und wie kann das die französische Kritik loben, ein so gebildetes Volk wie die Franzosen es bewundern! — Sie sind Idealisten, denn sie gründen eine Republik, sie stellen die Idee der Freiheit in der Wirklichkeit her. Wie können sie die Kunst so mißbrauchen lassen? Wer das Ideal in einer Richtung erkennt, muß es nach allen Richtungen verstehen und ehren, und diese Ehrfurcht vor dem Ideal wird die Religion der Zukunft seyn.

17.

Paris, 22. März.

Endlich Nachrichten aus Berlin! Gestern Abend spät sind die ersten sichern Berichte eingetroffen. Mieroslawski im Triumphe durch die Stadt getragen — Kanonenschüsse, Volksmord in der christlichen Hauptstadt des christlichen Staates, unter den Augen des Königs! Der weiße polnische Adler und die roth-schwarz-goldene Fahne zugleich emporflatternd zum Lichte aus langer Knechtschaft! Man jubelt auf und denkt mit tiefem Schmerze an all die Opfer der Unterdrückung, welche in Nacht untergingen, ehe dieses Morgenroth der Freiheit über die Erde leuchtete. — Wie ist man angstvoll in der Trennung! Die Ferne hat etwas Entsetzliches und es ist mir ein großer Schmerz, daß ich fern bin in dem ersten großen Augenblicke, den die Geschichte Deutschlands bietet, seit ich denken kann.

Was wird die nächste Zukunft schaffen in Deutschland, in Preußen? Es gibt gewisse Dinge, welche Volk und König einander nie verzeihen, nie vergessen können. Eine wirkliche Aussöhnung zwischen unserem mittelalterlich monarchischen Könige und der Idee der Volksfreiheit ist so unmöglich, wie die Herstellung einer innerlich zerstörten Ehe, und ein Volk soll kein Scheindaseyn führen.

Wir leben in einer Zeit, welche mit der Vergangenheit bricht. Es heißt den Kampf verlängern, wenn man nicht allen Schutt des Zusammengestürzten forträumt. Das wird viel Noth, viel Mühe machen, Mancher wird obdachlos oder unter den Trümmern verschüttet werden, Mancher der nothwendigen Arbeit des Neubaus erliegen. Denn es bleibt nicht bei den politischen Umgestaltungen; die sociale Revolution bricht unaufhaltsam herein. Das hat etwas furchtbar Beängstigendes. Es ist ein Entsetzen, so wie wir auf der Wetterscheide der Weltgeschichte zu stehen, zwischen dem Tode der Vergangenheit und der Geburtsstunde der Zukunft — und doch mußte dieser Augenblick kommen! Es war eine Ungerechtigkeit, eine Lüge in der Welt, denen ein Ende gemacht werden mußte, weil die Menschheit beide zu fühlen begonnen hatte. Wer weiß, ob die große sociale Reformation nicht gerade in Deutschland zur Vollendung kommt, wie einst die religiöse Reformation, die ja auch ihre Vorgänger in allen romanischen Ländern gehabt hat!

Heute Morgen hat uns Heine besucht; sein deutscher Diener führte ihn bis in unser Zimmer. Er ist sehr erschüttert durch die Ereignisse. „Ich wollte," sagte er, „sie wären früher oder später gekommen; denn sie in meinem Zustande erleben zu müssen, ist um sich todt zu schießen." — Wir sprachen von Attatroll und ich erzählte ihm, wie uns die Stelle belustigt: „Auch die Juden sollen künftig volles Bürgerrecht genießen; nur nicht tanzen auf den Märkten! Dieses Amendement, ich mach' es im Interesse meiner Kunst." — Er versicherte, dieß sey ein Zug, den er aus dem Leben genommen. Er habe in seiner Jugend in Göttingen einen sehr vernünftigen, durchaus liberalen Apotheker gekannt, der immer ganz ernsthaft ausgesprochen habe, die Juden müßten volle Gleichstellung erlangen und Alles werden können, nur nicht Apotheker.

Nachher sprach er von seinem Leben und nannte es ein glückliches. Wie schön ist das, wie selten hört man das von einem Manne, dem doch so vielfach Unrecht geschehen ist! Er sagte: „Ich habe so viel Glück gehabt, daß ich eigentlich nie ehrgeizig war; das höchste Glück! Ich habe eine seltene Frau, die ich unaussprechlich geliebt, dreizehn Jahre hindurch mein eigen genannt, ohne das Schwanken einer Minute, ohne einen Moment des Wenigerliebens, ohne Eifersucht, in unwandelbarem Verständniß und in vollster Freiheit. Kein Versprechen, kein Zwang äußerer Verhältnisse band uns aneinander. Ich erschrecke jezt in meinen schlaflosen Nächten noch oft vor dieser Seligkeit; ich schauere entzückt zusammen vor dieser Glückesfülle. Ich habe oft über solche Dinge gescherzt und gewitzelt und noch viel öfter ernsthaft darüber gedacht: die Liebe befestigt kein Miethkontrakt, sie bedarf der Freiheit, um zu bestehen und zu gedeihen."

Nachher gedachte er seiner großen, unzerstörbaren Lebenslust. „Sie kommt mir ordentlich spukhaft vor bei meinen Leiden. Meine Lebenslust ist wie das Gespenst einer zärtlichen Nonne in alten Klostermauern; sie spukt noch bisweilen in den Ruinen meines Ich!" — „Warum wählen Sie solch schauriges Bild? Es war in Ihnen so viel gesundes Heidenthum, daß die Götter einem Dichter wie Ihnen bis zum lezten Athemzuge Daseynsfreude gönnen müssen." — „Ach die Götter! Die heidnischen Götter hätten einem Dichter nicht angethan, was mir geschieht; so etwas thut bloß unser alter Jehovah! Selbst die Lippen, mit denen ich so vergnügt gesungen und geküßt, sind mir ja halb gelähmt. Ich halte jezt, da ich stündlich an meinen Tod denken muß, oft sehr ernste Gespräche mit Jehovah in der Nacht, und er hat mir gesagt: „Sie dürfen Alles seyn, lieber Doktor, was Sie wollen, Republikaner und Socialist, nur kein Atheist."

Da kam die Rede auf die persönlichen Verhältnisse von George Sand und Rachel. Mit einemmal fing er an zu lachen. „Da muß ich Ihnen eine meiner heitersten Geschichten erzählen. Als ich vor Jahren Rachels persönliche Bekanntschaft machen sollte, hatten mich Freunde dazu meilenweit auf das Land geschleppt, wo ihre Familie eine Sommerwohnung hatte. Ich lange endlich an, man sezt mich an einen Tisch, es erscheint Papa Rachel, Mama Rachel, la soeur Rachel, le frère Rachel." — „Wo ist Rachel?" fragte ich. — »Elle est sortie.« hieß es, »mais voilà toute sa famille!« Und nun lache ich, daß Alle denken, ich habe den Verstand verloren. Mir fiel nämlich die Anekdote ein von dem Manne, der ausgeht ein in den Zeitungen angekündigtes Ungeheuer zu sehen, das von einem Karpfen und einem Kaninchen abstammen sollte. Als er anlangt und fragt: „wo ist das Ungeheuer?" antwortet man ihm: „wir haben es in das Museum geschickt, aber hier ist der Karpfen und das Kaninchen; überzeugen Sie sich selbst." — Ich werde mein wahnsinniges Lachen und das Erstaunen der civilisirten Franzosen nie vergessen."

So plauderten wir lange; Heine war sehr angeregt, sehr heiter, kam aber immer auf den Ernst der Zeitfragen zurück, und ich hätte die reinste Freude an dieser Stunde gehabt, wäre er nicht so leidend, müßte

man nicht immer denken, daß dieser liebenswürdige, heiter spielende Geist, der doch so tiefsinnig seyn kann, vielleicht nur zu bald nicht mehr ist. Sein Wesen und seine Werke sind vollkommen identisch und die Originalität seines mündlichen Ausdrucks ganz seiner Schreibweise gleich. — Als er fortging, verhieß er uns wiederzukommen, sobald er wohl genug sey, und wir versprachen ihm jede Nachricht aus Deutschland mitzutheilen, die wir erhalten würden.

Sonderlinge.

(Fortsetzung.)

Wie in den Zimmern jener alten Fee im Mährchen öffnete sich eine Kammer nach der andern, und alle waren mit seltsamen Sächelchen gefüllt, von denen man nicht wußte, was sie bedeuteten und zu welchem Zweck sie dienten. Der Wirth erklärte und deutete. Da gab es Krystallkugeln, Hohlspiegel, fratzenhafte Bilder, dazwischen wieder eine schöne Büste in Marmor, eine wohlerhaltene kostbare Antike, ein wirklich werthvolles Bild. Auf zahllosen Tischen und Tischchen war das alles aufgestellt, und einzelne Gruppen von Merkwürdigkeiten trugen Zettel, auf denen irgend ein Vers, ein tiefsinniger Gedanke, ein aphoristisches Citat aufgeschrieben war. Auf einem Haufen seltener Muscheln lag eine Sentenz, die die Tiefe und das Geheimnißvolle des Meeres pries und daran erinnerte, daß die Göttin der Schönheit aus ihm emporgestiegen. Eine Krystallkugel prunkte mit einem Kantischen Lehrsatz, der eben so klar und von eben so kostbarer Form war wie der Krystall. Aber viele Dinge hatten mit ihren Zetteln nichts gemein, der Zettel existirte für sich, die Merkwürdigkeit ebenfalls. Der allegorisirende Witz des Grafen hatte sich bald erschöpft und er vertheilte seine Zettel auf gut Glück.

Aus dem ersten Gemach, das lediglich mit „Raritäten" gefüllt war, deren Anblick ermüdete, kam man in die sogenannten historischen und geographischen Räume. Dieß waren Gemächer, in denen es aussah, als hätte eben ein Indianerfürst, oder ein Pascha, oder ein Chinese sie verlassen. Ueberall auf Stühlen und Tischen, in absichtlicher Unordnung, die aber in den Augen des Sammlers eine streng eingehaltene Ordnung war, lagen Waffen, Kleidungsstücke, Geräthe, Schreibmaterialien, Toilettengegenstände u. s. w. „Der Mann ist eben ausgegangen," sagte der Graf und lächelte geheimnißvoll; „wir wollen uns rasch im Zimmer umsehen, ehe er wieder kommt. Doch deßhalb keine Unruhe, meine Damen; wir hören den Hufschlag der Pferde auf dem Pflaster im Hofe, das Schreien der gezüchtigten Sklaven, die Commandoworte lange vorher, ehe wir gewärtig seyn müssen den Gebieter hier eintreten zu sehen." Bei diesen Worten warf der schalkhafte Graf einen Blick in den Hof, wo ein einsamer kleiner Springbrunnen plätscherte und eine Aloe blühte. Aber man hatte gut sehen, der Indianerhäuptling kam nicht. — Im Chinesenzimmer dasselbe Mährchen. Da war es der Mandarine Tim-sum-ho, der sich nur auf einem kleinen Spaziergang nach seinem Harem befinde und nothwendig gleich zurückkommen müsse, wo dann das Geklingel der Glöckchen an seinem Kaftan ihn ankündigen werde. Auch Seine Excellenz der Mandarin kamen nicht, und man hatte vollständig Zeit ein chinesisches Bett, vor dem eine Sklavin aus Pappe und behängt mit Glaskorallen, Wache hielt, zu betrachten. Das Bett und seine alten morschen Hüllen hauchten einen Modergeruch aus, der die Phantasie mit Bildern von Tod und Vergänglichkeit erfüllte, während sie mit ganz andern Vorstellungen hätte erfüllt seyn sollen. Die Garderobe des Mandarin war bis auf die unbedeutendsten Details vorhanden und eben so genial unordentlich im Zimmer verstreut, wie der Federschmuck, die Bastschürze, das Beil des Häuptlings. Die Leute mußten keine Kammerdiener gehabt haben.

Hatte man diese historisch-geographischen Zimmer hinter sich — und man eilte sie bald hinter sich zu bekommen, weil nichts so sehr langweilt als Federn zu sehen, in denen die Motten sich eingenistet haben, oder einen Seidenstoff zu betasten, der in der Hand zu zerfallen droht, und dabei eine Flut barbarischer, fremder Namen und Ausdrucksweisen an das Ohr schlagen zu lassen — so gelangte man in ein kleines Zimmer nach dem Hofe, in welchem die ganze Dekoration antiken Mustern entlehnt war. Hier gab es Sopha's, auf die man sich nicht setzen konnte, und Stühle, die nicht darauf eingerichtet waren, daß man auf ihnen hätte Platz nehmen sollen. Gleichwohl hatten diese unnützen Möbeln ein sehr gelehrtes Ansehen. Daß die Wand ebenfalls in diesem Style bekleidet oder bemalt war, läßt sich denken; aber neben dem, was hier nutzlos oder verfehlt war, gab es Einiges, was in der That den Beschauer fesselte und erfreute. Es waren dieß ganz treffliche kleine Skulpturen und ganz artige Mosaiken. Hier hatte das Auge des wahren Kenners gewaltet, nicht bloß der spielende Sinn des Sammlers. Wäre das Zimmer nicht so klein gewesen und hätte man nicht bei jeder Wendung sich an irgend einer antiken Möbelecke gestoßen oder auf eine am Boden liegende Papyrusrolle getreten, so hätte man hier ganz gerne verweilen

können. Der Wirth bemerkte, so ungefähr könne man sich Ciceros Arbeitszimmer vorstellen; allein Cicero hätte eine drei Fuß hohe Puppe seyn müssen, wenn er mit Bequemlichkeit auf diesem Sopha ruhen wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Januar.

(Schluß.)

Die Grundrechte.

Wenn auch alle diese Befürchtungen übertrieben sind, um so mehr, als die deutsche Verfassung Garantien genug gegen diese Gefahren bietet, so ist doch nicht zu läugnen, daß etwas Wahres daran ist, und daß die Gegner Preußens nicht lauter Gespenster sehen. Ist es aber unter solchen Umständen nicht natürlich, daß man lieber dem Erbkaiserthum ganz entsagen und seine Zuflucht zu Regierungsformen nehmen zu müssen glaubte, die die Einheit zwar weniger stützen, aber auch weniger Gefahren für die südliche Hälfte Deutschlands mit sich führen? So kam es, daß Direktorium, Turnus und Wahlkaiserthum bei all ihren Schwächen und Mängeln mehr warme Lobredner in der Paulskirche fanden, als die vielgepriesene Erbmonarchie, ja daß man lieber sich entschloß, vorerst nichts zu beschließen, als daß man sich bewegen ließ, die ehrwürdige deutsche Kaiserkrone in eine Hand zu legen, die mehr geneigt als berufen ist dieses Kleinod zu erfassen. Hätte Oesterreich nicht freiwillig sein Verhältniß zu Deutschland gelockert und der österreichischen Einheit aufgeopfert, gewiß wäre diese Woche in der Paulskirche wieder da angeknüpft worden, wo die deutsche Geschichte im Jahr 1806 einen Einschnitt erhielt.

Das „Fest der Grundrechte," das hier in Frankfurt am glänzendsten hätte gefeiert werden sollen, war beinahe von gar keinem Belang. Und warum? Weil man hier am besten einsieht, daß die gewährleistende Stütze dieser Grundrechte, die Centralmacht, für jezt noch ganz und gar nicht vorhanden ist, und daß die Schöpfung derselben der Verkündigung der Grundgesetze durchaus hätte vorhergehen müssen. Freilich sagt man, diese Grundrechte werden von einer moralischen Macht getragen, die im Volk liegt. Allein wir sehen, daß eben dieses Volk bald an diesem, bald an jenem Abschnitte der Grundrechte etwas auszusetzen hat; den einen ist das Verhältniß der Kirche zur Schule und zum Staat nicht freisinnig genug oder zu freisinnig ausgefallen, andern genügen die Bestimmungen über die Befreiung von Grund und Boden nicht, der dritte kann das ungehinderte Ansiedelungsrecht nicht verdauen, jeder schwärmt für die Freiheit wie er sie wünscht. So lange demnach kein Machtgebot es durchsezt, daß diese Grundrechte ganz so wie sie sind, unbedingt und unverweilt in's Leben übergehen, so lange bleiben dieselben nicht viel mehr als fromme Wünsche. Hier in Frankfurt hat der Senat zwar seine Schuldigkeit gethan und die gesammten Grundrechte verkündigt, doch nicht ohne die Verkündigung mit dem Seufzer zu begleiten, daß das darin ausgesprochene freie Ansiedelungsrecht große Gefahren mit sich führen werde. Das ist in der That der Punkt, an dem sich ganz Frankfurt stößt und der wohl auch Schuld ist, daß das Fest der Grundrechte hier beinah gar nicht gefeiert wurde. Frankfurt war bisher für jeden Deutschen fast wie mit einer chinesischen Mauer umschlossen und man fühlte sich wohl bei dieser Absperrung. Kommen durfte Jeder, der Geld nach Frankfurt brachte, in den Wirthshäusern war Jeder willkommen und blieb auch von der Polizei so ziemlich ungeschoren. Ließ sich's aber eine Familie einfallen, sich eine Privatwohnung zu nehmen, um Geschäftsverbindungen anzuknüpfen und ein häusliches Leben einzurichten oder gar ein Gewerb zu treiben, das irgend einen Frankfurter beeinträchtigen oder auch nicht beinträchtigen mochte, so wurde sie alsbald von allen Seiten scheel angesehen, von der Polizei beobachtet, mit Cautionsleistungen behelligt und bei der unbedeutendsten Veranlassung ausgewiesen. Der Fremde mußte sich mit einem Frankfurter associren, wollte er irgend einen Erwerbsweg in der Freistadt betreten, d. h. er mußte die Hälfte des Gewinns einem Eingebornen überlassen; der Handwerker aus der Nachbarschaft mußte alle möglichen Defraudationen ersinnen und durchführen, wollte er in der freien Stadt einige Kunden versorgen. Das alles soll nun auf einmal aufhören; es soll jedem Deutschen vergönnt seyn, aus der Stadt, die aus ganz Deutschland Nutzen zieht, auch einigen Nutzen zu ziehen; jeder redliche, erwerbsfähige Deutsche soll das Recht haben, in dem reichen Frankfurt sich häuslich niederlassen zu dürfen, wenn er auch keineswegs ein „Frankfurter Kind" ist; die edle „Zunft" und die theuern „Permissionen" sollen aufhören, die bisherigen Frankfurter Heloten, Beisaßen und Juden genannt, sollen plötzlich in ordentliche Frankfurter Staatsbürger metamorphosirt werden, und der Offenbacher Schuhmacher soll ohne Furcht und Ehrfurcht vor der Polizei einen stockfrankfurter Fuß beschuhen und bestiefeln dürfen. Das ist zu viel auf einmal, solche kühne Gedanken wären in Jahrhunderten in Frankfurt noch nicht aufgetaucht. Und solche privilegienmörderischen Rechte soll man in Frankfurt feiern? Nimmermehr! Daher blieb es am Abend des 21. Januar in Frankfurts Gassen dunkel und düster, troz dem daß das Montagskränzchen Illumination angesagt hatte; keine Fahne flatterte, kein Festzug, keine Musik, kein Festessen. Nur im Lokal des Montagskränzchens hielt der Frankfurter Republikanismus Reden, lobte die Grundrechte als das Minimum der Freiheit, mit dem man einstweilen zufrieden seyn müsse, bis bei günstiger Gelegenheit das Maximum erlangt werden könne. Nur im prosaischen Sachsenhausen, das seiner Schwesterstadt Frankfurt die bittersüße Last der Grundrechte und ihre Folgen herzlich gönnt, wurden Lieder gesungen und Toaste auf das erste deutsche Parlament ausgebracht, das Deutschland mit den Grundrechten beschenkt. Der Kern der Bevölkerung aber that nichts und feierte nichts; die Herrn gingen heute zu Ehren der Freiheit eine Stunde früher schlafen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 38. Dienstag den 13. Februar 1849.

Spectatum admissi risum teneatis. —
Horat:

Sonderlinge.

(Fortsetzung.)

Die Wanderung ging weiter. Man gelangte nun in Zimmer, die mit Muscheln verziert waren und Grotten bildeten, in dem Geschmack, der gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts namentlich in den Fürstenpalästen aufkam. Hier gab es nun Spiegelwände und Gruppirungen von Tropfsteinbildungen, ferner eine kleine Caskade mit stets plätscherndem Wasser, und in heißen Sommertagen mochte dieser kleine Salon sein Angenehmes haben. Allein auch hier war nirgends ein Platz zum Sitzen, man hätte denn auf einer Moosbank von gerupfter Seide, in der einzelne künstliche Thautropfen aus Glaskorallen eingestreut waren, sich niederlassen wollen. Allein welch peinliches Sitzen war das! Glaubte man auch nicht wirklich naß zu werden, log das Moos nur eine Feuchtigkeit, die es nicht hatte, so war die Bank doch so klein und stand in einem so düstern Winkel, daß nur die größte Ermüdung einen armen Merkwürdigkeitenjäger dahin gebracht hätte, hier Platz zu nehmen. In diesem Salon befand sich eine sehr gute Copie der medicäischen Venus in tadellosem Marmor. Dieses Kunstwerk war in der That vortrefflich, und die zahllosen Spiegel der Wände warfen das Bild der schönen Göttin einander wie in heiterem Spiele wohlgefällig zu. Der Graf stellte sich an das weiße Bein der Venus, und sein wunderliches, halb schalkhaftes, halb ernstes graubärtiges Antlitz guckte auf die Beschauer, sich an dem Eindruck weidend, den all die Herrlichkeit auf seine Gäste machte.

Aus diesem Muschelgrottensalon trat man in den Hausgarten; dieser war sehr klein, wie die Stadtgärten gewöhnlich sind, und damit hatte man die Wanderung vollendet. Nun kehrte man noch hie und da zu einem hübschen Kunstwerk zurück, um dieses sich näher zu betrachten. Die Perle der ganzen Sammlung war unstreitig ein höchst werthvolles Gemälde, das später das königliche Museum in seine Säle aufnahm, ein alter Kopf von Denner, mit jener bewundernswerthen minutiösen Ausführlichkeit und der Feinheit und Sauberkeit des Pinsels gemalt, wie sie diesem Meister ganz eigenthümlich sind. Die Kupferstichsammlung des Grafen war sehr voluminös, aber nicht werthvoll; man müßte denn eine ganze Masse skabröser Bilder indischen und chinesischen Ursprungs, zum Theil auf Papier aus Pflanzenstoffen gemalt, hoch anschlagen; die Glasgemälde waren nicht sonderlich. Der Graf war nun einmal ein Freund des Trödelkrams, und man sah ihn oft die Stadt durchwandern, um in einer jener unterirdischen kleinen Buden zu verschwinden, wo Gerümpel aller Art feilgeboten wird. Da kam er denn wieder an die Oberwelt mit einem werthvollen Stücke, einem schön geschliffenen Glase, oder einem alten Bilde, meistens jedoch sah man ihn erscheinen, Arme und Taschen voll gänzlich werthlosen Krams. Er selbst hatte keine Kritik und keine Kunstbildung, er raffte nur auf, was ihm seltsam und ungewöhnlich erschien; seine Freunde machten ihn auf das wahrhaft Gute aufmerksam.

Dieser Mann, wie er von der Welt isolirt gelebt hatte, starb eben so isolirt. Sein Kammerdiener und seine Hunde, sein Papagei und seine Köchin waren Zeugen seiner lezten Augenblicke, und zwar

hatte er sich seinen Tod durch einen zu stark gewürzten Hummersalat zugezogen; denn er war nicht allein Gutesser, sondern auch Vielesser, und in seinem einsamen Tageslauf bildeten Mittags- und Abendmahlzeit die Glanzpunkte. Vor langen Jahren hatte er noch Besuche gemacht und Gesellschaften gegeben, allein die unbezähmbare Klatschhaftigkeit der Frauen, wie er mir einmal gestand, hatte ihn fast auf allen menschlichen Verkehr verzichten lassen. Fand er etwa diese Klatschhaftigkeit in Berlin besonders groß und weit verzweigt? Es scheint beinahe, aber er mochte Berlin nicht verlassen, weil er daselbst sein Haus und seine Sammlung hatte und beides nicht veräußern wollte.

Dieser Sonderling bringt mich auf einen andern, und zwar auf einen fürstlichen, auf den Herzog August von Gotha. Es ist über diesen seltsamen Mann noch sehr wenig veröffentlicht worden, und doch verdient er in mancher Beziehung in den Bereich wenigstens der Memoirenliteratur gezogen zu werden, denn er war ein Original, wie sie die Salons der ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts nicht eben häufig bieten. Im Zusammenstoß Deutschlands mit dem Helden des Jahrhunderts, mit Napoleon, unter den gewaltigen Ereignissen, die das Erscheinen und den Fall des großen Mannes begleiteten, verschwand die scurrile und geistvoll barocke Persönlichkeit dieses kleinen deutschen Fürsten, der auf seinem Schlosse zu Gotha wie ein Prinz aus Tausend und einer Nacht lebte. In meinen Roman „Jena und Leipzig" habe ich ihn als erkennbares Porträt einzuführen gesucht, allein es ist wahrlich der Mühe werth, daß der Beobachter und Schilderer der Sitten und Zeiten sich ernstlich dieses Stoffes bemächtige. Hier nur einige Züge, Pinselstriche zu einem künftigen Gemälde.

Wie der Graf, den wir eben geschildert haben, lebte auch der Herzog einsam; seine Mitwelt ärgerte oder ennuyirte ihn. Den großen Goethe, den er am benachbarten Hofe von Weimar sah, hielt er für einen langweiligen deutschen Pedanten, und Goethe, zum Dank dafür, hielt den Herzog für einen Narren. Die Complimente, wie man sieht, waren auf beiden Seiten ziemlich gleich vertheilt. Beide irrten sich in einander. Wenn Goethe in einer Abendunterhaltung bei der Baronin von Heyendorf zwei bis drei Stunden hintereinander von den Gebirgsschichten sprach, von Quarz, Glimmer und Granit, so gähnte der Herzog und hatte nicht Unrecht, wenn er behauptete, Goethe sey ein Pedant; Goethe, den Dichter, lernte er hiebei wahrlich nicht kennen. Goethe dagegen, wenn der Herzog in vortrefflichem Französisch zweideutige Geschichtchen à la Grécourt erzählte, fand dieses Genre so wenig seiner Eigenthümlichkeit analog, daß er beleidigend stumm wurde und völlig theilnahmlos am Gespräch dasaß. Goethe aber wußte seinerseits nicht, daß der Herzog Augenblicke hatte, wo er mit durstiger Lippe an dem Kelche hing, den die Poesie ihren Jüngern und Bedürftigen hinreicht. Beide offenbarten einander ihr innerstes Wesen nicht so, daß eine dauernde Verbindung hätte zu Stande kommen können. Und das war nicht allein bei Goethe und dem Herzog August so, das ist der Hinderungsgrund, daß so unzählige andere Menschen und Menschlein nicht zusammen kommen, und wenn sie Jahre lang bei einander wohnen.

Die barocke Eigenthümlichkeit des Herzogs entsprang aus einer krankhaften Stimmung, die wiederum ihrerseits ihren Grund in unbefriedigtem Ehrgeize hatte. Er war ein kleiner deutscher Fürst, zurückgedrängt in einen eng umfriedeten Wirkungskreis, und er hätte ein großer, gewaltiger, seinem Jahrhunderte imponirender Mann seyn mögen. Deßhalb seine Launen, seine ewige Unruhe, sein Spott über sich und Andere. Man sah in ihm nur den närrischen Sonderling, aber man that ihm Unrecht; er besaß eine Seele, die die Größe begriff und fühlte, die aber aus kindischem Unwillen, daß diese Größe ihr versagt war, sich im Gegensatz zu den niedrigsten und verächtlichsten Spielereien hielt. Besonders war ihm Napoleon zuwider, aber dieser Haß war eine heimliche grenzenlose Bewunderung, die, weil sie nicht laut werden durfte und wollte, sich hinter ein brutales Spiel toller kleiner Spöttereien und kindischer Angriffe maskirte.

(Schluß folgt.)

Der März in der französischen Republik.

18.

Paris, 24. März.

Auf allen Straßen werden Zeitungsblätter ausgerufen mit der Nachricht vom emprisonnement du roi du Prusse et de ses ministres, von der abdication du roi de Prusse. — Ich zweifle, daß ich in Paris bleibe; die Spannung, die Ungewißheit über die Vorgänge in der Heimath sind so quälend, daß man darüber jede Genußfähigkeit verliert.

Die Deutschen hier rüsten sich zum Abmarsch; sie wollen fort, sobald sie Geld haben. Auf der Gesandtschaft sagte man uns, daß man ihnen keine Pässe ertheilen werde; sie werden aber ohne das gehen, und — in ihr Unglück, wie zu fürchten steht. Wenn man

fragt: „was sollen denn diese Leute jenseits des Rheines thun?“ so heißt es: ihren Brüdern beistehen. — Aber worin? Im Kampfe? — Es ist ja kein Kampf in Deutschland, was sollen die brodlosen Arbeiter dort beginnen? — „Sie sollen die Aufregung vermehren, aus der der Kampf und die Republik hervorgehen.“ — Das sagen Menschen, die sonst ganz vernünftig sind, und Niemand will bedenken, daß man wohl in einem einigen Lande, bei einer Nation von gleichmäßiger politischer Bildung schnell die Monarchie in eine Republik verwandeln kann, nicht aber die achtunddreißig Fürsten verjagen und aus achtunddreißig getrennten Völkern mit einemmale ein Ganzes herstellen. Wie gern wollte man schon jezt an diese Möglichkeit, wie gern an die republikanische Verfassung in Deutschland glauben, wenn man es nur könnte!

Bei all den Besorgnissen gibt es aber doch eine Freude: den Sturz der pietistischen Büreaukratie in Preußen. Ich möchte jezt wohl die frommen Geheimeräthe sehen, die Knechte des Gottes, welcher den christlichen Staat und die absolute Monarchie Preußen vorzugsweise liebte und vor Attentaten und Constitutionen bewahrte, die, ein Blatt Papier, zwischen dem König und dem Volke schweben. Da wird nun alles Beten in der Geheimerathskirche im Thiergarten nichts helfen; der polnische Adler flattert troz des rothen Ablerordens vierter Klasse und der beschränkte Unterthanenverstand kommt doch an's Ruder.

Wie politisch gebildet hier das eigentliche Volk ist, das haben wir heute gesehen. Wir waren Abends im Conservatoire des arts et métiers, wo ein Professor Blanqui, ein Bruder des Blanqui, den wir neulich im Klub hörten, einen Vortrag über die Finanzkrisis in Frankreich hielt und das Wesen der Banken in den verschiedenen Ländern erklärte. Das Lokal ist weit oben im Faubourg St. Martin und das Auditorium bestand aus etwa achthundert Männern, von denen bei weitem die Mehrzahl Blousen trugen. Obgleich der Vortragende sich auf den praktischsten Standpunkt gestellt hatte, mußte ich recht sehr aufpassen, um folgen zu können. Das Publikum aber schien vollkommen an dergleichen Materien gewöhnt, folgte mit Theilnahme und gab oft seine Zustimmung durch Bravorufen und Beifallklatschen zu erkennen.

Am Morgen waren wir im Invalidenhause, wo man an dem Denkmal Napoleons baut. Wir besuchten den Dom, die Wohnungen, sahen die einzelnen Compagnien speisen, man zeigte uns die Gärtchen. Die alten Garden der Kaiserzeit haben neben der jungen Mobilgarde schon etwas ganz Fabelhaftes; man muß sich besinnen, daß ihre Zeit erst so kurz vergangen ist. Als wir dann das Luxembourg besuchten, um die Zimmer der Maria von Medicis, die Galerie moderner Malerei und die Kapelle zu sehen, in welcher die Ehen der Pairs eingesegnet wurden, bemerkten wir eine lebhafte Bewegung im Hofe, der zu den Sitzungszimmern von Louis Blanc führt. Plötzlich theilte sich die Menge, ein Zug erschien, eine Prozession von Frauen in verschiedener Tracht, von verschiedenem Alter. Eine derselben, die voran schritt, trug die dreifarbige Fahne. Es waren die Westennähterinnen, les giletières, der großen Kleidermagazine, welche Verbesserung ihrer Lage verlangten, wie man sie den männlichen Kleiderarbeitern bewilligt hatte: höhern Lohn und kürzere Arbeitszeit. Niemand außer uns beachtete diese Prozession der Frauen als etwas Besonderes.

In diesen Tagen sind einzelne Corps verbannter Polen und Belgier mit Unterstützung der Regierung nach ihrer Heimath abgegangen. Man sucht so viel Menschen als möglich fortzuschaffen; die Belgier aber sind schlecht empfangen und, wie wir hören, in Lille auf die Festung gebracht worden, sobald sie die Absicht zu erkennen gaben, die Republik in ihrem Vaterlande zu proklamiren. Dennoch will in diesen Tagen ein neuer Trupp über die Grenze gehen, und auch die Deutschen werden gewiß noch in dieser Woche aufbrechen. Sie werden an zwei verschiedenen Punkten über den Rhein marschiren, und bleiben fest bei der Behauptung, daß Alles für ihren Empfang vorbereitet, daß die Erklärung der Republik sicher sey. — Jeder Enthusiasmus ist etwas so Göttliches, so Heiliges, daß man ihn überall ehren muß; und so betrachte ich auch Herwegh mit der Achtung, die ich vor jedem Kultus, die ich vor dem katholischen Ritus habe, an den ich selbst nicht glaube. Herwegh und seine Frau sind in einer Ekstase, die Glück im Glauben in sich trägt. Beide sind von einer Opferfreudigkeit, wie ich sie selten gesehen. Die Zeit der religiösen Opfer ist vorüber, möchten die Beiden nicht Opfer der Politik werden. Sie sind jedem Zweifel unzugänglich, für jede Vorstellung taub aus Enthusiasmus.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Schlesien, Januar.

Der Bauernaufstand i. J. 1848.

Der schlesische Bauernaufstand hat Gräuel in seinem Gefolge gehabt, welche einen dunkeln Schatten auf den Charakter des schlesischen Landmanns werfen, und es muß für den auswärtigen Leser von Interesse seyn, die Ursachen zu erfahren, welche solches Unheil herbeigeführt haben, zumal man dem Schlesier im Allgemeinen und dem Landbewohner insbesondere einen ziemlich hohen Grad von Gutmüthigkeit und Ehrenhaftigkeit nicht absprechen kann. Erst wenn wir diese Ursachen aufgesucht und dargestellt haben, wollen wir mehrere Scenen des Aufstandes unparteiisch erzählen.

Erinnert man sich dessen, was sich hinsichtlich der Feudalverhältnisse schon im Jahr 1807 zutrug, so wird man dieß als ein Vorspiel dessen ansehen, was im Jahr 1848 eintrat. Damals, nach dem unglücklichen Kriege mit Frankreich, sagte der König dem Volke und insbesondere den Rustikalbesitzern Befreiung von den Feudallasten zu und ließ zu dem Ende eine neue Agrargesetzgebung in's Leben rufen. Diese Befreiungen sollten erst mit dem Jahr 1810 eintreten, bis wohin eine genaue Regulirung jener Verhältnisse vorgenommen seyn konnte; aber die Ungeduld riß viele Bauern zum offenen Aufstande hin, weil sie meinten, die Dominialbesitzer wollten die Freiheit, welche der König bereits für sie ausgesprochen, nicht herausgeben. Der Aufstand ward durch militärische Kraft zwar schnell unterdrückt, aber der Stachel blieb zurück und die Abneigung der Bauern ging in Haß gegen die Besitzer der Domänen — meistens Adelige — über. Dieser Haß ward aus zwei Quellen genährt. Die eine war der Druck und die mancherlei Plackereien, welche jene von diesen erlitten, die andere der Grimm über das Benehmen der Mehrzahl der Offiziere im Krieg von 1806, die mit wenigen Ausnahmen Adelige und nebenbei Gutsbesitzer waren. Dieses Benehmen, verglichen mit ihrem Uebermuthe vor dem Kriege, hatte den Adel in der Meinung und Achtung der untern Volksklassen tief herabgesezt und ihn denselben verhaßt, um nicht zu sagen verächtlich gemacht. Dazu kam noch, daß, wie es die Natur der Sache mit sich brachte, die Servitutsablösungen, die mit dem Jahr 1810 begannen, anfangs sehr schleppend vor sich gingen, und daß es dabei wohl vorgekommen seyn mag, daß die Commissionen sich auf Seite der Dominien zu neigen schienen, wenn nicht wirklich neigten, theils weil sie sich an eine solche neue Ordnung der Dinge nicht gewöhnen konnten, theils weil sie eine Ungerechtigkeit zu begehen fürchteten, wenn sie dem einen Theile die bisher besessenen Rechte und Einkünfte nicht durch ein vollständiges Aequivalent hätten ersetzen können. Daraus entstand Mißtrauen bei den Bauern, oder vielmehr das längst gehegte wuchs und die Kluft zwischen beiden Parteien erweiterte sich. Das Mißtrauen ging an vielen Orten in Haß über, der durch das übermüthige Benehmen des schlesischen — vornehmlich des kleinen — Adels genährt wurde. Je mehr sich nun die Rustikalbesitzer in dem, was sie nach der Ordre des Königs bekommen zu müssen meinten, verlezt glaubten, desto höher stiegen ihre Forderungen, die in solcher Ausdehnung natürlich nicht befriedigt werden konnten. Sie schnitten dieselben auf's Kerbholz und lauerten auf die Gelegenheit, wo sie würden abrechnen können.

Diesen Volkszuständen schienen die Jahre der allgemeinen Erhebung Deutschlands (1813 — 1815) eine andere Gestalt geben zu wollen. Adel und Volk standen da auf und fochten vereint und ohne alle Abneigung und Eifersucht gegen den gemeinschaftlichen Feind. Es war dieß ein um so erfreulicheres Zeichen, als lezteres die Franzosen als seine Befreier anzusehen geneigt war, und in dieser Gesinnung selbst da noch nicht sonderlich erschüttert war, als es sah, wie sehr es von diesen Befreiern in Contribution gesezt wurde. — Da ward das böse Blut auf's neue dadurch genährt, daß die deutschen Fürsten mit der Erfüllung ihrer im Jahr 1813 dem Volke gegebenen Zusagen zögerten. Die Bauern fühlten im Mißmuthe hierüber aufs neue das Joch der alten Feudallasten mehr denn je. So hat sich die Abneigung und der Haß gegen die Dominien fortgetragen und genährt, bis die Gelegenheit zum Ausbruche kam. Es ist aber zum völligen Verständniß und zur richtigen Auffassung der vorgekommenen Gräuelscenen noch anzuführen, daß Schlesien, das in der Vorzeit ein slavisches Land war, von dorther noch viele slavische Institutionen in sich trug, wozu vornehmlich die Erbunterthänigkeit und die drückende Robot (Frohn) gehört, die für die neuere Zeit längst nicht mehr paßten. Zwar hatte das Edikt von 1810 die Abschaffung derselben im Auge, aber es ging damit nicht rasch genug. Das Landvolk aber warf in die Kategorie dieser Lasten alle Leistungen, die es den Herrschaften (Dominien) zu gewähren hatte, wozu auch Grundzinsen und ähnliches gehören. Weil nun diese ohne angemessene Entschädigung vom Staate nicht aufgehoben werden konnten, ohne Ungerechtigkeit gegen die Berechtigten, so verdarb es auch der Staat mit den Bauern und zog sich den Verdacht der Parteilichkeit zu. Kurz es kam immer eins zum andern, um den Ausbruch des Unwillens vorzubereiten. — Endlich ist auch nicht zu übersehen, daß der Bauernaufstand in Galizien vor zwei Jahren tiefen Eindruck auf die Bauern in Schlesien machte, wozu denn endlich noch die im Anfange des vorigen Jahrs ausgebrochenen Tumulte des Landvolks in Schwaben und Franken kamen, die dem schlesischen als Beispiel und Aufmunterung dienten.

Ueberschaut man das alles, so erkennt man die Ursachen der schlesischen Bauernrevolte, und muß es auch erklärlich finden, wie an derselben eine große Anzahl wohlhabender Bauern Theil nehmen konnte, von denen man hätte glauben sollen, die Gefahr, in welche sie sich stürzten, wie die Furcht, daß sie ihren eigenen Reichthum auf's Spiel setzen, müßten sie davon abhalten. Sie hatten nur den Gewinn vor Augen, der ihnen und ihren Genossen bei der Beraubung der Dominien in Aussicht stand; denn sie gaben sich dem Glauben hin, daß sie fortan aller und jeder Leistung an dieselben, ohne irgend eine Entschädigung ihrerseits, quitt und ledig werden müßten. Und diesen Glauben weckten und unterhielten eine Menge Aufwiegler, die theils im Schooße der Landgemeinden lebten, theils aus den Städten — vornehmlich aus der Hauptstadt — auf's Land kamen und die Bewohner aufreizten. Solches Gewerbe trieb insbesondere das Heer von Kleinhändlern und Fuhrleuten, die seit der Einführung der Gewerbefreiheit sich wie Ungeziefer vermehrt haben.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 12.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 39. Mittwoch den 14. Februar 1849.

> On ne peût nier, ce me semble, que les Français ne soient la nation du monde la plus habile dans la combinaison des effets du théâtre. — Si les Allemands étaient habiles dans l'art dramatique, ils le seraient aussi dans tout le reste: mais en aucun genre ils ne sont capables même d'une adresse innocente.
>
> Mad. de Staël.

Der März in der französischen Republik.

19.

Paris, 26. März.

Gestern angelangte Briefe befestigen unsern Vorsatz; wir werden nach Deutschland zurückkehren und Paris morgen Abend verlassen. Wo die Seele nicht ist, muß man nicht bleiben. Seit ich weiß, daß ich nach Deutschland gehe, daß ich die Zeit mit erleben werde, seit gestern Mittag bin ich so ruhig geworden, daß ich mich vortrefflich im Theater zu amusiren vermochte.

Wir waren im Gymnase, sahen Bresson und Rose Chéri in »Royal Pendart.« und ein Gelegenheitsstück, »les filles de la liberté.« Royal Pendart nennt sich ein Club junger Männer am Hofe Ludwigs XVI., die, gelangweilt von der beginnenden sittlichern Richtung des Hofes, zusammengetreten sind, um die „gute alte Art" unter sich aufrecht zu erhalten, und in galanten Abenteuern, Trinken, Spielen, Jagen, mit einem Worte in den sieben nobeln Passionen ihren Ruhm suchen. Ein galantes Abenteuer ist denn auch der Mittelpunkt des Stücks, eine Entführung, bei welcher der Held — Bresson als Duc de Marsignac — sich ernstlich in die Duchesse de Marvigly (Rose Chéri) verliebt und durch ihre Tugenden von all seinem Leichtsinn geheilt wird. Bresson und die Chéri sind beide schön, beide äußerst fein, und all die jungen Taugenichtse des Royal Pendart traten auf der Bühne so gewandt und liebenswürdig in ihren prächtigen altfranzösischen Costümen auf, daß man sich wirklich aus dem Ernst unserer Zeit in jenes schäumende, berauschende Leben zurückwünschen konnte, wie der Mann sich von der Mühe der Arbeit nach den kindischen Spielen des Knaben sehnt, nach seinem Uebermuth und seinem Leichtsinn. Wie ein bunter Schmetterling, so frisch, so leicht, flatterte das ganze Stück vorüber, und man gewann die jungen Roués lieb, denn auch noch der Albernste von ihnen, der Leichtfertigste hatte Züge edler Gesinnung.

Das zweite Stück, »les filles de la liberté.« ist eben so anmuthig als locker zusammengeworfen. Die Göttin der Freiheit tritt auf, in antiker Tracht, die phrygische Mütze auf dem Haupte, und sucht klagend ihre verlorenen Töchter. Plötzlich hört sie singen hinter der Scene; der jubelnde Schall des »mourir pour la patrie« schlägt bekannt an ihr Ohr und ein reizender Gamin — Mademoiselle Désirée — steht vor ihr, in grüner Manchesterhose, blauer Blouse, ein kleines Käppchen mit rother Quaste auf dem Kopfe. Sie sehen sich befremdet an, aber der Pariser Gamin ist nicht leicht stutzig zu machen. „Woher und wohin?" fragt er, erhält pathetische Antwort und wird nun ebenfalls examinirt. »Je suis un enfant de la liberté, je suis l'émeute!«

Die Freiheit erkennt entzückt ihren kecken Enkelsohn und fragt nach dem Schicksal ihrer sieben Töchter: la liberté de la presse, la liberté du culte, la liberté de la parole u. s. w. »Elles toutes ont été violées par Guizot, par Thiers etc.« — Die Freiheit ringt die Hände in Verzweiflung, die Emeute spricht ihr Trost ein und holt allmählig die Töchter herbei. Sie kommen an; die eine in Ketten, eine andere mit dem Rock eines Municipalsoldaten über dem griechischen Gewande, die liberté de la presse mit Zeitungen

die mit schwarzem Flor zusammengebunden sind, an ihrer Standarte; alle gebrochen und gedemüthigt, alle hoffnungslos. Nur die Mutter Liberté und der Enkel Emeute sind ungebeugt; sie schließen ein Bündniß, nehmen les filles de la liberté unter ihren Schutz, befreien sie, und am Ende erscheinen die Sieben strahlend in neuer Jugendfrische ohne Fesseln; die großen Zeitungsblätter fliegen unter dem dreifarbigen Bande der Standarte lustig in die Luft, alle Freiheiten zusammen singen die Marseillaise und mourir pour la patrie; die Emeute schwenkt ihr Mützchen und ruft: »tant que je vivrai la liberté ne mourra pas!« und das Stück ist zu Ende unter dem Beifalljauchzen des Publikums.

Solche Stücke, die wahrhaft reizend sind und von unglaublicher Wirkung, können die Deutschen nun eben so wenig machen, wie ein langsamer, tiefer Denker witzig seyn kann. Ein Impromptü, ein Witzwort jagt das andere, es ist ein wahres Raketenwerfen von Einfällen, und das Ganze so flüchtig, so bezaubernd und so glänzend wie ein Feuerwerk. Deutsche Schauspieler können das auch gar nicht spielen, wenigstens die Schauspieler der Hofbühnen nicht, denen der Zopf des gespreizten Beamtenthums immer Nackenschläge gibt, daß sie glauben, ihrer Würde zu nahe zu treten, wenn sie von der conventionellen Bühnenunwahrheit einmal loslassen und sich menschlich frei und wahr bewegen. Wäre irgendwo eine Revolution wohlthätig, so wäre es auf den deutschen Theatern, die eigentlich lauter Invalidenhäuser mit Anciennitätslisten sind. Um in Berlin die ersten Liebhaberinnen zu spielen, muß man, glaube ich, Großmutter seyn, und wer nicht die silberne Hochzeit gefeiert hat, darf nicht als Wallenstein auftreten.

Ein anderes Schauspiel, das uns neulich in das Theater lockte, stellt eine Reihe von Vorgängen der ersten Revolution dar. Danton, Marat, der ganze Convent treten darin auf; Kanonenschläge, Freiheitsreden, die Marseillaise, la chant du départ wechseln mit einander ab. Obgleich das Stück schlecht war, boten doch die treuen Costüme ein Interesse, und die Idee, solche Stoffe für die Volkstheater zu benutzen, dem Volke seine Geschichte in jeder Gestalt vorzuführen, ist beachtenswerth.

In diesem Sinne ist hier auch eine wunderhübsche Statuette von Terra cotta erschienen: ein junger Offizier der ersten Revolution, die Schärpe um die Hüfte geschlungen, die dreifarbige Fahne entfaltend und den rechten Arm mit dem gezogenen Degen zum Schwure erhoben. Es ist sehr viel Schwung in dem Figürchen, wie denn die Franzosen für moderne Porträtstatuen sehr großes Geschick haben.

Dieß ist also der lezte Brief aus Paris und ein wichtiges Kapitel der Gegenwart, das uns mitzuleben vergönnt ward, wird morgen Abend für uns abgeschlossen seyn. — Gestern, als wir aus dem Theater kamen, hörten wir hier und dort Petardenschüsse. Man pflanzte in den verschiedenen Mairien die Freiheitsbäume, und wo dieß geschah, hatte man die Häuser illuminirt.

20.

Aachen, 28. März.

Die Nachtfahrt von Paris nach Brüssel war sehr unruhig. Dreihundert heimkehrende Belgier, die sich im Convoi befanden, sangen unabläßig die Marseillaise. Alle Waggons und Bahnhöfe waren voll von Polen, ernste, sorgenvolle, lebengeprüfte Physiognomien, voll schweigender Zurückhaltung, voll Unglauben an die Möglichkeit des Glücks. — Die Festungswälle in Lille starrten von Kanonen; die Visitationen an der Grenze waren strenger als bei der Hinreise. Man forschte nach Waffen und untersuchte die Pässe der Männer sehr genau, was langen Aufenthalt verursachte. — Je näher wir der deutschen Grenze kamen, desto unruhiger schlugen unsere Herzen. Als wir von Verviers abwärts fuhren und Aachen erblickten, sahen wir die erste schwarzrothgoldene Fahne. Sie flatterte stolz auf dem alten deutschen Dome Karls des Großen. — Möge sie Heil bringen für Deutschland!

Sonderlinge.

(Schluß.)

So hat man die Anekdote von Herzog August, daß, als er Napoleon, der sich siegreich den Grenzen des Herzogthums näherte, einholen sollte, zu diesem Zwecke eigens eine Kutsche in Form eines kolossalen Todtenkopfes bauen ließ. In diesen ominösen Wagen wollte er den Kaiser nöthigen, der es natürlich vorzog in seinem eigenen zu bleiben. Später, als der Kaiser auf dem Schlosse zu Gotha weilte und den Fürsten, der die Honneurs seines Hauses machte, aufforderte sich eine Gnade zu erbitten, hob sich der Herzog auf die Fußspitzen, nahm eine süßliche Miene an, streckte die Arme aus und rief: „Sire, einen Kuß!“ Napoleon soll sich abgewendet und halb zu seiner Begleitung gekehrt, ein arges Schimpfwort ausgestoßen haben. So erzählt man sich manche kleine Züge, die beweisen, wie der Fürst seiner Animosität gegen den Allgewaltigen Luft machte.

Das Wesen des Fürsten, wenn seine skurrile Laune ihn nicht befiel, grenzte an die finsterste Melancholie. Er durchirrte in solchen Momenten die

Säle seines Schlosses um Mitternacht in einem langen flatternden Gewande, indem er Verwünschungen und Klagelaute ausstieß, die alle, welche es hörten, erbeben machten. Oder er saß auf seinem Lager und rang in banger Verzweiflung die Hände. In derlei Stimmungen hatte er schreckliche Gesichte. Er sah einst den Triumphzug des Todes, den dieser, über die Erde hinschreitend, hielt, und dieser mit schauerlicher Majestät umhüllte Zug ging an seinem innern Auge mit der größten Umständlichkeit und in den kleinsten Details ausgedrückt, vorüber. Diese Visionen theilte er dem Hofmaler Gräff mit und forderte ihn auf zu malen, was er geschaut. Natürlich vermochte keine Kunst ein solches Gemälde zu schaffen. Aber den minder gewaltigen Träumen mußte Gräff sich fügen. So malte er für den Herzog eine Menge spukhafter und wunderlicher Gebilde, Menschen mit grünem Haar, schöne weibliche Genien, die in Schlangenkörper ausliefen, und anderes der Art, wie man es noch in der Galerie zu Gotha sehen kann. Ein eigenes Kabinet sollte mit einem herrlichen Plafond geziert werden, der den Sternenhimmel darstellte, und in dieses Gemach wollte der Herzog sich bringen lassen, wenn er den Tod nahen fühlte; allein das Kabinet kam nicht zu Stande; die Kosten waren für die durch den Krieg und durch die Verschwendung des Herzogs erschöpften Kassen zu bedeutend.

Seine Umgebung mußte von seinem Lebensüberdruß und seiner Bizarrerie viel leiden. Es war ihm zuletzt alles zum Ekel geworden, und es langweilte ihn immer dieselben Gestalten in denselben Verhältnissen um sich zu sehen. Er begehrte die Comödie auf eine andere Weise. So verwandelte er sich denn selbst in eine Frau, warf sich mit entblößten Schultern, in einen Kashimir eingehüllt, in eine Sophaecke, und nahm so die Cour der Damen und Herrn seines Hofes an und ließ die jungen Offiziere seiner Garde zum Handkuß vor. Alles das war ein Scherz, und wenn man bedenkt, wie viel Seltsames damals vorfiel, so blieb es zwar höchst wunderlich, allein solches Aufsehen, wie er heutzutage machen würde, machte er damals nicht. Jean Paul stand lange Zeit in Briefwechsel mit dem Herzog; allein der Dichter wurde ebenfalls durch die Grillenhaftigkeit seines hohen Correspondenten abgeschreckt und wich ihm zuletzt aus. In Speisen brachte er häufig die ungehörigsten Dinge zusammen. So mischte er sich einst kölnisches Wasser zu seinem Salat; jede Art Fäulniß an animalischen wie an vegetabilischen Nahrungsmitteln war ihm willkommen und er machte Experimente, in wie weit der Gaumen und die Sinne sich mit den widrigsten Mischungen befreunden mochten. Verschiedenfarbige Perrüken standen zu seiner Verfügung, und wenn seine Hofgesellschaft ihn heute blond sah, konnte sie nicht darauf rechnen, daß er es auch morgen seyn werde; der nächste Tag sah ihn vielleicht als Schwarzkopf.

Man hat von ihm eine Menge sehr witziger und beißender Wortspiele und Epigramme, die seine Umgebung schonungslos mißhandeln. Er verwundete gern und hatte seine Freude am Schmerz und Verdruß des Getroffenen, der nicht antworten durfte; aber er richtete diese oft vergifteten Pfeile auch gegen sich selbst. Dieß versöhnte wieder einigermaßen mit dem Spötter.

Mit dem Tode beschäftigte er sich auf seine Weise. Er hatte, wie gesagt, die Absicht, ein prächtiges unterirdisches Gemach auf einer Insel im Parke einrichten, dasselbe kostbar und wohnlich ausschmücken und sich selbst auf das Sopha legen zu lassen, in seinen gewohnten Kleidern, als sey er bei der Lektüre eines Buches eingeschlafen. Von diesem Vorsatz ging er jedoch ab und verordnete nun, daß man ihn bei Nachtzeit auf der Insel bestatten solle, und dieß ist auch geschehen. Aeolsharfen sind in die Zweige der Trauerweiden gehängt, und wundersam liebliche und schauerliche Klänge erfüllen das Ohr des Wanderers, der diese einsame Insel im Park betritt. Auf den Schreiber dieser Zeilen hat Ort und Umgebung einen bleibenden, tiefen Eindruck gemacht.

So sey denn auch über diesen Sonderling das Leichentuch gebreitet. Wer weiß, ob nicht Napoleon, wenn er sich nicht die Welt hätte erobern dürfen, ähnlich gespielt und geträumt hätte!

A. v. Sternberg.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Februar.

Der Landtag. — Hermanns Cyklus der deutschen Geschichte.

Der ziemlich laut gewordene Landtag ist im vollen Gange und die Tribünen des Ständesaales sind mit einem sehr theilnehmenden Publikum männlichen und weiblichen Geschlechts aus allen Ständen gefüllt. Wie wichtig aber auch die Debatten seyn mögen, hüte ich mich doch darauf einzugehen, und gewiß mit Recht, da die zahlreichen politischen Blätter aller Farben mit

ausführlichen Berichten davon vorausgeeilt sind, und das Geschäft, leeres Stroh zu dreschen, zu den undankbarsten gehört. Desto belohnender müßte ein Gemälde der dießjährigen Schlittenlust nach so langer Entbehrung derselben seyn, wenn diese Lust, die manche schon so gut wie in der Tasche zu haben glaubten, nicht vor der wieder rasch steigenden Temperatur zu Wasser geworden wäre. Uebrigens hat dieses etwas antiquirte Wintervergnügen einen unersetzlichen Verlust erlitten, seit es nicht mehr den Vorrang der Schnelligkeit behauptet. Seitdem die Dampfwagen im Sommer wie im Winter uns über die längsten Wege im Fluge höchst bequem hinweghelfen, gerathen die viel kostspieligeren Schlittenbahnen immer mehr in Mißachtung. — Die ganze überreiche Geschichte des deutschen Volkes in fünfzehn Bildern aufzufassen, war ein Versuch, zu dem eine seltene Kraft der Phantasie und Genialität überhaupt gehörte, um von der Größe des Unternehmens nicht zurückgeschreckt zu werden. Der von hier gebürtige, durch vielfache bedeutende Schöpfungen, hauptsächlich in München, berühmte Maler Karl Friedrich Hermann hat aber diesen Gedanken in einer Weise zur Ausführung gebracht, die ihm den Beifall der Zeitgenossen und den Dank der Nachkommenschaft im voraus sichert. So eben sieht man im sächsischen Kunstverein den Cyklus der fünfzehn Zeichnungen, aus denen das im Ganzen wie im Einzelnen höchst sinnvolle und ansprechende Kunstwerk besteht; dasselbe ist fortwährend ein Gegenstand der Freude und Bewunderung aller gebildeten Einwohner und Gäste. Die Blätter sollen durch die Kunst der besten Stahlstecher zum Eigenthum nicht nur Deutschlands, sondern der ganzen Welt werden, und die hier eröffnete Subscription auf das Werk wird troz der für dergleichen im Allgemeinen wenig empfänglichen Zeit gewiß guten Fortgang haben. Auch haben sich die meisten unserer ersten Notabilitäten in Malerei und Sculptur bereits unterzeichnet. Mit Hülfe eines angemessenen Commentars wird auch der Nichtkenner sich durch die so geistreich in Bilder gebrachten geschichtlichen Gegenstände angesprochen fühlen. Das Werk ist für jeden Freund des Schönen und Nützlichen von entschiedenem Werthe und eignet sich auch zur Aufstellung in bedeutenden Unterrichtsanstalten. Die vom gefeierten Künstler im Kunstverein über sein Werk gehaltenen gemüthvollen Vorträge fanden allgemeinen Beifall. Bei dieser Gelegenheit verdient bemerkt zu werden, daß das in den lezten Jahren immer einleuchtender gewordene Bedürfniß einer Gymnasialreform in der neuesten Zeit sich immer mehr geltend macht. Seit einer Reihe von Jahren schon den großen Forderungen der Zeit trozig entgegentretend, suchten Vorurtheil und Eigennuz das Gymnasialwesen so viel als möglich im alten Zustande festzuhalten. Aber das rastlose Zusammenwirken hauptsächlich jugendlicher Kräfte läßt jezt an einer erwünschten Wendung der Dinge nicht mehr zweifeln. Im genauen Zusammenhange mit den Fortschritten im Erziehungswesen stehen die unter der Firma von Kindergärten vor einigen Jahren hier in Aufnahme gekommenen Vorschulen. Sie tragen zur glücklichen Entwickelung der kindlichen Seelenkräfte offenbar viel bei. Besonders scheinen sittlich ausgebildete Frauen und Jungfrauen hier sehr gut zu wirken. Es haben sich auch bereits mehrere Dresdener Anstalten dieser Art großen Ruf erworben, und der psychologischen Wissenschaft fließt manche schäzbare Bereicherung auf dem leichtesten und natürlichsten Wege aus diesen Kindergärten zu.

Aus Schlesien, Januar.

(Fortsezung.)

Der Bauernaufstand i. J. 1848

Da nun bei alledem viele Dominialbesizer und ihre Beamten unklug genug waren, das Volk durch Druck und Uebermuth zu reizen, so hatte sich die Erbitterung da, wo solches geschah, auf's Höchste gesteigert, und als sie zum Ausbruche kam, ward alles fortgerissen und es mußte der Unschuldige mit dem Schuldigen leiden. — So kommen wir denn zum Aufstande selbst.

Kaum war die Kunde von der Revolution des 18. März von Berlin her im Lande verbreitet, als es auch allgemein zu gähren anfing. Breslau glich einem Vulkane, der nach allen Seiten seine Lava ausströmte, die an vielen Orten alsbald zündete. Von allen Seiten gingen Nachrichten ein, wie man da und dort die Gutsherrn bestürmt und zu Concessionen gezwungen hatte, vermöge deren sich dieselben aller ihrer Forderungen an die Bauern begaben. Als erzwungen waren sie freilich ungültig, aber dennoch haben sie nicht wenig Uebelstände herbeigeführt. Wo es indessen dabei blieb, da konnten die Herrschaften und ihre Beamten noch froh seyn, weil sie wenigstens von groben Mißhandlungen verschont blieben. Aber nicht überall lief es so gut ab; an vielen Orten zogen ganze Gemeinden, deren sich oft mehrere vereinigten, auf die Höfe der Gutsherrn, forderten diese heraus, brauchten Gewalt, wo sie nicht freiwillig kamen; mehrere derselben, sammt ihren Beamten, geriethen dabei in augenscheinliche Lebensgefahr und wurden hart mißhandelt. So wenig sich auch solche Barbarei entschuldigen läßt, so würde man sie wenigstens erklärlich finden, wenn sie bloß gegen harte Herrn und Beamte verübt worden wäre; aber sie ward auch gegen den Milden und Unschuldigen geübt. So ward unter andern das Schloß des Grafen Saurma zu Jeltsch fast ganz zerstört und vielfacher Raub verübt, obgleich derselbe seinen Unterthanen stets ein gütiger Herr gewesen war und ihnen in der Noth aufs menschenfreundlichste beigestanden hatte. Eine wilde Rotte, unter der sich einige Aufwiegler aus der Breslauer Volkshefe befanden, durchzog die zur Herrschaft Jeltsch gehörigen Ortschaften und nahm alle erwachsenen männlichen Einwohner mit sich fort, indem jedem, der nicht mitziehen wollte, mit dem Tod oder dem Anzünden seines Hauses gedroht wurde. Unterweges stärkte sich die Rotte in einem Wirthshaus, wo sie sich in Branntwein berauschte. So kamen sie den wilden Thieren gleich an, stürmten den Hof und das Schloß, zertrümmerten was sie nicht fortschleppen konnten und benahmen sich gleich Cannibalen. Der Graf hatte sich zum Glück geflüchtet, aber sein Oberbeamter erfuhr gräuliche Mißhandlungen. — Nicht viel besser wie ihm ging es des Grafen Bruder, dem Besizer von Laskowiz, der ebenfalls nicht zugegen war. Beide aber sind die Humanität selbst und nur einige Böswillige, denen auch der Beste, und dieser am meisten, zuwider ist, hatten den Aufstand angestiftet und den großen Haufen fortgerissen. Die genannten Herrschaften liegen östlich von Breslau im Ohlauer Kreise, in welchem es überhaupt sehr arg herging. Wo man auch nicht gerade Leib und Leben der Besizer angriff, da zogen Mordbrennerbanden umher und zündeten bei Nacht die Wirthschaftshöfe an. So kam es denn vor, daß man nicht selten an mehreren Orten zugleich die Flammen den Himmel röthen sah. — Westlich von Breslau ward in den Kreisen Neumarkt, Jauer und Steingard am meisten gewüthet. In Groß-Bresa stürmte die Gemeinde in Verbindung mit einer Menge Individuen aus benachbarten Ortschaften um Mitternacht das herrschaftliche Schloß und riß den nur halbbekleideten Besizer, über dessen Strenge sie sich beschwerte, so gewaltsam mit sich fort, daß er die steinerne Stiege herabgeschleift und vielfach verlezt wurde.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 8.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenzblatt.

Nr. 3. Mittwoch den 14. Februar 1849.

[18] **Uebersetzungs-Anzeige.**

In kürzester Zeit erscheint in Unterzeichnetem eine Uebersetzung von

Tito Omboni

Viaggi nell' Africa occidentale

etc. etc. etc.

Stuttgart und Tübingen, Jan. 1849.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[22]

Blätter für literarische Unterhaltung.

Diese Zeitschrift, die sich in ihren verschiedenen Gestaltungen nun seit fast 30 Jahren der allgemeinsten Theilnahme des gebildeten Publikums erfreut, wird auch im Jahre 1849 fortfahren, das wissenschaftliche und künstlerische Leben, wie es sich vorzugsweise in der Literatur darstellt, zum Gegenstande ihrer Mittheilungen zu machen. Sie wird hierbei ihre ursprüngliche, auf belehrende Unterhaltung und allgemeine Bildung gerichtete Tendenz festhalten, jedoch in der Auswahl und Behandlung des Stoffes die Veränderungen eintreten lassen, welche das Zeitbedürfniß erfordert. Sie wird, obschon die Formen eines Recensirinstituts vermeidend, alle bedeutenden vaterländischen sowie die vorzüglichsten ausländischen Literaturerzeugnisse besprechen, und dabei der Literatur unserer großen socialen und politischen Fragen ganz besondere Aufmerksamkeit widmen. Sie wird sodann hervorragende Erscheinungen, Richtungen, Schulen u. s. w. auf dem Gebiete der deutschen wie der fremden Geistesentwicklung in freien Aufsätzen behandeln. Sie wird ferner in Originalkorrespondenzen über das literarisch-artistische Leben in den bedeutendsten Centralpunkten der europäischen Kultur, sowie über die Verhandlungen wissenschaftlicher und künstlerischer Versammlungen und Vereine berichten. Sie wird endlich einen reichen Schatz von interessanten Notizen, Miscellen u. dgl. mittheilen, die der Kunst, Wissenschaft und Literatur aller Völker angehören. Eine große Anzahl der tüchtigsten schriftstellerischen Kräfte ist für die Ausführung des hier Angedeuteten gewonnen, und werden Diejenigen, welche sich als Mitarbeiter bei dieser Zeitschrift noch zu betheiligen wünschen, gebeten sich mit der Redaktion in Verbindung zu setzen.

Die „Blätter für literarische Unterhaltung" erscheinen, wie bisher unter der verantwortlichen Redaktion von **Heinrich Brockhaus**, in wöchentlich sechs Nummern. Der Jahrgang kostet 12 Thlr. **Literarische Ankündigungen** aller Art werden mit 2½ Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet, besondere Anzeigen gegen eine Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt.

☞ Alle Buchhandlungen, Postämter und Zeitungsexpeditionen nehmen Bestellungen auf diese Zeitschrift an, und sind daselbst die ersten sechs Nummern des laufenden Jahrgangs als Probe zu erhalten.

Leipzig, im Januar 1849.

F. A. Brockhaus.

Deutschlands auswärtige Politik

von

Wolfgang Menzel.

8. brochirt. Preis 24 kr. oder 7½ Ngr.

Inhalt. Die dänische Frage. — Die polnische Frage. — Die wallachische Frage. — Die illyrische Frage. — Die lombardische Frage. — Die limburgische Frage. — Deutschlands Stellung zu Frankreich. — Deutschlands Stellung zu England. — Die Ohnmacht des deutschen Reichsministeriums in Bezug auf die auswärtigen Angelegenheiten.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Geschichtliche Darstellung des Galvanismus

von

Otto Ernst Julius Seyffer,

Philos. Doctor.

8. brochirt Preis fl. 5. oder Rthlr. 3.

Durch die Entdeckung des Galvanismus trat das gesammte Gebiet der Physik in eine neue Aera ein, es wurde eine ganz neue Welt von Erscheinungen aufgeschlossen, welche nicht allein für die Wissenschaften von der grössten Wichtigkeit waren, sondern auch für das praktische Leben unendlichen Nutzen stifteten. Was diese Lehre für die Zukunft noch werden dürfte, kann kaum geahnt werden. wenn man bedenkt, wie viele neue merkwürdige Erscheinungen und Räthsel jedes Jahr noch daraus hervorgehen. Der Herr Verfasser hat es unternommen, eine Geschichte dieser wichtigen Lehre, welche vor allen andern Theilen der Physik ein schönes Beispiel der Entwicklung der Wissenschaften in diesem Jahrhundert abgibt, zu bearbeiten,

um einestheils ein klares Bild des Gegenstandes zu geben, anderntheils um aus der Unzahl von Thatsachen das festzustellen und zu begründen, was in der Sache bis jetzt geleistet wurde. Die streng wissenschaftliche Haltung des Ganzen, die umfassende Uebersicht über die gesammte galvanische Lehre, ohne das kleinste Detail derselben zu übergehen, und die genaue Literaturgeschichte macht es zu einem für jeden Physiker auch wegen der darin vorkommenden ausführlichen Geschichte der Elektrochemie für den Chemiker unentbehrlichen Handbuche, während z. B. die Geschichte der elektrischen Telegraphen, der technischen Anwendung der Elektrochemie u. s. w. für Laien und Techniker von grossem Interesse ist.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Freiligraths Gedichte.

Neueste Ausgaben.

In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Ferdinand Freiligrath.

1) Miniatur-Ausgabe (9te Auflage) in englischem Einband mit Goldschnitt und einem Stahlstich. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 20 Ngr.

2) Octav-Ausgabe (10te Auflage) mit dem Bildniß des Verfassers. Preis 3 fl. 36 kr. oder 2 Rthlr. 7½ Ngr.

3) **Englische Gedichte**

aus neuerer Zeit.

Nach

Felicia Hemans,

L. E. Landon, Robert Southey, Alfred Tennyson, Henry W. Longfellow und Anderen.

Mit dem Bildnisse der Mrs. Hemans in Stahlstich.

gr. 8. Velinpapier. broch. Preis 3 fl. 36 kr. oder 2 Rthlr. 7½ Ngr.

Freiligraths Portrait

in Stahl gestochen von Schwerdgeburth.

4to. Preis 36 kr. oder 12 Ngr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Geschichte der Hexenprocesse.

Aus den Quellen dargestellt.

Von

Dr. W. G. Soldan,

Gymnasial-Lehrer zu Gießen.

gr. 8. Velinp. Preis 3 fl. 45 kr. oder 2 Rthlr. 7½ Ngr.

Eine Geschichte der Hexenprocesse gehört unter die längst ausgesprochenen Bedürfnisse. Ihre Nothwendigkeit ist nicht nur in verschiedenen Zeiten anerkannt worden, sondern es hat auch nicht an vielfachen Bestrebungen zur Herstellung derselben gefehlt. In allen bisherigen Sammelwerken ist indessen dem Bedürfnisse noch nicht abgeholfen. Die Gegenwart will das Ganze im Zusammenhange begreifen; man hat ihr jedoch selbst die äußere Erscheinung meist nur fragmentarisch vorgeführt und läßt den Schlüssel zum Verständnisse vergeblich suchen. Wo auf den Hexenproceß die Rede kommt, durchkreuzen sich die widersprechendsten, oft sehr wunderliche Ansichten, ja selbst hinsichtlich der einfachen Thatsachen werden noch täglich die irrigsten Voraussetzungen laut.

Bei dem gegenwärtigen Kampfe des Alten und des Neuen in der Theologie, wie in der Strafgesetzgebung dürfte daher eine Schrift, welche die traurigen Extreme, zu welchen theologische und richterliche Befangenheit im Vereine mit dem Inquisitionsprocesse in ihrer Consequenz hinzuleiten vermag, historisch vorführt, das Interesse des Theologen und Juristen, wie des Geschichtsfreundes überhaupt, anzusprechen wohl berechtigt seyn.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Die

Seherin von Prevorst,

Eröffnungen über das innere Leben des Menschen und über das Hereinragen einer Geisterwelt in die unsere.

Mitgetheilt von

Justinus Kerner.

Vierte vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit 8 Steintafeln.

Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 15 Ngr.

„Wenn diesem merkwürdigen Buche", schreibt ein tüchtiger Mann, „eine seiner ganzen Tendenz mehr oder weniger entgegenstehende frühere Erziehung und Geistesbildung nicht vollkommenen Eingang in alle Gemüther verschaffen konnte, so hat es doch überall ein tiefes Eingehen in sich selbst befördert, eine Menge Fragen im Innern hervorgerufen, und den Blick auf Regionen des menschlichen Geistes und Gemüthes hingezogen, die früher entweder gänzlich unbeachtet blieben, oder doch kaum eines leichtfertigen, oder wohl gar verächtlichen Seitenblickes gewürdigt wurden."

Diese neueste Auflage ist durch geistreiche und interessante Vergleichungen und Erörterungen eines unserer tiefsten Naturforscher vermehrt worden. Der zweiten Abtheilung der „Eröffnungen über das Hereinragen einer Geisterwelt in die unsere" sind noch Bemerkungen beigegeben, die von den spätern Forschungen des Herausgebers in diesem Felde sprechen und hauptsächlich den Wunsch ausdrücken: es möchten diese Phänomene, wie der Verfasser später versuchte, mehr auf naturforscherischen als religiösen Boden gezogen und auf solchem verfolgt und weiter erforscht werden.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Zedlitz Waldfräulein.

Zweite unveränderte Auflage.

Waldfräulein.

Ein Mährchen in 18 Abentheuern

von

Zedlitz.

Zweite, unveränderte Auflage.

8. Velinp. broch. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 25 Ngr.

Ein Gedicht von Zedlitz, dem Sänger der berühmten Todtenkränze, dem trefflichen Dolmetscher von Byron's Childe Harold, bedarf der Empfehlung einer Buchhandlung nicht; nur darauf sey hinzudeuten erlaubt, daß der Dichter hier auf einem ganz andern Gebiete der Poesie, als früher, und in einem von dem der feierlich ernsten Todtenkränze, sehr verschiedenen Tone, aber mit gleicher vollendeter Meisterschaft und vielleicht noch erhöhter Jugendfrische, mit der heitersten Schöpfung hervortritt.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Walachische Mährchen,

herausgegeben von

Arthur und Albert Schott.

Mit einer Einleitung über das Volk der Walachen und einem Anhang zur Erklärung der Mährchen.

gr. 8. Velinp. broch. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 25 Ngr.

Diese Mährchen sind hier so mitgetheilt, wie sie unter den Walachen des Banats in mündlicher Ueberlieferung lebent anspruchslos und doch überaus reich, ein neugehobener Schatz echter Dichtung. Wenn sie auf der einen Seite vielfältig an die Mährchenwelt des deutschen Volkes erinnern, welches mit den Walachen durch die große Donaustraße unmittelbar in Verbindung steht; so streifen sie nach der andern in die romanische, slavische, griechische hinein. Manches ist sogar unmittelbar mit den Göttersagen der alten Welt verwandt; anderes mag noch spät mit Cumanen und Madjaren aus dem fernen Asien eingewandert seyn. Da bei jedem Volk das geistige Leben, zu dem wir auch die Mährchen zählen dürfen, ein Abbild seines äußeren Entwicklungsganges ist, so schien es zweckmäßig in einer Einleitung über die äußeren Schicksale des walachischen Stammes, über sein Verhalten zu Christenthum und Bildung, über die Herkunft und Entwicklung seiner Sprache das Wichtigste zusammenzustellen. Der Leser findet also hier den ersten Versuch einer Geschichte der Walachen, dieses merkwürdigen Vorpostens romanischer Zunge gegen Osten. Der Anhang hat sich die Aufgabe gestellt, darzuthun, daß Mährchen überhaupt nur Ueberreste heidnischer Göttersage sind, und dieß für jede der mitgetheilten Erzählungen im Einzelnen zu beweisen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Homers Ilias

von

Johann Heinrich Voß.

Elegante Taschen-Ausgabe in englischem Einband mit goldenem Schnitt und einem Stahlstich.

Preis 2 Rthlr. oder 3 fl. 30 kr.

Homers Odyssee

von

Johann Heinrich Voß.

Elegante Taschen-Ausgabe in englischem Einband mit goldenem Schnitt und einem Stahlstich.

Preis 2 Rthlr. oder 3 fl. 30 kr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Reiseleben

in Südfrankreich und Spanien

von

Aug. Ludw. von Rochau.

2 Thle. gr. 8. broch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 15 Ngr.

Touristen von Profession und Militärs von der karlistischen Partei oder von der Fremdenlegion haben sich in der letzten Zeit in die Schilderung Spaniens getheilt, wobei häufig entweder der Enthusiasmus oder die Geringschätzung übertrieben wurden und zuweilen die interessante Persönlichkeit des Verfassers im Vordergrunde die Beschreibung des fremden Landes ganz in den Hintergrund drängte. Von allen diesen Mängeln ist das vorliegende Buch freizusprechen, der Verfasser sieht mit gesundem unbestochenem Auge tief und fein in die fremde Welt hinein: er bringt noch jenes ehrliche Wahrheitsgefühl mit, was uns Deutsche so lange auszeichnete, und er vergißt im fremden Lande nie die eigene Nationalität und Pietät, die er ihr schuldet. Diese Eigenschaften, gepaart mit der feinsten Bildung und edelsten Anspruchslosigkeit, machen uns mit dem liebenswürdigsten Charakter bekannt, der nur immer berufen seyn kann, uns fremde Länder und Sitten zu schildern.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

In dem Unterzeichneten sind erschienen:

Der Mensch und die elementarische Natur. Erster Beitrag. 4. brochirt. Preis 18 kr. oder 5 Ngr.

De fragmento Vegoiae, cujus sit momenti in tractandis antiquitatibus juris Romani, dissertatio. De ea quae homini cum natura intercedit ratione tractatus secundus. 4. broch. Preis 36 kr. oder 10 Ngr.

Erlinde. Der Mensch und die elementarische Natur. Dritter Beitrag. 4. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Jeder Beitrag wird auch einzeln abgegeben.

In der philosophischen Abhandlung, welche das erste Heft bildet, erörtert der Verfasser mit feinem Geiste die Beziehung des Menschen zur Natur.

Die lateinische Dissertation beschäftigt sich mit ältern Rechtsgrundgesetzen und Rechtsgebräuchen, die eine gewisse Heiligkeit der Natur anerkannten.

Der Haupttheil dieser sehr eigenthümlich kombinirten Trilogie ist das dramatische Gedicht Erlinde, dem Stoff nach eine der vielen Undinensagen, der Behandlung nach aber durchaus originell. Eine poetische Erscheinung, wie diese, in unsern unpoetischen Tagen, hat etwas Fremdartiges, Erfreuliches und Schmerzliches zugleich. Die Entfernung alles Poetischen aus unsrer Zeit wird uns dann am meisten fühlbar, wenn wieder einmal ein Hauch echter Poesie uns, wie aus einer andern Welt anweht.

Wir halten den edeln Dichter, unsres unsterblichen Goethe's Enkelsohn, dem es im geistreichen Spiele der Dichtkunst heiliger Ernst zu seyn scheint, vor vielen Andern für fähig und berufen für seinen Antheil mitzuwirken, daß die so vielfach in's Gemeine verirrte Poesie zum Hohen und Heiligen zurückgeführt werde.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Heinrich von Gagern.

Ein

öffentlicher Charakter.

> Er steht männlich an dem Steuer,
> Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
> Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen.
>
> Goethe.

gr. 8. broch. Preis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Schon mehrfach hat sich die Presse mit dem Leben des Mannes beschäftigt, welchen einst und bald die Geschichte von Deutschland zu seinen bedeutendsten Staatsmännern und zu den Staatsmännern im achtesten Sinne zählen wird. Alle diese Schilderungen aber wurden in einer Zeit unternommen, da sich demselben erst ein ausgedehnter Wirkungskreis vorbereitete; jetzt steht Cincinnatus an der Spitze des Heeres, welches im friedlichen Kampf das große Vaterland erobern soll; jetzt verlangt der Leser eine ins Einzelne gehende Darlegung der Antecedentien des Mannes, die Gewährung eines tieferen Einblicks in seinen Charakter, seine Gesinnung und in die Ansichten, zu denen er sich bekannt hat. Möge es vorliegender Schrift gelingen, diesem Anspruch einigermaßen zu genügen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 40. Donnerstag den 15. Februar 1849.

Ward denn der Führer euch nicht angeboren
In eigner Brust, daß ihr den Pfad verloren?
Annette v. Droste.

Der Beruf des Weibes in dieser Zeit. *

Von der Penelope und jener gleich berühmten Frau an, von der Homer singt:

Aber Helena saß, die Argäerin, unter den Weibern,
Aemsig den Mägden umher anmuthige Werke gebietend,

hatte man allerdings durch das ganze Mittelalter gerade in den höhern und höchsten Ständen im „Frauenzimmer" sich nützlich und kunstreich die Zeit mit der Nadel vertrieben. Das Geschick aber und die Thätigkeit des Weibes können unmöglich innerhalb der Gesindestube und der Kinderstube ganz ausgefüllt werden. Ein Gefühl der Ebenbürtigkeit mit dem stärkeren Geschlechte regte sich, der Trieb nach wirklicher Bethätigung ihrer höhern Kräfte machte sich im dunkeln Drange in einem mächtigen Durste nach Bildung des Geistes Luft. Wie die Männerwelt ihrerseits in Theorie, Philosophie und Literatur aufging, und zumal in Deutschland dadurch der religiösen, der politischen, der gesellschaftlichen Thätigkeit, der rechten Mannesthat überhaupt bis heute verlustig ward, so riß sich das weibliche Geschlecht aus der häuslichen Enge in die Bücherwelt. Diese wurde ihr nur darum minder schädlich, als sie den Männern geworden, wie Figura zeigt am Ende dieser lezten einseitigen Bücherweltzeit unseres deutschen Volks, weil der häusliche und mütterliche Beruf immer wieder auf einen bestimmten natürlichen Wirkungskreis zurückführt, dem nur einzelne Sibyllen des Blocksbergs oder des Parnasses sich nicht mehr einzufügen wußten. Wenn sie sich aber nun auch aus den Literaturbriefen, kritischen und romantischen Wäldern, Wahlverwandtschaften und Weltweisheiten wieder zurechtzufinden wußten und wissen im Küchenzettel und Haushaltungsbuche, so war allerdings der Schaden groß genug angerichtet durch diese Heraushebung aus Natur und Religion in Kunst und Wissenschaft, aus der Kinderstube in die Studirstube, aus dem Strickstrumpf in den Blaustrumpf.

Da waren nur zwei Gebiete, die „weibliche Arbeit" und „der gebildete Geist," aber die Vermittlung fehlte, und meistentheils fiel Bildung und Fortbildung der treuen häuslichen Sorge, oder die selbstthätige Hausfrau dem ungern oder ungeschickt aufgelösten Blaustrumpfe zum Opfer. Ein Wirkungskreis, der die Enge und Maschinenmäßigkeit des häuslichen Geschäfts und den auch im weiblichen Geiste liegenden Trieb nach weiterer Thätigkeit vermittelt, muß sich finden, um das weibliche Geschlecht in dem vollen Umfang seiner natürlichen geistigen Anlagen zugleich glücklich und nützlich werden zu lassen.

Jene Verirrung in die vom natürlichen Boden des Hauses, des Gemüthes losgerissene Welt der Kunst und Wissenschaft verbreitete sich von Frankreich aus über die gebildete Welt, und namentlich über Deutschland. Lezteres nahm sie herüber mit allen Einzelnheiten der Unweiblichkeit vom Kopfputz bis zum Fußknicks, dem der ehrliche Justus Möser in den Briefen an seine „allerliebste Braut" eine so patriotische Trauerrede hielt. „Was ist," ruft er aus, „erschrecklicher, als die lächerliche Nachahmung des französischen Verneigens! Wie edel ist der Stolz einer Frau, die fest im Knie ihren Gast mit einem freundlichen Blicke bewillkommt, gegen die beschämte Verlegenheit einer knicksenden Aeffin! Erstere ist in ihrer

* Vom Verfasser des Aufsatzes „Armuth und Christenthum" und als Fortsetzung dieses leztern zu betrachten.

Art vollkommen; sie ist ein Original, sie ist dreist mit Anstand, sie behauptet ihre Würde gegen eine Fürstin und sagt ihr einen großen Dank, wenn ihr diese einen guten Tag bietet. Man sieht, daß sie sich fühlt, und glücklich ist ein Land, wo das Mädchen, welches das beste Garn gesponnen hat, auf ihr Werk so stolz ist, als auf sein Marquisat Voltaire. Es war eine Zeit, wo eine Hofdame sich räuchern ließ, wenn sie mit einer Handwerksfrau gesprochen hatte. Aber die Zeit ist nicht mehr. — In England verändert die größte Frau nach dem dreißigsten Jahre ihre Moden nicht mehr; sie geht damit stolz dem ganzen Hof unter die Augen; bei uns dagegen will man noch im Sarge kokettiren und die Würmer im frisirten Todtenhemd empfangen. Bei uns soll jedes Knie, wenn es auch mit Ruhm und Ehre steif geworden ist, einen Knicks machen, und die falsche Schamhaftigkeit bettelt um Verzeihung für den ungelenken Rückgrat, da sie kühn ihre beiden runden Arme in die Seiten setzen und ungebeugt den Muth ausdrücken könnte, womit Arbeit und Redlichkeit ihre Freunde erfüllt."

Guter Justus Möser! nicht einmal die Zeit, wo eine Hofdame sich räuchern ließ, wenn sie mit einer Handwerksfrau gesprochen, ist vorbei! Du warst voll „patriotischer Phantasien," wie die Jeztwelt voll „demokratischer." Und ob jene Zeit wirklich vorbei wäre, da die Hofdamen sich räuchern ließen, wenn sie mit einer Handwerksfrau gesprochen, so hat sie ihre Bude erst recht aufgeschlagen in den Kreisen, welchen die Furcht vor Reaktion und Camarilla wie ein Alp das demokratische Gewissen drückt, weil sie sich ihrer Glanzhandschuhe und Seidenkleider und Complimente französischen Schnittes, ihrer Harmonien, Bürgerressourcen, Casinos und Museen dem Proletariat gegenüber anklagen müssen. Das Hofwesen hat freilich seinen Stachel verloren, aber das Honoratiorenwesen, zu dem sich der dritte Stand aufgeschraubt, ist völlig an seine Stelle getreten. Will denn dieses weiland „liberale," nunmehr „demokratische" Bürgerthum niedersteigen zum vierten Stande, um mit diesem Leiden und Freuden, Glimpf und Unglimpf brüderlich zu theilen? Gott bewahre die Seidenkleider und die Glanzhandschuhe vor der Berührung mit Arbeiter-, Bauer- und Bettelfrauen, oder liefere gleich anständig kölnisches Wasser dazu!

Justus Möser und seine aufrechte, mit bescheidenem Anstand die beiden runden Arme in die Seiten setzende Hausfrau haben die Demokratie, das deutsche Bürgerthum anders verstanden. Aus solcher Gesinnung hätte allerdings ein Geschlecht der Freiheit und wahrer, innerlich ebenbürtiger Gleichheit hervorgehen können. Aber auf einem großen Umweg sollen wir dieses Ziel erreichen. Justus Möser hieß seine Braut am Spinnrocken Stand fassen in guter alter Weise. Der Anspruch auf geistigere Bildung indessen ist ein gerechter und natürlicher, er konnte dem weiblichen Geschlechte nicht versagt werden. Unnatürlich wurde die Sache erst durch die Einseitigkeit, Uebertreibung und Selbstentfremdung, in welche das Geschlecht seitdem in Frankreich und von Frankreich her überall gestürzt wurde. Aus der Enge häuslicher Frauenarbeit und Sorge hinausgerissen in ein Gebiet, in welchem das Weib kaum in einzelnen Ausnahmen schaffen und wirken, nur empfangen, nicht auf die Welt bringen kann, verrückte sich ihm der Schwerpunkt des Daseyns und Strebens; das Draußenbleiben im Reich des Geistes wie das Nachhausekehren blieb gleich schwer, gleich unvollkommen, und das gab jene verrückten Platoleserinnen, Romanheldinnen, Ehebruchsdichterinnen, Politikerinnen und „Hochverrätherinnen," die wir kennen und bedauern.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Alpen.

(s. Nr. 28—32.)

Das Bild der Zertrümmerung des Berggebäudes.

II.

Die Erscheinung des Zerfalls der Berge ist in den Alpen eine so gewöhnliche und allgemein verbreitete und das Gebiet der Verwüstungen durch die Trümmer ist so groß, daß man als solches geradezu alle Thäler und Bergseiten der ganzen Alpenkette bezeichnen kann.

Es gibt ganze große Strecken, meilenlange Thalböden, hohe wüste Bergstriche, zahllose breite Waldstreifen, wo die Steinblöcke weit und breit so dicht liegen wie die Pflastersteine einer Straße. Könnte man alle diese Steinstriche messen und zusammenlegen, so würde man für die ganze Alpenkette ein kleines Königreich von Blockoberfläche und Trümmerwüste zusammenbringen. — Es ist kaum ein Winkel in den Alpenthälern, der vor dem unausgesezten Steinhagel, womit die Bergriesen die Thäler bestürmen, völlig geschüzt wäre. Dasselbe läßt sich in gleicher Ausdehnung von keinem andern zerstörenden Principe sagen, weder vom Wasser, noch von den Schneelawinen, noch von andern Gefahren. Und diese Phänomene werden den Menschen am Ende erst dadurch verderblich, daß sie eben auch Stein- und Trümmermassen mit sich führen. Der Schnee schmölze wohl wieder, das Wasser verliefe sich, wenn nur nicht die Sandschichten, die Erdmassen, der Schlamm und die Blöcke, welche sie mit sich führen, auf Wiesen und Feldern liegen blieben.

Selbst Ueberschwemmungen, Schneelawinen und Wildgewässer sind daher ihrer schlimmsten Wirkung nach eigentlich nur als Trümmerbewegungen und Steinflüsse zu betrachten, und es ist klar, daß die Alpenbewohner mit keinem Verhältnisse in einem ununterbrocheneren Kampfe stehen, als mit dem Phänomen der Bergabbröckelung.

Selbst die gewandte Gemse wird, wenn auch nicht so oft als vom Blei des Alpenjägers, mitunter vom Geschütz der Alpenriesen — so kann man mit Recht die beflügelten Steinbrocken nennen — erreicht und in Abgründe geschleudert. Wie sollte es dem Menschen und seinen unbehülflichern Begleitern, dem zahmen Vieh, nicht weit häufiger zustoßen? In der That vernimmt man fast bei jeder Steinrutsche, wenn man das Gedächtniß der Anwohner befragt, von Unglücksfällen der Art. Hier beklagt ein Hirt seine Ziegen, die vom Pfeile des Geschicks in der Gestalt eines sausenden Steines getroffen wurden; dort warnt ein Heerdenmann den Wanderer vor dem verwitternden Felsen, der gleich einem grauen tückischen Kobolde über dem Walde lauert, und der ihm im Laufe des Jahrs zwei seiner Rinder erschlagen habe.

Fragt man in den Hütten nach den armen Kranken und nach den Ursachen ihres Leidens, besucht man die kleinen Spitäler, welche die Frömmigkeit der Alten oder die sorgsamen Mönche in vielen Thälern der Alpen gestiftet haben, so findet man überall einzelne Leidende, die von jenen unausweichbaren Gliederbrechern der Alpen verwundet wurden. Bald ist es ein Wildheuer, der getroffen wurde, als er eben im Begriff war, auf den schroffen Bergwiesen klebend, seine kleine Graßernte zu sichern, bald ein Holzhauer oder Steinbrecher, den es niederwarf, gerade als er fröhlich bergauf in den Wald zog, bald ein Jägersmann, der den Gemsen Böses bereitend, selber als unvorsichtiges Opfer fiel.

Und erhebt sich dann der Geist, nachdem er so die Schlupfwinkel des Unglücks durchkrochen, auf einen höheren Standpunkt, von dem aus man große Gebiete überschaut, summirt man all die einzelnen Schicksale der Individuen zusammen, betrachtet man all die zahllosen Steinrinnen und Rieselten, welche die Berge durchsetzen, geht man zudem in entschwundene Zeiten zurück, jenseits des kurzen Gedächtnisses der Menschen, so eröffnet sich eine unübersehbare Kette von eigenthümlichen Schicksalen, welche die Bevölkerung dieser Berge beständig decimirt haben.

Die Schweizer sind von jeher sehr genau gewesen in ihren statistischen Angaben über die in ihren Schlachten Gebliebenen; eine eben so genaue Statistik der in den beständigen Scharmützeln der Berge Verwundeten würde es wohl mit größeren Summen zu thun haben. Vielleicht verderben diese Steinfälle in den Bergen so viel menschliches Leben, als die Wölfe in den Steppen, und dabei sind jene nicht ausrottbar wie diese.

Selbst wenn sie ruhen, sind diese lockern Steine dem Wanderer mehr als alles andere gefährlich und beschwerlich. Die Berge von faulenden, verwitternden Steinarten sind sehr schwierig zu besteigen, weil sie dem Fuß keinen zuverlässigen Halt gewähren. In den Schutthalden ist es schlimmer zu klimmen als an Felswänden, weil dort oft unsägliche Massen kleinen Gerölls und Geschiebes locker aufgehäuft sind. Wenn sie sehr steil aufgeschichtet sind, spotten sie der Künste des gewandtesten Kletterers und rollen mit ihm leicht in die Tiefe.

Die überall verbreiteten losen kleinen Gerölle machen dem Bergwanderer mehr Noth, als es die größten Berge thun würden, wenn sie ohne dieses Geschütte wären, wie wir denn überall im Leben häufiger von den kleineren Sorgen aufgerieben, als von den großen zermalmt werden. Ich glaube, daß man bei weitem die Mehrzahl der Unglücksfälle, welche beim Bergsteigen sich ereignen, auf einen losen Stein, der den Fuß ausgleiten ließ, oder auf ein Felsstückchen, das unter der Sohle abbrach, zurückführen könnte.

In den höchsten kahlen Regionen, die der Mensch den Winden und dem Schneegestöber überläßt, wüthen die fallenden Steine nur gegen sich selbst; aber bald unter der Schneegrenze erreichen sie die Alpenwiesen, die überall in den Bergen unter ihren rücksichtslosen Fußstapfen leiden. Die stets zunehmende Verwilderung aller Alpenweiden rührt keineswegs von einer Verschlechterung des Klimas, sondern vom stets fortschreitenden Zerfall des Felsgebäudes her. Beständig werden die Wiesen mit neuen Brocken bestreut, und viele sind schon seit Menschengedenken in Steinwüsten verwandelt und verödet.

Das Geschäft des Steinablesens oder des sogenannten Säuberns gehört daher zu den regelmäßigen Arbeiten der Hirtenvölker. Jährlich und täglich lesen sie die abgefallenen Steine von den Wiesen auf und werfen sie in Schluchten und in die Betten der Wildbäche; aber nicht immer mögen sie darin genug thun, und zuweilen mag die Masse ihre Kräfte übersteigen. Da wo in wilden Bergthälern auch die niedrigern Wiesen und Aecker dem Steinfall ausgesezt sind, sammeln sie diese Steine zu regelmäßigen Haufen und Mauern. Man sieht Feldmarken, wo diese Haufen, an denen schon die Vorväter Jahrhunderte lang gearbeitet, mehr Boden bedecken als das Wiesen- oder Fruchtland selbst, welches sich in schmalen Streifen im Irrgarten der künstlich geschichteten Trümmergemäuer herumzieht.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Schlesien, Januar.

(Fortsetzung.)

Der Bauernaufstand i. J. 1848.

Der Graf war ein muthiger Mann, nahm den Augenblick wahr, wo den Meuterern auf dem Hausflur das Licht ausgegangen war, entriß sich ihren Händen, schlüpfte durch eine Hinterthür, floh durch den Garten auf die andere Seite des Hofes und bestieg, halbbekleidet wie er war, ein ihm von seinem Reitknecht bereit gehaltenes Pferd und jagte so nach Breslau. Die zwei Meilen legte er in Dreiviertelstunden zurück, und zwei Stunden später langte schon ein Commando von Cürassieren in Groß-Bresa an, als die Aufrührer kaum eine halbe Stunde den Ort verlassen hatten. — Troß dieser schrecklichen Vorfälle blieb der Besitzer in seinem Schlosse, zog auch keinen der Rebellen zur Verantwortung, obgleich er viele derselben kannte. Im Dorfe aber ließ er bekannt machen, er sey mit mehreren geladenen Doppelgewehren versehen, und bei einem neuen Versuche müsse erst eine ziemliche Anzahl der Eindringenden fallen, ehe sie seiner habhaft werden könnten. Da blieb es ruhig und Keiner wagte mehr einen Anfall. — Im Kreise Jauer ging es auf mehreren Dominien übel her. In Brechelshof, einer verwittweten Baronin v. Richthofen gehörig, drang der Haufen in das Haus des Inspektors (die Baronin wohnte in Breslau), forderte dort alle Rechnungen und Dokumente, und verlangte unter Androhung von Mißhandlungen, die Baronin solle erscheinen. Als die Rotte sich endlich von deren Abwesenheit überzeugt hatte, mußte der Beamte ihnen alle Bücher, worin ihre Schuldigkeiten eingetragen waren, ausliefern. Dieselben wurden auf den Hof geworfen und von dem dort versammelten Pöbel vernichtet. Bei dem ganzen Akte beobachteten die Rebellen gewisse Förmlichkeiten. Ein Gerichtsschöppe nahm die Bücher in Empfang, drohte dem Inspektor aufs heftigste, wenn er etwas versteckt halten sollte, und ließ endlich eine Wache von vier Mann zurück, die denselben Tag und Nacht nicht aus den Augen lassen durfte. Aus der Gemeinde ward eine Deputation gewählt, welche nach Breslau gehen und der Besitzerin alle an sie gestellten Forderungen abzwingen sollte. Das Reisegeld für diese Commission mußte aus der herrschaftlichen Kasse bezahlt werden. Zur Schande dieser Gemeinden ist zu bemerken, daß die Besitzerin eine überaus mildthätige Frau ist, die Keinen, der sich um Hülfe an sie wendete, abwies, sondern durch Rath und That in Krankheit und Noth half, und auch jezt noch hilft, so viel in ihren Kräften steht. — In demselben Kreise im Dorfe Seihau ging es noch schlimmer her, troß dem, daß der Besitzer mit seinen Dorfinsassen stets in Ruhe und Friede gelebt und denselben nie zu nahe getreten war. Ein ganzer Schwarm drang auf den Hof, stürmte zunächst die Wohnung des Beamten, riß ihn mit sich fort und wollte nun in's Schloß eindringen. Der Besitzer hatte sich jedoch mit Geld versehen, welches er freigebig unter den Haufen vertheilte, womit er sich auch momentan Ruhe schaffte, die jedoch nicht lange dauerte. Die Aufrührer hatten es auf viel mehr abgesehen. Sie drangen in die Wohnung des Grundherrn, nachdem sie zuvor den Beamten schwer mißhandelt, zwangen ihn zur Ausfertigung eines Dokuments, worin er sich aller Forderungen an sie begab, und zogen endlich ab, jedoch nicht ohne vorher noch viele Beschädigungen im Hause angerichtet zu haben. — Aehnliche Scenen kamen in Menge vor.

Wir gehen weiter und kommen in die Grafschaft Glatz. Hier haben die Grafen Megels den größten Landbesitz. Dieselben sind als äußerst humane und mildthätige Männer bekannt, und sie haben auch in dem Nothjahr 1847 den Armen unendlich viel Gutes gethan. Ich bin selbst mehreremale Zeuge gewesen, daß ganze Züge von Wagen der Gutsinsassen die Kartoffeln abholten, die ihnen von Seiten der Herrschaft zum Theil geschenkt, zum Theil bis zur künftigen Ernte geborgt worden waren. Ich habe aus den dortigen Wirthschaftsrechnungen gesehen, daß die Geldspenden und der Werth der geschenkten Viktualien sich in die Tausende beliefen. Troß dem fehlte es auch hier nicht an Zusammenrottungen und rohen und ungestümen Forderungen. Ein ganzes Heer von Bauern aus den meisten Gemeinden der Herrschaften zog vor das Schloß in Eckersdorf und verlangte mit Ungestüm, daß der Graf herabkommen solle. Derselbe gab zum Bescheide, daß er unmöglich mit einer so großen Anzahl verhandeln könne, und daß sie eine Deputation ernennen möchten, die zu ihm hinaufkäme. Dieß geschah, dieselbe benahm sich aber überaus dreist und anmaßend, deutete fortwährend an, daß, wenn der Graf nicht in ihre Forderungen einginge, sie Mord und Brand nicht verhüten könnten. Diese Bedingungen waren aber keine andern, als die Befreiung von allen und jeden Leistungen, Quittirung aller Reste und Ueberlassung bedeutender Ackerflächen an die kleinen Leute. Der Graf, ein sehr nobler Charakter, sagte ihnen das meiste zu, und er hat auch, troß dem, daß die von ihm erzwungene Akte keine Gültigkeit hat, vieles davon gehalten, unter anderem die Ueberlassung von Grundstücken gegen eine geringe Pacht. — Durch diese widerwärtigen Auftritte ist ihm aber sein dortiger Aufenthalt dermaßen verleidet worden, daß er nahe daran war, nach Mähren überzusiedeln, was aus gleicher Ursach Graf Schlaberndorf gethan hat.

Und so, wie hier erzählt, ging es fast im ganzen Lande, nur in Oberschlesien blieb es ruhiger und es kamen dort nur äußerst wenige Excesse vor. Dieß mußte um so mehr Wunder nehmen, als die dortige Bevölkerung meistens slavisch und den deutschen Grundherrn abgeneigt ist, und Galizien so nahe liegt, anderntheils die dort herrschende drückende Noth vermuthen ließ, daß man die Zeitumstände zu Plünderung und Mord benützen würde. Daß dieß nicht geschah, gab einem dortigen Priester Veranlassung, von der Kanzel herab die Tugend und Selbstüberwindung der hier wohnenden Katholiken zu preisen, indem sie lieber in der Noth umkämen, als nach fremdem Gute griffen. Grell hob er dabei den Gegensatz der protestantischen Niederschlesier hervor, die selbst im Wohlstande lebten und dennoch Raub und Mord verübten. Einige Monate später ward sein Triumph zu Wasser, denn da brach die Wuth hier ärger aus als in Niederschlesien, wie ich sogleich mittheilen werde. — Indeß hielten sich viele Gemeinden rein von dem Schimpf, den die andern auf sich geladen. Viele erließen Ergebenheitsadressen an ihre Grundherrn, in denen sie dieselben ihrer Treue und ihres Beistandes gegen jeden etwaigen Angriff versicherten. Als nun die Unruhen gestillt und die alte Ordnung so ziemlich wieder hergestellt war, da erschienen in den Zeitungen eine Menge Anerkennungen des guten Sinnes und Betragens dieser Gemeinden von Seiten der Gutsherrn. Man fühlte da deutlich heraus, wie froh dieselben waren, daß sie dem Sturm entgangen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 7.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 41. Freitag den 16. Februar 1849.

Sternuntur segetes, et deplorata colonis
Vota jacent, longique labor perit irritus anni.
Ovid.

Aus den Alpen.

(Fortsetzung.)

Um nicht alles Terrain zu verlieren, schaffen sie dann wohl wieder auf der Oberfläche dieser Haufen eine fruchtbare Erdschicht und legen darauf Duodezfelder und Gärtchen an. Dieser Umstand ist dann eine neue Quelle von eigenthümlichen Gebirgsscenen und malerischen Bergstudien. Hier siehst du auf einem Felsblock einen Teller voll Erde ausgebreitet, in der einige Kartoffeln reifen. Eine Perlenschnur von kleinen Steinen ist sorgfältig zum Schutz gegen die Winde am Rande herum gelegt. Dort werden gar Gebüsche und Bäumchen auf einem Steinhaufen großgezogen. Zuweilen ist ein solcher künstlich bereiteter Hügel das ganze Erbe eines gebirgischen Grundbesitzers.

Eben so schlimm wie auf den Alpwiesen hausen die Steine in den Waldregionen. Von zahllosen breiten und schmalen Wüstenstreifen sieht man die Wälder aller Alpen durchzogen. Da sie sehr einförmig und meistens mit einander parallel von oben nach unten laufen, so gleichen sie Strichen und Schrammen in einem schönen Gemälde, und es gibt nichts, was das sonst so lieblich sich abrundende Bild der Berglandschaft mehr stört als diese Steinrinnen, die den Wald in eine Menge schmaler einförmiger Streifen zerschneiden und überall statt des grünen Baumwuchses einen Wüstenstrich herstellen. Da viele dieser Waldbrüche sich erst in neuerer Zeit gebildet haben, so kann man sich einen Begriff von ihrer Entstehungsweise machen.

Zuweilen haben die Menschen selbst Gelegenheit dazu gegeben, sey es, daß sie einen Weg durch den Wald herabbahnten, den die nun leichter hinrollenden Steine noch mehr lichteten, sey es, daß sie irgendwo starke Bäume wegnahmen, die nun den Steinabbruch nicht mehr hindern können auch die jungen Bäume fortzureißen. Zuweilen entstehen in irgend einer Waldgegend neue Ausbrüche ganz von selbst. Ein höher gelegener Felsen, der bisher ruhte, fängt plötzlich an zu zerbröckeln, sey es, daß eben jetzt seine Glieder dem lösenden Alter erliegen, sey es, daß Lawinen oder sonst ein plötzlicher Andrang von oben ihm einen Stoß gegeben und Risse beigebracht, die nun weiter reißen, indem Licht und Wasser eindringen und Eiskeile sich einklemmen. Die Brocken, die dann abspringen, schlagen mehr oder weniger in derselben Linie in den Wald hinein. Zuerst brechen sie sich oben eine Oeffnung, schlagen die schwächern Bäume nieder, fällen dann auch die größern, hindern auf dem Strich alles neue Aufkeimen, bringen endlich durch den ganzen Wald bis unten hindurch und pflastern auf diese Weise oft im kurzen Laufe von fünfzehn bis zwanzig Jahren eine breite Kieselstraße am Berge in's Thal herab. — Es gibt solche Straßen, die Stunden lang sind und sich von dem höchsten Rande der Gebirgswand durch alle Stufen und Klimate derselben herabziehen. Oft werden die Berggelände auf mehrere hundert Schritte Breite ihrer Bewaldung beraubt. — Die Forstkulturmänner führen gegen diese Invasionen der Felsen einen beständigen, aber leider meist vergeblichen Kampf.

An den tiefen von Menschen bewohnten Thalböden werden die Seitenwände allmählig sanfter und

ebener und die Steine rollen hier daher minder häufig herab. Dagegen werden sie hierher in desto größern Massen von den wilden Gewässern getragen, welche sie oft weit in die fruchtbaren Ebenen hinausschleppen. — Das unheimliche Spiel, welches die Bergströme, da wo sie in den ebenen Thälern ausmünden, mit dem Schutt und Geröll treiben, greift meistens auf so betrübende Weise in die Interessen des Menschen ein und ist ein so gewöhnliches Phänomen in den Alpen, daß wir es hier besonders hervorheben wollen.

Da wo die wilden Bergströme bei ihrer Mündung im Thale zur Ruhe kommen und ihre Kraft verlieren, sind sie gerade dem Menschen am gefährlichsten. Sie lassen hier ermattend ihr Gerölle fallen und thürmen unsägliche Massen desselben auf. Auf diese Weise schaffen sie sich selbst ein Hinderniß des Weiterfließens. Sie brechen dann irgendwo zur Seite durch, oft da, wo die Menschen in der Hoffnung auf eine Fortdauer des Bestandes der Dinge, ihre Gärten und Obstbaumanlagen gepflanzt haben. Diese verwüsten sie, füllen sie mit Schutt und Grus und nehmen ein paar Jahrzehende ihren Lauf hindurch, bis sie auch hier wieder durch Blockanhäufung sich selber den Weg verstopfen.

Irgend eine plötzlich eintretende, aber leise vorbereitete Veränderung in den Wänden ihres Bettes gibt ihnen Gelegenheit, wieder auf einer andern Seite durchzubrechen, und so werfen sie sich gleich den gequälten Gästen des Procrustes beständig in ihren Betten herum, die ihnen bald zu schmal, bald zu breit, bald zu krumm, bald zu gerade sind. Jedesmal wenn sie sich darin herumdrehen, bekommen die Menschen Gelegenheit wehe zu rufen.

Es gibt in jedem großen Bergthale an den Seiten viele solcher kleinen Bergtyrannen, und wenn man nach einer besonders heftigen Regenzeit an den Geländen eines solchen Thales hinreist, findet man hundert beklagenswerthe Scenen der Zerstörung. — Unsäglich viel Schutt und Geröll, Schaaren großer Blöcke haben die Ströme aus den innern Schluchten herausgefegt und auf unbegreiflich wilde Weise das Erdreich damit zersägt und zerklüftet. Da geht das der Ceres geweihte Land oft für immer verloren; oft kann erst den Kindeskindern allmählig zurückgewonnen werden, was eine einzige Wetterlaune den Vätern verdorben. Da sieht man die Obstgärten zerstückt und zerrissen. Um einzelne Bäume, welche die Wuth verschont, ordnen die trauernden Besitzer einen Kreis von Blöcken, um sie vor weiterem Unheil zu bewahren. Eben so werden die zahllosen kleinen Stückchen Erdreichs, welche unberührt geblieben und gleich Fetzen eines zerrissenen Gewandes in der Wüste liegen, mit Steinmauern eingedämmt, die wenigstens für einige Zeit wieder eine kleine Ernte sichern mögen.

In vielen Gegenden der Alpen schützen die Bewohner ihre Habe auch dadurch, daß sie die ganzen Ufer solcher Wildbäche mit Steinen eindämmen. Diese Dämme sind indessen meistens zu unsystematisch angelegt, um sichern Schutz zu geben, und man ist erst in neuerer Zeit durch Herstellung rationell gebauter Kanäle, die man „Schallen" nennt und die ihrem eigentlichen Zwecke nach nichts weiter sind als Anstalten, um den Bergschutt regelmäßig und unschädlich abrutschen zu lassen, künstliche Steinrutschen, darauf bedacht gewesen, den bösen Launen der block- und steinschiebenden Bäche gründlich abzuhelfen. Doch sind diese trefflichen Kanäle, diese Schallen, noch äußerst wenig verbreitet, und die große Mehrzahl der Bergbewohner läßt sich von ihren Bergtyrannen peitschen und quälen, wie träge, gedankenlose Sklaven.

(Fortsetzung folgt.)

Der Beruf des Weibes in dieser Zeit.

(Fortsetzung.)

Die welsche Unsitte und Blaustrumpfweberei in Töchterinstituten, Mädchenpensionen, Jungfernuniversitäten, mit Briefen über die Hegelsche Philosophie an eine Dame, oder mit Briefen über sämmtliche Naturwissenschaften, wie Herr Ludwig Bischof sie „einer gebildeten Dame" noch 1848 auf den Weihnachtstisch legte, hat sich tief genug bis in die Mittelklassen verschwemmt, so daß gerade dadurch die Trennung der „gebildeten Stände" vom „Volke" diesen heutigen Riß durch Deutschlands Glück und Frieden offenbar werden ließ. Durch diese Unnatur ist es zu dem Jammer gekommen, daß es an einem wahrhaften Volkskern und Volkssitte, an einem verständigen, patriotischen Mittelstande fehlt.

Eben nur diese Verirrung von der „Jungfrau" zum freilich seiner Zeit in Kurhessen, glaube ich, bei fünfzehn Reichsthalern oder Stellung unter polizeiliche Aufsicht verbotenen „Fräulein," von der strickenden Hand zum studirenden Kopfe, von den die Lieder des Volks singenden Lippen zur französisch oder englisch parlirenden Zunge, von der Hausfrau zur Gesellschaftsdame, dieses Unwesen, das unsere Höfe und unsern Adel um Wurzel und Wipfel gebracht hat, findet wohl seine Heilung in der heutigen Züchtigung durch die Gottesgeißel der allgemeinen Armuth und Geld- und Creditlosigkeit, welche hoffentlich noch nicht so bald aufhören wird. Es handelt sich um eine gründliche Hungerkur, um die Heilung durch Brodhunger vom Gold- wie vom falschen Wissenshunger. Vom überspannten Kopfe, vom überfeinerten Geiste muß

der Rückweg eingeschlagen werden zum Herzen, das mit klarem, wirklich gebildetem Bewußtseyn Hand und Fuß zu bewegen weiß, nicht bloß in der abgeschlossenen Kinderstube, nicht bloß in der „geschlossenen" Gesellschaft, nicht am romantischen Lesepulte oder sentimentalen Strickbeutel, nicht am ästhetischen Theetische und nicht im classischen Hörsale, sondern in des wirklichen Lebens Mitte. Rechte Mittlerinnen eines in Parteien zerrissenen, in Stände zerspaltenen und daran todtkranken Volkes müssen und können die Frauen werden, die Bildnerinnen der Gegenwart, die Erzieherinnen der Zukunft. Erst die wahre, vom Christenthum gebotene Demokratie in Herzen und Sitten, dann wird die Demokratie dem Staate, sey er republikanisch oder monarchisch zu ordnen, von selbst zufallen. Ohne jene Grundlagen aber verfallen die auf papierne Grundrechte gebauten demokratischen Volks-, Staaten- und Kartenhäuser. Wird's aber so weit gekommen seyn, daß eine „Honoratiorenfrau" sich mit einer Arbeiterfrau gemeinsam der Bettlerfrau leiblich und geistig annimmt, so werden auch die Männer wieder Boden unter und Himmel über sich gewonnen haben zum Bauen und Schaffen. Die bisher nur Schulen und Institute gehalten haben, werden hoffentlich recht bald bei den Frauen in eine Schule gehen können, die keine „Lästerschule" mehr, sondern eine Schule der Ehre, weil der Liebe und Liebesthat seyn wird.

Also Umsturz des Institutsfräulein- und des darauf begründeten Honoratiorenwesens! Die Erneuerung (Reform), welche das „Frauenzimmer" erhalten und der Gesellschaft als Grundlage aller Neubauten zurückgeben muß, ist aber nicht durch ein einfaches Zurückgehen auf Justus Mösers Standpunkt zu erreichen. Man ist darüber hinaus, denn man mußte es, nur leider auf falscher Bahn. Immermann in seinen Memorabilien (I, 139) sprach sich schon stark genug gegen dieses unselige Instituts- und Pensionswesen aus, wodurch das weibliche Geschlecht „abgerichtet wird zu allerhand Scheinwesen und Flitter — eine Dressur, welche durch die neue Manie, sie fremde Sprachen lernen zu lassen, nur noch an Breite gewonnen hat — wobei aber die Seele nicht erfüllt wird mit dem Marke des Wissenswürdigen, mit einigen großen Gestalten der Geschichte und Literatur." Immermann fordert nun vom Manne, er solle das vom Lehrer und Institute versäumte hereinholen, und meint, dadurch erhielte die moderne Häuslichkeit eine neue, ihr gemäße Grundlage. „Denn wenn zwei Menschen so eng verbunden sind, so ergibt sich für wohlgeordnete Seelen das natürliche Bedürfniß, den Knoten durch gemeinsames Erkennen, durch Bewundern und Verehren des Trefflichen Hand in Hand, immer fester zu schürzen. Gewiß ist, daß unsere Frauen dadurch nicht weniger Frauen würden, wenn sie, anstatt an elenden Romanen (oder gar radikalen Blättern) des Tages oder am Spülicht der Frömmelei sich Indigestionen zuzuziehen, ein wenig mehr die gesunden Gedanken großer Schriftsteller in sich aufnähmen."

Trefflich gesprochen; aber der hinkende Bote! Erstlich ist es eine seltsam beschämende Sache um unsere heutige Männerbildung, wie sie oberflächlich und zeugungsunkräftig ist. Durch alle Philosophien durchgetrieben, aller spekulativen Logik voll, mit Anthropologie gefüttert und mit Psychologie gepfropft, hat dieses heutige Geschlecht so gar kein Verständniß für die einfachsten Menschlichkeiten, psychologischen und moralischen und logischen Nothwendigkeiten, so gar keine Selbst-, Welt-, Menschen-, Geschichtskenntniß, von der Gotteserkenntniß gar nicht zu reden, daß man nicht Verdammung genug für unsere bisherige Schulhalterei auftreiben könnte, wenn man nicht wüßte, daß alle Schule ohne bewegtes öffentliches freies Leben nichts nütze ist. Leblos in der niedern und hohen Schule empfangen, hat dieses Wissen, weil ohne organischen Gehalt und Trieb, keine Anziehungskraft über die Schule und das Examen hinaus. Nur leichteres Zeitungs- und Romanlesen wird fernerhin getrieben, die Fortbildung und das Fortstudiren, weil vom Leben nicht gefordert und nicht gefördert, unterbleibt beim gewesenen Volks- wie Hochschüler, und die Gelehrten, die Dichter, die Literaten, die Recensenten dichten eben und denken, kritteln und kritzeln für einander. So konnte bisher wenigstens der Mann seiner Frau und Familie die Fortbildung nicht geben, wie sie Immermann mit Recht verlangt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

* Dresden, Februar.

Die öffentlichen Zustände.

Unsere „entschieden freisinnige" Partei war selber bestürzt über den Sieg, welchen sie errungen hatte. Denn es ist doch ein gar zu unnatürliches Verhältniß, wenn, wie es in der zweiten Kammer der Fall ist, sechs Siebentel der Mitglieder der radikalen Partei angehören und das lezte Siebentel, das linke Centrum, auf die rechte Seite gedrängt wird. In der ersten Kammer ist aber das Verhältniß für jene Partei fast noch gün-

stiger. Darum nahmen sich die Radikalen vor, trotz ihres entschiedenen Programms, möglichst leise aufzutreten, und auch die radikale Presse war nach der Wahlagitation viel zahmer, als zuvor. Aber diese Kammern leiden noch an einem andern Gebrechen, das freilich mit bloßem guten Willen nicht beseitigt werden kann. Es fehlt ihnen gar sehr an politischer Intelligenz und an Takt, besonders der ersten Kammer, welche in der That einen höchst trostlosen Anblick gewährt. Daher mußten sich die Verhandlungen so unerquicklich gestalten, daß den verständigern Parteigenossen selber gewiß ganz flau zu Muthe wurde. Eine brillante Haupt- und Staatsaktion in unserem parlamentarischen Leben, dem auch ein empfängliches Publikum auf den Galerien nicht fehlte, war die Sitzung der zweiten Kammer am 20. Januar, wo über die Oberhauptsfrage verhandelt wurde. Man hörte fast nichts als triviale Phrasen der ordinärsten Winkelpolitik, über die man gern hätte lachen mögen, wenn einem nicht bei dem Gedanken an das strenge Urtheil der öffentlichen Meinung über eine solche Volksvertretung alles Lachen vergangen wäre. Als Hauptakteurs debutirten auch einige Volksvertreter aus dem Voigtlande, einer Provinz, wo seit langer Zeit der platte Vulgärrationalismus der Bierbankpolitik florirt hatte. Ein voigtländischer Schulmeister deklamirte von dem Standpunkte seines „gesunden Menschenverstandes" gegen die Erblichkeit der Fürsten, da ja auch das Schulamt nicht erblich sey. Ein voigtländischer Pfarrer nannte die Kaiseridee bodenlosen Unsinn und bezeichnete die Männer, welche in Deutschland einen Kaiser haben wollen, als geistige Krüppel, die unter der preußischen Zuchtruthe ruhig ihre Geschäfte abmachen wollten. Ein voigtländischer Bürgermeister versicherte, daß er und die Seinigen im Kampfe gegen die Kaiseridee gerne die Brust den Kugeln eines Wrangel darbieten würden. Mitten unter den Eindrücken solcher tragikomischen Scenen erklärten plötzlich unsere Minister, sie hätten dem Könige ihre Entlassung anheimgegeben. Das war für den Augenblick ein niederschlagendes Pulver. Die Radikalen waren sichtlich ganz verdutzt und die vormärzlichen Reaktionäre machten schon hoffnungsvolle Gesichter. Doch da kamen Adressen aus allen Theilen des Landes, namentlich von den deutschen Vereinen, an das Ministerium, so daß es für jezt noch bleiben zu wollen erklärte. Möchte es nun aber auch nicht bloß dem hohlen Radikalismus kräftig entgegentreten, was es wenigstens seit der lezten Wahlagitation gethan hat, sondern sich auch in der deutschen Frage offener und entschiedener aussprechen, um sich wenigstens die kräftige Unterstützung der einen Partei des Landes, der deutschen Vereine, zu erhalten, die es seither troz seiner partikularistischen Tendenzen gehabt hat. — Neben diesen das ganze Land bewegenden Verhandlungen dauert die Agitation zur Reform unserer Communalangelegenheiten fort. Zum Unglück für uns ist der neue Bürgermeister Schanz, der schon tüchtig aufzuarbeiten angefangen hatte, ein Opfer des schon lange bei uns herrschenden Typhus geworden, und diese Vakanz eröffnet den Bestrebungen der radikalen Partei wieder ein schönes Terrain, um einen ihrer Leute auf diesen Posten zu bringen. Doch wird auch diesesmal hoffentlich kein solcher Parteimann durchgebracht werden, denn diese können wohl einreißen und aufräumen, aber keinen lebensfähigen Organismus gestalten. — Während sich fast in allen Lebenskreisen Reformbestrebungen wirksam zeigen, die von den unsaubern Elementen der Eitelkeit und des Uebermuthes gereinigt, eine neue bessere Zeit in das Leben rufen werden, war an unserer Bühne wenig von dergleichen zu bemerken. Zwar ist das Repertoire im Laufe des vergangenen Jahrs besser geworden; aber jeder fühlt, daß bei den Mitteln, welche wir haben, auch ohne „kühne Griffe" viel mehr geleistet werden könnte. Mit den kühnen Griffen meine ich unsers kunstsinnigen Dramaturgen Eduard Devrients Vorschläge zur Reform des deutschen Theaters, die er in einer auch für den Buchhandel bestimmten Schrift vor einiger Zeit dem preußischen Kultministerium vorgelegt hat. Das erfreulichste Ereigniß dieses Jahrs auf unserer Bühne war die Aufführung der Trilogie Wallenstein, in welcher Emil Devrient und Marie Bayer als Max und Thekla unübertrefflich waren. Die Schröder-Devrient war längere Zeit hier und entzückte uns in Concerten; leider durfte sie auf der Bühne nicht auftreten. Mag daran schuld seyn, wer will, er hat sich schwer an der Kunst versündigt.

Aus Schlesien, Januar.

(Fortsetzung.)

Der Bauernaufstand i. J. 1848.

Ehe ich zur Erzählung der ferneren Auftritte übergehe, muß ich erst noch Antwort geben auf eine Frage, welche die Leser ohne Zweifel stellen, nämlich die: was geschah denn aber von Seiten der Behörden zur Abwendung dieser Gräuel? — Die Antwort ist eben keine erfreuliche, denn sie lautet: fast nichts! Wie solches kam, das könnte man sich nicht erklären, wenn man nicht mitten in jener Zeit gelebt hätte. Anarchie und Terrorismus von Seiten der Volksaufwiegler hatten sowohl alle Bessergesinnten, als die Behörden eingeschüchtert und Keiner wagte dem Andern beizuspringen, ja getraute sich kaum die Gräuel zu erzählen. Wir waren in der That nahe daran, eine Schreckensherrschaft unter uns sich gründen zu sehen, wie die von 1793 in Frankreich. Das Militär wurde gehaßt und beschimpft, die Regierung war schwach und eingeschüchtert und die Kreislandräthe ließen sich kaum sehen. Daß es nur Muth und Energie bedurft hätte, um dem Unwesen zu steuern, das beweisen einzelne Beispiele. In dem Kreise, wo ich lebe, war die Gährung und Wühlerei auch groß und es hatten sich unter andern die Einsassen der Herrschaft Heinrichau zusammengerottet und bestürmten den Bevollmächtigten des Besitzers der Herrschaft. Der Landrath, ein Greis von 83 Jahren, begab sich an Ort und Stelle, ließ überdieß eine Kavalleriepatrouille in die Nähe kommen und ging mitten unter die Aufrührer, die ihm ohnedem nicht hold waren, weil er während seiner Amtsführung stets streng, vielleicht zuweilen etwas zu streng gewesen war. Dennoch wagten sie nicht Hand an ihn zu legen. — Ich könnte dagegen erbauliche Beispiele von der Feigheit der Behörden anführen, wenn ich nicht meinem unglücklichen Vaterlande den Schimpf ersparen wollte. Es währte ziemlich lange, ehe man zur Besinnung kam und endlich das Schwert der Gerechtigkeit zog. — Von den Cannibalen, die in Jeltsch und Laskowitz gewüthet hatten, wurden später viele eingezogen und mit schwerem Kerker bestraft. Ein Haupträdelsführer richtete sich selbst, indem er sich aufhing. Er war ein wohlhabender Mann und schon ein Greis. — Auch in andern Kreisen trat endlich die Gerechtigkeit ein, nur war man immer noch furchtsam und gab da, wo Volksaufläufe stattfanden, die Gefangenen frei. Dadurch ward der Muth der Meuterer genährt und es schwebten die Gutsherren immerfort in Gefahr, die selbst jezt noch nicht ganz beseitigt ist, indem man noch oft genug in Dorfschenken, wo der Branntwein die Zungen löst, von Mord und Plünderung ohne Scheu reden hört. — Wenn wir nicht die Kerle, sagen sie, alle todtschlagen, wird's nicht besser. Damit sind die Gutsherrn und ihre Beamten gemeint. Unsere Demokraten — nämlich die von der schlechten Sorte — hören so etwas sehr gern, denn auf solchen Acker säen sie am liebsten ihre Saat.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 42. Sonnabend den 17. Februar 1849.

Les femmes ne tiennent à la vie que par les liens du coeur, et lorsqu'elles s'égarent, c'est encore par un sentiment qu'elles sont entraînées.

Mad. de Staël.

Der Beruf des Weibes in dieser Zeit.

(Fortsetzung.)

Zweitens hinderte daran, zumal in Süddeutschland, den Mann das üble Wirthshauswesen, das ihn in den Stunden der Muße den Seinigen entzieht und Tag für Tag in die Atmosphäre des Tabakrauchs, des Bierdunstes, der elenden Neugierde und elendern Kannengießerei, der Kleinlichkeit, Geistlosigkeit und Langeweile versezt, in welcher der Sinn für geistige Weiterbildung, auch wo er vorhanden wäre, ertödtet werden muß. Der Mann und die Familie haben das geistig und leiblich gleich übel zu büßen: So lange der Hausvater seine Pflicht religiös auffaßte und übte, die Religion Mittelpunkt und Weihe des noch einfachen Familienlebens war, in der guten alten, engen Zeit, da gab's für Mann und Weib der Anziehungskraft genug daheim. Aber seit der Auflösung dieses innersten Bandes im „philosophischen" Jahrhundert wurde Alles auseinander getrieben: der Mann in Bücher, Kritik und Wissen, und weil er sich, abgelöst vom religiösen Familiengrunde und erhoben in eine Höhe des verständigen Wissens, wohin die Frau nicht folgen konnte oder wollte, daheim nicht mehr befriedigt fühlte, ins Wirthshaus; dem Manne nach suchte das Weib nun auch „Bildung," wo nicht in eigener Kopfarbeit, doch durch Annahme von fremdem Schliff und Schnitt und Ton, und vergaß darob das vaterlose Haus über Romanen, Modejournalen, Taschenbüchern, Kaffeevisiten und Theekränzchen, so daß der Mann nur noch um so mehr die durch ihn also entleerte und verbildete Gesellschaft des Weibes und der Familie zu meiden Anlaß und Ausrede hatte.

Drittens nun würde, auch wenn der Mann könnte und die Frau wollte, in Immermann'scher Weise die Häuslichkeit nicht nur so durch „gemeinsames Bewundern und Verehren des Trefflichen in Literatur und Geschichte" hergestellt werden. Ein krankes Leben wird nicht durch Bücher geheilt. Der Teufel des deutschen bloß in der Bücherwelt zu Hauseseyns wird nicht durch den Beelzebub des Schriftenthums ausgetrieben. Der deutsche Mann, eben bisher nichts als schulmeisternd und geschulmeistert, kann unmöglich als fortgesezter Quintus Fixlein sein Haus neu bestellen. Daß sich Mann und Weib in Geschichte und Geschrift zusammenfinden, verstehen und genießen können, dafür muß die hohe und niedere Schule sorgen, die künftig lebensfähiger werden und bilden muß. Insbesondere müssen die deutschen Schulen in größeren und kleineren Städten Lehrer und Klassen erhalten, in denen das weibliche Geschlecht etwas Anständiges und Lebensgültiges lernen kann, ohne den leidigen Töchterpensionen, Instituten und Universitäten zum Opfer fallen zu müssen. Da muß ein Kern wahrer geistiger Bildung in das empfängliche Frauenherz gelegt werden, der fähig ist, bethaut von den Niederschlägen tüchtiger Mannesbildung, im Leben sich zu erhalten und für's Leben zu wachsen im natürlichen Volksboden. Wie dann die Erziehung der Kinder und die Anziehung der Männer eine ganz andere werden müßte; begreift sich mit Einem Blicke. Hier mögen unsere Helden der Schulerneuerung tief unten und gründlich der deutschen Geistes- und Volksfreiheit Grund und Eckstein legen helfen. Zugleich aber muß zwischen der Häuslichkeit hier und der Bildung dort ein Gebiet der Thätigkeit und der Vergesellschaftung

sich gestalten, in welchem Mann und Weib einerseits und höhere und niedere Stände andererseits als in des Lebens Mitte sich begegnen, fördern und verehren können, ein Gebiet der wechselseitigen Hingabe und Anerkennung, Demüthigung und Erhebung, des Arbeitens und Genießens, worauf das häusliche und Völkerglück, der eheliche und gesellschaftliche Frieden, das Gemeinde- und Staatswohl allein wieder Wurzeln schlagen können.

Ein tieferer Blick wird die Wahrheit des „social-demokratischen" Grundsatzes bald erkannt haben. Eine neue bürgerliche Gesellschaft muß gestiftet werden, das Christenthum muß zur Armuth niedersteigen und die thätige Liebe die Menschheit frei und gleich erst vergesellschaften: solche Gesellschaft wird sich dann bald auch in dauernde, nicht bloß pergamentene Staatsgrundgesetze verfassen lassen.

Warum die Frauen hier vorangehen sollten, habe ich im Artikel „Armuth und Christenthum" angedeutet. Daß sie es wirklich können, mögen die Leserinnen einer wohlgebornen und von den Armen beweinten Heldin werkthätiger Christusliebe absehen, an deren Wiege ich sie nun auch führen will, nachdem gezeigt worden, in welcher Zeit diese Wiege gestanden.

Am 21. Mai 1780 wurde Elisabeth Gurney in einer durch innere und äußere Güter und Bildung ausgezeichneten Familie in Norwich in England geboren, ein zartes, nervenschwaches, furchtsames Kind. Die düstern religiösen Eindrücke, die sich aus Erzählungen wie die vom Opfer Abrahams in frühester Jugend ihr einprägten, und die trüben Bilder, die ihr der Anblick menschlichen Elends, namentlich in der Gestalt der armen „Betty Einarm," in die Seele drückten, erhielten übrigens durch den Hauch zarter Familienliebe und durch ansprechende Weckung des Sinnes für Naturschönheit auf dem lieblichen Landsitze durch eine geistvolle Mutter die nothwendige Mischung und Milderung. Doch die Mutter starb von sieben Töchtern weg, als Elisabeth erst zwölf Jahre zählte. Die Schwestern, reich an Gaben und Anziehungskraft, überließ der beschäftigte, von Natur vertrauende Vater dem Verkehr in den geselligen Kreisen, wie sie damals von Frankreich her mit Kritik, Witz, Geist und Voltaire versehen wurden jenseits des Kanals und diesseits des Rheins. Der Geist der Zweifelsucht und Verneinung war natürlich am wenigsten geeignet, die einen höhern Beruf als für den Stickrahmen in sich fühlende Weiblichkeit zur Erkenntniß der ihr eigenthümlich zugewiesenen Lebensthätigkeit zu führen. Der Drang, der in dem Weibe sich regte nach geistiger Gleichstellung mit dem männlichen, die Wissenschaft und die Thatkraft fast wie im Erbpachte besitzenden Geschlechte, ging in jenem einseitigen Trieb nach der „Bildung" auf, welche kein natürliches, glückliches, nur ein krankhaft überreiztes, eingebildetes Selbstgefühl, die Hoffahrt des Geistreichseyns erzeugte. Nur in der angemessenen Uebung eines wirklich schaffenden Vermögens innerhalb eines naturgemäßen Wirkungskreises wächst und blüht jenes Selbstgefühl, das im Bewußtseyn einer Zweckerfüllung so glücklich macht. Abgesehen von dem Schaden an Herz und Haus, blieb dieser auf den Kopf gestellten Weiblichkeit immer das drückende Gefühl, daß sie all dieß Wissen, all diese Geistesbildung doch immer nur von den Männern zu Lehen trage. Deßwegen waren die geistreichsten und die geistig „emancipirtesten" Frauen gerade die unglücklichsten, so daß sie ähnlich der Berliner Charlotte Stieglitz entweder mit dem Dolche durch's eigene Herz, oder wie die Pariser Dudevant mit der Feder durch Roman auf Roman die völlige Unabhängigkeit nur in der völligen Vernichtung der Ehe suchen konnten.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Alpen.

(Fortsetzung.)

Es wäre indessen eine unverzeihliche Einseitigkeit, wenn wir diese Trümmer bloß in schwarzem Lichte darstellen wollten. Wie Alles in der Natur, haben auch sie ihre Licht- und Schattenseite, und sie sind dem Menschen auch vielfach nützlich geworden.

Da wo es an Bauholz fehlt, haben die Menschen zu den Steintrümmern gegriffen, welche die Natur aus ihren zahllosen Steinbrüchen ihnen gleich als fertige und brauchbare Bausteine geliefert hat. In vielen Strichen der Alpen, wo das Holz selten geworden, sind die Gebäude aus diesen Trümmern aufgeführt, namentlich in vielen südlichen Thälern, und auf allen kahlen Höhen die Sennhütten. Ueber lange schroffe Alpengelände hin sieht man die Steine zu Mauern geordnet, welche Grenzwälle der Besitzungen oder Schutzdämme am Rande der Abgründe bilden.

Gleichsam wie ein Gegengift gegen das Gift werden die bereits abgelagerten Blöcke vielfach gegen den drohenden Nachsturz anderer benuzt. Ueberall gewahrt man Häuser und Gehöfte, auf einem freien Plätzchen mitten zwischen großen Blöcken, wie zwischen Verschanzungen hingestellt. Die abgestürzten Felsblöcke zur Rechten und Linken gewähren ein malerisches Bild; den Rücken des Hauses deckt ein Hauptstück, an dem die Lawinen zerschellen, an dem die wilden Regengüsse sich zertheilen, hinter dem die nachkommenden Trümmer unschädlich liegen bleiben. Unter dem Schutze anderer Trümmerstücke zu den

Seiten sind Nebengebäude und Stallungen angelegt, wie im Gehöfte des einäugigen Hirten, den Odysseus besuchte.

Weit großartiger aber als in diesen kleinen Benützungen zeigt sich die Lichtseite des besprochenen Phänomens in der bei näherer Betrachtung der Hochalpenthäler sich herausstellenden Erscheinung, daß eine Menge dieser Thäler durch jene fortschreitende Zertrümmerung der Urfelsen geradezu erst bewohnbar geworden sind. Viele derselben waren in ihrem Urzustande nichts als tiefe, bodenlose Schluchten und Klüfte; zu beiden Seiten starrten unbesteigbare Felswände empor, im Grunde des Thals aber walteten wilde Gewässer und bildeten Sümpfe und Seen, unter ewigen Dünsten versteckt. Für den Menschen wurde da erst Platz gewonnen, nachdem lange Zeit hindurch die Felstrümmer von den Bergen abgestürzt waren, und sich dadurch allmählig aufsteigende Schutthalden an den Seiten der Wände gebildet hatten. Durch diese Schutthalden wurden die Gewässer in ihren Betten zusammengedrängt, die Sümpfe und Seen ausgefüllt, auch die Luft des tiefen Thales gebessert, und indem sich die Abhänge der Geröllmassen allmählig mit Pflanzendecke und vegetabilischer Erde überzogen, Boden für den Menschen und seinen Anbau gewonnen. Der Anbau solcher Schuttkegel ist eine so gewöhnliche Erscheinung in den Hochalpen, daß man ohne Uebertreibung geradezu sagen kann: die Hälfte aller Dörfer, Gärten und Aecker der Hochgebirge liegen an dem Fuße und auf den kegelförmig sich ausebnenden Abhängen solcher Trümmerhalden.

Treten wir aus den engen Hochthälern, wo die Trümmer am gefährlichsten wüthen und zugleich am häufigsten retten, in die großen weiten und langen Thalebenen, so erscheint es wahrscheinlich, daß auch diese als flache bewohnbare Erdstreifen nicht seit Anbeginn bestanden haben, sondern erst durch Ausfüllung und Ausebnung dazu gemacht worden sind. Die großen Ströme führten beständig Blöcke und Schutt herbei, füllten damit die unregelmäßigen Vertiefungen und Löcher aus, warfen das Material in die Seen, verwandelten diese aus Wasserwüsten in festes Land, und bereiteten so den ebenen Thalboden vor, auf dem nun die bewohnten Ortschaften stehen.

Je weiter wir aus den Schluchten der Urgebirge hinaustreten, desto mehr verliert sich der Schrecken, den die einstürzenden Berge erregen, und desto heller stellt sich die Lichtseite der Zertrümmerung heraus. Denn hier finden wir in den schönen Ebenen am Fuße der Alpenketten weitverbreitete Ablagerungen theils von großen Geröllen in den Nagelfluesschichten, theils von zu Körnern zerriebenen Felsen in den Sandsteingebilden. — Die ganze herrliche Ebene, in der die lombardischen Städte blühen, ist nur als ein weites Thal anzusehen, dessen Grundlage von dem Bergschutt der verwitternden Alpen allmählig gebaut wurde. Aus hundert Bergöffnungen stürzte dieser Schutt in das adriatische Meer, das ehemals bis an den Fuß der Berge bei Turin hinauf ging und den Sockel der Alpen überall bespülte, hervor und drängte seine Fluthen immer weiter zurück, ein Vorgang, der noch heute fortdauert.

Das ganze reizende Becken der Schweiz zwischen Alpen und Jura war ehemals ein Wasserbassin, das nun durch das vordrängende Gerölle ausgefüllt ist. Auf und zwischen diesem Gerölle liegen die Hauptstädte der schweizerischen Freistaaten. Die Schuttberge sind anmuthig bewaldete Hügel, das Trümmerchaos stellt auf der Oberfläche eine von Obst- und Weingärten, von Aeckern und Dörfern reizend belebte lachende Landschaft dar. Von den Ebenen Bayerns und Ungarns im Osten, von dem Rhonebecken im Westen läßt sich dasselbe nachweisen: auch sie wurden erst durch den Verfall der Alpenkette gehoben und geschaffen. Ja sogar an den Lagunen Venedigs wie an den Inseln und Poldern Hollands bauen noch heutiges Tages diese selben Bergtrümmer, welche oben die Anpflanzungen der Menschen zerstören, wohlthätig schaffend fort, der dortigen Bevölkerung eine stets wachsende feste Basis unterschiebend.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Februar.

Die Reichstagsliteratur.

Neben dem breiten Strome der stenographischen Berichte und Sitzungsprotokolle unserer Nationalversammlung macht sich nach und nach ein ganzes weitverzweigtes und vieläderiges System kleinerer Bächlein als Reichstagsliteratur bemerkbar, ein System, das die mannigfaltigsten Gebietstheile bewässert und durchfließt, alle möglichen Winkel der Wissenschaft durchkreuzt und dessen rasch verrinnende Fluth selbst aus den abgelegenen Reichen der Poesie und Kunst noch manchen Goldsand oder Bachkiesel mit sich rollt. Wenn wir diese reichliche Literatur durchgehen, die neben der Paulskirche in Flugblättern, Artikelchen

und Broschürchen herläuft und in ihr mündet und verschwindet, so ist fast kein Fach, das nicht in irgend einer Weise dabei vertreten wäre. Man hat der Nationalversammlung von mancher Seite vorgeworfen, daß sie für die materiellen Interessen des Vaterlandes bisher noch so wenig geleistet. Unstreitig kann sich dieß nicht auf die Papierfabrikation und die Druckerpressen beziehen. Wir brauchen nur einen Blick zu werfen auf alles, was durch, für und über die Nationalversammlung geschrieben und getrieben, was an und auf sie gedichtet und gerichtet wurde. Da kommen hinter einander Zeitungs-, Privat- und Vereinsberichte, Petitionen und Adressen, Erklärungen, Vor- und Rathschläge, Aufrufe und Programme, Gutachten und Sendschreiben, Vor- und Beiträge, ungehaltene Reden, Ein- und Ausfälle, Abhandlungen, Denk- und Staatsschriften, Charakterzeichnungen, Notizen, Winke und Andeutungen, statistische, geschichtliche, staatsrechtliche, biographische Zusammenstellungen u. s. w., Preisgedichte, Stachelverse, neue deutsche Landkarten, Porträte, Karrikaturen und sonstige Bildwerke.

Die Stube manches Abgeordneten, der diese Kinder der jüngsten Zeit sammelt und aufhäuft, gleicht einer Bibliothek, und es begegnen sich hier neben den ernsten Gedanken des Staatsmanns ganze Stöße von Zerrbildern, die illustrirte Geschichte des Deputirten Piepmayr, die Handbüchlein für Wühler und Heuler. Ueberhaupt könnte man unsere Reichstagsliteratur am besten und allgemeinsten in eine ernste und eine komische theilen, wobei freilich nicht bloß die leichte Witzwaare in der Harlekinsjacke, sondern auch ein nicht unbeträchtlicher Theil von Anträgen, Interpellationen, Vorschlägen in die leztere Kategorie fielen. Die ruhigere Geschichtsforschung späterer Zeit wird aus dem bunten Wuste sichten und schöpfen und ein geordnetes Bild daraus zusammenstellen. Schon bereitet sich manches größere Werk, manche Feder schreibt bereits im Stillen an der Geschichte, an den Denkwürdigkeiten, an den Erinnerungen unserer Zeit. Man sammelt Gedankenblitze und Züge unserer alten und neugebackenen Berühmtheiten und meißelt an den Brustbildern für die Nischen des neuen Pantheons. Die Poesie, die sich aus der lärmenden Welt zurückgezogen, findet hie und da wieder einige Beachtung in ihrer obligaten Einsamkeit. Nicht bloß daß die Domestiken der Kunst an ihrem Küchenheerde sich einfinden und von daher die Gassenliteratur und unsere Bänkelsänger mit neuen Liedern nach alten Melodien vielfach bereichern, auch ihre nähern Freunde und Verehrer sammeln sich wieder zuweilen bei der hohen Frau; aber sie kommen und gehen mit wüstem Kopfe von dem Geschrei des Tags, die alte Vertraulichkeit und Begeisterung will sich noch nicht einstellen. M. Hartmann als Pfaffe Mauritius bringt uns eine „Reimkronik.“ Wohl perlet im Glase der purpurne Wein, wohl funkeln die Augen der Gäste — aber nachdem wir von dem purpurn perlenden Wein geschlürft, meinen wir, der Kelch, den uns der Dichter früher geboten, habe doch viel besser gemundet.

Aus Schlesien, Januar.

(Fortsetzung.)

Der Bauernaufstand i. J. 1848.

Jezt zu den Aufständen in Oberschlesien. Im September, als man sich der Hoffnung hingab, es werde nunmehr ein ruhiger Zustand eintreten, erscholl auf einmal aus dem südlichsten Winkel Schlesiens, aus dem Städtchen Hultschin, die Kunde von einem daselbst ausgebrochenen gräulichen Aufruhr, der mit Blutvergießen verbunden gewesen war. Die Herrschaft Hultschin gehört dem Baron Rothschild, dessen große Mildthätigkeit gegen die daselbst wohnenden Nothleidenden in öffentlichen Blättern sehr hervorgehoben worden war. Es kam aber wie einige Monate früher in Niederschlesien. Die Ursache des Aufstandes waren die Roboten und Giebigkeiten, welche die Unterthanen an die Herrschaft zu leisten hatten, und die nunmehr, da man Ruhe und Ordnung zurückgekehrt glaubte, mit Strenge gefordert wurden. Da zeigte sich denn das von jenem Priester so hoch gepriesene katholische Volk ganz so wie das niederschlesische protestantische, und gab die Lehre, daß es eine Thorheit in unserer Zeit sey, eine Confession auf Kosten einer andern herauszustreichen. Das Schloß zu Hultschin ward gestürmt und vieles darin demolirt. Die Beamten wurden hart mitgenommen. Von hier aus verbreitete sich der Aufstand gleich einem Lauffeuer, und er nahm eine um so gefährlichere Gestalt an, als hier zum Hasse gegen Gutsherren und Beamte noch die Nationalabneigung kam, indem das Volk slavisch ist, die meisten Beamten aber deutsch. Zum Glück hatte jezt das Militär seine moralische Kraft wieder gewonnen und dämpfte nun mit der physischen schnell den Aufruhr. Indeß brach er, wie ein verborgenes Feuer, immer wieder an andern Orten aus, wenn er an einem gedämpft war. Besonders hart ging es in Beneschau her. Dieß ist ein kleines Städtchen und der Centralort der Herrschaft gleichen Namens, die dem niederländischen Großhändler Lejeune gehört. Das hier stehende alte Schloß ward erstürmt und von der aufrührerischen Rotte dermaßen zugerichtet, daß es einer Ruine gleich ward. Alle Akten und Dokumente wurden zerrissen und in's Wasser geworfen. Dabei zeigten sich ganz besonders die Weiber thätig, die mit einer wahren Beserkerwuth die Papiere in die kleinsten Fetzen rissen, auch bei der übrigen Zerstörung überaus thätig waren. Sie ließen es aber hiebei nicht bewenden, sondern raubten alles, was sie nur fortbringen konnten, insbesondere auch Silber und Wäsche. Der Oberbeamte entrann nur mit Mühe ihren Händen, und man würde ihm arg mitgespielt haben, wäre man seiner habhaft geworden. Bei der Gelegenheit zeigte dessen Frau, die sehr schwächlich und fast immer kränklich war, eine Entschlossenheit und Geistesstärke, die sie sich wohl selbst nicht zugetraut hatte. Für's erste war sie dem Gatten zur Flucht behülflich, dann raffte sie alles, was sie Werthvolles in Kisten und Schränken hatte, zusammen, um es zu verbergen, was ihr freilich nur mit sehr wenigem gelang, denn man entriß alles ihren Händen. Aber mitten unter den Meuterern, die eben nicht freundlich gestimmt waren, schaltete und waltete sie, als besorge sie ihr gewöhnliches Hauswesen, und wunderbar genug erfuhr sie keine eigentliche Gewaltthätigkeit von ihnen, ja die Männer schüzten sie sogar vor den Weibern, die ihr zu Leibe wollten. — Der Verlust, den dieser Oberbeamte erlitt, belief sich auf mehrere tausend Thaler. Vom herrschaftlichen Eigenthume ward jedoch wenig geraubt, außer wessen die Aufrührer aus den Kassen habhaft werden konnten. Aber nicht etwa aus Ehrenhaftigkeit, sondern lediglich aus Mangel an Gelegenheit ließ man das Eigenthum unangetastet. — Die Bevölkerung dieses ganzen Landstriches, der wie eine Halbinsel in die östlichen Sudeten einschneidet, ist slavisch, und zwar von dem Stamme, der in größern Massen in Mähren wohnt und ein Mittelidiom zwischen Polnisch und Böhmisch spricht. Er ist kräftiger Natur und ziemlich rührig, obgleich er die Feiertage liebt und sich an denselben gern gütlich thut. Ehrenhaftigkeit ist ihm nicht abzusprechen, die ihn jedoch nicht abhält, wo es die Gelegenheit gibt, ein wenig zuzugreifen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 13.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 43. Montag den 19. Februar 1849.

— Futuri
Temporis aetatem venturorumque nepotum
Prospicit.

Ovid.

Aus den Alpen.

(Schluß.)

Die Verwitterung der Alpen geht so langsam vor sich, daß sehr lange Zeiträume, daß Jahrtausende hiebei noch wenig zu bedeuten haben. Die Frage, was bei der fortschreitenden Abbröckelung der Berge endlich aus ihnen werden wird, hat daher noch viel weniger praktische Bedeutung als die, was aus England werden wird, wenn es einst das Mark aller seiner Steinkohlenadern und Schichten erschöpft hat. Allein »nitimur in vetitum,« sagt der Römer, wir greifen nach dem Verbotenen, und wir streben, setze ich hinzu, nach dem Verborgenen, Geheimnißvollen und Entfernten. Ich will daher diesem allgemein menschlichen Streben nachgeben und zum Schluß hier auch noch die aufgeworfene Frage erörtern.

Hätten jene Urvölker, jene gentes indomitae, welche vor den Römern den Kern der Alpen bewohnten, uns genaue Höhenbestimmungen über alle Gipfel ihrer Gebirge hinterlassen, so würden wir, sie mit unsern Messungen vergleichend, ohne Zweifel eine kleine Abnahme der Höhe gewahren, und wären diese Beobachtungen von Jahrhundert zu Jahrhundert fortgesezt, so könnten wir die Geschichte der Zertrümmerung der Alpen wenigstens während einer Periode schreiben. Da aber die hypsometrische Kenntniß dieser Berge ganz neu ist, erst in unsern Tagen begonnen hat, so werden zu einer solchen Geschichtschreibung erst unsere spätesten Nachkommen befähigt seyn, wenn sie die Fäden, welche wir angeknüpft, festzuhalten und weiter zu spinnen vermögen. Für uns ist hier überall nur Vermuthung und ungefähre Bestimmung möglich.

Und hiebei ist es denn vor allen Dingen bemerkenswerth, daß in den verschiedenen Abtheilungen der Gebirge die Verwitterung und Zerstörung mit sehr verschiedener Schnelligkeit fortschreitet, eine Bemerkung, die ich bisher mit Fleiß noch unterdrückt habe, um sie hier am Schlusse ihren Platz finden zu lassen. — Bekanntlich bestehen in Bezug auf ihren Baustoff die Alpen hauptsächlich aus dreierlei Gebilden, erstlich aus einem langen Kern von sogenannten Urgesteinen in der Mitte, zweitens aus zu beiden Seiten abgelagerten Kalkgebirgen, und drittens aus tertiären Formationen am Fuße dieser Kalkalpen. Diese drei Felsarten bilden eine Menge von Bergen und Thälern, die höchsten die Uralpen in der Mitte, nicht ganz so hohe die Kalkalpen zur Seite, und die niedrigsten die tertiären Gebilde, die sich allmählig ausebnen.

Alle diese Gebilde bestehen aus über oder nebeneinander gelagerten Schichten, die auf sehr verschiedene Weise aufgestellt sind. In den Urgebirgen stehen diese Schichten zum Theil vollkommen senkrecht, zum Theil unter sehr großen Winkeln von sechzig und mehr Graden. In den Kalkgebirgen stehen fast gar keine Schichten aufrecht, in der Regel senken sie sich unter kleineren Winkeln von dreißig bis sechzig Graden, und unter noch kleineren Winkeln fallen die zum Theil ganz horizontalen tertiären Formationen. Dieser Umstand allein reicht hin, um vermuthen zu lassen, daß die Zerstörung in den festen Uralpen einen weit rascheren Fortgang hat als in den Kalkalpen, und in diesen einen rascheren als in den Vorbergen.

Die Uralpen bieten, gleich einem vom Holzhacker

zurechtgelegten Holzblöcke, alle ihre Fugen, Risse und Spaltungsrichtungen den Donnerkeilen des Jupiter und den übrigen auf sie niederfallenden Instrumenten der Naturgewalten bequem dar, während die Kalkalpen und Vorberge so zu sagen gegen den Faden zerhackt und zersägt werden müssen. — Das Regen- und Schneewasser dringt in den Uralpen leichter in die Ablösungen der Felsblätter und Ritzen ein und zerstört sie schneller. Dazu kommt noch, daß die Urgebilde meistens spröderer Natur sind und wie Glas leichter zerspringen als der Kalk, dessen Faser mehr dem Gewebe eines Metalls gleicht. Vielleicht werden auch einige Urgesteine deßwegen von der chemisch zersetzenden Luft schneller angegriffen, weil sie viel Eisentheile beigemengt enthalten. — Die Urfelsen bestehen aus mannigfachen Gebilden, die in sehr verschiedenen Graden von den zerstörenden Kräften angegriffen werden, während die Kalkfelsen eine weit gleichmäßiger dichte Masse darbieten. Auch dieß muß die Zerstörung dort rascher machen als hier, denn so wird oft einer gesunden Felsart durch eine kränkelnde und faulende, auf der sie ruht, die Unterlage entzogen, und so stürzt denn Verwitterndes mitsammt dem Gesunden in die Tiefe. — Die Kalkalpen bilden sehr häufig lange Rücken und Gräte, während die Uralpen von Haus aus dieß selten gethan haben und in zahllosen Spitzen emporstarren. Auch dieser Umstand verschafft den atmosphärischen Wassern in den Uralpen zahlreichere Angriffspunkte. Die Gewässer sind in ihnen wilder und gewaltiger, und alle in ihren engen Klüften und Thälern schaltende und waltende Naturkräfte in ihrem Effekte eben durch diese Beengung gesteigert.

Auf ähnliche Weise wie das Urgebirge zu den Kalkalpen, verhalten sich diese zu den tertiären Nagelflue- und Sandsteingebilden. — Die Kalkmassen liegen durch die ganzen Alpen hin auf einem dem Verfall sehr ausgesetzten Tonschiefergebilde. Diese Felsart löst sich sehr schnell auf, zerfällt und läßt die auf ihm ruhenden Kalkschichten nachfallen. Auch ragen die Kalkalpen noch häufig weit über die Region des Pflanzenwuchses und hoch über die Schneegrenze hinauf. Sie sind daher in den höhern Gegenden kahl und unbedeckt wie die Urgebirge und aller Unbill der Witterung preisgegeben. Die niedrigen Nagelflue- und Sandsteinberge dagegen sind meistens in eine schützende Decke von Pflanzen und Pflanzenerde gehüllt. So weit dieß geschehen, ist Verwitterung fast nicht möglich und die Berge bleiben so fast unveränderlich in ihrer Höhe und Gestalt. Jedoch kommen in den Nagelfluegebirgen Anbruch und Zerfall noch häufiger vor als in den Sandsteingebilden, in denen die größte Unveränderlichkeit herrscht. Jene, die Nagelfluegebirge, ruhen nämlich häufig auf weichen Sandsteinschichten, und wenn diese angegriffen und zerstückt werden, stürzen ihre Geschiebelager herunter.

Die Gebirge geben also in dieser Beziehung ein Parallelbild zu den Zuständen der menschlichen Gesellschaft, bei denen auch in den untern Schichten verhältnißmäßig größere Starrheit herrscht, während die obern Klassen und die höchsten Gipfel der Menschheit beständig von den gesellschaftlichen Revolutionen und den Stürmen der Zeit umgestürzt und umgebildet werden.

Man hat die Bemerkung gemacht, daß in manchen Jahren die Verwüstung der Alpen schneller vor sich gehe, als in andern. Dabei spielt vermuthlich strenge Kälte die Hauptrolle. Im strengen Winter des Jahrs 1740 barsten hie und da ganze Massen von Granitfelsen dergestalt auseinander, daß man nicht mehr auf den sonst gewohnten Wegen von einem Theile des Gebirges zum anderen gelangen konnte. Eine Menge Krystallhöhlen öffneten sich in diesem Jahre und zahllose Thalgelände wurden verschüttet, die Gletscher wuchsen bedeutend und entführten ihre Geröllasten rascher. Wie alles in den Alpen, so mag daher auch die Verwitterung ihre Perioden haben. Im Ganzen aber läßt sich beweisen, daß sie Anfangs langsam, darauf zunehmend immer schneller bis zu einem gewissen Maximum vorgehen muß, daß sie dann wieder an Energie abnehmen, immer langsamer und schwächer in ihren Wirkungen werden wird. Bei den Anfangs mehr zusammenhängenden und geschlossenen Massen, welche die emporgetriebenen oder niedergeschlagenen Materien bildeten, mußte natürlich der Angriff der Naturkräfte schwieriger seyn. Hatten sich diese erst einmal eingefressen, kleine Spalten, Risse, Klüfte, Zacken gebildet, so war es leichter, diese zu vergrößern und zu vervielfältigen, und das schon Zerschlagene noch mehr zu zerpochen.

Vielleicht befinden wir uns gerade jezt in der Periode des raschesten Zerfalls. Jemehr die kahlen hochragenden Gipfel beseitigt seyn werden, je tiefer der nagende Zahn der Zeit zu den dickern und breitern Grundlagen der Berge herabkommt, desto langsamer wird er arbeiten. Die Gewässer und Winde werden dann minder heftig seyn, die Gletscher und Schneemassen von den herabgeschmolzenen Höhen verschwinden, die Pflanzendecke wird mächtiger und schützender werden und in der ganzen Alpenkette die Ruhe und Unbeweglichkeit eintreten, die wir jezt an unsern unzerstörbaren Rasen- und Waldhügeln beobachten. — Dann, wenn die Hochalpen dereinst, stets zerfallend unter den Blitzen Jupiters, unter dem fressenden Odem der Winde, unter den Keilen, Reiben, Meißeln und Sägen des Eises, unter den schleifenden Wellen der Berggewässer, zu einem solchen anmuthigen Hügellande herabgesunken sind, dann erst werden jene

schrecklichen Bergstürze, jene Blockergüsse und Steinströme, jene Erdschlipfe und Rieseten, jene Murren und Rüffenen, jene Flur- und Waldzerstörungen, dann wird dieser ganze Krieg, den die felsenschleudernden Giganten heutiges Tages mit den Menschen und den freundlichen Göttern der Ackerflur fortführen, vollständig aufhören.

„Dann kehret zurück der Friede dem Weltall."

Der Beruf des Weibes in dieser Zeit.

(Fortsetzung.)

Nicht ein erweiterter Kreis des Wissens, sondern ein erweiterter Kreis wahrhaft weiblichen Handelns, nicht Gelehrsamkeit, sondern Thätigkeit, nicht Bildung, sondern Uebung ist das Ziel jenes Dranges nach einem höhern Berufe in der Menschheit. Aber, wie gesagt, Verneinung und Zweifel, Unglauben und bloß natürliche Religion vermochten den Weg zu diesem Ziele nicht zu weisen. Ursprünglicher Geist, Frische des Charakters, Einfalt des Sinns und Wärme des Gemüths konnten bloß vor stärkeren Verirrungen bewahren und haben auch unsere deutsche Frauenwelt im großen Ganzen bewahrt. Eine Familie aber, wie die Gurneysche, eine Natur wie unsere Elisabeth ward nicht nur in den Versuchungen vor Abwegen bewahrt, sondern sie fand auch die lebendige Quelle, deren Labung und Strömung sie auf das frühlingsgrüne Feld jener höhern, die Weiblichkeit adelnden und ausfüllenden Thätigkeit gelangen ließ: dieß war die geoffenbarte Religion, die allein den Weg, die Wahrheit und das Leben für suchende Herzen und sich versuchende Kräfte bietet. Diese Quelle ist durch die Befreiungskriege und durch Schleiermacher in Deutschland Tausenden wieder geöffnet worden. Darum gut Heil Germania!

Elisabeth war eine gewandte Reiterin geworden, liebte Gesang und Tanz im häuslichen Kreise, hatte eine liebliche Stimme und sang mit ihrer Schwester Rahel vortrefflich, namentlich Naturweisen. Ihre zarte schlanke Gestalt mit der Fülle blonden Haares und dem süßen Ausdruck ihrer milden Züge nahm sich höchst anziehend aus. Ihr tieferes Sehnen aber blieb ungestillt von jenem Weltgeiste und jener Naturreligion. Wie ein Schiff ohne Steuermann sieht sich die sechzehnjährige Jungfrau auf dem Meere der Freuden und Leiden umhergetrieben. Sie ringt nach „Wahrheit und Tugend" und sucht Gott in der Natur, aber sie ruft aus: „ich sehe Alles im Dunkeln; Alles scheint mir Thorheit, ich zweifle an Allem."

Da kam 1798 ein Abgeordneter der „Gesellschaft der Freunde," wie sich die Quäker bekanntlich nennen, aus Amerika nach England. William Savery, selbst ein Neubekehrter, predigt auch in Norwich, und am selben Tage schreibt Elisabeth in ihr Tagebuch: „heute hab' ich gefühlt, daß ein Gott ist." Ein tiefer Ernst kam über sie mit Kräften eines höhern Lebens. — Um sie von dieser auffallenden Verwandlung zurückzubringen, schickte der Vater sie in die große Welt Londons. Vielfach ergözt, noch mehr belehrt, war sie nur selten befriedigt. Sie kehrte heim, eben so religiös entschieden, als sie früher gleichgültig oder zweifelhaft gewesen. Mit reinem Gemüthe hatte sie der Freuden der Welt sich gefreut, sie konnte sich ihnen entziehen, ohne die Freuden und Pflichten des Lebens aufgeben zu müssen. Sie hatte gelernt, daß „die Religion uns nicht unbrauchbar für die Pflichterfüllung machen darf, sondern uns ein Sporn und eine Hülfe seyn soll, diese auf die rechte Art zu üben."

Hatte sie sich von jeher nie glücklicher gefühlt, als wenn sie Jemand auch nur den kleinsten Liebesdienst erzeigen oder eine Sorge erleichtern konnte, so bringt sie auch jezt noch im scharlachenen Reitgewande bald einer fremden kranken Offizierswittwe ein Körbchen mit feinerer Labung und ist dann spurlos auf schnellem Rosse entschwunden; bald tröstet sie einen kranken Diener am Sterbebette mit der Hoffnung der Unsterblichkeit, besucht und pflegt die Kranken der Umgegend; aber jezt versammelt sie eine Schaar armer Kinder Sonntags um sich, die sie mit hingebender Liebe unterrichtet. Sie fing mit einem armen Knaben an und nach und nach wurden es siebenzig.

Ihre Familie hatte mannigfache Verbindungen mit der „Gesellschaft der Freunde," ein Prediger derselben hatte sie sich und ihrem Gotte zurückgegeben; kein Wunder wenn sie, obschon nicht ohne Kampf, dem Zuge in diese Gesellschaft nachgab, deren eigenthümliche Formen, die einfache Tracht und das „Du" in der Anrede gegen Jedermann sie der ihrigen einigermaßen entfremden konnten, sie von ihren bisherigen Umgangskreisen und Gewohnheiten völlig losschneiden mußten. Ihr Charakter, der ein ganzer war, ihr Beruf, der ein einziger, bahnbrechender werden sollte, forderten von ihr das Opfer, das ihr Gewinn bringen mußte. Sie legte nach und nach die hellern Farben und allen Schmuck ab und um 1799 wird sie geschildert „im schieferfarbenen Gewande, in's reiche blonde Haar einen schwarzen Schleier gewunden, dessen Enden zur Seite herabhängen."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Schlesien, Januar.

(Fortsetzung.)

Der Bauernaufstand i. J. 1848.

Wie schon gesagt, ward dieser Aufstand durch Militärkraft gedämpft, aber es gährt dort noch immer: die Wühler treiben ihr Wesen auch auf diesem Terrain und finden da einen recht günstigen Boden, zumal die Nachrichten aus Oesterreich über die unentgeltliche Aufhebung der Frohn die Leute verwirren und zu immer neuen Forderungen treiben. Auch gährte es hier schon vor zwei Jahren stark, als man die Auftritte in Galizien in der Nähe beobachten konnte, und wenn der Aufstand nicht schon im März und April, wie in Niederschlesien, zum Ausbruch kam, so lag das hauptsächlich daran, daß die Emissäre und Freiheitsapostel anderwärts zu viel zu thun hatten, also mit ihrer Mission noch nicht bis hierher vordringen konnten.

Jezt mögen mir die Leser in eine andere Gegend, in den Creutzburger Kreis folgen. Hier kamen Gräuelscenen vor, die unser Zeitalter schänden. Im Dorfe Rosen war ein Gutsbesitzer Namens Dehnel, der seinen Gutsinsaßen durch große Strenge mißliebig geworden war, auf den sie also bittern Groll geworfen hatten. Wie überall, so fehlte es auch hier nicht an Boshaften, die das Feuer schürten, und so ward denn im allgemeinen Rath beschlossen, dem strengen Herren einen Besuch zu machen. Da man jedoch seine Entschlossenheit kannte, so verstärkte man sich so viel als möglich, stählte auch den Muth zuvor, indem man dem Branntwein fleißig zusprach. So fanatisirt zog der Haufe im Dorfe umher. Da steht ein ruhiger Mann, Besitzer einer kleinen Wirthschaft, sein Name ist v. Gladis, sieht die Rotte kommen und versucht sie zu besänftigen. „Schlagt ihn todt!" schallt es da aus dem Haufen und im Nu fallen die Knüttel der vordersten auf ihn nieder, die ihn zu Boden strecken. Und der Schande! auch seine Leiche noch mißhandeln sie und zerren sie wie das Cadaver eines Thiers herum; dieß alles bloß, weil er zur Ruhe rieth und nicht von den ihrigen, sondern ein Edelmann war. Nach dieser Schandthat ziehen die Cannibalen, bis zur Wuth wilder Thiere gereizt, auf den Herrschafthof, um alles zu demoliren und den Herren zu ermorden. Dieser aber, wie schon gesagt, ein muthiger Mann, bereits von allem unterrichtet und auf alles vorbereitet, empfängt die Rotte mit einigen Flintenschüssen aus dem Fenster, zieht sie dadurch von der Zerstörung des Hofes und von Brandlegung ab, reizt aber auch ihre Wuth bis zur Raserei. Wie Hyänen stürzen sie aufs Wohnhaus, finden aber die Thür fest verrammelt, so daß es ihnen nur mit Mühe gelingt sie aufzubrechen. Die Eindringlinge fangen sofort ihr Zerstörungswerk an, werden aber auf einmal durch einen Schuß und durch den Fall eines der ihrigen erschreckt. Dehnel hat sich mit einem Jäger und ein Paar Dienstmädchen auf die Stiege postirt, den Rücken an die Mauer gelehnt, und hält den Vordringenden den Büchsenlauf entgegen. Die Gewehre, die er abgeschossen, werden immer schnell wieder von dem Jäger geladen und er steht stets schußfertig da. Die Wuth treibt die Rebellen vor, aber immer ist der erste eine Beute des sicher treffenden Bleis. Nachdem bereits vier gefallen und einige andere verwundet sind, geht ihnen der Muth aus, sie weichen zurück, zerstören in der Eile noch, was ihnen möglich ist, und ziehen ab. So rettete dem Hartbedrängten sein Muth und seine Geistesgegenwart das Leben.

(Schluß folgt.)

Frankfurt a. M., Februar.

Aussichten. — J. F. v. Meyer.

Die Macht des kurzen Winters scheint gebrochen zu seyn, mildere Lüfte haben alle Spuren von Eis und Schnee entfernt und an manchen Tagen lacht schon eine recht heitere und erquickliche Frühlingssonne, zu Ausflügen in's Freie einladend. Eisgang und Ueberschwemmungsgefahren, vom Obermaine drohend angemeldet, sind gnädig an uns vorübergezogen, und doch wollen die Herzen sich nicht dem Frühling, nicht der Freude öffnen. Was wie ein Alp auf uns lastet, jede Brust zusammenschnürt und keine Regung der Freude aufkommen läßt, das ist die dumpfe Schwüle des politischen Himmels, der mit seiner aschgrauen Färbung den Gotteshimmel verdüstert und jede poetische Aufwallung despotisch in der Blüthe erstickt. Wo ist die Zeit der kindlichen Poesie, die von der ersten Knospe entzückt, von der ersten Lerche begeistert, vom ersten Schlag der Nachtigall zum Wettgesang ermuntert ward! All unser Sinnen und Trachten ist nach der Paulskirche gerichtet, sie, die den Frühling der neuen Zeit dem geliebten Vaterlande zuführen soll. Scheint es doch, als ob die physische Natur der Erde mit der geistigen des Menschen in Zwietracht gerathen solle. Dort schon Wärme, Gotteslicht und Knospen, hier noch Kälte, Dunkelheit und in der Wintererde verborgene Keime; eine Grundlage als frischer, vielversprechender Rasenteppich ausgebreitet, auf dem aber noch viele Hände prüfend und mißtrauisch herumtasten, ob er auch diesem oder jenem Boden passend, jenem oder diesem Klima ergiebig oder fruchtbringend werden könne. Und während noch an der Grundlage vorsichtig gemäckelt wird, sieht sich der ächte Deutsche sehnsuchtsvoll und ängstlich nach der starken Hand um, die seiner Verfassung die Spitze, seinem Vaterlande die Einheit, seinem Deutschland die Stelle geben möge, die ihm in der Reihe der Völker schon längst gebührt. — Während auf der einen Seite widersinnige Combinationen, von der Leidenschaftlichkeit des Augenblicks eingegeben, sich jedem kräftigen, einheitlichen Beschluße hemmend entgegenstemmen und allgemeine Rath- und Thatlosigkeit herbeiführen, sieht man mit tiefer Wehmuth und sittlicher Entrüstung auf der andern Seite, wie verderbliche, aber ungeschwächte Kräfte mit nimmermüder Consequenz an dem Umsturze alles Bestehenden arbeiten und den wuchernden Samen der Verführung in die nur allzuempfängliche Brust der jungen Welt mit rastloser Geschäftigkeit streuen. Man lebt nur für die nächste Stunde, für den nächsten Tag. Alles Vertrauen ist aus der menschlichen Brust geschwunden und gebietend sizt die krasseste Ichheit auf dem Throne, ihre Absichten in den Mantel der allgemeinen Menschenliebe und Völkerbeglückung hüllend.

In diesen Tagen des Schwankens, der Ungewißheit und Zerrissenheit hat unser Freistaat einen Mann verloren, der wie ein ehrwürdiges Monument aus einer kaum mehr begriffenen Zeit in die unsere herüberragte. Am 28. Januar starb Johann Friedrich v. Meyer, nur dreizehn Stunden nach seiner Gattin, in dem vorgerückten Alter von 76 Jahren. Einer der ältesten Senatoren hat er als Rechtsgelehrter und Staatsmann die höchsten Würden der Republik bekleidet und war als erster Syndikus und Präsident der Gerichte bis wenige Wochen vor seinem Ende in allen seinen Aemtern thätig. Als Senator, Schöff, Syndikus und Präsident des Appellationsgerichts gehörte er vorzüglich der Vaterstadt an, als Gelehrter dem deutschen Vaterlande.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 44. Dienstag den 20. Februar 1849.

— These flags, that are advanced here
Before the eye and prospect of your town,
Have hither march'd to your endamagement;
The canons have their bowels full of wrath,
And ready mounted are they, to spit forth
Their iron indignation 'gainst your walls.

Shakespeare

Aus den Briefen eines deutschen Offiziers in der Armee des Banus von Croatien.

(s. Nr. 8—11.)

Vor Wien.

Schon war die Dämmerung angebrochen, als uns am 10. Oktober zuerst in weiter Ferne der Thurm von St. Stephan entgegenblickte. Wir waren die vorhergehende Nacht und den ganzen Tag scharf geritten und hatten nur Augenblicke gerastet. Unsere mit Schmutz und Schaum ganz bedeckten Pferde waren noch müder als ihre Reiter, als wir unweit Schwechat zuerst Halt machten und unsere Bivouakfeuer anzündeten, um die Nacht hier zuzubringen. Wir gehörten zu den ersten Vortruppen; der Banus mit dem Hauptcorps war noch mehrere Stunden zurück, und da wir die Stimmung des Landvolks gar nicht kannten, war große Vorsicht nöthig. Allein es regte und rührte sich nichts; keine Spur von einem Bauernaufstand, wie wir ihn gefürchtet.

Schon am ersten Tage konnte man deutlich merken, daß das Landvolk in Unterösterreich mit dem ganzen Wiener Aufstand nicht das Mindeste zu schaffen haben wollte, ja eher Groll als Zuneigung gegen die Urheber und Theilnehmer desselben hegte. Mit einiger Scheu vor den allerdings etwas uncivilisirt aussehenden Gestalten meiner Seressaner empfing man uns allenthalben in den Dörfern, aber von Widerstand oder überhaupt von Feindseligkeit war keine Rede. „Was geht uns das an? wir haben keine Robot mehr, und das andere ist uns gleich,“ so äußerten sich alle Bauern, mit denen ich sprach, ja oft ergossen sie sich in Schmähungen gegen die Wiener Studenten und die andern Buben, wie sie sie nannten, die gemacht hätten, daß alle vornehmen Leute von dort fortgezogen wären, daher sie ihre Gemüse und ihr Obst und Korn nicht mehr so gut wie sonst verkaufen könnten.

Indessen fühlte ich mich sehr trübe gestimmt, als ich unter solchen Verhältnissen Wien zuerst wieder erblickte. Wie viel vergnügte Stunden hatte ich früher dort verlebt, welch frohe Erinnerungen knüpften sich an diese Stadt! Als ich Wien vor vier Jahren zuletzt verließ, begleitete mich noch ein froher Kreis lustiger Freunde und schöner Frauen bis zur „Spinnerin am Kreuz,“ den bekannten Punkt, wo man die ganze Kaiserstadt überblickt, und jezt führte ich in feindlicher Absicht meine croatischen Reiter gegen dieselbe. Troz der körperlichen Ermüdung, saß ich noch mehrere Stunden sinnend an dem in die dunkle Nacht hineinlodernden Wachfeuer, bevor ich den Schlaf finden konnte. Meine Seressaner und Husaren theilten meine Gefühle nicht, im Gegentheil waren sie ungewöhnlich heiter und sangen ihre Volkslieder mit lauterer Stimme als je. Von Wiens Herrlichkeit hatten Alle schon oft im Leben gehört; der Ruf der glänzenden Kaiserstadt, als Siz aller irdischen Größe und Lust, dringt bis in die fernsten Winkel der weitläufigen Monarchie. Alle die Grenzoffiziere, die einst als Kadetten in Wien gestanden, hatten in wehmüthiger Erinnerung auf den einsamen Grenzwachten gar viel von den dort genossenen Freuden erzählt. Die vielen croatischen Fuhrleute, deren große Frachtwagen mit zwölf bis sechzehn kleinen, magern, zottigen Rossen man so häufig in Wien sieht, hatten daheim gar lockende Beschreibungen von den dortigen Herrlichkeiten

gemacht, und so waren meine Leute voll Jubel, daß sie diese Wunder bald selbst kennen lernen sollten. Komisch war es, daß sie nicht begreifen wollten, daß der Kaiser nicht in Wien sey; Wien und die Person des Kaisers sind in ihrem Kopfe so eng verbundene Begriffe, daß sie dieselben gar nicht trennen konnten, und so sehr ich mich bemühte, ihnen klar zu machen, warum sich der Kaiser jezt an einem andern Orte befinde, schüttelten sie doch immer ungläubig die Köpfe. Auch waren sie der Meinung, der Stephansthurm, der so hoch und weitsichtig in die Luft hinein ragt, müsse die Burg des Kaisers seyn und er dort hoch oben wohnen.

In Wien selbst schien man unsere Ankunft bereits durch Fernröhren oder Kundschafter bemerkt zu haben. Gleich in der ersten Nacht sah ich, wie auf dem Stephan mit Lichtern und farbigen Laternen, wie mir schien, verschiedene Signale gegeben wurden. Eine Schleichpatrouille, die ich noch in der Nacht, von einem ortskundigen Führer geleitet, bis über das „Neugebäu“ hinaus auf die Simmeringer Heide sandte, meldete, daß kein Ueberfall zu besorgen sey, daß aber an der Marer Linie selbst viel Lärm und Aufregung herrschen müsse, weil lauter Gesang und Jubelgeschrei ihnen von dort entgegengetönt habe.

Am andern Morgen, wo immer mehr Truppen des Banus nachrückten, zog ich mich selbst mehr links und wir schlugen unweit Mödling unser Lager auf. Theils um einige frühere Bekannte aufzusuchen, theils in einem dienstlichen Auftrag ritt ich bald darauf zu den Truppen des Grafen Auersberg, die in Wien selbst gewesen waren und jezt nicht weit vom Belvedere lagerten. Was ich dort hörte, erfüllte mein Herz mit Zorn, und mit wahrer Leidenschaft focht ich jezt gegen diesen Aufstand. Man hatte die Soldaten und Offiziere den ganzen Sommer hindurch auf alle Weise verspottet und verhöhnt, da es nicht gelingen wollte, sie mit Kossuthschem Golde zum Treubruche zu verführen. Jede Schmach, die man ersinnen konnte, hatten die Aula und die wilde Hefe der Vorstädte, auf welche jene sich stüzte, den Soldaten angethan. Unsern Kampf in Italien, wo wir für Oesterreichs Ehre fremden Eroberern gegenüber standen hatte man verspottet, unsern Waffen öffentlich schmähliche Niederlage, Karl Albert Sieg und Triumph gewünscht. Und nun gar der 6. Oktober! Alles dieß und noch mehr erzählten mir die Kameraden vom Auersbergschen Corps. Besonders die Mannschaft des ruthenischen Regiments „Herzog von Nassau,“ das am 6. in Wien den größten Verlust erlitten hatte, war so erbittert, daß sie zu jeder Stunde mit Freuden gestürmt hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Beruf des Weibes in dieser Zeit.

(Fortsetzung.)

Auch den Tanz und Gesang gab Elisabeth weiterhin auf, weil er sie in ihrer innern Sammlung störte; streng gegen sich selbst, blieb sie aber mild im Urtheil über andere. Fast übereinfach das äußere Wesen, fast unübersehbar reich die Wirksamkeit; dunkel der Anzug, aber hell das Antliz, strahlend der Geist und glühend das Herz. Ich denke, wir lassen die edle, schlanke, demüthig hohe zwanzigjährige Blondine Gnade vor unsern Augen finden. Wir begreifen, daß es für sie nöthig war, in solch engeres Gefäß ihren Reichthum zu fassen, wie in ihres Herrn und Meisters „Knechtsgestalt“ die Gottheit leibhaftig wohnte. Vielleicht wurde sie diese Heldin der im Glauben thätigen Liebe von wahrhaft reformatorischer Bedeutung nur weil sie Quäkerin war: wir bewundern und lieben jene nicht weil, sondern obgleich sie diese war.

Im Jahr 1800 gab sie Herz und Hand dem reichen Londoner Handelsherrn und Mitglied der Gesellschaft der Freunde Joseph Fry. Nach wolkenlosestem Brautstande trat sie mit voller Gesundheit des Leibes und der Seele in die innerlich glücklichste, äußerlich vielgeprüfte Ehe. Zwei-und-vierzig Jahre später stellte sie nach manchen Todesfällen dem jetzigen Könige von Preußen, der in England ihr einen Besuch zurückgab, acht Töchter und Schwiegertöchter vor (drei waren abwesend), ferner sieben Söhne und fünf-und-zwanzig Enkel. Die Pflichten der Mutter und Hausfrau wie die Pflichten der liebenden Tochter und Schwester erfüllte sie mit einer Aufopferung und Zartheit, mit einer Treue und Tapferkeit wie irgend eine ihres Geschlechts. Es gab Zeiten, wo sie von Krankenbett zu Sterbelager eilen mußte; ihre zarte Natur und Gesundheit fiel bei so viel Wachen, Sorgen und Pflegen mehr als einmal dahin, doch wie jener Apostel litt sie Trübsal, aber sie ärgerte sich nicht, ihr war bange, aber sie verzagte nicht; auch nicht, als sie aus der Fülle der Güter und Bequemlichkeiten geworfen wurde durch den Fall eines fremden Handlungshauses, mit dem das Geschäft ihres Mannes verbunden war: da wußte sie auch ärmer zu werden, um nur desto mehr reich zu machen.

Elisabeth Frey — so wollen wir im Deutschen schreiben — war die Mutter ihres Hauses mit all der wunderbaren Kraft, mit welcher die Liebe in aller Schwachheit des Weibes so übermenschlich zu leisten vermag. Sie war zugleich von einer, obschon nicht vollendeten geistigen und von einer geselligen Bildung, welche es ihr möglich machte, mit Personen

und Kreisen höchsten Ranges zu verhandeln. Allein in diesen beiden Polen weiblicher Fähigkeit war sie nicht über das Maß dessen hinaus, was im häuslichen und im gebildeten Kreise die Begabteren ihres Geschlechts leisten. Das war vielmehr ihre Größe, daß sie ganz im Hause stehend sich eine weibliche Wirksamkeit außer dem Hause eröffnete, welche ihren Namen als einer Wohlthäterin der Menschheit nicht bloß durch Europa, sondern über das Weltmeer trug, so daß später einmal selbst von den Sandwichinseln der König Kumeha meha III. sie um ihre Verwendung für ein Verbot der Einführung geistiger Getränke in sein Königreich ersuchte, das er nicht vergiften lassen wollte. Ganz in der Fülle leiblichen und geistigen Reichthums stehend, wußte sie sich ganz in die Tiefe leiblicher und geistlicher Armuth zu stellen und wie mit Königen so mit dem Bettler und Missethäter zu verkehren. So hat sie dem weiblichen Geschlechte und der menschlichen wie der gebildeten Gesellschaft eine ganz neue Welt entdeckt, mitten in der tiefsten Armuth eine Welt des Reichthums, welcher alle Silberminen von Peru und alle Goldsandgruben von Californien himmelhoch übertrifft. Möchten nur in dieses nun bald ein halb Jahrhundert entdeckte Wunderland der Armuth und des Christenthums Auswanderer und Ansiedlerinnen auf ganzen Flotten kommen und den Werberuf hören: „was ihr einem meiner geringsten Glieder gethan, das habt ihr mir gethan,“ und den Nothruf, der über Sünde und Elend herüber ertönt, vernehmen: „kommt herüber und helft uns!“

Was die große Seele eines Weibes leisten kann, wenn sie am rechten Platze ist, das hat diese einzige Frau in vierzigjähriger Nachfolge Christi gezeigt. Ihre musterhafte Ordnung im Hauswesen, ihre gewissenhafte Zeiteintheilung und der Aufblick nach oben setzten sie in Stand zu solcher Wirksamkeit nach außen. So sehen wir die junge Mutter trotz der schweren Krankheit ihres Erstlings eines Tages mit dem Worte: „dein Wille geschehe, nicht der meine,“ dennoch ihre gewohnten Gänge machen in die elendesten Gegenden Londons, um eine arme Frau aufzusuchen; sie konnte sie nicht auffinden und war von der Bittstellerin ohne Zweifel hintergangen, allein sie wurde dadurch zu zwei andern geführt, die ihrer Hülfe bedürftig waren. An einem kalten Wintertage sprach eine arme Frau sie auf der Straße um ein Almosen an; sie trug ein keuchhustenkrankes Kind auf dem Arm. Vom Anblick des Kindes zum Mitleid, durch die ausweichenden Antworten des Weibes zum Mißtrauen erregt, erbot sich Elisabethe Frey sie nach Hause zu begleiten und dort ihrem Mangel abzuhelfen. Die Frau lehnt es ab; aber festen Schrittes folgt Elisabeth ihr in eine entlegene ärmliche Gasse, wo in einem düstern, schmutzigen Häuschen sich ihr der traurige Anblick einer großen Zahl kleiner, kranker, vernachlässigter Kinder darbot, nicht allein jeder Pflege entbehrend, sondern dem bittersten Elende preisgegeben. Als sie am andern Tage den Arzt ihrer eigenen Kinder dahin gesandt, sich der Elenden anzunehmen, fand dieser das Haus leer.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Februar.

(Fortsetzung.)

v. Meyer. — Vorlesungen.

Wenige konnten mit v. Meyer an Tiefe und Ausbreitung des Wissens wetteifern. Er war Dichter, Jurist und Theolog. Selbst nicht vielen seiner Mitbürger mag es bekannt seyn, daß der Mann, der beinahe schon am Abend seiner Tage das Hebräische und Syrische studirte, um das alte Testament aus der Ursprache zu übersetzen, wie denn sein Bibelwerk allein ihm den verdienten Nachruhm sichert, in den Jahren 1800 — 1804 Intendant des hiesigen Theaters war und vieles zur Ausbildung des damals hier so beliebten Schauspielers Werdy beigetragen hat. Meyer war Mystiker im edelsten Sinne des Worts, ein Mystiker gleich dem ihm geistesverwandten Schubert zu München, dem die Mystik nicht als Surrogat des Wissens galt, sondern den die Fülle des Wissens zum wahren und tiefen Glauben geführt hatte. Als solcher spricht er zu uns aus den Forschungen, die er in seinen „Blättern für höhere Wahrheit“ niedergelegt hat, auf's Neue die Wahrheit jenes tief gedachten Ausspruchs Bacos von Verulam bewährend: »Scientia obiter libata a Deo abducit, profundius hausta ad eum reducit.« Noch im vorgerückten Alter trat er in den Freimaurerorden, und zwar in den hiesigen Bund der „wissenden oder schottischen Brüder,“ hat aber sicher den Eingeweihten mehr mitgetheilt, als von ihnen empfangen. Sanft ruhe die Asche des Verklärten, dem schon hier der reine Gottesfriede aus dem edeln, sinnigen Auge strahlte.

Dr. Creizenachs Vorlesungen über die Kulturgeschichte der Deutschen erfreuen sich eines wachsenden Beifalls wie eines unermüdlichen zahlreichen Zuhörerkreises; dieselben sehen mit dem

Monat März ihrem Schluß entgegen. Was uns bei diesen Vorträgen zunächst in Anspruch nahm, war die Meisterschaft, die sich der Fülle des Gegenstandes so bemächtigt hatte, daß er auch dem Uneingeweihten klar erschien. Den bekannten Ausspruch Voltaire's: »tout ce qui n'est pas clair n'est pas français« fand ich denn endlich Gottlob einmal bei einem deutschen Gelehrten und vor einem deutschen gemischten Publikum im Deutschen bewährt. Manche Stimme ließ sich deßhalb vernehm vernehmen: die Vorträge seyen zu populär gehalten. Als ob damit nicht ihr größtes Lob ausgesprochen wäre! Will denn der Deutsche nie begreifen lernen, daß es nur die Fülle ist, die zur Klarheit führt, und daß hochtönende Phrasen gewöhnlich nur Geistesarmuth verhüllen! Ein zweiter Vorzug der Kreizenachschen Vorträge ist das Gefühl der ächten Vaterlandsliebe, das sie alle erwärmend durchdringt. Er warnte vor dem Zerfließen in fremde Sympathien und dem dadurch bei dem Deutschen so leicht entstehenden Verkennen der eigenen Vorzüge. Jede sich selbst würdigende Nation muß eine Nationalliteratur haben, auf die sie stolz seyn darf, seyn muß. Gerade dieses Schwärmen für andere Völker und fremde Literatur, dieses demüthige Anbeten des Fremden hat nicht wenig dazu beigetragen, uns in den Augen anderer Nationen herabzusetzen und zum Spielballe fremder selbstsüchtiger Zwecke zu machen. Besonders gelungen fanden wir die Schilderungen Gellerts, Klopstocks, Lessings, das Zusammenwirken von Goethe und Schiller, die Würdigung des Königsbergschen Weisen, den verschiedenartigen Einfluß der französischen Revolution auf die hervorragendsten Geister Deutschlands, die Blüthezeit der Jenaschen Universität unter Reinhold und Fichte. Wehmüthig berührte uns besonders das Andenken an den herrlichen, im Leben untergegangenen Georg Forster, dem ich durch eine langjährige Befreundung mit der Heyneschen Familie in Göttingen, obwohl durch Zeit und Raum weit von ihm getrennt, geistig nahe genug gerückt worden bin, um den Schmerz einer in jeder Beziehung so getäuschten Seele tief mitzuempfinden.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Schlesien, Januar.

(Schluß.)

Der Bauernaufstand i. J. 1848

Und nun noch ein viertes und leztes Beispiel aus Oberschlesien. — In Lamsdorf, im Kreise Falkenberg, war ein ehemaliger sehr wohlhabender Bauer Besitzer des Rittergutes. Er ist ein guter und fleißiger Wirth und hält das Seine streng zusammen. So war er denn auch sehr hinter seinen Gutsinsassen in Beziehung auf ihre Leistungen und Schuldigkeiten her, und forderte dieselben ohne Nachsicht, wohl auch mit Härte. Dadurch war er ihnen in hohem Grade mißliebig geworden, und es hatten sich schon oft Drohungen hören lassen, die er leider nicht achtete. Da es auch hier am Schüren der Flamme nicht fehlte, kam sie mit voller Stärke zum Ausbruch. Die Gemeinden, welche zum Gute gehörten, kamen, wie es fast überall der Fall war, im Wirthshause zusammen, berathschlagten über den Plan des Angriffs, berauschten sich dabei und sezten sich endlich in Marsch. Auf dem Herrschaftshofe angekommen ward sogleich demolirt, was einem Jeden vor die Hände kam. Im Sturm ging es dann auf das Wohnhaus los, wo man schreiend den Besitzer herausforderte, der sich aber so gut versteckt hatte, daß man ihn, als auch der ganze Schwarm eingedrungen war, troz alles Suchens nicht fand. Die Erbitterung gegen ihn war auf's Höchste gestiegen, und zwar gerade deßhalb, weil er als ihr Standesgenosse sich Bedrückungen gegen sie hatte zu Schulden kommen lassen. Aus den Schimpfreden und Verwünschungen, die man gegen ihn ausstieß, konnte man entnehmen, was sein Schicksal gewesen wäre, wenn man ihn aufgefunden hätte. — In seinem Hause war er glänzend eingerichtet, und gerade das reizte die Bauern. Alle Meubeln, ein kostbarer Flügel, Spiegel, kurz alles was nicht niet- und nagelfest war, wurde zertrümmert und die Stücke zu den Fenstern hinausgeworfen. Wahrhaft unheimlich und schauerlich war es nachher im ganzen Hause, denn es hätte eine Bande von Irokesen kaum solche Zerstörung anrichten können.

Es wäre mir leicht, noch viele solche Auftritte mitzutheilen; aber die hier erzählten werden genügen, um denen, die sich die Sache weniger grell gedacht, einen klaren Begriff von dem politischen Zustande auf dem platten Lande in Schlesien im Jahr 1848 zu machen. Man kann nur beklagen, daß es den Aufwieglern gelungen, eine solche Zerrüttung der socialen Verhältnisse herbeizuführen. Aber warum ist ihnen dieß gelungen? — Weil die Bessern im Volk eingeschüchtert waren, weil die Regierung den Kopf und die Kraft verloren hatte, und endlich auch — was wir uns nicht verhehlen dürfen — weil die Bureaukratie und nebst dieser die Härte und der Uebermuth vieler Dominialbesitzer Drachenzähne im Volke gesäet hatten.

Wie kam es aber, so fragen wohl die Leser, daß in Oberschlesien der Aufstand erst im Herbste ausbrach, während es im Frühjahr ruhig geblieben war? — Eine Ursache habe ich schon angegeben, eine andere, wichtigere aber ist die leider nicht zu läugnende Thatsache, daß einige Abgeordnete der äußersten Linken unserer Nationalversammlung den Feuerbrand von Berlin aus in jene Gegenden schleuderten. Nur zu gut ist es bewiesen, daß sie ihren Genossen in der Provinz die ausschweifendsten Nachrichten zusandten, welche diese noch vergrößerten und verschlimmerten, indem sie dem Volke die Meinung beibrachten, die Rechte gehe mit der Regierung zusammen und auf nichts Geringeres aus, als darauf, alle errungenen und noch zu hoffenden Freiheiten zu vernichten und die Lasten des Volks, anstatt zu vermindern, nur noch zu vermehren. Je übertriebener nun die Vorstellungen desselben von dem waren, was sie zu erlangen hofften, um so mehr ward es durch solche Vorspiegelungen gereizt, zumal es von Natur in hohem Grade mißtrauisch ist. Da mußten denn Anspielungen, wie z. B. die, daß das Volk sich am Ende die Freiheit werde mit seinem Blute erkämpfen, und daß es sich mit eigener Kraft werde seiner Zwingherrn entledigen müssen, die volle Wirkung haben. Und endlich, um alles anzuführen, was im vorliegenden Falle intra und extra muros gesündigt worden, ist des schwankenden Rechtszustandes zu gedenken, in dem die gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse schon so lange beharrt hatten. Unter andern kamen seit längerer Zeit eine Menge Prozesse über Laudemien, Markgroschen, Zählgelder und dergleichen vor, bei denen die Entscheidungen, sogar der lezten Instanz, des geheimen Obertribunals, nicht immer auf gleiche Art ausfielen; es kam vor, daß Prozesse im einen Falle gewonnen wurden, die in ganz ähnlichen verloren gingen. Nicht viel besser war es in vielen streitigen Fällen bei den Servitutsablösungen. Auf diese Art schwand das Vertrauen zu den Behörden, und da schon von 1810 her das Volk fortwährend gänzliche Ablösung, mitunter Annullirung aller Servitute hoffte und beanspruchte, so wuchs die Erbitterung; es glaubte sich in seinem Rechte verkürzt, haßte die, welche ihm dasselbe nach seiner Meinung vorenthielten, und lauerte nur auf die Gelegenheit, wo es mit eigener Kraft dieses Recht würde geltend machen können.

Beilage: Literaturblatt Nr. 14.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 45. Mittwoch den 21. Februar 1849.

Ein Herz, erfüllt von heiligem Verlangen,
Von reger Kraft, in weitesten Bezirken
Belebend, hülfreich, menschlich groß zu wirken.

Uhland

Der Beruf des Weibes in dieser Zeit.

(Fortsetzung.)

Auf Befragen der Nachbarn erfuhr man, daß diese armen Kinder des Sprengels dem Weibe in Pflege gegeben worden, welches sie in diesem Zustande erhielt, nicht allein um Bettelei mit ihnen zu treiben, sondern auch in der Absicht, ihr Leben zu verkürzen und so, indem sie ihren Tod verhehlte, die spärliche Vergütung zu ihrem Unterhalte fortzubeziehen. Ja, meine Leserinnen, solche Entdeckungen kann man machen, wenn man Bettlern und Bettlerinnen nicht einfach den Pfennig, oder sey's auch den Groschen, sey's den Guldenwerth, zuwirft, sondern in den Höhlen des Elends und des Lasters sie aufsucht.

Wie sie den Scharfblick der Liebe üben lernte, mag folgender Zug beweisen. Sie ging einst am Arm eines Freundes durch Lombardstreet, als sie plötzlich denselben losließ, um ein anständig gekleidetes Frauenzimmer anzureden, das sehr bekümmert aussah. Dasselbe bat nicht um Hülfe und suchte keine Aufmerksamkeit zu erregen. Elisabeth fühlt sich getrieben, zu ihr zu treten. „Du scheinst in großer Bedrängniß, ich bitte, vertraue mir die Ursache deines Kummers, vielleicht kann ich dir Hülfe bringen.“ Keine Antwort. Doch jene ließ nicht ab, führte sie in das Haus ihres Bruders, das in derselben Straße war, und auf ihr liebevolles Andringen erhielt sie endlich vollen Aufschluß über das Herzeleid der Unglücklichen. Sie bedurfte nicht Geld, nur frommen, besonnenen Rath. Sie gestand hernach, daß sie auf dem Weg zur Themse gewesen. So ward Elisabeth ihr Retterin Leibes und der Seele.

Bei diesen ihren Liebesgängen und Thaten wußte sie sich überall Stützen zu schaffen; innerhalb ihrer trefflichen Familie stellte sich eine Schwägerin, besonders aber ihr Lieblingsbruder, Joseph Gurney, der treue Mitarbeiter des eifrigen Sklavenbefreiers Burton, ihr zur Seite. Letzterer, eine anmuthige männliche Erscheinung voll Geist und Beredtsamkeit, und nicht ohne Humor wie Elisabeth selbst, begleitete sie auf ihren spätern Reisen durch Deutschland. Ein Sturz vom Pferde endete sein Leben nur ein Jahr nach der Schwester Tod. Ihre wesentlichsten Hülfsmittel bezog sie indeß aus ihrem reichen Herzen und ihrem reichern Gott. Die angeborene Schüchternheit verließ sie nie, aber sie ward ihr zum Muthe der Demuth, die Hartnäckigkeit des Kindes war weise Entschiedenheit geworden, die kindliche Schlauheit zu einer seltenen Gabe, das Innere des Menschen zu durchschauen und auf die Gemüther zu wirken, gereift. Mit leichtester Auffassung verband sie eine ächt englische Geschäftsgewandtheit, und so wurde sie des immer sich erweiternden eigenen Hauses Herr, wie ihres sich bald über die Weltstadt und England ausdehnenden Berufes. Von den Mühen des letztern, von den vielen Prüfungen des erstern fand sie Erholung unter den Kindern und Blumen auf ihrem lieblichen Landsitze. Aber nie konnte sie bloß sich und den Ihrigen leben.

Unmittelbar dem Thore ihres eben bezogenen Landgutes gegenüber lag ein altes, verfallenes Gebäude, dessen spitzer Giebel und weitvorspringende Thorhalle ihm ein malerisches Ansehen gaben. Hier lebte ein

ältliches Geschwisterpaar von spärlichem Einkommen, von Gartenbau und Kaninchenzucht. Es gelang Elisabeth, das verschlossene Herz der Unzugänglichen sich zu öffnen und durch milden Zuspruch in das verkommene Innere den Strahl einer höhern Hoffnung zurückzuführen. Mit dem alten Bau hängt ein neuer Saal zusammen, wohlgeeignet zu einem Schulzimmer. Wiederum gelang es der sanften Ueberredungsgabe unserer Heldin, die Einwilligung der alten Leute zu erlangen, daß sie wirklich eine Mädchenschule für das Kirchspiel hier einrichten durfte. Eine junge Frau, welche die Lancastersche Lehrweise erlernt hatte, war bald gefunden und unter dem Beistande des Ortsgeistlichen und seiner Gattin wurde eine Schule von siebzig Mädchen errichtet, die jetzt noch blüht. Dieß war das Werk einer Sommerfrische, die ihr an Krankenlagern angegriffener Körper bedurfte, während andere ihre Zeit und Kräfte in einem geisttödtenden Bade oder auf einer vergnügungssüchtigen Reise vergeuden.

Die leiblichen Bedürfnisse der Armen, besonders in Krankheitszeiten, nahmen immer ihre volle Achtsamkeit in Anspruch. Sie hatte stets einen großen Vorrath von Kleidungsstücken aus Kattun und Flanell, so wie eine kleine Hausapotheke bereit. In strengen Wintern wurde in einem Vorhause Suppe in ausreichender Menge bereitet, um hunderte von Armen zu nähren.

Unfern von ihrem Gute stehen zwei lange Reihen elender Hütten mit einem größern Hause in der Mitte, eines schmutziger als das andere, die Fenster mit Lumpen und Löschpapier verklebt, die wenigen heilen Fensterscheiben trüb, Pfützen schwarzer Jauche vor den Thüren, barfüßige Kinder, Mütter mit struppigem Haare, Schweine im vertraulichen Umgang mit der Familie, ein paar Hühner, mit den Kindern die Kartoffeln theilend — es war eine irische Niederlassung. — Bald gewann Elisabeth Zugang bei diesem wilden, warmfühlenden, mitten in seiner Verwahrlosung oft poetischen und komischen Volke. An einem hellen Wintermorgen nahm sie einmal die Kinder mit dahin. Da lag auf dem Bette eine junge Mutter mit der Starrheit und Bläſſe des frischen Todes auf dem fast schönen Antlitz; die Kinder am Boden, der Vater im Winkel, das Gesicht in den Händen bergend. Elisabeth sprach Worte des Friedens zu ihm und erinnerte ihn an die Wünsche seines Weibes für sein und seiner Kinder Wohl, die jetzt allein auf ihn angewiesen seyen. Sie versprach ihm ihren Beistand, nachdem sie ihn aufgerichtet hatte. Das Leinenhemd und die Krone Immergrüns zum Schmucke der Dahingeschiedenen gewährte ihre Hand. Sie erfreute so gern, sie lebte vom Wohlthun. Mit hochaufgeschürzten Röcken sehen wir sie dann ihren Weg durch Kinder und Ferkel in „Irish Row“ fortsetzen, verfallene Stiegen hinauf, durch enge Gänge, um, oben angelangt, geduldig das Klaglied der Noth zu vernehmen, oder auch den Jammer über die Unart der Kinder und die Mißhandlung des Mannes. Um sie mehr an Ordnung zu gewöhnen, gab sie zur Ermunterung kleine Geschenke an Kleidung; sie gewann einige dafür, ihre Kinder in die Schule zu schicken, und mit Bewilligung des alten ehrwürdigen Priesters vertheilte sie Bibeln.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Briefen eines deutschen Offiziers in der Armee des Banus von Croatien.

(Fortsetzung.)

Eben als ich dort war, wurden zwei Mitglieder der akademischen Legion gefangen genommen, die sich verkleidet in's Lager geschlichen hatten, um die Soldaten zur Desertion zu verleiten. Nur mit Mühe konnten starke Wachen sie vor der Wuth der Mannschaft schützen. Ein Standrecht entschied alsbald über ihr Schicksal; es wurde ihnen das Loos, das den entdeckten Spion im Kriege immer trifft, der Tod. Uebrigens war ihr Plan ganz hoffnungslos. Einige schlechte Subjekte desertirten wohl hie und da aus dem Auersbergschen Lager, dagegen kamen fortwährend Grenadiere von dem Bataillon, das am 6ten theilweise zum Volke übergegangen war, reumüthig und um Gnade bittend wieder herüber. Sie erzählten, man habe sie trunken gemacht, ihnen viel Geld gegeben und ihnen so viel vorgeschwazt, daß sie am Ende selbst nicht mehr gewußt, was sie seyen und was sie thun sollen. Und dieses Bataillon hat später beim Sturm auf die Barrikaden der Jägerzeil jene Scharte vom 6. Oktober wieder ausgewezt, und der Hauptmann, der bei der Ermordung des Grafen Latour kräftiger hätte auftreten sollen, fand dabei den gesuchten Tod, und verwischte so den Flecken seiner militärischen Ehre.

Schon am ersten Tage unserer Ankunft, und noch mehr später, erhielten wir in unserem Lager viele Besuche von Wienern, die sich aus der Stadt nach Baden und in die weitere Umgegend geflüchtet hatten. Was die Leute nicht Alles über den Aufstand zu raisonniren und zu klagen wußten! Es war oft höchst komisch, ihre Jeremiaden und Zornausbrüche anzuhören. Für diese Philister und Geldsäcke war das härteste, daß sie einige Wochen ihrer Bequemlichkeit, ihres Sitzes im Theater und ihrer Partie im Kaffeehaus entbehren mußten, und doch war ihre Feigheit und Charakterlosigkeit vorzugsweise an all dem Unheil schuld. Hätte die zahlreiche gemäßigte Bürgergarde von Anfang an Muth besessen und Kraft entwickelt, so wären ihr die Aula und das Proletariat der Vor-

städte nie über den Kopf gewachsen, und das ganze Unheil, das am 6. Oktober über Wien hereinzubrechen begann, wäre vermieden worden. Wahrlich, hätte es nicht Oesterreichs Ehre gegolten, diese Pflastertreter hätten sich meinetwegen ihre Comforts selbst wieder erstreiten mögen. Jetzt freilich, wo wir da waren und für sie in's Feuer gingen, wußten sie Wunderdinge von den Heldenthaten zu erzählen, die sie schon verrichtet oder noch verrichten wollten. Einen dieser Zierhelden, ein feines geputztes Herrchen, wie jede große Stadt sie in Menge beherbergt, der mit der Lorgnette im Auge und gelben Handschuhen unter uns herumstrich und aufzählte, was für Handlungen voll Muth und Treue für den Kaiser er zu verrichten gedenke, brachte ich eines Tags schnell zum Schweigen. Ich nahm eine alte schmierige Pelzmütze eines Seressaners, die gerade da lag, und setzte ihm dieselbe auf das frisirte Haupt mit den Worten: „das trifft sich schön; wenn Sie gegen die Insurgenten fechten wollen, so können Sie gleich unter meine Rothmäntel treten, es ist eben ein Platz frei;" und während ich so sprach hing ihm ein Kamerad einen alten rothen Mantel um. Er stand ganz verdutzt da und wußte gar nicht, was er sagen sollte, während meine Leute mit schallendem Gelächter den neuen Genossen begrüßten.

Auch die schönen Croatinnen und Slavonierinnen, die bei den Grenzern waren, stachen diesen Wiener Zieraffen als pikante Schönheiten sehr in die Augen. Da kamen sie aber schlecht an; diese kräftigen, feurigen Mädchen haben einen ganz andern Geschmack als die Wiener Damen. Meine schöne Seressanerin, von der ich im vorigen Brief gesprochen, gab einem dieser Herrn, der ihr etwas zu nahe getreten seyn mochte, eine solche „Watsche," wie der Wiener es nennt, daß er die Wange reibend zu mir kam und das Mädchen verklagte. Ich lachte ihn aus, bot ihm aber mein Pferd und meinen Säbel an, wenn er sich mit seiner Gegnerin schlagen und sich so Genugthuung verschaffen wolle; dazu verspürte er aber wenig Lust und meinte, das sey seiner nicht würdig.

Unser Aeußeres schien diesen Besuchern nicht besonders zu gefallen, und auch die radikalen Blätter in Wien selbst schilderten uns als ein Bande zerlumpten Gesindels. Allerdings sahen wir etwas wild und abenteuerlich aus und eine Parade hätte kein glänzendes Schauspiel abgegeben. Da der größte Theil der Grenzbataillone aus Croatien und Slavonien in Italien stand, so hatte es bei unserem Ausmarsch vielfach an Uniformen gefehlt und viele waren in ihren Bundas, Gatjen und Kitteln ausmarschirt. Der lange beschwerliche Marsch durch Ungarn, das beständige Bivouakiren hatte vollends die Kleider gewaltig mitgenommen und selbst wir Offiziere waren größtentheils durchaus nicht mehr elegant. Meine „Tschismen" waren so schlecht geflickt, die Schnüre auf Pelz und Dolman so verblichen, der weiße Mantel so grau geworden, daß ich auf einem Ball wahrlich eine sehr schlechte Figur gespielt hätte. Uebrigens benützten wir die ersten Tage der Rast vor Wien, so gut als es gehen wollte, und flickten und fleckten nach Möglichkeit. Unsern Rossen, die zuletzt etwas zu sehr angestrengt worden waren, bekam die Rast sehr gut; sie erholten sich bald wieder, und auch unsere Leute litten keinen Mangel an Fleisch und Wein.

Daß die Vertheidigung der Stadt schlecht geleitet wurde, zeigte sich schon in den ersten Tagen; all die vielen kleinen Ausfälle aus den Linien, besonders aus der Marer, gegen unsere Vorposten, waren offenbar völlig planlos. Es wurde dabei sehr viel Pulver ganz unnützerweiser verpufft. Auf einzelne Patrouillen schoß man oft mit Kanonen, und aus so weiter Entfernung und so ungeschickt, daß es ein ganz ungefährliches Vergnügen für unsere Soldaten war, sich auf solche Weise beschießen zu lassen. Ein paarmal wurden uns indessen einige Leute erschossen, auch einige Croaten, die sich unvorsichtig zu weit vorgewagt hatten, gefangen genommen, wogegen auch wir mehrere Gefangene machten. Ueberläufer, besonders von den Soldaten, die in Wien zurückgeblieben waren, aber auch Bürgergardisten, kamen in Menge herüber.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

Der Wahlkampf.

Die Wahlen, aus denen die Mitglieder der durch die oktroyirte Verfassung angeordneten beiden Kammern hervorgehen sollten — das war wieder einmal eine wunderliche Zeit! Der Kampf war heiß, und einem solchen folgt unausbleiblich Erschlaffung; sie trat auch ein, und zwar gleich nach den Wahlen für die zweite Kammer, denn derer für die erste konnte man ziemlich sicher seyn. Von diesen schloß der Census, so niedrig er gestellt ist,

doch den Theil der Bevölkerung aus, in welchem die gährenden Elemente hauptsächlich enthalten sind, den besitzlosen. Diese Wahlen mußten conservativ ausfallen, denn welcher möchte nicht erhalten, was er besitzt, wäre dieß auch noch so geringfügig? Darin liegt ja eben die Aufgabe aller Staatsweisheit, aus Besitzlosen Besitzende zu machen; bevor diese nicht gelöst ist, wird der Kampf nicht enden. Es handelt sich nicht um geistige Güter, was auch die Anstifter der heutigen Bewegungen sagen mögen, es handelt sich um solche, um die gekämpft worden ist, so lange die Welt steht, und um die gekämpft werden wird, so lange es Menschen gibt, die auf ihr wohnen. Zwei Parteien standen sich gegenüber, die reaktionäre und die demokratische. So wenigstens nannte die eine die andere. In diese beide spaltete sich die Bevölkerung Berlins; Schattirungen wurden nicht gestattet. Wer nicht zu jener gehören wollte, mußte dieser angehören, oder er blieb vereinzelt, und seine Kraft und seine Stimme unverwendet. Aber ehe die Scheingefechte vor der eigentlichen Wahlschlacht begannen, war schon viel gearbeitet worden, freilich nur von der demokratischen Partei, die sich hatte organisiren können, weil sie es wagen durfte, gegen die Gesetze zu handeln, ohne mit sich und ihrem Programme in Widerspruch zu gerathen. Sie, die von vorn herein die von der Regierung gethanen Schritte als ungesetzliche bezeichnete, handelte folgerichtig, wenn sie die Suspension des freien Versammlungsrechtes als nicht ergangen betrachtete und es darauf ankommen ließ, den Bayonneten weichen zu müssen, was in einigen Fällen geschehen ist. Die sogenannten Gutgesinnten dagegen hatten nichts vorgearbeitet, weil sie ungesetzliche Schritte scheuen mußten, diese loyale Scheu aber zugleich ihrer Indolenz zum trefflichen Vorwande diente. Als aber die Versammlungen begannen, in denen die Häupter ihre Schaaren um sich sammeln, sie gegeneinander führen durften, damit sie ihre Kräfte erprobten, stellte sich sogleich heraus, wie viel die conservative Partei — so wollen wir sie lieber nennen als reaktionäre — bereits an Terrain verloren hatte. Drüben war das Heer vollständig organisirt, der Schlachtplan wohl erdacht, die Rollen waren ausgetheilt, strenge Disciplin wurde gehandhabt. Nichts von alle dem auf der andern Seite; es sollte alles erst geschaffen werden, und doch galt es, das Schlachtfeld mit geübten Truppen zu betreten. Deßwegen war die Hoffnung, die vielleicht noch Schwankenden durch die Gewalt der Rede herüberzuziehen, völlig grundlos, jeder Versuch dazu ein verfehlter. Von denen drüben war keiner zu gewinnen; sie waren gewonnen, denn die Parteihäupter hatten zu rechter Zeit gesprochen; sie hatten die Schlagwörter gebraucht, die dort allein Geltung haben, und die Bethörten hielten fest an ihnen, die sie in ihren Zauberkreis gebannt hatten, durch Formeln, die hier nicht ausgesprochen werden durften. So mußte es geschehen, daß denen drüben der Sieg zu Theil wurde. Sie haben ihn errungen, oft nur mit einer, manchmal mit wenigen Stimmen, aber er ist unbestritten, auch wenn man die abrechnet, die sie zu den Ihren zählen in ihren prahlenden Bulletins, und die doch weit davon entfernt sind zu ihren Fahnen zu schwören. Der Eindruck, den die verlorene Wahlschlacht auf die Ueberwundenen machte, war ein vollständig entmuthigender. Viele gaben sich ihm gänzlich hin, sie sahen sich schon nach einer Zufluchtsstätte um für die Zeit, wo die neue Herrschaft ihre Geißel schwingen werde, eine Gottesgeißel über das arme Vaterland. Andere waren mit dem Ausfall der Wahlen ganz zufrieden; sie hätten sie eigentlich noch schlimmer gewünscht; nur dadurch, sagen sie, kann man zu der Ueberzeugung gelangen, daß mit dem jetzigen Wahlgesetz jede Regierung unmöglich wird, daß, bleibt das Gesetz bestehen, Preußen seinem Untergange entgegen geht, und um sich zu retten, ein anderes geben muß, welches dem Theile der Bevölkerung, der das wirkliche Volk repräsentirt, gestatten wird zur Geltung zu gelangen.

(Fortsetzung folgt.)

Frankfurt a. M., Februar.

(Fortsetzung.)

Das Museum. — Theater.

Diese Vorträge waren auch das einzige, was uns die Literatur in Frankfurt im Laufe des Winters bot. Das Museum hat in etwa zehn Sitzungen des Musikalischen Vieles und Gediegenes gegeben, es ist aber kein einziger selbstständiger Vortrag gehalten worden. Ja, es scheint als ob die alten Beförderer der literarischen Abtheilung des Instituts sich, müde der Sisyphusarbeit, ganz zurückgezogen hätten. A. Lewald und Laube, aufgefordert einige Vorträge zu halten, sollen sich hiezu bereitwillig erklärt haben, wenn nur ein Einheimischer den Anfang machen wollte. Da dieses aber unterblieb, so konnte man ihnen ihre Unthätigkeit nicht zum Vorwurfe machen. Es ist unserer Meinung nach das Beste, die literarische Klasse ganz schwinden zu lassen und alle Kräfte der Aufführung classischer Musikstücke zu widmen. Eine Ansicht, die gewiß das Publikum theilt, denn seit langer Zeit war der Zudrang zu den Museumsconcerten nicht so bedeutend, als in diesem Winter. Eine weitere Ursache davon liegt noch in dem Umstande, daß ein freundschaftliches Verhältniß sich zwischen dem Museum und dem Cäcilienverein entspann, vorzüglich durch Messer eingeleitet, der jezt an beiden Anstalten Dirigent der musikalischen Leistungen ist, wodurch viele Mitglieder des Cäcilienvereins sich veranlaßt fühlten, das Museum in seinen musikalischen Leistungen zu unterstützen.

Unsere neue Theaterdirektion fährt rüstig fort uns Neues zu bieten. Die aufgehobene Theatercensur öffnet ihr darin ein weiteres Feld. Einem hier zum erstenmale gegebenen Schauspiele vom Freiherrn von Maltitz: „Fürst, Minister und Bürger, oder das Pasquill“ ging ein gewisser Ruf voraus. Das Stück soll in Berlin nach der Julirevolution aufgeführt worden seyn und dem Dichter die Ehre der Verbannung zugezogen haben. Ist dieß Wahrheit, so muß ich den Polizeidirektor bedauern, dessen Servilismus ein solches Machwerk gefährlich finden konnte. Ist der Polizeistaat wirklich untergegangen — ich glaube noch nicht daran — so ist er es an seiner eigenen Erbärmlichkeit. Ich hätte dieses Schauspiel alle Tage aufführen lassen, am dritten wäre das Haus leer gewesen. Der Dichter hat uns in einem Herrn von Flegenstein einen Minister vorgeführt, der so niedrig und armselig gehalten ist, daß er mit seinem Dünkel unser Mitleid erregt. Dieser gebraucht einen Titularrath Spürling als geheimen Kundschafter, und dieser Mensch qualificirt sich zu seinem würdigen Amte nicht durch besondern Scharfsinn, nein, durch eine Schwerhörigkeit, in der die Pointe des Stücks liegt. Man hat eine Schmähschrift auf den Fürsten gemacht, der Kundschafter soll den Autor herausbringen, der versteht aber statt Schmähschrift Blähgift (die Toxikologie der geheimen Polizei scheint nicht weit her zu seyn) und fahndet nun nach dem vermeintlichen Giftmischer. Nachdem er ihn in einem Herrn v. Hutten gefunden zu haben glaubt, wird der geheime Agent Spürling plötzlich zum Richter und präsidirt dem Verhöre selbst, was wieder zu den mannigfachsten Qui pro quo Veranlassung gibt. Statt daß die Gebrechen des Polizeistaates lächerlich gemacht würden, lacht man bloß über das körperliche Gebrechen eines Polizeiagenten, und solch eine Scharteke soll gefährlich seyn!

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 46. Donnerstag den 22. Februar 1849.

— Wer merkt uns das nun an,
Daß wir aus Süden und aus Norden
Zusammen geschneit und geblasen worden?
Sehn wir nicht aus wie aus Einem Spahn?
Schiller

Aus den Briefen eines deutschen Offiziers in der Armee des Banus von Croatien.

(Fortsetzung.)

Sollte der Aufstand einige Aussicht auf Erfolg haben, so mußte man von Anfang an ganz anders handeln. Von der Stadt aus mußte gleich nach dem 6ten Oktober ein Angriff von 25 bis 30,000 Mann — und so viel Bewaffnete konnte man leicht zusammenbringen — auf die weit schwächern Auersberg-schen Truppen erfolgen; dann hätten die Ungarn, die an 28,000 Mann stark unweit Raab standen, bis zum 12. oder 15. Oktober vor Wien erscheinen müssen, was sie recht gut gekonnt hätten, wäre nur Eifer und Einigkeit unter ihnen gewesen. Wäre dann noch ein Bauernzuzug aus den benachbarten Bergen und aus Steiermark erfolgt, so hätte unsere Lage eine ziemlich gefährliche werden können und wir wären zwischen zwei Feinde gekommen. Von alledem geschah nichts, die Ungarn kamen, trotz alles Signalisirens vom Stephansthurm, erst als es viel zu spät war, vom Bauernaufstand war keine Spur zu entdecken, und die Wiener versuchten, statt eines großartigen Ausfalls, nur kleine Neckereien und begnügten sich, uns in ihren Zeitungen zu schmähen und so den Haß der Soldaten noch mehr zu stacheln. Windischgrätz gewann aber gemächlich Zeit, seine Armee aus Böhmen und Mähren zu sammeln und mit 40,000 Mann frischer Truppen zu uns zu stoßen. Wir hätten schon früher die Stadt einnehmen können, und unsere Soldaten hatten Lust genug dazu, allein man wollte unnöthiges Blutvergießen auf beiden Seiten möglichst vermeiden und wartete deßhalb die Ankunft aller Verstärkungen ab, damit dann der Kampf rasch beendet würde. Alle Tage fragten mich meine Soldaten: „Gospodine, geht's nicht bald in die Stadt? machen wir nicht todt die Aula?"

Daß es übrigens mit der Unterstützung der Ungarn nicht viel auf sich hatte, ward uns bald klar. In den Tagen vom 18. bis 22. Oktober machte ich mit fünfzig Husaren eine große Streifpatrouille gegen Bruck an der Leitha und längs der ungarischen Grenze. Unweit Bruck sah ich in ziemlicher Entfernung noch auf ungarischem Gebiete einen Trupp von etwa hundert Reitern, wie es mir schien, bewaffnete „Tschikos" (Roßhirten) halten. Ein ältlicher Mann in der Hauskleidung eines Magnaten, auf einem edeln Pferde und mit einer langen Pfeife im Munde, schien ihr Führer zu seyn. Als er mich erblickte, sprengte er auf dreißig bis vierzig Schritte auf uns zu und winkte mir mit dem Taschentuche zu ihm zu kommen. Ich erfuhr von ihm, er sey in frühern Jahren Rittmeister gewesen, habe sich jetzt aber der ungarischen Insurrektion angeschlossen, da die Herrschaft, auf welcher er wohne, dieß gewünscht. Obgleich wir uns nun eigentlich als Feinde gegenüber standen, war er doch ungemein freundlich, bewirthete mich mit köstlichem Tokayer, schenkte mir feinen ungarischen Tabak und schickte meinen Leuten Fleisch und Wein in Menge. Ich neckte ihn, warum er nicht den Wienern zu Hülfe ziehe und sich dort unter den Befehl eines Studenten oder Schneiders oder Schusters stelle. Er aber strich seinen langen Schnurrbart, brummte ein Teremtete nach dem andern und sagte: „Bin ich ein Edelmann, will ich nicht stehen unter Schuster

und Schneider, will ich nichts zu thun haben mit Wien. Bist du in Ungarn, bist du und Jellachich mein Feind, sonst bist du mein Kamerad. Hab' ich auch getragen des Königs Rock, will ich nicht außer Ungarn fechten gegen seine Husaren." Und dabei schüttelte er mir derb die Hand und wir schieden als die besten Freunde.

Mit den täglich in größern und kleinern Abtheilungen ankommenden Truppen vermehrte sich auch das bunte militärische Treiben in unsern Bivouaks. Es war ein wahres Wallenstein'sches Lager. Ein kriegerisches Bild verdrängte das andere. Hier böhmische Kürassiere von den Regimentern Auersberg und Wallmoden, derbe, große Gestalten mit eben nicht schönen, breitknochigen Gesichtern, auf dem Kopf den blanken Helm, über dem weißen Kollet den schweren schwarzen Brustharnisch, den großen geraden Pallasch an breiter Kuppel um den Leib. Eben so derb und tüchtig wie die Reiter sind auch die Rosse, von böhmischer Zucht, nicht leicht, nicht elegant, aber zuverlässig und für den Zweck vortrefflich geeignet. Von allen Waffengattungen erinnern diese Kürassiere am lebhaftesten an das Mittelalter, sie sind das lezte Ueberbleibsel desselben. Daneben Leute von Nassau-Infanterie, schlanke, behende Ruthenen und Söhne der nördlichen Karpathen, nervigte, elastisch gebaute Soldaten, die zu den besten Infanteristen des österreichischen Heeres sich zählen, wenn man sie erst etwas aus ihrer rohen Natur herausgebildet hat, was freilich für die armen Offiziere und Unteroffiziere keine geringe Aufgabe ist. Nicht weit davon Reiter vom Chevaurlegersregiment Kreß, schlanke Söhne Italiens, selbst Venedigs; hübsche, wohlgewachsene Gestalten mit lebendigen ausdrucksvollen Gesichtern, rasch in Bewegungen wie in Worten. Ihre Väter und Brüder kämpfen in Italien gegen Oesterreich, sie fechten hier, treu ihrem Fahneneide, mit vieler Ausdauer für desselben Ehre. Weiterhin sehen wir blanke Geschütze aufgefahren, die dunkeln Mündungen gegen Wien gerichtet; die Kanoniere in ihrer einfach dunkeln Uniform sind beschäftigt, die Munition zu ordnen, und als wären es unschuldige Spielbälle, packen sie in zierlichen Reihen die Wurfgeschoße in die Protzkästen. Lustig pfeifend putzen die Trainsoldaten die hart mitgenommenen Rosse der Bespannung, oder bessern am Geschirr, das durch den Eilmarsch aus Böhmen hart mitgenommen ist. — Nicht weit von der Batterie haben sich um ein mächtiges Wachtfeuer Grenzer vom Ottochaner Regiment, vermischt mit einzelnen Sereßanern, in malerischen Gruppen gelagert. Lange hagere Gestalten, mit ernsten gefurchten Gesichtern, dunkeln blitzenden Augen, dichten dunkeln Schnurrbärten über dem feingeschnittenen Mund mit den weißen Zähnen. Die Bekleidung ist sehr verschiedenartig; die Eile des Ausmarsches ließ nicht an regelmäßige Ausrüstung denken; nur Waffen und Tschakos sind bei den Grenzsoldaten, die langen braunen und rothen Kapuzmäntel bei den Sereßanern übereinstimmend. Häufig begegnen uns schöne schlanke Mädchen und Weiber mit ausdrucksvollen Gesichtern, die langen rabenschwarzen Haare in zwei Zöpfe gebunden, welche bis über die Hüften herabhängen. Viele Frauen und Töchter sind den Grenzern gefolgt, und ihre buntfarbige Erscheinung ist ein eigenthümlicher Zug in diesem Lagerbilde.

(Fortsetzung folgt.)

Der Beruf des Weibes in dieser Zeit.

(Fortsetzung.)

Einmal, zu besonders harter Winterszeit, sah man Elisabeth Frey selbst leidend, allein in einem großen mit Flanellröcken hochaufgestapelten Wagen sitzend, nach der irischen Gasse fahren, wohin die Ihrigen zur frohen Austheilung vorangegangen waren. So wußte sie die den Armen gewährte Hülfe zu einem Vergnügen für die Kinder zu machen durch die heitere Art, mit der sie dabei verfuhr, und erzog sie dabei zu thätiger Liebe, indem sie dieselben als Almosenspender brauchte, wobei jedoch immer genaue Rechenschaft vom beobachteten Verfahren abgelegt werden mußte. Also war die Wirksamkeit draußen ihr ein Erziehungsmittel für daheim; so blieb und wuchs die Mutter der Armen zugleich als die Mutter ihrer Kinder.

Stets führte sie auch erbauliche kleine Schriften zur Vertheilung mit sich, aber immer legte sie zugleich selbst die Hand an die Nothdurft des Volkes, geistlich oder leiblich, ließ nie bloß andere reden oder handeln. Die Kuhpockenimpfung, die damals erst einzuführen war, empfahl sie nicht bloß, sondern sie übte sie auch mit leichter, geschickter Hand, nachdem sie das einfache Verfahren von einem der ersten Beförderer der heilsamen Entdeckung erlernt hatte. Von Zeit zu Zeit hielt sie förmliche Umschau im Sprengel, und bald waren die ächten Pocken im Bereiche ihres Einflusses ausgestorben.

Auch die Zigeuner, die jährlich vorbeikamen, entgingen nicht ihrer liebevollen Aufmerksamkeit. An Kinder und Alte wurden Kleider ausgetheilt, so wie ärztliche Berathung und Heilmittel. Mehr noch suchte sie für ihre Seelen zu thun; durch Belehrung in Wort und Buch wies sie ihnen die bittere Frucht der Sünde nach, von der sie dieselben abzuziehen suchte.

Einer ihrer sinnigen Wahlsprüche war der: „die (christliche) Pflege der Seele ist die Seele der Armenpflege — charity to the soul is the soul of charity.“

Indeß ruhte ihre eigene Seele nicht in diesen Werken der Liebe, ihren Frieden fand sie nur in ihrem Gott; und die Förderung dieses Gottesfriedens in ihr, die immer stärkern sittlichen Anforderungen an sich selbst waren der immer frischere Springquell für die in immer weitern und breitern Strömen dahinfließenden Thaten und Opfer der Barmherzigkeit. Bei dem ersten Bibelfeste zu Norwich im Jahr 1811, dem Dr. Steinkopf aus Stuttgart bewundernd anwohnte, trat Elisabeth Frey selbst zum erstenmal mit einer die Hörer überwältigenden Ansprache auf. Einer Elisabeth Frey würde auch kein Paulus zurufen: taceat mulier in ecclesia; nein, das Weib ist auch Priester in der Kirche der Liebe. — In den Kreis ihrer ernsten und tiefen Religiosität wußte sie ihr ganzes Haus sammt Gesinde zu ziehen. So sehen wir sie denn auch an dem Kranken- und Sterbebette eines alten Dieners diesen mit Trost und Fürbitte laben, bis er im Frieden heimgeht. Bei aller Enge ihres Bekenntnisses bewahrte sie sich übrigens die umfassende, niemand ausschließende Liebe, die es wohl dulden konnte, wie ihre eigenen Geschwister und Kinder sich nicht an das Quäkerthum anschlossen, und die in Allen, welche die Wahrheit lieb haben, Gefährten auf dem Weg zum Leben begrüßte.

Von ihrem Landsitze nach London zurückgekehrt, betritt die „priesterliche,“ das ganze leidende Geschlecht auf dem Herzen tragende Elisabeth — es war den 16. Februar 1813 — auch das Gefängniß Newgate, um den äußern Bedürfnissen der armen weiblichen Gefangenen abzuhelfen und zugleich ein Wort des Segens zu hinterlassen, ein kleiner Anfang großer Erfolge. Weinend lag vor ihr und ihrer Begleiterin das arme Volk auf den Knien im elendesten Zustande, als sie gleich Engeln des Friedens durch die Reihen gingen. Im Januar 1813 hatten vier Männer, darunter ein Freund der Elisabeth, einige verurtheilte Gefangene besucht; ihre Schilderung bewog die unermüdliche Frau, selbst hinzugehen. Da waren in zwei Sälen und zwei Zellen auf etwa 190 Quadratellen 300 Weiber zusammengepfercht, verurtheilte und nicht verurtheilte, ohne Rücksicht auf das Verbrechen, ohne Unterschied, unter der Aufsicht eines einzigen Mannes und seines Sohnes! Bekannte gingen ab und zu, eine Unzahl Kinder waren bei ihnen; in demselben Raume kochten, wuschen, schliefen sie. Sie schliefen auf dem Boden ohne Matte, Bretter waren Kopfkissen, einige waren fast nackt. Sie tranken Branntwein, der innerhalb des Gefängnisses selbst ausgeschenkt wurde und wozu sie mit lärmender Gier sich das Geld erbettelten. In's Ohr gellten schreckliche Flüche, Alles starrte von Schmutz, der Geruch war unerträglich.

Der Gouverneur von Newgate betrat nur in Begleitung eines schützenden Aufsehers diesen Schauplatz der Verworfenheit und Schande. Als Elisabeth Frey mit ihrer künftigen Schwägerin Burton dahin gehen wollte, suchte jener sie zurückzuhalten; wenigstens sollten sie Uhr und Börse ablegen. „Ich danke dir, ich fürchte mich nicht, ich werde nichts einbüßen,“ antwortete Elisabeth. Sie trat in einen Raum, wo 160 dieser Unglücklichen sie mit Verwunderung anstarrten. Ihre hohe Gestalt, die Ruhe, Würde und Reinheit ihrer Züge bannte und sänftigte die wilden Weiber. Diese vernahmen ihre sanfte Stimme und lauschten aufmerksam, als sie anhub: „Ihr scheint sehr unglücklich, ihr entbehrt der Kleidung; würd' es euch lieb seyn, wenn jemand käme, eurem Mangel abzuhelfen?“ — „Gewiß, aber wo sollten wir solch einen Freund finden? niemand kümmert sich um uns!“ — „Ich bin mit dem Wunsche gekommen, euch nützlich zu seyn; wenn ihr mich unterstützt, hoff' ich euch helfen zu können.“ Sie sprach Worte des Friedens, ließ Hoffnung blicken, gab zu verstehen, sie sey nicht gekommen zu richten. Als sie wegging, drängten sich die Weiber um sie her, wie um sie zurückzuhalten: „Sie werden nicht wiederkommen!“ — „Ja, ich komme wieder!“

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Februar.

(Fortsetzung.)

Theater. — Herr Piepmaier.

Einen ungetrübten, heitern Abend verschaffte uns die auch schon auf andern Theatern gern gesehene Posse von David Kalisch: „Einmalhunderttausend Thaler.“ Das Börsenspiel, dieser Dämon der Neuzeit, der Papier- und Aktienschwindel, der über Nacht reich und über Nacht arm macht, ist hier zwar in einer Posse, aber mit Wärme und Wahrheit in seiner ganzen abschreckenden Nacktheit der sittlichen Verachtung preisgegeben. In einer Fülle von selbst niedrig komischen Witzen, Anspielungen, Bonmots, Situationen und Effekten, die den Zuschauer in einer ununterbrochenen Lachlust erhalten, bleibt das sittliche Motiv immer vorherrschend. Es ist ein gutes Genrebild, zu dem jeder nur etwas bedeutende Handelsplatz die Figuren in überraschender Wahrheit liefert. Wir begrüßen in diesem muntern Liederspiele, das zugleich hier eine meisterhafte Darstellung fand, den ersten Repräsentanten der gelungenen politischen Posse, die aus tragischen Motiven entsprungen durch Heiterkeit versöhnt. Möchten ihr bald ähnliche nachfolgen. Wir könnten die junge deutsche Freiheit in diesem Gewande auf unserer Volksbühne mit Freude begrüßen.

Von der politischen Posse auf der Bühne zu den politischen Karrikaturen hinter den Fenstern der Kunst- und Buchhandlungen ist der Sprung nicht allzugroß. Diese Sucht scheint Gottlob ihrem Ende nahe zu seyn. Die meisten Commissionslager dieser abenteuerlichen Geburten gehen allmählig ein und die Produktionskraft ist, nachdem sie ihren höchsten Grad erreicht und fast täglich ein Dutzend neuer Zerrbilder geliefert, jezt in bedeutendem Abnehmen. Ich habe mich früher schon über dieses Treiben entschieden mißbilligend ausgesprochen und habe stets Gelegenheit gehabt, die Wahrheit meines Ausspruchs bestätigt zu sehen, daß sie wesentlich dazu beitragen, den lezten geringen Rest von Pietät, der noch in der menschlichen Brust herrschen mag, spurlos zu vertilgen. Alle diese Zerrbilder waren nichts als Pasquille auf einzelne hervorragende Persönlichkeiten des Tags, weniger die Sache als die Person lächerlich machend und in den Schmutz tretend. Billig nehme ich aber davon einige lithographirte Hefte aus, die eben so unvergänglich seyn werden, als die Leistungen unseres Parlaments selbst. Ich meine die „Thaten und Reden des Herrn Piepmaier, Abgeordneten zur deutschen Reichsversammlung,“ die einen köstlichen Schatz von Humor entfalten, des Humors, der sich an das Allgemeine hält, ohne dem Individuum verletzend zu nahe zu treten. Herr Piepmayer präsentirt sich auf allen Blättern als der wahre Typus der parlamentarischen Nullität, der Mittelmäßigkeit, die sich spreizt und gar zu gern etwas gelten möchte, die sich auf der Straße durch eingedrückten Parlamentshut, Portefeuille von schwarzem Marequin, gravitätischen Gang, ernst gefaltete Augenbrauen, ungekämmten Bart kund gibt, die auf der Tribüne durch hohle Phrasen selbst die geduldigsten Männer des Centrums in die benachbarten Conditoreien treibt und durch endlose Interpellationen ohne Zweck sogar die Reichsminister gelinde einnicken läßt. Willkommen, lieber Piepmayer! Wie mancher belacht dich und blickt ironisch auf seinen Nebenmann, der an die eigene Brust schlagend ausrufen sollte: Gott sey mir armen Sünder gnädig!

Berlin, Februar.

(Fortsetzung.)

Der Wahlkampf.

Wir meinen, es ist noch nicht so schlimm, als Verzweifelnde und Erbitterte es angesehen wissen wollen. Denen drüben ist der Sieg nicht leicht geworden; er ist oft zweifelhaft geblieben, die eine, die drei bis vier Stimmen mehr sind reinen Zufälligkeiten zuzuschreiben. Viele dieser Zufälligkeiten lagen in der Beschaffenheit der Wahllokale. Heizbare Räume von hinlänglicher Größe waren schwer aufzutreiben, die gefundenen waren größtentheils zu eng. Die Wähler mußten sich förmlich hineinpressen, ja ein großer Theil konnte nicht einmal sitzen. Die Hitze, der Dampf von Hunderten schlechter Cigarren können den Stärksten zur Ohnmacht bringen. Kein Wunder, daß ältere Männer nicht aushalten konnten; sie mußten sich entfernen, während der rüstigere Theil der Gesellschaft meist der radikalen Partei angehört, die an solche Kneipenatmosphäre gewöhnt ist, und der deßhalb nicht Eine Stimme verloren ging; Eine Stimme aber konnte den Ausschlag geben. Ferner ist schon viel gewonnen, daß man nur endlich einmal gewagt hat, offen mit seinen Ansichten hervorzutreten, die denen entgegenstehen, die seit fast einem Jahre die vorherrschenden waren oder sich als solche dekretirten. Den Ansichten, die hüben festgehalten wurden, haben sich aber, wie die Wahlen lehren, so viele, selbst aus den untern Schichten der Gesellschaft angeschlossen, daß eine bessere Ueberzeugung auch dort Raum gewinnen muß. Feigheit wäre es, seine Sache verloren zu geben, so lange sie noch so viele Vertreter findet; sie muß eine gute seyn, sonst würden die Bessern im Volke sich ihr nicht zuwenden. Man hat sich aber auch schon etwas beruhigt, und die anfängliche Muthlosigkeit beginnt zu weichen. Der vollständige Sieg, den die conservative Partei bei den Wahlen für die erste Kammer davon getragen, hat die Verzweifelnden zu neuer Hoffnung angeregt. Wir setzen die unsere nicht auf diesen Sieg; er möchte ein unerwünschter seyn, wenn die daraus hervorgehenden Deputirten in zu schroffem Widerspruch mit denen stehen sollten, die die zweite Kammer zusammensetzen werden. Das Bestehen beider nebeneinander würde dadurch in Frage gestellt, vielleicht eine Unmöglichkeit, und neue Verwicklungen müßten die Folgen einseitiger Bestrebungen seyn. Wer nicht zu den Ultras der rechten Seite gehört, wünscht für die erste Kammer möglichst freisinnige Männer, die nach unten nicht den Widerspruch, nach oben aber Vertrauen erwecken und so die wahren und heilbringenden Vermittler zwischen Volk und Krone werden. Tröstlicher ist es, daß in den Versammlungen der Wahlmänner die Schwüre der unbedingten Verwerfung der oktroyirten Verfassung nicht mehr gehört wurden, Schwüre, die in den Wahlversammlungen tausendfach ausgesprochen wurden unter dem donnernden Beifallsruf derer, von denen die Redner gewählt werden wollten. Wer von der andern Seite sie darauf aufmerksam machte, daß, indem sie die Wahl nach dem Gesetze, welches einen integrirenden Theil der neuen Verfassung ausmacht, vornähmen, sie im Grunde dieser selbst die Rechtsbeständigkeit zugeständen, wurde nicht gehört oder geradezu verhöhnt.

Daß in dieser Wahlzeit das wenige von Geselligkeit, das sich mühselig herausgebildet hatte, wieder verschwinden mußte, ist erklärlich. Die Männer trieben sich umher in geduldeten und ungeduldeten Versammlungen, und waren diese vorüber, so konnte man nicht in den Salons erscheinen, ohne Wäsche und Kleider gewechselt zu haben, so war man eingeräuchert vom erstickenden Tabaksdampf, ohne den eine Gesellschaft Deutscher nicht zu denken ist. Zu einer vollständig frischen Toilette war aber dann kaum mehr Zeit, und wer es sich hatte angelegen seyn lassen zu interpelliren und an ihn gerichtete Interpellationen zu beantworten, der hätte eherne Nerven haben müssen, um mit noch hinreichenden Kräften der Geselligkeit zu leben. Fand man sich aber wo anders zusammen als in den Wahlversammlungen, von was hätte die Rede seyn können als immer wieder von den Wahlen? Man tauschte Hoffnungen und Befürchtungen aus, man zählte ängstlich die Stimmen, auf die man etwa rechnen konnte, und man fragte nach solchen, die man vielleicht noch gewinnen könnte. Dann wanderte man umher, man stieg bis unter's Dach, um Stimmen zu werben, und das Erklimmen steiler Treppen mag Manchem weniger sauer geworden seyn, als den Leuten zuzusprechen, die man fand, nachdem man die Treppen erstiegen. Da ist mancher Hochmuth gedemüthigt, aber auch manches eingewurzelte Vorurtheil gründlich beseitigt worden. Viele, die es bisher hartnäckig läugneten, haben einsehen gelernt, wie viel gesunder Sinn, welche Tüchtigkeit der Gesinnung auch in den untersten Schichten des Volks gefunden wird, und man braucht nicht ängstlich darnach zu suchen. Das ist immer ein Gewinn; mag auch jezt der Erfolg kein lohnender gewesen seyn — denn alles was geschah, geschah zu spät — die Erfahrungen, die jezt gemacht worden sind, werden in der Folge ihre guten Früchte tragen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 8.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 47. Freitag den 23. Februar 1849.

Wenn von den geistlich Todten
Sich keiner selbst erweckt,
Wenn ohne Friedensboten
Kein Herz den Frieden schmeckt,
Wenn auf den eignen Pfaden
Kein Sünder kommt zu Gott:
Dann gilt es einzuladen,
Dann thut die Hülfe Noth

A. Knapp.

Der Beruf des Weibes in dieser Zeit.

(Fortsetzung.)

Sie kam wieder, aber erst nach vier Jahren voll Prüfungen und Trauerfällen in ihrer Familie, die wiederum ihr Herz nur desto mehr dem Gott der Liebe läuterten. Wir sehen sie an Krankenlagern und Gräbern, dann wieder in Küche, Keller, Vorrathskammer und Waschhaus, „feste Hand im Hausstand“ üben und dabei an die Kinder, krank oder gesund, die glücklichste, geschickteste Hand legen. Im April 1816 gebar sie ihr zehntes Kind. Den ältern Töchtern wird jeder ein besonderes Amt im Hause angewiesen, bei den Kindern und bei den Armen, neben Lernen und Erholung. Sie hofft den Tag zu erleben, da sie dieselben nicht bloß bei Armen und in Schulen, sondern in Gefängnisse und Krankenhäuser einführen kann. So bildete sie sich die rechten Gehülfen heran, denen sie einen Theil ihrer Pflichten für Haus und Umgebung übertragen konnte, um dadurch Zeit und Raum zu gewinnen, ihre Bestrebungen über weitere Kreise auszudehnen.

Die Verbesserung des Gefängnißwesens ging von Nordamerika aus; dort zuerst hat man durch Klassenabtheilung, Beschäftigung und Unterricht eine Besserung der Gefangenen anzubahnen gesucht. In England hatte zwar Howard sich der Gefangenen menschenfreundlich angenommen, aber sein Eifer fand keinen Wiederhall. Im Jahr 1815 wurden die englischen Gefängnisse zum erstenmal mit einigen äußerlichen Verbesserungen versehen. Es bildete sich weiter eine Gesellschaft zur Verbesserung der Gefängnißzucht, angeregt durch den Eifer Thomas Fowell Burtons, des Schwagers der Elisabeth Frey. Es fand sich, daß troß den neuen Beschlüssen des Parlaments in hundert Gefängnissen, die nur auf 8546 Gefangene berechnet waren, 13,750 zu gleicher Zeit gefangen saßen. Auch eine Gesellschaft zur „Besserung jugendlicher Verbrecher“ ward durch Burton und seine Freunde gestiftet. Die Bestrebungen und Gespräche dieser christlichen Menschenfreunde veranlaßten Elisabeth um Weihnachten 1816 ihre Besuche in Newgate wieder aufzunehmen.

Auf einige Stunden mit den Weibern allein gelassen, las sie ihnen das Gleichniß vom Weinberge des Herrn und den Arbeitern der eilften Stunde vor. Einige fragten, wer Christus sey? andere fürchteten, für sie sey auch die eilfte schon vorüber. Da fiel Elisabeths Blick auf die nackten, welken Kinder auf den Armen dieser verworfenen Mütter, von denen sie als erste Worte des Stammelns Flüche und Lästerungen lernten. Sie schlug vor, eine Schule für sie einzurichten. Freudenthränen waren die Antwort. Das Muttergefühl, dieser einzige vergleichsweise noch heile Fleck in diesen vom Krebs der Sünde angefressenen Herzen, war der Punkt des Archimedes, von dem aus die scharfblickende Frau sichern Taktes und liebevollen Gemüthes diese Welt des Elends aus den verrosteten Angeln zu heben und eine Wiedergeburt ihres innern und äußern Daseyns einzuleiten verstand. Die Schulaufseherinnen sollten die Weiber aus ihrer eigenen Mitte wählen. In der That war die erste Wahl, die auf eine ganz junge Frau fiel, welche wegen eines Uhrendiebstahls hieher gekommen war, eine sehr glückliche. Behörde und Gouverneur billigten den Entwurf, obschon

die Achseln zuckend. Eine Zelle fand sich als Schulzimmer und Elisabeth Frey, begleitet von einer Freundin, eröffnete die Schule mit der neuen Lehrerin für etwa dreißig Kinder und einigen Personen unter 25 Jahren. Die Weiber drängten sich wetteifernd zum Unterricht in die kleine Zelle. Ausschließung erschien fast wie ein Strafurtheil. Diese Weiber, die bisher nichts thaten als betteln, stehlen, streiten, fluchen, singen, tanzen, Männerkleidung anlegen und alles Schändliche, baten jetzt um die Wohlthat des Unterrichts. Weiteres mußte geschehen, um Ordnung und Fleiß in Newgate einzuführen. Das aber betrachteten die Behörden als das Traumbild einer schönen Seele; Elisabeth ließ sich nicht entmuthigen.

Im Jahr 1817 brachte sie die Gattin eines Geistlichen und eilf Quäkerinnen zu einem „Frauenverein zur Besserung der weiblichen Sträflinge in Newgate" zusammen. Derselbe sollte für Kleidung, Unterricht und Beschäftigung der Weiber sorgen, sie zur Kenntniß der heiligen Schrift anleiten und an Ordnung, Nüchternheit und Fleiß gewöhnen, um sie lenksam und friedfertig zu machen während des Gewahrsams, ehrlich und ehrbar nach der Freigebung. Wie nun da eines sich aus dem andern ergab, eines zum andern fand durch die unermüdliche Sorge und die tiefe Menschenkenntniß dieser Frau und ihrer Freundinnen, welche lange Zeit abwechselnd eine oder ihrer zwei den ganzen Tag im Gefängnisse zubrachten, ein Körbchen mit Nahrung mit sich nehmend, oder sich auch ohne diese behelfend, bis die neuen Regeln, welche die Gefangenen selbst annahmen und billigten, eingeführt, die Aufseherinnen und Werkmeisterinnen eingeübt waren, wie trefflich diesem Geiste der Liebe Christi das unsagbar schwere Werk gelang, das bezeugten die Behörden schon 1817 durch einmüthigen Beschluß öffentlichen Dankes an Frau Frey und ihre Mitarbeiterinnen. Lohnender waren noch die Zeugnisse dankbarer Herzen, welche von den Gebesserten noch aus Neu-Süd-Wallis über den Ocean herüber den edlen Frauen nachtönten.

Nun wurde namentlich durch Robert Owen die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese Erziehungsweise der Gefangenen gelenkt. Eine Unzahl von Briefen hatte Elisabeth nach allen Theilen des Landes über die Einrichtungen zu Newgate an Frauen, Männer, Obrigkeiten zu beantworten. Die ausgezeichnetsten und einflußreichsten Leute Großbritanniens wünschten selbst Zeugen der durch die christliche Liebe bewirkten wunderbaren Aenderung im Newgategefängniß zu seyn. Kaum verfloß ein Morgen, an dem sie nicht der Begleitung solcher Gesellschaften sich widmen mußte. Sie opferte Zeit und Bequemlichkeit, denn sie wollte nicht von Annehmlichkeiten umringt seyn, während Andere die Nothwendigkeiten des Lebens entbehrten. Die ganze Last der Geschäfte erledigte sie geschäftsgewandt mit den jungen Gliedern ihres Hauses. Im Jahr 1818 stand sie einem Ausschusse des Unterhauses über die Gefängnisse der Hauptstadt Rede und legte der Behörde die wichtigsten Erfahrungen und als Hauptforderungen die vier an's Herz: Religionsunterricht, Klassenabtheilung, Beschäftigung und weibliche Beamte für Weiber.

Natürlich kamen viele nur der Mode und Neugier willen herbei, ohne Herz und Hand der großen Sache des Elends zu öffnen. Während die einen mit Thränen in den Augen das ergreifendste Schauspiel, dessen sie je Zeuge gewesen, in diesem umgewandelten Weibergefängnisse genossen zu haben erklärten, blieben andere, wie billig kalt, und hart wie Stein. Lord Sidmouth, der Minister des Innern, mit ihr sonst befreundet, überwarf sich sogar mit der edeln Frau, welche einmal zur Rettung eines jungen, unverdorbenen Weibes, das ihrem Manne zu lieb falsche Banknoten ausgegeben hatte und deßhalb zum Tode verurtheilt war, mit allem Eifer der Barmherzigkeit eiferte um das Opfer eines so barbarischen Gesetzes, und sich erst durch den Bekannten ihrer Jugend, den Herzog von Gloucester, verwendete, dann in eigener Person vergebliche Schritte bei dem Mächtigen that. Dafür sagte Lord Landsdowne Angesichts von ganz Britannien im Oberhause von Elisabeth Frey, daß sie wie ein guter Genius herabgestiegen sey in diese Höhlen des Elends, des Lasters, und durch ihren wunderbaren Einfluß und ihre unablässigen Bemühungen in kurzer Frist eine außerordentliche Besserung unter den versunkensten Gefangenen bewirkt habe.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Briefen eines deutschen Offiziers in der Armee des Banus von Croatien.

(Fortsetzung.)

Muntere Worte, herzliches Gelächter, wie es nur der Jugend gegeben ist, schallen von einem langen Tische her, um den dicht gedrängt Kadetten der verschiedensten Regimenter sitzen. Alle Waffengattungen sind hier vereinigt, der Husar sitzt neben dem Kanonier, der Jäger neben dem Küraßier. Fast lauter jugendliche Gesichter, manche fast noch Knaben; kaum bedeckt der Flaum die Stellen, wo der männliche Bart sehnlichst erwartet wird, und doch haben Manche schon wacker gefochten, ja sich schon ehrenvolle Wunden geholt. So verschiedenartig wie ihre Röcke ist auch ihre Heimath, ihre Mundart, und manche verstehen

und sprechen nur sehr mangelhaft deutsch. Neben dem Engländer sehen wir hier den Serben, den Italiener neben dem Dänen, den Hannoveraner neben dem Tiroler, den Böhmen neben dem Wallonen. Oesterreichs Offizierscorps sah von jeher Söhne fast aller Nationen Europas in seinen Reihen; sie alle vergessen ihr Vaterland und finden unter der Fahne des Doppeladlers ein neues, für das sie willig ihr Blut verspritzen. — Bauern, die Lebensmittel bringen, lange Reihen von Wagen mit Getreide oder Heu und Stroh, Heerden brüllenden Schlachtviehs; dazwischen zierliche Herrn und Damen, die sich aus Wien geflüchtet haben und neugierig das Treiben anschauen; Husarenpatrouillen auf müden Pferden, von langen Ritten heimkehrend — alles dieß bunt durcheinander gibt Stoff zu allerlei Betrachtungen und hat mich oft stundenlang ergözt.

Die Gefechte alle in den lezten Oktobertagen kann ich nicht beschreiben; ich sah nur, was mich zunächst anging; der Subalternoffizier gewinnt natürlich keinen Ueberblick über das Ganze. Zum Kampf in der Stadt selbst wurden wir Husaren nicht verwendet, indessen war ich, eigentlich als müßiger Zuschauer, mehrere Stunden in der Jägerzeil, als dort eine Barrikade von unsern Truppen genommen wurde. Es war ein wilder Kampf, von beiden Seiten mit großer Erbitterung geführt. Die Insurgenten hatten dabei den großen Vortheil, daß sie hinter den Barrikaden gedeckt standen, oder aus den Fenstern bedächtig, ohne sich bloßzustellen, schießen konnten, während die Soldaten frei, den feindlichen Kugeln preisgegeben, stürmen mußten; aber sie besannen sich keinen Augenblick vorzurücken. »Terrai, terrai, stravo, Gospodino!« (vorwärts, vorwärts, in Gottesnamen, Herr!) rief eine Compagnie Grenzer ihrem Hauptmann zu, da sie mit dem Angriff auf eine Barrikade warten sollten, bis diese auch von den Eckhäusern, welche Soldaten zu besetzen im Begriff waren, bestrichen werden könnte, und so ging es ohne Weiteres darauf los.

Besonders zeichneten sich die Soldaten vom Regiment Nassau aus, die noch vom 6. Oktober her sehr erbittert waren, dann die böhmischen Jäger und die Grenadiere, die theilweise damals zu den Insurgenten gehalten hatten. Diese Truppentheile haben auch den größten Verlust erlitten. Zu bewundern war die Gewandtheit, welche manche Croaten in diesem Straßenkampf entwickelten. Ganz platt auf dem Bauche liegend, den Tornister als Brustwehr vor sich her schiebend, krochen sie wie Schlangen gegen die Barrikade, um in größerer Nähe einen sichern Schuß zu thun. Jeder Thürwinkel, jede Ecke, jeder Laternenpfosten bot ihnen ein Deckungsmittel; mit der Gewandtheit und Schnelligkeit einer Katze wußten sie heranzuspringen und sich anzuschmiegen. Deßhalb verloren auch die Grenzer verhältnißmäßig die wenigsten Leute, obgleich sie fast am meisten dem feindlichen Feuer ausgesezt waren. Dabei schossen sie sehr sicher und scharf und mancher Feind wurde von ihren fast nie fehlenden Kugeln niedergestreckt.

Die Insurgenten fochten theilweise sehr gut, zum Theil aber auch ausnehmend schlecht. Manche Barrikaden und Stellungen, die man noch lange hätte behaupten, von denen man uns vielen Schaden hätte zufügen können, wurden schleunigst in ungeregelter Flucht verlassen, andere dagegen mit dem Muth der Verzweiflung fast nutzlos bis auf den lezten Mann vertheidigt. Mangel an Oberleitung, an gehöriger militärischer Organisation und an Gehorsam machte sich überall bemerkbar, sonst hätte die Stadt sich sehr gut noch einige Tage vertheidigen können, wenn auch ihr endliches Schicksal nicht zweifelhaft gewesen wäre.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

(Schluß.)

Literatur.

Auch von Kunst und Literatur konnte bis jezt nicht die Rede seyn, und es scheint so bleiben zu wollen. Man hört Musik, man sieht ein Schauspiel, wohl gar ein Bild, aber nur um den von Kampf und Arbeit ermatteten Geist aufzufrischen zu neuer Arbeit, zu neuen Kämpfen. Zum Genießen eines Kunstwerks, welcher Richtung es angehören mag, um seiner selbst willen, dazu dürfte noch lange die Zeit und die Sammlung fehlen. Die Zeitungen bringen die gewohnten Kunstberichte; deren aber, die sie von Anfang bis zu Ende lesen, mögen nur wenig seyn, vielleicht nur die,

welche gelobt oder getadelt werden. Wer möchte jezt noch Partei nehmen für oder gegen den Verfasser, wie es sonst geschah! Die einen Namen haben durch die Ausübung der sogenannten schönen Künste, oder einen solchen erwerben wollen, flüchten vom Continent oder sie ziehen dem rauhen Norden zu. Da lohnt ein Kaiser kaiserlich, dort auf der von unsern Kämpfen unberührten Insel braucht es dessen nicht, um reiche Ernte zu halten. In beiden Ländern kann, darf man Bestrebungen dieser Art belohnen, nur wir sind zu arm — an Geld? nein an Lebensmuth, um uns solchen Ergözungen hingeben zu können. — Aber gelesen wird doch etwas werden? Ja, Zeitungen, Broschüren. — Bücher nicht? — Nur solche, die Parteischriften sind, die sich gleich als solche ankündigen; für andere möchte es einem Autor schwer werden Verleger wie Leser zu finden. Ein Buch jener Art ist die im Herbst vorigen Jahrs von R. W. L. E. v. Keudell geschriebene Tendenznovelle „die Politiker." Sie ist geschrieben von einem, der sonst der Opposition angehörte, der, verfeindet mit den Zuständen seines Vaterlandes Preußen, nach Dresden übergesiedelt, der mit seinem Erstlingswerk „Außerhalb der Gesellschaft," sich auch mit der sogenannten guten Gesellschaft in Opposition gesezt, und der jezt den Reaktionären angehört, wenn alle solche, die sich dem Hereinbrechen des Chaos entgegenstemmen, reaktionär genannt zu werden verdienen. Er hat das Buch geschrieben, um sich und Anderen die Verworrenheit der Zustände der Jeztzeit klar zu machen und dadurch Mittel aufzufinden sie zu lösen. Er sucht und findet die Rettung aus dem materiellen Elend unserer Zeit wie aus dem politischen — in einer mächtigen und reichen Aristokratie. — England mit seinen Institutionen, die es unerschüttert erhalten haben in den Stürmen, die die kultivirte Welt durchbrausen, ist ihm das Vorbild. Indem wir die Einrichtungen, die sich dort durch hunderte von Jahren bewährt haben, unsern Verhältnissen anpassen, soll es uns gelingen, uns und Andern zu helfen. Das Buch ist mit Wärme und Ueberzeugung geschrieben; ich möchte es in weiteren Kreisen verbreitet sehen: es dürfte manche unklare Idee zu läutern, manche neue und gute anzuregen im Stande seyn. — Auf ein anderes Buch, das jezt ein unerhörtes Aufsehen macht und in der 25. Auflage schon vergriffen ist, dem der beispielles billige Preis, neben dem Interesse an den Geschichten, die darin erzählt werden, die weiteste Verbreitung sichert, auf die: „Skizzen aus der neuesten Geschichte Preußens," geschrieben von dem Präsidenten der aufgelösten Nationalversammlung, brauche ich nicht aufmerksam zu machen. Die Feuilletons der Zeitungen füllen sich mit Auszügen, besonders mit solchen, die der Lust an Skandal neue Nahrung geben. Das Buch ward von der Seite, der der Autor angehört, bis zum Himmel erhoben wegen der darin vorwaltenden Mäßigung und Unparteilichkeit; es dürfte sich manches dagegen sagen lassen, aber es bleibe ungesagt, denn neuer Zorn würde angefacht und neue Anklagen müßten ausgesprochen werden. Das wollen wir nicht. Versöhnung thut uns Noth; nur darin liegt unsere Rettung.

Paris, Februar.

F a r c e n.

Zu den politischen Farcen, welche die kleinen Theater seit einiger Zeit mit vielem Erfolg geben, kam kürzlich ein Stück der Gebrüder Cognard: »les marrons d'Inde ou les grotesques de l'année,« das im Theater Porte St. Martin fast jeden Abend gegeben wird und beweist, daß die Theaterfreiheit jezt nicht geringer ist als die Preßfreiheit. Die Fabel hat auch hier die Dichter wenig Mühe gekostet; es war ihnen nur darum zu thun, einen Rahmen für ihre satirischen Einfälle aufzustellen. Man sieht zuerst einen Wald von wilden Kastanienbäumen, deren ungeheuer große Früchte auf dem Boden herumliegen. Eine Fee belebt sie, und es treten menschliche Wesen aus denselben hervor, welche sich in der Welt etwas umzusehen wünschen. Das Oberhaupt der Familie, Namens Marronard, will eine sociale Stellung für sich und die Seinigen suchen. Sonach begibt er sich mit ihnen nach Paris, und hier kommen ihm nun allerlei komische Zustände der Jeztzeit vor Augen. Zuerst die projektirte Lotterie, durch welche die Buchhändler eine Million Bände in Umlauf setzen wollten. In den marrons d'Inde lautet ihre Ankündigung so: „jeder Käufer eines Looses könne außer der Hoffnung eines Geldgewinnstes sicher darauf rechnen, daß er für seine 25 Francs eine vortreffliche Auswahl von schätzenswerthen Büchern erhalten werde, nämlich 25 Exemplare des „bürgerlichen Kochbuches," dito der „Reise nach Ikarien" und zudem eine „Abhandlung über die Kanarienvogelzucht." Zu gleicher Zeit werden Loose zu einer Apothekerlotterie ausgeboten, wobei die Käufer der Loose Tonnen voll Sedlitzer und anderer purgirender Wasser und dergleichen bekommen sollen. Bekanntlich hat die Obrigkeit zu keiner der projektirten Verlosungen ihre Einwilligung gegeben, weil alle Lotterien durch ein Gesetz abgeschafft und verboten seyen. Die Verfasser des Vaudevilles meinen aber, es werde doch immer Lotterien geben; Heirathen sey nichts anders als eine Lotterie, und sogar die Deputirtenwahlen seyen wahre Lotterienloose:

Loterie, loterie!
Vainement contre elle on crie;
Loterie!
Ici bas
Tu resteras;
Au risque d'être capot,
Lorsque dans le mariage
Les yeux fermés on s'engage,
Que cherche-t-on? un bon lot.
A la loterie on tire
Dans les révolutions.
Qu'est-ce encor, sans en médire,
Que l'urne aux élections?

Dann wird die Abfahrt von Kolonisten nach Algerien vorgestellt, wie in mehreren andern Stücken. Diese Begebenheit des vorigen Jahrs, die zu Paris unerhört war, scheint tiefen Eindruck auf die Schriftsteller wie auf das Volk gemacht zu haben; jene stellen den Auftritt daher auch meistens sehr ernsthaft, sogar rührend dar. Im erwähnten Stücke fahren die Pariser Arbeiter mit der Aeußerung ab, sie wollen gute Landbauer werden und auch in der fernen Kolonie dem Mutterlande mit ganzer Seele zugethan bleiben. Hierauf folgt wieder ein possierlicher Auftritt, und zwar eine Satire auf den Lärm in der Nationalversammlung. Marronard, der noch immer eine sogenannte sociale Stellung sucht, stellt folgende Betrachtungen an: „Die sociale Stellung eines Volksrepräsentanten scheint mir ziemlich vortheilhaft. Erstlich hat man die Ehre ein Volk zu repräsentiren, das für das geistreichste und liebenswürdigste aller Völker gilt, und dieß sezt voraus, daß man selbst außerordentlich geistreich und liebenswürdig ist. Dieß befriedigt die Eigenliebe. Zweitens bekommt man täglich 25 Francs, was auch etwas reizendes hat. Dieß ist das Solide.

L'invention, par ma foi, n'est pas bête:
De l'honneur seul bien que l'on soit touché,
De 25 francs le chiffre assez honnête
S'accepte encor par dessus le marché.
Mais ce salaire excite au rigorisme,
Car le public d'autant plus exigeant
En fait de zèle et de patriotisme
En veut avoir au moins pour son argent.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 48. Sonnabend den 24. Februar 1849.

Gestern noch auf stolzen Rossen,
Heute durch die Brust geschossen,
Morgen in das kühle Grab!

W. Hauff.

Aus den Briefen eines deutschen Offiziers in der Armee des Banus von Croatien.

(Schluß.)

Der Einzige in Wien, der militärisches Talent zeigte und zweckmäßige Anordnungen traf, war der frühere polnische General Bem, der am Ende Oberkommandant wurde. Ueberhaupt focht die sogenannte polnische Legion mit vielem Eifer und war wohl unser gefährlichster Feind, auch die steirischen Schützen und einzelne Abtheilungen der Wiener haben sich, wie man nicht läugnen kann, mit großem Muthe geschlagen.

Was die Truppen mit vollem Recht am meisten empört und später hie und da zu Excessen Anlaß gegeben hat, obgleich die vielen Nachrichten über Gräuelthaten und rohe Plünderungen Lügen sind, das war der Bruch der Kapitulation von Seiten der Insurgenten. Die weißen Fahnen waren überall ausgesteckt, alle Bedingungen des Einzugs verabredet, unsere Soldaten machten sich fertig, Gewehr im Arm einzurücken, da begann plötzlich und ohne vorherige Verkündigung das Feuer aus der Stadt von Neuem, auf die bloße Kunde hin, die ungarische Hülfsarmee sey jezt endlich im Anzuge. — Die Urheber dieses Treubruchs haben eine schwere Verantwortung auf sich geladen; viel Unheil ist dadurch über die arme Stadt gekommen, das sonst vermieden worden wäre. Was hätten ihnen auch jezt die Ungarn helfen können? Seit das ganze Corps des Fürsten Windischgrätz mit uns vereint war, konnte ihre Hülfe höchstens den Kampf um einige Stunden verlängern, einige Opfer weiter kosten.

Wenn ich mit dem Straßenkampf nichts zu thun hatte, so nahm ich dagegen Theil am Gefecht mit den Ungarn bei Schwechat. Es war mir ein widriger Gedanke, gegen so manchen frühern Kameraden, mit dem mich treue Freundschaft verbunden, den Säbel ziehen zu müssen. Als aber einmal die Geschütze brummten, die Trompeten schmetterten, waren all diese Grillen verschwunden. Die Ungarn, etwa 21,000 Mann stark, unter dem früheren kaiserlichen General Moga, zum Theil reguläre Truppen magyarischer Regimenter, größtentheils aber Honvédbataillone und Schwadronen, schlugen sich Anfangs sehr tüchtig. Ihre Stellung war günstiger als die unsrige, und wenn ihr Geschütz etwas besser bedient gewesen wäre, hätten sie uns bedeutenden Verlust beibringen können. Auch errangen sie zu Anfang einige Vortheile, und unsere Reiterei, besonders die Italiener von Kreß Chevauxlegers, konnten ihnen nicht viel anhaben. Indessen schlugen wir sie völlig, die Kürassiere von Auersberg hieben mit unwiderstehlicher Gewalt ein, wobei sie den Verlust einiger tüchtigen Offiziere zu beklagen hatten, und auch wir machten einen sehr gelungenen Angriff und mancher Feind sank unter unsern Säbeln.

Es ist doch etwas Schönes, so ein Reiterangriff, jedem, der ihn mitgemacht, unvergeßlich. Wenn so die Schaar in geschlossener Ordnung, Pferd an Pferd, in vollem Galopp über die Ebene sprengt, die Säbel funkeln, die Rosse schnauben — es liegt ein Reiz in diesem Kampfe, wie ihn keine andere Waffengattung gewährt. Einzelne Abtheilungen der Ungarn wehrten sich verzweifelnd, und es kam oft, besonders später bei der Verfolgung, zum Handgemenge; aber es fehlte an der Führung; da war kein Kommando,

keine Ordnung, und so konnten wir freilich das ganze Heer der Insurgenten ohne große Mühe zurücktreiben und reiche Beute an Kanonen, Waffen und Gefangenen machen.

Unter den vielen Einzelheiten dieses Tages steht mir noch immer eine Scene lebhaft vor Augen, wie ein blutjunger Ungar, sichtlich dem Adel des Landes angehörend, mit zwei Kürassieren focht. Mit großer Gewandtheit wußte er sein herrliches Pferd immer so herumzuwerfen, daß jene auf ihren schweren Thieren ihm nichts anhaben konnten, während er schon viele Hiebe, die freilich größtentheils unschädlich auf Brustharnisch oder Helm fielen, ausgetheilt hatte. Endlich wartete aber einer der Reiter den rechten Augenblick ab, legte sich zum Stich mit dem Pallasch aus, und die breite spitze Klinge fuhr mit solcher Gewalt durch des Ungarn Brust, daß er auf der Stelle, ohne einen Laut von sich zu geben, todt vom Pferde stürzte. Ein schöner Reitertod! Welch Mutterherz mag ihn betrauern, welch schönes Auge sich über seinen Verlust mit Thränen füllen? Sein Roß jagte mit blutigem Sattel schnaubend davon, ohne daß man es einfangen konnte; den Todten begruben wir später. Er hatte nur eine schöne goldene Uhr und einen Ring mit Haaren bei sich, die ich den Kürassieren für ein paar Dukaten abkaufte. — Mir ward ein günstigeres Loos; eine Schußwunde, die ich erst spät erhielt, war ganz ungefährlich, wenn auch Anfangs schmerzhaft, und die gute Pflege, die ich bei Freunden fand, stellte mich bald wieder her.

Der Beruf des Weibes in dieser Zeit.

(Fortsetzung.)

Indessen nahm eine neue Sorge die Aufmerksamkeit des Frauenausschusses in Anspruch. Den nach Neu-Südwallis weggeführten Verurtheilten sollten die langen und schweren Monate der Fahrt erleichtert und zum Heil gewendet werden. Unter selbstgewählten Aufseherinnen sollten die Abtheilungen Ordnung, Beschäftigung und Unterricht erhalten. Mit der ganzen Empfindsamkeit der Liebe sezte Elisabeth Alles in's Werk. Einmal war sie selbst nach Gravesend gefahren, um Abschied von den unglücklichen Weibern an Bord des Sträflingschiffes zu nehmen. Auf der Rückfahrt überfiel sie ein Windstoß und Regenschauer mit immer stärker brausendem Nordwinde. Der Kapitän des Ramsgater Dampfschiffes schoß eben die Themse hinauf in der Hoffnung zwei Nebenbuhler einzuholen. Diese beiden Schiffe eilen an dem hülfesuchenden Boote vorüber, das schwach gegen Windstoß und Ebbestrom ankämpfte. Die zwei Frauengestalten, die völlig durchnäßt darin saßen, getrauten sich nicht, auch dem dritten Schiffe ein Zeichen zur Rettung zu geben. Der Kapitän, ein braver Seemann, erzählt selbst, wie er in der Klemme war. Vor ihm die lustige Hoffnung auf siegreiche Wettfahrt mit zwei eilenden Schiffen, neben ihm zwei schwache Frauen, an der knapp anliegenden Tracht als Quäkerinnen erkennbar, in der gefährlichsten Lage. Er war bald entschieden, ließ den Steuermann neben dem Boote hinstreifen, warf den ermatteten Ruderern ein Tau zu, schnell waren die Frauen an Bord, und der Adler flog wieder die Themse entlang. — „Diese beiden Frauen haben einen unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht. Die Eine hielt meine Hand gefaßt und dankte mit würdigem, aber wunderschönem Ausdruck: es war freundlich von dir, Kapitän, und wir danken dir. In der Damenkajüte umgekleidet, kam sie bald wieder auf's Deck. Ich sah sie zu einigen Leuten der Mannschaft reden, die sehr ernsthaft drein sahen, als sie ihnen kleine erbauliche Schriften anbot, und nach mir herüberschielten, ob mir's recht sey. Ich hatte allerdings Vorurtheile gegen Sekten; allein wer konnte dieser schönen, sanftüberredenden, himmlisch gesinnten Frau widerstehen? Sie sehen, hieß sie lieben, sie hören, war ein Gefühl, als zeige euer Schutzengel euch den Weg, den Versuchungen und Uebeln des Lebens zu entfliehen, um in der Heilandsliebe einen ewigen Zufluchtsort zu finden. In ihr konntet ihr vereinigt sehen, was ein Weib anziehend macht, verklärt durch die lichten Strahlen reinster Menschenliebe, die Blüthe der Jugend, der Gesundheit und Anmuth hinopfernd im Dienste ihres himmlischen Meisters. Nicht gering ist die Gabe anzuschlagen, die ihr in diesem Antlitz verliehen war, das in jedem Blicke und jeder unwillkührlichen Bewegung das Ueberwallen des reichsten Herzens kund that. So war sie ein demüthiges Werkzeug in der Hand der Vorsehung, hochbegnadigt unter den Frauen."

Alle Reformationen geschehen durch große Persönlichkeiten. Wie wir die Macht der Persönlichkeit im katholischen Vincenz von Paula bewundern, so steht eine ächte Schwester des großen Heiligen durch ihre machtvolle Persönlichkeit als die verkörperte evangelische Liebe an der Spitze der durch das Evangelium, welches durch den Protestantismus Volksgut und Volksbuch geworden ist, neu zu gründenden menschlichen Gesellschaft.

Und wieder sey ausdrücklich angemerkt, wie solche Weltumfassung diese Frau, welche in vollem Sinne das Wort sich zueignete: „nichts Menschliches ist mir ferne," nicht der Häuslichkeit entfremdete. Einst besuchte sie am Nachmittage eines stürmischen Märztages

ein weibliches Sträflingsschiff, das andern Morgens die Anker lichten sollte. Als sie von Bord zurückkehrte, war das Dunkel mit Sturm und Regen hereingebrochen. Der Admiral Young mit den Seinigen lud sie dringend zu einer Erquickung vor der beschwerlichen Heimfahrt ein: sie eilte von dannen, denn sie hatte eines ihrer Kinder krank zurückgelassen. Den Armen und den Kindern gehörte dieses Herz; des Lebens Lust und Bequemlichkeit hatte keinen Anspruch an sie, wenn jene riefen.

Was sie zu Hause that, unterließ sie noch weniger auf Reisen, wo sie von Anfang Siechen, Irren und Gefängnißhäuser als tröstender Engel besuchte. Sie wußte da überall den Weg zum Herzen und Verständnisse des Kindes zu finden, wie zum Gemüth des verhärtetsten Verbrechers, des Leidenden auf seinem Siechbette, wie des wilden und irreredenden Wahnsinnigen. Wie schauerlich fand sie im Jahr 1818 die Verließe dieser Unglücklichen auf einer Reise im Norden Englands und in Schottland! Ihre eindringlichen Vorstellungen, das Beispiel, das sie selber aufstellte, ließen überall mehr oder weniger Fortschritte zum Guten geschehen. Die von ihr empfohlene und auf ihren Rath angewendete milde Behandlung der Irren ist jetzt in der ganzen gesitteten Welt zur anerkannt ersten Bedingung der Heilung oder Linderung geworden.

Auf diesen Segensgängen durch die Häuser des Unglücks wird die vierzigjährige Elisabeth geschildert als groß, schlank, gehalten, mit sanftem, aber scharfbeobachtenden Antlitz, mit unaussprechlich lieblichem Sprachton und Sprechweise, mit offener und unbefangener Mittheilsamkeit, beim ersten Blick und Ton Sympathie erregend. Ihr Bruder Joseph mit seiner jungen schönen Frau, einer anmuthigen Quäkerin, begleitete sie. Wir sehen sie in den wildesten Zwangsanstalten in die Mitte der versammelten Weiber treten, sie legt ihren kleinen Strohhut ab, setzt sich auf einen niedrigen Stuhl ihnen gegenüber, blickt sie an mit einem milden, aber unwiderstehlich festen Auge, das mit jedem Auge gegenüber es aufnimmt, und fängt an: „Es ist eben so gut, daß ich euch gleich sage, weßhalb wir gekommen sind. Sie habe es mit einer großen Anzahl von Weibern zu thun gehabt, recht gottlos, gottloser als irgend eine hier, die seyen von ihren übeln Wegen abgebracht worden. „Möchtet ihr nicht auch euch abkehren vom Bösen? Möchtet ihr nicht, daß Frauen euch besuchten, Trost zusprächen und euch hülfen besser zu werden? Gewiß würdet ihr ihnen euern Kummer mittheilen, denn die Böses gethan, haben viel Betrübniß in ihrer Seele." Dann liest sie die Regeln vor; wer sie billigt, soll die Hand aufheben — alle Hände fahren empor, einer jungen schönen Dirne schwimmen die Augen in Thränen, eine alte Frau wird immer bewegter, Alle beugen sich vor ihr im Staube. Da ergreift sie ihre Bibel, liest mit wunderbar bewegter und bewegender Stimme das Gleichniß vom verlorenen Sohne vor, häufig innehaltend und mit milder Freundlichkeit die „Armen" anblickend; dann nach einer feierlichen Pause sinkt sie vor ihnen, mit ihnen, für sie betend auf die Knie. — Ahnt ihr, was das Christenthum über die Armuth vermag?

(Fortsetzung folgt.)

Sprüche aus der Zeit.

1.

Das Alte lobt, das Alte habt in Ehren,
An's Alte knüpfet an, ich will es euch nicht wehren;
Allein versucht ihr es zurückzubringen,
Dann hat euch Gott gestraft und Nichts wird euch gelingen.

2.

Du wirst mit minder zweifelhaftem Glück,
Wo Wellen schäumend über Felsen rasen,
Ein schmelzend leises Flötenspielerstück
Am wilden Wasserfalle blasen,
Wirst leichter dort dem blindgebornen Mann
Mit deiner Hand des Weges Krümmung weisen,
Als wenn der Haß einmal ein Herz gewann,
Den Haß aus diesem Herzen reißen.

3.

Es ist das Erdenleben
Ein enger und rauher Steg,
Und Tausend und Tausend drängen
Sich auf dem schmalen Weg.
Wer sich zu schmiegen nicht lernte,
Der kommt zum Ziele nie;
Mußt winden dich wie die Schlange,
Nur kriechen nicht wie sie.

4.

Was hat denn diese Zeit des Lichts
Vor andern viel voraus?
Ist in der Wesen Tiefe mehr
Als jene sie zu Haus?
Wohl ist es wahr, daß weiter stets
Sie forschend Bahn sich bricht,
Doch was das Leben selber sey,
Das weiß sie dennoch nicht.
Hier tappt sie noch in Mitternacht
Umsonst nach Himmelsgluth,
Und bleibet leer, wie voll sie auch,
Wie wichtig sie auch thut;
Nimmt einen Kieselstein zur Hand,
Der Funken nur gewährt,
Schlägt Feuer in der Finsterniß,
Und nennt sich aufgeklärt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Fortsezung.)

Farcen. — Journalistik. — Lamartine.

Marronard will also Repräsentant werden, und er hat sich bereits sagen lassen, wie man es machen müsse, um zu dieser einträglichen Ehre zu gelangen. Er müsse hunderttausend Exemplare eines Rundschreibens drucken und dreitausend Exemplare einer Ankündigung anheften lassen, die oben in großen Buchstaben die Worte zeige: „Laßt uns Marronard wählen!" Sey er nun gewählt, so müsse er, bevor er seinen Siz einnehme, einigen Unterricht in der gymnastischen Redekunst und dem parlamentarischen Boxen nehmen. Er begibt sich demnach zu einem gewissen Demosthenes Tapefort, der eine Schule für besagte Kunst eröffnet hat, und erkundigt sich bei diesem nach dem Wesen und der Art und Weise seines Unterrichts. Der Mann sezt ihm zuerst den Nutzen seiner Anstalt auseinander. „Es kann Ihnen nicht unbekannt seyn," sagt er zu seinem Schüler, „daß die Sitzungen der Nationalversammlung zuweilen etwas bewegt, ja sogar stürmisch werden. Es kommt zwischen den Herrn Kollegen zu einem sanften Austausch von Unterbrechungen, Anreden, Zurufen, die oft etwas weit gehen. Deßhalb habe ich einen Cursus der oratorischen Gymnastik in zwölf Lektionen eröffnet.

De l'attaque et de la riposte
Je vous enseigne le bel art,
Afin que reduit au silence
Chacun avec vous soit d'accord.
Le résumé de l'éloquence
C'est avant tout de frapper fort.

Um dem Anfänger den Nutzen seiner Anstalt augenscheinlich zu machen, läßt er seine besten Schüler eintreten und beginnt mit ihnen eine Sitzung. Er will eine Rede halten, seine Schüler machen aber ein so furchtbares Gepolter, schlagen mit den Fäusten drein, stampfen mit den Füßen, daß es dem Redner nicht möglich ist fortzufahren und er noch dazu genöthigt wird, sich aus dem Staube zu machen, um nicht gebläut zu werden. Man kann leicht denken, daß ein solcher Auftritt der wirklichen Nationalversammlung, besonders der polternden Linken, wenig behagt, und manche der Herren sehen sich daher nach einem Zaume für die Ausschweifungen der dramatischen Satire um. Die Theaterdichter beuten in der That die republikanische Freiheit nach Kräften aus, da sie nicht wissen können, wie lange man sie derselben wird ruhig genießen lassen. Zu einem Stücke kommt ein Wortspiel vor mit comptes und comtes, Rechnungen und Grafen, und es heißt darin in Bezug auf die Aufhebung der Adelstitel durch die provisorische Regierung und als Anspielung auf ihre Verschwendungen:

Moi, je crois qu'ils se sont dit,
Afin d'éviter les mécomptes,
Citoyens, supprimons les comtes,
Pourqu'on ne nous en demande pas!

Ferner heißt es: die Statistik habe berechnet, wie viel Schöpsenkeulen die Republik jährlich verzehre, sie wisse aber noch nicht, wie viele Präsidenten sie verschlingen werde. In dem neulich erwähnten Stücke, la soire aux idées, stellt ein Vorhang ein ungeheures Zeitungsblatt vor mit allerlei possierlichen Nachrichten; z. B.: „Der Minister des Innern wird künftigen Mittwoch nicht empfangen, aber der Finanzminister wird empfangen so viel man will." Ferner: „Ein abgesezter Präfekt wünscht Stiefeln zum Flicken zu bekommen." Unten im Feuilleton ist ein Stück Roman, mit dem Titel: „Die Hirnwurst mit Knoblauch, ein hinduscher Roman." — Troz Revolution und Republik laufen die Romane in den Feuilletons noch immer fort; die Lesewelt versezt sich gern aus dem Elende der Wirklichkeit in die Wonnen des Romanhimmels, aber schwerlich wird einer dieser Romane mit großer Aufmerksamkeit gelesen. Das Journal la Presse hat statt eines Romans den Lesern Chateaubriands Memoiren vorgesezt, in denen sich der geniale Bretagner nicht besser schildert als er war, und mit vieler Aufrichtigkeit die guten und nicht guten Seiten seines Charakters herauskehrt. Damit nun die Leser der „Presse" nicht davon laufen, sobald Chateaubriands Memoiren zu Ende sind, hat Girardin, der kluge Spekulant, die Chateaubriandschen Memoiren einstweilen abgebrochen und dafür die Memoiren Lamartines begonnen, der, wie er zu Anfang dieser Geständnisse versichert, sein Manuscript verkauft hat, um ein elterliches Landgut wieder ankaufen zu können. Lamartine hat nicht die derbe geniale Natur des Bretagners Chateaubriand, er ist ein glatter, wohlredender Burgunder. Seine Geständnisse haben etwas vom Goetheschen „Wahrheit und Dichtung"; ziemlich starke Eitelkeit leuchtet überall durch, und das ausführlichste Stück seiner Memoiren war bis jezt das Verhältniß mit einem Mädchen, das aus Liebe zum Dichter zu Grunde gegangen seyn soll; vermuthlich gehört dieß zur Abtheilung der Dichtung. — Alph. Karr hat die Erfahrung gemacht, daß man ein geistreicher Schriftsteller seyn kann und doch nicht im Stande ist, ein Journal zu leiten. Das seinige, schlechtweg le Journal betitelt, ist schon seit einiger Zeit wieder eingegangen. Kein besseres Schicksal hat das Lamartinesche Blatt le bien public gehabt. Der Hauptredakteur, Eug. Pelletan, ist zur „Presse" übergegangen, und läßt nun in diesem Blatte das Lob seines alten Patrons Lamartine ertönen, der nach dem Lobredner sich in der provisorischen Regierung als ein gewaltig großer Staatsmann gezeigt haben soll. Dieß wollen aber Wenige bemerkt haben. Manches Böse hat Lamartine durch seine sanfte Vermittlung allerdings verhindert; aber demungeachtet war die Zeit der provisorischen Regierung eine Unglücksperiode für Frankreich, und man muß bedauern, daß der große Dichter es über sich vermocht hat, neben fanatischen Republikanern Platz zu nehmen und seinen Namen unter so manche unsinnige und anarchische Dekrete zu setzen. Niemand hat ihn gezwungen, mit Ledru Rollin und andern Menschen dieser Art gemeinsame Sache zu machen und den Staat verwirren zu helfen. Hätte er sie ihr Unwesen treiben lassen, ohne sich darein zu mischen, so würde es wahrscheinlich nicht so lange gedauert haben. Und was hat am Ende Lamartine davon gehabt? Seine Reden lobte und bewunderte Jedermann, aber von seinen Thaten bekam man eine so geringe Meinung, daß man ihn nach der Rückkehr der Ordnung sachte bei Seite schob, und daß er nun jede Gelegenheit benützen muß, um sein Benehmen in der provisorischen Regierung zu rechtfertigen.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 4

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenzblatt.

Nr. 4. Sonnabend den 24. Februar 1849.

[6] So eben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Der neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Herausgegeben von

Dr. **J. E. Hitzig** und Dr. **W. Häring (W. Alexis).**

Dreizehnter Theil.

Neue Folge. Erster Theil.

Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Als besonderer Abdruck hieraus wird einzeln erlassen:
Der Leuenmord in Luzern. 20 Ngr.

Die erste Folge dieser Sammlung besteht aus zwölf Theilen, die 1842—47 erschienen sind. Der erste Theil kostet 1 Thlr. 24 Ngr., der zweite bis zwölfte Theil jeder 2 Thlr.

Leipzig, im Januar 1849.

F. A. Brockhaus.

---

[24] Bei **L. Fr. Fues** in Tübingen sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Silcher, Fr., 12 deutsche Volkslieder mit Melodien für 1 oder 2 Singstimmen, mit Begleitung des Pianoforte und der Guitarre, 3tes Heft, 2te Aufl. Preis 48 kr. oder 15 Ngr.

Die Verlagshandlung hat zur Empfehlung der neuen Auflage dieses Heftes nichts weiter beizufügen, als daß in demselben unter andern beliebten Nummern auch folgende vielgesungene Lieder; wie: Loreley: Ich weiß nicht, was soll es bedeuten 2c. — Zu Straßburg auf der Schanz 2c. — Hebels Wächterruf u. s. w. enthalten sind. — Das 5te Heft ist unter der Presse.

---

[25] **Volks-Gesellschafter von F. W. Gubitz.**

„Bei den jetzigen Bewegungen im deutschen Vaterlande ist mir von Mehreren (am 24. November v. J. auch durch eine persönliche Botschaft von Landleuten) der Wunsch ausgesprochen worden: ich möge eine wohlfeile Zeitschrift herausgeben, die fortwährend unsere Gegenwart und nächste Zukunft in Betrachtung nimmt. Ich habe deßhalb jeder andern Journal-Redaktion entsagt, und hoffe, mit dem seit 1. Januar 1849 begonnenen „Volks-Gesellschafter" Theilnahme zu finden, wie es mit meinem „Volks-Kalender", den ich immer noch zu verbessern strebe, seit Jahren geschehen.

Berlin, 3. Februar 1849.

F. W. Gubitz.

Der „Volks-Gesellschafter" erscheint in unserem Verlage, kann bei allen Buchhandlungen und Postämtern bestellt werden und kostet (einschließlich der damit verbundenen Kampf-Zeitung") halbjährig 1½ Thlr. Zur Förderung des Bekanntwerdens überlassen wir die Blätter des Januar-Monats einzeln für ¼ Thlr. und sind dieselben durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Berlin, im Februar 1849.

Vereins-Buchhandlung.

---

[26] In der **J. G. Cotta'schen** Buchhandlung in **Stuttgart** ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat Januar 1849.

Größere Aufsätze.

Briefe über Celebes. (Von Dr. Schmidtmüller). I. II. III. — Ueber das Verhältniß zwischen Hottentotten und Buschmännern. — Die Mosquitoküste. Erster Abschnitt, zweiter Abschnitt. — Die Höhle von Balagansk in Sibirien. — Skizzen aus Finnland und Schweden. 8) Das zweite Theater und Kapitän Lindeberg, das königliche Schloß, Gespenstergeschichten, Königsgräber, Pseudo-Konditoreien. 9) Schwedens und Norwegens Vereinigungsfest, Gustav III. Tod und Karls XIII. Leben, Fersens Ermordung. — Die Jesuiten in England. — Die Strafkolonie auf den Bermuda-Inseln. — Die Präsidentenbotschaft in Nordamerika. — Die Industrie in Cincinnati: Schweine. — Studien über die französischen Provinzen: 1) die politische Presse in den Provinzen während der Restauration und der Regierung Ludwig Philipps. — Die Polizei in London: verwahrloste Kinder. — Die Khands in Indien. — Die Hebriden: Panorama, Ailsa. — Der neue Auswanderungsplan in England. — Die Seeräuber im indischen Archipel. — Gaëta. — Der buddhistische Tempel am Gänsesee in Sibirien. — Schwedens Stellung am Ende vorigen Jahrs. — Briefe eines russischen Arztes aus der Türkei. 2) Reise von Alexandrien nach Wadi Chalfa bis zur zweiten Nilkatarakte. — Die Herkunft der alten Etrusker. — Der Minenreichthum in Californien. — Die Kur'al des Tiruvalluvar. — Schreiben eines Auswanderers aus Iowa. — Frankreichs Aussichten. — Skizzen aus dem niederländischen Ostindien. 1) Die Dajaks. — Merkwürdige Fata Morgana in Californien. — Layards Entdeckungen. — Banater Bilder: Ausflug nach Reschiza und der Alpe Seminik. — Der Bücherschatz in Samarkand. — Die Guanchen.

Kleinere Mittheilungen.

Die philanthropische Gesellschaft in England. — Ein altenglisches satyrisches Gedicht. — Dampfschifffahrt auf dem kaspischen Meer. — Eine Nachricht über die fossilen Knochen in Neuseeland. — Pferdezahl in Rußland. — Zusammenhang der geologischen Formation der Ufer des Obern Sees mit deren physischen Umrissen. — Ueber den Glauben der Ismaeliten. — Die Fata Morgana in den chinesischen Schriften. — Autographenverkauf in England. — Nachricht von einem neuen Einhorn. — Große Silberklumpen in der Mine von Kongsberg. — Eine schwimmende Eisenbahn. — Die Stadt Nazianzus in Kleinasien. — Papyrusrollen mit koptischer, griechischer und hieratischer Schrift. — Nachricht über die Fortschritte der Forschungen Major Rawlinsons. — Die Alterthümer bei Gya in Indien. — Der Fregattenvogel. — Gold in Canada. — Erdbeben auf den Azoren. — Das Regenpflügen bei den Georgiern. — Nachricht über die Fortschritte Südaustraliens. — Macaulays geschichtliches Werk. — Außerordentliche telegraphische Leistung. — Kohlen in der Magellansstraße. — Ein merkwürdiges Meteor. — Irlands Zustand. — Abnahme der Handelsbewegung in Paris. — Viehverkauf auf den Märkten von Sceaux und Poissy. — Zunahme der Briefe in England. — Die angeblichen Münzen aus dem alten Orleansville. — Die Sklavenfrage in den Vereinigten Staaten. — Mittel gegen den

Sturz in den Minen. — Dampfwagen-Compagnie zu London. — Starker Regenfall in der Wüste von Suez. — Eine christliche Kirche in Aegypten. — Nachricht über den Sklavenhandel. — Erdöl in einer Kohlengrube in England. — Vorgeschlagene Eisenbahn über den Isthmus von Suez. — Der Eishandel von Nordamerika.

* * *

Preis des Jahrganges 16 fl. oder 9 Rthlr. 10 Ngr. Sämmtliche resp. Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf diese Zeitschrift an. Erstere liefern sie täglich, letztere von 8 zu 8 Tagen oder je nach dem Wunsche der Abonnenten auch in monatlichen Heften.

---

[27] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Dinglers Polytechnisches Journal.

Dreißigster Jahrgang.

Zweites Januarheft.

Inhalt: Bemerkungen über Hochdruckdampfmaschinen, meine neueren Beobachtungen, Erfahrungen, Versuche, Erfindungen und Verbesserungen auf dem Felde derselben berührend, von Dr. Alban. (Forts.) — Roberts Methode, zwischen irgend einem Wagen eines Eisenbahnzuges und dem Lokomotivführer eine Kommunikation zum Behuf der Ertheilung von Lärmsignalen herzustellen. Mit Abbild. — Applegaths neues System von Schnellpressen. — Verbesserungen an Baumwollspinnmaschinen, von Eaton. Mit Abbild. — Lloyds patentirte Gebläsemaschinen. Mit Abbild. — Der Dosenbarometer des Herrn Vidi. Mit Abbild. — White's neue Methode, Abzugsgräben für irdene Röhrenleitungen (zum Trockenlegen der Felder) einzuschneiden. Mit Abbild. — Verbesserte Pflanzmaschine, von Nicholls. Mit Abbild. — Zubereitung des Weizenmehls, um ohne Anwendung von Hefe Brod mit demselben bereiten zu können, von Sewell. Mit Abbild. — Verfahren, die relative Tauglichkeit des Weizenmehls zum Brodbacken mittelst des Aleurometers zu bestimmen; eines von dem Bäckermeister Bolland in Paris erfundenen Instruments. Mit Abbild. — Ueber den relativen Werth verschiedener Steinkohlensorten hinsichtlich der Leuchtgasbereitung und über neue Verfahrungsarten, den Werth des von ihnen gelieferten Gases zu bestimmen, von Dr. Fyfe. (Beschluß). — Untersuchung des schwarzen Niederschlags, welcher sich an der Anode bildet, bei der Zersetzung des Kupfervitriols, in großen Massen, durch den galvanischen Strom, von Maximilian Herzog von Leuchtenberg. — Ueber die Einwirkung verschiedener Flüssigkeiten auf Zink und galvanisirtes Eisen, von Schäufele. — Ueber das Klären der Weine mit Hausenblase, von Bussy. — Beobachtungen über die Ernährung von Hühnern mit Gerste, von Sacc. — Miscellen. Steinheils Wurfgeschoß. — Carons Räder mit Verzahnungen aus Häuten. — Einfache und leichte Methode sich Schalen zum Schleifen der Linsen zu verschaffen. — Versuch mittelst des Gaudin'schen Verfahrens große Feuersbrünste zu bemeistern. — Ueber den Zusammenhang des Magnetismus mit der Krystallisation, nach Faraday. — Rothes Glas macht die Gegenstände durch den Nebel sichtbarer. — Das Wasserstoffgas dringt durch feste Körper. — Ueber die Einwirkung des Chlorschwefels auf Provenceröl. — Brunnenwasser, durch den Theer von Gasanstalten verdorben. — Uebelstände der Desinfektion mit Chloralkalien. — Zucker, ein Bestandtheil der Leber.

* * *

Von diesem alle Zweige der Technik umfassenden Journal erscheinen auch ferner wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit etwa 30 Tafeln Abbildungen und im Text abgedruckten Holzschnitten bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus und kostet bei den Buchhandlungen und allen k. bayerischen Postämtern nur 16 fl. oder 9 Thlr. 10 Ngr. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

Die Verlagshandlung kann vom

Polytechnischen Journal

noch einige ganz vollständige Exemplare, welche sie aufgekauft hat, und zwar 1ster bis 29ster Jahrgang oder Band 1 bis 110 zu 464 fl. oder 270 Rthlr. 20 Ngr. anbieten. Einzelne Jahrgänge sind fortwährend zum Preise von 16 fl. oder 9 Thlr. 10 Ngr. zu haben.

Bemerkungen über die Verhältnisse der deutschen und dänischen Nationalität und Sprache im Herzogthum Schleswig.

Nebst einem Anhang über die skandinavischen Sympathien

von

J. G. Kohl.

gr. 8. broch. Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Der Zweck, welcher dem rühmlich bekannten und in seinen Schriften so beliebten Herrn Verfasser zunächst bei der Abfassung gegenwärtiger Schrift vorschwebte, war, die ethnographische Seite der schleswig-holsteinischen Frage aufzufassen, eine klare Uebersicht der Verhältnisse der deutschen und dänischen Nationalität und Sprache im Herzogthum Schleswig zu geben und zu zeigen, wie sich diese Verhältnisse, so wie sie jetzt bestehen, im Laufe der Zeiten entwickelt haben. Es zerfällt demgemäß diese Schrift in folgende Hauptabschnitte: Verhältnisse der deutschen Sprache und Nation zu ihren Nachbarn in Osten, Süden, Westen und Norden. — Nationale und sprachliche Wirren auf der cimbrischen Halbinsel. — Urbevölkerung derselben, die deutschen Einwanderer aus Süden, die skandinavischen aus Norden, die sich in Schleswig treffen und mischen. — Schilderung dieses Landes als ein von Jütland mehrfach geographisch-physikalisch gesondertes. — Anfängliche Verhältnisse der schleswigischen Dänen oder Südjüten zu ihren deutschen Nachbarn. — Einfluß der Bündnisse und Verschwägerungen der Lehensherzoge von Schleswig mit den Grafen von Holstein auf die Verdeutschung Schleswigs, auf die Einwanderung holsteinischer Adels- und Bürgerfamilien und auf den Anfang der Verschwisterung der beiden Länder Schleswig und Holstein. — Fortschritte des Deutschthums in Schleswig unter der Herrschaft der dänischen Könige wie unter der der verschiedenen Nebenlinien des oldenburgischen Hauses. — In welchen Punkten das Herzogthum Schleswig annoch dänisch, in welchen Punkten es deutsch oder holsteinisch zu nennen. — Kampf der hochdeutschen und plattdeutschen Sprache und Sieg der ersteren über die letztere, sowie die daraus für die schleswigischen Dänen entspringenden Folgen. — Deutscher Einfluß auf die Handelsverhältnisse des Landes. — Statistik der dänischen und deutschen Sprache in Schleswig. — Einflüsse der deutschen Sprache auf das schleswigische Dänisch und des Dänischen auf das schleswigische Deutsch. — Bemerkungen über die skandinavischen Sympathien.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Dramatische Werke

von

Jos. Christ. Baron von Zedlitz.

Vier Theile.

8. Velinpap. broch. Preis 10 fl. oder 6 Rthlr. 10 Ngr.

Inhalt und Preise der einzelnen Theile.

I. Thl. Stern von Sevilla. 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.
II. „ Kerker und Krone. Der Königin Ehre. 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 20 Ngr.
III. „ Turturell. Herr und Sklave. Die zwei Nächte zu Valladolid. 3 fl. od. 2 Rthlr.
IV. „ Cabinets-Intriguen. Die Liebe findet ihre Wege. 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 20 Ngr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 49. Montag den 26. Februar 1849.

— Mit den Augen bangen Muthe
Seh ich, wie einen Sternschuß, deinen Ruhm
Vom Firmament zur niedern Erde fallen
Es senkt sich weinend deine Sonn' im West,
Die nichts als Sturm, Weh, Unruh hinterläßt.

Shakespeare.

Der 24. Februar 1848.

Aufschlüsse und Episoden.

Paris, im Februar 1849.

Der denkwürdige Tag, an welchen Schicksalsgläubige ein besonderes Verhängniß zu knüpfen geneigt sind, ist vor der Thür. Beim Herannahen des Schalttages, an welchem im verflossenen Jahre die welterschütternde Schicksalstragödie über Europa hereinbrach und eine höhere unerforschliche Macht zum Gerichte über Fürsten und Völker den ehernen Schritt ansezte, wird es nicht uninteressant seyn, auf die Ursachen dieses gewaltigen Ereignisses zurückzukommen. Zu einem solchen Rückblick in die nächste Vergangenheit liegt aber noch eine andere Veranlassung vor, indem wir mit den geschichtlichen Resultaten bekannt geworden sind, welche die Forschung eines hier lebenden Deutschen über die Februarrevolution zu Tage gefördert hat.

Die Februarrevolution ist ein Ereigniß, von dessen faktischem Bestand Europa wahrlich zu sagen weiß. Wie aber dieses Faktum in so überraschender Weise urplözlich hat zur Erscheinung kommen können, ist nichtsdestoweniger für Alle bis jezt ein Räthsel geblieben und wird ein Räthsel bleiben, so lange nicht die merkwürdigen Verschlingungen aufgedeckt sind, welche Louis Philipp, seine Minister und endlich selbst sein Heer in eine wahrhaft tragische Lage gebracht hatten. Aeußerlich betrachtet schien der Julithron, nach fortwährend glücklicher Ueberwindung und Unterdrückung aller feindseligen Elemente, die in einem Zeitraume von achtzehn Jahren sich Geltung zu erkämpfen versucht hatten, eine feste Grundlage gewonnen zu haben; das Princip, auf dem er ruhte, schien mit einer Kraft und Consequenz durchgeführt worden zu seyn, die keine gegründete Besorgniß um die Sicherheit der bestehenden Ordnung der Dinge aufkommen lassen konnte. Für den aufmerksamen Beobachter indeß, dem die innere Haltlosigkeit des äußerlich stark gestüzten, in sich aber morschen Gebäudes nicht entging, war es nicht zweifelhaft, daß das geringste Rütteln daran ein verderbliches seyn konnte und mußte; nur daß und wie und wann, zu einer Zeit, wo alle Fäden der Gewalt in den Händen der Regierung zusammenliefen, ein ernsthafter Anlaß zu einem solchen Rütteln sich ergeben könne, war nicht abzusehen, und so war im Bewußtseyn von ganz Europa die Unerschütterlichkeit der Regierung Louis Philipps kaum zweifelhaft. Um so überraschender mußte der jähe Sturz des gewaltigen Aufbaus erscheinen, und so unbegreiflich als überraschend. Früher als zu erwarten stand, gab das berüchtigte Banket den Anlaß; es brachte die Bevölkerung auf die Straße herab, und nun war der Springfluth kein Damm entgegenzusezen. Wie aber konnte es geschehen, daß ein auf feste Staatseinrichtungen sich stüzender König, inmitten eines schlagfertigen Heeres, an dessen Spize alte, kriegserfahrene Führer standen und tapfere ritterliche Prinzen, urplözlich mit der ihn umgebenden Waffenmacht erlahmte, erstarrte, fiel und flüchtig wurde, und zwar ohne vorhergegangenen entscheidenden Kampf?

Dieses erschütternde Ereigniß wird in zahllosen Geschichten der Februarrevolution geschildert; aber das Räthselhafte darin zu erklären, hat noch keine versucht. Allen, und in seinen Berichten in deutschen Blättern auch dem Verfasser dieser Zeilen, er gesteht

es gern, war es zunächst um die Entwicklung der überwältigenden äußern Erscheinungen zu thun, und wo die Thatsachen räthselhaft blieben, versuchte jeder auf gut Glück Aufschlüsse zu geben. Das einzige Geschichtswerk, welches sein Material an Quellen geschöpft hat, die bisher keinem Andern zugänglich waren, und daher ganz neue Aufschlüsse gibt, ist das des Dr. F. S. Bamberg. Der Verfasser hatte das Glück, mit den meisten betheiligten Personen in persönliche Berührung zu kommen, von Molé, Thiers, Remusat und andern Staatsmännern an, bis herab zu den Führern der republikanischen Partei und den Barrikadenchefs; vom Marschall Bugeaud, der ihm seine Mittheilungen in die Feder diktirte, bis zum Polizeicommissär der Tuilerien, der ihn unter Schilderung der hier erlebten Vorfälle durch sämmtliche Räume und Gemächer des Palastes führte; von Lamoricière, der die Abdankung des Königs den Insurgenten brachte, bis zu Charles Lagrange, dem sogenannten Volksgeneral, der sie unter dem blutigen Kampf beim Palais royal aus jenes Händen entgegen nahm; kurz, von den Ministern, Beamten und Offizieren, welche während der verhängnißvollen letzten Stunden in der Umgebung des Königs waren, bis auf die Insurgentenhäupter und den famosen Dr. Aubert Roche, der ohne alle andere Hülfe als seine persönliche Keckheit durch Einschüchterung die Truppen aus den Tuilerien zu entfernen und das Schloß dem Volke zu gewinnen versuchte, was ihm auch gelang.

I.

Der schnelle Sturz Louis Philipps hat in vieler Beziehung etwas Unerklärliches: er fiel vom Morgen zum Abend, oder vielmehr vom Abend zum Morgen, und was noch viel merkwürdiger ist, er fiel, ohne sich vertheidigt zu haben. Dieser Umstand ist von großem Gewicht, und auf die Ursachen desselben, in denen alle andern enthalten sind, ist das Hauptaugenmerk zu richten. Die Wichtigkeit des Umstands, daß Louis Philipp, indem er sich nicht vertheidigte, dem Volke den Sieg erleichtert hat, ist bisher noch wenig beachtet worden, und doch liegt darin theilweise die Ursache der Ueberstürzung der heutigen europäischen Bewegung.

Wenn man ganz einfach erwägt, daß Louis Philipp in der Nacht vom 23. auf den 24. Februar seinen erfahrensten General, den Marschall Bugeaud, an die Spitze aller seiner Streitkräfte stellte und sich dann doch nicht schlug, so denkt man unwillführlich an Verrath. Dem Historiker treten hier namentlich Gerüchte über eine Verschwörung zu Gunsten der Herzogin von Orleans und des Grafen von Paris entgegen. Es wurde Thiers längst nachgesagt, daß er diesen Staatsstreich beabsichtige; und wenn man bedenkt, daß dieser von Louis Philipp so sehr mißbrauchte und gekränkte Mann im letzten Augenblick als Retter in der Noth gerufen wurde, und daß unter seinem kaum einige Stunden währenden Ministerium der Sturz des Königs herbeigeführt ward, so kann dadurch jener Verdacht allerdings nur bestärkt werden. Dabei ergibt die geschichtliche Forschung, daß der Marschall Bugeaud den Thron bis zum letzten Augenblick zu vertheidigen entschlossen war, und daß er daran verhindert wurde. Seine Angriffskolonnen waren bereits gebildet und angerückt; 25,000 Mann Truppen standen innerhalb der Mauern von Paris, und mittelst der Eisenbahnen konnte diese Macht leicht verdoppelt und verdreifacht werden. — Noch auffallender ist die Art und Weise, wie der König zum Abdanken gebracht wurde. Während man ihn bis gegen zehn Uhr Morgens fortwährend im Wahne ließ, die Bewegung sey nicht gegen den Thron gerichtet, übertrieb man die Gefahr vom Augenblick an, wo die Truppen durch die widersprechendsten Befehle in ihrer Bewegung gelähmt waren. Und wenn die Truppenmacht in Paris für den Augenblick auch zur Vertheidigung nicht ausgereicht hätte, warum zog sich der König mit seinem neuen Ministerium nicht nach St. Cloud zurück, das von den Forts von Ivry und Mont Valerien und rückwärts durch Waldung gedeckt, eine natürliche Festung ist? Aber auch in Paris selbst fehlte es noch nicht an Mitteln, die Tuilerien zu halten. Und dabei ist es ein feststehendes Faktum, daß die Truppen bis zum letzten Augenblick treu blieben; denn als sie ihre Munition hergaben, hatten sie bereits kaum mehr eine andere Wahl; ihre Lage war so, daß man sie ihnen abgenommen hätte. Bedeau, der zuletzt mit bedeutenden Streitkräften auf dem Concordeplatz stand, erhielt vom Schlosse, so oft er Ordre verlangen ließ, immer nur die Antwort, er solle thun was er könne; und als er auf diese Weise Alles verloren sah, glaubte er einen blutigen Kampf auf eigene Faust nicht veranlassen zu dürfen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Beruf des Weibes in dieser Zeit.

(Fortsetzung.)

Das Senfkorn des in Liebe thätigen Glaubens, das die einfache Quäkerin in den empfänglichen Boden ihres Vaterlandes gelegt, war aufgegangen und es breiteten sich Aeste und Wurzeln bereits über das Meer hinüber. Briefwechsel und Verbindungen zu Zwecken von Armuth und Christenthum entspinnen sich bis nach Amsterdam und Turin, St. Petersburg und Kopenhagen. Zugleich erweiterte sich daheim

das Arbeitsfeld rettender Liebe durch immer neue Absenker. Und mitten in dieser Arbeit an einem allumfassenden Netze der Barmherzigkeit wurde der Heldin derselben erst eine Schwester durch den Tod entrissen, dann eine Tochter verheirathet und ein Jahr darauf, 1822, am nämlichen Tage ihr jüngstes Kind, das eilfte, und ihr erster Enkel geboren. Neue Freuden, neue Sorgen!

Der Sommer 1824 sah sie in Brighton, um ihre sehr angegriffene Gesundheit zu stärken. Zwei neue wohlthätige Einrichtungen bezeichnen ihren Aufenthalt daselbst. Nach Dr. Chalmers in einem frühern Briefe mitgetheilten Armenpflegweise gründete sie einen Bezirksbesuchsverein unter den wohlhabenden und wohlthuenden Einwohnern Brightons, welche den Armen mehr durch Ermunterung zur Selbstthätigkeit, Sparsamkeit und Mäßigkeit, so wie durch Zuweisung von Arbeit in gesunden, durch ärztlichen Beistand in kranken Tagen, als durch baare Unterstützung zu Hülfe kommen sollten. War so für die sie den Tag über umbettelnden Armen gesorgt, so fiel ihr Blick mit gleich liebender Sorge auf die armen einsamen Küstenwächter, die sie in ihren schlaflosen Nächten auf dem Kies des Strandes einherschreiten sah. Sie sind gegen den Schleichhandel aufgestellt, sind begreiflicherweise von der Bevölkerung nicht wohl gelitten, dazu durch strengste Gesetze von jedem Verkehr mit Menschen auf ihren Posten abgeschnitten, und führen durch Nachtwachen ermüdet, der Unbill des Wetters, den Ueberfällen der Schleichhändler ausgesetzt, ein Leben voll Mühe und Gefahr. Alles was für sie gethan werden konnte, war, ihrer Langeweile und Geistesverödung abzuhelfen. Dazu sollten Bibeln helfen und andere gute Schriften. Die ersten gab die Bibelgesellschaft auf ein Schreiben an ihren Sekretär, Dr. Steinkopf, bereitwillig her; um die 500 Stationen mit Büchern zu versehen, waren aber mindestens 18,000 fl. erforderlich. Robert Peel, als er 1835 in's Amt trat, verwilligte 500 Pfund Sterling (6000 fl.), das Uebrige ersammelte Elisabeth, ein Ausschuß erfahrener See- und Geschäftsmänner bildete sich, und jezt genießen auf 498 Stationen 20,321 Personen, darunter 7680 Kinder unter fünf Jahren, die durch ihre vereinsamte Lage vom Kirchen- und Schulbesuch fast gänzlich ausgeschlossen waren, so wie die brittische Kriegsflotte den Segen dieser Stiftung. Schon 1836 waren 620 Büchersammlungen von zusammen 52,464 Bänden angelegt. Im selben Jahre stiftete Elisabeth eine ähnliche Büchersammlung für die armen Schafhirten der Ebene von Salisbury und 1842 für die armen Fischer von Cromer. Wenn aus jedem dieser Bände nur **ein** lebendiges Samenkorn in **ein** Menschenherz fällt — welche Freudenernte für Elisabeths seligen Geist! welcher Machtzufluß für das Land, das da weiß, daß knowledge is power!

Wiederum kehrt sie aus der Weite in die Enge des Hauses nicht zurück, ohne auch hier wieder neue Segenskreise der Liebe zu ziehen. Im Winter 1825 gründet sie einen Verein „zum Wohl der dienenden Klasse,“ an deren Leib und Seele Sonntag und Werktag sich zumal die höhern Stände so sehr versündigen, daß man sich heutzutage gar nicht verwundern darf, wenn sich tüchtige, treue, anhängliche Dienstboten in aller Welt nicht mehr finden lassen. Durch Rede und Vorstellungen, noch mehr durch das Beispiel zarter Sorge bis auf's Sterbebette wirkte sie zu Hause und auf Reisen für die Achtung, die den niedern Ständen gebührt, die das Wohl unserer Häuser bestellen, unsere Kinder pflegen, und, wie der Mund des Volkes mit bezeichnendem Worte sie nennt, unsere „Ehehalten“ seyn sollen.

Im Jahre 1827 gab sie ihre werthvollen „Bemerkungen über den Besuch, die Beaufsichtigung und die Leitung weiblicher Gefangenen“ in Druck. Hierauf trat Elisabeth eine Reise nach einem Hauptschauplatze menschlichen Jammers an, nach Irland. Ueberall, in Palästen wie in Hütten, bei Katholiken wie bei Protestanten fand sie Freunde und Förderer ihrer großen Sache.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Februar.

Ein Blick auf Kremsier.

Der Belagerungszustand in Wien dauert fort, und der Schwerpunkt einer gewaltigen Monarchie ruht noch immer in zwei kleinen mährischen Städten. In Kremsier müssen singende böhmische Harfenistinnen und vorsündfluthliche Theaterstücke die österreichischen Deputirten unterhalten. An drei bis vier öffentlichen Orten sammeln sich die Vertreter eben so vieler verschiedener Nationalitäten um drei bis vier Billards, eine große

Anzahl mehr oder weniger ausgezeichneter Redner und fleißiger Journalisten. Die slavischen Deputirten kommen in den beiden niedrigen, behaglichen Gaststuben des „Königs von Ungarn" zusammen. Die Deutschen besuchten bis vor Kurzem die „Sonne," in der in allen deutschen Städten allabendlich gewiß eine Gesellschaft gemüthlicher tabakrauchender Deutschen beisammen sizt, und die auch in der Umgebung des Marktes von Kremsier nicht fehlt. Dort saßen die Deutschen lange Zeit jeden Abend auf den hölzernen Bänken im hohen Saale, bis sie sich mit dem Sonnenwirth überwarfen und seinen Gasthof, wie der deutsche Student seine Kneipe, gleichsam in Verruf thaten. Nur der pedantisch-komische Borrosch, der in Wien fortwährend im Reichstage auf der äußersten Rechten sitzen blieb, obgleich er zulezt ganz und gar mit Haut und Haar zur Linken gehörte, sizt noch allabendlich im Schlafrock auf dem kleinen Sopha, das am Ende der großen Stube die Deputirten dem Herrn Buchhändler von Prag eingeräumt hatten, raucht seine Pfeife, spielt Schach und vertheidigt den Glauben an Unsterblichkeit gegen jugendliche Freigeister, die sich in der Nähe aller constituirenden Versammlungen, wie bei einem reichen Gastmahle, zu sammeln scheinen, und die auch in Kremsier nicht fehlen, wenn gleich sie im Lande der Hannaken natürlich seltener sind als in der Stadt am Main. — In einem Kaffeehaus dicht neben der Sonne, dessen Namen wir vergessen haben, und wo man Morgens schon die italienischen Deputirten zusammen frühstücken sieht und sie bereits eifrig disputiren hört, versammelt sich alles, was diesem Elemente der Gesellschaft von Kremsier angehört. Hier sieht man auch zu allen Tageszeiten in einer rothen Hausmütze den Exminister von Schwarzer, Redakteur der allgemeinen österreichischen Zeitung und Deputirten, der sich unter seinen Collegen von der Feder besser gefällt als unter denen von der Rednerbühne. Neben jungen Leuten in der Tracht der Swornost trifft man hier auch manche bekannte Gesichter wieder, Personen, die, ohne gerade bedeutend compromittirt zu seyn, doch sehr wohl gethan haben mögen, nach Einnahme der Stadt Wien sich zurückzuziehen. Auch hört man hier noch Aeußerungen, wie man sie in Wien seit lange nicht mehr hört. Jedenfalls bewegt sich das Leben in Kremsier vollkommen frei. Ist auch derjenige, der aus Wiens Belagerungszustand einmal einen kurzen Abstecher nach Kremsier macht, in diesem Punkte gerade nicht verwöhnt, und möchten wir uns auch keineswegs dafür verbürgen, daß es nicht auch in Kremsier jezt Polizeispione gibt, so erscheint es uns denn doch als eine arge Uebertreibung, wenn vor Kurzem ein ehrlicher Stockpreuße, der sich in Kremsier „von Spitzeln und Spitzbuben" umringt glaubte, die Gelegenheit, daß deutsche Reichscommissäre nach Kremsier kamen, benüzte, um einmal sichere und wahrhaftige Kunde „hinaus" zu senden und einem geachteten rheinischen Blatte zu schreiben: er könnte Ungeheures mittheilen, wenn ihm sein Leben feil wäre. Dagegen braucht man eben nicht schwarz zu sehen, um die Wahrnehmung zu machen, daß in Wien die Stimmung gegen sonst düsterer und das Leben melancholischer geworden ist. Sehr treffend sagte der alte ehrliche Welden, der Gouverneur der Stadt, zu einer Deputation, welche für die Zeit des Carnevals von ihm die Erlaubniß, ganze Nächte hindurch zu tanzen, nachsuchen sollte: ist euch Wienern denn so tänzerlich zu Muthe? Die Deputation muß darauf wohl mit Ja geantwortet haben, wenigstens ist unseres Wissens die Erlaubniß ertheilt worden. Auch ist seitdem das Elysium eröffnet. Die Wogen des in Wien besonders starken Geschlechtslebens rauschen wieder etwas freier und mächtiger, man sucht und findet, flieht und hascht sich wieder bei glanzvoller Beleuchtung, in großen prächtigen Sälen, in den geordneten Reihen der Tänzer. Aber dennoch sage ich, Wien ist nicht tänzerlich zu Muthe.

(Fortsetzung folgt.)

Paris, Februar.

(Fortsetzung.)

Närrische Feuilletonisten. — Bankete.

Ein anderer Dichter und Repräsentant, Victor Hugo, hat bekanntlich auch sein Blatt, l'Evénement, worin er beständig herausgestrichen und in den Himmel erhoben wird. Vermuthlich wird es diesem Blatte nicht besser gehen, als den beiden eben genannten, wie denn überhaupt Blätter, welche die Glorie eines einzigen Mannes zum Zwecke haben, wenig Eingang beim Publikum finden. — Es steht zu fürchten, daß es den Theatern ergeht wie diesen Journalen, wenn einige Feuilletons-Schriftsteller, wie Th. Gautier und andere, es durchsetzen, daß die Theaterprivilegien in Folge der republikanischen Freiheit abgeschafft werden. Sie behaupten, wie es jedem gestattet sey, ein Kaffeehaus, einen Tuchladen, eine Kunsthandlung zu eröffnen, müsse es auch jedem freistehen, ein Theater zu eröffnen; wie die Regierung sich gar nicht darum bekümmere, ob nicht zu viele Kaffeehäuser, Tuchladen oder Kunsthandlungen vorhanden seyen, brauche sie sich auch nicht um die Menge von Theatern zu bekümmern, und sie habe nicht einmal zu fürchten, daß deren allzuviele entstehen, da zur Gründung eines Theaters ein Kapital erforderlich sey, das nur wenige Unternehmer aufzubringen vermögen. Th. Gautier geht in seinen Behauptungen noch weiter: nach ihm sollte jeder Dichter ein Theater zu seiner Verfügung haben, wie, sagt er, Shakespeare, Goethe und Schiller eines gehabt. Ohne Zweifel meint er nur die Haupttheaterdichter; denn wenn jeder der zweihundert Theaterdichter in Paris ein Theater haben sollte, so möchte ich wohl wissen, woher man die Zuschauer dazu holen sollte. Es ist unbegreiflich, wie die Feuilletonschreiber solch abgeschmackte Behauptungen aufstellen mögen, da sie doch den betrübten Zustand mancher Theater sehr wohl kennen.

Seit die Weiber den Clubs nicht mehr beiwohnen dürfen, suchen sich die eifrigen Republikanerinnen dafür durch Bankete zu entschädigen, wobei gar wenig zu essen gereicht, aber dafür sehr viel gesprochen wird und viele Gesundheiten in schlechtem Weine getrunken werden. Diese Bankete sollten regelmäßig wiederholt werden, und sie wären so eine Art politischer Eßclubs geworden. Aber die Behörde hat sich darein gelegt und so finden sie nur noch hie und da statt, meist in Schenken außerhalb der Barrieren, wo der abscheuliche Krätzer, den man unter dem Namen Wein verkauft, wenig kostet, und man für einige Sous auch Brod und gesalzenes Schweinefleisch bekommt; denn daraus besteht das ganze Banket. In einem der satirischen Theaterstücke macht man sich über diese Gastmahle lustig. Es kommt darin ein Schenkwirth vor, der sich anheischig macht, den politischen Kannegießern, die ein Banket bei ihm halten wollen, Wein, Fleisch und Brod, und noch obendrein die Redner zu liefern, und zwar alles zu den billigsten Preisen. Die Redner bei den Frauenbankets pflegen Repräsentanten von der sogenannten Bergpartei zu seyn, die jede Gelegenheit ergreifen, um ihre verderblichen Lehren unter das Volk zu streuen und die Leidenschaften der Menge zu reizen. Bei einem dieser Mahle, zu Ende Decembers, führte sogar der berüchtigte Abbé Chatel den Vorsitz, der seine Eglise française nicht wieder in Gang bringen konnte, obgleich er gehofft hatte, die Revolution werde ihm dazu behülflich seyn, und jezt dafür Republikanismus treibt. Bei diesem Banket nun, das als ein religiös-sociales angekündigt war, brachte man Toaste auf Barbès und Raspail aus.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr 50. Dienstag den 27. Februar 1849.

Benedicta inter mulieres.
Lib: Judic:

Der Beruf des Weibes in dieser Zeit.

(Fortsetzung.)

Elisabeth läßt sich mit großem Wohlgefallen in Dublin das Kloster der barmherzigen Schwestern zeigen; sie läßt sich in der ärmlichen Hütte zu Sligo vor den um einen Topf Kartoffeln kauernden Bewohnern „ein Ei und eine Speckschnitte“ anbieten; sie ist gefesselt von den Naturschönheiten Grün-Erins, betrachtet mit Theilnahme die Menge gut und selbst reinlich gekleideter Leute, welche bei einem irischen Leichenzuge aus den schmutzigen Hütten hervortauchen, die sie mit ihren Ziegen und Schweinen theilen, und findet, daß freilich diese leztern ein eleganteres Aussehen haben als die unsrigen. „Ihr Haar kräuselt sich sogar von Natur; die Naturforscher mögen entscheiden, ob dieß eine Folge ihres vertrauten Umgangs mit einem höher bevorzugten Geschlechte ist,“ fügt sie launig hinzu. Aber ihr Ernst und ihre Liebe gilt allenthalben den Gefängnissen, Irren- und Siechenhäusern mit einer bis in's Kleinste gehenden Beachtung, die den Verbesserungen den Weg bahnen soll. Fast in allen Gefängnissen, die sie auf ihrer nicht gefahrlosen Reise berührte, saßen Mörder. Wie dankbar lauschte das warmblütige, geistvolle Irenvolk den Worten und Thaten der Rettung! — Auch die Volksschulen entgingen ihrem Auge nicht bei diesem so wie bei spätern Besuchen, die sie der armen Aschenbrödel unter Englands grünen Inseln widmete.

Nun (1827) kam wieder eine Zeit innerer Läuterung durch Trauer- und Unglücksfälle. In Folge des Bankbruches mußte sie den geliebten Landsitz, den Geburtsort aller ihrer Kinder verkaufen und sich in die engen Gassen der Londoner Altstadt bannen lassen. Einschränkungen aller Art waren nöthig; wie gern trug sie dieselben, wenn nur ihre Armen sie nicht fühlten! In ihrem äußern Glücke bis auf die Grundvesten erschüttert, von Trauer über den Verlust geliebter Familienglieder gebeugt, verlor sie nicht ihre Haltung. Mit dem Ausdruck tiefsten Leidens verschmolz sich der Wiederschein eines unerschütterlichen Friedens. Ihre sanfte, volltönende Stimme, mit der sie jeden Hörer einnahm, ward weicher, gedämpfter, aber sie blieb lieblich wie immer; ein mildes, heiliges Lächeln umspielte ihre Lippen, wenn sie auf bessere Tage hindeutete, und die Stärke ihrer Urtheilskraft, klar, scharf, eindringend bis auf's Kleinste, womit sich ein rascher Ueberblick zu entscheidender Schlußfolge verband, gab Gewähr für die Erfüllung gläubiger Hoffnungen noch hienieden.

Inmitten ihrer persönlichen Kümmernisse erfreute sie sich an den Nachrichten, die von dem Fortgange der guten Sache aus der Ferne eingingen. In Berlin stellte sich (1830) in Folge jener von Dr. Julius übersezten Schrift der Elisabeth Fry die edle Gräfin von der Gröben an die Spitze eines Frauenvereins zum Besuche weiblicher Gefangenen. Aus Turin berichtete Frau v. Barol über ihr Asyl für reuige Gefallene. Elisabeth selbst verfaßte ein biblisches Spruchbüchlein für die Armen und Gefangenen, das seitdem Tausenden Erquickung und Erkenntniß gebracht hat. Sie selbst vertheilte unzählige dieser Büchlein, nicht zwei mit denselben Worten darreichend; sie wußte gleich jenem großen Apostel „Allen alles zu werden.“ Sie hatte eine Selbstbeherrschung,

einen Takt, einen Einblick in Lagen, Charaktere, Umgebungen, die ihr überall Eingang verschafften. Dieses wunderbare Geschick, mit Menschen umzugehen, war natürlich angeboren, aber die Liebe hat es erzogen, das Wort Gottes hat es begründet, die Selbsterkenntniß und Selbstprüfung es vertieft. So überwand sie im Dienste ihres Herrn auch die natürliche Furchtsamkeit, mit Hochgestellten zu wandeln und zu handeln.

Sie wirkt bald mit Burton und Wilberforce zur Abschaffung der Sklaverei, bald mit aller Lebhaftigkeit für die zum Zwecke der Sittigung Afrikas im Jahre 1841 ausgerüstete Nigerexpedition; bald nimmt sie den tiefsten Antheil am Loose der sich erhebenden Griechen, bald (1843) an der Angelegenheit des Opiumhandels mit China; bald tritt sie mit Lord Ashley in Berührung, diesem andern Wilberforce, bald sizt sie in Paris neben Guizot am Mittagstisch und verwendet sich bei ihm für die Sandwichsinseln; bald steht sie vor einem Ausschusse des Unterhauses (1832), der ihren Rath zur Verhütung von Verbrechen verlangt, bald hilft sie zu einem Bazar zum Besten des Krankenschiffes, das auf der Themse liegt; bald bespricht sie sich mit der Königin Adelheid über Gegenstände der Wohlthätigkeit, bald besucht sie auf den Kanalinseln Siechen-, Irren- und Arbeitshäuser; bald widmet sie sich barfüßigen Stubenmädchen und bemüzten Kellnern in einer schottischen Kneipe, bald entwirft sie an Friedrich Wilhelm III. ein von ihm gut, obschon ohne Erfolg aufgenommenes Bittgesuch um Einstellung der unbegreiflichen Verfolgungen gegen die preußischen Altlutheraner. Wundersame Thätigkeit dieser Gottbegnadigten!

Die lezten Jahre ihres Lebens, von 1838 bis 1845, brachte Elisabeth großentheils auf Reisen durch das europäische Festland in Angelegenheiten ihres großen Lebensberufs zu. Sie besucht in Paris alle wohlthätigen Anstalten an der Seite de Gerando's, ertheilt dem griechischen Gesandten Kolettis Rath und hat Audienz bei Louis Philipp und seiner frommen Gemahlin, so wie bei der auch von ihr ausgezeichneten Herzogin von Orleans. Das Jahr darauf war sie wieder in Paris und ging von da nach dem Süden. Ein Befehl des Ministers des Innern öffnete ihr alle Gefängnisse des Königreichs. Melun, Lyon, Avignon, Nismes, die quäckerischen Nachkommen der Camisarden in jener Gegend, Marseille, Toulon, Aix, Montpellier, Cette, Beziers, Grenoble, Coppet, Rolle, Lausanne, Bern, Hofwyl, Thun, Brienz, (wo sie eine Büchersammlung stiftet und auf dem See fahrend einmal von dem armen Knaben am Ruder erfährt, daß seine Mutter dort in der Hütte am Ufer krank liege. Alsbald läßt sie an der schwierigen Stelle landen, findet das arme, schwer heimgesuchte, aber fromme Weib, die Bibel neben ihr, auf dem Schmerzenslager, und die paar Worte des Trostes und der Ermuthigung, welche die fremde Priesterin der Liebe der Tiefgebeugten in die Seele thauen ließ, waren Leben und Stärkung für die Todesmüde) Luzern, Zürich, Stuttgart, wo sie ihre Unkenntniß der deutschen Sprache beklagte, Ludwigsburg, Frankfurt a. M., Köln und Ostende waren auf dieser Rundreise die Orte ihres Suchens, Rathens und Segnens.

(Schluß folgt.)

Der 24. Februar 1848.

(Fortsetzung.)

Wie geschah es denn nun, daß ein König, dem noch so viele moralische und physische Hülfsmittel zu Gebot standen, ohne seine Streitkräfte mit der empörten Volksmasse gemessen zu haben, flüchtete und das Schicksal des Landes einer Handvoll Menschen überließ, gegen deren Absichten die Strenge der Gesetze so lange war angewendet worden? Woher kam dieser Rückzug der Truppen ohne vorhergegangenen entscheidenden Kampf, diese übereilte Flucht des Königs, dieses Räumen der Tuilerien, diese Ueberschwemmung der Kammer von Insurgentenschaaren, während Tausende von Soldaten vor den Thoren standen, diese Besetzung des Stadthauses von einem Volkshaufen, während zwei Kolonnen mit vier Kanonen dasselbe inne hatten, während alle Generale, alle obern Offiziere versichern, daß die Armee ihrer Pflicht nicht vergessen habe?

In der Nacht vom 23. zum 24. harrte der König des Grafen Molé, der mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt worden war. Molé erschien nicht, und endlich traf die Meldung ein, den erhaltenen Auftrag zu erfüllen wolle ihm nicht gelingen, und er gebe hiemit denselben zurück. Thiers ward berufen. Guizot, der noch auf dem Schlosse war und von der Schwachheit des Generals Tiburce Sebastiani, wie von der Lässigkeit Jacqueminots, der die Nationalgarde befehligte, nichts Entscheidendes erwartete, schlug vor, den Oberbefehl über Truppen und Nationalgarde dem energischen Bugeaud zu übertragen. Der König unterzeichnete die Ernennung. Mit dieser lezten Handlung trat Guizot vom Schauplatze seiner politischen Wirksamkeit ab. Es war nach Mitternacht, als Thiers eintrat und Guizot sich entfernte. So trafen beide Minister, die sich so lange befehdet, und troz ihrer Fehde im Grund dennoch nichts anderes waren als die Rechte und die Linke des Königs, oder, nach Gutzkows richtiger Bezeichnung, dessen Arzt und

Advokat, bei nächtlicher Weile noch einmal zusammen und zogen an einander vorüber, um Beide, wenige Stunden nach einander, an einem und demselben Tage unter den Trümmern der einstürzenden Monarchie zu fallen. Thiers übernahm die Zusammensetzung eines neuen Ministeriums im Verein mit Odilon Barrot und genehmigte Bugeauds Ernennung, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß in keinem Falle angriffsweise verfahren werde. Er schrieb einen kurzen Aufruf zum Frieden nieder, der von der Polizei öffentlich angeschlagen werden sollte, und beurlaubte sich nach mehrstündigem Aufenthalt im Schloß. Sollte er, dem sehr großes Selbstvertrauen zwar nicht abzusprechen ist, eine Zuversicht, die die trefflichste Eigenschaft seyn kann, unter Umständen aber auch der verderblichste Wahn, seine Stellung in der öffentlichen Meinung dermaßen verkannt haben, daß er in aller Gemüthsruhe nach Hause ging, in der Täuschung, daß beim bloßen Anblick seines Namens an den Straßenecken am andern Morgen der Aufruhr eilends die Waffen niederlegen werde? Es ist behauptet worden, obgleich seine Zuziehung des populären Odilon Barrot auf einen Zweifel an seiner eigenen Popularität zu deuten scheint. Was aber von solcher Behauptung zu halten, wird sich im Verfolg unserer Erzählung zeigen.

Kaum hatte sich Thiers entfernt, als Guizot wieder eintrat und mit dem Könige ein langes Zwiegespräch hatte, dessen Inhalt ein Geheimniß geblieben ist. Es mochte früh um vier Uhr seyn, als sich der ermüdete und von den heftigen Gemüthsbewegungen der Nacht angegriffene Monarch zur Ruhe legte. Unterdeß schossen in der ungeheuern Stadt in schwüler Stille und mit Blitzesschnelle Barrikaden aus dem Boden, und am Morgen des 24., als der König aus seinem kurzen Schlummer erwachte, war das Schloß von solchen Verhauen wie von einem Riesennetz umsponnen. Er hatte wahr gesprochen: mit dem Tode seiner Schwester Adelaide, die ihm Rath und Beistand und Zügel gewesen, war wirklich sein guter Engel von ihm gewichen.

Der König war kaum erwacht, als die Minister erschienen und eine Unterredung mit ihm hatten, eine Unterredung, auf die alles ankam. Sie ist ihrem buchstäblichen Verlaufe nach nicht bekannt, aber der allgemeine Inhalt derselben ist wohl zu bestimmen. Der König hatte, indem er das Ministerium Guizot entließ, selbst angefangen dem Aufstande Zugeständnisse zu machen. Das war, von seinem Standpunkte aus, ein großer Fehler; denn abgesehen davon, daß es von nun an schwer hielt der Bewegung Grenzen zu setzen, hatte sich der König zuvor nicht einmal des Beistands eines neuen Ministeriums versichert, somit das unreine Wasser ausgeschüttet, bevor er reines hatte. War einmal von Seiten des Königs die Nothwendigkeit einer gründlichen Veränderung der Politik erkannt, so wäre abdanken das heilsamste Mittel gewesen; aber da er es nun einmal nicht ergriff, und sich auf diese Weise selbst in eine Lage brachte, deren Gefahr eben in ihrer Falschheit bestand, so müssen wir dieß als eine Thatsache hinnehmen und seine Handlungsweise von diesem Standpunkte aus beurtheilen. Nehmen wir also an, Louis Philipp habe es für möglich gehalten, mit dem Reformministerium fortzuregieren, wie hätte er sich während der Krisis diesem Ministerium gegenüber stellen müssen? Zunächst aber haben wir die Lage des Ministeriums selbst näher ins Auge zu fassen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Schluß.)

Bankete und Bälle. — Bonaparte.

Eine junge, schöne Frau schlug einen Toast vor zu Ehren des Repräsentanten der rothen Republik Lagrange, der in der Nationalversammlung leidenschaftlich die Freilassung sämmtlicher Verhafteten verlangte und volle Amnestie für alle unter dem Namen Insurgenten Begriffenen forderte. Sie rief: „Der brave, unbestechliche Lagrange wird die Amnestie durchsetzen; ihr könnt desselben versichert seyn, und sollte man sie ihm verweigern, sollte trotz seiner Beharrlichkeit und Energie Lagrange die Amnestie nicht erhalten, so wird er sie mit den Waffen fordern.“ Dieß schien dem Vorsitzenden, Abbé Chatel, doch ein wenig zu stark; er lenkte ein und äußerte, die Rednerin habe bloß sagen wollen, man werde alle gesetzlichen Mittel anwenden, um die Sache durchzusetzen. Aber Madame Côme, so hieß die schöne, aber sehr leidenschaftliche Rednerin, hatte es nicht so gemeint. „Ich bin zwar kein Mann,“ versezte sie dem Abbé, „dieß thut aber nichts: ich sage, wenn man auf unser Verlangen keine Rücksicht nimmt, werden wir zu den großen Mitteln greifen, und ich verspreche Ihnen, daß ich nicht die lezte seyn werde.“ Alexander Dumas bedauert in seinem Blatte den Herrn Côme, falls ein solcher vorhanden ist, daß er eine so furchtbar kriegerische Frau besitze.

Paris wagt es an den Fasching zu denken. Es möchte ihn um so lieber feiern, da er im vorigen Jahre auf so unangenehme Weise verloren gegangen ist. Die Opernbälle sind schon seit

Anfang dieses Jahres im Gange; der jetzige Präfekt des Seinedepartements gibt große Bälle im Hôtel de ville, das man erst wieder reinigen und neu verzieren mußte, da Truppen und Volk in demselben übel gehaust hatten. Von Ludwig Bonaparte erwartete man noch weit prächtigere Feste; sie sind auch schon mehrmals in Tageblättern angekündigt worden, bis jetzt aber hat keines stattgefunden. Einige behaupten, mit dem ihm von der Republik bewilligten Gehalt von 600,000 Francs könne er keinen großen Aufwand machen, und man habe die Absicht mehr Geld für ihn zu fordern; da aber die jetzige Nationalversammlung dem Neffen Napoleons nicht sehr geneigt ist, warte man eine künftige Versammlung ab. Andere behaupten, da der Präsident unverheirathet ist, habe er die Ankunft einer Verwandten, der Großherzogin Stephanie von Baden, abwarten müssen, damit sie die Honneurs in seinem Hotel bei den Festen mache. Jedenfalls würden die erwarteten Feste viel dazu beitragen, Bonaparte der Pariser Gesellschaft bekannter zu machen. Er zeigt sich wohl und sagt hie und da ein verbindliches oder doch passendes Wort; aber es fehlt ihm die in Frankreich so wichtige Gabe der fließenden Rede; er kann nicht aus dem Stegreif sprechen und hat noch dazu, da er so lang in der Schweiz gelebt hat, eine den Parisern auffallende, unangenehme Aussprache. Da er so wenig mit den Leuten verkehrt, so hat man auch kein Urtheil über seine geistigen Fähigkeiten; die wenigen Reden, die er vom Papiere abgelesen hat, können ja von Andern verfaßt seyn. Leute, die Gelegenheit gehabt haben, ihn in der Nähe zu beobachten und sich mit ihm mehrmals zu unterhalten, versichern, es fehle ihm keineswegs an Einsicht und Scharfsinn und er habe die besten Absichten. Zu Pferde nimmt er sich ganz gut aus, und dieß ist wenigstens etwas. Anfangs schien er furchtsam; diesen Fehler wird er aber ablegen, wenn er länger regiert; man gewöhnt sich sehr leicht an's Gebieten. Freilich hat er nicht viel zu befehlen, wenigstens so lange die jetzige Nationalversammlung keiner neuen Platz macht. Alexander Dumas hat an den Präsidenten geschrieben, nach seiner Ansicht würden die Parteien am besten versöhnt, wenn man sämmtliche Verbannte wieder in's Vaterland zurückriefe. Man solle dem Herzog von Bordeaux erlauben, sein Schloß Chambord in Frankreich zu beziehen; dem Herzoge von Aumale solle man die Verwaltung Algeriens, dem Herzoge von Joinville das Commando der Flotte, dem Herzoge von Montpensier das Commando der Artillerie wieder geben. Die Orleansschen Prinzen würden somit republikanische Beamte, wie ja bereits bonapartesche Prinzen, und sogar ein ehemaliger König (Hieronymus) solche Beamte geworden sind. Wer weiß, ob es nicht noch dazu kommt? man hat ja seit einem Jahr so viele Wunder erlebt. Dg.

Wien, Februar.

(Fortsetzung.)

Stimmung.

Welch ernste Naturereignisse liegen zwischen meinem vorigen und meinem dießmaligen Berichte! Bei religiöser Stimmung und Anschauungsweise konnte die Betrachtung nicht fern liegen, es habe, nachdem bei dem Siege der k. k. Truppen die Stadt von den nothwendigen Folgen dessen, was seit dem März in ihr geschehen, überrascht und gedemüthigt worden, nun eine höhere Macht ihr auch noch Sturm- und Wasserfluten als Zuchtruthen gesendet. Nur ein hartes Herz freilich könnte diese Betrachtung anstellen, und eben so nahe lag beim Anblick der gewaltigen Eisschollen, welche die Donau gegen die Stadt heranwälzte, der Ausruf: womit hat sie auch das noch verdient? Dergleichen aber verdüstert die Stimmung nicht allein. Bei nächtlicher Weile knallen aus den Häusern der Stadt, in der der Tod auf dem Besitz von Waffen steht, Schüsse herab auf die vorübergehenden Wachmannschaften. Von den ausgestopften Legionären, großen Puppen in Kalabreserhüten, welche man an die Thüren der Häuser anlehnte, um in Mondscheinnächten die einherziehenden Wachen zu erschrecken oder doch zu foppen, wollen wir gar nicht reden. Aber bald — die Einen fürchten, die Andern hoffen es — könnten die Märzgeister wieder lebendig werden. Die Erinnerung ist eine starke Göttin, wenn sie auf eine Zeit hinweisen kann, die sich mit poetischem Glanz umkleidet hatte, der heutzutage gar selten geworden. Dazu der Hinblick auf eine trübe Gegenwart und auf so manche schöne Hoffnung, die sich denn doch nachgerade in nichts aufgelöst hat. Wir denken vor allem an die Stellung Oesterreichs zu Deutschland, wie man im vorigen Jahre ohne hinlängliche Berücksichtigung aller im Wege stehender Schwierigkeiten sie sich dachte. — Für den Fall nun, daß von hier oder dort her neue Stürme über die Kaiserstadt kommen sollten, könnte man den Bewohnern Wiens nichts Besseres wünschen, als daß sie so viel tüchtigen Sinn für die Freiheit haben möchten, um mit aller Macht des Willens, dem Andrängen der Revolution gegenüber, die gesetzlichen Behörden aufrecht zu erhalten. Vom Servilismus ist unter allen Umständen nichts zu erwarten und er ist es jedesmal, der sich zu allererst vor revolutionären Behörden beugt, die uns noch hinterher schwindeln machen, wenn wir daran denken, daß sie einen Augenblick möglich gewesen. Diesen Servilismus finden wir jetzt nur zu reichlich in Wien. Zwei Abgeordnete der Linken, Goldmark und Fischhof, sind plötzlich in der öffentlichen Meinung gebrandmarkt, und wodurch? In der Kundmachung des Urtheils gegen den Dr. Emberger, einen Hauptmann der Nationalgarde aus der Oktoberzeit, wird erwähnt, daß derselbe nach Uebergabe der Stadt eine Zeitlang in Fischhofs und Goldmarks Wohnung verborgen gewesen. Die öffentliche Meinung, wie sie jetzt ist, verlangt von diesen Männern, daß sie dem zu ihnen sich flüchtenden Emberger hätten die Thüre weisen oder wohl gar ihn dem Militärgerichte hätten überliefern sollen, das ihn jetzt zu zehn Jahren schweren Gefängnisses verurtheilt hat. Ein alter Hauptmann außer Dienst erklärte an einem öffentlichen Orte, daß er sofort das Zimmer verlassen würde, wenn der Abgeordnete Goldmark hereinträte. Goldmark war damals in Kremsier, trat aber ganz unerwartet eines Tages bei einem kurzen Aufenthalt in Wien an jenem Orte ein, um einige Bekannte aufzusuchen. Diese lächelten einander zu, denn jener Hauptmann a. D. war wieder in der Gesellschaft und schien nicht wenig verlegen. Endlich flüsterte er einem der Anwesenden einige Verwünschungen des Abgeordneten Goldmark in's Ohr und verließ dann ruhig das Zimmer. Das Empörende war nun, daß bald darauf die österreichische Presse, zuerst Bäuerle's Kourier, die Nachricht verbreitete, beim Erscheinen des Abgeordneten Goldmark in einer Gesellschaft habe einer der Anwesenden mit dem Ausrufe: „die Luft ist verpestet!" das Zimmer verlassen. Dergleichen wird dann mündlich zu Ausfällen gegen den Reichstag benützt, der allerdings nach seiner Fähigkeit nicht sehr hoch steht, aber zum Theile aus persönlich sehr ehrenwerthen Männern besteht. Der Lloyd, der noch immer für ein ministerielles Blatt gilt, hat bei dieser Gelegenheit die Erklärung abgegeben, er vermeide es, die Namen gewisser Volksvertreter in seinen Spalten zu nennen, und das gedankenlose Publikum beneidet den Einzelnen ihre Diäten.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 15.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 51. Mittwoch den 28. Februar 1849.

Ein Tag zu spät, fürcht' ich, mein edler Herr,
Bewölkt all deine frohen Tag' auf Erden.
O rufe Gestern wieder, laß die Zeit
Umkehren, und du hast zwölftausend Streiter!
Heut, heut, nur dieser Unglückstag zu spat
Stürzt deine Freuden, Freunde, Glück und Staat.

Shakespeare.

Der 24. Februar 1848.

(Fortsetzung.)

Da es der König war, der durch die Auflösung des Ministeriums Guizot den Weg der Reform eröffnet und durch die Berufung von Thiers und Barrot gezeigt hatte, daß er willens sey auf diesem Wege weiter zu gehen, so mußten die Minister eine offizielle Anzeige von der wirklich zugestandenen Reform zur unerläßlichen Bedingung machen. Jedes Opfer, das in einem Abweichen von dieser Bedingung bestand, war ihnen von vornherein unmöglich. Die ehemalige Umgebung des Hofes sucht jetzt zu verbreiten, der König sey verrathen worden, er habe Molé und später Thiers gleich Alles bewilligt; sie aber haben, der eine aus Furcht, der andere aus Furcht und andern Gründen gezaudert, die Krisis dadurch verlängert, und nun gebe man vor, die Hartnäckigkeit des Königs sey an Allem Schuld. Auffallend ist, daß Molé seinerseits die Hartnäckigkeit des Königs läugnet und eingesteht, der König würde, wenn er ihm die Bildung eines Ministeriums zugesagt hätte, gleich Alles zugestanden haben; allein es liegt doch kein Umstand vor, der bewiese, daß der König Thiers schon bei der ersten Zusammenkunft die Auflösung der Kammer und die Reform bewilligt hat. Wahr ist es, man hat Mühe an diese Inconsequenz Louis Philipps zu glauben; denn der ganz einfache Umstand, daß das Ministerium nicht aus der Majorität der Kammer gewählt war, mithin mit dieser nicht regieren konnte, hätte die Auflösung der Kammer als nothwendige Vervollständigung der ersten Maßregel zur Folge haben müssen. Ganz gerecht wird die Geschichte deßhalb in Bezug auf diese Umstände vielleicht erst dann werden können, wenn Louis Philipp sich selbst darüber ausgesprochen hat, was zu erwarten steht; freilich hat er selbst ein Interesse dabei, gewisse Mitglieder des Ministeriums vom 24. Februar zu schonen. Wie dieß sich nun auch verhalten mag, gewiß ist, daß Thiers sich, zum größten Nachtheil des Königs, in der Nacht vom 23. zum 24. noch nicht als Minister betrachtete und deßhalb keine Proklamation erließ, welche die wirkliche Existenz des Ministeriums der Reform anzeigte. Als am 24. Morgens der Moniteur Bugeauds doppelte Ernennung ohne die offizielle Anzeige von der wirklichen Existenz des Reformministeriums brachte und die von der Polizei angeschlagenen, an das Volk gerichteten beruhigenden Worte aller Unterschrift entbehrten, so sah das Volk darin eine Falle und schrie über Täuschung und Verrath, in Folge dessen der Aufstand sich nur um so heftiger erhob.

Die Schwierigkeit der Lage, in der sich Thiers befand, ist unverkennbar. Wenn er allenfalls auch das große Opfer hätte bringen wollen, sich für seine Person dem Könige anzuschließen, bevor er noch der öffentlichen Meinung gegenüber gedeckt war, so konnte er doch nimmermehr das Wort seiner Freunde in derselben Weise verpfänden. Man hat, wie gesagt, Thiers vorgeworfen, er habe seine Volksthümlichkeit überschätzt, indem er vom Augenblicke, da er die Sache in die Hand nahm, die Fortsetzung der Feindseligkeiten für unmöglich hielt; aber dagegen spricht offenbar der Umstand, daß er von Anfang an dem Könige die Bedingung stellte, Barrot, also den Hauptmann der Linken, mit zum Minister zu machen. Obgleich

dieß ihm selbst insofern zu statten kam, als er dadurch in der öffentlichen Meinung freisinniger wurde, so spricht diese Thatsache darum nicht minder zu seinem Vortheile. Gleichzeitig aber beweist es auch, für wie ernst Thiers diese Bewegung von vornherein halten mußte, wenn er dem Könige gleich vorschlug, den rücksichtslosesten Bekämpfer seiner persönlichen Regierung zu seinem Minister zu machen.

Die Minister stellten sich dem Könige als Friedensboten vor, und im Grunde mußten sie ihm als solche willkommen seyn. Damit stimmte nun aber die fast gleichzeitige Ernennung Bugeauds zum Oberbefehlshaber der Linientruppen und Nationalgarde schlecht überein; denn dem Volke gegenüber bedeutete Bugeaud Krieg, das Ministerium der Reform Frieden. Diesen Widerspruch mußten die Minister nun vor allen Dingen zu lösen suchen. Dieß stand eigentlich schon Thiers zu, da er fast gleichzeitig mit Bugeaud in's Schloß kam und die Ansichten seiner Freunde über diesen Punkt kennen mußte. Da der König durch diese widersprechende Ernennung zeigte, daß er einerseits mit seinen Zugeständnissen noch schwankte, andererseits selbst dem Schilde des Reformministeriums nicht traute, so hätte Thiers vernünftigerweise nur folgende Vorschläge machen können. Entweder Bugeauds Name erscheint vorläufig mit dem des neuen Ministeriums gar nicht, ein populärer General, etwa der von den Ministern schon im voraus dazu bestimmte Lamoricière, übernimmt das Kommando und Bugeaud wird, da er der fähigste Feldherr ist, für den Fall aufgespart, daß der Aufstand sich aus Mißverständniß oder bösem Willen nicht legt; oder der König macht augenblicklich solche Zugeständnisse, daß das Ministerium eine Proklamation erlassen kann, welche die Reform verkündet und aus der nebenbei hervorgeht, daß Bugeauds Ernennung kein Kriegsgeschrei, sondern nur eine Vorsicht ist, im Fall daß Uebelgesinnte die öffentliche Ruhe, trotz der gemachten Zugeständnisse, ferner stören wollten. Auf diese Weise hätte der König gesehen, daß die Minister den Muth hatten, ihn im Nothfall zu vertheidigen; daß er sich vertheidigen wollte, beweist Bugeauds Ernennung und die Thatsache, daß, als Thiers, anstatt dem Könige die eben angeführten Vorschläge zu machen, im Namen seiner Kollegen ganz einfach die Abberufung Bugeauds von ihm verlangte, Louis Philipp antwortete: „Er ist meine Waffe."

Die Folgen dieses Mißverständnisses waren dem Königthum tödtlich. Die innerhalb der Ringmauern stehenden Truppen, 25,000 Mann (von denen, nach Thiers Aussage, insofern Kasernen und andere Punkte besezt bleiben mußten, nur 18,000 in's Feuer rücken konnten), waren nach einem gut entworfenen Plan sehr zweckmäßig aufgestellt. Schon am 23. standen auf dem Boulevard Bonne Nouvelle Kanonen, in einem Carré Infanterie eingeschlossen, General Garraube hielt die Porte St. Denis besezt, höher hinauf an der Porte St. Martin sah man ein Bataillon Infanterie. In diesen volkreichen Quartieren entfaltete der Aufruhr seine Hauptkräfte. Die Quartiere der Hallen, der Carrousselplatz, der Victoireplatz, die Straße St. Honoré waren ebenfalls theils von Fußvolk, theils von Reiterei, theils von Geschütz besezt. General Regnault hielt mit starker Mannschaft das Pantheon, Dühot mit zwei Regimentern und sechs Kanonen den Bastilleplatz, zwischen Beiden und mit ihnen in Verbindung mit angemessenen Kräften Taillandier das Stadthaus. Ihm ward am 24. Morgens Tiburce Sebastiani, der inzwischen das Kommando an Bugeaud hatte abgeben müssen und nun auf den gefährlichsten Posten Anspruch machte, zur Verstärkung geschickt, während Bedeau Befehl erhielt, durch die Straße Montmartre nach dem Boulevard und der Porte St. Denis vorzudringen. Die Besatzung dieser sämmtlichen Punkte bestand aus wohlorganisirten Kriegscolonnen und war bestimmt so zu operiren, daß die zwischen ihnen gelegenen Quartiere durch das gegenseitige Vorrücken der Truppen gesäubert und frei gehalten würden. Bugeaud handelte nach seinem alleinigen Ermessen in feindseligem Sinne und ließ die Truppen in angriffsmäßiger Haltung ausrücken. Und da es sich nun ereignete, daß der Moniteur von diesem Tage des feindlich verfahrenden Marschalls doppelte Ernennung ohne die offizielle Anzeige von der wirklichen Existenz des Reformministeriums brachte, so kann man sagen, der König zeigte dem Volke die Zähne in demselben Augenblick, in welchem die Minister sie ihm abstumpften. Diese unheilvolle Operation war es, unter der die Militärmacht zusammenbrach.

Aller Orten, wo man sich nicht schlug, blickte das Volk mit Unwillen auf das Militär, dem die dichten Haufen in beobachtender Stellung gegenüber standen, und wo Conflikte drohten, trat sogleich die Nationalgarde schützend vor. Das Volk verlangte den Abzug des Militärs, das Militär hatte Befehl, theils die besezten Punkte zu behaupten, theils vorzudringen; die Nationalgarde legte sich in's Mittel. Nun wurde dem Könige vorgestellt, die Anwesenheit der Truppen errege Mißtrauen und man müsse den offenbaren Beweis geben, daß man es ehrlich meine, indem man die Feindseligkeiten überall einstelle und die zum Angriff bestimmten Truppen zurückziehe. Er gab dazu seine Zustimmung, und es wurde ausgemacht, daß Odilon Barrot die Friedensnachricht an die Barrikaden bringen solle. Dabei wurde nun aber von beiden Seiten vergessen, sich ausdrücklich einen

Kriegsfall vorzubehalten, und wie Louis Philipp damit angefangen hatte, das unreine Wasser auszuschütten, bevor er reines hatte, so schütteten die Minister jezt das Kind mit dem Bade aus.

(Fortsetzung folgt.)

Der Beruf des Weibes in dieser Zeit.

(Schluß.)

Eine dritte Reise auf's Festland führt Elisabeth im folgenden Jahre (1840) über Ostende durch die Gefängnisse von Brüssel, Antwerpen, Amsterdam, Haag, Utrecht, Zwolle, Minden, Pyrmont, Hameln, Hildesheim nach Berlin, wo sie mit einem ganzen Kreise hochstehender Personen in der großen Liebessache verkehrte. In Wittenberg sah sie Luthers Wohnung, in Leipzig sammelten sich liebe Freunde um sie, in Düsseldorf traf sie den trefflichen Pfarrer Fliedner von Kaiserswerth, dessen Erziehungshaus für protestantische barmherzige Schwestern ihr von mächtiger Bedeutung war. Nach ihrer Rückkehr veranlaßte sie die Errichtung einer ähnlichen Anstalt durch ihre Schwägerin Gurney. Die „Schwestern," wenn sie nicht mit Krankenpflege in der Stadt beschäftigt sind, wohnen „im Hause." Sie tragen eine einfache Kleidung, werden von der Anstalt erhalten und besoldet und dürfen unter keiner Bedingung Geld oder andere Gaben für ihre Pflege bei den Kranken annehmen. Am deutschen Hospital in London wirken Diakonissinnen aus Kaiserswerth selbst.

Im Jahr 1841 folgte sie den fortgesezten Einladungen zum Besuche noch nicht berührter oder zum Wiederbesuch heilvoll begonnener Anstalten rettender Liebe nochmals nach Holland, Deutschland und Dänemark. Den König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen traf sie, als einen alten Bekannten und einen innigen Freund ihrer Sache, zu Fischbach in Schlesien. Sie war hocherfreut zu vernehmen, daß der hochherzige und geistvolle Fürst, dem sie im glänzenden Hofkreise ganz als sie selber nahte, jede Verfolgung gegen die Altlutheraner unterdrückt und überall in den Gefängnissen Verbesserungen seit ihrem ersten Besuche eingeführt habe. Die Gräfin Reden zeigte sich ihr als eine würdige Mutter der Armen. — Von den Beschwerden der Reise erschöpft eilte sie nach Hause.

Noch aber war ihr Geist nicht ermüdet. Beim Lordmayoressen in London zu Gast geladen, sehen wir sie mit Graham, Stanley, Robert Peel und Prinz Albert die Sache der zu rettenden Menschheit besprechen. Tag für Tag gingen ihr zahllose Gesuche um Hülfe und Beistand zu, deren Befriedigung ihr durch die Freigebigkeit ihrer Brüder möglich wurde. Im selbigen Jahre (1842) suchte sie Friedrich Wilhelm IV. in ihrer eigenen Behausung heim und gab ihr die Gelegenheit, den Antrag auf völlige Gewissensfreiheit in seinem Reiche zu stellen, dem alsbald eine Thräne in des Königs Auge und nachher im Toleranzedikt die That entsprach.

Mit erneuter Kraft und Gesundheit fand sie sich abermals von Paris angezogen, wo sie denn (1843) ihren 64sten Geburtstag mitten in Sorgen und Werken der Liebe feierte. Sie verkehrte mit Guizot, Delessert, Tocqueville und der königlichen Familie. Zum Abschiede ließ die Königin ihr eine prachtvolle Bibel mit ausgewählten Kupferstichen verehren. Mit dem Vorgefühle, daß es die lezte Reise gewesen, vor der allerlezten in's Land des Friedens, kehrte sie heim zu einer unausgesezten Folge von Trübsal und Leiden. Trauer auf Trauer, Schlag auf Schlag brach ihren alternden Körper. Einzelne Freudenschimmer fehlten indessen nicht von außen, sie zu erheitern, und der innere Friede blieb ungetrübt und nahm in den lezten Kämpfen und Schmerzen nur zu. In der dunkeln, trüben Nacht des 13. Oktobers 1845, zwanzig Minuten vor vier Uhr, verhauchte ihre gen Himmel entschwebende Seele den lezten Seufzer im Kreise ihrer Lieben zu Ramsgate. Glänzend brach darauf der Morgen herein, wie eine hellleuchtende Feuerkugel strahlte aus dem Meere tauchend die Sonne in's Fenster des Zimmers, in dem eine große Todte erkaltete.

Die ganze Bevölkerung bezeigte ihren Antheil an dem Verluste, den England, die Menschheit erlitten. Die Läden der Stadt schlossen sich vor dem Sarge, die Küstenwächter thaten, „was geschah, wenn die Königin gestorben wäre": die Flaggen wurden bis auf die Hälfte der Masten herabgelassen, bis die Leichenfeier vorüber war.

Ein Laut der Klage durchzog bei der Trauerkunde Britannien und Europa. „Der Fischer an seinem Netze, der Seemann am Steuer, der einsame Wächter am Strande, der Gefangene im Kerker, das Verirrte von der Heerde, das Kind auf seinem Spielplatz, der Kranke auf seinem Lager, der Arme in seiner Blöße, der oft auf seinem Throne so Einsame" — alle hatten eine Freundin verloren, die sie alle mit reicher Liebe umfaßt, gesegnet, gelabt.

Doch nein, nicht verloren, oder verloren bloß, um dafür hundert andere auch in deutschen Gauen als Erbinnen ihrer Liebe, Nachfolgerinnen ihrer Werke zu gewinnen. „Sie war nur das Sinnbild ihres Zeitalters, eine Erläuterung der umfassenden Menschenfreundlichkeit, die ihren Einfluß durch alle Klassen ausbreitet." Sey sie denn auch für Deutschland die Morgenröthe, die den Tag bedeutet! Sie hat mit großen Kräften Großes gewirkt durch Treue im Kleinen. Ihr Herr und Meister spricht: „Gehet hin und thuet deßgleichen!"

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Februar.

(Schluß.)

Die juridisch-politischen Vereine. — Die Presse. — Theater.

Wahrhaft ekelerregend ist der Servilismus des juridisch-politischen Lesevereins, dessen äußere Einrichtung ich in einem frühern Briefe gern im günstigsten Lichte gezeigt habe, und gegen den man mich daher schwerlich des Vorurtheils wird beschuldigen können, das allerdings gegen dieses Institut aus der Metternich'schen Zeit sehr allgemein ist. Personen, welche während der Oktoberrevolution von Männern, die mehr oder weniger zu den Leitern derselben gehörten und damals natürlich auch im juridisch-politischen Verein dominirten, eingeführt worden, wollte man später eben deßhalb, wie man mit seltener Naivetät erklärte, zur Mitgliedschaft nicht zulassen, und als von achtungswerther Seite gleichsam dafür Bürgschaft geleistet wurde, daß sie keineswegs mit jenen jezt entflohenen Männern von gleicher politischer Farbe seyen, wurden sie zwar aufgenommen, mußten aber später im Verein noch schlimme Erfahrungen machen. Kann man sich unter solchen Umständen wundern, wenn man von dem Gouverneur Welden eine Aeußerung erzählen hört, die sich in ihrer derben, an Blücher'sche Redeweise erinnernde Sprache für den Druck nicht eignet, die aber wiederum beweist, daß ihn selbst das jezige Benehmen der Wiener mit Mißbehagen erfüllt? „Offen gesagt, wir Wiener" — so begann er gegen einen bekannten, mit ihm vertrauten Mann seine denkwürdige Aeußerung, und leider können wir nicht so ernstlich, als wir wohl möchten, dagegen protestiren, daß er sich selbst in diesen Worten als einen Mitschuldigen der Wiener betrachtet. Der energische Befehl, den er vor einiger Zeit an die Presse ergehen ließ, sich aller Reaktion gänzlich zu enthalten, las sich sehr schön, aber das schlichte Wort Preßfreiheit ist uns doch lieber, als derartige Ukase, und wenn Welden in neuerer Zeit die Verantwortlichkeit für das übrigens bald wieder zurückgenommene Verbot der „Ostdeutschen Post" dem Publikum gegenüber von sich abzuweisen und allein dem Ministerium zu überlassen versuchte, so mußte es sehr komisch erscheinen, als später der Ministerpräsident die Erklärung abgab, daß er sich lediglich in einem Privatbriefe an den Gouverneur der Stadt über die Ostdeutsche Post geäußert habe. In Folge dieses Privatbriefes hatte nicht nur der Gouverneur von Wien ein Blatt verboten, welches, wie er gleich darauf äußerte, seinen vollkommensten Beifall hatte, sondern er hatte auch wahrscheinlich aus eben diesem Privatbriefe des Ministerpräsidenten in die von ihm allein unterzeichnete amtliche Kundgebung eine Stelle aufgenommen, welche zwischen der „Schandpresse" aus der Revolutionszeit und der Ostdeutschen Post, zu deren fleißigsten Mitarbeitern unmittelbar vor dem Verbote Herr v. Pillersdorf gehörte, gar keinen Unterschied kennt. — Mit der Wiener Zeitung, welche seit dem Einzuge der Truppen zum officiellen Organe gemacht worden war, ist neuerdings insofern eine Veränderung vorgegangen, als der bisherige Redakteur, der sein Amt unter günstigeren Umständen übernommen hatte, entlassen worden ist. Eitelberger war eigentlich nur verpflichtet, die von den Behörden unterzeichneten Bekanntmachungen zum Abdrucke zu bringen und für die übrigen Artikel seines Blattes das Imprimatur einzuholen. Alsbald aber kamen nun schlechte Schriftsteller mit Manuscripten zu ihm, für welche sie vorsichtig im voraus das Imprimatur eingeholt hatten, und Eitelberger machte die Erfahrung, daß die Herren Offiziere, welche es ertheilten, dieses Wort, einigermaßen gegen den bisherigen Brauch, mit: es soll gedruckt werden, übersezten. Er glaubte nun wenigstens zuweilen eine Redaktionsnote machen zu müssen, dieß wurde ihm jedoch verboten. Eines Tages nun wollten die militärischen Machthaber in der Wiener Zeitung einen Artikel voll der handgreiflichsten Lügen über die Einnahme Wiens, die Grausamkeit der Croaten u. dgl. aus dem National übersezt sehen. Der haarsträubende Artikel erschien, aber das Volk hatte solche Achtung vor dem gedruckten Worte, daß es einen Augenblick an alle diese Dinge glaubte und sich nur wunderte, wie ihm dieß Alles entgangen sey. Es dauerte länger als einen Tag, bis man sich vollkommen in die Sache gefunden hatte, und man machte Eitelberger dafür verantwortlich, von dem man vorausgesezt hatte, daß er bei seiner Vorliebe für Redaktionsnoten dießmal ganz gewiß nicht unterlassen werde, dem Publikum ein Licht für die Lektüre des Artikels aus dem National aufzustecken. Allein der Redakteur hatte sich streng an das Verbot gehalten, und solche kleine Neckereien hatten denn endlich die Entlassung des freisinnigen, aber sehr gemäßigten Mannes zur Folge.

Die „Oktoberrevolution aus dem Tagebuche des Dr. Schütte" ist noch immer unvollendet. Dagegen ist von diesem Manne, der es so gut zu verstehen scheint, die Revolutionen durch Buchhändlerspekulationen auszubeuten und zu Hand-, Hülfs- und Nothbüchern zu verarbeiten, eine Uebersicht sämmtlicher Krawalle, Fürstenfluchten, Minister- und Thronwechsel u. dgl. des vorigen Jahrs erschienen. Aus Messenhausers Nachlaß ist eine größere Erzählung erschienen, die in der Sprache weniger geschraubt ist als seine Plakate.

Im Burgtheater war das Bemerkenswertheste die Aufführung des ganzen Wallenstein an drei aufeinander folgenden Tagen. Das Publikum hat sich für dieses schöne Unternehmen vollkommen reif gezeigt und dadurch ein Anrecht erworben auf ähnliche Entschließungen der Theaterdirektion. Der Eindruck, den es in diesem Augenblick auf den denkenden Theil des Publikums machen mußte, Wallensteins sinnende Gestalt in Wien über die Bretter wandeln zu sehen, welche die Welt bedeuten, brauchen wir nicht zu schildern. Die Schauspieler zeigten sich der schwierigen Aufgabe gewachsen, störend war nur die an vormärzliche Theatercontrakte erinnernde Erscheinung der Thella. — Am 1. dieses Monats kam Hebbels Judith zur Aufführung. — Karls Theater in der Leopoldstadt steht unter Wasser, und die Donau hat wohl daran gethan, es für einige Zeit zu schließen; diese Bühne bringt jezt doch fast nichts mehr als fade, gemeine Bearbeitungen nach dem Französischen.

Beilage: Monatsregister Februar.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Das Kunstblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des Kunstblatts als regelmäßiger Beilage des Morgenblatts veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jezt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das Kunstblatt bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend und beurtheilend seyn; in denen lezterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesezt, durch welche Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannigfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erscheinende Bücher und Kunstwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneter Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem Kunstblatt ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „Morgenblatts," mit Einschluß des „Literaturblatts" und „Kunstblatts," kostet . . . . fl. 20. oder Rthlr. 11. 10 Ngr.

Der Jahrgang des „Morgenblatts" ohne „Literaturblatt" und „Kunstblatt" fl. 14. oder Rthlr. 8.

Der Jahrgang des „Morgenblatts" ohne Literaturblatt oder Kunstblatt fl. 16. oder Rthlr. 9. 10 Ngr.

Der Jahrgang von jedem dieser Blätter, einzeln, nämlich das „Literaturblatt" fl. 6. oder Rthlr. 3. 10 Ngr.

das „Kunstblatt" fl. 6. oder Rthlr. 3. 10 Ngr.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Hauptpostamt in Stuttgart, das „Morgenblatt" in Württemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedicht.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Korrespondenz.

Literaturblatt.

Nro. 9.

Nro. 10.

Nro. 11.

Nro. 12.

Nro. 13.

Nro. 14.

Nro. 15.

Kunstblatt.

Nro. 6.

Nro. 7.

Nro. 8.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dreiundvierzigster Jahrgang.

1849.

März.

Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem Morgenblatt bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das Morgenblatt kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Uebersetzungen oder Bruchstücke mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das Morgenblatt eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn sie dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

stellt sich die Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der sozialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 52. Donnerstag den 1. März 1849.

> Poet. — Nay, let's seek him!
> Then do we sin against our own estate,
> When we may profit meet, and come too late.
> Painter. — True:
> When the day serves, before black-corner'd night,
> Find what thou want'st by free and offer'd light.
> Shakespeare.

Herr Piepmeyer.

Welch eine Märzerrungenschaft ist diese Bekanntschaft! Ja, wir dürfen uns des Mannes als einer solchen freuen. Die Erschütterung, welche wir im März erlebten, wie viele Größen hat sie zur Oberfläche getragen, wo sie glänzen zur Freude der Welt, während sie früher im unscheinbaren Winkel Licht verbreiteten, gleich dem neuen Amadis, der „über sich allein wie im Mutterleib" große Gedanken denkt, oder wie der noch ungefundene Diamant in den Gruben Golcondas seinen Glanz streut, bestimmt, einst an der Stirne des mächtigsten Herrschers zu strahlen. — Wie manchen deutschen Edelstein dieser Art kannte ich, Abends den Bürgersteig der Gelassenheit wandelnd, zum Schoppen niedersitzend, und Freiheitsdrang und Thatendurst an der Pfeifenspitze verbeißend, und Groll und Tyrannenhaß mit edlem Sechsundvierziger niederspülend! Und ich sah ihn wieder in der Rotunde von Sankt Paul, als Diktator, als Volksmann, als Redner, als Unverletzlichen! Wer wollte im Angesichte solcher Männer nicht der Märzerrungenschaften vollständig bewußt werden! Und eine solche — ich wiederhole es — ist das edle Original, von dem ich dem geneigten Leser hier Einiges erzählen will.

Herr Piepmeyer lebte, wie wir Deutsche vor dem März 1848 zu leben pflegten, das was man heute mit gerechter Verachtung ein vormärzliches Daseyn nennt. Das Geringste ist, daß wir uns selbst nicht kannten, daß wir nicht wußten, was hinter uns steckt. Wer, bei Gott, hätte den Bockenheimern zugetraut, was sie am 18. September an Auerswald und Lichnowsky verübten, wer den Wienern, was sie im Mai und Oktober sich erlaubten, wer den Berlinern, daß sie drei Wochen lang Stricke vorzeigen würden und nicht den Muth hätten Jemand damit aufzuknüpfen? Und ebenso, wer hätte dem Einzelnen alle Größe, Thatkraft, Staatsweisheit, Charakterstärke, Beredtsamkeit, Selbstkritik, Selbstverleugnung zugetraut, die er in St. Paul offenbarte? Ich kann mich eines stolzen Erstaunens nicht erwehren, indem ich die Reihe durchmustere und mir die erlebten Scenen in Gedanken vorüberführe, und unter diesem wahrhaft bewältigenden Eindrucke will ich diese Zeilen niederschreiben. — Zuerst das Historische.

Der Ruhm der Frankfurter Versammlung war wie Heroldsruf und Posaunenschmettern durch die deutschen Gauen erklungen, und von nah und fern zogen sie heran, die Männer von Feder und Pinsel, die Porträtisten und Skizzenzeichner, vor Allen aber die Lichtbilderfabrikanten, um die edeln stolzen Züge, die langen Bärte und langen Haare, die Glatzen und Kahlköpfe im wohlgetroffenen Konterfei der harrenden Neugier zu spenden. Die Kunst lag brach und ging vergebens nach Brod, die Schriftstellerei mußte neue Absatzwege finden; was nützte Preßfreiheit, wenn nichts mehr gedruckt wurde? Wie in der nachahmenden Kunst der Instinkt die Naturvölker zuerst zur Fratze führt, so auch hier. Die Karrikatur trat als die erste Gattung hervor, welche uns das Daseyn noch ungeahnter Künstler verrieth. Als die Parteien, die sich später so wuthentbrannt bekämpften, noch friedlich neben einander spazierend aus den frischaufgerissenen Furchen des Bodens der Freiheit die gestreuten Saaten des Vorparlaments aufpickten, sah man sie auch wohl spielend zum Stifte greifen und

ihre eigene Unschönheit mit etlichen extravaganten Strichen zu Papier bringen, was sogar durch Steinabdrücke dem souveränen Volke zum Besten gegeben wurde. Die Witze, die auf solche Weise gerissen wurden, fanden reißenden Absatz; die Mitglieder der Versammlung wollten sich selbst darüber zu Tod lachen; man sah die Blätter in allen Läden auf dem Wege zur Paulskirche neben Gegenständen der widersprechendsten Art zur Schau ausgelegt. Mitunter war der Gedanke nicht übel; hatte aber Einer einen einigermaßen witzigen Einfall gehabt, so wurde er zu Tode gehezt und durch unzählige Wiederholung fade. So damals, als eine stets gelb gekleidete Persönlichkeit als Reichscanarienvogel präsentirt wurde, die lange Reihe von Reichswieseln, Reichsmeilenzeigern u. s. w., die auf den gelben Vogel folgte. Es konnte nicht fehlen, daß die Lust daran bald erlosch; indessen gab die Eitelkeit, sich im wohlgetroffenen Porträt an den Schaufenstern zu erblicken, den Künstlern ziemlich lange vorhaltenden Stoff, aber nach und nach begann mit der Theilnahme des Publikums auch dieser Erwerb zu stocken.

Um diese Zeit erschien ein Künstler in Frankfurt, der seiner Macht sich bewußt war, Schrödter aus Düsseldorf, jenes heitere Künstlergemüth, das seine Blätter mit dem ächten Geistentfeßler, dem Korkzieher, zu bezeichnen pflegt, Schrödter, der uns den ingenioso Hidalgo mit tieferinstem Humor abkonterfeit; ein Blatt traurig zum Lachen und lustig zum Weinen, wie das tiefsinnige Original selbst. Schrödter war auch in Conflikt mit dem Leben gerathen. Die gewonnene Freiheit, über Nacht geboren, hatte so viel Existenzen auf's Spiel gesezt, daß derjenige der anderer Existenzen zu der seinigen bedurfte, sich vor allen andern bedroht sah. — Ein tolles, sich überstürzendes Chaos, eine Hexenküche sonder gleichen, ein neues Hexeneinmaleins, das den geschicktesten Rechenmeister verrückt machte. „Wir machen Geschichte!" war das hochtrabende Losungswort, das man vernahm, wenn der Pöbel sich brüllend zusammenrottete und Fenster einwarf, oder wenn er sich herausnahm, irgend einem zweideutigen Ruhme Fackelzüge zu bringen. Allein diese Geschichte, wie sie eben gemacht wurde, war eine ganz fatale Geschichte für den Künstler. Er mußte dabei zu Grunde gehen. Was vielleicht in Zukunft der Darstellung sich willig herleiht, war gegenwärtig noch voll schmutziger Schlacken. Das Getöse betäubte den Sinn, die sturmschnelle Bewegung störte den Blick. Wer sich nicht scheu in sich selbst zurückziehen durfte, weil die Nothdurft des Lebens ihm die Produktion als unerläßliche Pflicht auferlegte; wer sich nicht verdammt sehen mochte, sein Brod in Thränen zu essen, und nicht auf seinem Bette weinend sitzend die Bekanntschaft der himmlischen Mächte zu machen wünschte, mußte sich ermannen. Es galt Entsagung; der Künstler mußte die liebgewordene Werkstätte verlassen, sich herausschälen aus der Masse mühsam erworbener Studien, die Ideale vergessen und den Schritt in das Leben wagen, das draußen rauschte, die Luft athmen, geschwängert von der Weisheit des Alltaglebens, und die Menschen, die Größen dieses Lebens sich ansehen, die man allenfalls als Stoff nützen könnte.

(Fortsetzung folgt.)

Der 24. Februar 1848.

(Fortsetzung.)

Die dem schlagfertigen Marschall gleichsam abgezwungene Ordre zum Einstellen der Feindseligkeiten ist ein charakteristisches Dokument aus jenen denkwürdigen Tagen. „Ich gebe Befehl," so lautet sie in ihrer unwilligen Kürze, „überall das Schießen einzustellen, und die Nationalgarde wird die Polizei übernehmen (va faire la police)." Diese wenigen Worte, in welchen eine gewisse plumpe Größe liegt, die alle Motivirung des Friedens verschmähte, enthielt zugleich die Entwaffnung des Königs, den Beweis seiner Lähmung, den Unwillen des Abfassers des Befehls, und Verachtung gegen Volk und Nationalgarde: gegen das Volk, dem mehr eine Raufer- und Diebsrolle zugetraut wurde, als eine heroische; gegen die Nationalgarde, welche nicht zum Schutze des Thrones aufgerufen, sondern mit einem bloßen Polizeidieneramte beauftragt ward. Dieser Befehl war es aber auch, der dem Heere das Schwert in der Hand zerbrach und einzelne Truppenzüge in die schrecklichste Lage brachte, die für tapfere Soldaten, für Männer von Muth und Ehre nur zu gedenken ist. So mußten, um nur eines anzuführen, von einem abziehenden Bataillon, das sich über und durch die Barrikaden einen Weg bahnte, am Platz Cadet gegen fünfhundert Mann einzeln, ohne Gegenwehr, unter begütigendem Zuspruch vom Volk, sich entwaffnen lassen, während die Offiziere mit Verzweiflung im Herzen und Thränen der Wuth in den Augen, gesenkten Hauptes vorüberzogen, ohne den ihnen angethanen Schimpf auch nur bemerken zu dürfen.* Das waren die ersten Waffen, die das Volk erbeutete. In welche mißliche Lage General Bedeau gerieth, werden wir sogleich sehen.

Bedeau war mit seiner Kolonne und zwei Stücken Geschütz bis zum Boulevard Bonne Nouvelle, in der

---

* Aus dem Munde eines dabei thätigen Augenzeugen.

Nähe der Porte St. Denis, vorgedrungen und fand sich dort von Barrikaden umgeben, deren eine der stärksten, am Eingange der Straße Mazagran, von Sobrier befehligt wurde. Hier hatte er sich eine geraume Zeit mit Bürgern eingelassen, die ihn umringten und zu friedlichem Abzuge bereden wollten, worunter namentlich ein dort ansäßiger Kammfabrikant, Fauvelle Delbarre, der großen Einfluß auf die dortige Bevölkerung zu haben vorgab, sich hervor that, als unerwartet jene Ordre zum Einstellen der Feindseligkeiten und zum augenblicklichen Rückzuge über die Boulevards und durch die Rue de la Paix eintraf. Nun handelte es sich darum, ohne Unfall die Kolonne mit ihren beiden Kanonen durch alle Barrikaden zurückzuführen. Die Barrikaden waren besezt; von der einen am Faubourg Montmartre waren ihm auf dem Hinzuge eben erst zwölf Mann niedergeschossen worden. Die Friedensnachricht ward von den umstehenden Bürgern möglichst verbreitet; der General verlangte eine Abtheilung Nationalgarde zur Deckung. Es erschien ein Piket, das sich an die Spitze der Truppe stellte und den Zug eröffnete. Das Volk jubelte und ließ die Linie leben. Es ging alles gut, bis etwa vor Tortoni am Boulevard, in der Nähe der Straße Lepelletier. Dort war aus den umgehauenen Bäumen eine mächtige Barrikade aufgebaut, durch welche der Zug begann. Er stockte, als die Kanonen durch die enge Oeffnung gebracht werden sollten, und in der Verwirrung geschah es, daß allmählig das Volk sich an die Munitionswagen drängte und dieselben zu plündern begann. Endlich fiel ein Haufe über die Kanonen her und nahm sie den Kanonieren ab, ohne daß General Desalles, der den Nachtrab führte, sich widersetzen konnte. Er mußte ohne die Geschütze weiter ziehen; der Hauptmann Pernetz aber, ein tapferer Offizier, der sie befehligte, gerieth darob in eine solche Verzweiflung, daß er laut aufschrie, weinte, sich das Haar ausraufte und in so gewaltige Schmähungen gegen das Volk ausbrach, daß er ohne Zweifel ein Opfer seiner Pflichttreue geworden wäre, hätte ihn nicht der Direktor des Hospitals St. Louis, der gerade zugegen war, mit Gewalt in ein benachbartes Haus geschleppt und so der Wuth des Volks entzogen. Der aber die Kanonen erbeutet hatte, deren eine sogleich in die Barrikade des Faubourg Montmartre am Boulevard gebracht wurde, war kein anderer als Corbon, der nachmalige Vicepräsident der Nationalversammlung, an der Spitze der Ouvriers vom „Atelier."

Es konnte sich ereignen, bemerkten wir oben, daß troß der gemachten Zugeständnisse der Aufstand sich aus Mißverständniß oder aus bösem Willen nicht legte. Unter Mißverständniß verstehen wir hier namentlich den leicht vorauszusehenden Fall, daß die Nachricht von jenen Zugeständnissen wegen der Menge der Barrikaden, mit denen Paris überdeckt war, nicht in die Massen dringen konnte. Schon dieses Umstandes wegen hätte man sich einen casus belli vorbehalten müssen; denn es konnte kommen, daß man in einem Theile der Stadt die errungene Reform leben ließ und die Feindseligkeiten einstellte, während man in einem andern den Kampf fortsezte und in einem dritten sich rüstete, gegen die Tuilerien zu ziehen. Dieser Fall trat denn nun auch wirklich ein. Der Friedensbotschaft unerachtet waren an der Porte St. Denis und Porte St. Martin die Barrikadenmänner nicht zum Weichen zu bringen. Als General Bedeau, der vom Verluste seiner Geschütze keine Ahnung hatte, seinen Rückzug ausführte und die Truppen auf die Aufforderung der Nationalgarde das Bajonnet abgenommen hatten und den Kolben hoch trugen, kreuzten sie sich mit Odilon Barrot, der in Begleitung Horace Vernets, Obersten der Nationalgarde, Oscar Lafayettes, Quinette's und einiger andern Deputirten zur Beschwichtigung der Aufgeregten vorüberritt und den Weg durch die Straße St. Denis nach dem Stadthause einschlug. Hier, in der Nähe der Porte St. Denis, hatten bereits mörderische Gefechte stattgefunden und war der erste Nationalgardist gefallen, ein in der kaufmännischen Welt geachteter und beliebter Kaufmann, Namens Abrial, der mit zerschmetterter Stirn vom Kampfplatz fortgetragen wurde und in einem nahen Hause bald darauf verschied. Hier war auch ein junges Weib, das sich von der Barrikade herab mit geschwungener Nationalfahne dem stürmenden Militär entgegengestürzt, ein Opfer ihres patriotischen Fanatismus geworden. Aber bei der Barrikade der Straße St. Denis kann der Zug nicht weiter und muß halten. Er will sich einen Weg bahnen; vergebens. Odilon Barrot will reden, der Tumult übertäubt seine Stimme. Endlich gelingt es ihm, das Geschrei zu bewältigen und einige Worte zu sprechen. „Freunde," ruft er den Unbändigen zu, „unsere gemeinschaftlichen Anstrengungen haben den Sieg davon getragen; wir haben die Freiheit wieder erobert, und was besser ist, die Rechtschaffenheit ..." — „Das sind leere Worte!" ist das allgemeine Geschrei. „Zu oft haben wir uns gängeln und hintergehen lassen, wir sind es müde!" Vergebens redet er zum Frieden und versucht vorzudringen; einer der Kämpfer drückt ihm den Lauf seiner Flinte auf die Brust, von allen Seiten wird auf ihn angelegt; er, der vor kaum vier-und-zwanzig Stunden als „Vater des Volks" ausgerufen und im Triumph umhergetragen worden, er muß weichen und den Rückweg mit der Ueberzeugung antreten, daß an eine friedliche Ausgleichung fürder nicht zu denken sey.

Während Odilon Barrot seinen Umzug hält und von der Richtigkeit seines moralischen Einflusses sich überzeugen muß, tritt ein Mann verstohlen aus dem Schloßthor der Straße de l'Echelle in die Straße Rivoli und will sich entfernen. Da fallen aus dem Eckhause einer benachbarten Straße zwei Schüsse. Die Kugeln pfeifen an ihm vorüber in den Schloßhof hinein. Er zieht sich durch das nahe gelegene Carrousselthor zurück in das Gebäude des Generalstabs. Der Aufstand ist also schon bis zu den Fenstern des Königs, oder vielmehr des von der Herzogin bewohnten Flügels vorgedrungen, welche die Fensterläden schließen und ihre Kinder in Sicherheit bringen ließ. Jener Flüchtling aber war Guizot. Von diesem Augenblick an ward er nicht mehr gesehen.

Im nächsten Briefe gedenken wir die Analyse des denkwürdigen Dramas zu vollenden.

Korrespondenz-Nachrichten.

* Frankfurt a. M., Februar.

Die neue städtische Verfassung. — Das neue Verfassungswerk.

Die Frankfurter constituirende Versammlung hat die Vorarbeiten der Verfassung beendet. Dieselbe ist insofern praktisch zu Werke gegangen, als sie sämmtliche Punkte der Verfassung vorher besprochen hat und dieselben, nachdem man sich vollständig darüber geeinigt, nunmehr der Redaktion unterwerfen wird. Das Protokoll ist nur resumirend gehalten. Der Senat, der bis jezt aus drei Bänken besteht: Schöffen, Senatoren und Rathsverwandten, wird auf sieben Regierungsmitglieder, mit einem Präsidenten an der Spitze, reducirt, deren Stellen nicht lebenslängliche sind. Die beiden wohlregierenden Bürgermeister, die, nach Beseitigung der kaiserlichen Schultheißen, die Spitze der vollziehenden Gewalt bildeten und gleichsam den ceremoniellen Ausdruck des Senats vorstellten, werden gänzlich eingehen. Uebrigens ist kaum zu erwarten, daß die Bürgerschaft die vorzulegende Verfassung ohne Weiteres annehmen wird. Sie ist allerdings auf die breiteste demokratische Grundlage gestellt; allein man ist der Ansicht, daß diese Breite für die kleinen Grenzen unseres Freistaats, dessen Handel von Jahr zu Jahr rückgeschritten ist und dessen eigentliches Moment im Wechsel- und Papiergeschäft mit allen seinen gefährlichen Wechselfällen besteht, allzubreit sey, zumal den angrenzenden und entfernteren, nicht eben überreichen Bezirken fremder Staaten gegenüber. Somit darf man allerdings jenen Widerspruch erwarten, der in den zwingenden Verhältnissen einer kleinen republikanischen Handelsgemeinde begründet ist, die, wie gesagt, sich stets mehr und mehr aus dem eigentlichen Verkehr herauszieht, um, wenn nicht besondere günstige Conjuncturen eintreten, ganz und gar den Standpunkt einer Kapitalistenstadt zu erreichen. Von da wird dann nicht weit seyn bis zu Augsburg und Nürnberg. Diese Rücksicht hat freilich die neuen Gesetzgeber wenig geleitet, die sich vielmehr die schweizerischen Republiken zum Maßstab genommen haben, unbekümmert darum, daß die Verhältnisse durchaus verschieden sind.

Was unsere deutsche constituirende Versammlung betrifft, die sogenannte Nationalversammlung, so stellt sich von Tag zu Tag mehr heraus, daß sie wohlgethan hätte, sich auf dem verfassunggebenden Standpunkte zu behaupten. Sie hätte, nachdem sie mit der Revolution gebrochen hatte und brechen mußte, sofort an die Verständigung mit den Regierungen denken sollen. Allein wer noch vor drei Monaten eine solche Verständigung zur Sprache gebracht hätte, der würde unfehlbar des Verraths beschuldigt worden seyn. Jezt fügt man sich freilich in das Unvermeidliche, will aber einen unitarischen Staat erzwingen und über Nacht die formelle Einheit Deutschlands feststellen, der Jahrhunderte der Geschichte entgegenstehen. Mit Oesterreich geht es nicht; also muß es ohne Oesterreich gehen. Man geht so weit, an die Absetzung des Königs von Preußen zu denken, wenn er nicht auf die ihm in der Paulskirche zugedachte Herrlichkeit eingehen sollte. Und für das alles hat man nicht die geringste Kraft einzusetzen, nicht den geringsten politischen Nachdruck, wenn nicht die allerdings recht doktrinär unterhaltenden Artikel der „deutschen Zeitung," die wir auch für geistreich erklären würden, trügen sie nicht sammt und sonders das Gepräge jenes pedantischen Gelehrtenabsolutismus, der sich in den Kopf gesezt hat, die Geschichte machen zu wollen, wie er sie gelehrt hat. Wenn das die ganze Märzerrungenschaft seyn soll, daß man Oesterreich, weil es nicht in die Einheitsmasse paßt, die unsere Professoren in das Prokrustesbett des deutschen Reichs einpressen wollen, von dem Körper abschneidet, dessen hauptsächlichstes Glied es bis dahin war, so wird man wahrlich nicht von einer Wiedergeburt unseres Vaterlandes sprechen können, oder man müßte denn darunter die widerwärtigste Mißgeburt verstehen, die Deutschland zur schwächsten Macht Europas erniedrigen müßte. Wollen wir aufrichtig seyn, so müssen wir zugeben, daß die Nationalversammlung, nachdem sie durch die Macht der Verhältnisse und ihre eigenen Weitläufigkeiten dahin gekommen ist, wohin sie nicht wollte, zu der Nothwendigkeit der Vereinbarung, wenig Geschick für die leztere bekundet. Diejenigen Persönlichkeiten, die wir bis dahin als die Höhepunkte der deutschen Hoffnungen rühmen zu hören gewohnt waren, erweisen sich zum Theil als recht routinirte parlamentarische Redner, namentlich über allgemeine Fragen, wo es gilt dem radikalen Umsturz oder der bequemen Phantasie Venedeys hausbackene Logik entgegenzusetzen, zum Theil als solche, die mit einem kräftigen, sonoren Organ kühnen Griffen dramatische Färbung verleihen können; aber organisirende Talente haben wir noch zu erwarten. Mittlerweile hat sich in den Parteiblättern der hiesigen Presse ein grimmiger Kampf im schwarzweißen und schwarzgelben Sinne entsponnen, der sich, wenn es nicht gelingt, dem wahrhaftigen Nationalgefühl Geltung zu verschaffen, immer mehr in separatistische Richtungen ausbreiten muß. Aber das Nationalgefühl läßt sich nicht leicht auf theoretischem Wege zu Stande bringen, und zu dem praktischen Bewußtseyn der Nationalität fehlt uns nicht mehr als alles, selbst das deutsche Vaterland, von dem Ernst Moriz Arndt vortrefflich singen mochte, das herzustellen ihm jedoch, wie so vielen Andern, die Begeisterung fehlte, die sich nicht auf Principien stüzt, sondern auf das Leben. Auch Arndt mußte am Ende gestehen, er wisse nicht, wo die Wiedergeburt Deutschlands zu beginnen oder aufzuhören habe.

Beilage: Kunstblatt Nr. 9.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 53. Freitag den 2. März 1849.

— Above me are the Alps,
The palaces of Nature, whose vast walls
Have pinnacled in clouds their snowy scalps,
And throned Eternity in icy halls
Of cold sublimity.

Byron.

Briefe aus Savoyen.

(s. Nr. 133—140. 1848.)

Der letzte kleine Ort, bevor man in das Thal von Chamouny eintritt, heißt Servoz, ein liebliches Dörfchen mit Kirche, Wirths- und Posthaus auf einem freien Platz, der von hohen Bäumen beschattet ist. Hier, wo im vorigen Jahrhundert, wenigstens zu Anfang desselben, noch Alles wüst und todt war, zeigt sich jetzt eine Industrie, die vollkommen unschuldig und ortsgemäß ist. Man verkauft in einem hübschen, dazu eingerichteten Saal Krystalle und sonstige Mineralien, die am Fuß der hiesigen Gebirge gefunden oder zu Tage gefördert werden. Da sieht man den köstlichen Krystall des Montblanc, vom reinsten Wasser durch alle Schattirungen von Grün und Braun, in rohen Stücken, wie er sich in der Natur findet, oder bereits geschliffen und in hundert Formen geschnitten: Schalen, Becher, Petschafte, Prismen, Ringe, Kästchen, wie man sie wünschen mag, und trefflich gearbeitet, eben so schön in ihrer Art wie die Holzschnitzereien in der Schweiz. Man könnte diese zugerichteten Steine Spielwerke des Luxus nennen, von denen sich der wahre Forscher mit lächelndem Kopfschütteln abwendet, aber er thut es nicht; auch für ihn hat der fleißige und kluge Bergbewohner des Thales von Chamouny gesorgt. Auf jenen langen Tischen finden sich in transportabeln Kästchen systematisch geordnet alle Gesteine dieser Berge, in beiderlei Gestalt, roh und polirt, und diese kleinen mineralogischen Kabinette sind käuflich und nicht zu theuer. — Was enthalten die dicken Folianten, die auf andern Tischen zu schauen sind? Gelehrte Abhandlungen? Ich schenke sie. Die Geschichte des Montblanc? Die Menschen wären dumm genug sie zu schreiben. Ja, es ist eine Geschichte des Montblanc und seines schönen Chamounythales, aber geschrieben von der Hand der Natur; ihre lieblichen Hieroglyphen sind zu Buche gebracht von der Hand jener hübschen Hirtinnen und Knaben, die dort herumsitzen auf Bauholz und Steinen und geübt sind in solcher Arbeit trotz einem Linné. Die Bücher enthalten Herbarien, die ganze Flora der hiesigen an den Himmel grenzenden Alpen, auf's Künstlichste geordnet und aufgezogen auf große Bogen. Da bleibt für den eifrigsten Botaniker nichts zu wünschen übrig; von der Alpenrose bis zum Grashalm, der im jungen Arveyron trinkt, findet er hier die ganze Flora des Gebirgs für einen Napoleon, mit dem Zusatz skeletirter Blätter für dreißig Francs. Eben so wird der Schmetterlingssammler, der Insektenfreund, der Ornitholog überrascht werden, die niedlichsten Sammlungen und Kabinette in Servoz anzutreffen. Ja nicht genug, den Montblanc selbst, das ganze Thal von Chamouny, auf das Zierlichste modellirt und in jeder transportablen Größe, hat man zur Auswahl der vermöglicheren Besucher hier aufgestellt. Und wer ginge fort aus Servoz und kaufte nicht irgend ein Andenken aus diesem heiligen Thale, einen Agath oder Krystall, womit das Fußgestell der Säulen dieses erhabenen Tempels geschmückt ist?

Jetzt sind wir im Gebiet des Königs der europäischen Gebirge, die höchsten Alpen des Welttheils umgeben uns. Von Wasserfällen umrauscht, die vom Mont Brevent herabstürzen, Laminenluft athmend, biegen wir in das erhabenste der Thäler ein, in das Thal von Chamouny. Man schreibt hier Chamounix,

weil es eben einmal das Land der X ist. Wir kennen in der Nähe ein Gex, ein Ferner, ein Bex, ein Chouex, ein Thonex und noch andere. Dann kommen die zahllosen Namen auf y, wie Passy, Magny, Regny; dann die Z, wie Servoz, Forclaz. Es lautet hier Alles auf X Y Z aus, während man in andern Südländern den Anfang des Alphabets liebt oder das tönende O. Wie schön klingt Roma! unter allen Ortsnamen gibt es keinen majestätischeren Klang, und auch Sorrento fällt nicht übel in das Ohr; es duftet dabei wie Pomeranzen und Citronen. Nach Orangen duftet das Thal von Chamouny nicht, es liegt hoch und ist kalt, und doch hat es etwas, was den Reisenden empfinden läßt, er sey weder in Norwegen, noch in Schweden, noch in Rußland, sondern da wo er ist, im lieben, grünen, kräuterreichen, mit Gletschern bedeckten Savoyen.

Auf 577 Quadratmeilen zählt Savoyen gegen 600,000 Einwohner, die in 19 Städten, 36 Flecken und 594 Dörfen wohnen. Der größte Theil des Landes ist mit hohen Alpen und Waldungen bedeckt, zwischen welchen sich schmale Thäler hinziehen. In mehrere der leztern hängen ungeheure Gletscher herab, das Klima ist veränderlich, der Boden nur wenig fruchtbar; doch bringt er Getreide, Wein, Hanf, Flachs, Kartoffeln, Obst und edle Kastanien hervor; vortrefflicher Wieswachs befördert die Viehzucht, die ansehnlichen Waldungen liefern viel Holz, und in den Gebirgen gibt es Wild, Murmelthiere, Gemsen und Steinböcke, als deren Heimath ganz besonders das Thal von Chamouny angesehen werden kann.

Und erst seit einem Jahrhundert etwa ist diese Heimath der Steinböcke, dieses eigenthümlich schöne Thal bekannt, in welches wir jezt einbogen, dem Mont Brevent gegenüber und schon im Angesicht des Bossongletschers, dessen Eispyramiden, Thürme von Krystall und Smaragd über die Waldung hervorragten, die ihn selbst unserem Auge entzogen. Der Zugang des Thales war damals den nächsten Umwohnern fremd; Niemand besuchte es in seiner schauerlichen, majestätischen Einsamkeit, was seinen besondern Grund hatte. Man hielt das Thal für verzaubert und es hieß in der Volkssprache nur la vallée maudite oder les montagnes maudites, obgleich man von dem Daseyn einer Abtei wußte, die im Schooße des Thales lag und bereits im frühern Mittelalter von einem Grafen gestiftet worden war. Aber die Benediktiner der Prieuré zeigten sich wenig und schienen ihre Abgeschiedenheit, ihre fast gänzliche Trennung von der Welt zu lieben. An ihnen wäre es wohl gewesen, den Irrwahn des Volkes, daß im Thal neben ihnen wilde, gänzlich rohe Menschen und böse Geister hausten, zu zerstören, aber sie unterließen solches und mögen wohl ihre Ursachen dazu gehabt haben. Nur auf einer Seite war das Thal zugänglich, auf der von Servoz und Sallenches, und auch hier nur mittelst gefährlicher Fußsteige am Ufer der tobenden Arve, welche wild und eiskalt wie keine andere Fluth aus dem Innern des Thales hervorstürzt; den zweiten, erst neuerdings entdeckten und erzwungenen Zugang zum Thal, an dessen östlichem Ende, über den Col de Balme, kannte man gar nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Herr Piepmeyer.

(Fortsetzung.)

In diesem Fall sah sich Schrödter, und wir verdanken diesem Umstande unsern Piepmeyer, und Piepmeyer verdankt ihm eine schnellere Berühmtheit, wenn er auch derselben später mit seinen Kollegen in der Versammlung nicht entgangen wäre. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht!

Den Mann sehen und ihn begreifen, war für Schrödter eins. Allein den Charakter tiefer zu fassen, ihn in allen den Einzelnheiten parlamentarischen Lebens zu schildern, aus denen sich die Größe des politischen Mannes zusammensezt, alle Phasen und Gemüthsstimmungen eines Volksvertreters gleichsam mit ihm durchzumachen, das wollte sich der bescheidene Maler allein nicht zutrauen. Er mußte sich eine andere Kraft beigesellen, eine Kraft, die selbst im Fluthendrange mitkämpft, die jedoch mit der Woge spielt, eine edle geistige Kraft, die sich über die Parteien zu erheben vermag und die Gabe der schärfsten Beobachtung mit dem fertigsten Witze verbindet, die Einsicht hat in die partikularsten Eigenheiten der Menschen und ein Einsehen hat mit ihren Schwächen. Schrödter ging nicht fehl, als er sich an seinen alten Freund Detmold wandte. Detmold, der uns den Typus deutscher Kunstkennerschaft und Kunstliebhaberei, wie er in Kunstvereinen, Bilderverlosungen, Museen und Kasinos schaltet und waltet, so treffend dargestellt hat, sollte hier einem Künstler, der uns einen Typus des neuerwachten politischen Lebens hinstellen wollte, mit Rath und That an die Hand gehen. Daß er auf den Vorschlag einging, war ein entscheidender Schritt zum Gelingen.

Die bei Schmerber zu Frankfurt erschienenen Biographien, zu welchen die Mitglieder der Paulskirche selbst ihre Lebensläufe und parlamentarischen Wirkungen mitgetheilt haben, da das Werk ja sonst unmöglich hätte zu Stande kommen können, war zur Zeit, als Herrn Piepmeyers Leben vorbereitet, das heißt in Arbeit genommen wurde, noch nicht da. Man mußte daher an Piepmeyern selbst die höfliche Bitte richten,

sich bei dem Werke durch Mittheilung authentischer Züge, Thaten und Handlungen zu betheiligen, was derselbe mit der größten Bereitwilligkeit seinem Freunde Detmold zusagte, der sich lebhaft deßhalb bei ihm verwendete, da es Schrödter sich nicht unterstanden haben würde. Durch diese Mitarbeiterschaft hat nun die Sammlung Piepmeyerscher Begebenheiten den Reiz und den nachhaltigen Werth einer Selbstbiographie, so gut wie jene bei Schwerber erschienene Sammlung, vor welcher sie die bildliche Darstellung und den kürzern und pikantern Text noch wesentlich voraus hat.

Trotz dieses Stempels treuer Wahrhaftigkeit, die jezt in allen Dingen, von den Staatsverhandlungen bis zu der simpelsten Aeußerung der Volksmänner verlangt wird, kommt Herrn Piepmeyers Leben der Vorzug und Reiz eines Zeitromans zu und es unterscheidet sich von den bisherigen Karrikaturen und ernsten Porträts wie das Werk eines ächten Dichters, der Zeit entlehnt, von einem Zeitungsartikel, der während der Sitzung auf den Bänken der Paulskirche verfaßt wird. Hier sind nicht flüchtig skizzirte Momente, sondern sinnig ausgeführte Situationen, die in innerem Zusammenhang stehen.

Nach dieser Einleitung will ich mir erlauben über den Helden selbst und die bis jezt vorliegenden Hefte, die sein parlementarisches Leben schildern, hier Einiges niederzulegen, um zu erläutern, was in jenen Heften fern von Frankfurt und später vielleicht in einzelnen Beziehungen unverständlich seyn würde.

Der kleine Piepmeyer erblickte das Licht der Welt in einer Stadt des nördlichen Deutschlands zu Anfang dieses Jahrhunderts. Der Mann kann noch nicht fünfzig alt seyn, obwohl ihn das öffentliche Leben der lezten Monate bedeutend abgenüzt hat. Möge er zum Wohle Deutschlands der Nation noch lange erhalten werden! Was wunderbar an Piepmeyern erscheint, das ist die Ungezwungenheit, die Familiarität könnte man sagen, mit welcher er die Formen des parlamentarischen und socialen Lebens sich zu eigen gemacht hat. Es ist ein gewisses, durchaus nicht vornehmes laisser aller in allem was er thut, von der Interpellation im Hause bis zum Aufstehen bei der Abstimmung, wobei er nie das lezte Wort des Präsidenten erwartet, sondern mit raschem Blicke seine Nachbarn überfliegend, genau deren Gesinnung zu errathen versteht, und entweder maschinenmäßig in die Höhe schnellt oder sich mit verächtlicher Gleichgültigkeit an die Lehne wirft und die Lippen wie zu gräulichem Hohne verzieht. Eben so zuversichtlich ist seine Fassung in den Clubs, sein Erscheinen im Wirthshause, wo er die Debatte versteckt nachhallen läßt, sein Auftreten in Salons, wenn seine jedesmalige Gesinnung es ihm gestatten will; denn sogar den Salon Sr. kaiserlichen Hoheit des Erzherzog Reichsverwesers meidet er offen, seitdem Zwiespalt unter den Kabinetten von Olmütz und Berlin in einer Frage zu herrschen scheint, die sich eben Piepmeyer als Lebensfrage gestellt hat. „Es gehört mehr als ein Leben dazu, um sie richtig zu beantworten," sind seine tiefsinnigen Worte.

Zuerst wurde Piepmeyer auf sich selbst aufmerksam, als er, aus dem Knabenalter getreten, ein Bild Napoleons ansichtig wurde, welches, in grellen Farben colorirt, ohne Glas und Rahmen, an die Thüre eines Schrankes in einer Dorfschenke angenagelt war. Er hatte schon früher Napoleon als Kaiser vielfältig in seiner Geburtsstadt abgebildet gesehen, allein nie war er ihm so bekannt vorgekommen, als eben jezt. Er konnte den Blick von dem Bilde nicht abwenden. Zufällig sieht er sich selbst in dem neben dem Schranke hängenden Spiegel, und nun erschrickt er fast, denn Zug für Zug sieht das Bild dem seinigen gleich. Diese auffallende Aehnlichkeit war, wie gesagt, das erste, was seine Aufmerksamkeit auf sich selbst weckte. Er strich die Haare, die ihm jezt ausgefallen sind, aus der Stirne, und unter ihr entsprang der Gedanke: „Nicht umsonst seh' ich aus wie du; ich will auch ein großer Mann werden!" wie die Jugend nun einmal ist. Er lächelte, als er mir diesen kleinen Zug mittheilte, legte mir die Hand auf die Schulter und sprach: „Benützen Sie ihn, wenn Sie es passend finden; es ist wenigstens guter Wille aus diesem Vorsatze des Jünglings zu entnehmen. Meine Wähler haben entschieden, der Nachwelt stelle ich das Weitere anheim."

Hierauf begegnete dem Jünglinge nichts mehr von Bedeutung. Er war bereits zum vollständigen Manne gereift, als er wieder eine Bemerkung machte, die ihn zum Nachdenken über sich selbst brachte. Er stand eines Morgens am Fenster, trommelte, wie er es gern that, um dem Geiste Ruhe zu gönnen, völlig gedankenlos auf den Scheiben und pfiff eine monotone Weise, die man noch nie von ihm gehört hatte. Er componirte sie offenbar wie bewußtlos. Plözlich erwacht er aus seiner Träumerei, schaut gen Himmel, senkt den Blick zur Erde, legt den Finger an die Nase, schnupft, kurz Alles zeigt deutlich, daß er sein Gedächtniß wecken will. Plözlich scheint er zu haben was er will; er lacht laut auf, springt zum Tisch und ergreift die nasse Zeitung, deren Lektüre er eben beendigt hatte, als er zum Fenster trat. Er überfliegt die Zeilen, pfeift wieder jene Melodie, und nun beginnt er erst mit halber Stimme, dann immer lauter zu singen. Es waren die Worte:

„Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein,
Ob sie gleich gier'gen Raben
Sich heiser darnach schrei'n."

Das frische Zeitungsblatt hatte dieses berühmte Lied nach Piepmeyers Wohnort gebracht; ich brauche nicht zu bemerken, daß es im Jahre 1840 war. Piepmeyer hatte die Weise gefunden, nach welcher man es singen konnte. Als später die Preise ausgeschrieben wurden, damit es Volkslied werde, wollte Piepmeyer es einem Musiker vorpfeifen, damit er es in Noten bringe, allein er konnte sich nicht mehr auf jene Melodie besinnen, und so ist das Becker'sche Rheinlied nie in das Volk gedrungen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Februar.

Das Künstlerfest.

In der alterthümlichen Künstlerstube zum „Stubenvollbräu," diesem schönen, bei zahllosen Jüngern der Kunst in ganz Deutschland, ja selbst Europa berühmten Trinkplatz, herrschte reges Leben und Treiben. Es galt wieder ein Künstlerfest herzustellen, wie die Künstlerschaft Münchens in frühern Jahren welche unternommen hatte, und da war denn sehr viel vorzuberathen und vorzubereiten. Man wollte der Welt zeigen, daß troz des Drucks der Jezzeit, der schwer auf den Künstlern lastet und manche harte Entbehrungen von vielen derselben fordert, doch der frohe Muth, die Zuversicht auf eine bessere Gestaltung der Dinge nicht in ihrer Brust erloschen sey, und die Aussicht auf ein starkes, einiges Deutschland sie fröhlichen Herzens alle Opfer bringen lassen. Dieser Gedanke gab die erste Veranlassung zum Feste und lag der ganzen Idee zum Grunde. Mit richtigem Takte erkannte man, daß es in der ernsten Gegenwart unpassend wäre, wollte man irgend einen heitern Faschingsscherz (wie vor drei Jahren den Einzug des Prinzen Carneval in München) zur Darstellung bringen, daß man aber auf der andern Seite sich auch nicht zu tief in's Politische einlassen dürfe. Und wie man so sann, welche Wahl zu treffen sey, da war es ein glücklicher Mund, der da sprach: laßt uns die schöne deutsche Sage darstellen, wie Kaiser Barbarossa im Schooß des Kyffhäuserberges schlummert, bis sein Bart dreimal um den Tisch gewachsen und der dürre Birnbaum auf der Welser-Heide zur Blüthe gekommen ist, und wie er nun erwacht, um als freier Kaiser über das einige, starke Deutschland zu herrschen. Der Gedanke fand allseitigen Beifall, er war in jeder Weise ein glücklicher, und die verschiedensten Kräfte begannen sich nun zu regen, um denselben auf eine der Künstlerschaft Münchens würdige Art zur Ausführung zu bringen. Es war dieß ein bedeutendes Stück Arbeit und mancher Künstler widmete mit großer Aufopferung seine ganze Zeit Tage, ja Wochen lang den Vorarbeiten des Festes. Den Text zu liefern übernahm der Maler Teichlein, rühmlichst erprobt als talentvoller Dichter, die Musikbegleitung componirte Herr von Perglas, der Entwurf zum Festbau und den einzelnen Gruppirungen und Zügen ging aus der schöpferischen Phantasie des Malers Kreling hervor, der von dem Architekten Berger und mehreren andern jüngern Künstlern dabei unterstüzt wurde; die übrigen Vorstände des „Stubenvollbräu" aber, die Maler Diez, Schön, Behr, Pezelt und Eberhardt nahmen sich mit regem Eifer der vielfachen andern Geschäfte an. Durch solche Kräfte mußte etwas Bedeutendes zu Stande kommen.

Der Abend des 14. Februars war zur Darstellung bestimmt. Schon Stunden vorher füllten elegante Damen und Herrn aus allen gebildeten Ständen der Stadt die Räume des Odeon, dessen hoher, großer Festsaal zum Schauplatz erkoren war. Gegen sechs Uhr wurden die Thüren geöffnet, und Kopf an Kopf stand bald die schaulustige Menge bis in die fernsten Winkel des Saales. Lang niederwallend, von blühenden Gewächsen umduftet, verhüllte ein großer Vorhang vor der hintern Rotunde des Saales den Festbau den spähenden Augen der Neugierigen. Um sieben Uhr endlich erschien König Max mit Gemahlin und zahlreichem Hofstaat und bald darauf ward das ersehnte Zeichen zum Beginn des Festspiels gegeben. Das stark besezte Orchester, vom Componisten Perglas selbst geleitet, warf mit den ersten Takten des Arndtischen Liedes die Frage auf: „Was ist des Deutschen Vaterland?" und stellte dann den Kampf der Stämme und Meinungen dar, indem die Composition sehr gelungen das Motiv der Frage durchführte. Nun öffnete sich der Vorhang, und ein Ruf der Bewunderung entfuhr unwillkürlich den Lippen Vieler. Das schöne gothische Portal eines Schlosses, meisterhaft gedacht und ausgeführt, erhob sich auf einem Felsen. In diesem, in einer fantastisch geschmückten Grotte, saß der Kaiser im alten malerischen, reichen Krönungsornat, die Krone mit funkelnden Edelsteinen auf dem Haupte, an einem Steintisch und schlief, während sein langer rother Bart sich um den Fuß desselben kräuselte. Zwerge und Erdgeister, in blizende Metalle gekleidet, schmiedeten an flammenden Feuern, die wirkungsvoll das Ganze beleuchteten, Waffen aller Art. In der Mitte des Baus, über der Grotte, wo die Pfeiler des Portales begannen, stellte die Bühne die Heide auf dem Berge selbst dar, in deren Mitte der bekannte dürre, nun aber blühende Birnbaum stand. Um den Baum, an dem ein alter fabelhafter Hirt saß, bewegten sich Elfen, die nach genialer Zeichnung von Balletttänzerinnen des Hoftheaters dargestellt wurden, in vielverschlungenem Tanze. Die Musik spielte einen leisen Elfenreigen, während dessen der Hirt seinen Spruch begann.

Ich käme wohl zu spät, wenn ich der dramatischen Entwicklung des Festspiels folgen und den Text der Reden und Gesänge mittheilen wollte; ich kann es mir aber nicht versagen, den Festzug kurz zu beschreiben.

Der lezte Auftritt des kurzen Dramas war von ergreifender Wirkung, und selbst Männern traten Thränen der Rührung in die Augen. Der Kaiser erschien in vollem Ornat oben auf der Scene; im selben Augenblick versank der Birnbaum und der Hintergrund verwandelte sich in eine lachende Rheinlandschaft, in der die Thürme des Kölner Domes hoch emporragten. Glockentöne erschallten in feierlichen Akkorden, Posaunen und Trompeten brausten darein. Den goldenen Mantel in malerischem Faltenwurf um sich schlagend, trat der Kaiser langsam feierlichen Schrittes vor, ergriff das Reichspanier und sprach dasselbe schwingend, während alle Volksstämme ihre Fahnen zum Zeichen der Huldigung senkten, mit volltönender Stimme die Worte:

Vernimm es, Welt, mit ehrfurchtsvollem Staunen,
Ihr Glocken dröhnt, verkündet es Posaunen,
Als Kaisergeist schlief einst in deutschen Landen
Des Reiches Herrlichkeit — sie ist erstanden.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 54. Sonnabend den 3. März 1849.

— Mutato nomine de te
Fabula narratur.

Horat:

Électeurs de ma province,
Il faut que vous sachiez tous
Ce que j'ai fait pour le prince,
Pour la patrie et pour vous.

Béranger.

Herr Piepmeyer.

(Fortsetzung.)

Die Zeit vom Erscheinen des Becker'schen Rheinliedes bis zum März 1848 soll hier nicht geschildert werden. Wie die meisten Deutschen, hatte Herr Piepmeyer auch keine Ahnung davon, daß Louis Philipp würde fortgejagt werden, und somit nahm er den bescheidenen Standpunkt eines vormärzlichen deutschen Politikers ein. Erst im März, als ganz Deutschland sich die Augen rieb, hob auch Piepmeyer das Haupt höher; er gedachte des Versprechens, das er einst vor dem kolorirten Bilde Napoleons abgelegt hatte und das ihm jetzt wie ein feierliches Gelübde vorkam, und in ihm sprach eine Stimme wie damals: „Groß und berühmt will ich werden — um jeden Preis!"

Die Wahlagitation begann; Herr Piepmeyer trat in das öffentliche Leben. Hier ist es, wo der Künstler sein Original in's Auge faßt, wo die erläuternde Feder Detmolds ihr Werk beginnt. Die strengste Wahrheit, die gewissenhafteste Treue leitet Beide; der Charakter entfaltet sich vor den Augen der Welt. Ich kann hier nur berichten, was in den bis jetzt erschienenen fünf Heften, die den Titel führen: „Thaten und Meinungen des Herrn Piepmeyer, Abgeordneten zur constituirenden Nationalversammlung zu Frankfurt am Main," enthalten ist,* und hebe einige Hauptmomente daraus hervor.

Auf dem ersten Blatte sehen wir Herrn Piepmeyer seinen Wählern Versprechungen machen, welche nach allen Seiten zu befriedigen geeignet sind. Hier verspricht er, für Freizügigkeit, Gewerbefreiheit, Aufhebung der Jagdrechte und aller Grund- und Feudallasten zu stimmen; dort deklamirt er für Aufrechthaltung des Bestehenden, für Zunftzwang; in einem Kreise entscheidet er sich für Freihandel, im andern für Schutzzölle. Man erstaunt über die Vielseitigkeit, man ist überrascht von dem Redeschwall des sonst nicht lauten Mannes. Nicht unbezeichnend hat der Künstler den einen Handschuh Piepmeyers auf den Tischrand so keck und herausfordernd hingezeichnet. Er sieht fast wie ein Ritterhandschuh aus, wie ein Stück Bekleidung aus Schrödters Arsenal, als er Don Quixote zeichnete.

Die nächsten Blätter zeigen uns den Mann im vertrauten Verkehr mit seinen Wählern. Bezeichnend sind die Schnapsgläschen, als er die Reinheit und Kraft seiner republikanischen Gesinnung den Wählern explicirt. Er nimmt Abschied von den Wählern. Unnachahmlich ist die Haltung, als er den ersten Akt des zum Parlament reisenden Volksmannes ausübt und Namen und Amt in das Frembenbuch schreibt. Wir sehen ihn hierauf im Eilwagen mit seiner Reisegesellschaft und müssen gleich hier den selbstbewußten Staatsmann erkennen. Die ersten Schritte in Frankfurt, die ein Deputirter gewöhnlich zu machen pflegt, gelten einer passenden Wohnung. Um wie viel mehr ist dieß bei Piepmeyer der Fall, dem bisher seine Häuslichkeit über Alles ging. Er wählt bescheiden ein Dachzimmer, der schönen Aussicht wegen. Seine ersten Schritte in der Paulskirche thut er nicht so entschieden. Er hatte von der Rechten und Linken nur unvollständige Vorstellungen; nun überrascht es ihn einigermaßen, als er Wesendonk donnern hört; Gagern

* Zu haben bei C. Jügel am Roßmarkt in Frankfurt a. M.

auf dem Präsidentensitz erscheint ihm wie zu nebelhafter Höhe entrückt. Piepmeyer sieht aus, als ob er überhaupt nicht wisse, ob er sich setzen oder stehen bleiben solle, und er ist daher sehr erfreut, als ihn ein artiger, wenn auch wild aussehender Mann antritt der sich für einen Journalisten ausgibt und ihn über Manches in's Klare zu bringen verspricht.

Piepmeyer wandelt sich um und entpuppt sich. Er kauft einen unförmlichen Hut, der seitdem Piepmeyer benannt wird, wie einst ein Hut Bolivar hieß; er bindet das dreifarbige Band in verschiedene Knopflöcher seiner Kleidungsstücke und beschließt sich einen Bart stehen zu lassen, um wie der Abgeordnete von Leitmeritz, der bekannte Dichter Moritz Hartmann auszusehen, dessen Aeußeres ihm sehr gefällt und dem er deßhalb nachstreben will.

Mit dem Journalisten besucht er Homburg, verliert sein Geld, bewundert die schöne Gegend und wird von seinem Freunde auf eine unbekannte Dame aufmerksam gemacht, die wohl eine russische Fürstin, vielleicht gar die Fürstin Lieven seyn könnte. Antrieb genug für ihn, die Bekanntschaft dieser Dame zu suchen; allein er nimmt sich vor, mit seinen politischen Ansichten zurückhaltend zu seyn und vielmehr so viel als möglich von der Politik des Czaren zu erforschen, die ihm — falls die Dame wirklich die Lieven wäre — von höchstem Interesse seyn müßte. Er verläßt jedoch Homburg, ohne das gewünschte Resultat erzielt zu haben.

Der Journalist regt eine andere große Idee in Piepmeyer an. Es gilt eine Erfindung. Der Deutsche entbehrt noch eines eigentlichen ausschließlichen Nationalgetränkes; Piepmeyer faßt die Idee von ihrer politischen Seite auf, der einzigen richtigen in dieser Zeit. Er wirft sie in seinem Kopfe hin und her; dieß hindert ihn jedoch nicht, der kleinen Eitelkeit Raum zu geben, daß er bei einem Blick in den Spiegel mit Wohlgefallen seinen Bart betrachtet und ausruft: „Noch vierzehn Tage — und ich sehe gerade aus, wie der Abgeordnete von Leitmeritz!" — Verzeihliche Schwäche, wenn man es so nennen kann!

In der Paulskirche hat Piepmeyer entschiedenes Pech. Mehrmals meldete er sich zum Worte, allein immer war der Schluß der Diskussion bereits erfolgt und er wurde zum Schweigen verurtheilt. Er unterließ es jedoch niemals, dieses seinen Wählern zu melden. Bei namentlichen Abstimmungen verfehlte er den rechten Zeitpunkt dadurch, daß er, um der Langeweile des Namensaufrufs zu entgehen, inzwischen einen kleinen Imbiß zu halten pflegte und dabei zu lange sitzen blieb. Zur Ausgleichung dieser auffallend ungünstigen Schicksalslaunen, welche Piepmeyers Namen aus den stenographischen Berichten verbannte, unternimmt es der Journalist, in einigen Zeitungen die Hoffnungen zu schildern, die sich an Piepmeyers Eintritt in das Parlament für Deutschlands Zukunft knüpfen lassen. Zu Hause macht Piepmeyer inzwischen ernste Zurüstungen zu einer zu haltenden Rede, übt Redensarten und Stellungen ein und es gelingt ihm Worte, wie: „den Wünschen des Volkes Rechnung tragen — von meinem Standpunkt aus — eine verrätherische Camarilla — eine brutale Soldateska — Reaktion, die offenbare Reaktion — das brechende Himmelsauge der Freiheit," mit den bezeichnendsten Bewegungen zu begleiten.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Savoyen.

(Fortsetzung.)

Alle Töne, die über die Berge herüber aus dem Thal von Chamouny drangen, waren schrecklicher Natur und die Hirten entflohen, wenn sie sie in der Ferne vernahmen. Von keiner Seite her in den Hochgebirgen krachte und donnerte es so häufig, heulte und brüllte es so furchtbar aus Schlünden und Klüften, wie von dort her. Alle Unwetter hingen sich an die bis zum Himmel hinaufdrohenden Eisspitzen und Gletscherhörner, Dents und Aiguilles, welche über dem verzauberten Thal ragten, und tobten dann mit Blitz und Sturm in seinem Innern. Oder man sah von den Gipfeln des Montblanc ungeheure Lawinen herabgleiten, die in ihrem Lauf Wälder mit sich rissen und mit dumpfem Getöse, bei dem die Berge in ihren Grundvesten bebten, niederfielen im Thal. Dazwischen gellte und klagte die Glocke der einsamen Abtei, die jedoch mit der Zeit schwieg; die Prieuré starb aus und verfiel, kein Mönch zeigte sich mehr und nur die bösen Geister tobten noch fort.

Wer mochte unter solchen Umständen sich hineinwagen in die montagnes maudites? Und so kam es, daß ihr einziger zweifelhafter Zugang geflohen, verabscheut und endlich vergessen wurde von den Hirten, geschweige daß es einem Reisenden eingefallen wäre, denselben zu suchen. Das Thal am Fuß des Montblanc stand in dem Ruf gleicher Unzugänglichkeit wie der Berg selbst und war der Welt vollkommen unbekannt. Zwei kühnen Britten war es vorbehalten, es wieder zu entdecken und einzudringen in seine Geheimnisse. Hundert und sechs Jahre sind verflossen, seit zwei jüngere Männer mit Haarbeuteln und runden weißen Perrüken, aber unter den Perrüken mit Kenntnissen und Gedanken ausgerüstet, in Chède ankamen. Sie sprachen ausländisch und ver-

langten einen Führer nach dem gefeiten Thal. Anfangs starrte man sie an und hielt sie selbst für verdammte Zauberer. Endlich gelang es ihrem Zureden, mehr vielleicht noch ihrem guten Gold, einen Gemsjäger zu gewinnen, der sie führte.

So drangen sie in das Thal ein mit seiner verschwiegenen und verschleierten Herrlichkeit. Fünf Stunden lang dehnte es sich vor ihnen aus mit allen Wundern seiner großen Natur. Sie trafen Wasserstürze, Gletscher, ungeheure Felsblöcke, die Trümmer der Abtei, nebst denen ganzer Wälder, und endlich bei weiterem Vordringen die Quellen der Arve und des Arveyron, das Eismeer mit seinen Grotten und Gewölben von Azur, wo jene beiden Ströme geboren werden, genug alle Geheimnisse und Wunder des verzauberten Thales. Als sie dem Riesengletscher nachgingen, der später den Namen des Eismeers erhielt, weil seine Oberfläche der des Meeres gleicht, wenn dieses während eines Sturmes erstarren könnte, und sich, je weiter hinauf, immer mehr ausbreitet, bis er sich der unendlichen Eisdecke anschließt, welche hier die Hochalpen bedeckt — als die kühnen Reisenden immer am Ufer des Gletschers emporsteigend, die Höhe des Montanvert erreichten, wo gegenwärtig ein zierliches Wirthshaus erbaut ist, kam eines jener Unwetter über sie, die häufig so schnell in dieser Bergwelt erwachen, mit furchtbarem Ungestüm herabstürzen von den Aiguilles und in der Regel Schneestürme oder Lawinen im Gefolge haben. Sie sind es, die mit ihrem weithin hallenden Getöse das Thal in üblen Ruf gebracht hatten, und heißen »Orages du Montblanc.« Vor der Wuth eines solchen Gewitters suchten nun die Reisenden Schutz und fanden ihn unter einem Granitblock, der eine Art kleiner Höhle überwölbte, vermuthlich ein Versteck der Gemsen oder der Steinböcke. — Hier übernachteten die Britten mit ihren Führern, und jezt, nach hundert Jahren, lebt dieses Ereigniß noch im Munde des Volkes fort und jedem Besteiger des Montanvert wird der Granitblock gezeigt, unter welchen die wackern Reisenden sich bargen, die ersten, welche in dieser todtdrohenden Wildniß zu übernachten wagten. Ihre Namen hat die Geschichte aufbewahrt: sie hießen Windham und Pococke.

Nicht lange nach ihrer Rückkehr in die Heimath ließen sie eine Beschreibung ihrer Reise in die savoyischen Alpen erscheinen und erzählten ihren Landsleuten von den Wundern des Montblancthales und der wüsten Abtei von Chamouny, die mitten unter Lawinentrümmern selbst in Trümmern lag. Nicht sogleich, aber doch bald kamen in Folge dieses Werkes mehrere neugierige Reisende hierher; man fand die Aussagen Windhams und Pococke's bestätigt, und der Ruhm des verzauberten Thals begann sich in auswärtigen Ländern zu verbreiten. Immer stärker ward der Zug der Besucher, immer größer die Aufmerksamkeit, die man ihm von allen Seiten widmete, zulezt auch von Seiten der Nachbarn und der Landesregierung. Es fand eine Art von Einwanderung in das öde Thal statt, die von oben begünstigt ward. Der in diesem Land allmächtige Stand der Geistlichkeit nahm sich der Sache an; die Abtei mußte aus ihren Trümmern erstehen; das Dorf Chamouny bildete sich, dann Bosson und zahllose Sennhütten; der Zugang bei Servoz und Chede ward erweitert, ein Uebergang über den Col de Balme entdeckt, und im Lauf der Jahrzehnte gestalteten sich allmählig die innern Verhältnisse des Thals von Chamouny so, wie wir sie jezt sehen. Ein sehr hübscher, stattlicher Flecken mit fünf bis sechs großen Hotels schmückt es, eine Kunststraße, und was sonst noch die erwachte Industrie des Menschen aus einer Wildniß hervorlocken mag.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

Eröffnung des Parlaments. — Bei Hofe. — Die Gesellschaft in Brighton.

Das Parlament hat seine Sitzungen begonnen. Nun können die armen Reichen, deren zarte Nerven den Novembernebeln Londons nicht zu widerstehen vermögen, so wie jene, die zu fashionabel waren, um ihr Weihnachtsfest in der Metropolis zu feiern, mit Anstand hierher zurückkehren und ihrem Schöpfer ihre Dankpsalmen stammeln, daß er sie nicht geboren werden ließ wie die übrige Menschheit, die diese Gesetze einer verfeinerten Civilisation vergeblich im Punch studirt, ohne sie jemals befolgen zu können. Täglich sieht man neue Ankömmlinge, täglich frische Equipagen und neu galonnirte Puderköpfe, denn die große Zeit naht, wo das erste Drawin-groom, das am 23. März stattfinden soll, das lang verhüllte Angesicht der Majestät den beglückten Unterthanen enthüllen soll. Victoria thut ihr Möglichstes, um nicht als Vollmond zu glänzen. Sie fürchtet so sehr die Corpulenz ihres königlichen Oheims zu erreichen, daß sie der Vorsichtsmaßregeln dagegen, namentlich der Leibesbewegung, nicht genug anwenden kann. Zu ihren diätetischen Regeln gehört jezt zwei Stunden nach dem Essen zu stehen, und diese Zeit — wahrscheinlich um die Verdauung durch keine geistige Anstrengung zu stören — verwendet Ihre Majestät darauf Patience zu legen, und die Herren und Damen des Hofes haben das Vergnügen, schweigsam im Kreise von einer Zehe auf die andere zu trippeln und dieser Unterhaltung in ehrfurchtsvoller Bewunderung zuzuschauen. Um die nöthigen Kräfte dazu zu sammeln, ruhen sie sämmtlich ein paar Stunden vor dem Mahle in ihren Zimmern aus. Es ist zu allen Zeiten eine schwierige Aufgabe gewesen, die Langeweile des Lebens zu ertragen, und härter noch als der Hunger zehrt dieser Feind der Menschheit

an dem Glück des Daseyns. Ist es aber schon hart genug, sich zu ennuyiren, wie viel schwerer noch muß es seyn, sich mit Anstand zu ennuyiren, und inmitten der steifsten Hofetikette, die Europa für Fürstendiener zu erfinnen wußte, die lächelnde Miene der Befriedigung auf der höfischen Lippe zu bewahren, während das Herz vor menschlicher Ungeduld unter dem Zwang kocht und nach Leben, Freiheit, Bewegung seufzt! Aber lassen wir das! Es hängen sich ja alljährlich doch nur halb so viele als sich hängen sollten und könnten. Zum Beispiel in Brighton, diesem fashionabeln Phänomen, das von seinem Kalkfelsen auf die eintönigste Wasserfläche schaut, die je ein Snob beäugelt, hat sich dort auch nur Ein Individuum während der Saison umgebracht? Leider nein! Die ganze Modewelt hat ruhig ausgehalten, bis sie, ohne zu erröthen, in ihre Stadthäuser zurückkehren konnte. Und noch jezt sind eine Menge tugendhafter Snobs dort zu finden, die die unerwartete Ankunft des Herzogs von Devonshire gebannt hat. Dieser hat auf zwei Monate ein Haus genommen, hat sein Musikcher mitgebracht, so wie auch seinen Privatklavierspieler, den er mit zweihundert Pfund Sterling jährlich salarirt, und hält offene Tafel, gibt Bälle und Feste, wo sich die schöne Welt vergnügt in ihren besten Kleidern von der lezten Londoner Saison einfindet. Zu der Elite dieses Kreises gehört auch Bulwer, der Schriftsteller, der jezt schon sein ältestes Söhnchen auf den Tanzplaz führt, während der ernst-verständige Vater sich in eine gediegene Unterhaltung mit irgend einer Notabilität einläßt. Seinen langen rothen Germanenbart hat er abgeschnitten; er paßte nicht zu der hier obligaten Stuzertoilette. Auch der junge Metternich ist erschienen, ein netter, bescheidener junger Mann, der sich nirgends das Ansehen gibt, als wenn er seines Vaters Sohn wäre. Ferner ist Lady Morgan zu nennen, sie ist aber schon zu vorgerückt in Jahren, als daß die Männerwelt ihr den überlegenen Geist zu gute halten sollte, und die Damen rechnen es ihr als unerträgliche Eitelkeit an, daß sie Dinge und Worte besser zu deuten weiß, als die bunten Schmetterlinge des Tages, die nur damit beschäftigt sind, den Staub auf ihren Flügeln zu bewahren. Ferner ist Mistreß Jameson erschienen, die würdige Frau, die eine so ernste Lebensbahn hat wählen müssen, weil das Gesez für ihre Klage kein Ohr hat. Dort aber gewahren wir Mistreß Gaskell, die Frau mit dem freundlichen, bleichen, liebenswürdigen Gesichtchen, die Freundin der Armen, deren Leiden und Freuden sie jezt eben in dem Roman: „Mary Barton“ so rührend vor das Publikum gebracht hat. Das Buch erzählt den ganzen Charakter der Verfasserin. Nur Selbsterlebtes kann mit dieser Treue und Wahrheit geschildert werden, nur das Mitempfundene kann uns in so lebendigen Farben gemalt werden, daß wir uns der Täuschung hingeben, es sey alles wirklich und wahr, und unsere Thränen fließen einem wirklichen, keinem eingebildeten Leiden. Mistreß Gaskell lebt in Manchester und ist die Gattin eines unitarischen Geistlichen. Sie schildert uns das Leben der dortigen Fabrikarbeiter und das Verhältniß zu ihren Herren: sie geht mit uns in die kleine Häuslichkeit derselben, sie führt uns zu ihrer Hochzeit, zur Geburt ihres ersten, zum Tod ihres lezten Kindes, sie macht uns völlig vertraut mit Allem, was die kleine beschränkte Welt eines solchen Lebens an Glück und Schmerz, an Freud und Leid, an Hoffnung und Glauben, an Kummer und Verzweiflung enthalten kann, und beweist, daß es für die scheinbare Ungerechtigkeit der Vorsehung in der Austheilung menschlicher Loose hienieden eine große Panacee gebe, aber auch nur Eine, und dieß sey die Sympathie des Reichen für den Armen.

(Fortsezung folgt.)

München, Februar.

(Fortsezung.)

Das Künstlerfest.

Jezt fiel der Triumphmarsch mit schmetternden Klängen ein und unter der Begleitung desselben stieg der Zug die Stufen herab, seinen feierlichen Umgang durch den Saal beginnend. Voran der Zugführer des Stammes der Bayern, dann die Bannerträger desselben mit den bayerischen Fahnen, darauf ein Sängerchor, mittelalterlich in bayerische Farben gekleidet, sodann die Stadt München, ihr Wahrzeichen, die Frauenkirche mit ihren Doppelthürmen in kunstvoll gearbeitetem Modell tragend; Bildhauer, Maler, Baukünstler, Erzgießer, in schönen mittelalterlichen Trachten, umgaben diesen Hauptsiz der deutschen Kunst. Darauf die Stadt Landshut mit Bürgern und Landleuten der dortigen Gegend im Nationalcostüm, Embleme ihrer Beschäftigung tragend. Es folgte die Stadt Salzburg, hinter ihr die schöne Büste Mozarts, mit Lorbeeren umkränzt, getragen auf einer mit Blumen und grünen Zweigen verzierten Tragbahre; Musiker, Sänger, Fackelträger, alle geschmackvoll gekleidet, umgaben den großen Meister. Die Bewohner des Hochlandes, die Senner und Sennerinnen, Gemsjäger, Holzknechte, Flößer, Bergleute aus dem Salzkammergute in ihrer malerischen Kleidung, eine lustige, dem Auge wohlgefällige Gruppe mit hübschen Frauen und stattlichen Männern. Wien, die jüngst so schwer geprüfte Kaiserstadt, mit ihrem alten Wappen; Südtiroler, Steirer und Kärnthner, alle in ihrer Landestacht mit den Zeichen ihrer heimischen Handthierungen. — Den Bayern folgte der Zug der Sachsen. Voran wieder der reichgekleidete Zugführer, das alte sächsische Wappen, das springende rothe Roß im weißen Felde auf dem Gewande, hinter ihm die Bannerträger mit den Fahnen der verschiedenen Zweige des großen sächsischen Volksstammes. Darauf die Städte Königsberg, Berlin, Leipzig, Dresden mit ihren Stadtwappen. Deutsche Gelehrte der verschiedenen Fakultäten, in feierlichem Ornat, von kecken, kühnen Studenten mit blizenden Schlägern umgeben. Träger mit den Statuetten Luthers, Leibniz's u. s. w. folgten, und ihnen schloßen sich wieder die alten Städte Magdeburg und Hannover an, theils von Frauen, theils von Männern dargestellt. Unmittelbar hinter Hannover eine sinnige Gruppe von Bergleuten aus dem Harz in ihrer einfach dunkeln, aber nicht unschönen Festkleidung. Nun das Banner der berühmten Hansa, ihm folgend die Städte Hamburg, Lübeck, Bremen. Die Städte begleiteten in reichen mittelalterlichen Festgewändern Kaufherren, die volle Geldtaschen am Gürtel tragen. Jezt der Seeküsten kräftige Bewohner, Schiffskapitäne mit Fernröhren, Matrosen, das stattliche Modell einer Fregatte mit der deutschen Kriegsflagge auf dem Vordertopp tragend, Wind und Wetter trozende Lootsen mit ihren langen Wasserstiefeln und groben rothen Frieshemden, andere wieder im sonntäglichen Puz mit dem breitrandigen Strohhut, den weiten blau und roth gestreiften Beinkleidern, tropische Erzeugnisse oder schilfbekränzte Ruder oder Fischernetze tragend. Nun Landleute aus der Gegend von Hamburg, unter denen besonders die wegen ihrer eigenthümlichen Tracht weit und breit bekannten Vierländer sich auszeichneten; dann ostfriesische und westphälische Bauern und Bäuerinnen, Eisenschmelzer aus der Grafschaft Mark, Weber aus Schlesien, Schnitter und Schnitterinnen aus verschiedenen norddeutschen Landstrichen.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 16.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nº. 55. Montag den 5. März 1849.

> Ces glaciers majestueux présentent un des plus grands et des plus singuliers spectacles qu'il soit possible d'imaginer. L'air pur et frais qu'on respire, la belle culture de la vallée donnent l'idée d'un monde nouveau, d'une espèce de paradis terrestre. La route partout belle et facile permet de se livrer à une délicieuse rêverie.
>
> Saussure.

Briefe aus Savoyen.

(Fortsetzung.)

Diese Industrie steht indessen immerhin in einem Verhältniß zu der umgebenden Natur, welches nicht fürchten läßt, daß jene die Größe, Wildheit oder Erhabenheit der lezteren störe. Der Mensch ist zu geringfügig gegen diese ewigen Massen und Kräfte, die sich von ihm weder beherrschen noch bewegen lassen, und zulezt verschwindet er mit allen seinen Bestrebungen in diesem majestätischen Ganzen. Irgend anderswo dürfte man fürchten, das Thal werde durch Anlagen, Straßen, schöne Häuser, durch das immerwährende Kommen und Gehen Fremder in seinem innern Charakter, dem der Einsamkeit und Größe, verlezt. Das ist nicht der Fall, beide Eigenschaften sind hier unzerstörbar. Was schadet es, daß täglich Karavanen von Maulthieren und Sänften die steilen Pfade des Montenvert hinaufziehen? Das Eismeer zu ihren Füßen mit seinen gefrorenen Wogen, seinen azurblauen oder smaragdnen Eisthürmen, bleibt immer dasselbe. Noch kracht es in dem Gletscher des Arveyron, der schäumend seine blauen Gewölbe verläßt, um in das Thal hinabzubrausen, gerade wie sonst, noch immer donnert es von Minute zu Minute mit langhinziehendem majestätischem Rollen durch die obern Gebirge, durch die Region der Aiguilles und Dents, noch toben die Montblancstürme, noch stürzen die Lawinen ihre alten Bahnen hinab oder wählen sich neue, unbekümmert, ob sie dabei Wälder brechen und Sennhütten zerstören, deren Trümmer das Thal bedecken. Genug, der Charakter des Thals ist nicht verweichlicht worden, seit die Civilisation hineingedrungen und man daselbst an Table d'hôte Champagner trinkt und in schönen Matrazenbetten schläft.

Mein Begleiter war ein mir längst befreundeter Genfer, der Sohn eines Geistlichen, ein junger, liebenswürdiger Mann, aber mit dem puritanischen Anstrich, der vielen Genfern einen so eigenthümlichen, aber nicht Jedermann angenehmen Anstrich gibt. — Wir kehrten im Hôtel de l'Univers ein und machten vor dem Schlafengehen noch einen Spaziergang in die Umgebungen des Fleckens, der eine Posterpedition, d. h. ein von der Post von Salenches abhängiges Bureau, und, wie gesagt, eine Auswahl von schönen Gasthäusern besizt.

Die Sonne war schon längst hinter dem Mont Brevent verschwunden, aber ein diesem gegenüber liegender und nur durch das schmale Thal von ihm getrennter Gipfel glühte wie die Morgenröthe in vollem rosigen Purpur und warf ein ganz eigenes, wunderbares Licht in die Dämmerung des Thales herab. Als es längst schon dunkel war, zeigte sich der Berg roth, ward dann violett, blau und endlich weiß — er nahm die Farbe seines Namens an und hüllte sich so ernst und still in den Schleier der Nacht. Es war der Rücken des Dromedars: so nennen die hiesigen Landleute den Gipfel des Montblanc. — „Wie groß ist Gott in seinen Werken!“ sagte mein Freund Cäsar. — „Sie haben Recht, Freund,“ erwiderte ich; „darum muß man auch nie kleinlich von ihm denken.“ — „Was nennen Sie so?“ — „Gar Vieles, was in unsern Gedanken an Gott ein altes Herkommen ist, und Alles was sich von der Vernunft lossagt.“ — „Aber die

Vernunft ist so kurzsichtig!" — „Ich finde das nicht. Sie begleitet uns als eine treue Mutter durch das Leben, und selbst zu den Sternen hinauf. Wenigstens meinen Ausblick zu dem Höchsten beschränkt sie nie, ja, sie war mir dabei stets eine liebe Führerin. Nur wo sie sich abwandte, da waren trübe, dunkle Stellen, von keiner Sonne beleuchtet." — „Dafür beleuchtet von dem Licht des Glaubens, und solches ist das wahre Licht." — „Nun wohl, Licht ist Licht, ob es von der Sonne stamme, oder ausgehe von den Sternen, oder von den Kerzen, die sich der Mensch anzündet. — Lassen Sie uns zur Ruhe gehen, Cäsar." — Wir thaten es.

Ein Jahr, bevor Windham und Pococke unter dem Granitblock am Ufer des Eismeers in den verzauberten Bergen schliefen, ward sechzehn Stunden davon, in Genf, ein Knabe geboren, der sich bald durch einen hellen Kopf, durch reges Gefühl, Wißbegierde und Lebendigkeit auszeichnete. In seinem zwölften Jahr war dieser Knabe schön, gut, offen, unternehmend, der Liebling Aller, die ihn näher kannten, in seinem achtzehnten Student und in seinem zweiundzwanzigsten bereits Professor der philosophischen Fakultät an der Akademie seiner Vaterstadt. Der junge Philosoph war aber keine frühreife, unzeitige Frucht, kein bloßer Perrückenweiser, sondern ein wirklicher, und dazu eine gesunde, kräftige, strebende Natur, was die wahrhaften Weltweisen immer sind. Er liebte Gott in seinen Werken, und diese zu erforschen und kennen zu lernen, schien ihm eine der ersten Aufgaben des denkenden Geistes. Vorzüglich beschäftigte seine Wißbegierde der innere Bau, die Gestaltung und Geschichte unseres Planeten, so weit die leztere aus den Merkmalen sich verfolgen läßt, die sie zurückgelassen und die der Laie übersieht, während sie dem durch Wissenschaft Geweihten leserliche Chiffern sind. Der Bau und die Eigenthümlichkeit der Gebirge, ihre Höhe, ihre Verbindung, die Verwandtschaft ihrer Schichten und Massen, die Spuren der großartigen Umwälzungen, welche alle mehr oder minder zeigen, und denen sie ihre Gestalt, wie sie sich darstellt, verdanken, kurz Geologie im weitesten Sinne war das Lieblingsstudium des Genfer Professors, dem er Kraft und Zeit widmete. Alljährlich machte er deßhalb Reisen in die nahen Alpen, aber auch in fernere Länder; er besuchte Frankreich, England, Italien und stellte überall wissenschaftliche Forschungen an, nicht allein im Gebiet der Geologie, sondern in jedem der Naturkunde verwandten. Er war Botaniker, Zoolog, Meteorolog, und die neuen Erfindungen und Versuche in der Aerostatik fanden bei ihm die regste Theilnahme und Bewunderung. Er selbst bewies große Geschicklichkeit in Erfindung neuer Instrumente zu naturwissenschaftlichen Untersuchungen. Der Hygrometer, Heliothermometer, Cyanometer u. a. sind seine Schöpfungen.

(Fortsetzung folgt.)

Herr Piepmeyer.

(Fortsetzung.)

Troz dem, daß die so wechselnden Zeitereignisse im Osten und Norden unseres Vaterlandes Piepmeyer auffordern, mit Ernst und Ruhe zu erwägen, ob er nicht mit seiner politischen Ueberzeugung etwas mehr rechts, gleich darauf wieder, ob er nicht etwas mehr links rücken soll, beschäftigt ihn der Gedanke an ein deutsches Nationalgetränk unaufhörlich. Ein Blatt, quasi allegorisch, zeigt uns den deutschen Mann inmitten ächt vaterländischer Ingredienzien bei der Arbeit. Bayrisch Bier, Aepfelwein, Fusel und Hopfen, auch Berliner Weißbier hat er um sich gruppirt, und oben in Wolken reicht ihm ein bärtiger Mann im Frack auf einem Fasse sitzend, mit Krone und Reichsapfel, gleich dem zukünftigen demokratischen Kaiser anzuschauen, den vollen Kranz des Ruhmes.

Der Traum zerrinnt. Auch der volkswirthschaftliche Ausschuß beschäftigt sich mit dieser Angelegenheit und Piepmeyer will Mitglied desselben werden. Wir erblicken ihn in der Registratur dieses Ausschusses, deren Inhalt er bewundernd durchmustert, da sie ihm erst recht den Beweis liefert, zu welchem Umfang die Thätigkeit desselben gediehen ist. Sie erstreckt sich über die Vexationen der Schiffsjungen durch die Matrosen, über verschiedene Mittel gegen Ungezieser, über Verbesserung der Papierscheeren, über die zweckmäßige Reinigung verschiedener Geschirre, über Verbesserungen an Hosenträgern, deßgleichen an schwerem Geschütz, über das Verhältniß zwischen Staat und Kirche, über die Benützung der Cigarrenasche als Düngemittel u. s. w. Da ist Piepmeyers Wirkungskreis; er schwärmt für Nationalökonomie.

Aber der große Tag ist erschienen: Piepmeyer will und muß einmal die Tribüne besteigen. Ein Antrag ist zurückgenommen worden; er nimmt ihn wieder auf. Man kann über den Eindruck, den seine Erscheinung macht, nicht urtheilen. Man ist ruhig, das ist Alles, was sich sagen läßt. Mit welchem Gefühl berichtet er diese Thatsache seinen Wählern und seiner Frau! Er muß zweimal den Anfang des Briefs an die leztere ausstreichen, weil er jedesmal statt: „Liebe Karoline," schreibt: „Meine Herren." Das drittemal schreibt er's wieder und läßt es stehen. „Du siehst daraus," sezt er hinzu, „wie voll ich noch von

dem Eindrucke der Tribüne bin; ich bin ganz Politik, ganz Parlament. Ich wollte, meine Jungen wären hier und nähmen ein Beispiel!"

Die Bekanntschaft jener Dame aus Homburg, die doch wohl nicht die russische Fürstin Lieven gewesen seyn mochte, verwickelt Herrn Piepmeyer in einen höchst ungeschickten Conflikt mit verschiedenen Kaufleuten, zu welchen er die Dame geführt hat, um das Vergnügen zu haben, sie Einkäufe machen zu sehen und ihren Geschmack bewundern zu können. Es setzt ihn einigermaßen in Erstaunen und nicht weniger in Verlegenheit, die Rechnungen dafür bezahlen zu sollen, die ihm in das Haus gebracht werden. Es ist noch kein Gesetz gegeben, welches die Mitglieder der Nationalversammlung gegen das Bezahlen von Rechnungen in Schutz nimmt; und der Fall scheint für den Abgeordneten Piepmeyer Ernst werden zu wollen.

In dieser gerechten Bedenklichkeit entschließt er sich, das unwillkommene Ereigniß in seinem Klub zur Verhandlung zu bringen. Wir sehen ihn mit beredter Zunge, eben so eindringlich als schmerzlich bewegt, seinen Vortrag halten. Stellung und Ausdruck der Züge sind trefflich wiedergegeben; wer jemals Gelegenheit hatte, Piepmeyer im Feuer der Rede und der Ueberzeugung zu sehen, erkennt ihn hier auf dem Blatte in der Zeichnung Schrödters im Augenblick wieder. Aber auch die Klubisten, seine politischen Freunde, sind treu geschildert. Es ist als sähen wir sie wirklich vor uns, die wackern Männer, die Schrödter hier wiedergegeben hat.

Die Ansichten der Klubisten gehen himmelweit auseinander; auch dieß ist Porträt. Einer derselben schlägt vor, er solle auf diplomatischem Wege seine Entschädigung reklamiren, er solle zu diesem Behufe die Centralgewalt zur Anknüpfung diplomatischer Verbindungen mit Rußland auffordern, und das Reichsministerium interpelliren, weßhalb dergleichen Verbindungen mit Rußland noch nicht angeknüpft worden. — Ein zweiter glaubt, wenn die diplomatischen Verhandlungen zu dem erwünschten Ziele nicht führten, dürfte ein Reichskrieg mit Rußland anzuempfehlen seyn, inmaßen ein solcher Krieg mit Rußland in Deutschland sehr populär wäre. — Ein dritter ist der Meinung, daß die Volksvertreter in ihrer exceptionellen Stellung ohne Genehmigung der Nationalversammlung weder zu Zeugenaussagen, noch zu andern Unannehmlichkeiten gezwungen werden können. — Ein viertes Mitglied schlägt vor, eine gegen dergleichen Ereignisse schützende Bestimmung in die Grundrechte aufzunehmen. — Ein fünftes Mitglied findet den Unfall jedenfalls zu einer Interpellation an das Reichsministerium geeignet und erwünscht.

Eine Parlamentsrede Piepmeyers mit ihren obligaten Folgen bildet den Inhalt der nächsten Blätter. Wir erblicken den Redner auf der Tribüne, den Präsidenten mit der Schelle, die Mitglieder schlafend oder fortlaufend, was man „fortlaufenden Beifall" zu benennen übereingekommen ist. Alsdann sehen wir den Redner seinen Freunden von der linken Galerie klingenden Dank spenden und zum Schluß bei Professor Wigand, dem Redakteur der stenographischen Berichte, um eine angemessene Anzahl „Bravos" und allgemeinen „Beifall" nachsuchen.

Das nun folgende Blatt erweckt ernstere Betrachtungen. Wir sind im November; Wien's Katastrophe, Berlin's bedrohliche Aspekten füllen alle Gemüther. Piepmeyers Weg führt ihn an einem Bilderladen vorüber. Wir sehen die Helden des Tags an dem Schaufenster: Cavaignac, der die Ruhe in Paris hergestellt, Wrangel, Jellachich, Fürst Windischgrätz, daneben die Beschießung Wiens. Piepmeyer betrachtet diese Bilder als Patriot, als Deutscher, als Nationalvertreter; er geht auf einen Augenblick in sich, er überfliegt seine Laufbahn seit dem März und findet es jetzt gerathen, etwas weiter rechts zu rücken. In großer Bewegung geht er nach Hause.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Februar.

(Schluß.)

Das Künstlerfest

Jezt in der Mitte des Zuges der Reichsmarschall in ritterlicher Kleidung mit der Reichsfahne; darauf Kaiser Barbarossa selbst, eine hohe kräftige Gestalt, mit langem bis auf die Füße herunterwallendem rothbraunem Bart. Die glänzende Krone mit funkelndem Gestein deckte sein Haupt, der Kaisermantel, ganz von Goldbrokat und Hermelin, floß um seine Schultern, das mächtige Reichsschwert hielt seine Rechte. Langsam, feierlich schritt er einher, umgeben von Rittern in alten prächtigen Rüstungen und von Minnesängern. Die Gnomen und Kobolde in ihrer blitzenden Tracht, lange Fackeln schwingend, daß die

Funken umhersprühten, folgten dem Kaiser in mehreren Gruppen. Drauf kam der Zug der Schwaben; voran wieder der Zugführer, hinter ihm der Bannerträger mit der schwäbischen Wappenfahne, darauf die Stadt Stuttgart, gefolgt von der mit Lorbeeren geschmückten Büste Schillers auf reich verziertem Postamente. Dichter und eine sinnig gedachte Familie aus der Glocke umgaben die Büste. Landleute aus dem Schwarzwald und Seekreis mit der Statuette Hebels, Weingärtner mit Tonnen, Bechern und andern Attributen, schwäbische Bauern und Bäuerinnen in ihrer eigenthümlichen Tracht bildeten ferner den Schwabenzug, den die alten Städte Augsburg, Ulm, Reutlingen und Eßlingen mit verschiedenen Zünften schloßen. — Der Zug der Franken war der lezte. Voran wieder der Zugführer, der Bannerträger und das Sängerchor, darauf Zwerge mit dem Nibelungenhort und Siegfrieds Schwert. Die alten fränkischen Städte Worms, Speier, Köln; lezterer folgten Träger mit den Schäzen Kölns, dann kölnische Bürger und Landleute. Die Stadt Nürnberg, begleitet von Bannerträgern, von Künstlern mit der Statuette Dürers, einer Künstlerfamilie jener Zeit und Lehrlingen der Malerei und Bildhauerei. Das goldene Mainz, von einer schönen Frau dargestellt, Buchdrucker mit der Statuette Gutenbergs, einer Bibel und mehreren andern Insignien folgten. Darauf Frankfurt, neuerdings wieder zu so hohen Ehren gekommen; die umkränzte Büste Goethe's, dieses größten Sohnes der Stadt, umgeben von der lyrischen und tragischen Muse, von Dichtern, Schauspielern u. s. w., alle in passender Kleidung. Die Stadt Bonn, hinter ihr die Büste Beethovens, von Musikern und Sängern umgeben. Lustige Winzerinnen und Winzer aus den Rheinlanden, heitere Gruppen bildend, schloßen den ganzen Zug. — Wohl über eine Stunde dauerte der Umgang durch den Saal, bis die lezten wieder oben auf der Scene angekommen waren. Das eigentliche Fest war hiemit geschlossen, es folgte der lustige Tanz, in dessen Reihen sich bald auch viele Theilnehmer des Zugs in ihren verschiedenartigen Gewändern mischten, so dem Ganzen eine bunte, eigenthümliche Färbung ertheilend. Das Fest war in jeder Hinsicht gelungen und der Eindruck desselben ein sehr bedeutender. Musik, Dichtkunst und plastische Künste in schönem Bunde hatten das großartigste Ganze geschaffen. Auch nicht Ein Kostüm unter den vielen hunderten — der ganze Zug zählte an vierhundert Mitwirkende — war unmalerisch oder ungetreu; es war aber auch von jeder einzelnen Figur vorher eine Skizze gemalt worden. Es gehörte der leidenschaftliche Eifer der Künstlerschaft Münchens dazu, um ein solches Festspiel zu schaffen, und wir glauben kaum, daß eine zweite deutsche Stadt ein gleiches zu Stande brächte. Was aber hier in sinniger Weise dargestellt wurde, die Einigung aller deutschen Stämme zu einem Ganzen, möchte es bald zur Wirklichkeit werden! Hat nicht der dürre Birnbaum auf der Heide des Kyffhäusers, an den die Sage sich knüpft, wunderbarer Weise im lezten Frühling wirklich neue Blüthen getrieben?

London, Februar.

(Fortsezung.)

Literatur. — Mistreß Gaskell.

Mary Barton, die Heldin des Buches, ist die Tochter eines Fabrikarbeiters in Manchester, der sich und seine Familie ehrlich und redlich von dem Gewinn seiner täglichen Arbeit ernährt. Der Handel blüht, die Fabriken sind reichlich beschäftigt und der Lohn ist gut; Liebe und Zufriedenheit herrschen in dem kleinen häuslichen Kreise, und kein Glied desselben wünscht es anders als bisher. Mary ist zwölf Jahre alt. Jezt wird ein zweites Kind geboren und die Mutter wird das Opfer. Tief ist der Schmerz und die Trauer der kleinen Familie, und obwohl Mary schon recht verständig ist und sich des Hauswesens annimmt, so kann sie dem Vater doch die Verstorbene nicht ersetzen. Jezt tritt eine Handelskrisis ein, die Hälfte der Arbeiter wird entlassen, die andere wird auf halbe Arbeit und halben Lohn gesezt und dieser nährt sie nur kümmerlich. John Barton murrt. Der Fabrikant lebt äußerlich auf dem alten luxuriösen Fuße, ihm scheint nichts abzugehen; warum also muß der Arbeiter allein der Leidende seyn, er, der mit dem Schweiße seines Angesichts den Wohlstand des Reichen erkauft hat? — Barton geht unter die Chartisten und wird einer der gefährlichsten Aufwiegler und Redner. Mary ist indessen zu einer Schneiderin in die Lehre gegangen und hat mit dem kleinen Erwerb, der ihr dort geworden, das Haus erhalten, denn der Vater hat in seinem bittern Unmuth den geringen Verdienst, der sich ihm hätte bieten mögen, verschmäht und übertäubt seine üble Stimmung durch starke Getränke. Rührende Züge der Selbstaufopferung, der Nächstenliebe und der Werkthätigkeit kommen dazwischen vor. Auch in das Haus eines reichen Fabrikherrn werden wir mitunter geführt und sehen das Leben und Denken seiner Familie im Gegensaz zu der armen Hütte, die wir eben verlassen haben. Den Schluß des Buches füllt der Mord, den John Barton am einzigen Sohne des Fabrikanten begeht. Der untröstliche Vater will Rache und sezt tausend Pfund Sterling auf die Entdeckung des Thäters. Ein junger Mann, von dem John Barton die Büchse geborgt, wird festgenommen; Mary liebt diesen und weiß, daß er unschuldig, ihr Vater aber der Thäter ist. Der Kampf der Liebe und Kindespflicht ist wahr und rührend geschildert. Sie weiß, sie kann den Einen nicht retten, ohne den Andern zu verderben; es bleibt ihr nur der Ausweg, zu beweisen, daß der Geliebte an dem Abend, wo der Mord begangen worden, sich an einem andern Orte befunden habe. Mit unendlicher Mühe treibt sie einen Zeugen auf, und der junge Mann wird freigesprochen. — Die Scene vor dem Gerichtshof, wo sie dem früher zurückgewiesenen Geliebten, für den sie als Zeugin auftritt, ihre Neigung gesteht, ist von hohem dramatischem Effekt und so einfach als schön gehalten. — Mistreß Gaskell hat ein schönes Talent der Darstellung und ihren schriftstellerischen Beruf unverkennbar bewiesen. Im einfachen Leben, das sie so treu zeichnet, hat sie jene Poesie des Herzens entdeckt, die dem oberflächlichen Beobachter entgeht. Sie hat auch die eigenthümliche Sprache jener Klaße beibehalten, und der ungrammatikalische Ausdruck wird, man weiß nicht weßhalb, dem Ohr durchaus nicht lästig. Wie immer in solchen Fällen, legt auch ihr die Kritik zur Last, daß sie den Armen zu sehr das Wort geredet habe; indessen ist die Beschuldigung ungerecht. Nirgends findet man einen Ausfall gegen die Reichen. Im Gegentheil weist sie häufig darauf hin, daß das Glück derselben mehr Schein als Wirklichkeit sey. Sie eifert nur gegen die Kluft, die den Reichen vom Armen trennt und die die Ursache des ganzen Uebels ist. Sie sollten sich als Menschen kennen lernen und sie würden sich verstehen. Freiheit und Gleichheit seyen Worte ohne Sinn; das Loos der Menschen müsse, je nach Kräften und Anlagen, nach Handeln und Streben immer verschieden seyn; das habe die göttliche Weisheit selbst so gewollt, und zum Bestehen der menschlichen Gesellschaft sey der Wetteifer nothwendig; das hindere aber nicht, daß der Mensch unter allen Verhältnissen Mensch bleibe, und daß den einen Pflicht sey, was die andern ansprechen können — menschliche Theilnahme.

(Fortsezung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 56. Dienstag den 6. März 1849.

Sic nunc te in forum et ad causas et ad vera proelia voco. — Effervescit vis pulcherrimae naturae tuae.

Tacitus.

Herr Piepmeyer.

(Fortsetzung.)

Auch Piepmeyer könnte ein Märtyrer werden. Wie, wenn Soldaten in das Sitzungslokal drängen? Unter Bajonnetten berathen? nie! Seine lebhafte Phantasie führt ihm den schrecklichen Fall lebhaft vor. Er denkt sich, welche Stellung er annehmen wollte, wie er sich die Brust entblöste, wie er ausriefe: „Stoßt zu, verthierte Söldlinge!" Er denkt sich das Standbild, welches ihm einst seine dankbaren Mitbürger nach seinem Tode auf dem Marktplatze errichten werden. Er wünschte zu leben, um dem Künstler sitzen zu können. Er will es in sein Testament setzen: nur die einfache Toga und die Bürgerkrone im Haar, das ziemt dem Verdienste, wie meines war. Schrödter hat ihn uns in solchen Momenten der verschiedenartigsten Begeisterung trefflich gezeichnet.

Auf's Neue rückt eine Gefahr heran. Der demokratische Verein seines Wohnorts reißt ihn durch eine Adresse aus der für den Augenblick gesicherten Position der rechten Seite, und Piepmeyer beschließt bedeutend weiter links zu rücken. — In Bezug auf diese Adresse sehen wir ihn eine Interpellation an das Reichsministerium richten. Ich setze sie wörtlich her, da die Leser schwerlich Lust haben werden sie in den stenographischen Berichten aufzusuchen.

Interpellation des Abgeordneten Piepmeyer: Ich richte an das Reichsministerium folgende Fragen: Ist es dem Reichsministerium bekannt, daß

1) der Bürger und Schuhmachermeister Jakob Friedrich Götze zu Bederkesa zweiter Vorstand und aushelfender Schriftführer des demokratischen Vereins daselbst, am 4. September d. J., zwischen zehn und eilf Uhr Nachts aus einer Sitzung des demokratischen Vereins sich nach seiner Wohnung zu begeben im Begriff war — daß

2) auf diesem Wege nach seiner Wohnung der genannte Bürger an der Ecke der langen Straße und des Marktes mit dem Rathsnachtwächter Johann Heinrich Pittschaft zusammmentraf — daß

3) in diesem Augenblick der Hund des genannten Rathsnachtwächters den um die Ecke biegenden Bürger Götze ansprang und anbellte — daß

4) als der in dieser Weise angesprungene und angebellte Bürger Götze mit seinem Stocke sich gedachten Hundes zu erwehren suchte, der genannte Rathsnachtwächter Pittschaft herbeieilte und mit groben Worten dem Bürger Götze es verwehren wollte, den Hund mit seinem Stock zu schlagen, also von seinem Eigenthume Gebrauch zu machen — daß

5) als hierauf der genannte Bürger Götze dem mehrgedachten Rathsnachtwächter Pittschaft dieses sein ungebührliches, aus einer nicht mehr zeitgemäßen, rein bureaukratischen Tendenz entspringendes Betragen verwies und dabei erklärte, daß ein solches Betragen des gedachten Nachtwächters und seines Hundes um so weniger angemessen erscheine, als er, Götze, Mitvorstand des demokratischen Vereins sey — daß

6) darauf der genannte Nachtwächter unter mehreren unziemlichen Worten gegen den Bürger Götze sich auch des Ausdrucks bediente: Er demokratischer Lump!

(Hier entstand Unruhe auf der Linken. Hört! Hört! Pfui! Pfui! Der Präsident klingelt: Ich bitte um Ruhe, meine Herren; Herr Piepmeyer, fahren Sie fort.)

„In Erwägung nun dieser Thatsache," fuhr dieser fort, „in Erwägung, daß bureaukratische Uebergriffe solcher Art, die an die schlimmsten Zeiten des Metternich'schen Polizeistaates erinnern, freien deutschen Staatsbürgern gegenüber unwürdig und unzulässig sind, daß sie eine Verkümmerung der Märzerrungenschaften des deutschen Volkes enthalten —

(Auf der Linken: Bravo! Bravo!)

In Erwägung ferner, daß namentlich darin, daß jene Mißhandlung eines deutschen Staatsbürgers gerade in einem Augenblick geschah, als dieser aus einer Sitzung des demokratischen Vereins heimkehrte, und somit darin offenbar eine Verkümmerung des freien Vereinsrechtes und ein Eingriff in dieses Recht enthalten ist —

(Auf der Linken: Hört! Hört!)

In Erwägung endlich, daß der gebrauchte Ausdruck: „demokratischer Lump," ein offenbar tendenziöser, daß namentlich die Verbindung der Worte „demokratisch" und „Lump," ein klarer, unableugbarer Beweis von Reaktion ist — (hört! hört!) — In Erwägung aller dieser Thatsachen frage ich das Reichsministerium: was dasselbe diesen Thatsachen gegenüber zu thun gedenke, um die Märzerrungenschaften des deutschen Volkes zu wahren und deutsche Staatsbürger, welche in der Ausübung ihrer Grundrechte gestört werden, zu schützen? — Ich bemerke noch, daß falls der Herr Reichsminister auf diese meine Frage die gewöhnliche Antwort geben würde: „daß das Reichsministerium das Nöthige bereits vorgekehrt habe," ich mich damit nicht begnügen werde, sondern mir weitere Anträge vorbehalte. (Bravo!)

Diese meisterhaft gestellte Interpellation errang mehr als den augenblicklich angestrebten Vortheil, dem Ministerium Verlegenheiten zu bereiten und es zum Wanken zu bringen. Sie erregte den Nacheiferungstrieb und wirkt bis heute fort. In anscheinend untergeordneter Sphäre bewegte sich die Frage doch im Gebiete der höchsten Volksinteressen; der Fragesteller erhob sich von dem Boden der reinsten Demokratie; er verfocht die Rechte des aus dem Bierhause heimkehrenden, vielleicht taumelnd heimkehrenden, ermüdeten und schlaftrunkenen Bürgers gegen bestialische Angriffe eines Hundes, gegen bureaukratische Uebergriffe eines sogenannten Beschirmers der Ordnung, welche Ordnung stets der freien Bewegung bei Tage und bei Nacht sich feindlich hemmend entgegenstellt. Piepmeyer dachte bei sich: beißt sich das Ministerium nicht gescheit heraus, so kann's purzeln! und hieran mögen sich von seiner Seite vielleicht doch wohl für den Augenblick allzukühne Hoffnungen geknüpft haben. Indessen sehen wir ihn in diesem beseligenden Gefühle mit Urlaub nach Hause reisen und seine Familie überraschen, die ihn wegen seiner Märzerrungenschaften, Bart, Hut, dreifarbiger Bänder in den Knopflöchern u. s. w. kaum erkennt.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Savoyen.

(Fortsetzung.)

So schwand des Professors Jugend unter heitern, nützlichen und Ruhm bringenden Beschäftigungen. Am berühmtesten ward er durch seine Forschungen in den Gebirgen. Es versteht sich von selbst, daß auch Chamouny ihm nicht unbekannt war. Seit vielen Jahren kehrte er dort ein und der Tag seiner Ankunft in den montagnes maudites war für die Bewohner jedesmal ein Fest. Ein junger Hirte hatte ihm auf früheren Wanderungen als Begleiter und Führer gedient; derselbe war ein gereifter Mann geworden, wie sein vornehmer Freund, hatte ein Weib genommen und lebte mit ihr und vielen Kindern in einem kleinen Haus zu Chamouny, einer Hütte, die später abgerissen wurde, um dem großen Hôtel de l'Union Platz zu machen, dem Gasthof, in welchem wir eingekehrt waren.

Und in Jacques Balmats traulichem kleinen Hause pflegte Horace Benedicte de Saussure zu übernachten und zu wohnen, wenn er das Thal auf kürzeren oder längeren Aufenthalt besuchte. Vor dem Hause stand ein großer Baum, und dort saß der Gelehrte oft mit seinem treuen Führer, wenn sie von ermüdenden Wanderungen heimgekehrt waren, und ruhte aus am Abend, umringt von Jakobs goldlockigen Buben und Mädchen, die gar keine Scheu vor dem fremden Herrn hatten, der so freundlich mit ihnen spielte und koste. Auch die Nachbarn kamen wohl herbei, Hirten, Gemsjäger, Mönche aus der wiedererstandenen Abtei, eben anwesende Fremde und der Arzt des Fleckens, Doktor Pacard, so daß der Kreis unter Balmats Kastanienbaum oft ein recht großer war. Man unterhielt sich dabei von den im Verlauf der Wanderungen durch die Gletscher gemachten Erfahrungen, vom Verdienst der beiden Fremdlinge, welche vor vierzig und mehr Jahren zuerst den Muth hatten, in diese Wildnisse zu dringen und den Schleier des Wahns und Aberglaubens zu zerreißen, der darüber ausgebreitet lag, von diesen und jenen Bedürfnissen und Eigenthümlichkeiten des Thales, und endlich auch von der Möglichkeit oder Unmöglichkeit, den Rücken des Dromedars zu besteigen, dessen Schneemantel so herrlich zu glühen pflegte beim Auf- und Niedergang der Sonne.

Eines Abends, als der Kreis unter dem Baume versammelt war, zeigte sich der Montblanc besonders prächtig. Herr Horace — so nannte man den Genfer Gelehrten im Thal — seufzte bei diesem Anblick. „Mein guter Jacques," sagte er, „du weißt am besten, welche Mühe wir uns seit Jahren gegeben, einen Zugang zu diesem fürchterlich schönen Berg zu gewinnen, der das Geschlecht der Menschen zu hassen scheint. Weder Arbeit noch Lebensgefahr haben wir gescheut, wir haben Brücken gelegt über Schlünde, sind der Gemse gleich an Eiswänden emporgeklettert, so daß dein liebes Weib oft gescholten hat, wenn wir Abends mit blutenden Händen heimkehrten. Vergebens; die Schlünde, die Wetter, Lawinensturz und unüberwindliche Hindernisse aller Art spotteten bis jetzt unserer Versuche. Dennoch, Jacques, hörst du nicht auf zu behaupten, der Berg sey zu ersteigen."

„Er ist es auch," erwiderte Vater Balmat ruhig, „er ist es auch, lieber Herr." — „Und du," fiel ihm sein Weib, die runde, schmucke Marguerite, in's Wort, „bist ein Tollkopf, dem seine Wagehalsigkeit noch das Leben kosten wird. Der Berg ist gefeit, wie alle Nachbarn wissen, und kein Menschenkind kann ihn ersteigen." — „Weibergeschwätz!" murmelte Jacques in den Bart. „Lassen Sie sich das nicht stören, Herr Horace, Sie kennen ja Frau Marguerite; bis auf das ist sie gut."

Der Gelehrte stimmte lächelnd bei und fuhr dann fort: „Erinnert euch, daß ich bereits vor langen Jahren einen Preis ausgesezt für denjenigen, der das interessante Problem lösen, das Wagestück bestehen würde. Ich war damals noch jung, unmündig sogar, und konnte nur über zwanzig Louisd'or verfügen. Jezt verdreifache ich die Summe, die ich bei den ehrwürdigen Vätern niederlegen werde und die allem Vermuthen nach Niemand anders gewinnen wird, als mein Freund Jacques. Ich selbst bin im Begriff, einem Ruf in's Ausland zu folgen, der mich vielleicht auf längere Zeit entfernt hält. Man will, daß ich die Eisenminen von Elba und Corsika untersuche, und einmal auf den Inseln, möchte es wohl geschehen, daß ich meinen alten Lieblingswunsch erfülle und auch nach Sicilien ginge, um die persönliche Bekanntschaft des Herrn Aetna zu machen, der dort raucht und Flammen speit." — „Die Jungfrau bewahre uns in Gnaden!" rief Frau Balmat aus. „Der junge Jerôme, unser Nachbar, raucht und speit manchmal Blut, aber von Flammen hat man bis jezt noch nichts bemerkt."

Am andern Tage verließ Saussure das Thal, nachdem er zuvor wahr gemacht, was er gesagt, und eine bedeutende Summe bei den Vätern Benedictinern in der Abtei niedergelegt hatte. Jahre vergingen, Horace Benedicte Saussure weilte in Italien, untersuchte die Minen von Elba, die corsikanischen Berge, den sicilianischen Raucher und seinen Nachbar in Neapel; dann bereiste er den Apennin und schiffte endlich nach Frankreich über, um die vulkanischen Gebirge in Forez, Viennais und Auvergne kennen zu lernen. Das Alles nahm viel Zeit hin. Als er endlich in die Heimath zurückgekehrt war, befand er sich erst seit wenigen Tagen wieder in seinem Haus in der Straße des Granges zu Genf, als ihm eines Abends Jacques Balmat gemeldet wurde. Der ehrliche Jacques kam nicht allein, sondern in Gesellschaft des Doktors Pacard und seines Weibes. Diese aber drängte sich beim Eintreten der Männer voran, umarmte den Gelehrten, fiel ihm zu Füßen, küßte seine Hände. „Ei, meine gute Frau Marguerite," sagte Saussure, „was ist Euch? Ihr seyd so aufgeregt, aber freudig aufgeregt, wie ich zu sehen glaube. Gottlob! auch meines alten Freundes Jacques Augen strahlen, und Doktor Pacard — Ei, ei, meine Freunde, was ist denn Erfreuliches geschehen? Hat sich dein Familienkreis wieder vergrößert, Jacques? Hat deine Frau — ?"

(Fortsetzung folgt.)

Korespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Februar.

Die Stimmung in Schleswig-Holstein.

Lassen Sie mich mit einer Umschau in den nahegelegenen Herzogthümern beginnen, und zwar zunächst in den beiden, auf die sich vorzugsweise die Blicke des Gesammtvaterlandes richten, indem die politischen Verwicklungen derselben einen bedeutenden Einfluß auf ganz Deutschland hatten und haben werden. Der Geist, der sich in Schleswig-Holstein zeigt, seit die Aussicht auf einen ehrenvollen Frieden mit der Krone Dänemark immer weiter in den Hintergrund tritt, ist ein durchaus ehrenwerther und erhebender. Immerdar bemüht, den Rechtsboden nicht zu verlassen, und selbst vielfältig vom Feinde verirt und zu Ueber-

schreitung der Waffenstillstandsbedingungen durch offenbare Verletzung derselben von Seiten der Dänen aufgefordert, legt man das Bestreben an den Tag, sich selbst rein zu halten und Unbill nicht mit Unbill zu vergelten. Ich selbst, genau mit dem in den Herzogthümern herrschenden Volkscharakter bekannt, habe nie daran gezweifelt, daß man sich auch dem Feinde gegenüber nur nobel zeigen, nur besonnen und ernst handeln würde; trotzdem aber wurde ich dadurch überrascht, daß man eine solche Haltung selbst da nicht verlor, als sich täglich die größten Treulosigkeiten von Seiten der Feinde an den Tag stellten und diese alles Maß hinsichtlich der Plackereien überschritten. Der Krieg mit Dänemark — denn auch die Waffenstillstandsperiode ist als ein unter der Hand fortgesezter Krieg zu betrachten — hat nun fast ein Jahr gedauert; aber den Schleswig-Holsteinern ist auch nicht eine einzige Ueberschreitung des im Kriege Erlaubten nachzuweisen, und selbst wo sie offenbare Unbill abzuweisen gezwungen waren, geschah es mit Edelmuth und Schonung. Dieß geschah aber nicht im Gefühl der Schwäche, denn die Herzogthümer sind sich ihrer Ueberlegenheit dem armen, in seinen Finanzen und Erwerbsquellen völlig ruinirten Dänemark gegenüber vollkommen bewußt, sondern eben, weil man großmüthig seyn durfte, ohne Furcht zu verrathen, und der ehrenhafte Charakter es gebot. Fordern die Herzogthümer im Bewußtseyn ihrer Stärke vom großen gesammten Deutschland doch nichts weiter, als daß man sie allein auf die eigene Kraft sich stützen, allein die eigene Sache verfechten lasse. Man will dort nicht, daß die deutschen Küsten und Ströme wieder durch die dänischen Kriegsschiffe blokirt, der gesammte Handel in Schach gehalten werde; man fordert solche mit Schmach verbundene Opfer nicht; aber man wünscht, daß es den Herzogthümern gestattet sey, ihre Sache für sich allein mit dem Schwerte auszumachen und nicht dem Moloch der Diplomatie als Opfer in die feurigen Arme geworfen zu werden. Alle erforderlichen Mittel zur Abwehr eines Angriffs von Seiten der Dänen sind mit Eifer und Besonnenheit herbeigeschafft worden; ein starkes, gut disciplinirtes Heer, bei dem alle Waffengattungen gleich gut vertreten sind, steht kampfbegierig und schlagfertig da, und die Küsten sind jezt so wohl bewahrt, daß jede Furcht vor Handstreichen des Feindes verschwindet. Einen Feind im Rücken hat man, der örtlichen Lage nach, nicht zu befürchten; es kann also die ganze Kriegsmacht zur Vertheidigung der Küsten und der eben nicht sehr ausgedehnten jütischen Grenze verwendet werden, und überdieß bildet sich jezt ein Landsturm, wird eifrig daran gearbeitet, Alles, was nur die Waffen tragen kann, in den Waffen zu üben. Die Finanzen sind im blühendsten Zustand, seit die Reichthümer des Landes nicht mehr nach Dänemark geschleppt werden, und der Boden ist so reich, der Wohlstand so groß, daß man selbst durch einen langen Krieg keinen Ruin zu fürchten braucht, wogegen Dänemark bereits seine lezten Mittel erschöpft hat.

(Fortsezung folgt.)

London, Februar.

(Fortsezung.)

Literatur. — Brighton.

Gewiß wird Niemand Mistreß Gaskells Buch aus der Hand legen, ohne sich zu wärmerer Theilnahme für seine armen Mitbrüder gestimmt zu fühlen; die Verfasserin hat somit ihren Zweck erreicht. Leider hat das Manuscript drei Jahre liegen müssen, ehe ein Buchhändler sich damit befassen wollte, und durch diese Verzögerung sind manche Verhältnisse und Thatsachen, die der Erzählung zum Grunde liegen, bereits dem Auge entrückt. Chapman und Hall haben endlich den Druck unternommen und das Werk mit hundert Pfund Sterling honorirt. Der Absatz war aber so bedeutend, daß sie schon nach wenigen Monaten der Verfasserin für jedes neue Werk aus ihrer Feder unbedingt das Honorar von fünfhundert Pfund Sterling bieten konnten. Da sich in England der Werth jeder Sache vor Allem nach dem Preise ermißt, so mag diese kleine merkantilische Bemerkung den besten Maßstab für das Buch abgeben. — Miß Geraldine Jewsbury arbeitet jezt an einem ähnlichen Romane. Da dieselbe gleichfalls eine Bewohnerin Manchesters ist, wird die Scene ohne Zweifel auf demselben Felde spielen, nur daß vielleicht noch der gute alte Neukomm eine Rolle darin übernimmt, da sie zu diesem während seiner Augenoperation große Neigung gefaßt und ihm täglich vorgelesen hat. — Disraeli hat uns in diesem Jahr noch keinen Roman gegeben. Wahrscheinlich hat er als Führer der Tories zu viel Wirkliches zu schaffen, um sich mit dem Idealen befassen zu können. Und das Schlimmste dabei ist, daß diese herrlichen Tories sich seiner schämen, weil er ihnen von zu niederer Abkunft ist, und darum der Welt einen Betitelten als ihr Haupt nennen wollen, während das wirkliche nur im Verborgenen für sie denken soll. Hoffentlich wird Disraeli die Freundschaft dieser hochgeborenen Snobs gebührend zu schätzen wissen. — Bulwer hat auf dem Felde der Politik nichts ausgerichtet, dafür aber der Welt den dritten Theil seines Arthur geschenkt, zu dem er sich zugleich als Vater bekannt hat, nachdem er früher unnatürlich dieses Kind verleugnet. Die kleine Waise mag ihn am Ende doch gedauert haben, und obwohl es sonst in England nicht sehr populär ist, erst öffentlich zu verneinen, was man am Ende doch bejahen will, so macht ein so zartes Verhältniß wie dieses wohl eine Ausnahme im gewöhnlichen Gesetzbuch John Bulls. Gutzkow ärgert sich über den Pulverdampf, mit dem man in Mainz die Ankunft des Verfassers des Pelham begrüßt. Warum kann er dabei nicht an »the veiled Prophet of Cachemir« denken? Mir wenigstens fällt das häufig ein.

Ich muß nochmals auf Brighton zurückkommen, und am Ende liegt es auch nahe genug, denn wirklich kann man es schon jezt fast als eine Vorstadt Londons betrachten. Der Extrazug bringt den Reisenden in anderthalb Stunden in die City, und zwar für den mäßigen Preis von zehn Shilling (etwa drei Thaler zehn Groschen); kehrt er denselben Abend zurück, so bezahlt er dafür nur den halben Preis. Baron Hügel, mein Reisegefährte, der dreimal die Woche den Ausflug macht, nahm ein Billet für den Monat, »a monthly ticket,« was nicht allein billiger ist, sondern ihn auch der Mühe überhebt, jedesmal im Gedränge zur Kasse zu gelangen. Die Luft in Brighton scheint dem deutschen Naturforscher vorzüglich zu bekommen, obgleich es zum Botanisiren nichts als Seegras gibt; auch rühmte er die reine Luft, die seiner physischen Gesundheit so sehr zu statten komme, daß er den Mangel an geistiger Nahrung dafür schon übersehen müsse. Er fand den Ort nicht weniger schrecklich, als ich ihn gefunden hatte. — Baron Hügel ist ein Mann von Geschmack und dabei ein zierlicher Mann. Er trägt ein Uehrchen so klein, daß sein Daumen es bedecken könnte, und sein Reisesäckchen von violettem Sammt ist mit einer Stickerei auf Seiden-Canevas versehen, die jedes Damenauge mit unwiderstehlichem Zauber anzieht. Von seinem Schnurrbart und seinem Pelz will ich heute weiter nicht reden. Seine Unterhaltung aber war vortrefflich, und ich kam nach London, ich weiß nicht wie.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 17.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 57. Mittwoch den 7. März 1849.

Esto paratus mane, ut ascendas statim in montem, stabisque mecum super verticem montis.

Lib. Exod.

Briefe aus Savoyen.

(Fortsetzung.)

„Ja doch, ja doch!“ unterbrach ihn Frau Marguerite erröthend; „zweimal, lieber Herr, seit Sie nicht in Chamouny waren — ein Mädchen und ein Knabe. Warum blieben Sie so lange weg? Wir sprachen täglich von Ihnen und Ihrer Güte und von unserem Glück; denn wir haben das Geld, und das hübsche Gut in Servoz, das zum Kauf stand, ist unser, und er hat den Dromedar bestiegen — ja, Jacques und Doktor Pacard, aber der Herr Doktor entsagte dem Preis zu unsern Gunsten. Die Herrn Patres zahlten uns das Geld aus, und da sind wir, reich und glücklich, und für unsere Kinder ist gesorgt, und wir sind gekommen, Ihnen zu danken.“

Da erhob sich Horace Benedict von Saussure, der jezt sechs-und-vierzig Jahre alt und noch immer ein schöner Mann war, mit freudestrahlenden Augen von seinem Stuhl und streckte beide Arme nach seinem Freunde, dem Hirten von Chamouny, aus. „Jacques!“ rief er mit seiner eben so weichen als mächtigen Stimme, „Jacques, rede! spricht dein Weib wahr? Ist er ersteigbar? warst du auf dem Gipfel des Dromedar? log sie nicht?“ — „Nein, Herr, sie log nicht.“ — „Wie kamst du über die trüglichen Schneebrücken bei den Mulets, wie über die unermeßlichen Abgründe beim Charmozgletscher, wie die senkrechten, tausend Fuß hohen Granitwände hinan? wie konntest du die Luft athmen, die schon auf dem Brevent lästig dünn wird?“

Mit solchen und ähnlichen Fragen bestürmte der überraschte Naturforscher seine Freunde aus dem Gebirg, und er erhielt auf Alles genügende und ausführliche Antwort. Jacques hatte den einzigen rechten Pfad gefunden und bereits zweimal den Berg erstiegen, das erstemal allein, das zweitemal in Begleitung des Doktors Pacard und mehrerer Gemsjäger. Die Möglichkeit der Ersteigung war sonach dargethan, aber ein großes Stück Arbeit war es allerdings und erforderte mehr als gewöhnlichen Muth, wie der bescheidene Pacard selbst gestand. Horace Benedict aber ordnete Alles zu seiner schleunigen Abreise nach Sallenches und Chamouny an und benachrichtigte seine Freunde vom interessanten Ereigniß. Die Herren Trembley und Pictet, die ihn schon öfters dahin begleitet hatten, thaten es auch dießmal. So reiste man ab und am 1. August 1787 Abends kam man in Chamouny an.

Der folgende Tag ging noch mit Vorbereitungen hin, aber am 3. August begann Saussure, geleitet von Jacques Balmat und gefolgt von noch Vielen, seine weltberühmt gewordene Ascension des Montblanc. Er übernachtete, wie bekannt, auf dem Eise der Mulets und erreichte nach glücklicher Bestehung mannigfacher Gefahren den Gipfel des Gebirgs, wo er in kaum athembarer Luft seine Beobachtungen anstellte. Mittelst der mitgenommenen Instrumente fand er, daß er sich beinah fünfzehntausend Fuß über dem Spiegel des Mittelmeeres befand. Von dem ungeheuern Granitblock, der mit seinen drei Spitzen den Dromedarbuckel bildet und mit einer festen ewigen Schneedecke überzogen ist, blickte Saussure auf ein Eismeer nieder, das sich mit vielfach zerrissenen Zipfeln und

mit einem das Auge blendenden Glanz in die Thäler hinabsenkte. Er zählte solcher Zipfel oder sich niedersenkenden Ströme des Eismeers, Gletscher genannt, dreihundert und fünfzig, und machte außerdem noch eine Menge naturwissenschaftlicher Erfahrungen und Entdeckungen, wofür die Gelehrten aller Zeiten ihm verpflichtet bleiben. — Sein Beispiel feuerte an, und nach ihm, der mit seinem philosophischen Jahrhundert von der Weltbühne abtrat (1799), ward der Montblanc noch achtzehnmal erstiegen, in der neuesten Zeit selbst von einer Frau, einer kühnen, wißbegierigen Pariserin, die ein recht hübsches Mädchen gewesen seyn soll und sich auf dem Rücken des Dromedars mit emancipirten Blicken umgeschaut haben mag. Vermuthlich hat sie bei dieser Umschau mehr an die Pariser Gespielinnen, vielleicht auch Gespielen gedacht, die sie ihrer Kühnheit wegen bewundern und anstaunen würden, als an den Bau des Weltkörpers, wie der edle, ernste und freundliche Horace Benedict, Jaques Balmats Freund, als er hier angekommen war. Die Motive der Handlungen der Menschen sind so verschieden, auch wenn sie das Gleiche thun. Jedenfalls aber laufen alle irdischen Bestrebungen, kleine und große, in der Hand des Allmächtigen zusammen, der sie dann seiner Allweisheit gemäß ordnet und lenkt.

Aus dieser lezten Bemerkung wird der Leser entnehmen, daß er es hier nicht mit mir allein zu thun hat, sondern daß wir des Vorzugs theilhaftig sind, uns in der Gesellschaft des künftigen Kanzelredners, des liebenswürdigen jungen Cäsars aus Genf zu befinden. In der That, so lasse ich mir den Pietismus gefallen, wie er in ihm zur Erscheinung kommt, so still, so sicher, so weltgebildet, so durchgeistet. Er erzählte mir das Obige von Jacques Balmat und Saussure, der ein Ahnherr mütterlicherseits von ihm war, als wir nach einer wohl durchruhten Nacht — man schläft so gut in diesen Bergen — am andern Morgen früh durch das Thal wanderten, um der Quelle des Arveyron, etwa eine Stunde östlich von Chamouny, einen Besuch zu machen. — Gestern Abend an der Tafel im Salon hatten wir uns einer Gesellschaft angeschlossen, die heute den Montanvert auf Maulthieren ersteigen, aber erst um acht Uhr dahin aufbrechen wollte. Bis zu dieser Zeit hofften wir mit Bequemlichkeit wieder zurück zu seyn, da wir noch vor fünf Uhr fortgegangen waren.

Nebel zogen über die Berggipfel zu beiden Seiten des Thales und hüllten die weißen Schneehäupter und Nadeln bald ein, bald ließen sie ihre Spitzen schwebend am Himmel erscheinen. Neben uns strömte die Arve, in verschiedene kleine Ströme getheilt und Inseln bildend, die meist Weideplätze für ganze Schaaren von Maulthieren abgaben und untereinander durch Brücken und Stege verbunden waren. Man konnte da leicht verirren, was auch mehreremal von unserer Seite geschah, obgleich Cäsar Bescheid wußte und des Führers im Thal entbehren zu können vermeinte. Wir mußten dann Hirtenknaben, die Hüter von Maulthieren und Pferden, um Zurechtweisung ansprechen, und waren einmal genöthigt, zu diesem Zweck in eine Hütte zu treten, da sich kein menschliches Wesen im Freien zeigen wollte, und der Pfad, auf den wir gerathen waren, gerade darauf zuführte und dort sein Ende zu haben schien. Heerden von Rindvieh, Ziegen und Maulthieren zeigten sich übrigens zwischen den Gebüschen des Delta, auf welchem wir uns befanden, und eine dünne Rauchsäule erhob sich aus der Hütte.

(Fortsetzung folgt.)

Herr Piepmeyer.

(Fortsetzung.)

Schrödter gibt uns diese wahrhaft liebliche Scene meisterhaft wieder. Wir weiden uns am köstlichen Ausdruck der Steigerung der Gefühle der Ueberraschung, der Freude, ja schalkhafter Heiterkeit und Angst, welche die Kinder beim Anblick ihres metamorphosirten Vaters bekunden. Selbst die hinter Piepmeyer in's Zimmer tretende Magd, die den Nachtsack und Regenschirm des Herrn hereinbringt, lacht über die seltsame Erscheinung, da sie noch nie in Frankfurt gewesen und keinen der dortigen Abgeordneten jemals gesehen hat. Vorzüglich aber interessirte es mich, über die eigenthümliche Bildung der Nasen in den Geschlechtern einige Betrachtungen niederzuschreiben, zu welchen mir Schrödters treffliches Blatt die Veranlassung bot. Leider muß ich sie des Raumes wegen hier zurückhalten und kann nur andeuten. — Der Zeichner hat an der Wand die Bildnisse von Piepmeyers Erzeugern angebracht. Wir sehen hier zwei Nasen, von denen die der Mutter, nach Lavater, der Nase eines Hechts, die des Vaters der Nase eines Jagdhundes am ähnlichsten steht; hieraus ergab sich das Produkt, welches sich uns aus Piepmeyers oft gesehener Gesichtsbildung entgegenreckt und offenbar zwischen Hecht und Hund die Mitte hält. Mit wunderbarer Gewissenhaftigkeit scheint nun Schrödter die Nasen der andern Familienglieder dargestellt zu haben, und indem er das unscheinbare und gemeine Stumpfnäschen der Mutter besonders hervorhob, lieferte er den handgreiflichen Beweis, daß die edle Race des Vaters in den Kindern fortlebt, und wie jene lotharingische Unterlippe, troz aller

Verheirathungen und Kreuzungen, auf den größten Thronen zu finden war, wie die bourbonische Nase den ganzen Süden und Westen von Europa beherrschte, so erblicken wir auch hier des Vaters Nase in den Gesichtern von Piepmeyers hoffnungsvoller Jugend, und selbst die holden Mädchengesichter entbehren dieses angestammten Vorzugs nicht.

Die nächstfolgenden Blätter zeigen uns Piepmeyer zu Hause in Betrachtungen und würdigen Beschäftigungen. Seine Brust hebt sich stolzer, als er sein vormärzliches Porträt mit dem Bilde vergleicht, welches ihm ein Handspiegel wiederstrahlt. Damals etwas jünger und nach den Begriffen der damaligen Zeit elegant und schicklich gekleidet, mit glattem Kinn, mit Vatermördern, mit Cacadu, kurz in der lächerlichen Weise des conventionellen Anstandes; jetzt groß, entfesselt, stolz, bewußt —, jeder Zoll Piepmeyer. In traulicher Stunde liest er seiner Familie die Biographien deutscher Abgeordneter vor und bemerkt im Eifer des Lesens nicht, welchen Eindruck diese erhabenen Beispiele auf die Zuhörer machen.

Wir sehen Piepmeyer im demokratischen Vereine seiner Vaterstadt über die bisherige Thätigkeit der Nationalversammlung berichten. Die Zuhörer scheinen wenig erbaut. Schwere Wolken lagern sich dicht über den Häuptern; dieß könnte allegorisch gedeutet werden wollen, es soll aber natürlich nur Tabaksdampf vorstellen, wie man aus den vielen rauchenden Köpfen leicht ersieht. Fackelzug mit Musik ist die Folge dieser speziellen Wirksamkeit des Frankfurter Abgeordneten, den wir bald darauf dem Minister seines „engern Vaterlandes" einen Besuch abstatten sehen, wobei er dem Minister erklärt, daß ihm ein hoher Posten in seinem speziellen Vaterlande von seinem Standpunkte lieber wäre als eine Stelle im Reichsministerio, nach welchem jetzt ein so starkes Laufen und Drängen stattfinde. Auf diesem Blatte wird der Unterschied in der Haltung zwischen dem ancien régime und der Volkssouveränität deutlich hervorgehoben. Welcher vermeintliche Adel, welche stolze Herablassung zeigt sich beim Minister, welche höfliche Unterwürfigkeit, welche freundliche Zudränglichkeit in dem vor ihm stehenden Souverän!

Die übrigen Blätter zeigen uns nun Piepmeyer wieder in Frankfurt. Die Nachrichten über Californien erregen des umsichtigen Mannes Aufmerksamkeit. Er interpellirt: „In Erwägung, daß glaubwürdigen und bis jetzt unwidersprochenen Zeitungsnachrichten zufolge in Californien außerordentlich reiche Goldminen entdeckt worden sind, — in Erwägung, daß die Auffindung einer so ungeheuern Menge Goldes nothwendig Einfluß auf den Werth des Goldes haben muß, — frage ich: Was hat das Reichsministerium vorgekehrt, um der Entwerthung des Goldes in den Reichskassen vorzubeugen?" — Die Antwort auf diese Frage kann unmöglich das Reichsministerium in Verlegenheit setzen, auch beabsichtigte Piepmeyer es dießmal nicht, vielmehr wollte er seiner Familie und seinen Freunden daheim bloß die Nachricht von seiner glücklichen Ankunft in Frankfurt auf schnellstem Wege durch die Zeitungen zugehen lassen. Parlamentarischer Takt!

Leider erblicken wir Piepmeyer auf dem letzten Blatte des fünften Heftes mit einer Arbeit beschäftigt, die auf das Ende der Dinge in Frankfurt hindeutet. Er ist von Stammbüchern umgeben, um sich darin zu verewigen, und dieß deutet auf baldigen Abschied. Man kann es eine merkwürdige Erscheinung nennen, mit welcher Eile die Albumblätter allerseits ausgetheilt wurden, als man mit dem deutschen Erbkaiser fertig zu seyn glaubte. Die so recht vertraut mit dieser Idee geworden waren, sahen sich schon auf ihren Lorbeern ruhend daheim, und was war natürlicher, als daß man sich wechselseitig in den Stammbüchern zu verewigen suchte?

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

(Fortsetzung.)

Straßenleben.

Da war ich nun wieder in dieser großen, schwarzen, geliebten Stadt, mit ihren tausend thurmhohen Feuerschläuchen und den unzähligen kleinen dampfenden Essen, die wie Kegel auf jedem Dache aufgepflanzt stehen, mit ihrer nebelgrauen wie aus Sacktuch gewobenen Atmosphäre, durch die in langen Reihen die Gasflämmchen wie Schildwach stehende Leuchtwürmer fortspielen; vor Allem aber mit dem buntbewegten Leben, das

Alt und Jung, Reich und Arm, Vornehm und Gering ohne Unterlaß wirr durcheinander jagt, als wäre die große Lebensfrage, wer am schnellsten laufen kann, um das kostbarste Gut der Endlichkeit, Zeit, die Alles versprechende, Alles versagende, Alles beflügelnde, Alles verzögernde, zu gewinnen. Jezt rollte mein Cab dahin durch das wogende Menschenmeer, in dem doch wieder jedes Atom für sich etwas sucht, hofft, wünscht und vermißt. Wir kamen High Holborn hinunter, Omnibus an Omnibus, außen und innen dicht bemannt, rasselte an uns vorüber, oder versperrte uns auch wohl den Weg, bis der geschickte Wagenlenker uns wieder frei machte. Jezt gings bergab im vollen Galopp, nun wieder die Höhe hinan in langsamem Schritt, bis wir in die liebe, lange, gerade Oxfordstreet einbogen und gemüthlich die im hellsten Gaslicht prangenden Fleisch-, Fisch- und Gemüseladen überblickten, deren wechselnde Mannigfaltigkeit nicht abnahm, bis zur Linken die hohen Schatten der Bäume des Hydepark zum Sternenhimmel hinaufragten, zur Rechten die aristokratischen Häuserreihen der Hydepark-Terrasse in ernster Stille auf das kleine Cab herabschauten, das mich an ihnen vorüber in eine stille Straße vor die Thüre meiner Wohnung trug. Da fühlte ich wieder die ganze Gewalt des Wortes »Home,« das überall, beim Hottentotten wie beim Irokesen — nur bei der Diogena nicht — seinen Zauber behauptet, und das mich jezt ganz unterjochte. Die Theemaschine dampfte, daneben lagen Zeitungen, Briefe, eine Einladung, mit Louis Blanc Thee zu trinken, eine Lithographie von Moriz Hartmann und noch viele liebe Dinge, die die Welt nichts angehen. So will ich ihr eine gute Nacht wünschen und morgen mit ihr in Kensingtons-Garten spazieren gehen. Ha! da sieht es aber noch wüste aus. Noch kein gewohntes Gesicht, der Reitenden und Fahrenden noch sehr wenige! Aber wie dumm von mir, mich darüber zu wundern! Weiß ich doch erstens recht gut, daß die Damenpferde jeden Winter ein paar Monate auf die Weide gejagt werden, und daß man ihnen dann einige Wochen eine allopathische Kur vorschreibt, und sie erst nach Vollendung derselben den stolzen Nacken dem Joche der liebenswürdigen Amazonen beugen dürfen, die von ihren Rossinanten gewöhnlich mit mehr Zärtlichkeit reden, als von Bruder, Gatten oder Geliebten, vielleicht schon deßhalb, weil sich die Menschen und „Menschinnen" nie schämen, für ein Thier zu empfinden. Ist es aber auch leer von vierbeinigen Proletariern, so sieht man der zweibeinigen desto mehr, die nach Nahrung seufzen. Bettler, und immer wieder Bettler! Bald eine Frau mit einem Korb voll Nadelkissen, eine Bettelei, die den Schein der Respektabilität tragen soll, der aber sehr dadurch beeinträchtigt wird, daß die Verkäuferin die ganze Straße entlang mir nachläuft, und Himmel und Hölle und meine ewige Seligkeit an den Ankauf eines ihrer Kissen knüpft, Redeweisen, die einen höchst unangenehmen Eindruck machen. Ist sie endlich ermüdet, so kommt ein Mann mit Rasirmessern, von denen ich eines, seiner drei hungernden Kinder wegen, besitzen soll, wahrscheinlich um in Ermanglung eines Bartes mir die Kehle damit abzuschneiden. So kommt Einer nach dem Andern, und es bedürfte hier wahrlich der sieben Himmel Mahomets, um all den Lohn ernten zu können, der uns für Messer, Scheeren, Nadelkissen, Nähbaumwolle ꝛc. angeboten wird. Dieß sind die wandernden Bettler; eine andere Klasse bilden die sitzenden. Diese haben entweder einen Sinn oder ein Glied eingebüßt, und dem gemäß Attitüde und Toilette gewählt, wozu sie in eigens für sie bestehenden Garderoben das Nöthige für geringes Geld miethen.

(Fortsetzung folgt.)

Hamburg, Februar.

(Fortsetzung.)

Die Stimmung in Schleswig-Holstein.

Welch ein Geist unter der Gesammtbevölkerung verbreitet ist, beweisen die neuesten Begebenheiten. Nach andächtigem Gebet in den Kirchen zog an den Küsten die ganze Bevölkerung, die Greise an der Spitze, zu den Dörfern hinaus, um unter Gottes freiem Himmel feierlichst zu geloben, Blut, Leben und Gut an die Wahrung ihres guten Rechts setzen und im ehrlichen Kampfe fallen oder siegen zu wollen. Und dazu waren die friedlich gesinnten Dorfbewohner nicht durch Wühler und Agitatoren aufgestachelt worden; was sie thaten, floß aus ihrem eigenen Herzen, war Frucht ihrer eigenen Ueberzeugung, daß man an das Höchste, an sein gutes Recht und eine vernünftige Freiheit freudig Alles setzen müsse. Und bei diesem ernsten, besonnenen, nur immer zögernd vorschreitenden Volksstamme ist an ein Strohfeuer der Begeisterung, wie man es in südlichern Ländern findet, nicht zu denken: hat der Funke hier einmal gezündet, so brennt die Begeisterung fort, und die Zähigkeit des Volkscharakters sichert das Fortlodern der Flamme bis zur Erreichung des vorgesteckten Ziels. Freilich stellt sich die Sache in den beiden bedeutendsten Handelsstädten der beiden Länder, Altona und Flensburg, nicht nur etwas, sondern bedeutend anders heraus, aber auch nur an diesen Orten. Flensburg ist durch seinen regen Handel mit dem Norden, und namentlich mit Dänemark selbst, Altona als Freihafen reich und mächtig geworden; in beiden ist in natürlicher Folge dieser Umstände der Handelsgeist der vorherrschende, und beide müssen die Furcht hegen, durch eine neue Gestaltung der Dinge in ihren materiellen Interessen geschädigt zu werden. Diese Furcht sezt einen Dämpfer auf ihren Patriotismus; doch muß zur Ehre Altona's bemerkt werden, daß sich in der neuesten Zeit ein besserer Geist auch dort geregt hat und man sich wenigstens schämt, dänische Sympathien an den Tag zu legen. Die Dänen pochen auf die ihnen günstige Stimmung, welche sie im nördlichsten Theile Schleswigs, hart an der jütischen Grenze und ganz in der Nähe der dort befindlichen dänischen Enclaven, voraussetzen. Freilich spricht man in jenen Grenzdistrikten eben so viel verdorbenes Dänisch, als verdorbenes Deutsch; freilich sind hier mehr dänische Beamte und Uebergesiedelte, als im übrigen Herzogthum anzutreffen; allein wenn man an diese Leute die Frage stellte: ob sie zu Deutschland oder zu Dänemark gehören wollten? so würde eine überwiegende Mehrzahl für das Erstere stimmen, vielleicht des pekuniären Interesses wegen, gar die Gesammtheit, weil sie als Dänen weit größere Steuern zu bezahlen hätten. Ja, ich behaupte aus vollster Ueberzeugung, daß wenn man an das als rein dänisch betrachtete Jütland dieselbe Frage richtete, auch in diesem die Mehrzahl sich für Deutschland erklären würde, schon weil ihm aus diesem der Reichthum, durch Abnahme seiner Handelsprodukte, zufließt. Wenn jeder Deutsche nun aber den Kampf der Herzogthümer um ihre Rechte und Freiheiten als einen gerechten ansehen muß, so kann man doch nicht umhin, Dänemark zu bedauern, da es in einem Kriege begriffen ist, in dem es sich nicht nur um einen Landestheil, sondern um seine ganze politische Existenz handelt, die, seit es Norwegen verloren, ohnehin Schweden gegenüber längst problematisch war. Die aufgeklärten Dänen begreifen das und dringen auf fortgesezten Kampf, wobei sie weniger auf ihre eigene Kraft, als auf den Umschwung der Umstände, auf endliche wirksame Hülfe von außen rechnen.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 58. Donnerstag den 8. März 1849.

Seest thou not the air of the court in these enfoldings? hath not my gait in it the measure of the court? receives not thy nose court-odour from me? I am courtier, cap-a-pè!
Shakespeare.

Herr Piepmeyer.

(Fortsetzung.)

Auch Frankfurts Einwohner wollten dieser Bescheinigungen der Anwesenheit großer Männer, als Zeichen der Zeit, nicht entbehren. Frauen wählten sich meist die stattlichsten Helden der Linken aus und ließen sie prangend mit hohen Gedanken in ihre Autographensammlungen einziehen. Gisfra, Hartmann, Venedey und mehrere Andere waren die Gesuchtesten. Leute wie Dahlmann, Schubert, Friedrich v. Raumer waren nicht so nahbar, wohl auch nicht so willfährig, jedenfalls die Frauenwelt für diese Größen nicht so empfänglich. Einige machten dieses Geschäft zur Spekulation. Man suchte eigenhändige Schriften zu erlangen, um sie Sammlern für Geld zu überlassen, und da man die Sammlung von dieser Seite oft vollständig wollte, so waren dadurch auch Leute wie Piepmeyer in Anspruch genommen. Dann schrieb man sich aber auch für die näheren Freunde ein, mit denen man bei Reinhard oder Böhm, beim Pfau oder Storchen, bei Schwager oder Valentin bekannt geworden, oder mit denen man in demselben Club saß.

Detmold und Schrödter haben aber mit dieser Beschäftigung, die eine so elegische Stimmung in jedem Freunde des Helden hervorrufen muß, denselben noch nicht aufgegeben. Wir übersehen die Worte am Schlusse des lezten Blattes des fünften Heftes nicht: „Schlußheft folgt." Was uns dieses Schlußheft bringen wird, ich wage es nicht vorauszusagen; das Menschenleben, zumal das Leben eines Deputirten der Nationalversammlung, welchen Zufälligkeiten ist es ausgesezt! Wäre es nicht möglich, der Erbkaiser wäre noch nicht so bald geschaffen und Piepmeyer säße länger hier und käme in ganz neue Verwicklungen, da er ja doch einmal mitberufen ward, für Deutschlands Größe und Macht zu tagen?

Ich sah Piepmeyer neulich und fand ihn gealtert. Die Kaiserkrone, das Direktorium, die Erblichkeit, das Veto, den Turnus, die Trias, Alles las ich von seinen welken Zügen, aus seinen erloschenen Augen ab; auf seinen etwas schief gezogenen Mundwinkeln schien mir ein Präsident zu schweben. Ich äußerte ihm das unumwunden. „Ja," schrie er, „ja! der Präsident geht mir zu Herzen!" Dabei stellte er sich unternehmend hin, schlug einigemal rasch mit seinem dünnen Röhrchen an seine eigene Wade, und ich deutete mir das gewiß richtig, indem ich für ihn dachte: „Da könnte man doch auch noch etwas werden!"

Piepmeyer nahm mich am Arm und wir gingen um die Stadt. Es war schmuzig in den Alleen und er krämpte seine Pantalons ein wenig auf, die ihm offenbar zu lang waren. Jezt bemerkte ich erst, daß er einen schwarzen Habit trug, aber auch daß ihm Alles zu lang und zu weit war. „Ich hab's fertig kaufen müssen," warf er hin, „weil ich diesen Abend zum Reichsverweser gehe." — Es fiel mir ein, daß es ein Dienstag war, an welchem der Erzherzog Johann Abends die Abgeordneten empfängt. — Piepmeyer hatte zu dem schwarzen neuerkauften Anzug eine weiße Atlasbinde und eine weiße, mit Gold gestickte Atlasweste angethan, die er beide noch von der Audienz nach dem Regierungsantritt seines gnädigsten Herrn besaß und die er bei besonders festlichen Gelegenheiten zu einem Theile seines Ornates machte. Sie waren früher zu

bläulich gewesen, durch das lange Liegen zu gelblich geworden, wodurch ein nicht eben modernes, aber für das Auge nicht unangenehmes Grünlich entstand, von dem sich das schwarzgewordene falsche Gold der Stickerei beruhigend abhob. Einige durch das Reiben des Bartes aus dem Gewebe der Halsbinde entfesselte Fasern konnten für künstliche Fransen gelten und vollendeten den Eindruck der novantiken Toilette des Abgeordneten Piepmeyer.

Wir hatten unsern Spaziergang vollendet und bogen jetzt zum Eschenheimer Thor in die Stadt, wo uns die glänzend erhellten Fenster des erzherzoglichen Palastes entgegen strahlten. Piepmeyer drückte mir staatsmännisch die Hand und eilte fort. Als ich ihm nachschaute, wie er in die beleuchtete Halle trat, bemerkte ich, daß er noch die aufgekrämpten Pantalons trug; ich eilte ihm nach, um ihn daran zu erinnern, allein ich konnte ihn nicht mehr erreichen; schon sah ich, wie er an dem reich galonirten, am obern Ende der Treppe postirten Jäger vorüberschießend, denselben mit tiefem Bückling begrüßte. Es wies sich hernach aus, daß er ihn für den Adjutanten des Reichsverwesers gehalten hatte. Lange noch trabte Piepmeyer, Alles musternd, auf den Teppichen umher, ohne seiner aufgekrämpten Beinkleider zu gedenken, bis ein Gesinnungsgenosse aus dem Parlamente ihn darauf aufmerksam machte. Er war Salonmensch genug, die Sache leicht zu nehmen, die Hosen niederzustreifen und dann durch ein zweimaliges starkes Aufstampfen sie wieder in die erforderliche hängende Lage zu bringen. Einige unsern sitzende Damen schracken freilich heftig zusammen, allein Piepmeyer konnte über ihre Nervenschwäche kaum eines Spottes sich enthalten, begnügte sich aber damit, sie gutmüthig anzulächeln. Es befremdete ihn einigermaßen, daß die Damen dieß nicht erwiderten; er nahm es für Stolz.

(Schluß folgt.)

Briefe aus Savoyen.

(Fortsetzung.)

Die Hütte war eine von denen, wie sie überall in den Gebirgen der Schweiz und Savoyens getroffen werden, ein einfacher Wetterschutz für den Hirten, keine eigentliche Sennhütte, welche von mehreren Räumlichkeiten umgeben seyn muß, wie sie zum Bedürfniß des Senns und seiner Familie gehören und worunter vor allen Dingen ein Käsehaus begriffen ist. Die, durch deren offene Thür wir jetzt eintraten, bot nichts als die einfachsten vier Wände, durch deren Spalten hie und da das Licht fiel. Ein Knabe saß darin auf einem Holzblock, neben ihm glimmte ein kleines Feuer, in das er öfters mit geschwärzter Hand hinablangte, um etwas daraus hervorzuholen, womit er gegen die Wand fuhr. Da er der Thür den Rücken kehrte, bemerkte er unsere Annäherung nicht sogleich und ließ uns Zeit, ihn einige Augenblicke zu beobachten.

Es war klar, der junge, etwa fünfzehnjährige Hirt zeichnete, zeichnete mit Kohle an seine Wand, und diese Wand, wie sich bei näherer Betrachtung ergab, war bedeckt mit Linien, mit Gestalten von Thieren und Menschen, Bergen, Bäumen; genug, der Maler in seinem primitiven Zustand stellte sich uns dar, von seinen Werken umringt. Fröhlich und sorglos pfiff er zu seiner Arbeit, wie himmlisch sorglos, wie wenig ahnend, daß er beachtet werde, wie unbekümmert um den Beifall oder Tadel der Welt! Da saß er, der König dieser Heerden, die rings umher weideten, allein mit sich, seinem Gott und seinem Genie, und außer uns zufällig hierher Verirrten, nur von den ziehenden Wolken oder den Alpenhörnern belauscht, die vom fernen Himmel still hereinblickten in seine glückliche Hütte. Welcher Palast konnte sich mit ihr messen an Reichthum des Friedens und des Wohlbefindens?

Als der Hirt uns endlich bemerkte und auf das Geräusch, das wir machten, nach uns umschaute, flog ein Erröthen über sein gebräuntes Antlitz, so schön, daß er verdient hätte, sogleich einem Titian als Modell zu sitzen. Er war überrascht, erschreckt und fragte nicht ohne Verwirrung nach unserem Begehr. Da durchaus kein gangbarer Pfad über diese Insel führte, wie sich nachher ergab, und mein Begleiter, trotz seiner Zuversicht, doch irre gegangen war, durfte der junge Künstler über den unerwarteten Zuspruch wohl erstaunt seyn. Sein Hund, sonst der treue Begleiter der Hirten, wie ein Ministerium der nothwendige Begleiter der Könige zu seyn pflegt, war abwesend; des Savoyarden Guizot oder Peel irrte draußen umher und hatte mit Regierungsgeschäften zu thun, während sein Gebieter in königlicher Muße den schönen Künsten oblag und seinen höhern Neigungen folgte. Seine Völker weideten, brüllten, stießen einander, flüchteten vor dem bellenden Hunde, versuchten Gegenwehr und gehorchten endlich seinem Willen, indeß der junge Monarch in göttlicher Ruhe dasaß, unberührt von den gährenden Leidenschaften auf der Wiese, von Freude und Leid seiner Beherrschten. Fürwahr, das Hirtenleben hat etwas Majestätisches und bietet Vieles, was zum Vergleich mit dem Regiertwerden und Regieren auffordert; doch lahmt dieser Vergleich von vornherein. Schon Heine sagt zwar:

König ist der Hirtenknabe, aber viel richtiger könnte man einen Gott aus ihm machen. Ein König herrscht über Wesen von einer mit der seinigen gleichartigen Natur, mit denen er Neigung und Bedürfniß theilt, der Hirt über tief unter ihm stehende Geschöpfe, über solche, die durch eine unendliche Kluft von ihm getrennt sind, denen er ein Gott ist. Sein leichtester, knabenhaftester Gedanke wiegt die Weisheit und Erfahrung der ganzen Rindviehwelt auf; das Blöcken von tausend Schafen und das Mäckern von eben so viel lebensklugen Ziegen verstummt vor einem Scherzwort seines purpurnen Mundes. Er ist mehr als ihr Herr, er ist ihr Schicksal, ihre Vorsehung; auf seinen Wink leben, lieben und sterben sie.

Nachdem wir unsere Verlegenheit dem jungen Burschen, der hier waltete, kund gegeben und dabei in das Innere der Hütte getreten waren, hörte ich für mein Theil wenig von der Zurechtweisung, die er ertheilte und mit der er sich ohnehin hauptsächlich an meinen Begleiter wendete, und betrachtete mit Erstaunen, allmählig sogar mit Bewunderung die Schildereien, womit die Wände prangten. Es waren in der That Zeichnungen, wie von der Hand eines Künstlers mit der Kohle hingeworfen, leicht, kühn, mit fast unbegreiflicher Kenntniß von Gruppirung und Perspektive, Maß und Verhältniß.

„Wie heißst du denn, mein Junge?“ fragte ich den kleinen Raphael. — „Antonio Comba,“ antwortete er. Er war von drüben her aus dem Piemont und diente als Hirtenjunge einem Vetter hier im Thal von Chamouny. — „Sprich, Antonio, hast du das Alles selbst gezeichnet, was man hier sieht?“ — „Ach, Monsignor, ich lösche Alles wieder aus mit dem Besen da. Fünf Minuten, und Sie sollen nichts mehr sehen.

„Nun bitte ich Sie,“ sprach ich zu Cäsar, meinem Begleiter, „was würde unser Beginnen seyn, wenn wir den Burschen veranlaßten, seine Bilder wegzufegen und die nackte Bretterwand wieder herzustellen?“ — „Eine Art Mord,“ antwortete der Fromme zu meiner Befriedigung, „obgleich Sie zugeben werden, daß er allerdings besser thäte, zu beten in seiner Einsamkeit, oder mit den Engeln zu reden, als thörichte Lineamente zu zeichnen. — Seht doch, dieses Roß ist wirklich nicht übel, wie es über etwas sezt. Was ist das Schwarze, über das das Roß hinwegspringt, Garzone?“ — „Der Graben, Herr.“ — „Der Graben! wahrhaftig!“ — „Antonio,“ nahm ich das Wort, „laß einmal sehen, ob du das Alles selbst gemacht hast. Da, nimm den Stecken, er ist unten verbrannt und hat gute Kohle, suche ein leeres Plätzchen an der Wand; — so, das ist groß genug, und nun zeichne mir ein junges Gaisböckchen dahin.“ — »Un capretto, Signore?« — »Si! Si!«

Er nahm die Kohle und trat zur Wand mit erhobener Rechten. Ich war in der That auf sein Beginnen gespannt. „Aber, mein Junge,“ sagte ich nach einer Weile, während er zeichnete, „das wird ja kein Böckchen, sondern eine große Ziege mit mächtigen Hörnern und langem Bart; sehr richtig zwar, sehr kühn und gut entworfen, aber besinne dich doch —“ — „Ja Herr, ich weiß wohl, aber woran wollen Sie denn das Capretto erkennen, wenn nicht eine Capra dabei ist? Gleich — sehen Sie, jezt wird's!“

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Februar.

(Fortsetzung.)

Meklenburg. — Der Senat und die Grundrechte.

In den beiden Meklenburg bricht sich der Geist der neuen Zeit auf überraschende Weise Bahn. Hier, wo so viele Jahrhunderte hindurch die tiefste Nacht herrschte, wo die Hörigkeit am längsten in ganz Europa fortbestand, wo das krasseste Junkerthum mit allen seinen nobeln Passionen noch ganz vor Kurzem florirte, wo man den Leuten schuld gab, daß sie fast nur Sinn für materielles Wohlleben hätten, wo eine ein halbes Jahrhundert fortbestehende Sittenlosigkeit in der höchsten Region den Keim des Volkscharakters zu vergiften drohte, hier zeigt sich jezt der merkwürdigste Umschwung. Selbst die deutschen Grundrechte scheinen den Meklenburgern nicht auf hinlänglich breiter Basis zu ruhen, weßhalb sie sie noch zu erweitern suchen. Nach unverwerflichen Nachrichten, die mir über den Charakter und die Gesinnungen des jezt regierenden Fürsten zu Theil wurden, soll dieser ein trefflicher junger Mann und von dem innigsten Wunsche beseelt seyn, sein Land glücklich zu machen. Auch wird seine, wie seines Vaters Sittenreinheit, im Gegensatze zur Lebensweise des verlezten Fürsten, sehr gepriesen. Möge er sich mit treuen und klugen Rathgebern umgeben, da seine große Jugend solcher sehr bedarf! Was Meklenburg-Strelitz

betrifft, so kommt es mit seinen 70—80,000 Einwohnern in politischer Hinsicht fast gar nicht in Betracht und muß sich nach Allem richten, was man im größern Meklenburg-Schwerin beschließt, mit dem Meklenburg-Strelitz, troz der scheinbaren Trennung, aufs Innigste verbunden ist. Daß der jetzige Beherrscher des Ländchens wenig von dem wußte, was in der Neuzeit im deutschen Volke vorgegangen, beweist seine schmerzliche Ueberraschung und die Thränen, die er vergoß, als eine Masse Volks vor sein Schloß zog und dringend Abstellung einiger Uebelstände verlangte.

Hier in Hamburg ist es, als ob der wiedererwachende Frühling, der durch das Aufgehen der Elbe sehr früh, schon in der Mitte Januars, eintrat, die während der kalten Zeit eingeschlummerten Leidenschaften wieder aufregte. Die untersten Schichten der Bevölkerung, welche, seit die Constituante ihre Wirksamkeit begonnen, sich gänzlich beruhigt zu haben schienen, sind seit den lezten Wochen wieder in eine Stimmung versezt, gleich der, welche die Umwälzung in unserer Verfassung herbeiführte. Der nächste Grund dieser Erscheinung ist wohl, daß zwar die deutschen Grundrechte vom Senat pflichtmäßig publicirt, aber noch nicht eingeführt wurden. Die unaufgeklärte Menge wittert darin Verrath und Hinterlist und wird darin durch Aufsätze in einigen Volksblättern bestärkt, die einen unberechenbaren Einfluß gewonnen haben, da sie vorzugsweise vom Volk, und zwar mit größtem Eifer gelesen werden, und dieses eben nichts anderes lesen will. Der erste Stein des Anstoßes war das Bestreben der Behörde, das Gesetz der allgemeinen Wehrpflicht und damit die Aufhebung der Stellvertreterschaft zu umgehen. Der Gedanke, ihre Söhne mit den Proletariern in Reihe und Glied stehen zu sehen, mag für unsere Geldaristokratie ein unerträglicher seyn, während das Volk geheime Schadenfreude darüber empfindet, daß die „reichen Hänse“ wenigstens in diesem Punkte nichts mehr vor ihm voraus haben sollen. Lezteres sah also schon aus diesem Grunde der Einführung mit Ungeduld entgegen. Es wurde nun in allen Kreisen lebhaft besprochen, wie es wohl der Senat mit der seither bestandenen Stellvertreterschaft halten, ob er den Vorschriften der Grundgesetze nachleben, oder sie zu Gunsten der reicheren Jugend umgehen werde. Zu lezterem schien man sich entschlossen zu haben, worauf namentlich ein eben so unverständiger als unzeitgemäßer Aufsaz in den „Nachrichten“ hindeutete, der sich bemühte, das Vortheilhafte des seitherigen Systems darzuthun. Die Reichen, hieß es, thun ja dadurch etwas für das arme Volk, daß sie seine Dienste erkaufen; es werde Vielen, die sonst hungern müßten, eine Erwerbsquelle dadurch eröffnet, daß man sie als Stellvertreter annehme u. s. w. Aber der Aufsaz hatte eine der beabsichtigten entgegengesezte Wirkung. Die für dieses Jahr zum Dienste Ausgeloosten traten zusammen und wandten sich mit einer bescheidenen, sehr gut abgefaßten Bitte an den Senat, daß der §. 7 der Grundrechte sofort in Ausführung gebracht und die allgemeine Wehrpflicht eingeführt werden möge, worauf ein auch durch seine gräuliche Form merkwürdiger ablehnender Bescheid erfolgte. — Ein ähnliches Spiel erlaubte man sich hinsichtlich der Emancipation der Juden. Diese sollen nicht, wie es ausdrücklich das Grundgesez besiehlt, als Gleichberechtigte bei uns betrachtet, sondern nur den Mitgliedern anderer christlichen Confessionen als der lutherischen gleichgestellt werden; bei uns aber konnten seither nur die Lutheraner zu Aemtern und Würden im Staate gelangen. Also auch hier will man das Grundgesetz umgehen, dießmal aber wohl nur, um eine starke Partei in der erbgesessenen Bürgerschaft für sich zu gewinnen, die die Emancipation der Juden nicht eben gern sieht. Ob dieser Antrag des Senats in der Bürgerschaft durchgegangen, kann ich vielleicht am Schlusse dieses Berichts mittheilen.

(Fortsetzung folgt.)

London, Februar.

(Fortsetzung.)

Bettler.

Da steht ein Blinder; sich desto eindringlicher darzustellen, hat er sich als Geistlicher schwarz mit einer weißen Halsbinde gekleidet; die Augen sind zugebunden, vor seinem Magen aber ist ein weißes Blatt befestigt, auf welchem in großen Buchstaben geschrieben steht: »I am blind.« Weiterhin steht ein gefärbter Neger, der mit weißem Kopftuch und in weißem Hemd oder Ueberwurf, mit dummer Geberde, die die Unkenntniß der Sprache ausdrücken soll, seine Hand bittend ausstreckt. Dann kommt ein Lahmer, dann ein Hinkender, kurz jedes menschliche Gebrechen wird der menschlichen Sympathie in der widerlichsten Gestalt vorgeführt, damit man einen Ekel vor dieser Erde und seinen Bewohnern empfinden und sich den Weg zur Himmelspforte desto schleuniger ebnen möge. Wollte Gott, die Polizei mischte sich ein wenig mehr in die Sache und ließe die Straßen Londons nicht so ganz in ein Lazareth verwandeln! Das Schauderhafteste habe ich aber noch übergangen; das sind die Mütter, die ihre angeblichen Zwillinge oder Drillinge säugen. Diese sitzen vorzüglich auf den Stufen der Kirchen, der Theater und anderer öffentlicher Gebäude, wo sie vermuthen können, daß Damen aus- und eingehen. Diesen halten sie dann unter dem winselnden Vortrag von Jammergeschichten die kleinen schmutzigen, halb verhungerten Geschöpfe hin, und ist die Dame selbst Mutter, so können sie gewiß seyn, daß ihr eingebildetes Elend und des Kindes Jammergestalt ihnen ein Geldstück einbringt. Ihr Gewerbe ist daher das einträglichste und sicherste. Neulich sah ich ein solches Weib sich schreiend und jammernd über ihr Kind beugen, das ihr gestorben war, und eine Dame, die vorüberging, blieb stehen, und erkundigte sich mitleidig nach den Umständen. „Ach! ich Unglückliche!“ rief die Frau, „sechs hungernde Kinder habe ich zu Hause, und nun ist mir noch der Baby gestorben! Bitte, liebe Madame, haben Sie Mitleid mit einer armen Frau!“ Die Dame reichte ihr eine Gabe, fügte aber hinzu, daß bei einer so zahlreichen Familie Gottes Güte es mit dem Kleinen nur gut gemeint haben könne, indem er es einer Erde entrückt, wo seiner nur Jammer und Elend gewartet, und so müsse sie es auch betrachten und die Wege des Schöpfers als die besten ehren. „Ach, Mylady!“ sagte die Frau halb ärgerlich, „das verstehen die reichen Leute nicht, was der Verlust eines Kindes für mich arme Frau ist. Mit diesem Baby erhielt ich meine ganze Familie. Nun muß ich ein anderes Kind miethen, und dieß wird mich täglich sechs Pence kosten, und dafür hätte ich schon viel Brod kaufen können. Ich arme Frau! Heute gehts noch; aber morgen muß ich es begraben.“ Die Dame war »quite shocked.« Ich mußte mich abwenden, das Lachen zu verbergen, das mir diese Mutterliebe und das Entsetzen der Engländerin abnöthigte.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 10.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 59. Freitag den 9. März 1849.

> Iactata fatis, o Alemannia,
> Quid hoc in aestu respicis auxili? —
> Permissa Fortunae, malorum
> Muto vices, nihil usque vito.
>
> Jac. Balde.

Reichstagssonette.

Täuschung.

Wir freuten uns auf eines Geist's Besuch,
Wir eiferten, ihn würdig zu empfangen,
Der, stillend hundertjähriges Verlangen,
Von Deutschland sollte ziehn das Leichentuch.

Doch wieder leer bleibt Deutschlands Ehrenbuch;
Schüttelnd sein Haupt ist er dahingegangen;
Feindsel'ge Brüder wälzen wahnbefangen
Einander zu den tausendjähr'gen Fluch!

Durch traumbethörtes Volk ist er geschritten;
Es ganz zu wecken hat er nicht vermocht
Mit seinem Droh'n, mit banger Liebe Bitten.

Kein Oel mehr nährt der heil'gen Lampe Docht;
Sie haben, was sein Name sey, gestritten,
Und überhört, daß er hat angepocht.

Der deutsche Herkules.

I.

Für Deutschland einen Herkules! geschaffen
Für der Arbeiten schwere Müh'n und Weh'n!
Mit Leu'n und Drachen in den Kampf zu gehn,
Ein Held gerüstet mit gefeiten Waffen!

Stark, glatte Schlangen mit dem Arm, dem straffen
Zu würgen, die sich giftgeschwollen blähn,
Und die in Hut der neid'schen Wächter stehn,
Die Hesperidenäpfel zu entraffen!

Dem Stier zu fesseln die unbänd'gen Glieder,
Zu tilgen, die aus tausendfält'gem Mund
Das Gift des Todes speit, die grause Hyder;

Selbst in der Unheilsmächte schwarzen Schlund
Mit keckem, sichrem Schritt zu steigen nieder,
Erstickend den dreiköpf'gen Höllenhund!

II.

Nicht darf der Held mühseliges Beginnen
Im Königshaus, beim Fackellicht, verschmähn,
Den Faden für das Labyrinth zu drehn,
Am Rocken Wolle mit Geduld zu spinnen.

Der Arbeit wartend mit stets wachen Sinnen
Müßt' er zugleich des Werbens Kunst verstehn,
Den Augenblick, den glücklichen, erspähn,
Die volle Gunst Germania's zu gewinnen.

Doch darf er selbst sich nie bestricken lassen
Von kluger List, von süßem Schmeichellaut,
Nie schlummernd, nie berauscht die Zeit verpassen;

Und wenn gewonnen er die Königsbraut,
Muß wieder, ungeschwächt, der Held erfassen
Die abgelegte Keul' und Löwenhaut.

An den Minister der Zukunft.

I.

Geheimnißvoll noch ruht dir unter'm Schopf
Das Heil, womit du uns wirst überraschen.
Wird es dem Volke sprudeln aus den Flaschen,
Wenn du läß'st knallen den Champagnerpfropf?

Die Republik! — Traktirt mit Gugelhopf
Ihr Bettelvogt den Pöbel? — Füllt die Taschen,
Die leeren, sie? Wird Mohren weiß sie waschen?
Heilt besser sie, als Kön'ge sonst, den Kropf?*

Wenn du kurirst an Deutschlands Weichselzopf,
Hoffst du, daß nie er wieder sich erneure?
Ja, wenn du kühn mit amputirst den Kopf!

Ein wohlfeil Wort ist Republik, die theure!
Doch Blüthe quillt nicht aus dem Schminketopf,
Und Wunden heilt man nicht mit Schwefelsäure!

II.

Wohl müssen dir die meisten Redner weichen
An herben Spottes ätzender Gewalt,
An sprüh'ndem Witz; der Beifallssturm erschallt,
Sobald zum Plaudito! du gibst das Zeichen.

Doch, bist du Meister auch in Fechterstreichen,
Ob mancher Pfeil von deinem Schild abprallt:
Die Herzen der Bewundrer läß'st du kalt;
Du kannst uns nie der Hoffnung Becher reichen!

Dich tauchend in den bunten Zauberkreis
Der niedern Thierwelt, hast du abgeschworen
Der Lichtwelt Ahnung, aller Gaben Preis;

Und dann im Wolkenstandpunkt halb verloren,
In frost'gen Höhen, auf der Gletscher Eis
Die Seele, wenn du eine hatt'st, erfroren.

* Was man von den Königen von Frankreich und auch von England rühmte.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Savoyen.

(Fortsetzung.)

Es ward in der That. Neben der Alten auf die Knie geworfen, wie die Kleinen zu thun pflegen, lag das Böckchen, Kopf und Maul emporgehoben zum strotzenden Euter der Mutter und saugend. Antonio war nicht allein Maler, sondern auch Dichter; wahrer, poetischer konnte der Begriff eines Böckchens nicht aufgefaßt und wiedergegeben werden, als auf diese Art; er hatte sich das junge Thier nicht einzeln, beziehungslos dastehend oder liegend, gedacht, sondern sogleich, ohne im Entferntesten darauf aufmerksam gemacht worden zu seyn, in der wahrsten und schönsten Beziehung seiner Natur: es sog an der Brust der Mutter. Ich frage: welcher Dichter oder Philosoph hätte den gegebenen Begriff naturwahrer und reicher darstellen können? Auch die Zeichnung war ziemlich korrekt und wenigstens in dieser Hütte ein wahres Wunder. Antonio wurde mit Lobsprüchen überhäuft, beschenkt, und Cäsar übernahm es, seines Talentes am rechten Ort in Genf zu gedenken, um ihm wo möglich die Laufbahn eines Künstlers zu eröffnen. Freilich gehören dazu reiche, wohlthätige Gönner oder sonstige Mittel, und Antonio war so ganz mittellos, so poetisch arm, so völlig ohne Gönner, und selbst gar nicht ahnend, daß ihm alles dieß gebreche, daß ihm überhaupt irgend etwas mangle, hier unter seinen Heerden, wo des lieben Gottes Sonne so warm schien und Alles so war, wie es seyn mußte. Er war, wenn auch nahe bei dem ewigen Schnee und am Fuß der Gletscher, mitten in Arkadien. Und ist man das nicht überall im fünfzehnten Jahr?

Wir verließen ihn endlich, nachdem er uns den kleinen Steg im Erlengebüsch, das heißt einen über das Wasser gelegten Baum genau bezeichnet hatte, mittelst dessen, wenn wir nicht einen ziemlich weiten Weg wieder zurückgehen wollten, auf das andere Ufer des Flusses zu gelangen war und somit auf die Seite, wo wir unsere Richtung fortsetzen konnten. Wir thaten es, von dem kleinen anmuthigen Maler plaudernd und von Zeit zu Zeit zurückblickend auf die schon durchmessene Strecke und nach dem Kirchthurm von Chamouny, der sich, wie alle Kirchthürme in Alpenthälern, unter den himmelragenden Kolossen, die ihn umringen, winzig ausnahm, kaum bemerkbar erhöht über der grünen Decke des Bodens. Um den Fuß des Montblanc zogen Nebel und wehten wie Schleier von den Eispyramiden des Bossongletschers. Ueber diesen Schleiern, welche seine Basis verhüllten, schien der Berg hoch am blauen Himmel zu schweben, wie ein Wolkengebild, oder, nachdem man seine Stetigkeit erkannt hatte, wie ein fremder Körper, der nicht zu unserem Planeten gehörte. Cäsar machte diese Bemerkung, und er hatte Recht.

„Ich kann unsern Raphael nicht vergessen," sagte ich. „Welch ein Knabe! Wenn ich reich genug wäre, würde ich ihn auf eigene Kosten nach Genf zur Ausbildung senden. Und doch, thäte man recht daran, den Engel in ihm zu tödten, um einen Künstler aus ihm zu machen? Wie wir ihn sahen, in dem Moment, wo er in seiner erhabenen Einsamkeit gestört, nach uns umblickte und erröthete, hatte er in der That etwas von einem Engel. Unter seiner groben Blouse zusammengefaltet lagen die Flügel des Cherub." — „Wenigstens," erwiderte Cäsar, „läßt sich annehmen, daß die Engel herabsteigen zu seiner reinen Seele und sie mit göttlichen Gedanken nähren, wie der Thau die Blume, oder wie der Sonnenglanz den Krystall." — „Fürwahr, Freund, eine ganz eigene,

von uns sogenannten Gebildeten ungeahnte Welt liegt in einem solchen Gemüthe verborgen, das sich unter Heerden und Gletschern entfaltet und mit künstlerischem Bildungstrieb begabt ist. Ich möchte nur einen Tag lang dieser piemontesische Knabe seyn! Nicht daß ich Wissen, Welt und Erfahrung gering achtete, aber wohl empfinde ich, daß es Momente und Veranlassungen gibt, wo man sich sehnen kann, Alles das los zu werden und in einen primitiven Zustand zurückzukehren. Solch ein Moment kam in Antonios Hütte über mich." — „Weil — Sie erlauben mir die Aeußerung," sagte Cäsar leise. — — „Gewiß." — „Weil der Glaube Sie nicht durchleuchtet hat, der Strahl, der wärmer flammt als das Sonnenlicht, schönere Blumen treibt als dieses und aus höhern Himmeln in unsere Seele fällt als das Licht aller Gestirne auf diesen unvollkommenen Planeten." — „Ach, Cäsar, der Planet ist so vollkommen und die Sterne sind so weit! — Hören Sie, es donnert über uns." — „Lawinenfall in den Aiguilles," sagte mein Begleiter. — „Aber es rauscht auch näher, wie ein wilder Strom." — „So sind wir an der Mündung des Arveyron. Richtig, dort stürzt dieses Gletscherkind nach kurzem Lauf in die Arve."

Dem war so. Wir hielten uns nun rechts und mir schien die Luft kälter zu werden, je näher wir den Eismassen kamen, unter denen der Arveyron seine Quelle hat. Nicht lange, so standen wir vor dem Gletscher und machten uns fertig, die Grotte des Stroms zu befahren. — Von dieser Expedition das nächstemal.

Herr Piepmeyer.

(Schluß.)

Alles hatte für Piepmeyer Bedeutung. Ich darf es hier gestehen, daß er außer den Harmoniebällen in seinem Wohnort noch keinen Abend in beleuchteten Sälen zugebracht, und vollends mit Erzherzogen, kaiserlichen Prinzen, Reichsverwesern und dergl. noch nie in Berührung gekommen war. Er schweifte horchend und beobachtend umher, er zog politischen Seim aus den Gesprächen, die er halb verstand, wie die Biene Honigseim von den Beeten. Seine Aufmerksamkeit erregte es in hohem Grade, Herrn von Radowitz und Herrn Vogt in eifrigem Gespräche zu erblicken. Er kam dadurch auf die extravagantesten Vermuthungen. Die Religion der Zukunft und der Katholicismus, der Radikale und der Monarchist von Gottes Gnaden — welche Gespräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche mochten hier wohl geführt werden? Nur einzelne Worte erhaschte er: „Quantität, Sägspäne, Todtenkopf, Scheidewasser, Geschütz, Schlafmützen und Socken." Er brachte nichts zusammen; aber die Beiden sprachen, das sah er, und das erzählte er später seinem Freunde, dem Journalisten, der in einem sehr interessanten und sehr glaubwürdigen Artikel über die Soiréen beim Reichsverweser des eifrigen Gesprächs zwischen Abgeordneten der äußersten Fractionen erwähnte und namentlich v. Radowitz und Vogt anführte, woraus er auf Koalitionen, Concessionen und dergleichen schließen zu können glaubte. Diesem Artikel folgte jedoch von anderer Hand die Berichtigung, daß der General v. Radowitz von dem Naturforscher Vogt einen Aufschluß über die Schießbaumwolle sich erbeten hatte.

Piepmeyer hatte an jenem Abende die Ehre, dem Reichsverweser vorgestellt zu werden, der einige Worte mit jener liebenswürdigen Freimüthigkeit an ihn richtete, welche diesen Fürsten ziert. Mehr bedurfte es nicht, um Piepmeyers Inneres zu öffnen; er löste die diplomatische Hülle seines Herzens und ließ dessen Inhalt von der Zunge strömen. Er wurde bitter, er brach in Klagen aus, er erschien zerrissen, unzufrieden, müde, gebrochen. Er werde auswandern — aus seinem Wohnsitze nämlich — sagte er. Er wolle nach dem badischen Seekreis, dort scheinen ihm noch freie Männer zu wohnen. Gutmüthig lächelnd ertheilte ihm der Reichsverweser den Rath, lieber Amerika zu wählen; dort sey er dessen gewisser.

Hier breche ich ab. Ein wehmüthiges Gefühl überschleicht mich. Nicht die Furcht erregt es in mir, daß Deutschland wirklich veröden könnte, wenn Piepmeyer und seine Sinnesgenossen es verließen. Sie stürben doch nie aus; die deutsche Erde erzeugt sie, wie die Gerste und den Hopfen des Bayerlandes, wie den Buchweizen der Marken, wie den Ginster der Heiden, aber auch wie die Reben an den südlichen Ufergeländen deutscher Ströme. Das wehmüthige Gefühl, das ich empfinde, hat eine andere Quelle, die zu trüber Art ist, als daß ich sie hier von dem thränenfeuchten Moose und den schwerlastenden Steinen befreien sollte, damit sie zu Tage fließe und das bischen Lustigkeit hinwegschwemme, welches vielleicht meine Schilderung in einem und dem andern Leser erregt haben mag. — Die Wirkung, die ich nicht zu erreichen vermochte, zu vervollständigen, greife man nach Schrödters und Detmolds Heften selbst, um sich an ächt deutschem Humor zu erfreuen, der zu dieser Frist doppelt willkommen seyn muß.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Februar.

(Fortsetzung.)

Der Senat und die Grundrechte. — Louise Aston.

Daß der Plan, die Stellvertreterschaft beizubehalten, nicht gelingen wird, kann ich schon jezt versichern. Die für dieses Jahr Ausgeloosten haben sich an die hier bestehenden, engverbundenen liberalen Vereine mit der Bitte um Unterstützung ihrer gerechten Sache gewendet, und nicht nur ist diese ihnen fest zugesagt, sondern überdieß beschlossen worden, durch alle zu Gebote stehenden gesetzlichen Mittel die sofortige Einführung der Grundrechte zu erzwingen. Von diesen energischen Schritten benachrichtigt, ließ darauf der Senat während der Nacht unmäßig große Plakate drucken, worauf die deutschen Grundrechte standen, aber troz dem noch nicht als eingeführt angegeben waren, und man sah sie am Morgen an allen Straßenecken angeklebt. Wozu soll diese neue Täuschung führen? Wozu kann sie führen, als die Massen noch mehr gegen die Behörden zu erbittern, da das Volk jezt durch die Presse hinlänglich aufgeklärt ist, um zu wissen, daß eine Publikation etwas Anderes ist als eine Einführung? Auch ist kein Mensch durch diese überflüßigen Plakate, deren Inhalt längst unsere öffentlichen Blätter gebracht hatten, getäuscht worden; vielmehr haben sie die liberalen Vereine zu noch energischerem Auftreten angeregt. Auf Sonntag, den 25. Februar, ist ein großes Volksfest, ein Banket, zur Feier der Grundgesetze angeordnet, und der Senat dürfte wohl thun, wenn er die Einführung derselben zu diesem Tage publicirt hätte.

Die Constituante hat sich in sieben Ausschüsse getheilt und arbeitet mit Fleiß und Eifer an der neuen Verfassung für unsern Staat, womit sie schon so weit vorgeschritten ist, daß sie nächstens ihre Arbeiten in den wieder aufgenommenen öffentlichen Sitzungen vorlegen und das Ergebniß derselben der ungeduldig harrenden Menge mittheilen wird. Es sitzen in jedem der Ausschüsse Männer von bedeutendem Talent und von dem besten Willen für das Wohl des Staats beseelt; so können wir denn eine gute Verfassung bekommen, wenn der Senat nicht durch den Eigensinn, mit dem er der Einführung der Grundrechte entgegentritt, diese schönen Hoffnungen vernichtet, indem er den von ihm selbst so sehr gefürchteten Aufruhr herausfordert. Dieser Augenblick ist noch fern; der nächste aber wahrscheinlich nicht mehr.

Frau Louise Aston, die bekannte Emancipirte, hat sich hier niedergelassen, seit sie aus dem schleswig-holsteinischen Feldzuge zurückgekehrt, wo sie, nach dem Zeugnisse mancher Freischärler, auf dem Schlachtfelde und in den Hospitälern segensreich gewirkt. Ein von dieser Dame im „Freischütz“ abgedrucktes Gedicht, so wie ihre bei Campe erschienene Lebensbeschreibung sind aber nicht geeignet, ihr die Achtung und Zuneigung solcher zu erwerben, für die Zucht und Sitte noch etwas mehr als Phrasen sind. Ich für meinen Theil gewann einen jungen Mann dadurch lieb, daß, als ihm das erwähnte Gedicht zufällig in die Hände gerieth, sich sein Antlitz mit einer brennenden Röthe überzog und er sich zu einem Andern mit den Worten wandte: „Das könnte als Inschrift über einem B...... angebracht werden!“ Gott erhalte uns Jünglinge, die so denken und fühlen, und bewahre uns vor Frauen, die so dichten! Es wird in unsern Blättern eine pikante Anekdote von dieser Dame erzählt, die ich hier mittheilen will, um diesen sonst so ernsten Bericht etwas damit zu würzen.

(Fortsetzung folgt.)

London, Februar.

(Schluß.)

Bettler. — Die de Vere.

Die Zeitungen versichern, daß sich zwanzigtausend Bettler in den Straßen Londons erhalten, und das Publikum nährt auf diese Art die Faulheit und Lüge, während der rechtliche Mann, der ein so verächtliches Gewerbe verschmäht, daheim mit seiner Familie umkommen kann, ohne daß ihm jene Unterstützung zu Theil wird, die der Staat und seine Mitbürger ihm schulden. Nach dem anerkannten Satz: »And prove the Caesar or the Catiline, By the true touch-stone of desert, success,« wird das Betteln in London noch einmal unter die ehrenwerthen Professionen gerechnet werden. Am Ende ist es ja auch eine Art Müssiggang, und Müssiggang war hier von jeher angesehener als Arbeit; denn der rechte Gentlemen rechnet es sich ja als Ehre und Verdienst an, daß er von seinen Renten leben und die Zeit vergeuden kann. Doch lassen wir die Gentlemen. — Aubrey de Vere, der irische Patriot, ist nach London gekommen, seinen Einfluß, der in seinem Kopf und seinem guten Willen liegt, für seine Mitbrüder zu verwenden. Der Dichter und Dramatiker ist zum Politiker geworden und er hat in seinem Buche, »English misrule, and Irish misdeed,« darzuthun gesucht, worin die Fehler der englischen Regierung beruhen und was Irland verbrochen, um die gegenwärtige schauderhafte Krisis über sein unglückliches Haupt heraufzubeschwören. Die Schwierigkeit für England, seinem Vaterlande wirksam zu nützen, erkennt auch er darin, daß aller Grundbesitz in Irland in den Händen von Engländern ist, die im Parlament eine zu mächtige Partei bilden, als daß die Minister, ohne gegen ihr Interesse zu handeln, es wagen dürften, den Irländern durch Gesetze beizuspringen, die ihre Herren und Zuchtmeister beeinträchtigten. Daher gibt man immer Geld, und nichts als Geld, und diese Unterstützungen, statt dem Volke zu helfen, entwürdigen es nur immer mehr. Will England, wie das Sprüchwort sagt, es nicht wagen, den Ochsen bei den Hörnern zu nehmen, so wird es das Schicksal selbst über sein Haupt heraufbeschwören; denn was bleibt den Hungernden endlich übrig, als das Mutterland zu überschwemmen und sich mit Güte oder Gewalt der fetten Fleischtöpfe zu bemächtigen? Stephen de Vere, der Bruder des eben genannten Dichters, hat seinen Namen früher schon in Aller Mund gebracht, indem er als ganz junger Mann sein väterliches Erbe verließ und mit einem Emigrantenschiff nach Amerika ging, wobei er während der Reise die Kleidung derselben anlegte und ihre Nahrung theilte, nur um sich zu überzeugen, in wie ferne das Loos derselben beklagenswerth sey oder nicht, und um seiner Darstellung das Gewicht eigener Erfahrung beilegen zu können. Wenn nun Aubrey de Vere als Vorkämpfer für sein Volk auftritt, so ist des Bruders edle Aufopferung ihm ein Vorläufer gewesen, der ihm gleich bei Nennung seines Namens Ohren und Herzen öffnet. Ob aber etwas für Irland geschehen wird, das lassen wir dahingestellt; denn Lord John Russel ist schwerlich der Mann, »to take the bull by the horns.«

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 60. Sonnabend den 10. März 1849.

Das ist also die Frucht des himmelsteigenden Baumes?
Das der Schatten, in dem endlich der Wanderer ruht?
Ha des Greuels! Harpyen gebar Anadyomene!
Keine Pallas gebar, Furien Jupiters Haupt!

Klopstock.

Reichstagssonette.

(Fortsetzung.)

An die Linke.

Des Unheils Vögel flogen von der Linken
Den alten Heiden; an dem ernsten Tage
Des Weltgerichts wird an den Ort der Plage
Nach links der Richter die Unwerthen winken.

Hofft Ihr, daß Euer Thun soll machen sinken
Die linke Schaale von der Ehren Wage?
O fürchtet, daß einst Deutschland Euch verklage
Ob faulen Thaten, die zum Himmel stinken!

Statt Euch zu müh'n in pflichtvoll schweren Thaten,
Blast Ihr den farb'gen Ball aus Seifenschaum;
Mit Steinen bau'n, nennt Ihr „das Volk verrathen!“

In toller Hast nachjagend Eurem Traum,
Zerstampft Ihr keck des deutschen Glückes Saaten,
Entblättert kalt der deutschen Ehre Baum!

An die Enthusiasten.

Wie einst durch Indiens glanzvolle Flur,
Mit Wein bekränzt und Rosen den Goldwagen,
Von fleck'ger Panther zahmem Paar getragen
Der sieggekrönte Dionysos fuhr;

Licht quoll und Freude nach des Gottes Spur,
Zur Blüthe ward die Knospe grauer Sagen,
Ein Paradies wuchs auf in kurzen Tagen,
Geadelt fühlte jede Kreatur:

So wollt Ihr im Triumphzug hochgemuth
Mit Freiheits-Nektar Deutschlands Völker tränken,
Begeist'rung strömen in ihr schweres Blut;

Doch könnt die Panther zäumen Ihr und lenken?
Ihr nehmt den ird'schen Rausch für Himmelsglut,
Und Wahnsinn nur kann Euch zu Göttern denken!

Coalition.

Als deutsche Brüder, die sich lang gemieden,
Zu warmem Drucke boten sich die Hand,
Wie Traum die Wolke Eifersucht verschwand,
Und über Allen schwebte goldner Frieden:

Da ahnten wir, und sey das Loos beschieden,
Durch Einigkeit zu bau'n ein Vaterland;
Stark sey genug der Liebe Macht, das Band
Der Einheit aus gedieg'nem Gold zu schmieden.

Ach! nicht gedeiht die Eintracht, die gesunde,
Der Liebe Kind, die kräftig ist und mild,
In Deutschland, dem schon schlug der Schwäche Stunde!

Was Stärke scheint, ist Fieber toll und wild;
Es sproßt nur aus des Hasses ellem Bunde
Coalition, der Eintracht Afterbild.

Westindier.

Genug des Feu'rwerks prasselndes Gelober,
Genug die Schwärmer und Raketenlichter!
Die Finsterniß wallt hinterdrein nur dichter,
Der Pulverdampf tilgt nicht den Duft vom Moder.

Entschließt Euch einmal zum Entweder — Oder!
Staatsmänner werdet, oder bleibet Dichter!
Seyd ganz Erschaffer, oder ganz Vernichter,
Ihr Donnerskinder, Venedey und Schoder!

Wohl läßt sich mancher scharfe Zwist versöhnen,
Doch nicht vermitteln läßt sich Ja und Nein,
Und Wer's versucht, muß die Vernunft verhöhnen.

So ziehet endlich aus den holden Schein!
Die rauh'ste Wahrheit kann Euch nur verschönen, —
Und schenket endlich ein uns klaren Wein!

Deutscher Hof.

Auf deutschem Hof und unter grünem Baum
Da tagen sie! — Wenn Deutschland sich erlesen
Die Helfer, — daß es sollte rasch genesen
Von aller Krankheit, fehlen kann es kaum!

Das Herz beschleicht ein süß idyll'scher Traum;
Das sind wohl Männer von urdeutschem Wesen,
Die keck, mit unerbittlich scharfem Besen
Wegfegen, was befleckt solch heil'gen Raum!

O eitler Wahn, Germanen hier zu finden,
Wie sie die Chronik malt im Büchersaal,
Ernst, ehrsam tagend unter schatt'gen Linden!

Wild toben sie beim üpp'gen Bacchanal;
Ihr Held ist Aeolus mit seinen Winden,
Und Galliens Republik ihr Ideal!

Donnersberg.

O höret, wie so grauenvoll es wettert!
Dumpf grollt der Donnersberg, es zuckt der Blitz,
Der Regen strömt; weh, wer zum Schutz und Sitz
Die Eiche hat, den deutschen Baum, erklettert!

Versengt wird sie hinsinken und entblättert,
Da hilft kein Jahn, es hilft kein Radowitz;
Rothe Fraktur, brüllt Schlöffel und zischt Zitz,
Die Krone fällt, zerborsten und zerschmettert.

Es droht des Himmels Wölbung zu zerschmeißen
Dieses Olympus heulend Sturmgebraus,
Und jeden Stern vom Firmament zu reißen;

Doch tobet selbst Titanenwuth sich aus,
Und so gebiert, nach fürchterlichem Kreißen,
Der Donnersberg nur eine rothe Maus.

Die Farben.

Wenn du ein seltsam Phänomen willst seh'n:
Im Kreise mit rastlosem Finger treibe
Die buntgestreifte siebenfarb'ge Scheibe,
So schwinden alle Farben von dem Dreh'n;

Nur reines Weiß wird dir vor'm Auge steh'n;
Doch sorgst du nicht, daß gleich der Umschwung bleibe:
Farben, so viel ein Narr trägt auf dem Leibe,
Siehst aus dem Einen Weiß hervor du geh'n.

Als der Bewegung Sturm griff in die Speichen
Der Räder des Senates, da verlor
Der Farben Zwist sich plötzlich, der ungleichen;

Doch als die Zeit des Sturmes Dräu'n beschwor,
Brach, weil in lahmem Drehn die Räder schleichen,
Der Farben Aufruhr fürchterlich hervor.

„Unsere (der Deutschen) Göttin."

„Daß Schwiegermutter Weisheit nur, die neid'ge,
Strafpred'gerin mit faltigem Gesicht,
Die läst'ge Mahnerin an Ehr' und Pflicht,
Das zarte Seel'chen niemals uns beleid'ge!

Dir folgen wir, o Phantasie! — Meineid'ge
Nenn' uns die Welt! der Vorwurf rührt uns nicht!
Du, deren Macht verschönt und heilig spricht
Jedwedes Thun, du, Göttin, uns vertheid'ge!

Doch ihr, die uns vorhält mit mürr'schem Schalten
Des Denkzwangs, der Geschichte gelbes Buch,
Der Freiheit ros'ges Blut uns macht erkalten,

Die schilt des Leichtsinns fröhlichen Versuch,
Und Thorheit nennt des süßen Wahnsinns Walten:
Verbannung der Vernunft und ew'gen Fluch!"

(Schluß folgt.)

Der Pariser Fasching unter der Republik.

Nie war, so lang ich weiß, der Fasching in Paris eine Periode schalkhafter Narrheit, sinniger Lust und herzlicher Fröhlichkeit, er war vielmehr, so weit ich ihn kennen gelernt, und wenn ich alle ihm mit andern Zeiten des Jahres gemeinsamen Freuden abziehe, immer nur eine wilde Jagd nach rohen Genüssen, eine Mischung von Orgie und buntem Prunk. Mit seiner Rückkehr fiel jedes Jahr die Eröffnung der Kammern und die Blüthenzeit der Theater zusammen; zwei Dinge, die für die Pariser Gesellschaft, die dickste Hefe abgerechnet, stets größere Bedeutung zu haben schienen als die Tollheiten der Maskenbälle. Städte, die mit einem kalten Winter gesegnet sind, haben die maskirten Schlittenfahrten; Paris verdient seinen Namen Lutetia zu sehr, als daß es die Poesie dieses Schauspiels sich verschaffen könnte. Für die

Quälereien von Verwandten und Bekannten, die an kleinen Orten die Würze des Faschings sind, ist die Stadt zu groß. Wenn Einer darauf gefaßt seyn muß, in einem ungeheuern Saal stundenlang fremde Gesichter zu sehen, wie ein Jäger, der in einem entwildeten Bezirke halbe Tage herumstreicht, bis er eine Kette Feldhühner oder ein Kaninchen aufscheucht — da ist es kein großer Spaß, mit der Kapuze auf dem Kopf und das Gesicht vermummt, hausiren zu gehen mit seinen eigenen Geheimnissen und seinem Witze. Nur die Fastnachttage selbst hatten durch das Menschengewoge auf den Boulevards, den großen Ochsen und die fast offizielle Theilnahme der Pairskammer an dem Fest den Charakter einer wahrhaften, allgemeinen Volksbelustigung.

Ob unmittelbar nach den Februartagen des vorigen Jahrs der große Ochs noch seinen Umzug hielt, darüber höre ich häufig streiten; alle Welt war damals mit andern Thorheiten so sehr beschäftigt, daß man gar nicht darnach fragte, ob die gewöhnliche Komödie stattfinde oder nicht. Auch dieses Jahr wurde diese würdevolle Ceremonie unterlassen; der große Ochs, der früher in den Tuilerien seine Aufwartung machte, verschmähte die Reise nach dem Elysée National; der Präsident hat ihn

nicht angelacht,
Noch ihm ein Compliment gemacht.

Sonst ging Alles vor sich nach dem alten Ritus; der Fasching ging dieselben Wege wie unter der Monarchie; die Maskenbälle tobten, die Cachucha ist noch nicht entthront; Tanzgesellschaften wurden gegeben, bei den Mächtigen des Tages herrschten Abends Walzer, Polka und Quadrille; nur war Alles blasser, lahmer, lebloser, die Freuden hatten das Schicksal der Geschäfte. Von den frühern Gassenhauern hörte man die meisten wieder, nur spielte die Marseillaise eine größere Rolle als vor der Revolution, und die Gruppen Erleuchteter, die aus der großen Oper heimkehrten und dem Restaurant zuzogen, weihten ihr gewöhnlich die ganze Kraft ihrer Lungen und stellten ihr die ganze Tiefe ihrer Kehlen zur Verfügung. Zwischen einem Cancan und einem Hummersalat nimmt sich die patriotische Hymne allerdings erhaben aus.

Als etwas sehr Patriotisches muß auch die Beflissenheit mancher Damen gepriesen werden, die Himmel und Erde in Bewegung setzen, um zu dem großen Balle auf dem Stadthause Einlaß zu bekommen. Der Tanz in den Sälen, wo die Revolution gemacht wurde (ja, gemacht ist das rechte Wort) und der zügellos anmaßende Pöbel der neuen provisorischen Regierung seine Einfälle und Begierden aufdrang, soll eine unglaublich wohlthuende, wunderthätige Wirkung ausgeübt haben; es war das Fest der Grazien auf dem Schlachtfeld, hieß es darüber in den Versen eines Dichters, dessen Name mir billigerweise entfallen ist.

Einer der Orte, wo heuer am meisten getanzt wurde, ist der sogenannte Wintergarten. Das Wunder stammt aus der Zeit kurz vor den Februartagen, machte damals einen Augenblick Furore, aber die Revolution fuhr dazwischen und er gerieth in Vergessenheit, als Lustort wenigstens; denn es ist möglich, daß irgend ein Club dort sein Wesen trieb und hiedurch der Tempel des Leichtsinns und der Freude eine ernstere Bestimmung und höhere Weihe erhielt. — Jetzt, da ein wenig Ruhe zurückgekehrt ist und die Leidenschaften scheinbar etwas kühler geworden sind, ist auch der Wintergarten von Neuem in Aufnahme gekommen. Eine Art von Treibhaus, als Tanz- und Gartensaal eingerichtet, Bäume, Büsche, Felsen, Springbrunnen zwischen vier Wänden, wie sollte das die guten Pariser nicht bezaubern? Ein Sommertag in den Tannenwäldern der Alpen, eine Mainacht im Golf von Bajä wäre ihnen ein geringerer Sinnenschmaus. So geht hier Mancher blind mit offenen Augen vorüber an des Himmels Pracht. Der Horizont scheint wie trunken von Licht und feuchtem Duft; ganz Californien hat nicht so viel Gold als dort am westlichen Abhang der blauen Wölbung vom Pont royal bis zum Triumphbogen flaggert und glüht. Der Pariser eilt vorüber und sieht es nicht und denkt an wichtigere Dinge. — Einige Wochen später wird der jährliche Salon eröffnet; tausende von Bildern sind aufgestellt. Eine Landschaft fällt ihm auf; es ist ein Sonnenuntergang, recht schön, aber noch lange nicht das, was die Natur, wenn es nicht ganz häßlich Wetter ist, beinahe jeden Tag in Paris ihm bietet; er aber, der achtungslos an der Natur vorüberging, bleibt lange vor dem Bilde stehen, bewundert es und ist entzückt.

Und doch können diese unverbesserlichen Pariser nicht leugnen, daß die Natur für sie eine gütige Mutter ist. Hat sie ihnen doch zur Milderung der Bedrängnisse, die sie sich selber zugezogen, einen Winter geschenkt, wie die Balearen und Madera ihn nicht heiterer und sanfter wünschen konnten. Ein paar trübe Tage, hie und da ein kühler Abend, zuweilen ein neblich naßkalter Morgen und die langen Nächte, das waren die einzigen Zeichen des Winters; sonst herrschte vollkommener, ununterbrochener Frühling von Anfang Decembers bis Aschermittwoch. Die Bettelleute, und es ist kein Mangel daran, Dank dem Fortschritt der revolutionären Zeit! die Blumenhändlerinnen, die Journalverkäufer, die Orgelspieler, die Leute, die Handel treiben unter freiem Himmel, Alle, deren Gewerbe es mit sich bringt auf der Straße Station zu halten, waren, so hart sie es auch sonst haben mochten, doch insofern gut daran, daß sie, um

sich zu wärmen, nicht zu trippeln, nicht die Hände zu reiben nöthig hatten. Die Armen brauchten keinen Sou für Feuerung auszugeben, die Bauten konnten bequem weiter gehen. Das Elend ward freilich dadurch nicht aufgehoben, seine Schwere jedoch bedeutend vermindert. Der Himmel will die Republik retten, oder wenn sie nicht zu retten ist, doch sagen können: Es war nicht meine Schuld!

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Februar.

(Fortsetzung.)

Louise Aston. — Gewerbsverhältnisse.

Ein weit gereister, in einem fernen Welttheil jezt hochgestellter, zum Besuch hier anwesender Deutscher traf zufällig an der Wirthstafel mit Louise Aston zusammen und mußte den Ausspruch von ihr hören: die Männer seyen in der Regel so abgeschmackt und langweilig, daß es keinem einzigen von ihnen gelingen würde, sie auch nur eine Stunde zu unterhalten. Im Scherz schlug ihr darauf der Fremde vor, eine Wette auf eine bedeutende Summe mit ihr einzugehen, daß er sie eine Stunde angenehm unterhalten wolle, und als sie lachend die Wette annahm, fing er an von dem zu erzählen, was er auf seinen weiten Reisen, bei seinem Aufenthalte in Asien erlebt und erfahren hatte, und da er sehr angenehm erzählte, überhaupt ein geistreicher Mann war, hörte die Dame ihm mit sichtbarem Interesse zu. Als die anberaumte Stunde verflossen war, zog der Fremde seine Uhr heraus, und sich zu ihr kehrend, sagte er lächelnd: „Nicht wahr, wenn wir gewettet, hätte ich meine Wette gewonnen?“ verbeugte sich gegen sie und die übrigen Gäste und ging. Einige anwesende junge Leute behaupteten, wohl nur im Scherz, nach der Entfernung des Fremden, dieser habe die Dame im Grunde arg zum Besten gehabt, und wußten sie so zu reizen, daß sie sich augenblicklich hinsezte, um ihren vermeinten Gegner schriftlich auf Pistolen herauszufordern. Einer der Anwesenden, wahrscheinlich ein Schalk, überbrachte sodann dem nicht wenig überraschten Fremden mit der ernsthaftesten Miene von der Welt das Cartel, erhielt aber natürlich die mit lachendem Munde gegebene Antwort, mit Damen schieße er sich nicht, und damit hatte die Sache ein Ende. Es gibt wohl kaum eine große Stadt, in der eine solche Frau weniger an ihrem Platze wäre, als in der unsrigen, deren Damenwelt — zum Ruhme sey ihr das nachgesagt — noch nicht einen einzigen Schritt zu einer solchen Emancipation gethan hat, sondern sich vielmehr, was den äußern Anstand und das Schickliche betrifft, in den engsten Kreisen bewegt. Auch ist Frau Louise Aston hier fast ausschließlich auf männlichen Umgang angewiesen. — Von Bällen, glänzenden Festen u. dgl. m. ist im nun fast verflossenen Winter hier weniger als sonst wahrgenommen worden, obgleich der Handel durch das frühe Aufgehen der Elbe, die nur einen Monat mit Eis bedeckt war, den durch die dänische Blokade erlittenen Verlust reichlich wieder einbringen konnte. So wie die Eisdecke des schönen Flusses sich gelöst und der rasche Strom die Trümmer derselben in die unferne Nordsee hinabgewälzt hat, kündet der Donner der Kanonen im Hafen das Wiedererwachen des Handels durch das der Schifffahrt an und alle Hände regen sich wieder fleißig. Indeß gebieten die Zeitumstände und die zu befürchtenden Unruhen im Vaterlande selbst, ja wohl gar ein in Aussicht stehender Krieg, größere Vorsicht als sonst, und von großen Spekulationen vernimmt man nichts. Alles wartet zu und sieht sich nach dem um, was die nächste Zeit bringen dürfte. Die Spekulation auf Staatspapiere ist auf ein Minimum herabgesunken, da kein einziger Staat sichere Garantie für die Erfüllung der übernommenen Verpflichtung mehr darbietet, etwa Schweden und Norwegen ausgenommen; wie leicht können aber auch diese beiden Länder mit in den Strudel gezogen werden! Durch die immer mehr überhand nehmende Auswanderungssucht, deren Strom sich jezt von hier auch nach dem Goldlande Californien zu wälzen beginnt, gewinnt der Handel und namentlich die Rhederei bedeutend. Auch wird hier jezt ein Auswanderungsverein gebildet, dessen Statuten großes Lob verdienen. Die intelligenten Bremer, welche die Ersten waren, die den Transport der Auswanderer in die Hand nahmen, drohten Hamburg dadurch zu überflügeln, wie es schon früher mit dem überseeischen Tabaksgeschäft der Fall gewesen; dießmal aber scheint die hiesige Handelswelt die sie von dorther bedrohende Gefahr noch zeitig genug eingesehen zu haben und regt sich daher tüchtig, um das Versäumte nachzuholen. Es ist bei diesem Geschäft nicht bloß die Fracht, der Ueberfahrtspreis zu berücksichtigen, sondern fast mehr noch der Gewinn, den der Kleinhandel von den Auswanderern zieht, die sich am Orte ihrer Einschiffung natürlich mit allem dem versehen, was ihnen in der neuen Heimath unentbehrlich seyn dürfte und dort weit theurer wäre. Troz diesen so mannigfachen Erwerbsquellen herrscht hier in den niedern Ständen Arbeits- und Muthlosigkeit, und nur die Hoffnung, daß es bald besser werden werde und werden müsse, hält Viele noch aufrecht. Dieß erklärt auch den lebhaften, bis zur Leidenschaft gesteigerten Antheil, den die Männer aller Stände an den öffentlichen Vereinen nehmen. Dort sagt ihnen ein begeisterter, gut sprechender Redner, daß sie nur noch kurze Zeit ausharren, nur die Bestrebungen der Freiheitsfreunde wacker unterstüzen sollten, dann würde es bald besser um Alle stehen, und man schenkt diesen Versicherungen Glauben, weil man so gern glaubt, was man wünscht. Sehr in Verlegenheit müßten aber diese Redner und Tröster kommen, wenn man von ihnen bestimmten Nachweis forderte, wo denn eigentlich das gelobte Land liege, in dem für den Proletarier Milch und Honig fließt? Und wenn sie das auch wüßten, hätten sie den Muth, auf den Communismus, und was damit zusammenhängt, hinzudeuten? Und doch steht in Aussicht, daß für jedes Land, für jede Stadt ein Tag kommen wird, wo man zu diesem Hülfsmittel für nur einen Tag greift, und die Besitzenden, die Reichen haben Recht davor zu zittern.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 19.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 61. Montag den 12. März 1849.

Bestürztes Vaterland, was wirst du endlich machen,
Wenn deine Söhne selbst zu deinem Schaden wachen?
Wenn Ehrgeiz, List und Neid des Landes Freiheit zwängt?

Gryphius.

Reichstagssonette.

(Schluß.)

Menagerie.

„Seyd ohne Falsch wie Tauben, klug wie Schlangen!"
Gebot einst eines heil'gen Lehrers Mund.
Wie üben sie's in jenem hohen Rund,
Worein die Retter Deutschlands eingegangen?

Ach! Schlangenfalschheit, scheuer Tauben Bangen —
So wird das Wort erfüllt! Den falschen Bund
Schließt Eul' und Pfau, der Fuchs, der Hahn, der Hund,
Von läst'ger Sitte Band nicht mehr gefangen.

Die tiefgehegten Triebe, lang verhehlt,
Sie treten wieder fessellos zum Lichte,
Weil Freiheit keiner Creatur mehr fehlt;

Und ob ihr Thun auch Deutschlands Macht vernichte —
Studiren kann, wen Forschergeist beseelt,
An Senatoren hier Naturgeschichte.

Mit Blindheit geschlagen.

Deutschland, du bist verrathen und verkauft!
Der Freiheit Rasende, der Einheit Hasser,
Sie haben dir gemischt toffanisch Wasser,
Das die bethörte Menge lechzend sauft!

Wardst du vom bösen Feind mit Fluch getauft,
Daß du der Ehren Schatz wirfst weg, ein Prasser,
Indeß dein Volk, zerlumpter stets und blasser,
Um Brocken Brods, um Fetzen Prunks sich rauft?

Gott schlägt mit Blindheit, die er will verderben!
Weh! laut zur Förderung des Riesenbau's
Ruft Ihr das Volk — und häuft nur Schutt und Schrecken!

Dem Lichte huld'gend, gießt das Oel Ihr aus!
In Liebesglut wollt um die Braut Ihr werben,
Und zündet mit Mordfackeln an das Haus!

Der Basilisk.*

O deutsches Volk, wie schlimm wird dir vergütet
Der harrenden Geduld treuherz'ger Wahn:
Es brech' ein starker Aar, ein reiner Schwan
Aus jenem Ei, seit Jahresfrist bebrütet!

Geschoben ward in's Nest, zu schwach gehütet,
Durch Trug ein Ei, gelegt vom gall'schen Hahn,
Ein Basilisk kriecht aus, der ohne Zahn
Verderblicher als Wolf und Tiger wüthet;

Ein gleißend Ungeheu'r, gemischter Art,
Mit Hahnenkamm und buntem Schweif des Pfauen,
Deß grünes Auge Haß und Lüge paart.

Wer es erblickt, stirbt jähen Tods vor Grauen,
Doch selbst vom tödtlichen Gesetz gespart,
Kann es sein scheußlich Bild im Spiegel schauen.

Wechsel der Scene.

In heißem Kampf erbittert ward gestritten
Sonst im fünfhundertköpfigen Senat;
Ein zwiefach Lager schien der hitz'ge Rath,
In Sturmkolonnen ward die Schanz' erschritten.

* Die Fabel läßt den Basilisken aus einem Hahnenei entstehen; sein Blick ist tödtlich; wenn er sich im Spiegel erblickt, stirbt er selbst.

Tief hat der Junge scharfes Schwert geschnitten,
Und manches tapfre Wort war eine That;
Zerhau'nen Leib's vom Kampfplatz Mancher trat,
Und manch Paradepferd ward lahm geritten.

Jetzt, wie Schauspielerbanden im Bankrott,
Vertrödeln sie (sammt Stimmen und Gewissen),
Schwert, Krone, Scepter, aller Welt ein Spott;

Der neue Kaisermantel wird zerrissen,
Dem Wenigstfordernden wird im Complott
Das neue Reich, zum Abbruch, nachgeschmissen.

Robert Blum.

I.

Der ruhig kalte Lenker und Entflammer
Des Volks, — deß Stimme mit metallnem Tone
Wie fernes Grabgeläute klang der Throne, —
Stumm ruht er jezt in enger, dumpfer Kammer.

Und als ihm unerbittlich schlug der Hammer
Der Todesuhr, umsonst ihr flehend: „Schone!"
Die Milde sprach: da, statt vom Haß, vom Hohne,
Ward seine Seele voll vom tiefsten Jammer.

Wer aber hat ihm jene bangen Stunden,
Wo Todesgrau'n sein männlich Herz durchwühlt,
Des Gatten, Vaters Sehnen nachempfunden?

Der Prüfung Glut, die ihm kein Trost gefühlt,
Und wo vom Ird'schen halb sein Geist entbunden
Den Lebenshauch der höhern Welt gefühlt?

II.

Von allem dem mag die Partei nichts hören,
Die, fühllos selbst, doch laut um Rache schreit,
Die, um Gewinn für sich im ird'schen Streit,
Des Hingegangnen Frieden würde stören;

Die, um das Volk zum Wahnsinn zu empören,
Den Pomp von der verhöhnten Kirche leiht,
Den Glauben und des Todten Grab entweiht,
Und Grimm und Bosheit schürt mit frommen Chören.

Eiskalter Spötter und Ungläub'ger Schaar
Spann heuchelnd, ohne Andacht, Trauerzüge,
Und — Jungfraun brachten Todtenkränze dar!

Doch gift'ge Rede that dem Haß Genüge;
Des Aufruhrs Predigt gellte vom Altar —
Das war der große Götzendienst der Lüge!

Wo ist die Schuld?

Anklagen fliegen hin und her, der Pfeil
Der buntgefiederte, die schwere Lanze:
„Verrathen wird das Vaterland, das ganze,
Zum Haupt, zum Leibe wirft sich auf der Theil!

Im Sonderstreben nimmer ruht das Heil!
Wenn Bollwerk Schutz gewähren soll und Schanze,
So sorgt, daß Eintracht drauf ihr Banner pflanze,
Daß nicht einbohre sich der Zwietracht Keil!"

Woran soll Treu' man und Verrath erkennen,
Wo Jeder sich mit Ehrennamen schmückt,
Wo Alle sich die Kämpfer Deutschlands nennen?

Habt Acht: Wer treu sich selbst, und unverrückt
Das Ziel im Aug', nie seitwärts weicht beim Rennen,
Und nie der eignen Ehre Kranz zerstückt!

Beschwörung.

An die Reichsversammlung.

Von der Gewohnheit wird der Geist besiegt;
Schwingt er empor sich wie die weiße Taube:
Die ird'sche Schwere zieht ihn bald zum Staube,
Der kurz im reinen Aether sich gewiegt.

Im Werktagsdrang der Weihe Oel verfliegt,
Matt wird im Pilgergang der brünst'ge Glaube,
Trüb wird die Stirn der Braut, vom Myrtenlaube
Einst wie von ew'ger Jugend Reif umschmiegt.

Ihr Männer, deren Geist der hohen Sendung
Festlich Gefühl mit Adlerschwung einst hob,
Daß Deutschlands Sonn' Ihr schautet ohne Blendung:

O, wenn jezt Dämmrung Euern Blick umwob:
Nehmt neue Weihung! durch des Werks Vollendung
Grabt ein in ehrne Tafeln Euer Lob!

Die Zukunft.

Wie Schottlands Seher, mit dem Vorgesichte
Begabt, vermögt Ihr nicht der Zukunft Grau
Durchbrechend mit des Auges geist'ger Schau
Das Urtheil vorzufühlen der Geschichte?

Stellt Euch im Geiste diesem Fehmgerichte,
Das unbestochen, kalt, abwägt genau
Der Thaten Werth, das unter'm Himmelsblau
Verdienst und Schuld enthüllt dem Sonnenlichte.

Weh, wenn nur Leidenschaft, kurzsicht'ges Hassen,
Ein heißer, dumpfer Föhn, das Herz Euch lenkt,
Von fernhinschau'ndem Steuermann verlassen!

Doch ärg're Schmach, weß Seele, zu beschränkt,
Zu feig und matt, der Zukunft Bild zu fassen,
Sich träg im Lethepfuhl des Jezt ertränkt!

Warnung an Große und Kleine.

Ihr habt beim Sonnenschein, habt in Gewittern
Niemals gelernt, zu Herzen nie genommen:
Was Deutschlands Heil und Größe möge frommen;
Für's Vaterland könnt, Helden Ihr! nicht zittern!

Nicht seine Schmach kann Euern Trank verbittern;
Nur Euer Weizen soll zum Blühen kommen;
Dann schaut Ihr ungerührt und unbeklommen
Deutschland zerstampft von blut'gen, fremden
Schnittern!

Vielleicht die Warnungen, die nie Euch rührten,
Begreift, zu spät, Ihr, — scheut vor'm Judaslohn,
Verwünscht die Brände, die von Euch geschürten:

Wenn sich des hergelockten Fremdlings Hohn
Mischt mit dem Fluch selbst der von Euch Verführten, —
Wenn der Erob'rer wegwirft den Spion!

An den Grafen Gieck.

Als auf der deutschen Heldenzeit Genossen,
Den tapfern, frommen Greis, deß freud'ger Sang
In trübster Nacht wie Gold und Stahl erklang,
Sich bittern Hohnes wilder Sturm ergossen:

Da hast, als ob von lustigen Geschossen
Gefahr dem theuern Haupte drohe, bang,
Du in besorgter Liebe raschem Drang
Ihn schützend, stark, mit treuem Arm umschlossen.

O Heil dir! deines Thuns trostreiches Bild
Verscheucht mit heitrer Ahnung mein Verzagen,
Wenn Haß und Bosheit toben zuchtlos, wild.

Treu' stehn und Liebe noch in diesen Tagen,
Das Heil'ge deckend wie mit Götterschild,
Und werden rettend es zum Siege tragen.

Der Büchertisch.

(s. Nr. 272—275. — 297—298 1846. — 22—23 1847.)

Der Leser besinnt sich wohl noch auf den runden Tisch im Salon einer lebhaften und geistvollen Dame, auf dem sich die im laufenden Interesse der Zeit geschriebenen Bücher und Broschüren anhäuften. Wir wollen, nachdem wir die dortigen Schätze bedeutend haben anwachsen lassen, wiederum einen Blick auf denselben werfen. — Für's Erste fällt unser Auge auf eine Menge illustrirter Tageblätter, und da die Dame in Berlin lebt, und die jüngsten politischen Ereignisse an ihrem eignen Glück und dem ihrer Familie hat vorübergehen sehen, so hat sie, zum Gedächtniß für künftige Tage, diese Blätter gesammelt und, so weit es möglich war, sorgfältig geordnet. Wir nehmen drei Pakete in die Hand; sie enthalten die Sammlung der drei vorzüglichsten hier erschienenen Witzblätter, des „Kladderadatsch," des „Krakehlers" und der „ewigen Lampe." Außerdem sehen wir noch eine Menge theils großer, theils kleiner Bogen mit satirisch-politischen Figuren besäet, auch Anschlagezettel und Veröffentlichungen, wie sie in jenen unruhigen Tagen im Laufe weniger Stunden zu Dutzenden an die „Linden" in der schönsten Straße Berlins und an die Häuserecken geklebt wurden. Das immerdar schreiblustige Berlin war damals gleichsam von einer Schreibewuth ergriffen, und die freigegebene Presse mußte mit einer fieberhaften Anstrengung Tag und Nacht arbeiten, um alle die patriotischen Anreden und Zurufe, Mahnungen, Warnungen und Deklamationen dem Publikum fast so rasch mitzutheilen als sie im Kopfe ihrer Erzeuger sich gebildet hatten. Viele der Bäume erlagen beinahe unter der Last der Annoncen, und man sah durch die dutzendweis übereinander geklebten Zettel, wo immer der neueste den neuern überdeckte, eine Art Reliefarbeit entstehen, bis denn endlich ein wohlthätiger Regen die ganze Kruste wegschwemmte.

Die drei genannten Blätter, und dann ein paar der großen Bilderbogen wollen wir hier kurz besprechen. — Es ist zum Erstaunen, wie rasch die Fortschritte sind, die der Berliner eigenthümliche skeptische und boshafte Witz in der Gattung des politischen Zerrbildes gemacht hat. Wie aus der Erde emporgeschossen, unmittelbar nach dem verhängnißvollen März vorigen Jahrs, sind eine Menge geistvoller, lebensprühender Zeichner erstanden. Man ahnte gar nicht, daß dergleichen möglich seyn könnte. Wir haben Bilder von Zeichnern ohne Namen hier entstehen sehen, die sich keck den besten dieser Art an die Seiten stellen können, die der Londoner „Punch" und der Pariser „Charivari" liefern. Das ist denn doch eine „Errungenschaft," die man mit Dank annehmen kann. Was Berlin früher in diesem Fache leistete, war höchst gering. Es gab weder Zeichner, noch, wenn es diese auch gab, Techniker, die in Holz oder Kupfer die Ideen der erstern geschickt hätten zur Anschauung bringen können. Jetzt sind plötzlich beide da. Wo kommen sie her? Man weiß es nicht; sie sind eben da. Zeugniß hievon liefern jene Blätter, von denen jedoch nur die beiden erstgenannten Bilder bringen; die „ewige Lampe" erscheint nicht illustrirt; sie hat ihre Bosheit und ihr Gift nur den Typen des Druckers vertraut, ohne den Griffel des Zeichners in Anspruch zu nehmen.

Der Name „Kladderadatsch" ist ein Berliner Idiotismus und bedeutet soviel als ein langes, sich weithin verzweigendes Geplauder und Geklatsch, bald verläumderischer, halb possenhafter und unschuldiger Natur. Die Titelvignette zeigt einen humoristischen Kopf, dessen breite, poesielose, pöbelhaft grinsende Maske jene Sorte des Berliner Witzes anzeigt, der allerdings in den Schenken und Bierkellern geboren

wird, jedoch durch seine kaustische Schärfe und seinen kecken Humor geeignet ist in das öffentliche Leben aller Gesellschaftsschichten einzuwirken, wie er denn auch eingewirkt hat, denn man erzählte sich die guten Einfälle des Blattes überall. Sechs-und-dreißig Nummern ungefähr sind erschienen; der Belagerungszustand machte dem Leben des Blattes ein Ende. Es wäre zu wünschen, daß es wieder auflebte, nur müßte es sich selbst verständige Schranken ziehen, ohne die selbst der Witz nicht mit Erfolg manövrirt. — Den Inhalt unseres Witzblattes zu detailliren, ist nicht möglich, es verbreitet sich als ein ächtes Lokalblatt über alle Zufälligkeiten und kleinen Ereignisse des Berliner politischen Lebens jener bewegten Epoche. Vor allen Dingen sind ihm die Minister Lieblingsfiguren, die es bald zu diesem, bald zu jenem Schattenspiel an der Wand benuzt. Das absolut monarchische Berlin, das früher nur Minister-Excellenzen gesehen hat, die mit Würde kamen, zeitlebens blieben und in Pomp zu ihren Vätern versammelt wurden, sah jezt in vierzehn Wochen dreimal die Ministerbänke in der Nationalversammlung geräumt und mit neuen Figuren besezt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Februar.

(Schluß.)

Elend.

Sollten nicht die Besitzenden den ihnen noch gehörenden Augenblick ergreifen und durch freiwillige Erhöhung des Arbeitslohnes, durch billigen Antheil an dem durch die Arbeitskräfte Gewonnenen die Kluft auszufüllen suchen, die mit jedem Tage größer wird und endlich Alles in die Tiefe hinabzuziehen droht? Zu diesem Zwecke sollten sich aller Orten Vereine bilden und mit Energie das vorgesteckte Ziel verfolgen. Aber täuschen wir uns nicht: nur der jetzige Augenblick ist noch unser. Täglich wird der Haß des Proletariers gegen den Besitzenden größer, giftiger, unversöhnlicher, und täglich steht zu befürchten, daß dieser Haß sich Luft mache. Wer im Volke lebt, wer sich die Mühe gibt, seine Neigungen, seine Gedanken zu erforschen, wird sich durch die Ehrenhaftigkeit und Bescheidenheit, die selbst in dieser Zeit der Aufregung im deutschen Charakter vorherrschend sind, angenehm berührt fühlen. Nichts Thörichtes, nichts Ungerechtes verlangt die Masse der deutschen Besitzlosen: nur genügendes Brod für sich und die Seinen verlangt der Arme; nur so viele Gerechtigkeit, daß sein Recht dem Reichen gegenüber gewahrt werde; nur so viele Freiheit, daß der nächste beste sittenlose Mensch ihn nicht in seiner Menschenwürde ungestraft kränken dürfe. — Es kamen hier im Laufe des Winters auffallende, die Wahrheit des Vorstehenden bestätigende Auftritte vor. Als wegen der zugefrornen Elbe der Handel ruhte und die gänzlich erschöpfte Staatskasse die Fortsetzung der öffentlichen Bauten nicht gestattete, folglich viele fleißige Hände ruhen, viele arme Familien darben mußten, sah man große Haufen rüstiger Männer mit Hacken, Beilen und Grabscheiten bewaffnet zu den Thoren auf die angrenzenden, zum Stadtgebiet gehörigen Felder hinausziehen, den hartgefrorenen Boden mit unsäglicher Mühe aufhauen, aufgraben und die darin befindlichen Knochen und Steine sammeln. Als man Polizei an diese unbefugten Gräber abschickte, theils um ihnen diese Eigenmächtigkeit zu verbieten, theils um sie zu befragen, was sie denn eigentlich mit dieser wenig lohnenden Arbeit bezweckten, ließen sie sich weder durch Zureden noch Verbot stören, antworteten aber ernst: „Was wir wollen, fragt ihr? Brod für unsre hungernden und frierenden Weiber und Kinder wollen wir erwerben. Zwar gewinnen wir durch unsern sauern Fleiß im Durchschnitt täglich nur dritthalb Schillinge (anderthalb Groschen etwa), aber wir thun, was wir können, und nebenbei zeigen wir den Reichen, daß sie uns verläumden, wenn sie von uns behaupten, wir wollten Wohlleben ohne Arbeit, wir wollten lieber sie berauben, als thätig seyn. Jezt können sie sehen, daß wir den Müssiggang hassen, da wir für dritthalb Schillinge den Tag arbeiten!" Man wagte nicht sie in ihrer Arbeit auf dem usurpirten Terrain zu stören. — Fast noch schlimmer als der Proletarier ist der Künstler in unserer Zeit, hier wie überall, daran. Der Maler, der, wenn er eben kein Genie war, sich als Porträtmaler doch ernähren konnte, hat jezt gar nichts mehr zu thun, da Jeder, der ein getreues Abbild von sich wünscht, statt zum theuern Porträtmaler, jezt zum Daguerreotypisten geht, wo er für einen bis zwei Thaler, wenn gleich kein schönes, doch ein ähnliches Bild erhält. Diese Bilder findet man jezt fast in jeder Hütte, an jeder Wand, wogegen Gemälde immer seltener werden. Wie der Pinsel des Malers ruhen muß, werden auch die Verse des Dichters, sofern sie nicht die gegenwärtige Zeit berühren und abspiegeln, wenig oder gar nicht beachtet. Am schlimmsten ist aber die Schauspielkunst daran, einestheils aus Mangel an guten neuen Stücken, anderntheils, weil die Mehrzahl der Männer, die sonst wenigstens Parterre und Paradies füllten, statt in's Theater, in die Vereine gehen. Auch steht es um unser Stadttheater so schlimm, daß, wenn nicht ganz unerwartet Hülfe kommt, sein gänzlicher Ruin unvermeidlich ist. Die Mitglieder haben noch 28,000 Mark an Gagerückständen zu fordern, und was das Schlimmste ist, Baison, der Hauptdirektor, ist todt. Alle Ersparnisse seiner frühern Jahre, wie man sagt an 20,000 Mark, hat der Mann in den Schlund geworfen und hinterläßt jezt eine verarmte Wittwe mit drei noch sehr jungen Kindern. Indessen haben sich schon wieder Einige gemeldet, die das Steuerruder des leck gewordenen Bühnenschiffs mit keckem Muthe wieder ergreifen wollen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 62. Dienstag den 13. März 1849.

— All is lost!
Fortune and Antony part here; even here
Do we shake hands!

Shakespeare.

Der 24. Februar 1848.

(s. Nr. 49—51.)

Während Odilon Barrot seinen vergeblichen Versöhnungszug durch die Stadt hielt, hatte sich auf dem Boulevard du Temple ein Haufe Gesindels versammelt, dem sich Arbeiter und auch Nationalgardisten aus jenem Bezirke anschlossen. Einige Volksredner waren bemüht, durch kecke Worte den Geist des Aufruhrs zu schüren; ihre Ausfälle gegen die Regierung zogen immer mehr Zuhörer an, und der Haufe wuchs zusehends, wie die Lust zu kühner That. Einer von ihnen, der durch begeisterte Worte und durch Selbstvertrauen bald das Vertrauen der Massen erworben hatte, ging mit dem Plan um, einen Handstreich auf die Tuilerien zu wagen. Doch konnte sein Haufe auf dem Wege dahin auf Truppen stoßen, die ihn am Vordringen hinderten, und so mußten vor allen Dingen die Mittel gefunden werden, dem Unternehmen gleichsam einen legalen Anstrich zu geben. Dieß geschah dadurch, daß er so viel Nationalgardisten herbeizog, als nur immer möglich, dann, und vorzüglich, dadurch, daß er zwei Beamte und Notabilitäten des Bezirks zu überreden wußte, am Zuge Theil zu nehmen. Diese waren der Oberstlieutenant Denis von der fünften Legion, ein gutmüthiger alter Soldat, und der Apotheker Bée, Maire des fünften Arrondissements. Beide ließen sich unter dem Vorwande der aufrecht zu erhaltenden Ordnung, dieser mit dreifarbiger Amtsschärpe angethan, jener in Uniform, bewegen, sich an die Spitze des Zuges zu stellen, und in Begleitung der sie überwachenden Volksführer den Weg zur Deputirtenkammer einzuschlagen. Diese, nicht die Tuilerien, waren als Ziel angegeben.

So zog der Trupp über die Boulevards und die Straße Richelieu, und gelangte zum Théâtre français am Ende derselben, von wo aus man auf dem Carrousselplatz Truppen erblickte und Halt machte. Der Anführer näherte sich dem Platze, um zu erspähen, was dort vorgehe. Zu seinem größten Erstaunen bemerkt er, daß die Truppen sich in den Schloßhof zurückzogen. Er geht mit jenem Bataillonschef der Nationalgarde (er selber war Offizier) an das Gitterthor und verlangt Einlaß. Man öffnet, Beide treten mit blankem Säbel in den Hof und rufen dem ihnen entgegentretenden Kommandanten zu, das Schloß sey umzingelt und ein blutiges Gemetzel unvermeidlich, wenn es nicht sofort geräumt und der Nationalgarde übergeben werde. Der erschrockene Kommandant führt die beiden Offiziere zum Mittelpavillon des Gebäudes, wo der Herzog von Nemours mit seinem Generalstabe steht, und dieser gibt endlich den dringenden Vorstellungen nach. Der Befehl zum Rückmarsch wird ertheilt; Reiterei, Fußvolk und Geschütz ziehen ab, und zwar so eilig, daß die Posten nicht einmal abgelöst werden und stehen bleiben. Da holt, vom Gelingen seines gewagten Unternehmens selbst überrascht, der kecke Meuterer eiligst eine kleine Abtheilung Nationalgarde herbei und dringt mit ihr und dem umgebenden Haufen Volks in's Schloß, unter dem Rufe: „Es lebe die Republik!“ — Der König hatte eben abgedankt und die Tuilerien verlassen. Der diesen Handstreich ausführte, war ein im fünften Arrondissement ansäßiger Arzt, Dr. Aubert Roche, ein eifriger

Republikaner, derselbe, der kürzlich (am 29. Januar d. J.) verhaftet worden ist.

Wir müssen hier eines ergreifenden Moments gedenken, welcher der so eben berichteten Räumung der Tuilerien vorangegangen war; einer jener Episoden, woran das im vollsten Sinn des Wortes erschütternde Drama der Februarrevolution so reich ist, und die, obgleich getreu nach den Vorgängen erzählt, so poetisch sind, daß sie dem Gebiete der Kunst anzugehören scheinen und einzelne von ihnen den Stempel des Shakespeare'schen Geistes tragen. Ich meine das Wiedersehen des Königs und des alten Marschalls Gerard nach zweijähriger Trennung. — Der König hat zum erstenmal die Gefahr seiner Lage begriffen; sein vergeblicher, auf ein hochherziges Wort der Königin unternommener Ritt auf den Carrousselplatz, wo ihn die Nationalgarde mit feindseliger Manifestation empfangen, hat seine lezte Kraft gebrochen, bleich und verstört ist er in's Schloß zurückgekehrt, um in wenigen Augenblicken dem Throne zu entsagen. Die Verwirrung ist allgemein; Menschen aus allen Ständen dringen mit schreckenden Gerüchten oder gutgemeintem Rath in die fürstlichen Gemächer. Vom nahen Palais royal schallt heftiges Gewehrfeuer herüber; das Staatsschiff ist leck, von allen Seiten dringt die Fluth heran; in wenig Stunden sind drei Ministerien über Bord geworfen worden, der Sturm wächst. Einer, der zu andern Zeiten hätte retten können, ist jezt ohnmächtig und seine Popularität dahin: Thiers muß dem volksthümlichen Odilon Barrot weichen, der verhaßte Bugeaud sich vor dem hochverehrten Gerard zurückziehen. Dieß ist die lezte Zuflucht des Königs, auf Anrathen eines herbeigeeilten Ergebenen sein lezter Versuch, den Sturm zu beschwören; aber auch jene Zwei sollen sich machtlos erweisen, auch ihr Einfluß steht nicht mehr auf der Höhe der Situation.

Der Marschall war schleunigst in's Schloß berufen worden. Er wird gemeldet. „Herein! herein!" ruft der König bewegt und eilt dem Eintretenden entgegen. „O mein alter Freund," ruft er ihm zu, „Ihr allein könnt Rettung bringen!" — „Sire, ich habe nichts zu bieten als mein Leben," antwortete der alte Mann mit bewegter Stimme, „aber mein Leben ist Euer!" — „So geht denn jenen Leuten dort entgegen, Marschall, und meldet ihnen, daß ich abdanke." Der Marschall verlangt ein Pferd; die Verwirrung ist so groß, daß man kein anderes auftreibt als das vom König so eben bestiegene, noch unabgesattelte, auf welches man ihn hinauf hebt. Er verlangt einen grünen Zweig als Friedenszeichen, man reicht ihm das einzige Grün, das in der Eile gefunden wird, einen Cypressenzweig. So reitet der greise Marschall im runden Hut und bürgerlicher Tracht, die seltsam absticht gegen die goldverbrämte Satteldecke, auf dem reichgeschmückten königlichen Rosse, mit dem ominösen Trauerzweige in der Hand, über den Carrousselplatz dem Aufstand entgegen. Am Eingange der engen Gasse St. Thomas du Louvre stößt er auf die heranwogende Menschenmasse, wird erkannt und mit einem Lebehoch begrüßt. „Freunde!" ruft er den Nahestehenden zu, „ich bringe euch eine gute Nachricht, der ihr trauen dürft: der König hat zu Gunsten des Grafen von Paris entsagt!" Doch vergeblich wiederholt er diese Nachricht und ermahnt den Haufen, sich zurückzuziehen; es wird nicht darauf eingegangen, sondern immer nur: „es lebe der Marschall!" gerufen und mit diesem Ruf allmählig der alte Krieger auf den Carrousselplatz zurückgedrängt, von welchem sich, so wie das Volk erscheint, die Truppen in den Hof der Tuilerien zurückziehen und die Gitter hinter sich schließen, so daß der Friedensbote selbst nicht in's Schloß zurück kann, um seinem Fürsten zu berichten. Er begreift, daß Alles verloren ist, steigt vom Pferde, das von dem Haufen als Siegesbeute aufgegriffen wird, und geht, ohne vom unglücklichen Monarchen Abschied nehmen zu können, schweren Trittes und schweren Herzens nach der Wasserseite zum Schloßhof hinaus.

Als das stürmende Volk nach langem vergeblichem Schießen beim Palais royal durch das bekannte schreckliche Brandopfer von hundert und achtzig unglücklichen Soldaten, die sich nicht ergeben wollten, den Durchgang erzwungen hatte, und nun durch die engen Gassen sich auf den Carrousselplatz ergoß, um die Tuilerien zu stürmen, sahen sie zu ihrem großen Erstaunen ihre Kameraden ihnen triumphirend aus den Fenstern herabwinken: das Schloß war längst vom Volk besezt, die Monarchie gestürzt und jene schaudererregende That ganz überflüssig gewesen.

Ein Wort zum Schluß. Um Ungewöhnliches zu leisten, fehlte es dem Ministerium an Begeisterung für den König, und der Gedanke, daß desselben fernere Stellung zu ihnen unmöglich eine aufrichtige seyn konnte, war nicht geeignet, sie ihren Kopf für ihn auf's Spiel setzen zu lassen. Sie steckten das Schwert ein und traten mit der Friedenspalme vor das Volk. Diese Bloßstellung des Thrones war es denn auch, was im Augenblicke des Scheidens, in tiefster Entrüstung und mit scharf einschneidender Rede, die Königin dem gebeugten Thiers als Verrathsanklage an's Haupt schleuderte. Das war aber auch der Moment, wo die rächende Nemesis auftrat. Der populäre Thiers hätte der Retter seyn können in der Noth; aber seine Popularität war dahin. Und wer hatte ihn darum gebracht? der König. Die unredliche Politik Louis Philipps, die in der orientalischen Frage solch Gaukelspiel getrieben mit dem Minister vom 1. März, ihn

so vielfältig mißbraucht, geflissentlich abgenuzt und dann von sich gestoßen, hatte den Mißbrauchten in den Augen der Nation gänzlich entwürdigt, und im entscheidenden Augenblick kamen die bösen Früchte dieser argen Politik zu Beider Verderben zu Tage. Den Retter in der Noth hatte der Bedrohte längst mit eigenen Händen zerbrochen, und Beide trafen nach langjähriger Trennung in der Gefahr zusammen, um Beide darin unterzugehen.

Paris im Februar 1849.

Der Büchertisch.

(Fortsezung.)

Dann die neuerrichtete Bürgerwehr, die Weinhändler und Kattundrucker unter Waffen: auch noch nie dagewesen! Der Kladderadatsch ist dazu da, auch hierüber zu sprechen, und er thut es natürlich im Sinn des „Fortschritts," der „Bewegung" der „neuen Zeit." Er haßt nichts so sehr, als was an die alten Zustände vor dem März erinnert, und darum jubelt er auch, daß die Garde die Stadt verlassen hat und daß die eleganten Lieutenants des ancien régime nicht mehr in der modischen Conditorei bei Kranzler unter den Linden zu finden sind. Er machte Späße über die Taille dieser Lieutenants, über ihren unvertilgbaren Hang, Schulden zu machen und sich in Liebesgeschichten zu verwickeln. Er lobt den Patriotismus der Kattundrucker, die zu jeder Zeit, bei Wind, Regen oder Sonnenschein mit ihren Waffen auf den Sammelplätzen erscheinen. Aber die Bürgerwehr hat auch ihre komischen Seiten, und Kladderadatsch ist ehrlich genug, auch über diese zu spotten. Den Demokraten sagt er tausend schöne Dinge, aber wenn sie hoffen, daß sie ganz bei ihm durchschlüpfen, so irren sie, auch sie bekommen gelegentlich ihre Pritschenhiebe. Kladderadatsch ist ein Demokrat, aber wenn die Demokraten sich Blößen geben, ist Kladderadatsch der Mann dazu, ihnen auch nicht die kleinste Lächerlichkeit hingehen zu lassen. Das ist seine liebenswürdige Seite; seine unliebenswürdige ist, daß er von Zeit zu Zeit in seinem Feuilleton kleine ärgerliche und schmutzige Novellen mittheilt, zwar auch ganz im Berliner Geschmack, der neben der politischen Bosheit nichts so sehr als die maskirte Zote liebt, allein doch eben nicht im Sinn eines guten Witzblattes. Später, als man ihn verbot, wurde der Kladderadatsch giftig, und die lezten Nummern sind ohne Witz, nur hämisch, lauernd, boshaft. Von den Illustrationen sind einige meisterhaft, so die der Blätter 5, 6, 13, 19, 31.

Der „Krakehler" ist noch volksthümlicher, wie schon sein gut gewählter Titel prophezeit und auch gehalten hat. Der Berliner nennt im gewissen Sinne seine ganze Politik, besonders die den Behörden mißfällige, einen Krakehl. So ist denn die ungeheure Umwälzung des März für ihn auch nur ein kolossaler Krakehl; die Opposition gegen den König, gegen die Minister, gegen das Militär, gegen die alten Mißbräuche — alles ist Krakehl. Also war ein Blatt, das sich „Krakehler" nennt, recht eigentlich das allgemein nothwendig gewordene Organ der Bevölkerung. Zugleich ist in diesem Worte der Nebensinn des „bloßen Lärmmachens" enthalten, und darum eignete es sich zum Titel einer humoristischen Zeitschrift, die nicht ernstlich drohen, sondern nur witzig Lärm machen wollte. Dieß ist ihr in weiten Kreisen gelungen, denn das Blatt hat eine große Verbreitung gefunden. Die Consequenzen des Belagerungszustandes haben auch seinem Leben ein Ende gemacht, nachdem es auf alle Weise durch Winkelzüge sich vergebens die Existenz zu sichern gestrebt. Der Krakehler zeichnete sich gleich bei seinem Beginn durch vortreffliche Illustrationen aus, und fuhr auch in dieser Weise fort, so daß sämmtliche Nummern, die bis zur sechs-und-vierzigsten vor uns liegen, dem Beschauer eine Sammlung der geistvollsten kleinen Zeitbilder in höchst gelungenen Gruppirungen bieten. Die witzigen Erklärungssätze sind meist ganz kurz, und hier ist Kürze höchst wichtig und nöthig. Es ist schwierig hier besondere Nummern auszuheben, denn sie sind alle gut; der Text ist durchweg, bis in das kleinste Detail der Annoncen und Tageswitzeleien, immer frisch, lebendig, die Spitze des Witzes ungeknickt und unumhüllt zur Schau tragend. Den Schreibern des Blattes, denn ohne Zweifel sind ihrer mehrere, kann man zu ihrer humoristischen Begabung Glück wünschen, und nicht weniger den Zeichnern. Der Krakehler hatte es lange Zeit mit der Opposition gegen das Militär, vorzüglich gegen die Garden zu thun, später ging er auch auf die Minister über, und ganz neuerdings hat er die Frankfurter Politik in die örtlichen Berliner Interessen hereingezogen. Auch er ist durch die erlittene Verfolgung boshaft geworden, doch nie witzlos, und bis zur lezten Zeile der lezten Nummer liest man ihn mit Vergnügen. Sehr anmuthig komisch ist das in rührendem Styl an den zeitweiligen allmächtigen Befehlshaber von Berlin, an General Wrangel gerichtete Schreiben, in welchem er um die Freigebung seines Bruders und guten Kameraden, des Herrn Kladderadatsch, der wieder einmal verboten sey, bittet. Die kleinen Gedichte, die der Krakehler bringt, sind vortrefflich; wir nennen namentlich „die prophetische Ahnung" in Nro. 40, und den „lyrischen Krakehl" in Nro. 24.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Münster, Februar.

Die Revolution.

Auch in unsere alte gute Stadt mit den Giebelhäusern, den gothischen Kirchen und den adeligen Höfen ist der Geist der neuen Zeit mit seinem Gefolge von Dämonen und Kobolden eingezogen. Wehe uns, wenn der Sturmwind, der ihn begleitet, aus der dreihundertjährigen Asche die Funken der Wiedertäufergluth aufstörte! Es fängt hie und da schon an zu glimmen, die Aufregung der lezten Wahlen hat es gezeigt. Anfangs war hier freilich der rechte Zündstoff nicht zur Hand; wir hatten zwar im März unser Revolutionsfieber mit regelmäßigem Verlauf, aber man hatte sich nicht einmal sogleich auf einen politischen Vorwand besinnen können. Die Aufhebung der Mahl- und Schlachtsteuer, jezt längst wieder bereut, wurde das Losungswort, um die Menge in Gährung zu bringen. An Aufhezereien und Drohbriefen hatte es nicht gefehlt, aber zur Ausführung kam es nirgends. Nichts destoweniger wurde die zufällig in ihren Ballsälen versammelte Adelsgesellschaft von panischem Schrecken ergriffen, man löschte die Wachslichter und eilte in Atlasschuhen auf Nebenwegen nach Haus, weil gedroht worden war, den „Damenklub“ zu stürmen. Dieses Institut, einzig in seiner Art, nach dem Muster englischer Exclusivität mit ladies patronnesses an der Spitze, hat unangefochten gewiß ein Säkulum bestanden, von den Bürgern aus unnahbarer Ferne mit gelassener Ehrerbietung, vom niedern Adel und höheren Beamtenthum mit verbissenem Neide betrachtet. Schüking hat in seinen „Ritterbürtigen“ eine geistreiche, wenn auch etwas karrikirte Zeichnung davon entworfen; sicherlich hat er das Original nur vom Hörensagen gekannt. Hätte er von Angesicht zu Angesicht diesen Damenflor mit der ererbten Schönheit und den ererbten Diamanten gesehen, sein Gemälde wäre gewiß anders ausgefallen. In der althergebrachten Formenstrenge nehmen sich diese Mädchengestalten mit den frischen, unschuldigen Mienen wie wohlgepflegte Blumen in einer Roccocovase aus. Die glücklichen Schmetterlinge der jungen Männerwelt, die sich in diesem beneideten Zauberkreise bewegen, genießen meistens des Vorzugs näherer oder fernerer Verwandtschaft, aber strenge Zurückhaltung herrscht nichts destoweniger bei der patriarchalischen Traulichkeit der Anrede. Kein Hauch trübt die Reinheit der Sitte, wie überhaupt das Familienleben beim Adel des Münsterlandes noch seine ehrwürdige Basis hat. Noch grünen die Stammbäume im Frieden des Landlebens auf den reichen Besitzungen, und es wird nicht gelingen durch den absolutistischen Machtspruch der Volkssouveränetät: „der Adel ist aufgehoben,“ die festen Wurzeln dieser alten Stammbäume so schnell auszuroden. Gefährlicher wird ihnen die Ausbreitung der eigenen Zweige werden, denen keine Unterstützung durch Damenstifte und Domkapitel mehr zu Theil wird. Der Münstersche Adel war bisher zu stolz und zu bequem, um im Staatsdienst für seine jüngern Söhne Ersaz für leztere zu suchen, wie dieß in den übrigen Provinzen so häufig der Fall war. Hie und da nur wurde allenfalls ein Landrath oder ein Husarenrittmeister in die Familie aufgenommen. Man war überhaupt noch nicht recht preußisch im Herzen und betrachtete Militär und Beamte noch unwillkürlich wie Eindringlinge. Erst dem jezigen Könige gelang es durch gewinnende Liebenswürdigkeit, das Erbtheil seiner Mutter, Sympathien für den hohenzollernschen Scepter zu wecken. Aber seit dem März sind diese meistens wieder erloschen; man kann hier die Weichherzigkeit nicht vergeben, womit der König am 18. März in den Rückzug der Truppen willigte, und die Verfassung auf so „breiter Grundlage“ zu oktroyiren, ist in den Augen Vieler noch unverzeihlicher. Es ist auch kein einziger vom hiesigen Adel bei den Wahlen aufgetreten, während Schlesien, Pommern, die Mark u. s. w. ihre stolzesten Namen in die erste Kammer gesendet haben. Schmollend verweilte der Adel bisher auf seinen Gütern und kehrt erst jezt, gelockt von der süßen Gewohnheit des Karnevals, in seine städtischen Höfe zurück. Diese Gebäude, im Kommodenstyl des vorigen Jahrhunderts, inmitten eines großen Hofs und Gartens von hohen Mauern umschlossen, sind eine der Eigenthümlichkeiten Münsters. In diesen Häusern wird noch manch altes Pergament, manche Reliquie aus Münsters historisch wichtiger Epoche aufbewahrt. Die Originalbilder fast aller Wiedertäuferhelden finden sich vor, so wie kostbares Silbergeräthe, Schmuck- und Kunstsachen aus jener Zeit. Bei der Anwesenheit des Königs hatte man ein ebenso reiches als interessantes Museum dieser verschiedenen Besitzthümer aufgestellt und auch dem größern Publikum geöffnet. Das Münsterland ist noch überaus reich an historischen Denkwürdigkeiten, und es ist zu bedauern, daß nicht in der kürzlich abgelaufenen Periode politischer Ruhe irgend ein fleißiger deutscher Sammelgeist eine Uebersicht derselben veranstaltet hat. Gleich im Frühling des Revolutionsjahrs acht-und-vierzig sind viele dieser Schätze verheert worden, namentlich ist das kostbare Archiv des Schlosses Fürstenberg, Eigenthum des Grafen Westphalen, ein Raub der Flammen geworden, von Bauernhorden angezündet vor den Augen des Besitzers. Ebenso wurde das Schloß zu Dülmen, dem Herzog von Croi gehörig, theilweise mit seinem Inhalt zerstört. Ueberhaupt haben die Bauern in Westphalen sich so roher Ausbrüche schuldig gemacht als ihre Standesgenossen vor drei Jahrhunderten im Bauernkrieg; ein Beweis, wie er im Laufe des vorigen Jahrs leider oft genug geführt wurde, daß die Kultur in die niedern Volksklassen nur sehr oberflächlich gedrungen ist. Eigentlich gedrückt ist der Bauernstand hier zu Lande nicht, und es herrscht namentlich im Münsterschen noch viel Wohlstand bei den ländlichen Besitzern. Die Aufregung verlor sich bei uns auf dem Lande auch ziemlich rasch, fast ohne militärische Hülfe, die in den übrigen Regierungsbezirken der Provinz Monate lang erforderlich war. In unserer guten Stadt Münster aber arbeiteten die politischen Maulwürfe unverdrossen fort. Der bekannt gewordene Steuerverweigerer Temme wurde durch einen ministeriellen Mißgriff hier zum Direktor beim Oberlandesgericht ernannt; die Fackelzüge, die ihm zu Ehren stattfanden, wurden von den hiesigen Bürgern stets desavouirt; nichts destoweniger sezte es seine Partei durch, daß er zur zweiten Kammer nach Berlin gewählt wurde, nebst seinem Gesinnungsgenossen, Justizkommissär Gierse. Beide sind Protestanten, und was hier in Münster fast gleichbedeutend ist, Preußen oder Eingewanderte.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 19

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 63. Mittwoch den 14. März 1849.

> La source de l'Arveyron est un des objets les plus dignes de la curiosité des voyageurs. Que l'on se figure une profonde caverne, taillée par la main de la nature au milieu d'un énorme rocher de glace, qui par le jeu de la lumière paraît ici blanche et opaque comme de la neige, là transparente et verte comme l'aigue marine. — On a quelquefois la curiosité d'entrer dans cette caverne, mais c'est toujours une témérité.
>
> Saussure.

Briefe aus Savoyen.

(s. Nr. 53—59.)

Wir gingen auf den Arveyron zu. Bald verschwanden die Wiesen und der Boden ward felsig, rauh, oft durch übereinander gerollte Granitblöcke fast unwegsam. Der Gletscher zeigte sich uns wie eine unregelmäßige, ziemlich steil zwischen Wald und Felswänden emporsteigende Fläche, die zum Theil da, wo sie auslief, sich ganz auf den Boden herabsenkte, zum Theil in schroffen, wallartigen Massen endete. Diese Massen spielten im schönsten Grün und Blau, wie Wände von Krystall, eben so mehrere pyramidenartige Eisthürme, deren Oberfläche zu steil und glatt war, als daß eine Schneedecke darauf haften konnte; außerdem aber erschien der ganze Gletscher mit einer solchen bekleidet, und zwar mit einer, die nicht ganz weiß, sondern grau und schmutzig war, besonders nach dem Thal zu und an den Rändern des Gletschers.

Immer eigenthümlicher ward unser Pfad, und bald befanden wir uns im Bett des Arveyron und mußten von Stein zu Stein, von Granitblock zu Granitblock springen, während der junge Strom brüllend um diese Hindernisse schäumte. Er floß nicht, er stürzte mit furchtbarer Gewalt aus den Pforten seines diamantenen Palastes, die sich jetzt dicht vor uns erhoben. Nicht ohne Mühe, selbst nicht ganz ohne Gefahr — auf den glatten nassen Steinen konnte man leicht ausgleiten, und ich hätte es Niemand rathen mögen, in die wilde Fluth zu fallen — erreichten wir die Stelle, wo dieselbe unter den Eismassen hervor kam.

Gern gestehe ich, allein wäre es mir nicht in den Sinn gekommen, unter den scharfen, nur geringen Spielraum lassenden Rand des Gletschers zu kriechen, um in seine innern Geheimnisse zu dringen; aber Cäsar, der diese bereits kannte, gab mir das Beispiel, und ich folgte ihm nach. Die ersten Schritte waren in der That schrecklich: in fast liegender Stellung vorwärts zu bringen, die drohenden Eismassen so nahe über dem Körper, daß sie ihn zu zermalmen drohen, unter sich scharfe Granitblöcke und tobendes Wasser, das wie mit Menschenstimmen heult und brüllt, und einen Athem, kalt wie der des Todes von sich haucht. Bei aller Vorsicht war es unmöglich, nicht hinein zu treten oder davon bespült zu werden, wobei seine auffallende Kälte Fuß und Hand fast schmerzhaft berührte. Große Lust regte sich in mir, wieder umzukehren und das warme Licht der Sonne wieder zu gewinnen; aber einmal hatte das Wenden des Körpers seine Schwierigkeit und dann war jede Mittheilung durch Zuruf unter dem Gedonner des Stroms unmöglich; ohne Weiteres aber den Gefährten zu verlassen, der, meiner Nachfolge gewiß, munter voran kroch, hielt ich für unrecht, und so befahl ich meine Seele dem Herrn, wie Cäsar auch gewiß gethan hatte, und setzte meinen gefährlichen und nichts weniger als angenehmen Weg fort. Bald glitt ich mit den Füßen in's Wasser, bald stieß ich mich an einer Kante oder Spitze des Eisgewölbes über mir, welches von dem Getöse des Stromes zu beben schien. Entsprang der Arveyron hier, so ließ sich wenigstens nicht sagen, daß seine Kinderstube still und gemüthlich sey.

Bald erweiterte sich jedoch das Gewölbe nach allen Seiten, namentlich nach oben; man konnte wieder aufrecht stehen, und endlich erhob es sich zu einer majestätischen Halle, von Pfeilern getragen. Pfeiler,

Wände, Bogen, Decke waren wie von Diamant und Krystall; das reinste, schönste Blau herrschte als Grundton, während alle Farben des Regenbogens in überraschender Pracht nicht fehlten. Es war eine Grotte aus der Feenwelt, aus tausend und einer Nacht, und dennoch wirklich und wahr, wie der Strom, der ihren Boden bildete mit dem Mosaikpflaster ewiger Granitblöcke. Nicht etwa Nacht oder Dämmerung war im Gewölbe, vielmehr heller Tag, obgleich kein Strahl der Sonne hineindringen konnte. Im Gletscher selbst schien Licht zu seyn und er von einem geheimnißvollen, wunderbaren Tage zu glänzen; dieser Glanz war nicht blendend, aber von eigenthümlicher Schönheit. Jeder, der einmal im Innern eines Gletschers war — es gibt in der Schweiz noch einige ähnliche Grotten, z. B. im obern Grindelwaldgletscher und in dem von Rosenlaui — wird dieß bezeugen.

„Nun?" fragte mich mein Begleiter, frei aufgerichtet und den Schweiß von seiner edeln und klaren Stirn trocknend, „nun, was sagen Sie? wie gefällt Ihnen dieß?" — „Ich sage nichts, ich bewundere nur, Cäsar." — „Die Größe des Herrn auch in seinen Schrecken; denn schrecklich ist es hier." — „Aber göttlich." — „Nicht wahr, es lohnte der Mühe, hier hineinzukriechen? Die gefrornen Wellen des Eismeers sind über uns." — „Um uns alle launenhaften Wunder der Natur. Man möchte diesem wilden, unbändigen Strom Schweigen gebieten, um hörbar zu beten. Sind Sie mit mir zufrieden, Cäsar? O ich kann auch beten! Nur oft nicht; dieses Talent geht mir ab."

„Jezt könnte es an der Zeit seyn," meinte Cäsar lächelnd, „denn ich will Ihnen nichts verhehlen, daß wir uns an einem gefährlichen Platze befinden. Es bedarf nur irgend eines kleinen Ereignisses oben in den Hochgebirgen, eines Windstoßes, des Sturzes eines Granitblocks oder einer Lawine; genug, ein Athemzug der uns umgebenden Natur reicht hin, diese Bogen und Pfeiler wanken zu machen und die ungeheuern Massen dieses meergrünen Gewölbes herabzustürzen, und dann würde es freilich um unsere kleine Existenz geschehen seyn. — Schon oft hat dieses Eisgewölbe seine Gestalt verändert und man nimmt an, daß solches etwa alle Jahrzehnte sich ereigne. Sie kennen die Theorie vom Leben der Gletscher, von ihrer immerwährenden Bewegung, von ihrem Fortrücken, ihrem Ausstoßen des Fremdartigen aus ihrer Masse vom Sandkorn bis zum Granitblock." — „Ich habe davon gelesen." — „Nun betrachten Sie die Reinheit dieser Massen, dieses Azurblau, dieses Meergrün. Da ist auch nicht ein Atom, das nicht Eis und Klarheit wäre. Alles andere wird auf die Oberfläche des Gletschers geschafft, hinauf gearbeitet durch eben so unwiderstehliche als geheimnißvolle Kräfte." — „Ich denke, wir nehmen unsere Kräfte zusammen und verlassen die Grotte wieder."

(Fortsetzung folgt.)

Der Büchertisch.

(Schluß.)

Die „ewige Lampe" ist ganz frei von Witz und liefert nur Bosheit, aber diese Bosheit ist oft enorm, und die gehäßige Denunciation gegen Alle und Jeden übersteigt fast überall, wo sie sich zeigt, alle Grenzen. Das Blatt sprüht Funken griechischen Feuers, das selbst unter dem Wasser fortbrennt. Der Haß gegen das Königthum und die Aristokratie ist hier zu einer ekelhaften Pestbeule am Körper der Satire ausgebildet, man erschrickt über den übeln Duft, den diese Bosheit ausströmt, und läuft davon. Man hält sich die Ohren zu und will nichts mehr hören, denn jede Zeile ist eine Kette von Schmutz- und Giftwörtern in noch nie dagewesener Frechheit der Form. Der Autor hat sich, wie es scheint, „Junius Briefe" zum Muster genommen, allein wie tief bleibt er unter seinem Muster! Und doch hat das Blatt seine Verdienste und hat sich einen Ruf gegründet. Es hat Mängel und Schäden aufgedeckt, die sonst nie, selbst nicht bei dieser Gelegenheit, ohne ein solches Organ zur Sprache gekommen wären. Den Titel „ewige Lampe" nahm das Blatt vom Aushängeschild eines obscuren Schenklokals, das, in einer dunkeln Gasse gelegen, in seinem Speisezimmer eine stets brennende Lampe hat. Hier versammelte sich, sagt man, eine Anzahl maßloser Republikaner und Umsturzmänner, die bei allen Schichten der Gesellschaft ziemlich in Verruf standen, selbst bei denen, die mit ihnen politisch sympathisirten, bei denen aber moralischer Werth noch Gewicht und Bedeutung hatte.

Diese drei Blätter sind ganz original, man kann durchaus nicht sagen, daß sie irgend einem fremden Zustande entlehnt, einer fremden Erscheinung nachgeahmt sind. Bis jezt konnte man in Berlin, ja in ganz Deutschland immer die französische oder englische Quelle nachweisen, wenn eine künstlerische oder literarische Produktion in's Leben trat. Diese Blätter sind auf diesem Boden gewachsen. Das ist ein großer Schritt vorwärts. Die Frankfurter Karrikaturen sind lange nicht so ursprünglich wie die Berliner. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß die genannten drei Zeitblätter manches bändereiche Geschichtswerk unter hochtrabendem Titel, manche allwissende Broschüre, manche gelehrte, unverständliche Abhandlung überdauern werden, denn in diesen Gebilden ist Kern und Mark, und der künftige Bearbeiter der preußischen Geschichte des Jahres 1848 wird sie nicht entbehren können und mögen.

Außer diesen Blättern sind verschiedene Bilderbögen erschienen, von denen nur drei uns beachtenswerth dünken. Die Zeichner sind leider unbekannt, allein es sind jedenfalls tüchtige Talente. Das eine Blatt zeigt den „Traum eines Reaktionärs," das zweite den „Traum eines Republikaners," das dritte ist ein Weihnachts- und Sylvesterblatt. Das leztere ist das gelungenste und voll der charakteristischsten Figuren, des Griffels eines Chodowiecki würdig.

Bei dieser Gelegenheit gedenken wir der „fliegenden Blätter," die in München erscheinen und die es schon über acht Bände gebracht haben. Sie wurden anfangs bekanntlich mit großer Freude von Kennern und Liebhabern begrüßt, schon deßhalb, weil die Münchner Künstler sich endlich einmal dazu bequemten vom Mittelalterlichen abzugehen und sich der modernen Zeit anzuschließen. Das Düsseldorf-Münchner mittelalterliche Wesen hat jeden gesunden Nerv der Produktion verkümmert und gelähmt; jezt scheint diese Krankheit überstanden, und sieht man irgendwo in Kunstausstellungen noch jene verzweifelt langweilige Gattung von hellblonden Ritterfräulein, oder die ewig wiederkehrenden Leonoren Tasso's, so hat man wenigstens den Muth, diesen Gebilden entschieden den Rücken zuzukehren. Die fliegenden Blätter betraten den Weg, den schon längst die geistreichen Franzosen betreten hatten (namentlich der geniale, nicht genug zu schätzende Granville), und gaben Gestalten aus dem wirklichen Leben. Zwar lief immer noch ein Stück Mittelalter mit hinein, allein man hatte doch nebenbei den Muth sich über dieses selbst lustig zu machen.

Den Culminationspunkt ihrer Wirksamkeit erreichten die besagten Blätter mit ein paar gelungenen komischen Figuren, mit der Geschichte der Herrn Eisele und Beisele, und den Abenteuern des Staatshämorrhoidarius. Diese Erfindungen, gut aus- und durchgeführt, gaben ganz Deutschland Stoff zum Lachen. Neuerdings sind die Blätter sehr an Werth gesunken und haben sich jener pöbelhaften politischen Uebertreibung angeschlossen, die nicht mehr komisch, sondern widrig und abstoßend wirkt. Auch sind die ewig wiederkehrenden zerlumpten Bettler- und Proletariergestalten ohne alle ursprüngliche Bedeutsamkeit dem Blicke zum Ekel geworden. Die guten Zeichner scheinen in den Hintergrund getreten zu seyn und die bloß technischen Handwerker vorzuwalten.

Es ist betrübend, daß zwei andere illustrirte Blätter — der Nürnberger Trichter und die Leuchtkugeln — ebenfalls gleich bei ihrem Beginn jene derbe, pöbelhafte politische Kritik handhaben und fast nur Rohheiten produciren, um der Menge zu schmeicheln, die Lästerungen auf Fürsten, Adel und Beamte jezt zu ihrer Lieblingsspeise erkoren hat. Wie sehr verdirbt das von vornherein allen Adel der poetischen Auffassung, dessen selbst ein Zerrbild, wenn es gelungen heißen soll, nicht entbehren darf! — Man sehe Hogarth, der ewig als Muster gilt, man sehe die Zerrbilder im „Punch," man sehe den Pariser Charivari, und dann die herrlichen Bilder dieser Art, die jener schon genannte Meister zu Berangers Liedern lieferte. Wir müssen den Deutschen immer wieder zurufen: „Vergeßt die Grazien nicht!" denn leider, wenn der Deutsche scherzhaft wird, wird er fast immer auch gemein. Schon der ewig wiederkehrende Spaß mit dem Zopf und dem deutschen Michel sollte doch einmal abgethan seyn; er ist in der That abgenuzt. Gleichwohl sind in jedem neu auftauchenden Witzblatt die ersten Bilder, die dem Auge begegnen, wiederum der deutsche Michel und wiederum der Zopf. Welche Armuth an Erfindung! — Die Leipziger illustrirte Zeitung hat Recht, wenn sie, statt zu dieser plumpen Sorte deutscher Originale zu greifen, lieber die anerkannt besten Zerrbilder des Punch dem Leser vorführt, dem das Original nicht immer zugänglich ist. Man hat dieser Zeitung vorgeworfen, daß sie nicht entschieden zu einer Partei sich schlage; allein man hat darin ganz ihre Aufgabe verkannt; sie will mit ihren geschriebenen sowohl als gezeichneten Artikeln nur dem Gros der gebildeten Welt dienen und Kenntnisse, Neuigkeiten und Zerrbilder nach allen Richtungen hin verbreiten. Sie ist nie plump, nie gemein, wohl aber manchmal weniger geistig ansprechend, als sie es seyn könnte.

Wir haben auf unserem Büchertisch die illustrirten Blätter etwas weitläufig besprochen, aus keinem andern Grunde, als weil jezt dieser Zweig der künstlerischen Produktion sich ungemein ausbreitet und fortwährend in raschem Wachsthum begriffen ist. — Das nächstemal soll von Büchern die Rede seyn.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Februar.

Die Kammern. — Der demokratische Bürgerwehrverein.

Wie es in der Natur stürmt und wetterleuchtet, so blizt und rumort es auch in den Köpfen der Menschen. Man fürchtet den nahenden März, in dessen Idus nur Wenige Tage des Heils erblicken wollen, und es könnte wohl möglich seyn, daß die Schattenbilder angstvoller Gemüther sich in Gestalten vollblütigen Lebens verwandelten. Unser engeres Vaterland Sachsen

wenigstens befindet sich gegenwärtig in einer Lage, wie kaum je zuvor. Die Vertreter des Volks tagen in Dresden, nehmen den Mund möglichst voll, lassen es nicht fehlen an sogenannten freisinnigen Phrasen, überdemokratisiren die Demokratie und bringen mit dem Allem nichts zu Stande, als daß ein Theil des Volks herzlich wenig Vertrauen zu ihnen hat und das Ministerium vom vorigen März vor ihrer parlamentarischen Wirksamkeit zurückgetreten ist. Vor vier Wochen schon stand uns diese Ministerkrisis bevor, damals jedoch willigte der König nicht ein, das Volk bat, sie möchten bleiben, und weil noch kein scharf ausgesprochener Grund vorlag, entschlossen sie sich zur Wiederaufnahme der Regierungsgeschäfte. Jezt endlich haben sie unumwunden beiden Kammern erklärt, daß sie nicht bleiben können, weil sie das Vertrauen der Kammern weder in wichtigen noch in unwichtigen Dingen besitzen. Wer nur flüchtige Blicke auf die bisherigen Verhandlungen unserer Kammern wirft, wird dem ohne weiteres beistimmen müssen. Treu ihrem früheren Ausspruche, nur so lange das Staatsschiff lenken zu wollen, als die Majorität mit ihnen sey, treten sie jezt, wo das Gegentheil sich herausgestellt hat, zurück, wie wir fürchten nicht zu Sachsens Glück. Die Propheten unter unsern Abgeordneten wissen nun freilich, daß diesem Rücktritte ganz andere Dinge zum Grunde liegen, und handeln dem gemäß. Die Grundrechte, dieser Zankapfel, den ein deutscher Staat dem andern zuwirft, sollen nach der Behauptung unserer Weisen der Stein des Anstoßes seyn, dem das Märzministerium aus dem Wege gegangen sey. Wir theilen diese Ansicht nicht, vielmehr sind wir überzeugt, daß nur die gewonnene Einsicht, es lasse sich mit der gegenwärtigen Zusammensetzung der Kammern dauernd nicht so regieren, wie sie es zum Heile Sachsens wünschen mußten, ihren Rücktritt veranlaßt hat. Ob diese Ansicht eine irrthümliche sey, wird die nächste Zukunft lehren. Die neuen Minister — Sie kennen ihre Namen aus den politischen Zeitungen — haben keinen leichten Stand; sehen wir zu, wie lange sie mit der Majorität der Kammern in Harmonie werden leben können. Davon allein wird es abhängen, ob auch das neue Ministerium seine Entlassung einreichen oder vielleicht zu andern Schritten sich bewogen finden dürfte.

Leipzig ist merkwürdig ruhig. Der Ministerwechsel hat bisher außer einigen Plakaten hier gar keine Folge gehabt und wird auch schwerlich zu irgend einer Demonstration führen, so lange nicht etwas ganz Unerwartetes geschieht. Sollten uns etwa im nächsten Frühjahre Unruhen beschieden seyn, was nicht unmöglich ist, dann könnte ein Verein, der erst kürzlich sich gebildet hat, unter Umständen bedeutungsvoll werden. Dieser Verein nennt sich „demokratischer Bürgerwehrverein," nimmt nur solche als Mitglieder auf, die zur gesetzlich organisirten Communalgarde gehören, und definirt in seinen Statuten Zweck und Bestimmung folgendermaßen: „Verbreitung deutscheinheitlicher Vaterlandsliebe, Sinn für ächte Demokratie und also Festhaltung des Grundsatzes: des Volkes Wille ist das höchste Gesetz." Gäbe es eine Definition des Wortes „Demokratie," die von all denen, welche sich Demokraten nennen für gültig anerkannt würde, so ließe sich die Sache hören. Es gibt aber erstaunlich viele sehr ehrenwerthe, von ächter Vaterlandsliebe begeisterte Männer, die im edelsten Sinne Demokraten sind, und doch eben so wenig Lust haben, die Grundsätze derjenigen, die sich vorzugsweise so nennen, zu unterzeichnen, als diese sich jemals entschließen würden, sie als vollwichtige Genossen unter sich aufzunehmen. Können nun, wie dieß als gewiß anzunehmen ist, nicht alle Mitglieder der Communalgarde Demokraten seyn im Sinne der Gründer des gedachten Vereins, so muß durch die Gesinnungsverschiedenheit nothwendig ein Zwiespalt in das bisher einige und geschlossene Institut der Bürgerwehr kommen, der unmöglich Segen bringen kann.

(Fortsezung folgt.)

Münster, Februar.

(Fortsezung.)

Preußenhaß.

Man muß wissen, daß hier noch vor wenigen Jahren die sogenannten „Prüßen" so mißtrauisch betrachtet wurden, daß man in den untern Klassen noch Zweifel hegte, ob in der „prüßischen Religion" die Ehen auch eingesegnet und die Kinder getauft würden. Die Vorurtheile waren gerade in der lezten Zeit geschwunden, aber die alten Antipathien sind leicht wieder zu wecken. Besonders waren es zwei Ereignisse, die viel dazu beitrugen. Das erste war die unglückliche Betheiligung des hiesigen Oberpräsidenten Flottwell, zur Zeit Deputirten in Frankfurt, an der Petition gegen das Cölibat. Er hatte sich mit Gritzner und Consorten für Aufhebung desselben erklärt, angeblich aus humanen und sittlichen Rücksichten. Die Aufregung in Folge dessen war hier grenzenlos; man hielt die Priester für beschimpft und der Haß gegen das protestantisch-preußische Beamtenthum ward grimmiger als jemals. Nur mit Mühe konnte das ehemalige fürstbischöfliche Schloß, die Dienstwohnung des Oberpräsidenten, vor der Erstürmung bewahrt werden, und noch jezt darf die Familie des Gehaßten nicht wagen dahin zurückzukehren, um ihre Effekten fortschaffen zu lassen. Flottwell soll übrigens selbst sehr bestürzt gewesen seyn, als er erfahren, welcher Sache er mit seiner Namensunterschrift beigetreten war; er hat sich brieflich hierher ausgesprochen, daß er dieselbe nur aus Uebereilung und ohne nähere Kenntniß des Inhalts jener Petition auf Zureden einiger Bekannten vollzogen habe. Er ist ein geistreicher, etwas zu feuriger und eigenwilliger Mann, der hier während seiner kurzen Wirksamkeit bedeutenden Einfluß gewonnen und der Provinz manche Wohlthat durch seine rasche Thätigkeit erwiesen hatte. Das Lynchgesetz, kraft dessen das hiesige Publikum ihn seiner Stelle entsezt hat, scheint höhern Orts bestätigt werden zu sollen, wenigstens ist bereits von seinem Nachfolger die Rede. — Das zweite Ereigniß, welches die Bewohner Münsters aufbrachte, war ein Soldatenexceß im November vorigen Jahrs. In der zahlreich besuchten Volksversammlung wurde von den Volksführern der Preußenhaß auf alle Weise angefacht und auf's Pöbelhafteste wurde namentlich der König geschmäht, der bei jeder Gelegenheit seine Vorliebe für das Münsterland an den Tag gelegt und es, wie den Rhein, aus einem verzogenen Kinde zu einem undankbaren gemacht hatte. Einige anwesende Soldaten gerathen in Zorn, gehen nach Haus, holen Säbel und noch einige Kameraden herbei und schlagen, zwanzig Mann stark, einen Haufen von fünfhundert in die wildeste Flucht. Am andern Tag aber sammelten sich die Zersprengten wieder und machten eine förmliche Hetzjagd zu hunderten auf einzelne unbewaffnete und am Exceß ganz unschuldige Soldaten. Dem ruhigen münsterschen Blut und der Besonnenheit der Stadtbehörden, wie auch des kommandirenden Generals ist es zuzuschreiben, daß kein eigentlicher Straßenkampf entstand. Aber die Erbitterung blieb und die politischen Jesuiten, die wir hier, wie überall, haben, verstanden es, sie zu ihrem Zwecke auszubeuten.

(Schluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 5

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenzblatt.

Nr. 5. Mittwoch den 14. März 1849.

Christliches Handbuch

in

Gebeten und Liedern

gesammelt von

Dr. C. Grüneisen,

Königl. württembergischen Oberhofprediger.

Elegante Taschen-Ausgabe.

Velinpapier. broch. Preis 1 fl. oder 20 Ngr.

Dieses christliche Handbuch zerfällt in: 1) Wochengebete, zur Morgen- und Abendandacht für zwölf Wochen. 2) Festgebete. 3) Abendmahl. 4) Krankentrost. 5) Anhang, für die Reise und bei häuslichem Verluste. Die Gebete sind größtentheils aus den älteren Sammlungen von Habermann, Neumann, Arnold, Storr u. A. zusammengetragen, wiewohl auch mit Neuerem, von Reinhard, Dann und dem Herausgeber selbst, versehen. Mit den Gebeten wechseln Lieder ab, von Gerhard bis auf Novalis, Schenkendorf, Knapp u. A. In den älteren Gebeten und Liedern ist die edle Sprache der Entstehungszeit erhalten. Je mehr in unsern Tagen überhaupt die erbaulichen Schriften auch früherer Perioden Anerkennung finden, desto gewisser darf eine Sammlung wie die vorliegende neben den vielen Gebetbüchern der neueren Zeit auf Anklang rechnen. Die Ausstattung ist im Format und auf dem Papier der eleganten Taschenausgabe des Württembergischen Gesangbuches.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[28] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Dinglers Polytechnisches Journal.

Dreißigster Jahrgang.

Erstes Februarheft.

Inhalt: Bemerkungen über Hochdruckmaschinen, meine neueren Beobachtungen, Erfahrungen, Versuche, Erfindungen und Verbesserungen auf dem Felde derselben berührend, von Dr. E. Alban in Plau. Mit Abbildungen der Holzbruckdampfkessel. (Forts.) — Verbesserung an Dampfmaschinen, von James Petrie. Mit Abbild. — Neue Art hydraulischen Motors. Mit Abbild. — Maschinen zum Schneiden von Abzugsgräben behufs des Trockenlegens der Felder und zum Herausschaffen der Erde, von Paul. Mit Abbild. — Bunsens Photometer. Mit Abbild. — Ozonfs neuer Apparat zur Bereitung kohlensäurehaltigen Wassers, selbstkomprimirender Gas-Apparat genannt. Mit Abbild. — Brunnenvergiftung durch Einwirkung schädlicher Gasarten auf atmosphärisches Wasser, von Dr. Clemens. — Ueber die scheinbare Bewegung der Figuren gewisser Muster blauer und rother Wollenzeuge, von Taylor. — Das Dilatometer, ein Instrument zur Ermittelung der relativen Quantitäten zweier vermischten Flüssigkeiten, insbesondere der Mischungen von Alkohol und Wasser, von Silbermann. — Hanewalds System der Rübenzuckerfabrikation. — Ueber die Verbindungen der Schwefelsäure mit Wasser, von Bineau. — Ueber die Bereitung des unter dem Namen Turnbulls Blau bekannten Berlinerblau, von Warington. — Ueber die Farbstoffe des Krapps (Verwandlung des gelben Farbstoffs in rothen während der Operation des Färbens und beim Aufbewahren des Krapps in Fässern), von Higgin. — Ueber das Verhalten des Weins in der Kälte von Bussy. — Neues Verfahren des Weinbaues, von Persoz. — Miscellen. — Preis für Verbesserungen in der Konstruktion der Lokomotiven. — Dujardins Verfahren die Drähte der elektrischen Telegraphen zu isoliren. — Die hydraulische Kraftübertragung in Bergwerken, von Sims. — Verbessertes Verfahren beim Weben von baumwollenen Geweben, welche gerauhet werden sollen. — Anweisung zur Verfertigung der Leuchtbrenner für Solar- und Lunar-Lampen. — Beschreibung einer Masse zur Anfertigung verschiedener Luxusgegenstände, von Zuber. — Ueber Schießbaumwolle, von Philipp. — Ueber das freiwillige Erblassen der Manganschrift, von Schönbein. — Ueber die Färbung des Wismuths auf galvanischem Wege, von Poggendorff. — Ueber Beleuchtung mit Lüstern. — Neue Art Guttapercha. — Erkennung von Blutflecken in Wäsche. — Psoralea, eine neue Nährpflanze. — Ueber die Art wie der phosphorsaure und kohlensaure Kalk in die Pflanzenorgane gelangen, und über die Rolle, welche sie darin spielen. — Die salzsauren Alkalien, als Auflösungsmittel des phosphorsauren Kalks im Organismus. — Ueber die Anwendung des weißen Arseniks in der Landwirthschaft.

* * *

Von diesem alle Zweige der Technik umfassenden Journal erscheinen auch ferner wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit etwa 30 Tafeln Abbildungen und im Text abgedruckten Holzschnitten bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus und kostet bei den Buchhandlungen und allen königl. bayerischen Postämtern nur 16 fl. oder 9 Thlr. 10 Ngr. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

Die Verlagshandlung kann vom

Polytechnischen Journal

noch einige ganz vollständige Exemplare, welche sie aufgekauft hat, und zwar 1ster bis 29ster Jahrgang oder Band 1 bis 110 zu 464 fl. oder 270 Rthlr. 20 Ngr. anbieten. Einzelne Jahrgänge sind fortwährend zum Preise von 16 fl. oder 9 Thlr. 10 Ngr. zu haben.

Im Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Einleitung in die Schriften des neuen Testaments.

Von

Dr. Joh. Leonhard Hug.

Vierte Auflage.

Durch Abänderungen, Zusätze und Citate des seligen Verfassers verbessert und vermehrt.

2 Thle. gr. 8. broch. Preis 7 fl. oder 4 Rthlr. 6 Ngr.

Die seltene Anerkennung, welche Hug's Einleitungswerk bei den gelehrten Theologen aller Confessionen in und außerhalb Deutschland gefunden, gibt uns das zuversichtliche Vertrauen, es werde eine neue Auflage, die wir hiermit anbieten, als eine höchst erfreuliche Erscheinung begrüßt werden. Das Bedürfniß einer neuen Edition schien den Männern vom Fache um so dringender geworden zu seyn, je mehr die neutestamentliche Kritik in jüngster Zeit theilweise von dem ihr zugehörigen Standpunkte abgekommen ist. Der kritische Standpunkt Hug's ist, was Grundlage und leitendes Prinzip betrifft, der historische, welcher bei Fragen geschichtlicher Natur, wie es die der biblischen Kritik durchweg sind, der allein richtige ist und einzig zu wahren Resultaten führen kann. Indem sich seine kritischen Forschungen auf einer historischen Basis bewegen, so ist er eben dadurch zum biblischen Apologeten geworden, und dieß bezeichnet weiter den Standpunkt seiner Kritik in Anbetracht ihres Zieles und ihrer Resultate, daß sie einen apologetischen Charakter hat. Diese vierte Auflage seines Einleitungswerkes ist noch von ihm selbst zum Drucke vorbereitet worden. Die Abänderungen und Zusätze, welche im Titel angezeigt sind, fallen größtentheils dem ersten Theile zu; aber es sind hier, wie im zweiten Theile, die Grundansichten der früheren Auflagen ohne irgendwelche Modifikationen festgehalten, indem sie der selige Verfasser auch nach wiederholter sorgfältiger Prüfung noch als sichere Ergebnisse anerkannte.

(Ausführlicheren Bericht über dieses Werk in der Freiburger Zeitschr. für Theologie, Jahrg. 1847. Heft 1.)

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Vierteljahrs-Schrift 1849.
Ersten Heftes zweite Abtheilung.

[29] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die zweite Abtheilung des ersten Heftes der deutschen

Vierteljahrs-Schrift
für 1849.
Januar — März.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften von je mehr als 20 Bogen 12 fl. oder 7 Rthlr. 10 Ngr.

Inhalt:

Die wahre Freiheit der Kirche und ihr Verhältniß zum Staat. Von J. H. v. Wessenberg zu Constanz. — Die Vertheilung des Landbesitzes nach den socialen Forderungen der Zeit. — Die Antipathien und Parteiungen unter den Slaven. — Ideen zur Geschichte der Arbeit. — Ansichten eines deutschen Staatsmannes über die Grundrechte des deutschen Volks.

Stuttgart und Tübingen, Febr. 1849.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Briefwechsel zweier Deutschen
herausgegeben
von
Paul Pfizer
im Jahr 1832.

Zweite Auflage.

8. Preis 1 Rthlr. 15 Ngr. oder 2 fl. 24 kr.

Inhaltsübersicht:

I.

1ster und 2ter Brief.	Werth und Bedeutung der deutschen Philosophie.
3ter und 4ter Brief.	Das Absolute und die Welt als Probe deutscher Realphilosophie.
5ter und 6ter Brief.	Freiheit und Nothwendigkeit.
7ter und 8ter Brief.	Religion und Unsterblichkeit.
9ter und 10ter Brief.	Offenbarung und Christenthum.
11ter und 12ter Brief.	Verhältniß der Philosophie zur Poesie und Bedeutung der Kunst im Allgemeinen, sowie Dichtkunst insbesondere.

II.

13ter und 14ter Brief.	Gegenwärtiger Zustand Deutschlands in Beziehung auf Literatur, Kunst, Staat und Leben.
15ter und 16ter Brief.	Kosmopolitismus und Nationalität.
17ter und 18ter Brief.	Stellung von Oesterreich und Preußen gegen das übrige Deutschland.
19ter bis 21ster Brief.	Blicke in Deutschlands Zukunft mit Gründen für und wider die Hoffnung einer festeren Vereinigung der deutschen Staaten. — Poetischer Anhang.

Wir wollen das vorstehende Werk nicht empfehlen, weil es einer Empfehlung nicht bedarf, nachdem das Urtheil der Nation sich seit bald zwei Decennien über dasselbe ausgesprochen hat.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Wohlfeile Ausgabe von Schillers Gedichten.
Gedichte
von
Friedrich von Schiller.

8. Velinp. broch. Preis 1 fl. 12 kr. oder 24 Ngr.

Wir haben diese wohlfeile Ausgabe in Gemeinschaft mit Herrn F. C. W. Vogel in Leipzig veranstaltet und hoffen mit derselben ein längst gefühltes Bedürfniß zu befriedigen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[30] In Unterzeichnetem ist erschienen:

Correspondenzblatt

des

königl. württemb. landwirthschaftl. Vereins.

Neue Folge. Band XXXIV. Jahrgang 1848.

Zweiter Band. Zweites und drittes Heft.

gr. 8. Preis des Jahrgangs von 6 Heften 3 fl. od. 2 Rthlr.

Inhalt:

Zweites Heft.

Rechenschaftsbericht der Ackerbauschule zu Ellwangen vom 1. Nov. 1845 bis 31. Oktober 1846. — Gauversammlungen: 1) Gauversammlung zu Langenburg im September 1847. 2) Gauversammlung der Vereine Herrenberg, Rottenburg, Tübingen. Am 3. Febr. 1848. — Berichte der landwirthschaftlichen Bezirksvereine: 1) Aus dem Rechenschaftsbericht des Bezirksvereins Ludwigsburg vom 1. März 1847—48 bei der Jahresversammlung zu Eglosheim. 2) Aus dem Rechenschaftsbericht des Bezirksvereinsvorstandes von Heidenheim vom Febr. 1847—48. — Aus dem Reisebericht des Friedrich Bertrand von Heilbronn. Mai bis August 1847. — Die Ergebnisse der Weinlese im Jahr 1847. Zusammenstellung des statist. topogr. Bureau. — Rechenschaftsbericht der königl. Ackerbauschule Ochsenhausen vom 1. November 1845 bis 31. Oktober 1846. — Literatur.

Drittes Heft.

Ueber die Hausthiere der Alten. — Rechenschaftsbericht der königl. Ackerbauschule Ochsenhausen vom 1. Nov. 1845 bis 31. Oktober 1846. (Schluß.) — Ueber verbreitungswürdigen Anbau zeit- und zweckmäßiger Kulturen von D. C. K. — Patentertheilungen. — Grundlinien zu weiterer Erwägung der Frage über Anbahnung eines allgemeinen Betriebs höherer Kulturen und ungehinderter Flurbewirthschaftung nach dem jetzigen Stand der Sache. — Ertheilung der Jahres- (September-) Preise für technische und landwirthschaftliche Leistungen. — Das landwirthschaftliche Fest zu Cannstatt. — Die Getreidearten und Hülsenfrüchte der Alten. — Literatur.

Stuttgart und Tübingen, März 1849.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Wohlfeile Ausgaben von Goethe's Gedichten und Goethe's Prosa.

In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Goethe's Gedichte.

Auswahl für Schule und Haus.

Herausgegeben von

Dr. Johann Wilhelm Schaefer.

8. Velinp. broch. Preis 1 fl. 30 kr. oder 27 Ngr.

Goethe's Prosa.

Auswahl für Schule und Haus.

Herausgegeben von

Dr. Johann Wilhelm Schaefer.

2 Theile. 8. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 24 Ngr.

Wilhelm Grimms ebenso schöne als wahre Aeußerung, daß „der Stab, mit dem Goethe an den Felsen schlug, eine frische Quelle über die dürren Triften strömen ließ, so daß sie wieder zu grünen und neue Frühlingsblumen zu treiben begannen," gilt ebenso sehr von Goethe's Prosadarstellung, als von seiner Dichtung. Es kann daher nicht dringend genug dahin gewirkt werden, daß dieser frische Strom mehr und mehr in den Kreis der Jugend hineingeleitet werde, und dadurch der Sinn für schöne Darstellungsform seine Weihe und Nahrung erhalte. Unser poetischer Ausdruck wie unsere Prosa bedürfen gleichmäßig der Rückkehr zu jener Klarheit und einfachen Größe, welche Goethe's Darstellungen auszeichnet; es ist die Aufgabe der Schule, den äußern Glanz des Modestyls nach seinem wahren Werth würdigen zu lehren und Goethe zum Mittelpunkt des stylistischen Unterrichts zu machen. Obige umfassende Auswahl der Gedichte sucht den **ganzen** Goethe als Lyriker zur Anschauung zu bringen; alle Lebensperioden des Dichters, alle Gattungen seiner Lyrik sind darin durch seine vollendetsten Produktionen vertreten. Ebenso hoffen wir mit der Auswahl der Prosa der Jugend eine Mustersammlung von Schilderungen und Abhandlungen in die Hände zu geben, welche neben der Schönheit der Form zugleich durch Mannigfaltigkeit des Inhalts anziehend ist und durch enge Beziehung zu den Lehrgegenständen höherer Bildungsanstalten einen reichen Stoff zur Belehrung darbietet.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Handbuch und Wegweiser

für

Auswanderer

nach den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika und Texas.

Mit einem statistischen Anhang und einer illuminirten Karte.

Von

Francis J. Grund.

Zweite vermehrte Auflage.

8. Velinp. broch. Preis 1 fl. oder 20 Ngr.

Dieses Buch ist von einem Deutschen, der schon zwanzig Jahre in Nordamerika lebt, der alle dortigen Verhältnisse genau kennt, und darüber die gründlichste Belehrung ertheilt. Jeder Auswanderer kann daraus lernen, was ihm vor Allem zu wissen nöthig ist, wie er sich vor Uebervortheilung, vor Fehlgriffen im Ankauf von Land, vor Verlust aus Unkenntniß der Gesetze, Sitten und Gebräuche schützen kann. Hier nur Einiges aus dem Inhalt:

Kap. 1. Wer soll nach Amerika gehen? Wo sollen die Deutschen sich dort niederlassen? Wer kommt dort am besten fort? Welches ist der wohlfeilste Weg? Welches ist die beste Jahreszeit? Allgemeine Vorsichtsmaßregeln.

Kap. 2. Was sollen die Auswanderer nach Amerika mitnehmen? Welche Waaren, welche Münzsorten? Gesetzlicher Werth europäischer Münzsorten in Nordamerika. Welche Wechselbriefe? Welche Ackergeräthschaften? Welchen Handwerkszeug?

Kap. 4. Das Mississippithal. Das Ohiothal. Das Missourithal. Reiserouten für Auswanderer.

Kap. 10. Wisconsin und Jowa sind hauptsächlich für Deutsche geeignet, indem dort noch Millionen Acres Landes um $1\frac{1}{4}$ Dollar zu haben sind.

Ein besonderes Kapitel handelt ausführlich über

Texas.

Anhang. Die besten Einschiffungshäfen für deutsche Auswanderer. Wahl der Schiffe. Auswanderungsagenten. — Ueberfahrtspreise. Dauer der Ueberfahrt. Schiffsproviant. Seekrankheit. Vorsichtsmaßregeln während der Ueberfahrt. Ankunft. Deutsche Wirths- und Kosthäuser rc. rc.

Dem Buche ist eine genaue Karte als Wegweiser durch die Vereinigten Staaten beigegeben.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 64. Donnerstag den 15. März 1849.

Non quo dissimilis res sit, sed quo is qui facit.
Terent.

Mazzini und Guerrazzi.

Ein Zeitbild.

Unter den Namen, welchen die italienische Revolution eine ich weiß nicht ob beneidenswerthe Berühmtheit verschafft hat, stehen die beiden, um welche es sich hier handelt, in erster Linie. Es sind nicht die neuesten Ereignisse bloß, welche diese zwei Männer, Bürger der beiden unruhigen, revolutionären Städte, Genua und Livorno, aus der großen Masse italienischer Autoren, aus den gedrängten Reihen der Giovine Italia hervorgezogen haben; seit 1831 haben sie, für denselben Zweck arbeitend, der äußern Erscheinung nach verschiedene Rollen gespielt, wie denn auch, sofern ihre Personen in Betracht kommen, die Resultate verschieden gewesen sind. Giuseppe Mazzini ist heute noch was er seit jenem Jahre gewesen, ein heimathlos Umherwandernder; Francesco Domenico Guerrazzi hat die Verwaltung seiner Heimath in Händen. Man muß diesen großen Abstand zwischen den Schicksalen Beider nicht etwa einer Verschiedenheit der politischen Principien, so weit sie dieselben an den Tag gelegt, zuschreiben, denn das Princip der Giovine Italia hat gesiegt und Mazzini ist, viel mehr als Guerrazzi, die Incarnation dieses Princips. Die Verschiedenheit des Erfolges hat ihren Grund in der Verschiedenheit der Charaktere.

Mazzini, so verderblich seine Grundsätze seyn mögen, faßt die Dinge von einem höhern Standpunkte auf; so geringe Aussichten der Moment bieten mochte, so unbedeutend die Hülfsmittel waren, über die er verfügen konnte, immer schwebte ihm ein großes Ziel vor, eine allgemeine italienische Republik, und nach diesem Utopien steuerte er unermüdlich hin, in schwacher Barke mit Gegenwind segelnd und weder auf naheliegenden persönlichen Vortheil sinnend, noch das Schicksal seiner Gefährten bedenkend, die er in's Unglück zog. So hat er's getrieben, als er den Ramorinoschen Einfall in Savoyen mitmachte und die Expedition der Brandieras nach der neapolitanischen Küste veranlaßte; so hat er, das Praktische außer Augen lassend, gewirkt, als er im Frühling des jüngstvergangenen Jahres den Boden der Lombardei wieder betrat und durch republikanische Proklamationen, Zeitungen und Umtriebe dem entgegenwirkte, was unter den gegebenen Umständen das einzige Heilmittel war, dem einigen und thatkräftigen Anschluß an Piemont. Und kaum war die Lombardei für die Insurrektion verloren, so organisirte er, dem Grundton seines Wesens treu und in gleicher Verblendung über das Verhältniß der Mittel zum Zwecke, einen Aufstand in den Alpenthälern, welcher natürlich zu keinem Resultate als zum Verderben der Theilnehmer führen konnte, und in diesem Augenblicke noch träumt Mazzini von seiner Republik, und wer weiß ob sein für ihn selbst steriler, andere in den Abgrund ziehender Ehrgeiz auch nur die concrete Form einer künftigen imaginären Präsidentschaft anzunehmen im Stande ist.

Guerrazzi ist ein ganz verschiedener Mann. Darin schon, daß Anklage und Verfolgung und Strafe ihn nie haben vermögen können, die Heimath zu verlassen und von der Fremde aus zu wirken, liegt eine Grundverschiedenheit. Der durch die revolutionären Wogen nach Frankreich und England Verschlagene hat ein fernliegendes Ziel im Auge, der unter den Landsleuten Bleibende ein viel näheres. Der Eine

führt eine Menge Streiche, die meist in die Luft gehen; der Andere greift seine Gegner Mann für Mann an. Es ist nicht viel über zwölf Monate her, seit Guerrazi schrieb: „mit jedem Tage wächst meine Ueberzeugung, daß Fürst und Freiheit nicht neben einander bestehen können;“ das hindert ihn aber nicht, der einflußreichste Rathgeber eines Fürsten zu werden. — Mazzini betet die Freiheit an; es ist eine bluttriefende Freiheit mit der phrygischen Mütze, vor welcher der Himmel uns bewahren wolle, aber des Mannes Auge ist unverwandt auf dieses Schreckbild geheftet. Auch Guerrazzi sagt, die Freiheit sey eine Religion, aber dieß sind nur Worte bei ihm; seine wahre Religion sind Macht und Reichthum. Er haßt die Tyrannei, aber weil er unterdrückt worden, läßt er Andere Druck fühlen; er lechzt nach Rache. Seine Natur ist eine despotische Natur, und weil Geld zur Macht nöthig ist, hat er mit allen Kräften nach Geld gestrebt. Er gesteht es: der Arme, sagt er, komme in eines Andern Gewalt und sey oft genöthigt, seinen Nacken unter die Schmach des Joches zu beugen; er habe sich durch Fleiß und Studien Vermögen erworben, und Freunde wie Feinde seyen ihm entgegen gewesen, weil er sich aus der Bedrängniß der Dürftigkeit befreit und eine Stellung erworben habe, die ihn bestärkt in der unbesiegten und herben Unabhängigkeit seines Charakters. Seine Natur ist eine egoistische Natur: wenn er auch scheinbar Andere im Auge hat, immer ist er doch von den eigenen Zuständen ausgegangen, und zu diesen kehrt er immer zurück. Man merkt es seinen Büchern an, in denen man stets den Ausdruck seiner Persönlichkeit findet, die Wirkung seiner Erlebnisse, seine Empfindungen und seine Leidenschaften, so sehr er auch zur Objektivität sich zu erheben und den Gegenstand zu dominiren sich bestrebt.

Guerrazzi erklärt, seiner Ueberzeugung nach seyen Fürst und Freiheit mit einander unverträglich; aber um seinem Egoismus zu fröhnen und die zittern zu machen, die einst gegen ihn standen, dient er einem Fürsten, einem Fürsten, der ihn nicht gerufen, dem er sich aufgedrängt mit Gewalt, mit Hülfe der Empörung. Einen von Beiden muß er verrathen, den Fürsten oder die Freiheit: es gibt keinen Ausweg aus diesem Dilemma. Vielleicht verräth er beide. Ein Mann von seiner Verstandesschärfe kann sich über Richtung, Zweck und Mittel seines eigenen Handelns keine Illusionen machen. — Mazzini ist ehrlicher sowohl als consequenter. Er verhüllt nicht die wahre Bedeutung der demokratischen Idee, welche jezt vor einem großen Theil, ja von den meisten der italienischen Progressisten an die Stelle der schon verbrauchten Ideen und Worte der Nationalität und Constitution gesezt wird, während sie sich hie und da noch das Ansehen geben, als wollten sie festhalten an monarchischen Formen. Er sagt offen heraus, die naturgemäße Form der Demokratie sey die Republik und der Constitutionalismus sey ein Bastardwesen. Dieß erklärte er im April v. J., als man glaubte, der sardische König werde Oberitalien erobern und ein großes Reich gründen; er hätte damals, aus langem Exil nach Italien zurückgekehrt, diesem Fürsten, den er einst aufgerufen sich die italische Krone aufzusetzen, sich geschmeidig zeigen und für seine Idee unter der Hand wirken können; aber nein, er predigte seine Republik im ungünstigsten Moment, ungünstig für die eigenen Zwecke, zum Verderben für das Land.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Savoyen.

(Fortsetzung.)

„Gewöhnlich, wenn sie einstürzt,“ fuhr Cäsar ruhig fort, „verkündet es ein Donner, den das ganze Thal vernimmt. So geschah es erst vor drei Jahren. Man hatte lange das Ereigniß erwartet, weil Spalten in horizontaler und vertikaler Richtung den Bogen durchschnitten, der die Hauptstütze des Gewölbes bildet. An einem Frühlingstage im Mai trat es ein. Ein schreckliches Getöse im Gletscher machte das ganze Thal aufmerksam. Der Arveyron hörte auf zu fließen und sein Kampf mit den auf ihn herabgestürzten Eistrümmern, die seinen Lauf sperrten, soll so heftig gewesen seyn, daß die Grundvesten der Berge davon zitterten. Hier auf der Stelle, wo wir stehen, war der Kampfplatz. Der damals höhere Eingang zur Grotte war zusammengebrochen, große Massen hatten sich vom Gewölbe gelöst und lagen auf der Wiege des jungen Stromes, den sie zu ersticken drohten. Endlich rang er sich von ihnen los und überwältigte sie. Eis- und Felsstücke rollend, sie vor sich her treibend im furchtbaren Wirbel, sie umbrüllend und bedeckend mit dem Schaum seines Zornes, brach der Arveyron wieder hervor.“ — „Wie wäre es, Cäsar, wenn wir jezt auch hervorbrächen? Die Geschichte dieses Kampfes muß sich beim Frühstück im Hôtel de l'Union noch ergötzlicher anhören als hier.“ — „Sie haben Recht, quittons la voûte!“

Wir verließen das Gewölbe auf dieselbe Art, wie wir hereingekommen waren, das heißt, halb kriechend, halb springend, wie Amphibien, und ich für mein Theil athmete sehr leicht auf, als wir wieder ein anderes Gewölbe, das des Himmels, über uns hatten. Der Rückweg nach Chamouny war noch

viel angenehmer als der Herweg, wegen der majestätischen Aussicht auf den Montblanc und seine Pics, die nun vor uns lagen, während wir sie vorhin im Rücken hatten. Doch konnte ich nicht umhin, im Gehen mich öfters nach dem Glacier du Bois umzuwenden, obgleich, wohin ich auch das Auge richtete, ähnliche silberne Satteldecken des Hochgebirgs ihm entgegentraten.

„Wie mag es kommen,“ sagte ich, „daß auf manchen Stellen die Gletscher mehr eben oder nur gewellt, auf andern wieder mit den riesenhaftesten Ungleichheiten, mit einem Wald von Eisthürmen und Pyramiden bedeckt erscheinen, wie da drüben der Bosson, der Taconnar, der Bionnassay und andere, unsern lieben du Bois nicht ausgenommen?“ — „Sie werden,“ belehrte mich der verständige Cäsar, „dieß bei allen Gletschern finden, je nach der verschiedenen Neigung ihres Bodens. Da wo lezterer fast horizontal oder wenig abschüssig ist, zeigt sich die Gletscherdecke ebener, glatter, mit weniger Schrunden und Rissen, auch wohl nicht von der erstaunlichen Dicke wie in stark geneigten, steilen Lagen. Hier unten im Thal, über der Quelle des Arveyron, ist der Gletscher zusammengeschoben durch seine eigene Last und zeigt Pyramiden und Thürme, weil er mit dem Montanvert jäh herabfällt in's Thal. So sehen wir den Bosson, den Taconnar, welche in ununterbrochenem Sturz fast vom Gipfel des Montblanc herabkommen, mit tausend und abertausend, meist sehr hohen Spitzen geziert, gleich den Thürmen einer Geisterstadt. Weiter oben — wir werden es bald auf dem Montanvert sehen — auf dem ersten Gebirgsabsatz, am Fuß der himmelragenden Granitthürme, Aiguilles genannt, beruhigt sich das Eismeer; eine Ebene folgt auf die jähen Abstürze, und man kann ohne allzugroße Gefahr Wanderungen, ja Reisen in diesen fast unermeßlichen Wüsteneien unternehmen. Jede Spur von Vegetation hat hier aufgehört und die nackten, gespizten oder gezackten Aiguilles stehen als Blumen umher.“ — „Sie sind ein Dichter,“ sagte ich prosaisch genug. — „Wer würde es nicht in diesem erhabenen Thal, das selbst die Größe Ossianischer Bilder hinter sich zurückläßt? Sie kennen es noch wenig, doch hoffe ich Recht bei Ihnen zu behalten, wenn Sie vom Montanvert oder dem Brevent kommen, wenn Sie die Flechère sahen und endlich, wie es Ihr Plan ist, über den Col de Balme nach Wallis gehen.“ — „Sehen Sie,“ unterbrach ich ihn, „dort dampft die Hütte unseres kleinen Malers!“

Wir kehrten jedoch dort nicht wieder ein, sondern eilten ohne weitern Aufenthalt wieder nach Chamouny zu kommen, um die festgesezte Stunde nicht zu verfehlen. Rüstiges Austreten war dazu erforderlich; denn obgleich die Entfernung vom Dorf oder Flecken bis zum Glacier du Bois nur eine Stunde, richtiger wohl eine französische Lieue betragen soll, so schien sie mir doch viel größer und eine von denen, bei deren Messung der Fuchs seinen Schwanz mit drein gegeben. Doch kamen wir noch zeitig genug, um flüchtig zu frühstücken und dann Theil zu nehmen an der Cavalcade nach dem Chateau du Montanvert, wie das Häuschen auf dem Gipfel des Berges heißt und wie, bevor dieses stand, der Stein, unter welchem Windham und Pococke einst schliefen, von dem scherzhaften Landvolk genannt wurde. — Ein Schloß stand niemals auf dem Montanvert, und es möchte auch ziemlich freudlos seyn, droben über dem Eismeer und unter den Lawinen des Montblanc zu residiren.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Münster, Februar.

(Schluß.)

Literarische Erinnerungen. — Blake.

Sämmtliche Wahlmänner zur zweiten Kammer gehören der demokratischen Partei an. Die Wahlen zur ersten Kammer sind dagegen katholisch und conservativ ausgefallen. Augenblicklich lassen wir überhaupt die Politik etwas bei Seite, da wir nach gut katholischer Sitte unsern vergnügten Karneval haben wollen; freilich stehen wir darin gegen Köln sehr zurück, unsere Masken zeigen sich nicht auf den Straßen und es fehlt uns an der gehörigen Leichtigkeit zu Fastnachtsscherzen, aber Tanz und Wein ersetzen die übrigen Freuden. Vornehm und gering, katholisch und protestantisch, Alles tanzt und trinkt gewissenhaft, bis die Mitternachtsstunde vor Aschermittwoch schlägt. — Wenn ich mir denke, wie ich in meinen frühern Briefen stets unseres Antheils an der Literatur gedenken konnte, wird mir recht deutlich, wie gänzlich Alles in Politik aufgegangen ist. In Münster ist so manches Haus ein Denkstein reicher literarischer Erinnerungen; hier wohnte Friedrich Leopold Stollberg, und dort in

der schmalen Gasse in einem verfallenen Hause mit steinernem Wappenschilde die Fürstin Gallitzin; im Gemüsegarten daneben unter Brennesseln liegt der Grabstein ihres philosophischen Freundes Hemsterhuys. Eine andere Straße, die zu den Lindenalleen unserer schönen Promenade führt, war Immermanns Weg zu dem Hause seiner Norne, der ehemaligen Generalin Lützow. In einem kleinen Goldschmiedladen nicht weit davon erzählte mir der Besitzer, daß L. Schüking unter seinem Dache als junger Sprachmeister gehaust und sich der Schriftstellerei als Retterin aus der Noth in die Arme geworfen habe, und noch vor kurzer Zeit sah ich unsere Dichterin Droste, eine unerkannte Prophetin, durch diese Straßen von Antiquar zu Antiquar gehen, um ihre Sammlungen zu vervollständigen. Jezt müssen die Dichter den Staatsmännern weichen, und mehr wie jedes andere Haus wird die Leser vielleicht die Geburtsstätte unseres politischen Redners, des Freiherrn Vinke, interessiren. Es ist das hiesige ehmalige fürstbischöfliche Schloß, die Amtswohnung des kommandirenden Generals und des Oberpräsidenten enthaltend. Der alte Vinke, der Vater der Provinz, der Freund und Gesinnungsgenosse Steins, lebte hier fast dreißig Jahre als Oberpräsident; er war ein Juwel der preußischen Beamtenwelt, er besaß eine Arbeitstüchtigkeit, eine Uneigennützigkeit, eine Aufopferung im allgemeinen und besondern Wohlthun, wie sie schwerlich wieder gefunden werden. Sein Leben ist so reich an originell gemüthlichen Zügen, daß sich eine Sagenwelt in der hiesigen Gegend daraus gebildet hat. Der Oberpräsident im blauen Kittel, mit der Militärmütze, ist hier eine klassische Figur geworden. Der politische Landrath, sein Sohn, ist der erstgeborene von sechs talentvollen Kindern; die Mutter war eine geborene Freiin von Siberg, gleichfalls eine Frau von bedeutenden Geistesanlagen. In zweiter Ehe hatte der Oberpräsident eine Freiin von Hohnhorst geheirathet, die ihm noch sechs Töchter schenkte. Es herrschte ein schönes Familienleben im alten Schlosse zu Münster; gar idyllisch sah es aus, wenn die kleinen nachgeborenen Vinken in dem reizenden Schloßgarten herumspielten und die Kanarienvögel haschten, die wie goldgelbe Blumen in den Sträuchen schwebten. Mit denselben hatte der andere Bewohner des Schlosses, der General Pfuel, den Garten bevölkert. Damals ahnte er noch nicht, daß er seine friedlichen Passionen noch einmal vertauschen müßte mit einer schiefen Stellung im Berliner Parlament. In diesem Augenblick ist unser sonst so heiteres Schloß verödet und traurig; die Leiche des liebenswürdigen Prinzen Waldemar steht im Bildersaal der ehemaligen Fürstbischöfe zur Schau.

Leipzig, Februar.

(Fortsetzung.)

Gesellschaftliche Zustände.

Es ist nicht genug zu sagen: sey Demokrat, wenn du Mitglied unseres Vereins werden willst; man muß zuvor bestimmen, von welcher Farbe man die Demokratie im Vereine haben will, ehe man denen, die sich die Demokratie anders gefärbt denken, rathen darf, lieber fern davon zu bleiben. Viel Gutes kommt schwerlich bei diesem Verein heraus, wohl aber ist es nicht undenkbar, daß bei etwaigen Unruhen, bei denen die Demokratie die Hand im Spiel hätte, zwei Partrien in der Bürgerwehr sich bildeten und anstatt wie bisher einmüthig zu wirken, wo es Erhaltung der Ordnung und Ruhe, wo es dem Schutze der Gesetze galt, einander als Feinde gegenüberträten.

Wo gäbe es heutzutage einen Ort, dessen Gesammtbevölkerung nicht klagte über Mangel an Verdienst, über Verfall kaufmännischen Kredits, über erschreckend rasche Abnahme baarer Kapitalien! Leipzig müßte eine merkwürdige Ausnahme machen, wollte es nicht mit einstimmen in diesen Chorus. Und es stimmt mit ein, und, wie ich zu zweifeln keinen Grund habe, mit Recht, denn schlechtere Geschäfte als im vergangenen Revolutionsjahr sind in der Handelswelt hier wohl seit Menschengedenken nicht gemacht worden. Leidet aber der Handel, die große belebende Pulsader der bei weitem größten Mehrzahl aller hier Lebenden, dann sinkt auch das Gewerbe, dann wird dem Kleinbürger der Betrieb seines Geschäfts verkürzt, der Handwerker, was immer er treiben mag, kommt zurück, namentlich aber leidet die große Anzahl von Menschen, welche als Handlanger, als sogenannte „Feierbuben" kein bestimmtes Geschäft haben, doch gern zugreifen, wo es etwas zu verdienen gibt. Die Schaar der „brodlosen Arbeiter" rekrutirt sich aus ihnen, und wie bedeutende Summen dieser neu aufgekommene „Stand" volkreichen Städten kostet, fühlt Jeder, der nicht für brodlos gilt. Man sollte nun glauben, schon die ganz gewöhnliche Klugheit gebiete unter diesen Umständen und unter so unsichern, zweifelhaften Aussichten in die Zukunft Jedermann Mäßigung und Sparsamkeit, um der möglicherweise noch wachsenden Noth die Stirne bieten zu können; allein von solcher Hausvaterklugheit ist wenig zu spüren. In keinem Winter gab es mehr Vergnügungen, als in diesem; nie wurde häufiger getanzt, gejubelt, geschwelgt, als in den lezten beiden Monaten. Und zwar sind es nur die mittleren, ja mehr noch die niedern Stände, die aus einem Leben in wildem Saus und Braus gar nicht herauskommen. Irre ich nicht, so gab es allein neun-und-dreißig Maskenbälle, darunter nicht Einen, bei dem die höhere Gesellschaft vertreten gewesen wäre. Diese schränkt sich vielmehr ein, zieht sich zurück, gibt nur wenige glänzende Feste, um nicht das Proletariat zu reizen und sich dem Vorwurf der Verschwendung und nutzlosen Vergeudung auszusetzen. Dieser würde gewiß nicht ausbleiben, vielleicht sogar begleitet mit Drohbewegungen, während jezt, wo die Bemittelten dem Nothstande der Zeit Rechnung tragen, dieses Benehmen von Manchem als unzeitgemäße Knickerei verurtheilt wird. So stehen sich denn überall die Ansichten schroff gegenüber und die Versöhnung ist ferner denn je. Dabei wächst die Bestürmung derer, die nicht bloß als reich, sondern auch als wohlthätig und freigebig bekannt sind. Solchen Männern werden die unglaublichsten Zumuthungen gemacht, die unbilligsten Forderungen gestellt; allen zu genügen, ist bei täglich sich mehrendem Andrange, selbst beim besten Willen nicht möglich, wohl aber kann ein derartiger permanenter Belagerungszustand auf die Dauer geradezu unausstehlich werden. Solcher immerwährenden Bedrängniß haben wir demnächst die Auswanderung einiger reichen Männer zu verdanken. Am empfindlichsten wird Leipzig den Weggang des bisherigen bayerischen Consuls, des reichen und unermüdlich wohlthätigen Kaufmanns Schletter fühlen. Unvermählt, im Besitz eines sehr großen Vermögens, gebildeter Kunstkenner und Weltmann half er nicht nur, wo immer es zu helfen gab, die Stadt hat seiner Munificenz auch manches ansehnliche Kunstgeschenk zu verdanken. Seine Privatgemäldegallerie war, wenn nicht die größte, gewiß die ausgewählteste, eine wahre Zierde Leipzigs. Dieß Alles, fürchten wir, wird nun der Stadt verloren gehen. Schletter hat sich dem Vernehmen nach in der Schweiz angekauft und wird zum Frühjahr Sachsen für immer verlassen. Sollten neue Unruhen ausbrechen, dann ist es nur zu wahrscheinlich, daß Andere dieses Beispiel nachahmen werden.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 11

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 65. Freitag den 16. März 1849.

— Lectica Mathonis
Plena ipso.
Horat:

Doubtless it is a brilliant masquerade.
Byron.

Briefe aus Savoyen.

(Fortsetzung.)

Unser Zug war ziemlich stark; es befanden sich dabei Damen zu Roß und in Tragsesseln. Diese leztere Art, hohe und steile Berge zu ersteigen, überhaupt in den Gebirgen zu reisen, liebe ich nicht besonders, obwohl nicht zu läugnen ist, daß sie ihren Nutzen bewährt und manche Schöne und schön Gewesene, der zum Reiten der Muth oder das Geschick fehlt, zu Haus bleiben müßte, fänden sich nicht willige Arme, sie zu tragen. Und solche finden sich in Gebirgsländern immer, und nirgends williger und dienstfertiger als in Savoyen. Auch in der Schweiz mangelt es nicht an Trägern, aber doch hat es mir geschienen, als hätte ich dort seltener Männern begegnet, die sich zu Lastthieren herabwürdigen. Aber der Savoyarde thut es mit Freuden; der wohlgebildete, starke, freundliche Sohn der Montblancthäler ladet auf seine mächtigen Schultern was Einer will, vergießt lächelnd seinen Schweiß unter der Last einer zweihundertpfündigen Lady, ja selbst Lords lassen sich schleppen, wenn sie zu unbehülflich zum Reiten sind; und er ist in allen Stücken ein so treuer, nicht zu ermüdender, himmlisch langmüthiger Knecht wie der Deutsche. Gewöhnlich sind sechs, auch acht Träger bei einem Tragstuhl, die einander in gewissen Zeiträumen ablösen; meistens sind es kräftige, schöne Jünglinge, die diesen mühsamen, aber einträglichen Dienst versehen. Die getragenen Damen unterhalten sich dabei, strecken die verwöhnten Füßchen behaglich von sich, blättern in einem Almanach, lesen in einer Riesenzeitung, werfen dann und wann einen Blick zur Seite, ob die Scenerie der Gegend auch des Ansehens werth sey oder nicht, kokettiren mit dem Sonnenschirm, und bleiben Salonsfiguren auch auf dem Montanvert. Wohl könnte es freilich seyn, daß auch ein herziges, liebes Mädchen, frisch wie das Rhododendron, das sie hier umblüht, und schön wie die Natur, sich den Berg hinauf tragen ließe, eine brave Gattin, oder eine treffliche Mutter, die es verdiente, auf den Schultern ihrer Söhne getragen zu werden; aber dergleichen Fälle sind Ausnahmen und meist ist es vornehmer oder reicher Ballast, der dieses Mittel des Transports wählt. Uebrigens ist nicht zu läugnen, daß es einem Reisezug einen malerischen Anstrich gibt, etwas mittelalterlich Romantisches. Voran einige Ritter zu Roß oder Maulthier (die Rosse sind freilich schlecht, aber ihre Abart, das Maulthier, ist gut, kräftig, wohl genährt und so hübsch, als ein solcher Mischling von Pferd und Esel nur immer seyn kann); dann folgt eine Sänfte mit ihrer Bemannung von sechs bis acht Köpfen, abermals Reiter, wieder Sänften, und so fort, bis der Zug zu Ende ist, dem sich von Chamouny nach dem Montanvert, eine nicht lange, aber beschwerliche Strecke, noch Manches anzuschließen pflegt, was eigentlich nicht dazu gehört, die Eigenthümer und Vermiether der Thiere, Sattelbuben, kleine Mädchen mit Erdbeeren, Sträußen von Alpenrosen, Orangenwasser, auch wohl Bettler; wo fehlten diese in einem katholischen und zu Italien gehörigen Lande?

Unser Zug war groß und bunt genug: deutsche Fürstinnen mit ihrem Gefolge, Kammerherrn, Naturforscher, einige Heidelberger Studenten, Professoren,

russische Grafen, zwei interessante junge Südländer mit bekannten Namen, von denen die Geschichte weiß; Bedeutendes und Unbedeutendes mischte sich dabei durcheinander. Gleich beim Ort, im Angesicht eines der Gasthäuser, springt eine steinerne Brücke über die Arve, die wir passirten, und bald darauf befanden wir uns auf dem sich erhebenden schmalen Pfad, der in das Waldgebirge führt und zwischen Kiefern und Tannen alsbald jäh emporsteigt. Er windet sich im Bogen oder Zickzack um Felsenwände, nimmt bald diese, bald jene Richtung, bleibt im Ganzen aber doch der nordöstlichen treu, oder der, von wo der Arveyron kommt und wohin ich heute schon einmal meine Schritte gerichtet hatte. Auf diesem Pfad verlängert sich die Caravane bedeutend, weil man nicht zu Zweien neben einander gehen oder reiten kann, sondern genöthigt ist hinter einander fortzuschreiten.

Auf den untern Terrassen des Berges traf man noch Hütten, sogenannte Chalets, oft mit einer Art von musikalischem Instrument vor der Thür, das zu Ehren der vorbeiziehenden Fremden angelassen ward und dann in seltsam schnurrendem Ton eine Melodie spielte, ähnlich der Musik auf einem Schweizer Dampfschiff, die meistens nur durch einen ziemlich unvollkommenen Mechanismus hervorgebracht wird. Kinder vor der Thür des Chalets nehmen dabei ein kleines Geschenk in Empfang, das in der That mühelos verdient wird. Ueberhaupt scheint der musikalische Sinn weder bei den Schweizern noch bei deren nächsten Nachbarn, den Franzosen und Savoysinern — sie lassen sich nicht gern Savoyarden nennen, weil so die kleinen Lumpen und Essenkehrer in Paris heißen, die Söhne dieser Savoysins — auf eine Weise ausgebildet, die dem deutschen Ohre irgend genügen kann. Hier ist ihre Ferse des Achilles oder der Ort, wo wir sie fassen können: wir sind ihnen in der Musik überlegen. Der Franzose singt zwar den ganzen Tag und trillert Couplets und Chansons, auch wohl Arietten aus seinen Opern; aber er trillert sie eben nur, und die Melodien dieser Vaudeville-Couplets sind so, daß man stets die nämliche zu hören glaubt. Auch findet er nichts Widerliches darin, anstatt einer schönen lustigen Instrumentalmusik, wie sie unsere überall umherziehenden Böhmen geben, schnarrende Töne zu vernehmen, die mittelst des Drucks einer Feder oder auf Dampfschiffen durch Dampf innerhalb eines Kastens hervorgebracht werden. Wie vielen Geigern, Harfenistinnen, Flötenbläsern und andern Musikanten würde man in der sogenannten sächsischen Schweiz auf einem von Fremden so besuchten Wege begegnen, als der Saumpfad des Montanvert ist!

(Fortsetzung folgt.)

Mazzini und Guerrazzi.

(Fortsetzung.)

Eine communistische Republik muß man sich übrigens unter der Mazzinischen nicht denken, die seinige hat vielmehr etwas von der theokratischen an sich. Gott allein ist Herrscher, sein Name soll an der Spitze des Gebäudes glänzen, welches die Nation sich errichten wird und dessen Grundlage das Volk zu bilden berufen ist. Er warnt die Italiener in fremdem Lande, die Dürftigen, welche in der Fremde Arbeit suchen, vor der Theilnahme an fremden, namentlich französischen Associationen. Die meisten dieser Verbindungen, sagt er, haben Gemeinschaft der Güter, Abschaffung des Eigenthums auf ihre Fahnen geschrieben; das sind tyrannische, aberwitzige, dem Fortschritt der Menschheit feindliche Lehren, Lehren, die glücklicherweise nicht in Ausübung gebracht werden können, aber den zweifachen Nachtheil haben, die Thätigkeit vieler wahren Freunde des Volkes zu erkälten und Vieler Energie in unmöglichen Projekten zu erschöpfen. Und indem er zu diesen Arbeitern redet, spricht er erst von ihren Pflichten, ehe er ihre Rechte berührt. „Freilich," bemerkt er, „sind die Rechte vorhanden; wenn aber die Rechte eines Individuums mit denen eines andern in Conflikt gerathen, wie darf man hoffen, sie mit einander auszusöhnen und in Einklang zu bringen, ohne ein Princip anzurufen, welches höher steht denn alle Rechte? Und wenn die Rechte eines Individuums, oder vieler Individuen, mit den Rechten des Landes im Widerspruch stehen, an welches Gericht soll man sich da wenden? Die Idee der der Menschennatur angeborenen Rechte hat heutzutage allgemeine Geltung; dem Wortlaut nach wird sie heuchlerisch auch von solchen angenommen, welche sie durch die That zu vernichten suchen. Warum ist denn der Zustand des Volks dabei kein besserer geworden? Die Männer, welche die Revolutionen machten, stützten sich nur auf die Idee der Rechte des Individuums; die Revolutionen griffen dieß auf und proklamirten diese Rechte. Jene Männer predigten, das Höchste der Güter sey die Freiheit; die Revolutionen errangen die Freiheit, individuelle Freiheit, Glaubensfreiheit, Lehrfreiheit, Handelsfreiheit, Freiheit in Allem und für Alle. Jeder sorgte für seine eigenen Rechte und für die Verbesserung seines eigenen Standes, ohne sich um die Uebrigen zu kümmern, und wenn die eigenen Rechte mit Anderer Rechten in Streit geriethen, gab's Krieg, nicht blutigen Krieg, sondern Krieg, mit Gold und Ränken geführt, ein minder männlicher Krieg, doch gleich verderblich. Was anders ist die freie Concurrenz, als erbarmenloser Krieg, in welchem die an Mitteln

Reichen die Armen oder Unerfahrenen unterdrücken? In diesem anhaltenden Kampfe wuchsen die Leute auf, sie wuchsen auf zum Egoismus und zur Gier nach ausschließlich materiellen Gütern. Die Glaubensfreiheit zerriß jedes Glaubensband; die Lehrfreiheit erzeugte moralische Anarchie. Ohne gemeinsames Band, ohne Einheit des religiösen Glaubens und Zieles, nur zum Genusse berufen, verfolgten die Menschen jeder die eigene Bahn, nicht beachtend, ob sie dabei auf die Häupter ihrer Brüder traten, Brüder dem Namen, der That nach Feinde. Dahin sind wir heutzutage gelangt, Dank der Theorie der Rechte. Nicht eine bloße Ansicht ist dieß, es ist Geschichte, Geschichte unserer Zeit, Geschichte, deren Blätter von Blut triefen, vom Blute des Volks. Fraget die Menschen, welche aus der Revolution des Jahres dreißig eine Substitution von Personen für andere Personen gemacht, welche die Leichname der in den Julitagen Gefallenen in einen Schemel für ihre eigene Macht verwandelt haben: ihre Lehre war auf die Idee der Rechte gegründet, nicht auf den Glauben an die Pflichten des Menschen. Ihr nennt sie jetzt Abtrünnige und Verräther; sie waren nur consequent in ihrer Ansicht."

Und weiter: „Wodurch wollt ihr dem Individuum beibringen, daß es seinen Willen ausgleichen muß mit dem Willen seiner Brüder? Durch Kerker und Henker? So machte es die alte Gesellschaft: aber das ist Krieg, und wir wollen Frieden, das ist tyrannisches Niederhalten, und wir wollen Erziehung. Erziehung ist das Wort, welches unsere Doctrin in sich begreift; die Lebensfrage unserer Zeit ist eine Frage der Erziehung. Es handelt sich nicht darum, eine neue Ordnung der Dinge durch Gewalt einzusetzen; eine mit Gewalt eingesetzte Ordnung der Dinge ist immer eine tyrannische, wenn sie auch besser ist als die alte; es handelt sich darum, durch eine Kraft die thierische Kraft zu stürzen, welche sich jeder Verbesserung entgegenstemmt, der zur Erklärung ihres Willens befähigten Nation die Zustimmung zu ihrer neuen Ordnung vorzuschlagen und mit allen zu Gebote stehenden Mitteln die Menschen zur Entwicklung dieser Ordnung und zu übereinstimmendem Handeln zu erziehen. Mit der Theorie der Rechte können wir aufstehen und Hindernisse bewältigen, aber keine starke und dauernde Harmonie der die Nation bildenden Elemente erzielen. Mit der Theorie des weltlichen Glücks, des Wohlseyns als erster Lebenszweck, werden wir Egoisten bilden, Anbeter der Materie, welche in die neue Weltordnung die alten Leidenschaften hinübertragen und dieselbe bald verderben werden. Es kommt also darauf an, ein über dieser Theorie stehendes bildendes Princip zu finden, welches die Menschen zum Bessern leiten kann, welches sie Standhaftigkeit im Opfer lehrt, welches sie mit ihren Brüdern verbindet, ohne sie von der Idee des Einzelnen oder der Gewalt Aller abhängig zu machen. Und dieses Princip ist die Pflicht."

Wer das Wahre und Verständige bedenkt, das diesen Ansichten zu Grunde liegt, begreift nicht, wie die Praris eine so ganz verschiedene seyn, wie ein Mann, der den Grund des Uebels so klar erkennt, zur Vermehrung desselben durch sein ganzes Wirken beitragen kann. Aber Mazzini ist ein Ideolog und zum Handeln eigentlich gar nicht gemacht. Wenn er das Gebiet der Spekulation verläßt, so geräth er sogleich an die Grenze des Unmöglichen. Es ist als ob sein eigener wie Italiens böser Genius ihn in das Reich der Politik verschlagen hätte, wohin er nicht gehört. Je positiver eine Sache ist, um so unpraktischer nimmt er sie, und da er die Gabe der Rede hat und seine Rede Ueberzeugung athmet, so stiftet er unermeßlichen wie unersetzlichen Schaden. Und so consequent er sonst ist, so verwickelt er sich in Inconsequenzen, wenn es auf's Handeln ankommt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Proudhon und Considérant.

Ein Federkrieg, der jedoch nahe daran war einen Zweikampf zwischen den Anführern zweier politischer Sekten zu veranlassen, hat einige Tage lang das Publikum belustigt. Es hat ihm drolligt geschienen, zwei Männer, welche auf den Titel von Reformatoren der gesellschaftlichen Ordnung Anspruch machen, einander als Windbeutel und Marktschreier behandeln zu sehen. Der eine dieser Männer ist der berüchtigte Proudhon, der Feind des Eigenthums und alles religiösen Glaubens, und der Stifter der sogenannten Volksbank, über welche der Karrikaturenzeichner Bertall (dessen wahrer Name Arnoul ist,) bereits ein Dutzend komischer Spottbilder geliefert hat; der andere ist Considérant, der seit Jahren das von Fourier geträumte und geschilderte Glück des Zusammenlebens in Phalanstèren zu verwirklichen

sucht, es aber bisher nicht dahin bringen konnte, ein Musterphalanstère zu errichten. Jeder der beiden hat sein Tageblatt, Proudhon »le Peuple,« Considérant »la Démocratie pacifique.« In diesen Blättern nun führen die beiden Herren, welche das Volk glücklich machen wollen, Streit miteinander und schimpfen sich zur großen Belustigung Aller, welche den einen dieser Herren nicht höher achten als den andern. Considérant sagt in seinem Blatte zu seinem Gegner: „Ein Abgrund trennt unsern friedlichen demokratischen und organisirenden Socialismus von eurem zerstörenden, wilden. Ihr habt wüthende Angriffe auf das Eigenthum unternommen, welche nur dazu dienen konnten, schwache Geister und hitzige Köpfe zu bethören, und ihr habt nicht einmal die Entschuldigung revolutionärer Ueberzeugung und irgend eines Zweckes. Welcher Vorwand bleibt eurer revolutionären Wuth wider das Eigenthum, und wie wollt ihr jezt den geistigen Aufruhr wider dasselbe, zu dessen Ausbruch ihr so viel beigetragen habt, einigermaßen entschuldigen?“ — Darauf erwidert nun Proudhon in seiner derben Sprache: „Die Démocratie pacifique, das tägliche Organ der vorgeblichen gesellschaftlichen Schule, ist nebst der Phalange, welche jenem Blatte als Ergänzung dient, der Abfluß aller Thorheiten, Abgeschmacktheiten und Unsauberkeiten des menschlichen Geistes. Als Aushängeschild dient der Name Fouriers, des größten Windbeutels der neuern Zeit; der Gegenstand ist angeblich die sociale Umwandlung und der eigentliche Zweck eine Spekulation von Intriguanten ohne Grundsätze, ohne Theorie, deren sämmtliche Mittel sich in dem Worte des Tacitus: omnia serviliter pro dominatione, zusammenfassen lassen. Ach, Herr Considérant, Eure lezte Stunde hat geschlagen, Ihr habt Euch zwanzig Jahre lang bemüht, aber nichts geleistet, nichts zu Stande gebracht. Millionen habt Ihr vergeblich verwendet auf die zu Clairvaux, Rambouillet und anderswo begangenen Thorheiten, auf die Dummheiten Eurer Propaganda, die Aufschneidereien Eures langweiligen Journals. Ihr habt die Gefälligkeit der öffentlichen Meinung mißbraucht, die Neugierde erschöpft und sogar die Ergebenheit ermüdet. Eure Unfähigkeit kommt sogar in Eurem Zorn zu Tage.“ — In beiden Blättern geht es in diesem Style ganze Seiten fort, und die beiden Gegner wollten sich schlagen, als gutmüthige Freunde, wie es scheint, sich in's Mittel legten. Im Grunde haben beide Herren recht und können sich daher wechselseitig etwas vergeben. Das beste Mittel für jeden, um seinen Gegner zu beschämen, wäre, wenn er die von ihm geträumte und dem Publikum gepriesene Einrichtung endlich in's Werk sezte, Considérant ein Fourier'sches Phalanstère, Proudhon seine Volksbank. Aber nach dem Mißlingen zweier oder dreier Versuche wird schwerlich ein Kapitalist, so fourieristisch er auch gesinnt seyn mag, geneigt seyn, eine bedeutende Geldsumme zu einem neuen Versuch vorzustrecken, und Proudhon ist nicht so dumm, daß er sein Geld, falls er welches hat, zu seiner sogenannten Volksbank hergeben sollte. Er verlangt vielmehr, das Volk solle sein Geld herbeibringen, damit es der Wohlthaten der Volksbank theilhaftig werde; für ein Fünffrankenstück soll es eine Aktie erhalten, weßhalb man auf den Spottbildern Proudhon als einen Magier darstellt, der nicht das Papier in Gold, sondern im Gegentheil das Geld in Papier verwandelt; oder als einen Mäusefänger, der die Mäusefalle offen hält, damit die Thierchen gutmüthig hineinlaufen. Bekanntlich sollen die Aktien keine Zinsen tragen, da nach Proudhons und anderer Socialisten Grundsätzen die Verzinsung des Kapitals ein schweres Vergehen ist. Dieser Artikel der Proudhonschen Ankündigung wird daher unter einem der vielen Spottbilder durch folgendes unübersezbare Wortspiel parodirt: »M. Proudhon ayant remarqué que l'intérêt est trop souvent le mobile des actions, a décidé que les actions de sa banque ne porteront point d'intérêt.«

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Februar.

(Schluß.)

Vorlesungen. — Unglücksfall. — Witterung.

Zu den beliebtesten Genüssen der gebildeten Klasse gehörte in früheren Wintern der Besuch mehrerer Vorlesungen, die theils von Professoren, theils von hier lebenden oder nur zeitweise bei uns sich aufhaltenden fremden Gelehrten gehalten wurden. Ueber Astronomie, Physik, Chemie, über Geschichte, Literatur, Kunst fiel dadurch in weitere Kreise manches belebende, anregende, berichtigende Wort. Auch diese gesellschaftliche Einigung an feineren Lebensgenuß Gewöhnter ist heuer kaum zu bemerken. Licentiat Dr. Fricke hält einen Cyklus von Vorlesungen über Christenthum und Kirche, ein Thema, das, so anziehend und wichtig es auch ist, doch in den gegenwärtigen, politisch erregten Zeitläufen nicht diejenige Theilnahme finden kann, die ihm sonst unstreitig gesichert wäre. Zum Besten brodloser Arbeiter haben Mehrere, besonders namhafte Professoren, die zugleich Mitglieder des deutschen Vereins sind, von welchem die Arbeiter nichts wissen mögen, eine Reihe von Vorlesungen angekündigt, die ein dankbares Publikum finden. Endlich eröffnete erst in voriger Woche Dr. Wolfssohn, der schon in früheren Jahren mit Beifall über Literatur las, vor einem ausgewählten, aber sehr kleinen Zuhörerkreise Vorträge über deutsche Dichter des siebzehnten Jahrhunderts. Ich behalte mir vor, in einem späteren Briefe nochmals auf diese zurückzukommen, da sich gegenwärtig noch kein Urtheil darüber fällen läßt.

In dem nahe gelegenen Dorfe Lindenau ereignete sich vor Kurzem ein beklagenswerther Unglücksfall, der leicht noch weit schlimmere Folgen hätte haben können. In einer daselbst neu erbauten Dampfspinnerei sprang der Dampfkessel. Die Explosion war so heftig, daß das ganze Kesselhaus zertrümmert, der Kessel selbst aber über sechzig Ellen weit durch die Luft geschleudert und dann noch die ungeheure Eisenmasse auf durchweichtem Erdreich gegen vierzig Schritte fortgewälzt wurde, bis sie sich endlich in die Erde eingrub. Zwei Menschen, der Maschinenmeister und ein in der Nähe beschäftigter Arbeiter, wurden auf der Stelle getödtet. Wäre die Explosion mehrere Minuten früher erfolgt, so würden vielleicht gegen zwanzig Menschen das Leben verloren haben, da sämmtliche Arbeiter in unmittelbarer Nähe der Maschine beim Frühstück versammelt waren. — Die Witterung, bis Mitte Januars sehr streng, ist seit nunmehr sechs Wochen naßkalt und stürmisch, was eine ungewöhnlich große Sterblichkeit zur Folge hatte. Auch gegenwärtig will das stürmische und regnerische Wetter noch kein Ende nehmen. In voriger Woche hatten wir ein sehr starkes Nordlicht, verbunden mit Donner und Bliz. Einige wollen sogar Spuren einer Erderschütterung bemerkt haben, was indeß wohl auf Gefühlstäuschung beruhen mag und wahrscheinlich nur Folge heftiger Sturmstöße gewesen ist. Unsere Flüsse sind sämmtlich schon seit längerer Zeit aus ihren Ufern getreten, ohne jedoch großen Schaden angerichtet zu haben. Da troz dem die Temperatur andauernd mild ist, macht sich bereits die Nähe des erwachenden Lenzes überall bemerkbar. Bäume und Sträucher treiben Knospen und der Sonne ausgesezte Wiesenflächen beginnen hin und wieder schon zu grünen. Möchte nur der März nicht etwa durch Spätfröste die Hoffnung auf ein zeitiges Frühjahr wieder zu Schanden machen!

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 66. Sonnabend den 17. März 1849.

Voilà donc tes desseins! c'est donc toi dont l'audace
De la terre à ton gré prétend changer la face!
Tu veux, en apportant le carnage et l'effroi,
Commander aux humains de penser comme toi:
Tu ravages le monde, et tu prétends l'instruire!

Voltaire.

Mazzini und Guerrazzi.

(Fortsetzung.)

Nachdem Mazzini in der Schrift, welcher die obigen Stellen entlehnt sind, so klar entwickelt hat, wie die Pflichterkenntniß nur aus der Bildung des Volks hervorgehen könne, behauptet er ein andermal, indem er dieses Volk zur Erhebung, das heißt zur Revolution und zum Kampfe anspornt, es sey eitel Zeitverlust von den langsamen und zugestandenen Fortschritten der Erziehung zu erwarten, daß die Nation in Italien erstehe; die Elemente des Handelns seyen da, es bedürfe nur der Einheit, der Richtung, der Leitung; nicht an der Kraft fehle es, sondern an der Erkenntniß der Kraft, an der „revolutionären Intelligenz."

So wirft ihm der concretere Fall sogleich das ganze spekulative Gebäude über den Haufen. So konnte er die auf das Verkennen aller Pflicht gegründete, auf den Umsturz alles Rechtes zielende Association der Giovine Italia gründen, von welcher man lange vor den neuesten großen Ereignissen mit Recht gesagt, daß sie, intolerant in ihrem Princip, durch ihr exclusiv republikanisch-unitarisches Symbol sich den Projekten möglichen Besserwerdens und Fortschrittes hindernd in den Weg stelle, nämlich den Bestrebungen zu Bildung constitutioneller Monarchien, welche bei den an Einfluß und Mitteln reicheren Klassen so wie in den constitutionell regierten fremden Staaten Zustimmung und Unterstützung finden konnten. Mazzini vernahm diesen Vorwurf, aber er hörte nicht darauf, sondern antwortete mit Recriminationen, und als die Zeit des constitutionellen Regimes gekommen war, als selbst er nicht mehr von einer Sklavenhorde statt von einem Volke reden durfte, als alle Bessern der Nation sich auf Eine Seite stellten und der Zukunft freudig in's Auge zu schauen begannen, erschien er auf der Wahlstatt, und der Geschichte wie der Tendenzen Italiens nicht achtend, brachte er mit seinem republikanisch-unitarischen Symbol Zwiespalt und Entmuthigung in die Reihen, und war es, der das zweite Stadium der Bewegung vorbereitete, das unter Verdrängung aller Führer der Gemäßigten, aller derer, auf welche die Nation mit Hoffnung und Vertrauen blickte, Italien nichts als Niederlage, Verarmung, Rebellion, Anarchie, Meuchelmord, Schande und Verzweiflung aller Wohlgesinnten gebracht hat, und im Begriff steht, die größte Schmach wie das größte Unglück für ein Land und eine sich selbst achtende, von Andern Achtung heischende Nation, Einmischung Fremder in ihre innern Angelegenheiten, zu einer unabweislichen Nothwendigkeit zu machen.

Es gibt Staatssophisten, welche, so oft man sie des Truges überwiesen hat, sich immer wieder in ihren durchlöcherten Mantel hüllen und immer wieder neue Adepten finden. In ihre Reihe möchte ich Mazzini nicht stellen; ich halte ihn, wie gesagt, für ehrlich. Aber gerade diese Ehrlichkeit trägt dazu bei, ihn zu einem der allergefährlichsten Utopisten zu machen. Er hat stets Anhänger um sich zu versammeln gewußt; die einen folgen ihm, weil sie in der durch ihn veranlaßten Verwirrung ihren persönlichen Vortheil zu finden hoffen, die andern, weil seine Visionen die Farbe der ihrigen an sich tragen. Diese, die leztern begreiflicherweise in ungleich geringerer Zahl,

bilden die gegenwärtige Bewegungspartei, deren Spuren sich beinahe überall auf die alte Giovine Italia zurückführen lassen, welche, nachdem sie sechzehn Jahre offen im Auslande, heimlich, aber allgemein verbreitet, im Inlande bestanden hatte, in der Lombardei im vergangenen Frühling als Associazione nazionale italiana auftrat. Mazzini ist stets derselbe geblieben, das Wort „italische Einheit“ ist stets die Devise seines Banners gewesen. Es verschlägt nichts, daß er zu verschiedenen Zeiten verschiedene Mittel versucht hat, daß er im Jahre 1831 an Karl Albert von Savoyen sich gewandt, damit er ein verbündetes Italien aufbaue, im Jahr 1847 an Pius IX. Beiden, dem Könige und dem Papste, hat er zugerufen: „Italiens Einheit ist Gottes Rathschluß. Handelt! — wenn ihr nicht handelt, werden Andere handeln, ohne euch und gegen euch! Gott und das Volk sey euer Wahlspruch.“

Schlimmer hätte es nicht gehen können als es gegangen ist. Die Fürsten haben gehandelt, aber nur bis auf einen gewissen Punkt. Als sie stehen bleiben wollten, wo ihre Rathgeber und die große Majorität, welche sich von den Mazzinianern unabhängig glaubte und es nicht war, die richtige Grenze zu erkennen wähnten, stand die Partei, welche durch den Abfall ihrer gemäßigten Mitglieder nicht geschwächt worden, sondern sich nur concentrirt und in der Stille das niedere Volk für ihre Zwecke bearbeitet hatte, feindlich gegen sie auf. Ueber zwei Staaten Italiens, Rom und Toskana, sind die Wogen der nicht aufbauenden, sondern vernichtenden Revolution schon zusammengeschlagen, und wer weiß, ob die größere materielle Macht und die zähere Kraft des Widerstands einen dritten rettet vor gleichem Loose!

In jenem Sendschreiben an Pius IX., auf das so eben hingedeutet worden, hat Mazzini sich selber geschildert. „Mein Name,“ sagt er, „ist wahrscheinlich zu Eurem Ohr gelangt, doch begleitet von allen Verleumdungen, von allen Irrthümern, von allen unsinnigen Conjekturen, welche die Polizeileute aus System, viele von meiner eigenen Partei aus Mangel an Kenntniß und Geistesarmuth daran geheftet haben. Ich bin weder ein Umwälzer, noch ein Communist, weder ein Blutmensch, noch von Haß erfüllt, weder ein Unduldsamer, noch ein exclusiver Anbeter eines Systems oder einer von meinem Kopfe ersonnenen Form. Ich bete Gott an, bete eine Idee an, die ich in Gott entsprungen glaube: die Einheit Italiens, Italien als Engel moralischer Einheit und fortschreitender Civilisation für die Völker Europas. So viel an mir lag, habe ich immerdar gegen die Laster des Materialismus, der Selbstsucht, der Rückschrittsversuche, wie gegen die zerstörenden Tendenzen gewirkt, welche viele von unserer Partei beflecken. Wenn die Völker aufständen in heftiger Bewegung gegen den Egoismus und die schlimme Regierung ihrer Herrscher, so würde ich, wenn gleich dem Rechte der Völker huldigend, dennoch mich bemühen, die Excesse und die Ausbrüche der Rache zu hindern, welche lange Knechtschaft zur Reife gebracht hat. Ich glaube fest an ein religiöses Princip, welches über allen socialen Anordnungen steht, an eine göttliche Ordnung, welche wir auf Erden zu realisiren suchen müssen, an ein providentielles Gesetz und höhern Rathschluß, welche wir Alle je nach unserem Vermögen zu erforschen und zu fördern verpflichtet sind.“

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Savoyen.

(Fortsetzung.)

Nach einer Stunde Steigens befanden wir uns dem „Holzgletscher,“ dem Glacier du Bois, zur Seite. Tief unter uns lag sein Fuß mit der Quelle des Arveyron, und wie wir, so stieg auch er empor mit seinen Zacken und Thürmen bis zur gewellten Fläche, wo er den Namen des Eismeers annimmt und zu dem großen Ganzen der unermeßlichen Decke gehört, die sich über die Hochalpen breitet und unter hundert verschiedenen Namen, getheilt und zerklüftet, in die nächsten Thäler hinab hängt. Da der Weg, wie schon bemerkt, im Zickzack lief und sich sehr oft fast in spitzen Winkeln wendete, so befanden wir uns bald im Angesicht des Eismeers, bald wendeten wir ihm den Rücken, um doch immer wieder an seine bewaldete Felsenküste zurückzukehren. Im Gegensatz mit der weißen Farbe des Eises und der starren Leblosigkeit, die auf dem Gletscher heimisch schien, war der Pfad, den wir zogen, obgleich steil, abschüssig, holprig und rauh — denn man muß sich unter dem Bild eines Alpenpfades keinen glatten und geebneten Fußweg vorstellen — doch von tausend Blumen in den schönsten Farben umblüht. Aus dem mit Moos bedeckten Boden sproßte in üppigstem Wachsthum jener schöne Strauch mit immergrünen Zweigen und purpurfarbener Blüthe, der mit Recht der König der Alpenblumen genannt wird und den süßesten Wohlgeruch athmet, die Alpenrose (Rhododendron ferrugineum). Den Namen Rose trägt übrigens der Strauch nur in deutscher Mundart und beurkundet dadurch wieder deren gemüthlichen und poetischen Sinn, während die französisch Redenden ihn Linnéeisch „Rhododendron“ nennen. Doch kann ich mir nicht vorstellen, daß jedes hübsche savoyische Kind; das seinen Hut

mit einem Strauß oder Kranz von Alpenrosen geschmückt hat, die schöne aromatische Purpurblüthe immer mit jenem langen und fremden Namen benenne, und vermuthe, daß ein kürzerer, bezeichnenderer und lieblicherer als jener in der gewöhnlichen Sprache gebräuchlich ist, habe ihn jedoch zu ermitteln versäumt. Nennen sie aber auch die Alpenrose mit einem kalt klingenden, gelehrten Namen, so wissen die Dirnen und Knaben Savoyens doch den gleichen Gebrauch davon zu machen, wie ihre Brüder und Schwestern in der deutschen Schweiz; sie kränzen ihre Hüte damit, sie stecken sie an den Busen und erhöhen mit der Schönheit der Blume ihre eigene.

Zu den Füßen des Rhododendron schaut das langstielige Alpenveilchen aus dem Moose und bekleidet ganze Strecken desselben mit seinem weichen Blau. Auch die Aurikel zeigt sich in ihrer ursprünglichen Alpengestalt und noch unverkünstelt durch die Kultur der Gärten tief unten im Land; sie hat nicht die Pracht der Farben wie dort, aber ein ungleich stärkeres Aroma, das sie, unbekümmert ob ein menschlicher Geruchsinn es auffange, durch die Einsamkeit des Hochgebirgs hinhaucht, wo in der Regel nichts dadurch herbeigelockt wird als ein Schmetterling, der auf seinen breiten, prächtigen Schwingen geflogen kommt und sich auf die demüthige, am Felsen hängende Blume niederläßt.

Von Zeit zu Zeit vernehmen wir während des Aufwärtssteigens einen donnerähnlichen Schall, der plötzlich entsteht und, vom Echo fortgetragen, lange durch die Gebirge hinrollt; dabei scheint der Boden zu zittern und die Zweige der uralten Tannen, zwischen denen wir hinzogen, rauschen durcheinander, als wehe ein Entsetzen durch sie hin: es ist der Fall der Lawinen in den Aiguilles. Endlich zeigte sich, als wir aus einem Dickicht hervor kamen, ein runder nackter oder nur sparsam bekleideter Felsgipfel unsern Blicken, und auf demselben eine hölzerne Hütte, oder ein kleines Haus mit einer Stiege vor der erhöhten Thür. Wir befanden uns im Angesicht des sogenannten Schlosses von Montanvert, dessen Lage in vielem Betracht einzig genannt werden kann.

Bis hierher reicht die Vegetation in diesen Gebirgen, nun hört sie auf. Die Region des Schnees, des Eises, der nackten Klippen beginnt. Ein Abgrund gähnt unmittelbar hinter dem Schloß, er führt auf das Eismeer, dessen starre Wogen unten in ewiger Ruhe branden. Gegenüber und noch in himmelragender Höhe über uns schwarze oder beschneite Klippenthürme, das Reich der Pics, Dents und Aiguilles, zu deren Fuß wir gelangt waren und die ihre kühnen Häupter entweder in die reine blaue Luft erhoben, oder sich mit Nebel und Wolken umhüllt hatten.

Ein allgemeines Staunen ging durch die Reisegesellschaft, als sie auf diesem Punkt angekommen war. Die Träger, ihres Dienstes so gewöhnt, hielten hier an, die Maulthiere standen von selbst, Alles schien dem überraschten Fremdling Muße geben zu wollen, den Eindruck dieser ungeheuern Natur in sich aufzunehmen. Endlich rückte man weiter bis an die Hütte vor, wo der Zug abermals hielt und sich auflöste. Ohne Zweifel würden in einem nördlichern Land die Führer, Träger und Maulthiertreiber sich nun in irgend einem für sie bestimmten Raum des Gasthauses — denn ein solches ist im Grunde die Hütte auf dem Montanvert — begeben und da bei einer tüchtigen Mahlzeit und bei starken Getränken sich von der Anstrengung zu erholen gesucht haben; unsere Savoyarden oder Savoysiner lagerten sich genügsam auf dem Boden, den die Natur ihnen darbot, auf dem hie und da mit Moos bedeckten Fels, und trockneten, den bekränzten Hut abnehmend und ihre Antlitze der Sonne preisgebend, die ihre Freundin ist, den Schweiß von den Stirnen. Das war, so viel ich bemerkt habe — und ich gab Acht auf sie — ihre einzige Erholung. Sänften und Thiere standen um sie her, die Saumrosse wieherten lustig, und ein Bild, so malerisch wie eines, gestaltete sich absichtslos, auch nur von Wenigen bemerkt oder beachtet.

Cäsar machte mich aufmerksam darauf. „Sehen Sie," sagte er, „diese guten Bursche! Da lagern sie in ihrer Einfalt und Schönheit. Und diese Scenerie, was sagen Sie dazu? Ich denke, es ist der Mühe so gut werth, den Montanvert zu besteigen, als die Quelle des Arveyron zu sehen? Wir befahren doch zusammen das Eismeer?" — „Befahren?" — „Nun, ich meine darauf herumklettern, etwa bis zum Jardin." — „Gewiß! Aber nun betrachten Sie die Kehrseite des Bildes. Sehen Sie diese Glacéhandschuhe, diese Sonnenschirme, diese Seidenroben, diese Koketterie, dieses Salonwesen hier oben an den Grenzen der lebenden Natur! Sehen Sie diese Lorgnetten, in's linke Auge gekniffen! Cäsar, es ist doch um des Teufels zu werden mit dieser sogenannten vornehmen Welt! Wenn sie nur unten bliebe in den Salons, wo sie hingehört, auf dem Parket der Intrigue, wo ihre Heimath ist! Meinen Sie nicht auch?" — „Ich meine nur, daß es nicht gut ist zu fluchen oder den Teufel zu nennen." — Er begleitete diese Bemerkung mit einem Seitenblick auf mich. — „Ah so!" rief ich, „verzeihen Sie, lieber Freund!"

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Fortsetzung.)

Proudhons Volksbank. — Noth der arbeitenden Klassen.

Die Leute sollen den Vortheil haben, daß sie mit dem Papier der Volksbank das ihnen Nöthige gegen das ihnen zu Gebot stehende eintauschen können. Die Unternehmung soll zu Paris beginnen und sich von hier allmählig über ganz Frankreich ausdehnen. Ueberall soll Jeder mit den Bankzetteln seinen Bäcker, Schneider, Schuster befriedigen, welche dann mit demselben Papier Mehl, Tuch, Leder u. s. w. sich anschaffen können. Das den Proudhonisten so gehässige Kapital verschwände also als ganz unnütz und man erblickte überall nichts als Bankpapier, womit man alles Mögliche erwerben könnte. Proudhons Journal versichert, die Leute strömen herbei, um sich an der Unternehmung zu betheiligen, vor der Hand bemerkt man jedoch noch nicht, daß man das Geld verschmäht, und Proudhon selbst würde es wahrscheinlich nicht sehr behagen, wenn ihm die Staatskasse statt der fünf-und-zwanzig Francs, die er täglich als Volksrepräsentant einzunehmen hat, Zettel seiner Volksbank reichte, die noch keinen Kurs, weder an der Börse, noch anderswo haben, und wofür kein Bäcker ihm eine Semmel gäbe. Nun werden zwar häufig in den Schenken außerhalb der Barrièren Bankette gegeben, wobei schlechter Wein und nicht bessere Reden aufgetischt werden und man auf Verbreitung der socialistischen Grundsätze trinkt; bis jezt bleibt es jedoch so ziemlich beim Alten, und das Kapital verliert nichts von seiner Bedeutung. Wären Ledru-Rollin und Consorten am Staatsruder geblieben, oder wären Proudhon und Consorten daran gekommen, so wäre freilich das Kapital nach und nach verschwunden, aber nichts Besseres an die Stelle getreten und das Elend wäre allgemein geworden.

Der Maler Diaz, der vermuthlich keine Gemälde mehr besaß, hat alle seine Skizzen versteigern lassen und dafür beinahe fünfzehn tausend Francs gelöst. Fälle der Art hört man täglich, nur daß der Erlös nicht immer so groß ist. Der Handwerkerstand ist noch schlimmer daran. Ein Handwerker, Agricol Perdiguier, der schon vor mehreren Jahren ein Zeitblatt für Handwerker herausgab und seit der Februarrevolution zum Volksrepräsentanten gewählt worden ist, gibt jezt in einem demokratischen Tageblatt eine klägliche Uebersicht der Lage des Handwerkerstandes. Vielleicht übertreibt er manches, oder verschweigt absichtlich Thatsachen, welche nicht zu seinen Ansichten passen; indessen scheint doch gegen das Meiste, was er anführt, wenig einzuwenden. So geht er mehrere hier von Frauenzimmern betriebene Handwerke durch, z. B. die der Blumenmacherinnen, Stickerinnen, Nätherinnen u. s. w., und zeigt, daß ihr Tagelohn oder der Lohn, den sie für eine bestimmte Arbeit vor zehn Jahren erhielten, auf die Hälfte, ja zu noch weniger herabgesunken ist, und daß sie zu den jetzigen niedrigen Preisen oft nicht einmal Arbeit erhalten. Er sagt, man sehe um sechs Uhr Morgens eine Menge armer Weiber und Mädchen in den großen Magazinen, wie la belle jardinière, les quatre nations u. a., um Arbeit bitten; sie müssen zuweilen oft wiederkommen, haben einen weiten Weg zu machen, und dennoch beträgt die Arbeit, die sie erhalten, zuweilen nur fünfzig oder sechzig Centimes. Sehr schlimm steht es nach A. Perdiguier mit der Ebenisterei, die er selbst zu betreiben scheint. Die meisten Handwerker dieser Art lassen sich von einem Meister Arbeit geben und verfertigen dieselbe zu Hause. Da der Arbeiter so viele sind, so sind die Meister nie verlegen und machen daher harte Bedingungen. Der Handwerker muß den ganzen Tag arbeiten, um nur kümmerlich sein Leben zu fristen; für seine Bequemlichkeit oder Annehmlichkeit kann er nichts zurücklegen. Nur Wohlhabende kaufen gegenwärtig Meubeln; daher strotzen die Magazine von solcher Waare und die Meister, die sie nicht absetzen können, sind genöthigt sie zur Auktion zu schicken. Man hat sich wider diese Versteigerungen erhoben und sogar gesetzliche Vorschriften dagegen verlangt. Die Versteigerungen sind aber, nach Perdiguiers Behauptung, keine Ursache, sondern eine Wirkung des allgemeinen Uebels; erlaubte man die Versteigerungen nicht mehr, so würden die Waaren auf der Gasse zu Spottpreisen ausgeboten werden. Andererseits behauptet er, alle Lebensbedürfnisse seyen theurer als früher, und nur was der Handwerker nicht brauche, oder nicht zu kaufen pflege, sey jezt wohlfeiler, was aber sicher nicht richtig ist; denn Kleidung und manches Andere kostet jezt nicht mehr so viel als sonst. Davon will aber der in der Nationalversammlung sitzende Handwerker nichts wissen; er beschuldigt die, welche behaupten, der Handwerker habe nie so viel erworben und sey nie so glücklich gewesen als jezt, der Bosheit oder groben Unwissenheit, und schließt mit folgenden gefährlichen Worten: „Was auch immer die Motive unserer Verleumder seyn mögen, wir wissen seit langer Zeit, daß wir nur auf uns selbst zu rechnen haben, um uns aus unserer jämmerlichen Lage zu reißen. Wir müssen aber auch gestehen und es laut sagen, daß unser Egoismus und unsere sträfliche Gleichgültigkeit die Hauptursachen unseres Elends sind. Laßt uns also, ohne Unterschied des Standes, den Grundsätzen der politischen und industriellen Reform anhängen, ohne welche wir in der bürgerlichen Gesellschaft Parias bleiben müssen, wie wir es schon allzu lange sind." Natürlich ist A. Perdiguier weder aufrichtig noch unparteiisch genug, einzugestehen, daß das Elend der Handwerker erst dann recht eigentlich angefangen hat, als sie mit der Flinte in der Hand auf die Gassen zogen, die Reichen bedrohten, Handel und Wandel erschütterten und die ganze Stadt in Schrecken sezten. Freilich waren nicht alle, welche an den Aufläufen Theil genommen, Handwerker, und auch nicht alle Handwerker haben die Werkstätten mit den Barrikaden vertauscht; aber leider befanden sich unter den rohen Haufen, welche umherzogen, sehr viele Handwerker, welche sich einbildeten, weil man es ihnen vorgespiegelt hatte, sie würden von nun an ein herrliches Leben führen, wenig zu arbeiten und viel zu verthun haben. Sie sehen nun, daß Gewerbfleiß und Handel einen Stoß erlitten haben, von dem sie sich sobald nicht wieder erholen werden. Manche sind so klug und kehren in ihre Werkstätten zurück, wenn sie Arbeit bekommen können, andere aber lassen sich von den Perdiguiers und ähnlichen Rednern täuschen und meinen, die Revolution sey erst halb vollendet und sie haben noch manches umzuwälzen, bevor sie ihr Ziel erreicht.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 20.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 67. Montag den 19. März 1849.

> Au moment où l'on arrive au Montanvert, on se trouve presqu' au bord d'un précipice, dont le fond est une vallée large, remplie de neige et de glace et bordée de montagnes colossales, qui étonnent par leur hauteur et par leurs formes, et qui éffraient par leur stérilité et leurs escarpemens.
>
> Saussure.

Briefe aus Savoyen.

(Schluß.)

Wir gingen nun auch in das Haus, welches über dem Erdgeschoß, einem ziemlich wüsten und dunkeln Raum, noch ein zweites hatte, zu welchem man mittelst einer schlechten Treppe emporstieg, wo der Comfort und eine Art von Luxus herrschte. Es bestand aus einem einzigen Gemach, einem Saal mit vielen Fenstern, die nach allen Seiten zu der eigenthümlichsten und wildesten Alpenaussicht lockten. In östlicher Richtung der Abgrund mit dem Gletscher, der sich nach Süd und Südost ausdehnt und steigend ausbreitet, im Süden ein furchtbarer Wall von beschneiten Aiguilles, und mehr nach Westen der Rücken des Dromedars mit seinen auf dieser Seite schroffen Abstürzen und Wänden, dem man jezt sehr nahe zu seyn scheint und in der That auch ist, im Norden Wald, der, durch den wir gekommen waren, und über demselben, jenseits des Thales von Chamouny sich erhebend, die Gipfel des Mont Brevent, die Pics von Argentière, Drû und zahllose andere. Dieß zusammen bildet ungefähr das Panorama aus den Fenstern des „Schlosses von Montanvert."

Im Saal selbst befand sich auf langen Tafeln eine Wiederholung der Ausstellungen von Servoz und Chamouny; Crystalle und Granite, in jeder Form geschnitten und geschliffen, die Laune und Luxus erdenken. Da gab es Pokale, kleine Chatoullen, Petschafte, Ringe, wunderschöne Schalen und andere Gefäße, Alles in reichster Anzahl und Auswahl. In zierlichen Glasschränken, welche rings an den Wänden hinliefen, standen und lagen die verkäuflichen Herbarien, die Insekten- und Vogelsammlungen, die Gemshörner und aus Gemshorn gedrehten Spielereien, die Reliefs der Umgegend, meist sehr zierlich und richtig in Holz geschnizt, genug, eine Menge von Gegenständen, theils dem Luxus, theils der Wissenschaft dienend, wie sie meines Wissens in solcher Schönheit und Vollkommenheit auf keinem deutschen Berggipfel angetroffen werden. Man besteige doch einmal den Brocken oder Inselsberg, die Schneekoppe und andere norddeutsche Gebirgshäupter, was man finden wird; kaum ein Obdach für die Nacht. In Süddeutschland, namentlich in Bayern, steht nicht selten ein Kloster oder doch eine Kapelle auf ähnlichen Punkten, und dieß ist doch schon mehr, aber noch weit von der Industrie und Schönheit, die in der Schweiz und in Savoyen ihren Siz da noch aufgeschlagen haben, wo die Grenze menschlicher Existenz ist und die Natur selbst in ihrem Leben aufhört.

In einem besondern Winkel des Saales waren eine Menge langer Stöcke aufgestellt, wie Lanzen, nur mit dem Unterschied, daß ihre Spitze von Eisen sich unten befindet und das obere Ende mit einem Gemshorn geschmückt ist. Ein junger Bursche verkauft diese Stöcke von mehr als Mannslänge, ziemlich stark und glatt gehobelt. Ich kannte sie schon, denn bereits in Chamouny, Servoz, St. Martin, ja in Genf selbst werden sie zum Verkauf angeboten. Es sind die nothwendigen Stützen für Alpenreisende, namentlich für solche, welche Gletscher besteigen wollen; in der ganzen Schweiz sind sie gebräuchlich, und in der Regel, wie es auch hier war, steht der Name des Ortes, wo sie feil geboten werden, oben unter

dem Gemshorn eingebrännt. Ein solcher Stab ist nicht eben wohlfeil; drei Franken ist der gewöhnliche Preis, aber man kaufte einen, wenn er auch sechs kostete; denn erstlich braucht man ihn, und dann ist er ein hübsches Andenken an die Tage oder Stunden, wo man ihn gebraucht. Bald fühlte ich mich stolz im Besitz eines Stockes mit einem Stachel, womit ich zur Noth einen Feind hätte erlegen können, und mit der gebrannten Rundschrift: Montanvert. Viele Andere, auch Cäsar, versahen sich mit ähnlichen; von einem andern Knaben, der damit vor der Thür des Schlosses spielte, wurden Eissporen gemiethet; Führer in Menge boten sich an, und so waren bald diejenigen in Stand gesezt, welche eine Fahrt auf dem Eismeer zu versuchen gedachten. »Goddam!« sagte ein jovialer Engländer, der sich ebenfalls dazu rüstete; „wie viel Meere gibt es doch auf der Welt!" — »Yes, Sir.« — »Yes.«

Die Gesellschaft theilte sich nun. Einige wollten den Gletscher besteigen, sogar bis zum sogenannten „Garten," ehemals Glacier du Talèfre, vordringen, andere zurückkehren nach Chamouny. Ich kümmerte mich wenig um das Thun und Lassen des Gros du Corps, sondern glaubte mich unter der unmittelbaren Obhut der Himmlischen, wenn ich mich zu Cäsar hielt. Bald verließen wir auch, von muntern und rüstigen Führern geleitet, das Schloß. Man thut immer wohl bei einer Wanderung über die Gletscher mehr als die durchaus nothwendige Zahl von Führern sich gefallen zu lassen; zur Leitung genügte freilich Einer, aber bei Unerfahrenen sind ihrer Zwei für den Mann nicht überflüssig; denn es gilt oft Spalten und Schründe zu überspringen, wobei Unfälle sich ereignen und hülfreiche Hände nothwendig werden können. Den Lohn für überflüssig scheinende Führer, überhaupt Geld, bringe man bei Reisen in die höchsten Gebirge des Welttheils nicht in Anschlag, lieber spare man daheim in seiner kleinen Stadt, wo es sich gefahrloser thun läßt.

So verließen wir denn zu Fünfen das Schloß mit seinen Krystallen und Blumen, dem Schmuck der Berggeister, ihnen aus unterirdischen Höhlen und von duftigen Matten an den Grenzen der Gletscher geraubt, und stiegen nicht sogleich zu den leztern hinab, sondern erst noch eine Strecke fort auf dem Rücken des Bergs, wo unter Gestrüpp und Moos das eigentliche Schloß aufzusuchen war, Windhams und Pococke's Stein, unter dessen Dach diese kühnen Männer vor hundert und sechs Jahren übernachtet hatten. — Wohl kann man sich denken, daß diese Nacht schauerlich war, so weit von der Welt, in diesen bezauberten Einöden, wo auf den Flügeln des Schneesturms böse Geister rauschten, wo die Gletscher dumpf dröhnend krachten und mit wenigen Unterbrechungen schauerlicher Donner über ihnen rollte, ohne daß der Himmel mit Gewitterwolken bedeckt war. Allerdings waren die beiden Britten vorurtheilsfreie, nicht dem rohen Volksaberglauben unterworfene Männer, aber doch läßt sich annehmen, daß sie ihrer Wißbegierde ein schweres Opfer brachten, als sie kamen, und daß sie ohne Zweifel daheim in ihrem englischen Bett die Nacht comfortabler zugebracht hätten als hier in der Bärenhöhle oder dem Schlupfwinkel von Gemsen und Steinböcken unter der Granitplatte. Der edle Horace Benedict hat diese Platte mit den Namen der beiden unerschrockenen Britten zieren lassen; sie sind mit starken, tiefen Buchstaben darauf eingegraben, und noch manche Generation wird sie dort finden, wenn die unsrige längst vergessen ist.

Nun galt es hinabzuklimmen zu dem See von Eis, dessen Wogen mehrere hundert Fuß tief unter uns brandeten. Man vergesse nicht, daß der Gletscher mit dem Montanvert emporsteigt, immer aber um das angedeutete Maaß tiefer bleibt als sein westliches Ufer, viele tausend Fuß aber tiefer als das östliche, denn dort erheben sich, dem Montanvert gegenüber, Aiguilles oder Hörner von ungeheurer Höhe, wie le Drû, le Bochart, le Maine, le Couvercle und andere. Auf einem gefährlichen Fußsteg zwischen blätterigem Schiefer, der unter unsern Tritten wich und rollte, zuweilen auch in scharfen Klippen über unsern Häuptern hing, erreichten wir nach etwa halbstündigem Gange das Eis. Ich gestehe, daß meine ersten Schritte darauf zaghaft waren; doch der mit Eissporen bewaffnete Fuß, der lange Stab, mit dessen Hülfe ziemlich weite Sprünge auszuführen waren, mehr aber noch die Anwesenheit des Gefährten und der Führer gaben mir Muth.

Hie und da zeigte sich der Gletscher mit seiner Erde, auch mit Schnee bedeckt, meist aber und namentlich in der Nähe der Spalten vom reinsten Eise, hart und glänzend wie Diamant. Mit Schauder blickte ich in die erste Spalte der Art, die unsern Weg durchschnitt und die wir zu überspringen hatten. Sie war etwa vier Schritte breit und ihre Wände erschienen im schönsten Meergrün oder blau wie der Himmel. Diese Farben spielten in einander und wichen erst in unermeßlicher Tiefe der Nacht: ein schöner Abgrund des Todes, denn der wohnte da unten, und an Rettung für einen Hinabgefallenen wäre nicht zu denken, und fand auch nie statt, so oft ein solches Unglück geschah. Noch vor einigen zwanzig Jahren (1821) stürzten drei Führer eines Reisenden, eines Holländers Namens Hamel, wenn ich nicht irre, in eine Spalte und kamen schrecklich darin um. Bei der Glätte der Eiswände gleitet der Verunglückte so lange unaufhaltsam in die Tiefe,

bis ihm der Athem ausgedrückt und die Rundung seiner Formen zur Fläche geworden ist. Es ist daher in der That kein Spaß, einen Sprung über eine etwas breite Gletscherspalte zu thun. Man ist indessen auch in dieser Beziehung verwegener geworden und kettet sich auf der Reise über das Eismeer selten mehr mit Stricken an einander, wie es früher immer geschehen seyn soll, obgleich die Gefahr noch ganz dieselbe ist. — Noch eine Gefahr erwartet den kühnen Reisenden, und er ist nächstdem wohl noch von tausenden umringt, die er nicht ahnt. Mitten im periodischen Krachen und Donnern der Lawinen über ihm geschieht es wohl, daß ein Eisblock gerollt oder geschossen kommt aus den Höhen der umgebenden Nadeln, niederstürzt auf den Gletscher, der unter ihm erbebt, oder auf der Spitze eines Felsen, einer Eispyramide zerborsten ist und nun in Millionen Theilchen, wie ein Sprühfeuer von Diamanten, umherfliegt.

Mazzini und Guerrazzi.

(Fortsetzung.)

In diesen wenigen Worten wie viele Widersprüche zwischen Principien und Handlungen, Widersprüche, welche, der sie geschrieben, vielleicht gar nicht inne geworden ist, wenn nicht die während des lezten lombardischen Aufstands und Kriegs von ihm gespielte traurige und verderbliche Rolle ihn daran gemahnt hat! Mazzinis späteres Verhalten läßt aber selbst dazu wenig Hoffnung, und wie sein Auftreten damals nur Zwiespalt gestiftet hat, ohne daß er darum zum Einschlagen eines andern Wegs bewogen worden wäre, so wird auch seine Theilnahme an der nach Rom berufenen constituirenden Versammlung, die sie die italienische nennen, zu der aber bisher bloß Rom und Toscana sich bekannt haben, das angebliche Einigungswerk nicht fördern, wenn er, wie es den Anschein hat, als Deputirter für Livorno auf dem Capitol in dem Nationalcongreß sitzen soll, welchen die Wünsche so vieler ächten und treuen Vaterlandsfreunde in's Leben zu rufen strebten, welcher jezt aber unter Verhältnissen in's Leben tritt, die ein Gedeihen des zu unternehmenden Werks geradezu unmöglich machen.

Es ist, wie gesagt, nicht lange her, seit Guerrazzi seine Ueberzeugung aussprach, daß Fürst und Volk nicht neben einander bestehen können. Wenige Tage, nachdem er dieß geschrieben, führte eine in Livorno versuchte, aber unterdrückte Empörung ihn als Staatsgefangenen nach dem Falkenthurm bei Porto Ferrajo auf Elba. Und wieder vergingen einige Monate, und eine zweite, nicht unterdrückte Empörung Livorno's führte ihn als Minister nach dem Palazzo vecchio zu Florenz. Da ging ihm ein Licht auf, und dem nämlichen Fürsten, gegen welchen er damals gesprochen und gehandelt, verhieß er in parlamentarischer Rede, nicht etwa im Schwunge der Romanpoesie, die Krone Mittelitaliens. Bewahre der Himmel vor solchen Kronen, vor Kronen von solcher Hand geboten! Heller aber als Alles, was sonst sich sagen und berichten ließe, stellen jene beiden neben einanderstehenden Aeußerungen des Mannes Charakter und Gesinnung in's Licht.

Ein merkwürdiges Schriftchen ist es, in welchem jene ersten Worte sich finden. Die Entstehung dieses Schriftchens war folgende. Der historische Roman: »l'Assedio di Firenze,« welcher ohne des Verfassers Namen, und bei einer späteren gerichtlichen Untersuchung vom Verfasser nicht anerkannt, im Jahr 1836 in Paris erschien, machte in ganz Italien ungewöhnliches Aufsehen. Es war damals noch die Zeit, wo Bücher, in denen die politische Frage und nationale Färbung durchschimmerten, eine große Bedeutung hatten. Silvio Pellico's Gefängnisse im Jahr 1833, Azeglios Niccolò de' Lapi im Jahr 1841, Niccolinis Arnaldo da Brescia zu Ende 1843, Gioberti's Buch über den Primat und Balbo's Speranze d'Italia gleich darauf, haben solche schlagende Wirkung hervorgebracht, und Italien kann sich Glück dazu wünschen, daß hier der poetisch-philosophische Werth Hand in Hand geht mit der politischen Opportunität. Das ist nun vorüber, in Zeit von zwei Jahren ist Uebersättigung und Erschöpfung eingetreten, und nachdem man in der Literatur Cayennepfeffer und indische Saucen völlig verbraucht und sich den Gaumen wund gebrannt, ist die Literatur größtentheils als ziemlich unnütz bei Seite gelegt worden und das Journal selbst, das plötzlich Alles ersetzen sollte, ist häufig zum Straßenpamphlet herabgekommen. Im Herbste 1836 aber machte der Assedio di Firenze ungewöhnliches Aufsehen. Guerrazzi war als Schriftsteller nur durch seine „Battaglia de Benevento" bekannt; Talent zeigte sich auch in diesem unreifen Produkt, aber es ward beinahe erstickt durch unnatürlichen Schwulst, und die zu entlegene Zeit des Untergangs der Hohenstaufen, für den Roman zu entlegen, nicht, wie sich wohl von selbst versteht, für Epos oder Drama, ließ die Gestalten um so gekünstelter und gemachter erscheinen. Dieß war anders in dem neuen Buche. Es war ein Gegenstand, für den Alle sich interessirten, eine Zeit, welche als die des lezten Ringens der sterbenden Freiheit mit dem Despotismus eine weltgeschichtliche Bedeutung hat, Personen, Hauptrepräsentanten sowohl wie untergeordnetere, welche bis in die kleinsten Details von Gleichzeitigen geschildert worden sind.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Fortsetzung.)

Bauprojekte

Man geht jezt ernstlich damit um, die Wohnungen des niedern Volks zu verbessern. Die Unbemittelten miethen ihre elenden Kammern in dunkeln engen Gassen, und es fehlt ihnen hier an Luft, Raum und Licht. Aus einem an die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften erstatteten und durch die Zeitungen bekannt gemachten Bericht des Professors Blanqui ergibt sich, daß es in Städten des nördlichen Frankreichs, besonders zu Lille, in dieser Hinsicht noch schlimmer aussieht; dort haben die Tagelöhner keine andern Wohnungen als feuchte Keller, in welchen Alles, zuweilen sogar das Stroh zu einem Bettlager fehlt, weßhalb die Kinder dort ein bleiches, sieches Aussehen haben. So schlimm sieht es nun freilich in Paris nicht aus; aber dennoch bedürfen die Wohnungen der Armen dringend der Verbesserung und man entwirft gegenwärtig Plane zu großen Bauten, wo eine Menge Familien für mäßigen Miethzins ein Unterkommen und manche Bequemlichkeit finden würden, deren sie in den ärmlichen Gäßchen entbehren müssen. Aber die Bosheit der Parteisucht hat bereits Mittel gefunden, diese gute Absicht der Menschenfreunde, wo nicht zu vereiteln, doch zu verdächtigen. Ein Tageblatt der demagogischen Partei behauptet, man wolle die Tagelöhner in Kasernen einsperren, um ihrer sogleich habhaft werden zu können, und sie insgesammt zu verhaften und zu deportiren, wenn man einen Aufstand zu befürchten habe. Hoffentlich werden sich jedoch weder die Menschenfreunde, welche die Plane entworfen haben oder dieselben unterstützen, noch die Armen, mit deren Wohl man sich beschäftigt, durch diese verleumderischen Einflüsterungen abhalten lassen, die Sache in's Werk zu setzen. Viele Straßen sind indessen im Laufe dieses Jahrhunderts erweitert worden; aber leider sind noch viel zu viele enge Gassen im großen Paris, besonders in den ältern Revieren. Die Stadtbehörde läßt noch jährlich in solchen Stadttheilen neue Straßen durchbrechen, oder alte enge erweitern. Aber seit der Februarrevolution hat das Geld dazu dienen müssen, die vielen Hunger leidenden und unbeschäftigten Familien zu ernähren, und auch in diesem Jahr wird sie nicht viel auf öffentliche Bauten verwenden können. Sie mußte mehrere Millionen bei der Bank aufnehmen, um nur die laufenden dringenden Ausgaben bestreiten zu können Alles andere wird warten müssen, und in der Verschönerung der Stadt tritt ein Stillstand ein, der wenigstens bis zum folgenden Jahr dauern wird, wenn bis dahin kein unerwarteter Vorfall neue Verlegenheiten bringt. — Die Regierung besteht noch immer auf ihrem großartigen Plan, im Louvre alle Kunstschätze und die Bibliothek zu vereinigen, und zu diesem Ende Bauten zu unternehmen, welche Jahre lang tausende von Arbeitern und eine Menge Künstler beschäftigen würden. Die Nationalversammlung scheint aber nicht sehr geneigt zu einem Unternehmen, dessen Kosten zu dreißig Millionen angeschlagen sind, sich aber, wie es zu geschehen pflegt, auf's Doppelte belaufen werden, die Hand zu bieten. Abgesehen vom Kostenpunkt ist es noch eine Frage, ob es zweckmäßig wäre, in den Mittelpunkt der Hauptstadt und zwischen viele belebte Straßen die ungeheure Masse sämmtlicher Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen hinzustellen. Wenn ein Brand in jener Gegend ausbräche, so könnte ja Frankreich auf einmal aller Kunstschätze, Handschriften, seltenen Bücher, Kupferstiche u. s. w. beraubt werden.

(Schluß folgt.)

Frankfurt a. M., März.

Die Promenade.

Lassen Sie mich einmal das Steckenpferd der Politik, das wir Alle reiten, bei Seite thun. Die Paulskirche soll dießmal nur die alte Barfüßerkirche für mich seyn, in die ich nicht den flüchtigsten Blick werfe, wenn ich auch nicht verhindern kann, daß uns dieses und jenes an das Parlament und seine Gäste erinnert. Hinaus, hinaus aus den engen Gassen! die Lerchen trillern, die Bäume schlagen aus, und während wir im Herbst des Parlamentsjahres stehen, ja im Herbste, denn die Ernte soll bald beginnen — die Ernte über unsere Hoffnungsreste nach üppiger Blüthezeit — bereiten sich Erde und Himmel festlich für den neuen Frühling. — Die gefälligen Anlagen um die Stadt sind nun Nachmittags regelmäßig mit Spazierengehenden übervölkert. In den breiten Gängen wandelt die noble Welt, in den engeren die Kindheit auf den Armen oder an der Hand ihrer Ammen und Wärterinnen, und zumeist in der Begleitung preußischer, bayerischer, österreichischer, hessischer, oder auch der republikanischen Truppen der freien Stadt Frankfurt. Die Liebe blickt so selig aus den Augen der glücklichen Mägde, und die Uniform hat außer ihrem herkömmlichen Reiz bei Alt und Jung in unserem Frankfurt auch noch den der Neuheit. Während die Preußen durch Gewandtheit und Galanterie die Schönen erobern, wissen sich die böhmischen Krieger durch Gutmüthigkeit und Gefälligkeit in die Herzen einzuschleichen. So ein Böhme unterzieht sich allen Dienstleistungen für seine Auserwählte und gleicht im Hause einem jener wohlthätigen Kobolde, die alle Arbeit bestellen und von denen das Mittelalter so viel zu erzählen wußte. Vielleicht ist es auch die Schwermuth auf diesen Gesichtern, die ihre Anziehungskraft übt, und Mitleid und Nachsicht ergänzen und verdollmetschen das gebrochene Deutsch und die unbehülfliche Beredtsamkeit. Welch ein Unterschied zwischen dem selbstbewußten muntern Preußen, der mit Leib und Seele in seinem blauen Waffenrock steckt, und einem melancholischen Weißrock, der vertraulich seinem alten Quartierherrn oder seiner Geliebten unter Thränen sein Schicksal klagt, Soldat zu seyn.

Es ist Sonnabend. Eine bunte Menge bewegt sich zwischen dem Gallus- und Eschenheimerthor in den unbelaubten Alleen hin und wieder, darunter eine Anzahl gluthäugiger Jüdinnen, denen unter der hiesigen Frauenwelt der Parisapfel der Schönheit gebührt, und deren Toilette auch immer die geschmackvollste ist. Nebenan auf der Fahrstraße traben und galoppiren unsere Frankfurter Reitkünstler und zeigen ihre größere oder geringere Geschicklichkeit. Der blasse Mann mit dem langen Schnurrbart, der dort in der Nebenallee mit einer Dame wandelt, ist der Erzherzog Stephan von Oesterreich, der schon einige Zeit hier incognito lebt, und die Dame an seinem Arm die Gemahlin des Reichsverwesers. Auch unsere Berühmtheiten aus der Paulskirche sonnen sich an dem schönen Frühlingstage.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 68. Dienstag den 20. März 1849.

Da freu' ich mich an Rollekutschen,
Am lärmigen Hin- und Wiederrutschen,
Am ewigen Hin- und Wiederlaufen
Zerstreuter Ameis-Wimmelhaufen.

Goethe

Der Nord-West-Bahnhof in London.

Der Schienenweg, auf welchem ich von London nach Birmingham dampfen wollte, heißt London and North-Western Railway und hat in London seinen Bahnhof auf Euston Square. Dahin brachte mich ein Cab. Es hielt; ein Mann in knappem, zugeknöpftem grünem Rocke öffnete den Schlag, bot mir den Arm zum Aussteigen und griff dann nach meinem Gepäck. Ihm den Rücken wendend lohnte ich den Cabführer ab; dieß dauerte vielleicht zwei Minuten. Mich wieder umdrehend sah ich den Mann gleich hülfreich an einem andern Wagen, dem nächsten hinter meinem abfahrenden, dem vordersten einer langen Reihe; aber mein Gepäck sah ich nicht. Es war verschwunden, fort mein bester Ueberrock, mein seidener Regenschirm, mein viel von meinem All enthaltender Mantelsack, meine Reisetasche, auch mein Necessaire von russischem Leder mit Chubbschem Patentschloß. Ich springe auf den Mann zu, ich frage; »all right,« antwortet er. Ich blicke nochmals umher und sehe ein Streifchen meiner gemusterten Reisetasche auf rasch fortrollendem Schiebkarren. Verliere nie das Gepäck aus den Augen, ist eine in mehrfacher Deutung goldene Lebensregel. Ich eile dem Karren nach, da wehrt mir ein anderer grüner Mann und weist mich links. Ich erkläre ihm, warum ich rechts will und muß. Er lächelt und sagt, ich werde meine Sachen auf der Plattform finden, aber mein Weg gehe links. Ich bescheide mich, daß er dieß besser wisse als ich, und auf der Plattform winkt mir der Kärrner mit meinem Gepäck; er überliefert Stück für Stück und verlangt nichts.

Es war noch eine Viertelstunde bis zur Abfahrt. Langeweile war indessen nicht zu befürchten auf dieser nebst den Corridors mit 8797 Quadratellen Spiegelglas überdachten Plattform. In einem wahrhaft babylonischen Durcheinander wogten nach jeder Richtung Menschen aller Länder, aller Religionen und Sprachen, Menschen von hohem Charakter, von niedrigem Charakter und von gar keinem Charakter, Menschen auf der ersten und Menschen auf der lezten Stufe des Lebens, Manche, die gesehen, Andere, die aus ihnen am besten bekannten Gründen nicht gesehen zu werden wünschten, Viele, die ihre Freunde suchten, Einige, die beim Erblicken derselben einen Haken schlugen. Neben einem Waggon hing an der Thüre des Coupé ein schwarzes Täfelchen mit dem weiß darauf geschriebenen Worte: Engaged. Die Einsteigenden waren eine Dame und ein Herr, beide jung, schön und vom Scheitel bis zur Sohle neu gekleidet. Sie kamen geraden Wegs vom Traualtar, die Flitterwochen auswärts zu verbringen. Zwischen den Fahrgästen drängten sich hin und zurück eine Menge Träger und Kärrner mit allerhand Eigenthum. Hier einer, auf der rechten Schulter ein zwölf oder fünfzehn Fuß langes, sauber in Leinwand gepacktes Bündel junger Bäume. Die väterliche Sorgfalt, mit welcher ein ältlicher Herr, der hinterdrein ging, das Bündel hütete, bezeugte, daß sie ihm gehörten. Er hatte sie eben gekauft, er wollte sie in sein Gärtchen pflanzen, er sah sie schon grünen, blühen und Früchte tragen. Dort strengte ein Mann seine ganze gewichtige Kraft an, um eine Koppel sich sträubender Hühnerhunde zum Gepäckwagen zu schleifen, und hier und dort tauchten im Gewühle, Irrlichtern

ähnlich, die leichtbeschwingten Merkure des Zeitungshandels auf.

Gleich mir hatten in der langen, anscheinend endlosen, die Plattform begrenzenden Wagenlinie bereits Hunderte ihre Plätze genommen, und während Viele des ältern Geschlechts Zeitungen entfalteten oder zum Lesen die Augengläser puzten, plauderte das jüngere Geschlecht unter sich oder mit müssig an den Schlägen lehnenden Menschen, und warf den Freunden, die sie begleitet, in Kußhänden ein Lebewohl zu. Unweit von mir stand ein junger Mann einem Waggon erster Klasse gegenüber. Es war nichts Ungewöhnliches an ihm, nichts Auffallendes in seiner Gestalt, in seiner Kleidung. Was ihn mir bemerkbar machte, war sein weicher und doch scharf auf den Waggon gerichteter Blick, eine Innigkeit des Ausdrucks, die sein innerstes Leben bedeutete. Plötzlich ließ der Locomotivführer seine schrille Pfeife ertönen, ein Zeichen, daß der Zug sich in Bewegung setzen werde. Der Ton schien des jungen Mannes lezten Lebensnerv zu zerschneiden. Todtenbleich wankte er rückwärts; zwei Männer fingen ihn auf. Ob wohl im Innern des Waggon eine Thräne für ihn sich aus dem Auge, ein Seufzer für ihn sich aus der Brust stahl? — Dieß ist eines der Geheimnisse, deren Daseyn die schrille Pfeife verräth, ohne sie bloß zu legen. Von dem Mörder, der vor den Schrecken der Gerechtigkeit flieht, bis zum Schuldner, welchen gehäuftes Unglück in die weite Welt jagt, von den Menschen jedes Standes, die zur Arbeit gehen oder von der Arbeit kommen, bis auf den Knaben, der gern die Schule verläßt und nach den Ferien ungern zurückkehrt, von dem reichen, zur Einschiffung nach Indien fortrollenden Generalgouverneur bis zum armen Handwerker, der aus demselben Hafen nach Australien segeln will, muß die vom großen Haufen unbeachtete Pfeife das seltsamste Gemisch von Gefühlen wecken, welche kein Zuschauer ahnt und keine Feder zu schildern vermöchte.

Unmittelbar nach dem Abgang eines Zugs ist die gedielte, eben noch von Menschen wimmelnde Plattform völlig verödet. Einsam und allein wandelt der wachehaltende Officiant auf und ab und der Schall seines Tritts bricht sich am Gewölbe. Ueberdrüssig der Neuigkeiten, die sie sich selbst zum Ekel als höchst wichtig angerühmt, rasten die Händler hinter ihren Verkaufsstellen. Auch der Junge, der den Londoner Charivari, den lustigen Punch in den Händen, unermüdlich umhergesprungen, nickt auf einer Bank, und nichts stört die stumme Einförmigkeit des Lokals, als das Vorüberhuschen eines Schreibers oder Aufwärters, die, wie Kaninchen aus einem Loche ihres Baus in ein anderes springen, aus der auf die Plattform sich öffnenden Thüre ihres Bureau durch die Thüre eines andern entschlüpfen. Doch nicht lange, so verkündet das laute Gepuff einer Locomotive das Nahen einer Kette leerer Wagen. Diese werden sofort für den nächsten Zug geordnet und gerüstet, und das Schauspiel beginnt auf's Neue. Mit nur wenig verringerter Stärke am Sonntage dauert dieses Wechselfieber von Lärm und Stille, von Getümmel und Einsamkeit ohne Unterlaß von einviertel nach sechs Uhr Morgens bis zehn Uhr Abends, Tag für Tag.

(Fortsetzung folgt.)

Mazzini und Guerrazzi.

(Fortsetzung.)

Alles dieß hat Guerrazzi benuzt, hineingelegt aber hat er seine eigenen Gesinnungen, seinen angeblichen Republikanismus und seine Erbitterung, und so ist aus der Mischung von Historischem und rein Individuellem ein seltsames Produkt entstanden, welches das sechzehnte Jahrhundert darstellen soll und plötzlich dem von der großherzoglich toskanischen Polizei des neunzehnten verfolgten livornesischen Advokaten aus der Seele redet: ein großartig angelegtes Tableau, in welchem indeß die zu vorherrschend subjektive Färbung die historische Wahrheit zerstört und die Leidenschaft des aus verdientem oder unverdientem Arrest entlassenen Autors seinem Helden als Lebensathem eingehaucht wird. Guerrazzi ist derselbe als Schriftsteller und als Minister, sein Ich drängt sich allenthalben vor und sein Standpunkt wird in jedem Augenblick ein falscher. Als Schriftsteller wie als Minister zeigt er großes Talent, aber wenig Kritik und noch weniger Mäßigung. Durch ergreifende Situationen, durch Kraft und Schwung zieht er an, um durch Verhöhnung des Göttlichen und Menschlichen, durch Maßlosigkeit und Ungeschmack, durch Uebertreibung und Aufgedunsenheit noch mehr abzustoßen.

Ueber dieses Buch schrieb Giuseppe Mazzini einen merkwürdigen Brief an den Verfasser, einen Brief, der in ästhetisch kritischer Beziehung Beachtung verdienen würde, wenn auch der moralisch politische Standpunkt des Schreibenden nicht diese Beachtung heischte. Mazzini lobt die Wahl des Gegenstandes und, ohne zu entscheiden, ob das historische Genre an sich gut sey oder nicht, die Art der Behandlung: das Hervorragen des historischen Centrums, oder, um es positiver auszudrücken, die Personifikation von Florenz, um welches die Einzelheiten, wahr oder erdichtet, sich gruppiren, statt der von Scott und Manzoni vorgezogenen Anordnung, wobei das Historische

und Lokale als Corollar einer erdichteten Handlung dient. Aber er tadelt scharf die Gesinnung, aus welcher das Buch hervorgegangen ist, den Geist, der aus ihm spricht. Hören wir ihn in dieser Kritik, welche die innern Seelenzustände Guerrazzis durchdringt und enthüllt. „Es ist," sagt er, „ein Grundfehler in dem Autor, welcher ihn oft unter dem bleiben läßt, was er sich vorgesezt als erhabenes Ziel. Ein Hauch des Skepticismus, der aus vielen Blättern des Assedio weht, ein in den schönsten Kapiteln verbreiteter Geist bitterer, nackter, verzweifelnder Trostlosigkeit, machen die beim Lesen erwärmte Seele gefrieren und vernichten zur Hälfte die gehoffte Wirkung. Das Werk Guerrazzis ist kein Ausfluß jenes Glaubens an die Mission des Menschen auf Erden, an die Mission der italienischen Nation unter den Völkern, des Glaubens, welcher die durch Religion bevorzugten Seelen in der Einsamkeit aufrichtet und für sich allein eine Gewähr des künftigen Triumphes ist; sein Werk ist ein Erzeugniß jenes Geistes gewaltsamer Reaktion, welcher bei jedem Schauspiel des Contrastes großer Bilder von Glorie und Freiheit mit Scenen des Drucks und der Erniedrigung in hochsinnigen und mächtigen Seelen natürlich sich entwickelt. Guerrazzi ist geboren zu kämpfen, mag daraus kommen was wolle. „Ruhe ist nicht Leben, sagt er; aus einem in den andern Zustand übergehen, sich ohne Rast bewegen in Freud' und Leid, angreifen und angegriffen werden, hassen und lieben, bald Engel, bald Teufel, ein Wurm oder ein Gott, das heißt Leben. Wir waren Freie, heute sind wir Sklaven; wir waren groß, heute sind wir niedrig, mächtig und gefürchtet, heute schwach und verhöhnt — warum sind wir so? warum sollten wir stets so bleiben?" Und indem er dann sich umschaut nach Unterdrückern und Unterdrückten, und jene der Herrschaft unwürdig und so schwach findet, daß ein einziger Akt wahren und energischen Willens sie hinabstürzen würde von ihrem Thron, diese so schwach uns vorkommen nach drei Jahrhunderten des Leidens, daß sie eines solchen Aktes nicht fähig sind, schwillt ihm vor Entrüstung die Seele und es dringen aus ihm Worte tiefer Verachtung für die Einen hervor, Worte lodernden Hasses gegen die Andern. „Laßt uns endlich aufstehen, ruft er; werdet ihr sterben beim Versuche? Was denn ist euer Leben, daß ihr es bewahren wollt auf Kosten der Ehre? Steht auf zur Rache! Alles wechselt: ihr habt so viel gelitten, daß das Maaß gefüllt ist; so werdet ihr denn siegen! Werden wir aber dann auch glücklich seyn? Was liegt daran? O kehrten diese Tage zurück, zurückgewünscht vom Stolz Italiens! Bitter ist die Wonne der Unterdrückung, aber sie ist eine Wonne, und Got selbst freut sich der Rache für absichtliche Schmach." — Wie lange sein Triumph währen wird, er weiß es nicht, es kümmert ihn nicht. Ob Veredlung des Menschengeschlechts die Folge des Wagnisses seyn wird, ob das Geschöpf seiner hohen Bestimmung, der Entwicklung des Lebensgesetzes, seinem Schöpfer näher gerückt werden wird, er weiß es nicht, es kümmert ihn nicht. Rache und Macht, das will er, dafür würde er kämpfen gegen die Welt, gegen Gott selbst, wenn der Mensch es vermöchte. Seine Seele ist eine Titanenseele, er hat etwas von der Natur des Ajax und des Kapaneus."

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., März.

(Schluß.)

Geselliges Vergnügen.

Das Parlament ist überhaupt an allen Orten Frankfurts reichlich vertreten, und ohne der Gastwirthe und Zimmervermiether zu gedenken, so werden unsere Frankfurter dereinst nach seiner Beendigung auf ihren Wegen und Stegen viele bekannte und unvermeidliche Gesichter vermissen, denen sie gewohnt waren hier auf der Promenade, oder in den Lesesälen, oder auch im verstrichenen Karneval auf den Bällen des Casino und der Freimaurerloge zu begegnen. — Das Parlament stellte viele Tänzer und Zuschauer, vielleicht zu viele, und die heurigen Casinobälle waren durch die doppelte, eisen- und redeschwertumgürtete Parlamentsarmee so überfüllt geworden, daß manche Klage laut wurde. Ein dicker, kleiner, freundlicher Herr mit weißen Haaren, den wir häufig auf der Rednerbühne und fast jederzeit in den Verzeichnissen der Verbesserungsanträge unter den Antragstellern erblicken, drehte sich, wo eine Geige gestrichen wurde, fröhlich unter den Fröhlichen, manchen grämlichen Jungen, der ernst und langweilig in einer Ecke stehen blieb, beschämend. Auch an weiblichen Rollen hatte die Nationalversammlung durch ihre „Parlamentsfrauen" und „Parlamentstöchter" ein erkleckliches Contingent beigesteuert, und wahrlich darunter manche Zierde des Salons. Frankfurt hat keinen Mangel an schönen Frauen und Mädchen, und wer auf den Gesellschaftsbällen des Casino

aus dem engen und übervollen Tanzsaale die Paare durch das Nebenzimmer langsam wandeln sah, konnte seinen Blick an schönen Augen, schönem Wuchs, den lieblichsten Zügen und Profilen weiden. Nur die schönen weichen Hals- und Nackenlinien vermißte ich, und ein Kunstfreund neben mir drückte den Wunsch aus, den Pinsel des Rubens in Anwendung zu bringen, um hie und da einigen dürren Schulterblättern mehr gefällige Weiche und Schmelz zu geben. — An Maskenscherz steht Frankfurt gegen das nahe Rheinland sehr zurück. Scherz und Lebenslust treten überhaupt weniger hervor in der ernsten Stadt. Mehr als zwei Bälle zu besuchen gilt für Mädchen in vielen Familien nicht für anständig, und die Tanzunterhaltungen endigen früher als anderer Orten. Dafür aber begegnet man auch nicht der widerlichen Raserei des Tanzes, wie sie in früheren Jahren in Wien in großer Ausbildung war, und jenen schnaufenden und keuchenden Mädchengestalten, auf deren blassen leidenschaftlichen Wangen ein flüchtiges Roth die nahe Lungensucht unheimlich verkündet. — Ein fröhlicher Maskenscherz wurde von der Frankfurter Liedertafel in der Mainlust begangen. Unter andern drolligen Maskenerscheinungen sahen wir einen Volksvertreter aus Schleiz-Greiz-Lobenstein mit einer großartigen Protestation gegen die Zudringlichen, die seinem Landesfürsten, als Herrscher „zwischen der Elbe und dem Mühlgraben,“ durchaus die deutsche Kaiserwürde an den Kopf werfen wollen. So kann sich in unserer Zeit selbst kein Maskenball politischer Spitze und Anspielungen erwehren.

Paris, März.

(Schluß.)

Die Tuilerien. — Louis Philippe. — Theater.

Nach dem Plane soll der Tuilerienpalast mit dem Louvre nur ein einziges Gebäude ausmachen, mithin sollen auch die Tuilerien zur Aufnahme von Kunstwerken dienen. Aber die Gemächer dieses Palastes sind sehr kostbar eingerichtet, und man müßte zuerst wieder manches zerstören, was mit großen Kosten unter den frühern Regierungen hergestellt worden ist. Wie es scheint, hat der Präsident der Republik große Lust, diesen Palast zu beziehen, den weiland sein Oheim bewohnt hat, und seine Höflinge und Anhänger klagen schon, daß seine jetzige Wohnung, das Elysée national, nicht geräumig genug sey zu den großen Festen, die er zu geben beabsichtige, und wenn er jezt nicht mehr Personen zu seinen Bällen und Conzerten einlade, komme es bloß daher, weil im Elysée national kein Saal einige tausend Personen fasse. Somit muß Allen, die bei den Versammlungen des Herrn Präsidenten glänzen wollen, daran gelegen seyn, daß man diesen Herrn, der vor wenigen Jahren ein enges Zimmer in der Festung Ham bewohnte, und dem es jezt schon im Elysée national zu enge wird, in die Tuilerien einführe. Einstweilen stehen diese leer. Was darin Privateigenthum der Orleans'schen Familie war und beim Sturme am 24. Februar 1848 nicht geraubt wurde, hat man ihr wieder zustellen lassen. Ebenso hat man ihr Recht auf den Besitz ihrer Privatgüter anerkannt und ihnen bereits, da diese Güter einstweilen noch sequestrirt sind, einige hunderttausend Francs von den Einkünften zukommen lassen. Das Sequester soll so lange dauern, bis sämmtliche Gläubiger befriedigt sind, das heißt fünf Jahre, und bis der Staat sich wegen der außerordentlichen Fällungen, welche Ludwig Philipp in den Staatsforsten hatte vornehmen lassen, um Geld zu machen, entschädigt haben wird. Schon in der alten Deputirtenkammer hatte man Klagen über diese Fällungen vorgebracht, und der Minister des königlichen Hauses hatte darauf geantwortet, der König habe auf deutsche Art, nach deutschen forstwirthschaftlichen Grundsätzen die Waldungen benüzt. Ob es nun wirklich in Deutschland üblich ist, so starke Fällungen vorzunehmen, weiß ich nicht; aber so viel ist sicher, daß die Staatsforste manche Jahre lang nicht so viel eintragen werden als früher; es ist demnach billig, daß der Staat dem ehemaligen Könige das, was er von den Staatsgütern zu viel bezogen hat, vom Ertrage seiner Privatgüter abzieht und zurückbehält. Ludwig Philipp wurde bei zunehmendem Alter etwas habsüchtig; Manche meinen, er sey es immer gewesen. Er zahlte nicht gern, aber geizig war er doch nicht, denn er ließ auf allen seinen Gütern sehr viel arbeiten und verschönerte dieselben bedeutend, in der Hoffnung sie seinen Kindern zu hinterlassen. Er glaubte sich so klug eingerichtet zu haben, daß es ihm wohl niemals eingefallen ist, die Nation oder eine mächtige Partei könne ihn wieder in die Fremde treiben. — Der Jahrestag des merkwürdigen Vorfalls, wo er mit der Königin zu Fuß durch einen verborgenen Gang aus den Tuilerien schlich, während das Volk von vorne einbrach, ist vor wenigen Tagen mehr ernsthaft als freudig gefeiert worden, und vielleicht wäre die Feier ganz unterblieben, wenn nicht ein Theil der Nationalversammlung darauf bestanden hätte, obgleich unsägliches Elend seitdem über die Nation gekommen ist und das verheißene Glück noch erwartet wird. Da indessen die schreckliche rothe Partei für jezt niedergehalten ist und nur noch in ihren Blättern wider die Wucherer, Bankiers und Kapitalisten überhaupt geifern kann, so beruhigt man sich wieder, tanzt ein wenig, besucht Conzerte und Schauspiele und trägt wieder etwas Luxus zur Schau, zur großen Freude der unzähligen Arbeiter, welche hier ganz allein vom Luxus leben. Die Theaterdirektoren haben freilich noch viel zu klagen, und so eben hat wieder einer derselben, Namens Meyer, wahrscheinlich ein Deutscher, der dem Gaietétheater und dem Cirque olympique vorstand, seine Zahlungen eingestellt, was nach dem republikanischen Gesetz eine Beschönigung des Wortes Bankerott ist. Das Odeon droht sogar, seine Vorstellungen ganz einzustellen, wenn ihm die Nationalversammlung die jährliche Unterstützung, welche ihm der Staat zukommen ließ, abschneiden sollte, wie bereits vorgeschlagen worden ist. Es heißt, wenn der jetzige Direktor sein Amt verlassen sollte, wolle Felix, der Vater der berühmten Rachel, die Direktion, wahrscheinlich auch ohne Unterstützung, übernehmen. Alle seine Kinder sind ja zu Schauspielern gebildet worden und er könnte ganz en famille spielen. Seine Tochter Rachel hat sich unterdessen mit dem Théâtre français wieder versöhnt und spielt nach wie vor; dieß ist sicher das Klügste, was sie thun konnte. In der großen Oper wird der Meyerbeersche „Prophet“ schon seit Anfang des Winters einstudirt. Es geht langsam damit, weil der Componist eine Vollkommenheit in der Ausführung verlangt, welche schwer zu erreichen ist. Große Sänger und Sängerinnen sind nicht leicht zu finden. Seit Jahren sucht die große Oper solche Virtuosen; sie hat sogar einmal einen in Italien gleichsam entwendet. Allein die italienischen Virtuosen bleiben selten lange bei der französischen Oper, sondern gehen bald wieder zur hiesigen italienischen über, wo sie sich heimischer fühlen. Aber neulich traf es sich, daß ein italienischer Sänger, Namens Bettini, der eine Zeit lang in der französischen Oper gesungen und sich dann bei der italienischen engagirt hatte, am Abend, da er zum erstenmal auftreten sollte, sich nicht mehr getraute italienisch zu singen und zu spielen, so daß die angekündigte Vorstellung unterbleiben mußte.

D g.

Beilage: Literaturblatt Nr. 21

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 69. Mittwoch den 21. März 1849.

Prô caecus et amens
Ambitione furor! —
Lucan:

Mazzini und Guerrazzi.

(Schluß.)

„Wenn aber (ich sage dieß nach langer und trauriger Prüfung) die Hingebung für eine Sache nur auf Reaktion sich gründet, wenn sie von einem gewissermaßen instinktartigen Impuls ausgeht, statt sich durch tiefe, Alles auf ein Centrum zurückführende Philosophie zu kräftigen, wenn sie vielmehr Frucht der Leidenschaft ist, als einer tiefwurzelnden Ueberzeugung, oder richtiger, eines religiösen Glaubens, daß die Sache von Gott gesegnet, daß sie im göttlichen Rathschluß liegt, daß sie sich stützt auf des Menschen Pflichten gegen das Vaterland, auf des Vaterlands Pflicht gegen die Menschheit, auf der Menschheit Pflicht gegen den Schöpfer, dann ist die Hingebung nicht probehaltig, nicht unüberwindlich. Sie erträgt ein gewisses Maß Gefahren und Leiden, ist sie darüber hinaus, so fällt sie zusammen; sie nährt sich mit Enthusiasmus und jugendlichen Hoffnungen; vernichten dann Jahre, Unglück, Täuschungen die Hoffnung, den Enthusiasmus und den Jugendeifer, so schwindet sie auch. In starken Seelen, wie die unseres Autors, welche von Unterwerfung nichts wissen, wird sie anfänglich Qual, dann steriler Menschenhaß; in schwachen Seelen, und das ist die Mehrzahl, wird sie die Erinnerung eines Traumes und Versuchung zum Sichabschließen in unedlen Individualismus und gänzlicher Unthätigkeit. Ich schreibe diese Worte Angesichts einer ganzen Generation, welche sie nur zu sehr durch die eigene Geschichte erläutern kann."

Auf diesen Brief antwortete Guerrazzi: eine Erzählung seines Lebensganges und seiner moralisch ästhetischen Bildung, am 25. December 1847 in Livorno geschrieben, war die Antwort. Erst ein Jahr darauf, als des Verfassers äußere Stellung sich in einem Maße geändert, wie es nur in so wechselvoller Zeit möglich ist, wurden die Memorie di J. D. Guerrazzi vollständig gedruckt, und so kurz das Büchlein ist, so nimmt es doch unter den interessantesten Stücken im Fache der Selbstbiographie seinen Platz ein. Es ist ein trauriger Lebensgang, den es schildert, traurig durch innere Nothwendigkeit wie durch äußerliche Verhältnisse, die meist von jener bedingt waren. Es ist ein Leben voll bittern Ernstes, voll Leidenschaft und Kampf gegen jede Fessel, willkührliche und heilsam gerechte, voll Hochmuth und höhnender Selbstüberhebung, und voll harter Demüthigung, verdienter wie unverdienter, die mit Zähneknirschen nicht sowohl ertragen, sondern unter Gefahr des Erstickens gewissermaßen hinuntergewürgt wird. Es ist ein Leben voll bittern Ernstes, aber ohne es zu wollen, läßt die Erzählung den Eindruck zurück, daß großentheils Mangel an aller Demuth die Leiden verschuldet hat, und mit diesem Mangel der selbstische Geist der Auflehnung, welcher nicht wie der rothe Faden, sondern wie der rothe Blutstreif des Unrechts durch des Mannes ganzes Seyn und Handeln hindurch geht, durch persönliches wie politisches. Wenn man dieses Büchlein gelesen hat, beurtheilt man richtiger die Motive, die seit dem August vorigen Jahres in Toscana die Staatsumwälzung vorbereitet und herbeigeführt haben, in welcher das entschieden revolutionäre Element den Sieg feiert. Zwei Stellen aber, zwei Bemerkungen

reichen hin, die Entwicklung dieses Lebensganges, abgesehen von allen äußern Einflüssen, zu erklären. „Mein Vater," heißt es, „schuf mit seinem eisernen Willen in seinen Söhnen einen Willen, der dem Granit glich. In Bezug auf Religion lernte ich nie etwas von meinem Vater." — „Mich erheiterte nie mütterliches Lächeln, mütterliche Liebkosung." Die beiden Aussagen sind bekannt in Toscana, aber in noch viel schärferer Fassung.

Und aus dem, was er gedacht, erfahren, gefühlt, gelitten, entwickelt Guerrazzi den Ursprung seines Romans. „Mein Leben kam mir vor wie die Gräberstraße Pompejis: wohin ich blickte, zur Rechten wie zur Linken, fand ich Grüfte. Zerrissen und athemlos, im Herzen die Fänge meiner Verfolger, schrieb ich die Belagerung von Florenz. Ich schrieb das Buch im Bewußtseyn, daß es mir neue Verfolgung und Schmach bieten würde: es bereitete sie mir; ich fragte nicht nach ihnen, während ich sie ahnte, ich fragte nicht nach ihnen, indem ich sie ertrug. Meine Erziehung und das Unglück meines Lebens gestatteten mir nicht ein Werk verschiedenen Charakters zu schreiben, und hätte auch meine Natur mir dieß nicht befohlen, so würde das schriftstellerische Gewissen mir als höchstes Ziel der Kunst vorgeschrieben haben, daß das Buch einem Orkan gleiche, zu peitschen und zu bewegen die regungslosen Wasser dieses todten Meeres. — Ich behaupte, das für das Vaterland nützlichste Werk vollbracht zu haben, welches mit Dinte und Feder sich ausführen ließ in dem elenden Zustand, in welchen wir versunken."

In diesen wenigen Worten seines Geständnisses über den Assedio di Firenze liegt der beste Aufschluß über die Ansicht, die Guerrazzi von sich, von seinem Talent, von seinen Pflichten hegt. Hyperbolische Eitelkeit und Selbstüberschätzung sind die Grundlage. „Er hat etwas von der Natur des Ajax und des Kapaneus." Mazzini hat Recht, und wenn man sich diesen Mann denkt, vor der lezten Zeit, in welcher seiner Ehrsucht äußere Befriedigung ward, so hätte man ihm mit Virgils Worten in der Hölle des Dante zurufen mögen:

„O Kapaneus, im Hochmuth unbezähmt,
Der dich erfüllt, liegt deine härt'ste Strafe!

Sein Buch, ja, hat große Wirkung hervorgebracht, aber mit Schrecken haben die Meisten sich weggewendet von den krassen Uebertreibungen, mit Abscheu von den Blasphemien. Und wenn, wie der Verfasser sich ausdrückt, die Jugend wie daran festgenagelt geblieben und dann glühend und wild in die Welt hinausgestürmt ist, so mag dieß allerdings eine Wahrheit seyn, nur daß der Verfasser vergißt, daß die Ergebnisse für diese nämliche Jugend meist thränenwerthe gewesen sind, wie für die gesammte Heimath. Und auch die Jugend, wo sie dem Nachdenken Raum gab, ist die Unnatur des Buches innegeworden, und den Beweis, wie sehr im Assedio das Ziel verfehlt worden, hat fünf Jahre darauf Massimo d'Azeglio geliefert, als er im Niccolò de' Lapi denselben Gegenstand behandelte und zeigte, wie warme Vaterlandsliebe und glühender Enthusiasmus noch nicht die Excesse der Wuth, den Wahnsinn der Leidenschaft bedingen. Guerrazzi erzählt, wie man nach Gavinana gepilgert sey, um auf der Stelle, wo Francesco Ferruccio den Helden- und Todeskampf für die Freiheit von Florenz bestanden, seine Blätter zu lesen. Ich gebe nicht viel für die, welche auf Gavinana's einsamem, mit Kastanien und Eichen bewachsenem Abhange, Angesichts der Scene und angeweht von den Erinnerungen eines inmitten allen Unglücks und aller Thränen glorreichen Ereignisses, der Unnatur solcher Reizmittel bedurften, um „sich zu begeistern zu kühnem Wagniß."

So aber ist dieser Mann, der Alles auf sich zurückführt, der auf imaginärem Kapitol sich selbst den petrarchischen Lorbeerkranz auf's Haupt sezt, der sich nicht scheut anzudeuten, daß seine, ungeachtet allen Talents, auf falschem Princip beruhende Schreibart die Prosa Niccolini's und Manzoni's schlage, eine Schreibart, welche den Mißbrauch biblischer Bilder, eine gegenwärtig in Italien überhandnehmende Landplage, in Romanen wie in ministeriellen Sendschreiben zum lächerlichsten zugleich und verderblichsten Extrem gesteigert hat. Es ist eine seltsame Sache mit diesen schriftstellerischen Selbsttäuschungen. Giovanni Rosini hat in seiner kindlich naiven wie ehrlich originellen Eitelkeit nie angestanden, seine „Nonne von Monza," welcher im Grunde nur die Anknüpfung an das Thema einer Manzonischen Episode, wie die historischen Einzelheiten Interesse verleihen, geradezu über die „Verlobten" zu stellen. Wenn der Verfasser des Assedio di Firenze nicht ein Gleiches thut, so entschädigt er sich mehr als hinlänglich durch die Betrachtung, daß freilich Werke, durch die Hand der Kunst gewoben, längeres Leben haben denn jene, welche Leidenschaft geschaffen, daß es aber nöthig ist, der Pflicht der Gegenwart nachweltlichen Ruhm zu opfern, und daß der Schriftsteller sich mehr der Befriedigung freuen soll, die aus dem guten Werke entspringt, als des berühmten Namens, den das schöne Buch ihm verschafft hat.

Rom im Februar 1849.

Der Nord-West-Bahnhof in London.

(Fortsetzung.)

Dieß und was ich weiter sagen will, berichte ich aus eigener Anschauung, zwar nicht allein von jenem Morgen her, wo ich nach Birmingham dampfte, sondern aus früherer und späterer Zeit, wo der Wunsch, den praktischen Mechanismus eines der größten englischen Eisenbahninstitute durch Augenschein kennen zu lernen, mir durch freundliche Vermittlung erfüllt wurde. So klettern wir denn jezt über fünf neben einander liegende Schienenwege, auf welchen die für die nächsten Züge bestimmten Wagen stehen, nach der Plattform gegenüber, um dort die Ankunft eines Zugs zu beobachten. Diese Plattform ist aus begreiflichen Gründen beträchtlich größer als die, von welcher die Züge abgehen. Sie ist eine neunhundert Fuß lange, mit Spiegelglas überspannte Biegung, welche Abends von siebenundsechzig mächtigen Gaslampen erleuchtet wird, die theils von dem netzförmig aus Metall gearbeiteten Dache niederreichen, theils an den eisernen, das Dach tragenden Pfeilern befestigt sind. Wir treffen hier kaum zwei oder drei Menschen, aber unter der Plattform zieht sich die ganze Länge hinab eine scheinbar endlose Zeile von Cabs und Gigs, Privatwagen und Omnibus, und vor lezteren rufen weiße Worte auf schwarzen Tafeln bei Tag und Nacht die Straßen und Gegenden aus, nach welchen sie fahren. Die Kutscher in Livrée und die schlanken, gepuderten Diener sind zur Stelle, von den Miethkutschern dagegen fehlen die meisten. Sie sind in den benachbarten Trinkhäusern; dieß kümmert jedoch ihre Pferde nicht; sie stehen ruhig, schlummernd mit halb geschlossenen Augen, oder kauend in über den Kopf gehängten Futtersäcken. Ob sie aber schlummern oder kauen, sobald ein Wagen vor ihnen fortrückt, rücken sie nach. Sie wissen, worauf sie warten, und haben keine Lust zu entlaufen, und jeder Londoner Miethkutscher versichert, sie gehen ebenso gern zum Bahnhof, als ungern fort, aus dem einfachen Grunde, weil sie dort gefüttert werden. Indeß besitzen nur fünf- und -sechzig Miethkutscher oder Cabführer das unmittelbare Entrée zur Plattform. Sie behalten dieses von der Direktion ihnen ertheilte Vorrecht für die Dauer ihres guten Benehmens, und zum Zeichen tragen ihre Cabs den Namen der Gesellschaft. Reicht ihre Zahl nicht aus, so werden fremde herbeigerufen, die in der anstoßenden Straße halten. Allein diese wie jene müssen, ehe sie zu einem der Thore hinausfahren, dem daselbst angestellten Beamten ihre Nummer und den Ort nennen, nach welchem ihr Passagier gebracht seyn will. Beides wird aufgezeichnet, und wer sich über seinen Cabmann beschweren, oder im Wagen Gelassenes zurückhaben will, kann sich hier jederzeit die Namensauskunft verschaffen.

Wichtiger als diese Einrichtung, wichtiger im Verhältniß des Lebens zum Eigenthum, ist eine, welche sich hinter der Wagenzeile durch ein dumpfes, unheimliches Gezisch im Raume eines zwölf Fuß langen und neun Fuß tiefen Häuschens kund gibt. Dieses Geräusch bedeutet die Meldung, daß der Zug, den wir erwarten, auf der Camdenstation eingetroffen ist. Sobald nämlich die Dampfsäule eines erwarteten oder nicht erwarteten Zugs aus dem durchgrabenen Primrosehügel hervortritt, so läßt ein dortiger Beamter die in einem Apparat mittelst einer hydraulischen Presse verdichtete Luft durch eine zollstarke eiserne Röhre fortrauschen. Sie rauscht augenblicklich in dem kleinen Häuschen des Londoner Bahnhofs zu Tage. Sobald der Wächter das melancholische Gezisch hört, öffnet er die Thür und faßt den Drücker einer Glocke, deren rasches zweimaliges Anschlagen das Nahen eines Zugs verkündet. Jeder, den der Schall angeht, richtet sich darnach. Auch die Cabpferde beachten ihn, weil sie ihn verstehen. Die schlummernden heben die Köpfe, die kauenden kauen schneller; sie wissen, was eben geschehen und was demnächst ihnen geschehen wird.

Unverweilt ergreift der grün gekleidete Wächter drei Fahnen, eine rothe — für Gefahr — eine grüne — für Vorsicht — eine weiße — für „Alles in Ordnung" — und geht wenige Schritte nach einer Stelle, von welcher er seinen Kameraden an der Mündung des Euston-Tunnels sehen kann. Gibt es ein Hinderniß, so wird die rothe Fahne geschwenkt, und nur wenn auch vom Tunnel herüber die weiße weht, kehrt jener in sein Stübchen zurück und meldet durch seine Luftpresse, daß Alles in Ordnung, nach der Camdenstation, von wo der Billetsammler keinenfalls den Zug früher abgehen lassen darf. — Warum aber nicht lieber einen elektrischen Telegraphen? Auch ich habe das gefragt. Die Drähte sind gezogen, die Zifferblätter vorhanden; indessen gilt das Fahnenschwenken für zuverläßiger, und vom Telegraphen wird daher nur Gebrauch gemacht, wenn eine nebligte Atmosphäre das Sehen verhindert. Nachts vertreten bunte Laternen die Stelle der Fahnen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

Der vereinigte Landtag und die Kammern.

Die Kammern sind eröffnet. Wieder ist eine Thronrede gehalten worden, die vierte auf derselben Stelle im weißen Saale des Schlosses und in dem kurzen Zeitraum von zwei Jahren, und die jetzige ist so diplomatisch abgewogen als die erste ein freier Erguß der innersten Ueberzeugung des königlichen Redners war. Die vier Reden sind auf einem Blatt zusammengedruckt herausgegeben worden an demselben Tage, wo die vierte gehalten wurde; das Ganze ist eine buchhändlerische Spekulation und wohl kaum in wohlwollender Gesinnung unternommen, aber die vier Reden neben einander gewähren eine lehrreiche Vergleichung der Ideen, die damals, als die erste gehalten wurde, die leitenden waren, mit denen, die heute der constitutionellen Monarchie zur Norm dienen. Die Rede vom 11. April 1847, dem Tage der Eröffnung des vereinigten Landtags, die dem größten Theil der Hörer nicht zu Herzen ging, weil diese Herzen für den damals geltenden Begriff des Königthums nicht schlagen konnten, diese Rede mit ihrem vollen, markigen Klang erscheint ein vollsaftiges Gewächs auf reich getränktem Boden gegen die heutige, von den dießmaligen Räthen der Krone beschlossene, in der der Redner nur durch den stärkeren oder schwächeren Klang der Stimme die innere Herzensmeinung laut werden lassen durfte. Und dennoch hat die jetzige, dem starren Boden des Sessionstisches entwachsen, die Mehrzahl der Hörer zu einem kräftigeren Lebehoch für den, der die abgewogenen Worte sprach, fortgerissen, als die glänzende von damals. Jene wollte nicht eingestehen, daß die Nothwendigkeit, im Lande, im Volke Stützen für den Thron zu suchen, gekommen war. Die dazu Berufenen sollten immer noch glauben, daß nur ein Ausfluß der königlichen Gnade den Ruf, auf den seit zwei- und dreißig Jahren gewartet worden, habe erschallen lassen, jezt und überhaupt. Aber sie, die solches heraushören sollten aus den schönen Worten, wußten es anders. Sie wußten, daß die Zeit zu ihrem Kommen schon lange da war, daß des Redners eigenes Heil darin beruhte, und sie standen ungerührt und das Lebehoch am Schluß klang dürftig durch den weiten Saal. — Heute aber war nichts mehr zu verschleiern, Phrasen hatten keine Bedeutung mehr, und man hörte solche auch nicht. Es handelte sich um Thatsachen, die durch sich selber reden und die durch kein schönes oder häßliches Wort in ein anderes Licht zu stellen sind. Es galt Wahrheit zwischen dem, der sprach, und denen, die hörten, und weil diese wußten, daß Alles, was gesagt wurde, nur Wahrheit seyn durfte, bekleideten sie innerlich die dürren Worte mit dem fehlenden rhetorischen Schmuck, und die Rede erhielt ihren Glanz von ihnen, den Hörern. Dem Redner aber war verziehen, was er, oder die ihm damals riethen, unterlassen oder verschuldet hatten; die Treugebliebenen und die Neugewonnenen ließen vereint ein Lebehoch erschallen, das in seinen rauhen Tönen dem, welchem es galt, süßer klingen mußte, als die kunstreichen Töne, die er oft genug in diesem Saale, umgeben von seinem Hofe, aus Kehlen von europäischem Rufe vernommen hatte. Der Akt der Eröffnung der Kammern ist würdig abgelaufen. Viele von den Geladenen hatten es zwar diesesmal, wie bei der Eröffnung der lezten Versammlung, unter ihrer Würde gefunden, sich von dem König in seinem Hause begrüßen zu lassen, und wollten wie damals, daß er zu ihnen käme in ihr Haus; aber die Mehrzahl hatte sich doch eingestellt und darunter die Häupter der Linken von damals und von heute, weil sie wohl gefühlt haben mögen, daß mit der aufopferndsten Liebe zum Volk sich doch ein wenig Sinn für Schicklichkeit vereinigen läßt. Die Thronrede in ihrer mäßigen Fassung mußte einen guten Eindruck machen; daß der Paragraph, der das Verhältniß zu den auswärtigen Mächten bespricht, durch die Aufkündigung des Waffenstillstands von Seiten Dänemarks am Tage darauf nicht mehr seine Geltung hatte, konnte am Tag, in der Nacht vorher, wo noch an der Thronrede gefeilt worden ist, nicht vorhergesehen werden. — Wie sehr man auch den neuen Ausbruch des Kriegs im Sinne der materiellen Wohlfahrt, des Handels insbesondere, für welchen wieder unsägliches Hemmniß zu besorgen ist, fürchten muß, dennoch wollen wir uns eingestehen, daß der Krieg mit Dänemark im vorigen Jahr, gleich nach den Märztagen ein Ereigniß war, welches zu rechter Zeit eintrat, um manches gährende Element aus unsern Mauern zu entfernen, aber auch um manches von Zorn und Wehmuth hoch aufschlagende Herz wieder zu gleichmäßigem Pulsiren zu bringen. Die Truppen, unbesiegt, und dennoch aus der Residenz vertrieben, konnten die Schmach, die ihnen im eigenen Lande widerfahren, wieder von sich abwaschen, und besser im fremden Blut, als in dem ihrer Mitbürger. Sie konnten wieder zu Ehren kommen, die sie im Sinne des Soldaten verloren zu haben wähnten, und sie haben sie redlich wieder erstritten. Nun konnten sie zeigen, daß sie auch zu fechten verständen gegen geordnete, wohl bewaffnete und gerüstete Kriegerschaaren, nicht allein gegen das wehrlose Volk, und sie haben es gezeigt. Preußens Garden, die in den Straßen Berlins gegen die Freiheit gefochten, haben den „Stammverwandten" das Joch abschütteln helfen, welches ein fremdes Volk ihnen auferlegt, und das sie nicht länger zu tragen vermochten. Wenn unsere Truppen dießmal die Zuschauer abgeben müssen, so werden sie es mit ruhigerem Blute thun, als wenn sie im vorigen Jahr dazu commandirt worden wären.

Die Thätigkeit in unsern Kammern kann sich bis jezt nur auf Prüfung der Wahlen und darauf beschränken, daß sie sich heimisch machen in den eigends für sie aufgebauten Häusern. An diese Räume, die mit übermenschlicher Anstrengung für sie geschaffen worden, knüpfen sich keine Erinnerungen an eine unglückselige Vergangenheit. Möchten diejenigen, die diese herbeiführen halfen und die unter den Neuerwählten tagen, nicht neue Versündigung auf sich laden, indem sie kaum vernarbte Wunden wieder aufreißen. Vergeben und vergessen thut uns Noth, wie ihnen; auch ihnen, denn die Schaar ihnen gegenüber hat sich jezt um Häupter gesammelt, die den Capacitäten ihrer Seite mindestens die Spitze bieten. Aber auch numerisch ist sie ihnen gewachsen, wie einige Abstimmungen bereits bewiesen haben, und das dürfte wohl zu erwägen seyn, ehe man das Schlachtfeld betritt.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 70. Donnerstag den 22. März 1849.

Der abgeschmackteste Betrug
Ist mir bekannt, verhaßt genug.
Goethe.

Das wunderthätige Kind in Berlin.

Preußen, der Staat der Intelligenz, hat sehr bestimmte Gesetze gegen Quacksalber, welche auch in aller Strenge von den Polizei- und Medicinalbehörden gehandhabt werden, und er muß solche Gesetze haben, denn es wäre gegen alle Intelligenz, es wäre gegen das patriarchalische Bevormundungssystem, das bisher in Preußen geherrscht, ließe die väterliche Regierung es zu, daß ihre Kinder um Geld oder Gesundheit betrogen würden. — Preußen ist aber nicht nur der Staat der Intelligenz, es ist auch der christliche Staat par excellence, und als solcher ist er schon oft, und so auch in diesem Augenblick wieder in eigenthümlichen Zwiespalt mit seiner vielgerühmten Intelligenz gerathen. Preußen scheint nicht nur auf Wunder zu hoffen, sondern es auch für sein Aufgabe zu halten, den Wunderglauben zu nähren.

Es mögen jetzt drei Wochen her seyn, daß sich plötzlich in Berlin die Nachricht verbreitete, ein eilfjähriges Mädchen, Louise Braun, sey mit magnetischen Kräften begabt, thue Wunder und heile Kranke.— Wir hatten wenig darauf geachtet, denn der Zusammentritt der Kammern stand nahe bevor, und man dachte so sorglich an die Wahl der Volksvertreter, von denen man Heilung der tiefgewurzelten Krebsschäden unserer Zustände ersehnte, daß daneben die Herstellung einiger hysterischen Frauenzimmer durch ein bleichsüchtiges junges Mädchen sehr gleichgültig erscheinen mußte.

Eines Tages aber kamen wir um die Mittagsstunde unter die Linden, und ein ungewöhnliches Menschengewühl fiel uns auf. Es waren nicht die eleganten Damen in türkischem Shawl, mit Muff und Boa, nicht die Stutzer in gelben Handschuhen, nicht die kokettirenden Grisetten mit Sammtstiefelchen und freundlichen Blicken, welche sonst um jene Zeit die Trottoirs der Linden beleben. Männer, vor Allem aber Frauen der arbeitenden Stände, gingen durch die große Mittelallee, in welcher — vermuthlich weil man sich dort am freisten und bequemsten bewegt — die vornehme Gesellschaft nie ihren Spaziergang macht. Alle diese Frauen und Männer waren eilig und mit sich beschäftigt; diejenigen, welche aus dem Innern der Stadt kamen, hielten die von dem Brandenburger Thore her Heimkehrenden auf ihrem Wege an; man fragte, erzählte, es ging offenbar etwas Besonderes vor, und da wir eben nichts Besseres zu thun hatten, folgten wir dem Menschenstrome, der sich nach dem Thor hinwälzte.

An den Prachtbauten des Cornelius'schen Ateliers, der Raczynski'schen Galerie vorüber wendete sich die Menge der noch unbebauten Schifferstraße zu, welche künftig die große Communikation mit dem Hamburger Bahnhofe bilden soll. Hier liegt ein kleines, verfallenes, unsymmetrisches Haus, das eben durch seinen Mangel an Symmetrie nur halb fertig erscheint, und den traurigen, unheimlichen Eindruck einer Zerstörung vor der Vollendung macht. Das einstöckige Haus hat keine Nachbarn; ganz allein liegt es da, mit zwei Seiten in Gehöften verborgen, während die dritte, fensterlose, der Schifferstraße zugewendet ist und die Fronte mit einem Fenster und einer Thüre auf den Exercierplatz sieht. — In dieser Hütte wohnt das wunderthätige Mädchen Louise Braun.

Mehr als tausend Menschen umringten das Gebäude, Personen jedes Alters und Standes, sehr belästigt durch die Wagen, welche immer neue Besucher hieher führten. Aus eleganten Equipagen hoben galonirte Diener zierliche Frauen und reich geputzte Kinder heraus, vornehm aussehende Großmütter nicht zu vergessen; daneben Bauerwagen, auf denen in rothe und blaue Bettkissen gepackt bleiche Jammergestalten herbeigeführt wurden, die sehnsüchtig nach dem Tabernakel ihrer Hoffnungen blickten, während aus einer Droschke nach der andern Kranke herausstiegen, die sich gleich an die nächststehenden Personen wendeten, um zu erfahren, ob ihnen schon geholfen sey oder ob sie noch Hülfe erwarteten.

Eine wohlgekleidete junge Dame, welche ein verwachsenes, krank aussehendes Mütterchen am Arme führte, trat zu uns heran und fragte: „Glauben Sie denn an das junge Mädchen?“ — „Nicht im Geringsten! es ist ein unverschämter Betrug.“ — „Ja,“ meinte sie, „das steht aber doch fest, daß sie alle Nachmittage um drei Uhr in den magnetischen Schlaf verfällt, in dem sie prophezeit. Es sind alle Aerzte dagewesen, man hat ihr dann zur Ader gelassen, und nicht ein Blutstropfen ist geflossen; das ist doch etwas Wunderbares!“ — „Bah!“ rief mein Begleiter, ein ernster Jurist, „auf dem Kriminalgericht würde das Blut schon fließen.“ — Aber die junge Dame achtete nicht darauf, sondern begann eine Erzählung der Wunderkuren, welche an Lahmen, Blinden, Taubstummen, Blödsinnigen und andern unheilbaren Kranken durch Louise Braun bereits verrichtet worden waren, bis wir, des Hörens müde, sie verließen.

Fast in demselben Augenblicke aber begegnete uns Fräulein v. A., ein geistreiches junges Mädchen, und rief uns lachend entgegen: „Ich habe das prächtigste Abenteuer erlebt; ich weiß doch wenigstens, weßhalb ich hier gewesen bin.“ — Wir fragten, was geschehen sey, und sie erzählte. „Es ist unter meinen Bekannten ein an Krämpfen leidender Knabe, dem kein Arzt bisher Linderung zu schaffen vermochte. Da diesem Kleinen nun weiter kein Nachtheil daraus erwachsen konnte, wenn die Braun ihn einmal sah, so erlaubten es seine Eltern, daß ich mit ihm hinausfuhr, um doch zu erfahren, was die Wunderthäterin beginne. Kaum waren wir hier aus der Droschke gestiegen und ich suchte ängstlich, wie ich mit dem Kinde durch den schmutzigen Weg nach dem Hause kommen sollte, als ein kleiner verwachsener Mann an mich herantrat und mich zutraulich am Mantel zupfte. „Hören Sie,“ sagte er, „Sie wollen gewiß mit dem kranken Kinde zur Braun. Aber auf dem geraden Wege ist für heute gar nicht daran zu denken. Sie sehen, das Haus ist wie belagert, die Constabler lassen immer nur Einen nach dem Andern hinein und in einer Stunde muß die Braun zum Prinzen Wilhelm fahren. Der Kleine sieht aber so jämmerlich aus, daß ich Ihnen herzlich gern dazu verhelfen will, mit ihm hineinzukommen, da ich hier bekannt bin. Gehen Sie nur rechts den Zaun entlang, hinten in die Hofthüre hinein, über den Bohlensteg, da werden Sie an die Hinterthür kommen, und von da kann dann die alte Frau Braun Sie einlassen, ohne daß die Polizei es weiß.“ — „Ich war im höchsten Grade dankbar,“ fuhr Fräulein v. A. fort, „drückte dem hülfreichen Manne ein Geldstück in die Hand, wanderte mit meinem kleinen Kranken um die Zaunecke, über den Bohlensteg und befand mich, nicht an der Hinterthüre des Braunschen Hauses, sondern an der Hinterwand eines Schweinstalls, zu dem der Bucklige wohl schon viele Andere vor mir hingeschickt haben mochte, indem er von unserer Thorheit Vortheil ziehend, sich einen Erwerbzweig geschaffen hatte.“

Wir lachten mit unserer jungen Freundin über diese Mystifikation, bemerkten aber bald, daß dieselbe nicht der einzige hier eingerichtete Erwerbszweig war. Dem Bedürfniß der Leute, welche von fern herbigeströmt waren, entgegenzukommen, hatten hier Verkäufer von Lebensmittel ihre beweglichen Niederlagen aufgebaut. Bretzeln, Würste, Kuchen, Bier und Branntwein wurden feilgeboten und verzehrt, während man die fabelhaftesten Berichte erzählte. Vor Allen waren es einige alte Frauen, die sich, an die Neuankommenden drängend, ihnen Namen und Wohnort der Blinden nannten, welche das Augenlicht wieder gewonnen hatten, der Gichtbrüchigen, die nach jahrelangem Krankenlager jetzt schon mit einer Krücke umhergingen. — Dazwischen traten Knaben zu uns, Papierstreifen und Bleifedern zum Kauf anbietend, um für die Wunderthäterin Namen, Wohnung und Alter der Preßhaften aufzuschreiben; denn diese Punkte muß sie wissen, um helfen zu können, ohne den Kranken gesehen zu haben. Hie und dort kaufte man von den Papieren, schrieb darauf und die wachehaltenden Constabler, die Diener der Polizei selbst, reichten diese Blättchen in das Haus hinein.

(Schluß folgt.)

Der Nord-West-Bahnhof in London.

(Fortsetzung.)

Ungefähr vier Minuten nach Empfang der Autorisation, den Zug von der Camdenstation abgehen zu lassen, pflegt der am Eustontunnel lauernde Hüter zum Zeichen des Herabkommens desselben seine

Fahne zu schwenken. In diesem Moment berührt der Londoner Signalmann den Drücker der erwähnten Glocke. Sie schallt auf's Neue, länger und stärker, und die Wirkung ist merkbarer. Die Cabpferde scharren, einige wiehern, spitzen die Ohren und beißen auf's Gebiß. Die Livreekutscher setzen sich zurecht und greifen fester in die Zügel; die schlanken, gepuderten Diener richten sich empor und schauen auf; die Kofferträger eilen an ihre Posten, und wenige Sekunden später schießt, gleich einer Schlange aus ihrer Höhlung, der lange, dunkelfarbige, staubbedeckte Zug aus dem Tunnel hervor, ohne Locomotive, hügelab von der eigenen Schwere getrieben. Zermalmend flöge er heran, aber starke Eisen und Schrauben bändigen ihn, zwingen ihn endlich zu so gemäßigtem Gange, daß die Bahndiener in raschem Schritte mit ihm aufkommen und nebenher die Wagenthüren entriegeln. Während sie diesen Liebesdienst verrichten, wird mancher Liebesgruß und manches Erkennungszeichen zwischen den Insaßen der vorübergleitenden Wagen und denen getauscht, die längs der Zeile der buntgemischten Fuhrwerke ihrer harren. Eine Gattin wirft ihrem Gatten, eine Mutter ihren Kindern, eine Schwester ihren zwei Brüdern Kußhände zu. Ein ehrliches Lächeln erhellt das breite Gesicht des auf dem Bocke sitzenden Johann, als er seine treue Susanne vorüberrollen sieht, und verschämt senkt Sally die Augen, weil sie dem Flammenblicke eines Gepuderten begegnet.

Kaum hält der Zug, so reißt ein allgemeines sauve qui peut die Massen fort, und wir, die über dem Gewühle stehen, machen die Entdeckung, daß, wie es schwer ist Geld zu erwerben, und leicht es zu verthun, mindestens zwanzig Minuten nöthig sind, einen langen Zug zu füllen, und höchstens zwei, den längsten zu leeren. — Die allein Ruhigen in der stürmischen Bewegung sind die Bahndiener, und es ist unterhaltend, wie klug sie die anscheinende Verwirrung durchschauen. Für diejenigen, welche nach Freunden, nach ihrer Familie sich umsehen oder quer über die Plattform eilen, ein Cab zu besetzen oder den eigenen Wagen zu suchen, haben sie keinen Blick, kein Wort; sie wissen, es wäre unnöthig. Irrt aber ein Passagier hin und her oder bleibt stehen und hat in stummer Verzweifllung Fragen auf der Lippe, die Niemand hört, so treten sie zu ihm und sagen höflich: „Folgen Sie mir." Sie errathen, daß er fremd ist und was er wünscht, und führen ihn, ohne daß er zu reden braucht, sey es zu dem Bahnwagen, auf dessen Dache sein kleines Gepäck liegt, oder zu dem Gepäckwagen an der Spitze des Zugs, wo seine Effekten bereits ausgeladen sind und die Empfangnahme erwarten. — Ist dann nach kurzer Frist das Händeschütteln und die fieberische Vertheilung des Gepäcks vorüber, sind Cabs und Equipagen in alle Winde zerstoben und die schweren Omnibus fortgerasselt, auch die in Decken gehüllten Pferde aus ihren Gefängnissen entlassen, abgeführt oder weggeritten und die Fußgänger verschwunden, so herrscht auf der Plattform wieder die frühere Stille, während eine neue Zeile Cabs und Omnibus sich bildet. Zu mancher Tageszeit dauert es keine zehn Minuten, so verkündet auf Geheiß der zusammengedrückten Luft die Signalglocke, daß ein frischer Zug vor der Camdenstation angekommen.

Wer Gelegenheit hat, Abends im Dunkel einen Zug einlaufen zu sehen, versäume sie nicht. Kein Laut regt sich auf der Plattform; aber zischend und schnaubend, vor- und rückwärts, wie ein irrender Geist, bewegt sich in einer Seitenhalle die Locomotive, welche den nächsten Zug abführen soll. Weiße Dampfwolken oben, glühende durchfallende Kohlen unten bezeichnen ihre Bahn. Die ökonomisch zum kleinsten Lebensmaaß niedergeschraubten zweihundert-zwei-und-dreißig Gasflammen werfen ein schwaches Licht auf den blanken Lack der zur Abfahrt gerüsteten Wagen, auf die messingenen Thürgriffe der wartenden Cabs, auf Schnallen und Stirnbänder der müden Pferde. Plötzlich erklingt das geheimnißvolle Zischen aus dem Signalhäuschen, gleich darauf der helle Glockenschall, und in demselben Momente schießen längs der Plattform sämmtliche Gasflammen zu voller Höhe und vollster Wirksamkeit empor. Ein Meer von Licht strömt über die Scene und zaubert rings den dunkeln Abend zur Tageshelle um.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Halle a. d. S., März.

Zustände seit den Wahlen.

Sie hatten meinen Bericht über den Krawall, den wir zu Ende vorigen Jahrs nach Verlegung der Berliner Nationalversammlung erlebten, zurückgelegt, „weil er von den Zeitereignissen überholt sey." Und in der That, das Rad der Zeit läuft schneller als die Räder der Locomotiven zwischen Halle und Stuttgart. Noch ehe mein Brief in Ihre Hände gelangt, war aus der verlegten Nationalversammlung eine aufgelöste geworden, und aus unsern Krawallen Paraden und Festessen. Lassen Sie mich nun wenigstens der Folgen jenes Allarms erwähnen, die, wenn der Rausch längst vorüber ist, langsam nachgehinkt

zu kommen pflegen. Die Urtheile über die nach jener Schreckensregierung des Sicherheitsausschusses gefänglich eingezogenen Demokraten sind vor Kurzem veröffentlicht worden; dieselben lauten auf vier- bis achtjährige Zuchthausstrafe. Es muß Einen mit Zorn und Unwillen erfüllen, wenn man diese harten Straferkenntnisse liest und dagegen hört, daß diejenigen, welche die Haupturheber jener Unruhen waren, öffentlich vor Aller Augen nicht nur frei umher gehen, sondern in Amt und Würde bleiben. Aber wenn irgendwo, so gilt auf dem Gebiete der Politik das Sprüchwort: „Die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen.“ So war es z. B. ein evangelischer Geistlicher aus der Umgebung Halle's, der in den Tagen der Steuerverweigerung in einem an seine Frau gerichteten, aber in unrechte Hände gerathenen und in hiesigen Blättern veröffentlichten Schreiben geradezu frohlockte: „Der Glanz des Hauses Hohenzollern ist erloschen! Nur noch wenige Tage, und wir haben gesiegt!“ Diese Herren trugen durch ihre öffentlichen und geheimen Aufhetzungen zu unsern Unruhen das Meiste bei; aber während die armen Verführten in's Zuchthaus wandern, wandern sie zum Theil wieder nach Berlin, wahrscheinlich um das alte Spiel von vorn wieder anzufangen. So ist jener Pastor Hildenhagen in seinem Kreise wieder gewählt. Hier in Halle sind die Wahlen nicht so schlimm ausgefallen. Die vier Gewählten sind wenigstens constitutionell Gesinnte. Ueberhaupt haben die Demokraten über den Sieg bei den Wahlen zur zweiten Kammer zu früh frohlockt. Es sind nur etwa neunzig Mitglieder der aufgelösten Nationalversammlung wieder gewählt, also ein Viertel, und von diesen gehört noch der dritte Theil der Rechten an. Jedenfalls fehlt es dießmal in beiden Kammern nicht an tüchtigen Charakteren, die sich nicht einschüchtern und in schmählicher Flucht mit fortreißen lassen werden. Nach den bisherigen Verhandlungen der Kammern läßt sich freilich das Wesen derselben noch nicht beurtheilen; aber so viel kann der schärfer Blickende erkennen, daß auf Seiten der Regierung drei Parteien vertreten sind. Die eine, zu der der König selbst und die Verfasser der preußischen Note zu gehören scheinen, erwartet alles Heil für Preußen und Deutschland von einer „Verständigung“ mit der Paulskirche; die andere geht darauf aus, einen ehrenvollen Rückzug zu gewinnen, und ohne daß auf sie die Schuld fällt, mit Frankfurt zu brechen; die dritte möchte mit alter preußischer Pfiffigkeit gern bei dem ganzen deutschen Handel etwas für sich, für Preußen „erschnappen.“ — In meinem letzten Bericht erwähnte ich der beabsichtigten Gründung mehrerer neuer Zeitungen für unsere Provinz. Dieselben sind seitdem in's Leben getreten. Die „neue Hallesche Zeitung,“ das Organ des hiesigen Preußenvereins, hat sich nicht über lokale Bedeutung erhoben. Mehr Ansehen scheint sich der seit dem Januar in Magdeburg erscheinende „Magdeburger Korrespondent“ erobern zu wollen. Er bringt gründliche leitende Artikel und gut geschriebene Korrespondenzen und erfreut sich einer günstigen Aufnahme. Dennoch erfreut sich auch die ältere Schwester, eine wahre Buhldirne, noch immer vieler Verehrer. Als ich jüngst beide mit mehreren andern Blättern von der Post geholt hatte und mich im großen Saale des Thüringer Eisenbahnhofs niedersetzte, um sie durchzumustern, trat ein Hallescher Bürger zu mir mit der Bitte, „ihm auch ein Blatt zu erlauben.“ Ich hielt ihm von dem großen Haufen zuerst den neuen „Korrespondenten“ entgegen, aber wie von einer Tarantel gestochen bebte er zurück und wollte sich wieder wegwenden. — „Guter Freund,“ sagte ich, „ich habe mehrere Sorten; vielleicht gefällt Ihnen diese besser,“ und bot ihm die alte „Magdeburgerin“ an. Mit einem „die lese ich gern,“ nahm er sie freundlich, studirte fleißig darin und brachte sie mir dann dankend zurück. Der gute Bürger hat seine Leibzeitung, wie sein Leibgericht, und er bleibt ihr unter allen Umständen treu. Von den vielen andern Lokalblättern, die in Halle erscheinen, erwähne ich nur noch der „Halleschen demokratischen“ mit ihrem Beiblatte, dem „Wächter an der Saale,“ und zwar deßwegen, weil sie sich durch ihre giftigen, schmutzigen Anfälle gegen Alles, was Recht und Ordnung und Sitte heißt, auszeichnet. Bis zum Frühjahr des vorigen Jahrs hatte ich solche Schmutzblätter nur im Ausland kennen gelernt, wie z. B. den berühmten „Guckkasten“ in Bern.

(Fortsetzung folgt.)

Berlin, März.

(Fortsetzung.)

Der Belagerungszustand.

Eine der ersten werkthätigen Handlungen, die von der zweiten Kammer ausgehen werden, soll der Antrag auf Aufhebung des Belagerungszustandes seyn. Daß die Anregung dazu von wühlerischen Elementen ausgeht, ist leicht zu übersehen; war doch die Wahl der hiesigen Abgeordneten nichts anderes als eine Demonstration gegen diese so vielfach angeklagte und doch so heilsame Maßregel. Daß sie heilsam war, erhellt schon daraus, daß selbst die untern Volksklassen die jetzigen Zustände für gesicherter halten, als die früheren; denn die Einlagen in die Sparkasse haben sich seit der Verhängung des Belagerungszustandes verdoppelt, verdreifacht, ja sie haben sich seit dieser Zeit überhaupt erst wieder eingefunden, und die Sparkasse ist wegen der geringen Beiträge, die sie überhaupt annimmt, gerade auf die untern Klassen berechnet, denen Gelegenheit gegeben werden soll, den sauer verdienten einzelnen Thaler, ehe er ihnen unter den Händen zerfließt, sicher anzulegen. Gründe für die Aufhebung des Belagerungszustandes hat man also eigentlich nicht; fragt man nach solchen, so heißt es, es sey doch eine Schmach für Berlin, daß es noch immer unter der Gewalt der Bajonette seufzen müsse. Ich habe Niemand seufzen, Viele aber den Himmel preisen hören, daß die Schmach, unter der wir im vorigen Jahr seufzten, von uns genommen ist, daß endlich Ordnung und Sicherheit wiedergekehrt sind. Es hat auch Niemand ein Recht, über den Belagerungszustand zu klagen, als die Helden der Klubs in und außer den Häusern, die ihre Reden nicht an den Mann bringen können und dadurch der Vergessenheit anheimfallen, wenn sie nicht reellere Verluste erleiden; die Bummler ferner, die, wenn sie sich jezt müßig umhertreiben, nicht das Bewußtseyn haben, es zum Wohle des Volks zu thun, und auch nicht dafür bezahlt werden; die Verfertiger, Drucker und Verkäufer der Plakate endlich, die indeß den Winter über auch ohnedem schlechte Geschäfte gemacht haben würden. Aber troz des Belagerungszustandes sind dennoch schon Versuche zu politischen Demonstrationen gemacht worden. Deputirte der Rechten wurden am Eröffnungstage der Kammern vom Volke verhöhnt, Deputirte der Linken mit Jubel begrüßt; auch der Präsident des souveränen Lindenklubs zeigte sich am selben Tage mit einer riesigen rothen Kokarde am Calabreser an der wohlbekannten Ecke und suchte seine Getreuen um sich zu sammeln. Der Versuch mußte mißlingen, wie sich der Vielerfahrene selbst prophezeien konnte. Glaubte er vielleicht, daß wegen seiner Verhaftung das Volk von Berlin zu den Waffen greifen würde? So viel ist sicher, daß erst Gesetze, welche die vollständige Wiederkehr der Zustände vom vorigen Jahr verhindern, gegeben seyn müssen, ehe man mit gutem Gewissen an die Aufhebung des Belagerungszustandes denken kann.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

// Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 71. Freitag den 23. März 1849.

Possum tibi multa referre,
Ni refugis, tenuesque piget cognoscere curas.
Virgil.

Der Nord-West-Bahnhof in London.

(Fortsetzung.)

Ich kann die Leser nicht von der Plattform weiter führen, ohne ihnen in Betreff der Waggons vier wichtige Kleinigkeiten, Manipulationen, wenn Sie wollen, bemerkbar zu machen. Sobald ein Zug den Anfang der Plattform erreicht hat, aber noch in Bewegung ist, und ehe sein Condukteur, kenntlich am Bandelier von schwarzem Glanzleder mit breiter silberner Schnalle, das quer über die weißen Knöpfe des grünen Uniformrocks hängt, mit erlerntem Geschick den Sprung auf die Plattform gethan, laufen zwei Männer in Leinwandjacken, jeder einen Oelkrug in der rechten Hand und einen baumwollenen Wischlappen unter'm linken Arm, zur Linken und Rechten der Fahrbahn dem Zuge nach. Während dann die Bahndiener, die Thürgriffe der entriegelten Waggons zur Verhütung vorschnellen Aussteigens noch in den Händen, raschen Schrittes nebenher gehen, haben die beiden Männer den Zug überholt, wischen und reiben den Staub oder die Feuchtigkeit von den Pufferstangen des hintersten Waggon und ölen sie tüchtig ein. Darauf kriechen sie unter den inzwischen geöffneten Thüren, unter den Füßen der Aussteigenden, die sich eben so wenig um sie, wie sie sich um jene kümmern, von Waggon zu Waggon, verrichten überall dieselbe Arbeit des Reinigens und Oelens, und haben ihre Aufgabe vollbracht, ehe der letzte Omnibus abfährt. Ihnen auf den Füßen folgen zwei andere Männer in grünen Jacken, ebenfalls zu beiden Seiten der Wagen, jeder in der einen Hand eine hölzerne Büchse, worin eine gelbe Schmiere aus Talg und Palmöl, in der andern ein kurzes, flaches Streichmesser. Mit diesem öffnen sie die kleinen eisernen Fallthüren vor den Behältern zum Schmieren der Axen, ersetzen das Aufgezehrte, schließen mittelst kunstgerechten Drucks die Fettkammer, treten zur nächsten und haben sämmtliche funkelnde Axen mit reichlicher Schmiere versorgt, wenn die letzte Pufferstange blank gerieben und geölt ist.

Während solches durch vier Männer in den untern Regionen geschieht, geschieht zweierlei Anderes durch zwei in den obern. Auch sie beginnen beim Ende, der Eine im, der Andere auf dem letzten Wagen. Was jener thut, besagt sein Name: er heißt der Sucher. Er beaugenscheinigt zuerst den ganzen Raum, hebt dann die blauen gepolsterten Sitzkissen und den Fußteppich auf, durchforscht jeden Winkel und jede Ritze, greift in alle Taschen und zieht mit dem, was er gefunden, zum nächsten Waggon. Weniger Mühe verursachen und geringere Ausbeute geben in der Regel die Wagen dritter Klasse, die weder Taschen, noch Teppiche und Kissen, nur hölzerne Bänke und hölzerne Wände haben; doch geht deßhalb der Sucher nicht an ihnen vorüber oder begnügt sich mit flüchtigem Blick. Was gethan werden muß, meint der Engländer, wird am besten gut gethan. Für den Mann, welcher gleichzeitig auf dem Verdecke der Wagen handthiert, habe ich kein seinem englischen Namen »strapper« entsprechendes deutsches Wort. Der Sinn ergibt sich aus des Mannes Mission, denn heutzutage hat jeder Mensch eine Mission. Die Sendung Jenes auf Erden, oder vielmehr auf dem Verdeck der Waggons, besteht in der Pflicht, die der Sicherheit wegen mit starkem Eisen-

draht gefütterten Gepäckriemen — strap — zu besichtigen, die unversehrten zu reinigen und mit Klauenfett zu tränken, die schadhaften zu verabschieden und durch neue ersetzen zu lassen.

Nachdem diese vier wichtigen Kleinigkeiten beendet sind, befiehlt der Stationsaufseher, damit für den nächsten Zug Raum werde, die angekommenen Wagen zu entfernen. Dieß geschieht in doppelter Weise; entweder schießt, gleich einer Spinne aus dem Centrum ihres Netzes, eine Hülfslocomotive aus ihrem Winkel, setzt sich an die Spitze des Zugs und schleppt ihn auf einmal in einen Seitengang, oder die Wagen werden von einander losgehackt, auf Drehscheiben gewendet und je nach Bedürfniß auf die erwähnten fünf Schienenwege vertheilt. Kaum sind sie in diesen Hafen momentaner Ruhe eingelaufen, so erscheint ein Trupp derber Bursche in hölzernen Pantoffeln und ledernen, über die Knie reichenden Gamaschen, die Einen mit Hadern und Bürsten, Andere mit weichen Lederlappen, noch Andere mit zwei an Tragbalken von der Schulter niederhängenden Wassereimern. Letztere werden aus den zu beiden Seiten der fünf Schienenwege liegenden Röhren gefüllt und die Wagenwäsche beginnt. Der Angriff erfolgt mit einemmal auf ein halbes Dutzend staubiger, beschmutzter Waggons, doch macht selbst unter den »moppers,« wie die Waschmänner heißen, sich dieselbe Rangabstufung geltend, welche in England alle Klassen der bürgerlichen Gesellschaft scheidet. Ein Mopper der ersten Wagenklasse würde es unter seiner Würde achten, einen Wagen zweiter Klasse zu waschen, und ein Mopper der zweiten Klasse muß vorher eine gewisse Zeitlang die Pferdekasten und Gepäckwagen gewaschen haben. Ist das nasse Werk gethan, so prüfen ein paar Aufseher des betreffenden Departements, ob Beschädigungen vorhanden, in welchem Fall sie die der Ausbesserung bedürfenden Waggons an den gehörigen Ort bringen lassen. Die für tüchtig erkannten kommen dann in letzter Instanz unter die Hände des Putzers, der mit einem Tuche, einem Leder, einer Bürste und einer Kehrichtschippe in jeden steigt, den Boden fegt, die Fenster und die Rahmen putzt, die Teppiche schüttelt und die blauen Sitzkissen rein bürstet. Jetzt erst werden die Waggons zu weiterem Gebrauche übergeben.

(Schluß folgt.)

Das wunderthätige Kind in Berlin.

(Schluß.)

Mit dem Gefühl der schwindelnden Verwirrung, welche uns in einer Irrenanstalt überkommt, verließen wir die Straße, um zu einem Bekannten zu gehen, dessen amtliche Stellung ihm Nachrichten über die Braun verschafft haben konnte. Wir hatten uns nicht geirrt. Von ihm erfuhren wir, daß Louise Braun die Tochter einer im höchsten Grade pietistischen Mutter sey. Aus mehreren Schulanstalten, in die man Louise geschickt, war sie, obgleich sie für ein fähiges Kind galt, wegen Lügens und Ungehorsams entfernt worden; dennoch hat sie vom Elementarunterricht Vortheil gezogen und ist für ein Kind ihres Alters ziemlich weit vorgeschritten. Im Frühjahr dieses Jahrs befiel sie ein nervöses Fieber, das große Reizbarkeit zurückließ; und sey es, daß das Kind durch eigene Einbildung, oder durch Anleitung der überspannten Mutter dazu bewogen wurde, sie erklärte plötzlich, Visionen zu haben. Sie sah einen schwarzen Mann während ihrer Krankheit, vor dem sie sich fürchtete, und der durch einen guten weißen Mann, einen Engel, vertrieben wurde. Dieser Engel bot sich ihr zum Führer an. Allnächtlich führt er sie in das Paradies und dann fragt sie ihn, ob die Kranken hergestellt werden können, welche sich an sie gewendet haben. Der Engel, anscheinend in der Lehre von den Medikamenten nicht bewandert, gibt keine Kurmethode an, sondern begnügt sich damit, einfach ja oder nein zu antworten, und so macht es auch Louise Braun, der Famulus des himmlischen Empirikers. „Ihnen wird geholfen werden, aber Sie müssen an Gott glauben und beten und nicht sündigen," das ist die erhabene Weisheit, mit der sie die Blinden sehend, die Lahmen gehend macht. Sie nimmt sich nicht einmal die Mühe, mit dem gewöhnlichen Hokuspokus der Somnambulen die Ursachen des Uebels, die Mittel zur Heilung anzugeben und mystische Elemente in den Realismus des Betrugs zu mischen. Sie ist keine gebildete, sondern eine naturwüchsige Wunderthäterin. Sie läßt die Kranken kaum noch vor, sie individualisirt nicht, sondern thut Wunder in Bausch und Bogen. Und diese alberne, nicht einmal phantastische Farce lockt Tausende von Menschen herbei, beschäftigt die intelligenteste Stadt des Intelligenzstaates in einer Zeit, in der das Schicksal dieses Staates von Kammern entschieden wird. Es wäre lächerlich, wenn es nicht so traurig wäre und wenn die Behörden nicht eine sehr zweideutige Rolle dabei spielten.

In all den Wochen, seit dieser wahnsinnige Unfug getrieben wird, haben weder Polizei noch Medicinalbehörden etwas dagegen geäußert, einen Schritt zur Beendigung des Aergernisses gethan. Man hat aber bekannt gemacht, daß nur diejenigen, welchen von approbirten Aerzten ein Zeugniß der Unheilbarkeit ausgestellt worden, Zutritt zu der Braun erhalten, und ohne solches lassen die wachehaltenden Constabler

Niemand in das Haus. Die Polizei hat also den Betrug legalisirt, die Aerzte unterhalten ihn. Nur die „medicinische Reform," ein Blatt, das nicht in die Hände des Publikums gelangt, hat der Braun Erwähnung gethan und sie für eine Betrügerin erklärt.

Anders aber als die Behörden verhalten sich die Pietisten und Reaktionäre zu diesem Ereigniß. Es wäre unbegründet, wollte man behaupten, sie haben das Mirakel veranstaltet; sicher aber wird es von ihnen zu ihren Zwecken benützt. — „Das ist das souveräne Volk!" heißt es, „da sieht man, was es mit der Einsicht des souveränen Volks, mit seinem gesunden Verstand für eine Bewandtniß hat! Und solchen Thoren soll man die Wahl ihrer Vertreter überlassen und sie an der Staatsverwaltung Theil nehmen lassen?" — Und diese spottende Frage würde berechtigt seyn, wäre jene Leichtgläubigkeit die ausschließliche Eigenschaft der niedern Stände.

Die Braun hat behauptet, oder Feinde des achtzehnten März behaupten es für sie und verbreiten es in den Volksmassen, welche vor ihrem Hause stehen, die Visionen haben im Entsetzen über die Ereignisse des achtzehnten März begonnen. Damals habe sie ihre Mutter, welche von Geschäften in der Stadt festgehalten ward, in großer Gefahr, den König ebenfalls bedroht gesehen, und der Engel habe ihr gesagt, Mutter und König würden gerettet werden. — „Ja," sagte ein gut Gekleideter vor dem Braunschen Hause, „in so verruchten Zeiten muß Gott Wunder thun, muß er sich des Königs, der armen verirrten Menschheit annehmen, um sie zurückzuführen auf den rechten Weg!" — „Gewiß!" bekräftigte ein Handwerker, der mit einem augenkranken, scrophulösen Kinde herbeigekommen war, „gewiß, Sie haben Recht! Ich habe mich auch schwer gegen unsern Herrgott und gegen den König vergangen, ich bin im Sommer auch dabei gewesen; aber wenn die Braun meinem Kinde helfen kann, so will ich, so wahr Gott lebt, einen neuen Wandel beginnen und nie wieder gegen meine Obrigkeit mich versündigen."

So schwirrt es durcheinander in den niedern Volksschichten und den höhern Volksklassen. Als wir am Abend uns in einer Gesellschaft von literarisch und künstlerisch gebildeten Personen befanden, sprach man natürlich ebenfalls von dem Wunderkinde. Eine Dame, welche uns zunächst saß, erklärte, sie könne sich nicht denken, daß hier rein geistige oder himmlische Inspirationen obwalten. Wir waren derselben Ansicht, fest überzeugt, uns mit ihr vollkommen verständigt zu haben, als sie plötzlich, mit wehmüthigem Augenaufschlag gen Himmel blickte und leise das Haupt hin und her wiegend, die Worte sprach: „Es ist leider das Werk des Teufels, teuflische Eingebungen ganz und gar!" — Wir sahen uns an und trauten unsern Sinnen nicht.

Noch immer dauert das Unwesen fort, noch immer werden die Namen der Prinzen dazu gebraucht, um vor der Thüre der Braun als Lockspeise zu dienen, obgleich Wohlunterrichtete behaupten, daß Louise Braun sich, wenn sie ihre Wohnung verlasse, nicht zu irgend einem Hofstaat, sondern in das nahe gelegene Haus eines überorthodoxen Theologen begebe, der die Wunderthäterin nebst ihrer Mutter unter seinen speziellen Schutz genommen habe. — „Sie ist ein Engel," sagen die alten Weiber; „sie ist nicht von dieser Erde, sie ist eine Schwester unseres Heilands, die Gott auf die Erde geschickt hat, uns zu helfen!" — Wollte der Himmel, daß statt dieser Schwester des Heilandes, sein Nachfolger, ein wahrer Erlöser auf die Erde gekommen wäre, um uns durch ein tüchtiges Gesetz über allgemeinen Volksunterricht endlich von solchem Hexenspuk zu befreien!

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

(Schluß.)

Das Theater des Friedrich Wilhelmstädtischen Casinos.

Ein Wallfahrtsort besonderer Art ist das Theater des Friedrich Wilhelmstädtischen Casino's. In dem Stadttheil, von dem das Casino den Namen führt, und der erst in den lezten zehn bis fünfzehn Jahren aus sumpfigen Wiesen aufgeschossen ist, hat sich ein Vergnügungsort aufgethan, der sich auch während der Stürme der Revolution gehalten hat. Im vorigen Jahre wurde dort im Garten hinter dem palastähnlichen Hause ein

Sommertheater aufgeschlagen, auf dem sich rührige Schauspieler, von Wanderbühnen versprengt, rüstig tummelten. Das Theater konnte es wagen, als der Winter kam, sich gegen diesen zu umschließen und zu überdachen. Die Bretterwände wurden mit Tapeten überspannt, das Balkenwerk durch Farben und Gold aufgehöht, ein paar eiserne Oefen zur Verbreitung einiger Wärme aufgestellt und den Zuschauern überlassen, sich durch zahlreiches Erscheinen gegenseitig zu erwärmen. In diesem Theater nun, welches zugleich jungen Talenten Gelegenheit gibt, Erstlingsversuche einem dankbaren Publikum vorzuführen, wird jezt fast an jedem Spieltage ein politisches Lustspiel gegeben. Ein Commis einer hiesigen Buchhandlung hat dasselbe nach dem französischen »la propriété c'est le vol« zurecht geschnitten, hiesigen Verhältnissen angepaßt und zugleich dazu benüzt, die Häupter, die voriges Jahr Berlin beherrschten, mit ziemlich viel Geschick und guter Laune zu verspotten. Die Schauspieler haben sich treffliche Masken angelegt, die Helden werden bei ihrem Erscheinen mit ihren Namen begrüßt, und wer im vorigen Jahre nicht das Glück gehabt hat ihre Bekanntschaft zu machen, kann dieß jezt nachholen, denn er sieht sie wie sie leibten und lebten vor sich, tobend und mit Phrasen und Schlagwörtern um sich werfend, die leider von so bedeutender und trauriger Wirkung gewesen sind. Daß man diese Zeit mit ihren Wirren in ihrer Nichtigkeit darzustellen sucht mit allen Mitteln, die dem Ernste wie der Satire zu Gebot stehen, ist recht und nichts dagegen zu sagen; aber die Begebenheiten, die wir erlebt, sind doch zu ernst und noch zu neu, als daß wir jezt schon darüber lachen könnten. Doch wir ahmen auch darin den Franzosen nach, wie wir ihnen im März die Revolution ihres Februars nachgeäfft haben.

Halle a. d. S., März.

(Fortsetzung.)

Florencourt.

Während ich zu meinem Erstaunen in den Zeitungen lese, daß selbst die jezt conservativ zu nennende Regierung von Bern den Redakteur des „Guckkastens" verfolgt, erleben wir es, daß in Deutschland in jedem Winkel ein solcher Zeitungspilz aufschießt. Ich schrieb Ihnen in meinem lezten Briefe auch von dem in Naumburg von Franz von Florencourt redigirten Volksblatt für Stadt und Land, das in weiten Kreisen gelesen wird. Ich würde demnach nicht auf dieses Blatt zurückkommen, wenn nicht das Interesse an dem Redakteur mich dazu bewegte, dessen neuestes Schriftchen: „Berlin und Frankfurt," — gesammelte Aufsäze aus dem Volksblatt — in Ihrem Literaturblatt, wenn auch nicht beistimmend, doch anerkennend besprochen wurde. Derselbe will nämlich im nächsten Sommer oder Herbst Europa verlassen, um sich in Nordamerika eine neue Heimath zu gründen, nach einem vielbewegten literarischen Leben. Es lohnt sich wohl der Mühe, auf das Leben eines solchen Mannes zurückzublicken, der, kampfesmüde, sein Vaterland aufgibt und sich selbst verbannt, weil er den Launen eines Volks nicht schmeicheln will, für dessen Rechte er mehr als zehn Jahre lang mit Treue und Ausdauer, und unter mancherlei Verfolgungen gekämpft hat. Wehe Germanien, wenn die Vorhersagungen seines scheidenden Sehers alle so einträfen, wie er sie mit größter Bestimmtheit ausgesprochen! Und leider haben sich manche seiner früheren Voraussagungen nur zu bald bestätigt. Florencourt redigirte von 1838 bis 1840 die literarischen und kritischen Blätter der „Hamburger Börsenhalle," schrieb von 1841 bis 1847 für die Brockhausschen „Blätter für literarische Unterhaltung," redigirte von 1841 bis 1843 die „sächsischen Vaterlandsblätter," gab 1846 „fliegende Blätter" heraus, schrieb in demselben Jahr drei Bände „Zeitbilder," später „zur preußischen Verfassungsfrage," „über Polen" u. s. w. Außerdem schrieb er in verschiedenen andern Blättern, in Biedermanns „Herold," in Bran's „Minerva," in den „Rosen," in der „Ameise," in einem Taschenbuche „Vorwärts," ja sogar in Wigands „Epigonen," von denen ein ganzer Band wegen eines Aufsatzes von Florencourt confiscirt wurde. Und dieser alte Kämpfer, der schon vor vielen Jahren für eine preußische Constitution stritt, will nun, weil er sich von allen seinen früheren Mitstreitern verlassen sieht und an Deutschlands Zukunft verzweifelt, sich mit seiner zahlreichen Familie in die Urwälder Amerika's zurückziehen. In der ersten dießjährigen Nummer des seit vorigem Frühjahr von ihm redigirten „Volksblattes," worin er den Lesern seinen Entschluß mittheilt, sagt er: „Was die Klostermauern für jene alten Ritter waren, das mögen für mich armen Ritter von der Feder der atlantische Ocean und die Urwälder und Prairien des nordamerikanischen Westens seyn. Keine Politik, keine Debatten über Revolution und Vereinbarung, über Emancipation von Schule und Kirche, keine Kölnische Zeitung, keine unparteiische Oberpräsidenten, keine Frankfurter Nationalversammlung! Ach, welche Unsummen von Jämmerlichkeiten und Elendigkeiten, denen auch die stärkste Constitution zulezt unterliegen muß, wird man doch mit einemmale los durch eine kurze Reise über's Meer! Wie viel Unreinigkeit wascht doch das Salzwasser mit einemmale von uns ab!" Das schrieb zu Anfang des Jahrs 1849 derselbe Mann, der noch vor wenigen Jahren ausgerufen: „Nur in Deutschland wird der Deutsche verstanden, nur in Deutschland ist Wiedererkennen seines tiefsten Wesens in der Seele des Andern, nur in Deutschland jene tiefere Liebe, die auch ohne Worte sich ahnt, nur in Deutschland ist endlich Versöhnung jedes Lebenszwiespalts für ihn möglich. Wer vermag es, die ganze Summe jener Seligkeit zu schildern, die man nicht an den Schuhsohlen mit sich forttragen kann und die in dem Einen Worte „Deutschland" liegt!" Was für eine Veränderung muß seitdem in diesem Deutschland vorgegangen seyn? denn der Mann, der jene, wie diese Worte schrieb, ist derselbe geblieben. Uebrigens fährt Florencourt bis zu seiner Abreise fort das Volksblatt zu redigiren und darin gegen „Seine Majestät den Pöbel" sowohl auf der Gasse als in der Paulskirche zu Frankfurt zu kämpfen. In meinem vorigen Briefe gab ich Ihnen einige poetische Proben dieser Polemik. Sie werden mir dießmal wohl eine Probe im entgegengesezten Sinne erlauben, die freilich die Redaktion mit der Bemerkung begleitet: „Nicht unsere Ansicht. Der künftige deutsche Kaiser muß erst zu Hause König seyn." Es ist nämlich eine Aufforderung an den König von Preußen, das „kühne Roß" zu besteigen. Nur einige Verse:

Ob es sich bäumt, ob es im Koller
Den Reiter abzuwerfen sucht,
Du reite wie ein Hohenzoller
Und lehr' es Deiner Rosse Zucht

Und überspringt es alle Schranken,
Fähr's hin Karriere wie ein Bliz,
Sez' ihm die Sporen in die Flanken,
Die Sporen von dem alten Friz.

Es gilt! Spreng' über diese Brücke,
Es ist ein Ritt um's gold'ne Vließ!
Vertrau' dem alten Preußenglücke,
Das seine Reiter nie verließ!

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 72. Sonnabend den 24. März 1849.

Zu Pferd! zu Pferd!
Es brennt das Land, Percy ist hoch gestiegen,
Wir müssen, oder sie nun unterliegen.

Shakespeare

Aus den Briefen eines deutschen Offiziers in der Armee des Banus von Croatien.

(s. Nr. 44—48.)

Von Wien nach Pesth.

Kaum war die Wunde, die ich vor Wien erhalten, wieder so weit verharscht, daß ich das Pferd besteigen konnte, so ging es auch wieder fort aus Wien. Ich freute mich aufrichtig darüber; es war höchst unbehaglich in der sonst so lustigen Kaiserstadt, man erkannte sie kaum wieder. Alle Kameraden, die bleiben mußten, beneideten uns, als wir nach Ungarn aufbrachen, und hätten gar gern mit uns getauscht. Und doch war voraussichtlich ein Winterfeldzug in einem so unkultivirten Lande wie Ungarn keine Lustpartie, und wir konnten uns auf Strapazen aller Art gefaßt machen. Wir haben sie denn auch in Fülle gefunden, und nur zu oft gefroren, daß uns die Zähne klapperten. So viel ich diesen Sommer in Italien von der Hitze ausstehen mußte, so sehr jezt in Ungarn von der Kälte, und ich bin in diesem Jahre gehörig gebraten und dann wieder ausgefühlt worden. Aber auch nicht Einer meiner Soldaten hat während des ganzen Feldzugs geklagt oder gar gemurrt; Alle waren bei Tag und Nacht, im Sturm und Schneegestöber, willig zu jedem auch noch so beschwerlichen Dienst, voll Hingebung für ihre Offiziere und voll Vertrauen auf den Sieg.

In Ungarn rückten wir fast gerade an derselben Stelle wieder ein, wo wir es am 9. Oktober verlassen hatten. Wir sahen jezt besser aus, waren vollständiger ausgerüstet, unsere Rosse wieder herausgefüttert und bei frischen Kräften, und so konnten wir es schon auf einen Winterfeldzug ankommen lassen. — Gleich in den ersten Tagen unseres Einmarsches bestand ich, der ich mit einer starken Rekognoscirpatrouille vorausgeschickt war, ein kleines Gefecht mit einer Abtheilung berittener Honvéds (Landsturm). Es kam nicht viel dabei heraus; die Insurgenten zogen sich bald auf eine Infanterieabtheilung zurück, die uns, als wir umkehrten, einige Kugeln nachsandte, welche aber weiter keinen Schaden thaten. Ueberhaupt machte es uns das Insurrektionsheer im Anfang gar leicht, und wir wunderten uns über den geringen Widerstand, den wir fanden. Preßburg ward ganz ohne Vertheidigung uns überlassen, und die große Mehrzahl der Bewohner dieser Stadt, die der Kossuth'schen Sache stets abgeneigt gewesen, empfing unsere Truppen mit lautem Jubel. Meine Wirthsleute schilderten den Terrorismus, der hier geherrscht, und die Rohheiten und Grausamkeiten, welche sich die Honvéds hatten zu Schulden kommen lassen, mit den abschreckendsten Farben. Einige Juraten freilich machten finstere Gesichter, und man sah wohl, daß wir ihnen gar unwillkommene Gäste waren, denen sie viel lieber mit Pulver und Blei, als mit rothem Ofner aufgewartet hätten. Einen harten Kampf erwarteten wir zuversichtlich vor und bei Raab, aber auch dort sahen wir uns zu unserem großen Erstaunen getäuscht. Die Insurgenten hatten dort weitläuftige Verschanzungen angelegt und Anstalten getroffen, als wenn sie dieselben mit ihrer ganzen Macht wochenlang vertheidigen wollten, und doch verließen sie die Werke, sobald wir erschienen. Warum Kossuth dem Lande alle diese Opfer auferlegte, so viele Fruchtbäume umhauen,

Brücken abtragen, Häuser niederbrennen ließ, wenn er sich doch nicht besser vertheidigen wollte, begreift man nicht. Die Gegend um Raab hat durch die Insurgenten furchtbar gelitten und wird sich in Jahren nicht erholen können. Statt sich zu schlagen, hatten hier mehrere Honvéd-Abtheilungen über dreißig gefangene Soldaten eines croatischen Grenzregiments auf's grausamste ermordet, da es ihnen zu umständlich war, dieselben weiter mit sich herumzuschleppen.

Auch Moor ward bald von unserer Kolonne besezt, ohne daß diese ernstlichen Widerstand fand. Hinter Moor, nicht sehr weit von dem bekannten Militärgestüt Babolna, kam es am 29. December zum erstenmal zu einem tüchtigen Treffen zwischen uns und dem Perczel'schen Corps. Es war an dem Tage ein Frost von 15 bis 16 Grad. Schon seit Nachmittag vier Uhr des vorhergehenden Tags waren wir die ganze Nacht durch marschirt, um den Feind zu erreichen. An diesen Nachtmarsch werde ich noch lange denken; so habe ich in meinem Leben nicht gefroren. Mark und Bein durchschneidend pfiff der eisige Nordwind über die weite Ebene. Auf den Pferden war es vor Kälte nicht mehr auszuhalten, und da es dazu glatt gefroren war und die Thiere ausglitten und oft zu stürzen drohten, war die ganze Cavallerie abgesessen und zog zu Fuß vorwärts, die Rosse am Zügel nach sich ziehend.

So marschirten wir auf einem schmalen hohen Damm, der durch die halbgefrorenen Sümpfe führte, die ganze Nacht durch, nicht in der muntersten Stimmung und manche Verwünschung gegen die Insurgenten ausstoßend. Hätten dieselben ihren Vortheil nur etwas verstanden, so hätten sie uns in dieser Nacht auf den Dämmen angegriffen. Endlich, Morgens zehn Uhr, wo die Kälte schon bedeutend nachgelassen hatte, trafen wir auf einer Ebene das Perczel'sche Corps, an 19,000 Mann stark, Fußvolk, Reiterei und Geschütz. Unsere Soldaten, durch den kalten Nachtmarsch wüthend geworden, waren kaum zu halten, bis der Befehl zum Angriff da war, und stürzten sich dann wie toll auf den Feind. Besonders die beiden Kürassierregimenter Wallmoden und Hardeg fanden hier Arbeit. Die Erde zitterte, als diese schweren Reitergeschwader, fest geschlossen Roß an Roß, in scharfem Trab auf dem hartgefrorenen Boden gegen den Feind rasselten. Die Kürasse, die Helme, die langen Pallasche blizten; es war ein wahrer Schlachtenanblick.

Das Heer der Insurgenten focht theilweise mit großer Entschlossenheit; aber es fehlte an der Führung, am Vertrauen auf die Offiziere. Die Honvédbataillone lösten sich bald auf und suchten ihr Heil in der Flucht. Am hartnäckigsten focht ein Bataillon des früheren ungarischen Regiments „Prinz von Preußen," das jezt, mit Ausnahme einzelner Offiziere und treu gebliebener Soldaten, ganz auf Seite der Insurgenten stand. Es war früher ein sehr stattliches Regiment, wohl bekannt und geehrt in der Armee, jezt ist es dahin. Die Leute, größtentheils Magyaren von reiner Race, wehrten sich mit verzweifeltem Muthe, aber ganze Rotten sanken unter den Pallaschhieben der mächtigen Kürassiere, die furchtbar hausten, als sie einmal in die Glieder gedrungen waren. Weithin konnte man das Klirren der Klingen auf den Bajonnetten hören, dazwischen die magyarischen Flüche von der einen, die böhmischen von der andern Seite in buntem Gemisch, auch wohl einzelne Schmerzenslaute der Getroffenen. Es war ein furchtbares Gefecht, das manches Leben kostete.

Wir stießen hier auch auf eine starke Husarenabtheilung des Regiments, bei dem ich früher gestanden hatte; glücklicherweise fügte es sich nicht, daß ich selbst mit ihnen handgemein wurde, obgleich mein Säbel an diesem Tage auch tüchtig Arbeit fand. Es war mir leid genug, diese Leute, von denen ich so Manchen selbst zum Soldaten gebildet, die so lange meine treuen Untergebenen gewesen, jezt gegen ihren König fechten zu sehen. Einzelne der Husaren salutirten mich im Vorbeisprengen mit dem Säbel.

Bei der Verfolgung der geworfenen Feinde, wo das Ganze sich oft in ein Einzelngefecht auflöste, war ich Zeuge eines Auftritts, der den tiefsten Eindruck auf mich machte. Da mir etwas am Sattelgurt zerrissen war, hielt ich an, um es auszubessern, und blieb so allein auf einer kleinen Wiese zurück, durch welche sich ein breiter Graben zog, über den man wegen der glattgefrorenen Ränder mit dem Pferde nicht setzen konnte. Plötzlich sah ich aus dem nahen Buschholz jenseits des Grabens einen feindlichen Husaren, von zwei Kürassieren hart verfolgt, heraussprengen. Da der Graben mich von denselben trennte, ich auch einen Schuß in meiner gezogenen Pistole hatte, blieb ich ruhig neben meinem Pferde stehen, das Weitere abzuwarten. Als der Husar näher kam, erkannte ich in ihm einen frühern Unteroffizier, der lange bei meinem Zuge gewesen war.

(Fortsetzung folgt.)

Der Nord-West-Bahnhof in London.

(Schluß.)

In kurzer Entfernung von der Plattform ist das Findlingsbureau, the lost luggage office, an welches der Sucher alles Gefundene abliefert. Der hier angestellte Beamte trägt jeden Gegenstand in ein Buch ein, mit Angabe des Tags, des Zugs und der Wa-

genklasse. Hat der Gegenstand eine Adresse, so wird er acht-und-vierzig Stunden zurückbehalten und dann, wenn in der Zwischenzeit von Niemand abgefordert, dem Adressaten übersendet. Hat er keine Adresse, fragt auch Niemand darnach und ist er irgendwie verschlossen, so wird er nach Monatsfrist geöffnet, und findet sich in Betreff des Eigenthümers eine Auskunft, dieser brieflich unterrichtet. Fehlt jeder Anhalt, so bleibt der Gegenstand zwei Jahre in Verwahrung und wurde dann bisher unter den Dienern des Instituts an den Meistbietenden verkauft, der Ertrag aber theils an den Krankenfonds zur Unterstützung der im Dienste Beschädigten, theils an den von den Arbeitern gebildeten „freundlichen Verein" abgegeben. Die Verwendung des Ertrags ist fortdauernd dieselbe, der Verkauf jedoch wegen wahrgenommener Ungebührnisse jezt ganz öffentlich.

Außer gedachtem Buche wird im Findlingsbureau ein zweites geführt, Luggage Inquiry Book, wo Anfragen nach Sachen, welche weder vom Sucher, noch sonstwie eingeliefert worden sind, niedergelegt werden. Beschreibungen der angezeigten Gegenstände schickt der Beamte an die Stationen, wo Gefundenes aufbewahrt wird, was nicht bei allen geschieht, indem für die zwischen London und Wolverton gefundenen Effekten London, für die zwischen Wolverton und Birmingham gefundenen Birmingham der Stapelort ist u. s. w. Geht hierauf keine Antwort ein, so erläßt der Beamte als leztes Mittel und wegen der Möglichkeit, daß eine Zwischenstation die Ablieferung vernachlässigt hat, oder eine falsche Angabe erfolgt ist, an sämmtliche 310 Stationen der zwei- und-vierzig Eisenbahnlinien ein Rundschreiben, nach dessen Erfolglosigkeit der Anfragende Meldung davon erhält. »The property you have lost, is not on the railway,« lautet die offizielle Phrase.

Während der ersten zwei Monate nach erfolgter Einlieferung werden die Sachen in einem an das Bureau stoßenden Raume, dann für die nächsten zwei Jahre in einem unterirdischen Gewölbe aufgespeichert, dessen Einrichtung und Inhalt wirklich sehenswerth sind. In vierzig Abtheilungen lagern die mit den Büchern übereinstimmend numerirten und bezeichneten Sachen, und es dürfte leichter seyn zu sagen, was nicht, als was hier zu finden ist. Eine fabelhafte Menge Männer- und Damenhüte, Sonnen- und Regenschirme, Stöcke aller Größen und Formen, Arbeitsbeutel jeden Alters, Tabaksdosen und Riechfläschchen, gestickte und ungestickte Taschentücher, rothe Shawls, gelbe Shawls, Shawls jeder Farbe, schottische Plaids und seidene Slips überzeugen einen von der geheimnißvollen Macht des Zischens der zusammengedrückten Luft im Signalhaus, des hellen Glockentons, des Wiedersehens harrender Freunde, mit einem Worte, von den wunderbar widerstreitenden Gefühlen, welche bei der Ankunft im Bahnhofe das Gedächtniß verwirren und den Geist befangen mögen. Natürlich fehlt es in dieser Rolandshöhle auch weder an Röcken und Mänteln, noch an Reisetaschen und Felleisen, weder an Mappen und Necessaires, noch an Romanen, Reisebüchern, Bibeln und Cigarrenetuis. Doch befremdete es mich, daß sogar ein Jäger seine Büchse, ein Angler seine Angelruthe, ein Soldat seinen Tornister, ein Krüppel seine Krücken und muthmaßlich ein Schotte seinen Dudelsack vergessen hatte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., März.

Die Welkersche Aufregung.

Die Museumssoiréen sind geschlossen, die gesellschaftlichen Soiréen mit ihrem einförmigen Gepräge neigen sich ihrem Ende zu; wir befinden uns im Monat der „Märzerrungenschaften." Die „Putsche," die man wiederholt angesagt hatte, sind nicht eingetreten; aber Herr Welker, der bis zum eilften März Abends gut großdeutsch gesinnt war, hat plözlich am zwölften Morgens erklärt, daß das Vaterland in Gefahr sey und eines preußischen Erbkaisers bedürfe. Wenn die „Putsche" auf der Straße unterbleiben, so sorgen unsere Professoren dafür. Es fand große Aufregung statt; an allen Straßenecken und an allen Tischen im „Bürgerverein" vernahm man Verwunderung, aber weniger über die Gefahr des Vaterlands, als über die Sinnesänderung des Herrn Welker. Es mußte Ungeheures geschehen seyn, daß ein so steifer Verfechter Großdeutschlands sich einstweilen mit einem Kleindeutschland begnügen wollte. Die Herren aus Baden, welche die politische Handlungsweise Welkers aus ihrem früheren collegialischen Verhältnisse zu demselben zur Genüge kennen, wunderten sich nicht; aber sie nahmen mit Freuden seinen Abfall auf die schwarz-weiße Seite an. Die „deutsche Zeitung" erklärte, daß der Name Welker noch immer einen zu guten Klang habe, als daß derselbe durch irgend welche Verirrungen (sic)

habe an Metall verlieren können. — Wo aber sind die Märzerrungenschaften? Wir können versichern, daß die dramatische Aufregung, die in der Nationalversammlung bei dieser und ähnlichen Gelegenheiten herrscht, sich zwar leicht auf Augenblicke über die Straße verbreitet, sich aber eben so schnell verflüchtigt. Im Volk wenigstens faßt sie nicht Fuß, das Volk ist theilnahmlos gegen diese ohnmächtigen Zuckungen. Wahrscheinlich wird der Welkersche Theatercoup (wir können ihn nicht anders nennen, obwohl wir an der Ehrlichkeit dieses Staatsmannes keinen Augenblick zweifeln,) keinen bleibenderen Erfolg haben als frühere Versuche, die deutsche Einheit zuzuspitzen. Man wird sich nachgerade überzeugen müssen, daß es die Diskussion und das Papier nicht thut, sondern das Leben. Was das leztere betrifft, so kann man sich freilich nicht länger gegen dasselbe wehren; aber jezt, da man eingestehen muß, daß ein Unterschied zwischen Norden und Süden nicht zu bestreiten ist und daß die nationale Einheit, die in der Bildung unstreitig vorhanden ist, dem Begriff der Masse sehr fern liegt, jezt denkt man nicht mehr an eine nationale Einheit, sondern an deren zwei, eine nord- und eine süddeutsche. Man will sich einstweilen mit der norddeutschen begnügen und an ihre Spitze den König von Preußen stellen. Soll das eine Märzerrungenschaft seyn? — In diesen flüchtigen Andeutungen liegt die Entwicklung Deutschlands seit dem März 1848 bis zum März 1849. Wird Gagern einstweilen die Zeche zahlen müssen? Wir Deutsche haben das Talent, Größen zu erfinden; wir werfen uns in den Staub vor einem Washington, den wir haben wollen, und ist er hinterher nicht der, den wir in ihm suchten, so ist das seine Schuld. Wir schreiben Pamphlets, Broschüren und Gedichte über und gegen ihn und unsere Begeisterung kühlt sich in demselben Maße ab, in welchem sie angeschwollen ist. Sie gleicht dem übersiedenden Wasser, das, wenn es zeitig von dem untergelegten Feuer genommen wird, wieder in die alte Behaglichkeit zurücktritt.

(Schluß folgt.)

Halle a. d. S., März.

(Schluß.)

Das Museum. — Das Theater.

Sie sehen, daß es bei uns troz aller Bescheidenheit der preußischen Note auch solche gibt, die ehrgeizige, kühne Hoffnungen hegen. Nicht weniger aber gibt es solche, die, obschon oder eben weil sie entschiedene Preußen sind, sich über die „Bestimmtheit und Festigkeit“ der österreichischen Note freuen. Dürfte ich noch einen Vers hersetzen, so würde ich an die Worte erinnern, die Max von Schenkendorf zum Schlusse seines Gedichts: „der Stuhl Karls des Großen,“ an J. B. Bertram aus Köln richtete:

> Einen hat sich Gott erseh'n,
> Dem das Erbtheil zugefallen,
> Der ein Stern wird seyn vor Allen;
> Und was Gott will, mag gescheh'n! —

Nach dieser Zeitungschau möchte ich Sie noch auf unser Hallesches literarisches Museum führen, auf dem ich auch Ihr Blatt zu lesen pflege, wenn nur dasselbe — das Museum, nicht das Morgenblatt — mehr zu rühmen wäre. Allein ich kenne kein schlechteres Museum als das hiesige. Ich war früher Mitglied mehrerer Museen, oder wenigstens eine Zeit lang in dieselben eingeführt, so in Göttingen, Heidelberg, Bern, Leipzig. Ich nenne nur Städte, hinter denen Halle an Größe und zum Theil auch an Bedeutung keineswegs zurücksteht; aber in allen den genannten Orten sind die Museen nicht nur zehnmal besser mit Zeitungen versorgt, sondern, was die Hauptsache ist, es ist mehr als zehnmal besser für die Annehmlichkeit und Bequemlichkeit der Leser gesorgt. Auf dem Halleschen Museum findet man keine süddeutschen und keine nordischen Zeitungen, den „österreichischen Loyd“ und den „Hamburger Korrespondenten“ ausgenommen, sondern nur Berliner und rheinische Zeitungen und Lokalblätter. Das Schlimmste aber ist, daß die ganze Anstalt nur aus einem einzigen, großen Lesesaal besteht. Da gibt es keine Wirthschaft, wo man ein Glas Bier, eine Tasse Kaffee erhalten könnte, kein Billard, ja nicht einmal ein kleines Sprechzimmer, wo man eine Cigarre rauchen und mit einem Freunde über einen gelesenen Gegenstand plaudern könnte. Da sizt Alles steif und stumm um den langen, grünen Tisch, über dem die ewigen Lampen hängen. Die Folge davon ist, daß sehr wenige Studenten am Museum sich betheiligen und daß die meisten ihren eigenen, oft sehr einseitigen Lesezirkel haben. Bei einer nur einigermaßen comfortablen Einrichtung würde das Museum sehr an Mitgliedern gewinnen und dadurch die größern Kosten reichlich gedeckt werden. — Das hiesige Theater kenne ich noch zu wenig, um ein Urtheil darüber abgeben zu können. Wir haben hier aber ein eigenes, für die Kunst errichtetes und vor einigen Jahren reparirtes Schauspielhaus. Daß schon im vorigen Jahrhundert hier gespielt wurde, ersah ich kürzlich zufällig aus einem in meine Hände gefallenen Chronisten. Nachdem er erzählt, daß im Jahr 1782 in Halle die spanische Influenza geherrscht und durch „schweißtreibende Mittel“ vertrieben worden sey, fährt er fort: „Um gegen das Ende der Regierung Friedrichs II. die Influenza der Theaterprinzessen auf die Ruhe gemeiner Studenten und Offiziere zu heben, mußte Doblin auf höhern Befehl Halle und den Rathskeller, worauf sie spielten, verlassen.“ Daraus schließe ich, daß unser jetziges Theater, das keineswegs neu aussieht, erst nach 1782 erbaut seyn muß. Doch das nächstemal mehr darüber. Für dießmal nur noch, daß kürzlich in einem hiesigen Blatte ein neues, zum erstenmal zur Aufführung gelangtes Stück: „Landgraf Friedrich mit der gebissenen Wange,“ von Alexander Most, sehr günstig besprochen und der Verfasser sogar als ein „neuer Heros auf dem verwahrlosten Gebiete der dramatischen Poesie“ bezeichnet wurde. Ich bin wenig geneigt, auf derlei Redensarten ein Gewicht zu legen. Dagegen habe ich einen andern dramatischen Versuch, wenn auch nicht über die Bretter gehen sehen, doch gelesen und mit Freuden begrüßt; ich meine das so eben hier in Halle erschienene Trauerspiel: „Rüdiger von Bechlarn,“ in welchem die Helden der Nibelungen auftreten. Der Verfasser ist ein hiesiger junger Dichter, Wilhelm Osterwald, Lehrer am Pädagogium, der im vorigen Jahr einen Band Gedichte erscheinen ließ und „aus der alten deutschen Welt“ über Gudrun, Siegfried und Chrimhilde u. s. w. schrieb. Ein gründlicher Kenner der deutschen Literatur, Vilmar, sagt in seiner deutschen Literaturgeschichte irgendwo: „wäre unser Volksbewußtseyn stark genug geblieben und nicht durch das übermächtige Eindringen fremder Stoffe, sowie durch die Gelehrsamkeit und durch die hitzigen religiösen Kämpfe geschwächt worden, so hätten wir im sechzehnten Jahrhundert die Sagen von Siegfried, Dietrich und Hildebrand auf unserer Bühne erblicken müssen, wie durch Sophokles und Euripides die Helden der Sage vom Trojanerkriege und der Sage vom Oedipus auf die Bühne traten.“ Sollte unser Volksbewußtseyn so erwacht seyn, daß es in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts das nachholt, was in der Mitte des sechzehnten versäumt worden ist?

Beilage: Literaturblatt Nr. 22.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 73. Montag den 26. März 1849.

— And all for nothing!
For Hecuba! What's Hecuba to him!
Shakespeare.

Ein Stück Bühnenleben.

Braut von Messina! — Auf der Bahre lag
Don Manuel, vom Trauertuch umflossen;
Bleich war sein Antlitz, wie ein Wintertag,
Das Auge, scheingebrochen, fest geschlossen.
An seine Brust warf sich ein jammernd Weib
Und schrie zum Himmel so gewalt'ge Klagen,
So wahre, als ob wirklich einst ihr Leib
Den da erschlag'nen muttertreu getragen!

Dazwischen klingt der Chor. Die Kränze sind
Auf seinen Häuptern welk schon und zerrissen;
Düstere Fackeln flackerten im Wind,
Der frostig hinschlich hinter den Coulissen.
Dem scheinbar Todten rann durch Kopf und Brust
Ein tiefer Schauer, seiner Seele graute.
Er dachte an den Bruder von Sankt Just,
Der, so wie er, sich selbst als Leiche schaute.

Bang wird ihm, bang; die Schwüle steigt zur Glut,
Die spielerregten schnellern Pulse klopfen;
Ihm ist, als hör' er seiner Wunde Blut
Durch's Bahrtuch auf den Estrich niedertropfen.
Er drückt die Hand sich fester auf das Herz,
Daß es die Kerkerwölbung nicht durchschlage;
Entrückt dem Spiel, dem lauten Mutterschmerz,
Stimmt um sich selbst er an die stumme Klage:

„Und wenn einst wirklich diese Wang' erbleicht,
Die Stirne kalt, die ruhelos gesonnen,
Was ist gewonnen dann und was erreicht?
Es war ein Nebelbild — und ist zerronnen!

Nichts festgehalten! trügerische Kunst,
Die mich zu ihrem Werkzeug auserkoren!
Ein Werkzeug nur — und das Gebild ein Dunst,
Verflogen mit dem Licht, das es geboren!

Ein schales Maskenspiel, nur reich an Zwang!
In Schmerz, in Lust, stets mit geschminkter Miene;
Ha, eine Lüge, denn kein Auge drang
Tief in die Werkstatt hinter die Gardine!
Ein Kampf mit Neid und Mißgunst! Nur ein Ball,
Geschaukelt von den wechselvollen Wogen
Des Beifalls und des Tadels! Rauch und Schall!
Und ist's am Ziel — wie Rauch und Schall verflogen!

In Wahrheit arm, an Täuschung überreich!
Wie schnell verdirbt der Tag des Abends Gnaden!
Dem gottverfluchten müden Paria gleich,
Mit meines Standes altem Fluch beladen!
Gesucht, verwöhnt, begafft wie fremder Tand,
Doch schon im nächsten Augenblick beschwerlich;
Und drückt uns Der und Jener auch die Hand —
Ei was, jezt sind auch Henkersfäuste ehrlich.

Verflucht ein Leben, das nach Stunden zählt,
Die ungenützt im Zeitenstrome münden,
Die Nerven schwächt und nur die Muskeln stählt,
Die leichtgehorsam Schmerz und Lachen künden!
Geübter Täuscher, der sich selbst beklagt,
So friedvoll scheinend und so unbefriedet,
Und fest, indeß der Geier ihn benagt,
An der Verstellung dürren Fels geschmiedet!

Vor mir im hellen schöngewölbten Saal
Schweigsame Richter an bequemen Schranken,
Vom großen Haufen eine kleine Zahl,
An Dank wie arm, noch ärmer an — Gedanken!
Um mich beschäftigt die Kam'raden werth,
Beredte Freunde, zürnende Kollegen!
Wie ist's, Don Cäsar, stieße nicht dein Schwert
Mich gern für immer so aus deinen Wegen?

O glücklich der, dem nichts die Lust verdirbt,
Der nie gefühlt die Qualen der Verneinung;
Der nur um leichte Frauenherzen wirbt
Mit seines Wirkens schillernder Erscheinung;
Der auf die Würfel, auf die Karte wagt,
Was ihm der Schweiß des Puppenspiels getragen,
Und dem der wüste Taumeltanz behagt
Um Bacchus und der niedern Venus Wagen!

Ich bin die Waare, die zu Markte geht,
Sich selbst anpreisend, vom Gedräng' umfluthet,
Die jeden Tag auf's Neu' zu kaufen steht,
Ein lächelnd Opfer, dem die Seele blutet;
Ein Körper nur, ein brauchbares Metall,
Das leicht in die gewünschte Form zu bringen.
Sein ganzer Werth ist Biegsamkeit und Schall;
Der Hammer schlägt daran und es muß klingen."

Und tiefer, immer tiefer so verlor
Der Mime sich in seines Scheintods Schatten;
Da nimmt die Bahre auf der junge Chor,
Den Sohn dem Vater ähnlich zu bestatten.
Nicht eine Seele ahnt im weiten Rund
Des Hauses, tiefergriffen von dem Spiele,
Den leisen Seufzer aus des Gauklers Mund:
„O wär' es Wahrheit und mein Vorhang fiele!"

Feodor Löwe.

Aus den Briefen eines deutschen Offiziers in der Armee des Banus von Croatien.

(Fortsetzung.)

Es war ein hübscher, frischer Bursche, als er sich vor sechs Jahren bei unserem Regiment anwerben ließ, ein ächter Cumane aus der Gegend von Debreczin, wild, zu allen tollen Streichen aufgelegt, aber brav und zuverlässig im Dienst, dabei ein ausgezeichneter Reiter, auch nicht ganz ohne Bildung, da er der Sohn eines Verwalters war; kurz ein Ideal des ungarischen Husaren. Als Unteroffizier, was er schon nach zwei Jahren geworden war, hatte ich ihn stets um mich, und es that mir leid, daß ich mich bei meiner Versetzung vom Regimente von ihm trennen mußte. Später erfuhr ich noch, daß er sich beim Aufstand in Galizien im Jahr 1846 mehrmals besonders ausgezeichnet, und so hoffte ich ihm einmal wieder als Offizier zu begegnen. — Auch Iwanka erkannte mich und senkte im Vorbeisprengen seinen Säbel zum Gruße gegen mich. Da der Graben dem Fliehenden im Wege lag, wandte er sich entschlossen gegen die beiden anstürmenden Kürassiere, ihnen die Spitze zu bieten. Jezt entspann sich ein Kampf, wie man ihn nicht schöner und malerischer in einem Kunstreitercirkus sehen kann, nur daß es hier bitterer Ernst war und um das Leben ging. Der Husar, der einen schönen Hengst von bester ungarischer Race ritt, wie denn überhaupt die Insurgenten theilweise sehr gut beritten sind, wußte sein schnelles Pferd mit wunderbarer Gewandtheit zu tummeln. So kurz warf er es auf den Hinterfüßen herum, bog so schnell rechts oder links aus, daß die Kürassiere ihm auf ihren unbehülflicheren Thieren lange nichts anhaben konnten, obgleich sie schon mächtige Hiebe nach ihm geführt hatten. Auch der Ungar führte manchen blitzenden Streich, der aber stets laut dröhnend vom undurchdringlichen Brustharnisch abglitt. Bereits war dem Husaren der Tschako vom Kopfe gehauen und er blutete aus einer Stirnwunde. „Nimm Pardun!" riefen ihm die Kürassiere in ihrem Deutschböhmisch wiederholt zu, aber hoch sich im Sattel aufrichtend antwortete er: »En Magyar wagyck« (ich bin ein Ungar) und führte neue Hiebe gegen die Gegner. Selbst sein Roß schien die Kampflust des Herrn zu theilen. Die schwarze Haut desselben war mit weißen Schaumflocken übersäet, die rothen Nüstern waren weit aufgerissen, die lange Mähne flatterte wild im Winde, das große Auge schien zu funkeln. Laut wiehernd warf es sich förmlich auf die Pferde der Kürassiere, wild mit den Vorderfüßen nach denselben schlagend, oder mächtig hintenaus hauend. Es war der eigenthümlichste Anblick. Endlich ging es gerade wie beim jungen ungarischen Edelmann, dessen Fall vor Wien ich erzählt habe. Wie der Ungar wieder wild vorbeistürmte und zu einem mächtigen Hieb ausholte, nahm einer der Kürassiere den rechten Augenblick wahr, legte sich weit zum Stich aus, und die lange, spitze, blitzende Pallaschklinge traf den Gegner mit solcher Gewalt unter der rechten Achselhöhle, daß sie zur andern Seite mit der Spitze hinausfuhr. Mit einem lauten Jesus Maria sank der Husar vom Pferde und war augenblicklich todt. Schade um ihn, daß er nicht für seinen Kaiser so sterben konnte. Später sorgte ich dafür, daß er von unsern Leuten unter einem Baume begraben wurde.

Auch Stuhlweißenburg ward ohne ernstlichen Kampf durch unsere Truppen besezt. Unaufhörlich

verfolgten wir nun den flüchtigen Feind, der nach der Niederlage bei Moor nirgends mehr ordentlichen Widerstand leistete. Das Corps des Banus zog die sogenannte „Fleischhackerstraße," so genannt, weil auf ihr die großen Viehheerden aus dem südlichen Ungarn größtentheils nach Oesterreich getrieben werden. Da ich der ungarischen Sprache so ziemlich mächtig bin, traf mich wieder das Loos, mit einem fliegenden Detaschement von achtzig Mann nach allen Seiten Streifpatrouillen zu machen. Zwar viel Ehre, aber auch viel Gefahr und noch größere Strapazen. Wir kamen oft zwölf bis sechzehn Stunden kaum auf Augenblicke aus dem Sattel.

Der Neujahrstag wird mir unvergeßlich bleiben; er war zu traurig für mich. Laß dir erzählen, was ich an ihm erleben mußte.

Als wir im Spätsommer des lezten Jahres aus Croatien ausbrechen wollten und die ganze Grenze sich rüstete, dem Kaiser so viel Streiter als möglich zu stellen, kam auch eine pensionirte deutsche Hauptmannswittwe, deren Mann vor mehreren Jahren in einem Gefecht mit räuberischen Bosniern gefallen war, und brachte ihren einzigen Sohn, einen frischen, muntern, starken Knaben von kaum sechzehn Jahren, tüchtig schon von Kindheit auf in den Waffen geübt. Gerne wurde er als Kadet bei den Husaren angenommen, lernte in kurzer Zeit den Dienst und hielt sich bei jeder Gelegenheit sehr gut. Ich gewann den treuherzigen muntern Knaben sehr lieb. Beim Hinmarsch durch Ungarn und vor Wien, wie auch bei Moor hatte er tüchtig mitgekämpft, alle Strapazen mit leichtem Jugendmuthe ertragen, und seine Beförderung zum Offizier wäre wohl bald erfolgt. Er hätte sich vielleicht eine glänzende Stellung im Heere errungen, denn er hatte alle Anlage dazu. Am Neujahrstage war er mit drei Husaren auf eine Schleichpatrouille voraus geritten und wir andern erwarteten bei einem großen Wachtfeuer ihre Rückkehr, die sich ungewöhnlich lang verzögerte, so daß ich schon unruhig wurde. Endlich kam einer der ausgesandten Husaren blutend, mit verstörtem Gesicht, in vollem Lauf des Pferdes auf uns zugesprengt. Noch im Sattel meldete er mir, sie seyen mit dem Kadetten wohl etwas zu weit vorgegangen, da sey plötzlich eine Bande von fünfzig bis sechzig wilden Honvéds von verschiedenen Seiten aus dem Walde hervorgebrochen und habe sie umzingelt. Ihm selbst sey es gelungen, sich durchzuschlagen, der Kadet und die zwei andern Husaren aber seyen gefangen genommen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Preußen, März.

Prinz Waldemar von Preußen.

Wenn der unsterbliche Dichter des Wallenstein uns die ganze Schönheit der jugendlichen Heldenerscheinung Max Piccolomini's vor Augen stellen will, so geschieht es in diesen Worten des strengen Herzogs von Friedland:

> Er ist der Glückliche, er hat vollendet.
> — — — — — Sein Leben
> Liegt faltenlos und leuchtend ausgebreitet,
> Kein dunkler Flecken blieb darin zurück,
> Und unglückbringend klopft ihm keine Stunde.

Daran hat uns das trauervolle Ereigniß, welches das Leben eines edeln deutschen Fürstensohnes schon so früh abgeschlossen vor uns hingelegt hat, in diesen Tagen öfters erinnert. Anmuthige Bilder einer vergangenen Zeit sind wieder lebhaft vor unsere Seele getreten, und es ist uns als ein Todtenopfer für den abgeschiedenen Prinzen erschienen, diese Erinnerungen noch einmal hervorzurufen und in kurzen Zügen eine Persönlichkeit zu zeichnen, welche einst auf uns einen so großen Eindruck gemacht hat. Wir wissen, daß es allen so ergangen ist, die dem Prinzen nahegetreten sind; um so mehr hoffen wir auch einem größern Kreise durch ein solches Lebensbild etwas Angenehmes zu erweisen.

Der Prinz Waldemar (Friedrich Wilhelm) von Preußen stand bei seinem Ableben im zwei- und dreißigsten Jahre seines Alters. Er war am 2. August 1817 auf dem Schlosse zu Berlin geboren als der vierte Sohn des Prinzen Wilhelm von Preußen, des Oheims des jezt regierenden Königs, und der Prinzessin Mariane, einer gebornen Prinzessin von Hemburg. Seine noch lebenden Geschwister sind Prinz Adalbert von Preußen, die Prinzessin Elisabeth, Gemahlin des Prinzen Karl von Hessen-Darmstadt, und die Königin Marie von Bayern. Prinz Waldemar zählte dreizehn Jahre, als im Jahr 1830 der Wahnwitz des französischen Hofs, um ein Wort Niebuhrs zu gebrauchen, den Talisman zerschlug, welcher den Dämon der Revolution gebunden hielt. Nichts schien näher als ein Krieg mit Frankreich, dessen Dämagogen hohen und geringen Ranges das Gelüste nach dem Besitz des linken Rheinufers unverhohlen zur Schau trugen. König Friedrich Wilhelm III. glaubte daher die so theuer erkauften Rheinprovinzen schützen zu

müssen. Er erkannte sehr richtig, daß dieß durch eine Vertrauen erweckende Persönlichkeit, in deren Hand zugleich eine ausgedehnte Macht läge, am besten geschehe, und sendete also seinen Bruder, den edeln Prinzen Wilhelm, einen der tapfersten Kämpfer aus den Befreiungskriegen, als Generalgouverneur für das Rheinland und für Westphalen nach Köln. Am lezten Tag des Jahrs 1830 traf der Fürst mit seiner Gemahlin und vier Kindern am jenseitigen Ufer des Rheins ein. Für den Unterricht der Kinder ward alsbald die nöthige Sorge getragen, und eine gewichtige Empfehlung aus Berlin führte mich als Lehrer der Geschichte in die Zimmer des Prinzen Waldemar. Ich habe dieselben nie ohne hohe Befriedigung verlassen. Des Prinzen Benehmen war durchaus zwanglos und weit entfernt von Stolz; er war im Gegentheil der aufmerksamste Schüler, der mir das Wort von den Lippen nahm, das Aufgegebene mit größter Pünktlichkeit leistete und eine Liebenswürdigkeit des Betragens, eine Theilnahme an allem Erhabenen oder rein Menschlichen entfaltete, daß ich darauf die erfreulichsten Hoffnungen bauen konnte. Sein Interesse ging auch über den gerade vorliegenden Gegenstand hinaus; er hörte namentlich gern die Vergleichung früherer französischer mit den jetzigen rheinpreußischen Verhältnissen, die ich ihm aus mehrjähriger Bekanntschaft zu geben im Stande war, und bethätigte dabei stets die wärmste Vaterlandsliebe. Alles dieß tritt mir, indem ich diese Zeilen unter seinem Bilde schreibe, welches er mir im Jahr 1831 verehrte, auf das Lebhafteste entgegen. Seine Theilnahme an meinen Angelegenheiten hat in spätern Zeiten nie aufgehört, und aus schriftlichen Belegen tritt auch hier wieder jene den hohenzollernschen Fürsten eingeborne Liebe und Achtung gegen frühere Lehrer hervor, deren neuesten leuchtenden Beweis wir in dem schönen Briefe empfangen haben, welchen König Friedrich Wilhelm IV. am 16. Juli 1847 an seinen ehemaligen Lehrer, den hochbejahrten Ferdinand Delbrück in Bonn, gerichtet hat.*

(Fortsetzung folgt.)

* In Alfr. Nicolovius Lebensabriß Ferdinand Delbrücks. Bonn 1848. (Seite 81.)

Frankfurt a. M., März.

(Schluß.)

Die Nationalversammlung. — Theater. — Neue Zeitung

Wer an Gagern gezweifelt hätte, der hätte einen Hochverrath an den Märzerrungenschaften begangen, an jenen Errungenschaften, die aus dem Heidelberger Einfall hätten hervorgehen können, ein Parlament in Frankfurt zu improvisiren. Wir sind, wie gesagt, damit bis zu dem Antrag Welkers gekommen; aber wenn wir Nachdruck auf das Wort legen, so darf wohl gefragt werden, worin der Begriff bestehe. Errungen haben wir nichts; was wir haben, ist uns, wenn nicht im Schlaf, doch ohne große Anstrengung zugekommen, und wenn wir nicht anders damit umzugehen wußten, als daß am 12. März 1849 das Vaterland wiederum in Gefahr ist, so dürfte dieses die einzige sichere Errungenschaft unserer Berathungen seyn. — Die formelle Einheit Deutschlands, wenn sie wirklich zu wünschen ist, wird sicher errungen werden müssen, aber nicht bei vier Thalern Diäten, sondern bei Sturm und Wetter, mit Gut und Blut, durch Aufopferungen, zu denen man sich nicht freiwillig versteht. Aus unserer Nationalversammlung wird sie nicht hervorgehen. Wie es aber den Anschein hat, wird dieselbe auch nicht einmal den Grund dazu legen. — Es ist hier nicht der Ort, uns in politische Vorhersehungen zu verlieren, und somit wollen wir einen Gegenstand abbrechen, der in kürzester Zeit, wenn nicht seine Erfüllung, doch eine entscheidende Wendung erhalten muß. Möge sie nicht gegen die Nationalversammlung in der Weise ausfallen, daß kein Ausweg der Vermittlung mehr möglich ist! — Ich schreibe diese Zeilen kurz vor der Erörterung des Welkerschen Antrags, der auf den 17. März zur Tagesordnung der Nationalversammlung gestellt ist. Mindestens wird man ein Schauspiel erleben, wie denn die Nationalversammlung bei solchen Gelegenheiten, wenn sie bis zur Abendstunde ihre Debatten ausdehnt, offenbar unserer Bühne Abbruch thut. — Was die leztere betrifft, so hat sie ihre nationale Aufgabe während der Sitzungen des Parlaments schlecht begriffen; aber sie hat nichts destoweniger gute Geschäfte gemacht, ein Beweis, daß die Deputirten gern den Ernst des Lebens mit seiner heitern und burlesken Auffassung vertauschten. — Unsere Schauspieler sind in der Darstellung der Prosa des Lustspiels und des Drama's mitunter vortrefflich; in der Tragödie dagegen vermissen wir in ihnen, wenn nicht durchgehends, doch in den meisten Fällen, poetischen Schwung, jedenfalls poetische Tiefe. Wir sehen Hamlet, Wallenstein, Egmont mit recht routinirter Begabung dargestellt, aber die materielle Auseinandersetzung in der Rede und der warme Hauch des Organs, die wir dem Hauptdarsteller dieser Rollen nachrühmen müssen, entschädigen uns nicht für den Mangel der Charakterzeichnung und des Lebens. — Die Poesie macht in den heutigen Schauspielern nur zu häufig einer übertriebenen Natürlichkeit Platz, die jedenfalls tragische Stoffe herabzieht. Wir entsinnen uns nur Eines Künstlers, der mit jener, troz aller Verirrungen, Wunder wirkte. Solches aber kam daher, weil die Natur seine ganze Persönlichkeit und seine künstlerische Individualität so fest auf den Kothurn gestellt hatte, daß sie durch alle Manier nicht von diesem Piedestal verdrängt werden konnte. — Troz dieser Mängel, die sich auch bei der Darstellung des „Sommernachtstraums" bemerkbar machten, und troz dem, daß das heutige Publikum sich nicht leicht dem Humor Shakespeare's hingeben wird, hat dieses dramatische Mährchen auf der hiesigen Bühne mehr Erfolg gehabt, als wir voraussahen. Die Unverwüstlichkeit der Dichtung und die Mendelssohnsche Musik mögen das ihrige dazu beigetragen haben. Dazu kommt, daß das heutige Publikum im Theater nicht mehr ausschließlich die Täuschung sucht; die literarische Kuriosität, die ihm in diesem Stück geboten wurde, erregte mehr Interesse als die Hoffnung auf Unhaltung. Man kann nicht sagen, daß die Darstellung des „Sommernachtstraums" irgend welchen Eindruck gemacht hat, aber nichts destoweniger war das Haus mehrmals stark besucht. — Zu unseren Journalen soll sich nun noch eine Zeitschrift gesellen, die unter den Auspicien hiesiger Bürger gegen Wühler und Heuler, wie sich das Programm ausdrückt, zu Felde ziehen soll. Zumeist wird sie wohl, nach den Namen derer zu urtheilen, die sich für das Unternehmen interessiren, gegen die Wühler gerichtet seyn; aber man hat der Unpartheilichkeit wegen auch die Heuler mit zur Zielscheibe genommen. Großer Eifer muß die Unternehmer nicht treiben. Obwohl man Namen unter ihnen trifft, die im Stande wären, allein das Blatt in finanzieller Hinsicht zu stützen, sucht man doch fünfhundert Aktien, jede zu zehn Gulden, für das erste Jahr. Das ist die erste Preßunternehmung, die aus dem Gemeinsinn der Frankfurter hervorgehen soll; aber man bedarf, um fünftausend Gulden zusammen zu bringen, fünfhundert Theilnehmer. Was wird man mit fünftausend Gulden beginnen wollen? Die Wühler besitzen mehr esprit de corps.

Beilage: Kunstblatt Nr. 12

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 74. Dienstag den 27. März 1849.

> — He that trusts you,
> Where he should find you lions, finds you hares,
> Where foxes, geese. You are no surer, no,
> Than is the coal of fire upon the ice,
> Or hailstone in the sun. He, that depends
> Upon your favours, swims with fins of lead,
> And hews down oaks with rushes. Hang ye! Trust ye?
> With every minute you do change a mind.
>
> Shakespeare.

Würzburg.

Wie die Februartage, hatten bekanntlich auch die Julitage in Deutschland eine außerordentliche Aufregung zur Folge. Die Schwärmerei für das Neue und der Mißmuth gegen das Bestehende brachen allenthalben in offene Fehde mit den Machthabern und ihren Dienern aus; das Volk erhob sich an verschiedenen Orten und veranlaßte da, wo der Versuch ihm glückte, namhafte Veränderungen in Menschen und in Dingen. Der revolutionäre Muthwille zeigte sich den Wächtern der öffentlichen Sicherheit gegenüber höchst erfinderisch in Stratagemen des Hohns und der Neckerei, politische Versammlungen entstanden in vielen Städten über Nacht, die Presse entwand sich so gut sie konnte ihren Fesseln, die wildesten Reden wurden gehalten, die kecksten Lieder wurden gesungen und die Bevölkerung des südwestlichen Deutschlands schien von einem Rausch ergriffen, aus dem sie erst durch die Beschlüsse des Bundestags vom 28. Juni 1832, gerade sechzehn Jahre vor dem Tage, an dem die deutsche Nationalversammlung erklärte, sie werde das provisorische Reichsoberhaupt selbst und zwar allein ernennen, ziemlich unvorbereitet und daher etwas unsanft geweckt ward.

Zu den Gegenden, wo es in jener Zeit am heißesten brannte und am lautesten gährte, gehörte das ehemalige Fürstenthum Würzburg, und namentlich die Stadt Würzburg war ein Herd lärmender Unzufriedenheit und ein Schauplatz der kecksten Bewegung. Die Studenten der damals glänzenden Hochschule, deren Professoren selbst zum Theil in den Reihen der Freisinnigen oder doch Mißvergnügten sich befanden und dafür von der akademischen Jugend mit häufigen Fackelzügen belohnt wurden, bildeten allein schon einen beträchtlichen Stock rebellischer Kräfte, leerten zu Ehren der weltverjüngenden Ideen unzählige Gläser, sangen zur Feier und Verbreitung derselben sich heiser und bewiesen sich durch vandalische Thätlichkeiten gegen die Straßenlaternen als eifrige Freunde der Aufklärung. Der Mittelstand, durch mannigfache Mißverständnisse gegen den Adel in eine fast feindliche Stellung gebracht und mit einem Theil der höhern Beamtenwelt gespannt, zugleich durch die in den ersten Regierungsjahren des Königs Ludwig halb entfesselte Presse mit den Vorstellungen, die damals das liberale Europa von Staat und Kirche hatte, vertraut gemacht, und von der in jenen Tagen noch lebhaften Erinnerung an die frühere Herrlichkeit Würzburgs, als dasselbe noch die Hauptstadt eines kleinen, unabhängigen Landes war, an warmer Sympathie für das Verhältniß zu Bayern gehindert, schloß sich der Bewegung um so lieber, um so feuriger an, als er darin auch für die Befriedigung seines Hanges zu den Freuden einer wohlbesetzten Tafel vielfachen Anlaß und ehrbare Vorwände fand. Von den Angestellten war gleichfalls eine bedeutende Anzahl dem allgemeinen Ruf und Aufschwung gefolgt, sogar einige Offiziere wagten sich dabei zu betheiligen, und die Gegenpartei blieb in einer so großen Minderheit, daß sie es für gerathen hielt, auf jeden öffentlichen Ausdruck ihrer Gesinnung, so lange das Fieber dauerte, zu verzichten.

Das radikale Dulcejubilo währte aber, wie weltbekannt, nicht ewig. Zwar wurden die oben erwähnten Bundesbeschlüsse in Bayern nicht ihrem ganzen Um-

fange nach anerkannt, und die blinden Erzpatrioten schmeichelten sich einen Augenblick mit der Hoffnung, Sr. Majestät der König werde sich in höchsteigener Person zur Bekämpfung der bösartigen Bundeshyder an die Spitze seiner treuen liberalen Bayern stellen; aber bald wurden auch die Kurzsichtigsten gewahr, daß es sich hier um etwas ganz anderes als um eine Schilderhebung zu Gunsten der Preßfreiheit und der verfassungsmäßigen Volksrechte handle. Energische Maßregeln des Widerstandes gegen die Keckheiten einer bis dahin zügellosen Presse, kühne Griffe in die demagogischen Vereine und Verwahrung der Agitatoren unter Schloß und Riegel, Entfernung der mißliebigen Beamten und stark verschärfte Aufsicht über Alt und Jung, thaten bald Jedermann kund, daß die Regierung sich ermannt habe und fürder keinen Spuck und Spaß mehr mit sich treiben lassen werde. Das wurde Allen plötzlich wie durch himmlische Erleuchtung klar, wie durch Zauberei sprang mit einemmal die Stimmung der Bürger um, Helden, die kurz zuvor von Verjagung aller Bayern wie von etwas Ausgemachtem geredet hatten, meinten jezt, es sey doch nicht so schwer, das gute Würzburg vom Marienberg herab in Trümmer und Schutt zu schießen. Andere, welche drohende Worte vom Aufknüpfen der Aristokraten gefabelt hatten, waren froh, wenn man sie nicht beim Kragen nahm, die Verwegensten erlaubten sich leise, ganz leise zu murren. Alle duckten.

Am 25. August 1832 waren zum Namensfest des Königs so wenig Bürger ausgerückt, daß bei der feierlichen Wachparade Musik und Trommler um ein Drittel mehr ausmachten als die übrige Mannschaft. Bald darauf verbreitete sich das Gericht, das Appellationsgericht werde von Würzburg weg an die äußerste Grenze nach Aschaffenburg verlegt, und die amtliche Bestätigung desselben ließ nicht lange auf sich warten. Dieser Schlag wirkte wie die Nachricht einer unerwarteten Niederlage; der Leiter der Opposition, Bürgermeister Behr, ward von den eigenen Collegen seines Amts beraubt, und bald kam auch er in jene bösartige Untersuchungshaft, aus der man selten anders als mit einer Verurtheilung hervorging und die an sich selbst schon eine ganz exemplarische Strafe war. Hierüber brach denn ein Schrei der Entrüstung und des Entsetzens aus, aber es dauerte nur einen Augenblick, und am 15. Oktober, am Namenstag der Königin Therese, war die Bürgerwehr bei der Wachparade so zahlreich, wie sie's seit vielen Jahren nicht gewesen. An diesem Tag gab Würzburg seine politische Entlassung.

Unterdessen ging die Reaktion ihren Gang ungehindert fort, die politischen Prozesse, von einer schmiegsamen Justiz langsam geführt und zum größern Theil dem Wunsche der Regierung gemäß entschieden, schafften die gefährlichsten Häupter der liberalen Partei bei Seite und brachten Gleichgültigkeit oder doch Theilnahmlosigkeit gegen das öffentliche Leben als eine Regel der Klugheit in Aufnahme. Dabei wurden durch den Abschluß des Zollvereins den Landeserzeugnissen neue und vortheilhafte Verschleißwege eröffnet; die große Masse derer, welche die Güte der Staatseinrichtungen mehr nach dem Gewinn abmessen, den sie ihrer Tasche abwerfen, und nach der Befriedigung, den sie ihren vorherrschenden Gelüsten versprechen, als nach dem Schwung, den sie in den Seelen der Bürger hervorrufen, und der Gewähr, die sie für Recht und Freiheit geben, schlug sich daher bald auf die Seite der Regierung. Der politische Geist starb ab und nur in kleinen Zusammenkünften bei Bier und Pfeife murrte man harmlos und fruchtlos fort.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Briefen eines deutschen Offiziers in der Armee des Banus von Croatien.

(Fortsetzung.)

Von diesem Husaren geführt, jagten wir nun, so rasch es auf dem von Wald und Busch durchschnittenen Terrain möglich war, den Honvéds nach, um ihnen die Gefangenen wieder abzunehmen. Welch furchtbarer Anblick ward uns aber, als wir auf eine kleine Waldblöße kamen! Ihrer Kleider ganz beraubt, durch zahllose Hiebe zerfezt, lagen hier die Leichen der beiden Husaren, an einem Baum aber war der ebenfalls fast ganz entkleidete Kadet angebunden, nachdem ihm die Unmenschen mit ihren Handbeilen, die sie Alle bei sich führen, beide Hände im Handgelenk abgehauen hatten. So hatte er sich langsam verbluten sollen, die strenge Kälte hatte aber das Blut erstarren gemacht und der Arme lebte noch und war bei vollem Bewußtseyn, als wir bei ihm ankamen. Es war wirklich entsetzlich, den armen Knaben zu sehen, der übrigens mit männlicher Fassung seinen Schmerz zu unterdrücken strebte und nur bisweilen in ein leises Gewimmer ausbrach, das aber desto tiefer in unsere Herzen drang. Wir banden ihn behutsam los und legten ihn auf ein Lager von unsern Mänteln; das war Alles, was wir im Augenblick thun konnten.

Mit matter Stimme, häufig innehaltend, erzählte er mir, die Honvéds hätten zuerst die beiden Husaren niedergehauen, und dann von ihm verlangt, er solle ihnen Auskunft über unsere Stellung und Stärke geben. Als er dieß verweigert, hätten sie ihn bis

auf's Hemd ausgezogen, mit Stöcken hart geschlagen, dann die Hände abgehauen und so an den Baum gebunden, worauf sie lachend und singend fortgezogen. Herzzerreißend war es nun, wie der Verwundete mich inbrünstig bat, ihn zu erschießen, um so seiner Qual ein Ende zu machen. „Was soll ich leben, wenn ich auch wieder geheilt würde, ohne beide Hände!" sagte er. „Schießen Sie mich doch todt, bitte, schießen Sie mich doch todt!" Was ihm nicht erfüllt werden konnte, war unnöthig: von selbst nahte sich ihm der Tod als Erlöser. Schon wurde sein Athem schwächer, seine Augen gläsern, man sah, in wenigen Minuten war er in das Jenseits abberufen, da raffte er sich noch einmal auf und fragte mich, der ich vor seinem Lager kniete, mit ziemlich lauter Stimme, so daß ein Theil der umstehenden Husaren es vernehmen konnte: „Nicht wahr, ich bin als braver Soldat für den Kaiser gestorben?" Als ich ihm aus voller Ueberzeugung dieß versicherte, sagte er sichtbar erfreut: „Schreiben Sie der Mutter, ich sey als braver Soldat für den Kaiser gefallen, dieß wird sie aufrichten in ihrem Schmerz, und schicken Sie ihr eine Locke von mir." Hier wurde seine Stimme zum leisen Geflüster und er war eine Leiche.

Ich hatte lange nicht mehr geweint, aber jezt, aus Schmerz und Wuth zugleich, floßen meine Thränen reichlich, und auch bei manchem der Leute war dieß der Fall. Da es zur Verfolgung doch zu spät geworden war, die Dämmerung bereits anzubrechen begann und wir uns auch nicht zu weit vom Hauptcorps entfernen durften, bivouakirten wir gleich hier auf dem Platz, nachdem wir uns gegen einen Ueberfall hinlänglich gesichert hatten. Mit großen Feuern thauten wir die Erde unter einer Eiche auf, so daß wir ein Grab mit unsern Beilen scharren konnten, und bestatteten sofort die drei Gefallenen so feierlich als möglich, und schwenkten zum lezten Gruß klirrend unsere Säbel über dem Grabe, da wir der Umstände wegen die Salven aus den Karabinern unterlassen mußten. In die Rinde der Eiche schnitten wir ein † und die Anfangsbuchstaben der hier Begrabenen, dabei gelobend, ihren Tod nach Kräften am Feinde zu rächen.

Daß solche Scenen und überhaupt die furchtbaren Grausamkeiten, die ein Theil der Honvéds sich gegen Alles, was in ihre Hände fällt, erlaubt, nicht dazu beitragen, unsere Leute milde gegen den Feind zu stimmen, ist natürlich. Die Offiziere hatten oft große Mühe die Soldaten zu bewegen, daß sie den Feinden Pardon gaben, und sie stürzen sich immer mit der furchtbarsten Wuth in das Gefecht. Unter diesen Honvéds befindet sich aber auch Gesindel aller Art. Manche Bataillone und Schwadronen derselben sind gut organisirt, bestehen größtentheils aus angesessenen Bauern, werden von Edelleuten commandirt und in guter Disciplin gehalten und lassen sich solche Excesse nicht zu Schulden kommen. Andere Abtheilungen aber bestehen aus den Insassen der Zuchthäuser und Gefängnisse, die Kossuth sämmtlich geleert hat. Eine große Rolle spielen namentlich die vielen Räuber, die Ungarn von jeher hatte. Plünderungen und Greuelthaten der schandbarsten Art werden von ihnen verübt, und sie machen wenig Unterschied, welcher Partei Einer angehört, und plündern magyarische Familien so gut wie andere. Wenn es auch keinem Zweifel unterliegt, daß wir mit der Insurrektion bald fertig werden, so mag doch lange Zeit vergehen, bis diese Räuberbanden wieder ausgerottet sind. Die früheren regulären Truppen, die jezt bei Kossuth stehen, und vollends die Offiziere derselben, haben natürlich mit diesen schmutzigen Verbündeten wenig Verkehr und suchen sich dieselben so viel als möglich vom Leibe zu halten. Zudem sind aber im ungarischen Heere Abenteurer aller Nationen zu treffen, die mit Offiziersstellen bedacht sind, wie denn überhaupt Jeder, der die Waffen gegen uns führen wollte, mit offenen Armen von Kossuth aufgenommen wurde, wenn er auch direkt vom Galgen kam. Ein gefangener ungarischer Edelmann, der kein Hehl daraus machte, wie sehr er der Insurrektion den Sieg wünsche, sprach sich mit tiefer Entrüstung gegen viele Kossuthsche Offiziere aus und nannte sie geradezu Spitzbuben und Lumpengesindel, die nur Beute machen wollten, und mit denen dienen zu müssen eine harte Aufgabe für einen ehrlichen Mann sey. — Komisch ist, daß in dieser angeblichen Freiheitsarmee der Stock ärger herrscht als je in der österreichischen selbst, wie uns wiederholt von Gefangenen erzählt worden ist. Es wird dort furchtbar geprügelt.

Ueberhaupt soll es im Hauptquartier der Rebellen sehr despotisch hergehen, und Kossuth, und mehr noch seine Frau und deren zahlreiches Gefolge, sollen Ansprüche machen, als ob sie zur kaiserlichen Familie gehörten. Ein Husar, der vor dem Wagen der Madame Kossuth nicht den Säbel präsentirte, ist deßhalb übergelegt worden und hat seine richtigen Fünfundzwanzig erhalten, wie er mir selbst erzählte und seine Kameraden es bestätigten. Auch die Offiziere sollen gegen ihre Untergebenen sich roh und brutal benehmen und überhaupt Zwietracht und Verwirrung in den Reihen der Insurgenten herrschen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Preußen, März.

(Fortsezung.)

Prinz Waldemar von Preußen.

Mein unmittelbares Verhältniß zum Prinzen ward im Herbst 1831 gelöst, als ich zu einer andern Bestimmung von Köln abgerufen wurde. Er selbst kehrte nicht lange darauf mit seinen Eltern in die heimischen Räume nach Berlin zurück, und ich vernahm von Zeit zu Zeit von ihm selbst, wie eifrig er seine historischen Studien betrieb, und hörte von andern, wie rüstig seine körperliche Kraft sey, wie groß seine Gewandtheit im Reiten und andern ritterlichen Uebungen, wie trefflich hier frühe Gewöhnung und eigene Anlage zusammen stimmten. Ich durfte ihn seitdem mehreremal begrüßen, literarische Zusendungen empfing er stets von mir mit Freude und herzlicher Zuneigung; in öftern Zuschriften, im flüchtigen Sehen und Sprechen, einmal auf der Landstraße unweit meines damaligen Wohnorts, wo er mich sogleich wieder erkannte, zeigte sich überall das frische, junge Gemüth voll Empfänglichkeit für alles Große und Schöne, wie in der Natur, so in der Menschenwelt. Oeftere Reisen in der Schweiz, in Tyrol, in Italien und am Rhein bildeten diesen Sinn noch mehr aus, der auch in dem trauten Familienkreise auf Schloß Fischbach in Schlesien, wo er mit seinen Eltern Monate lang lebte, die edelste Nahrung empfing. Von diesem reizenden Aufenthalte her hatte er auch die besondere Liebe für gebirgige Gegenden und hochragende Felsenreihen. — In den Jahren von 1835 bis 1844 durchlief Prinz Waldemar die verschiedenen Stufen des Kriegerstandes, dem er sich, wie alle Prinzen des preußischen Königshauses, frühzeitig gewidmet hatte. Im Jahr 1844 war er zum Obersten aufgerückt. Sein Sinn für ernste Beschäftigung, seine Geschicklichkeit im Zeichnen berechtigten zu den schönsten Erwartungen für seinen dereinstigen Antheil an ausgedehnteren kriegerischen Unternehmungen. Daneben galt er auch viel in den wissenschaftlichen Gesellschaften der Hauptstadt (er war Mitglied der geographischen Gesellschaft) und verkehrte gern in den gebildeten Kreisen derselben, unter denen ihn der Verein ausgezeichneter geistiger Begabung mit den vortrefflichsten Eigenschaften des Herzens in der Familie der Frau Bettina von Arnim zu einem fleißigen Besucher dieses Hauses gemacht hatten. Des Prinzen Neigung zu ihr und ihren liebenswürdigen Töchtern war zart und anmuthig; er suchte hier nichts als ein Behagen an der Gegenwart, die ihn in andern Umgebungen vielleicht weniger ansprechen mochte. Alles andere Gerede darüber ist grundlos. Von seiner Gemüthsart und von der ganzen Beschaffenheit des Verhältnisses liegt überdieß Bettina's offenes Zeugniß aus dem Jahr 1844 in ihrer Zueignung des Buches: „Clemens Brentano's Frühlingskranz," an den Prinzen vor, der als „lieber Prinz Waldemar" angeredet wird. Nachdem sie in dieser Vorrede die Bescheidenheit des Prinzen und die Einfachheit seiner edeln Natur, die größere Forderungen an sich macht, anerkennend erwähnt hat, heißt es weiter: „Fahre ich nun fort und sage: in diesem Buche werden Eure Hoheit viel Analoges mit sich finden, so könnten die Schicklichkeitsmenschen behaupten, dieß sey schon unschicklich, einem Prinzen zu sagen, er habe Aehnlichkeit mit einer Volksseele. Ich darf Ihnen daher gar nichts sagen, denn meine Aufrichtigkeit würde entweder von Ihrer Bescheidenheit verneint, oder von dem Schicklichkeitsgefühl der Aristokraten mir verwiesen." Und dann weiter: „Nun also, ihr Leute auf dem Markte, ich habe dieß frühlingduftende Buch nur dem darbringen können, gegen den ich keinen Zweifel hege, der Feldblumenkranz könne ihm zu gering seyn. Ich sage euch aber, ihr Leute auf dem Markte, ihr, deren Gewissen Zeugniß gibt von jenen gefürsteten Fürsten, denen der Lorbeer und die Eiche und die Raute Ehrenkränze tragen, daß gleich in der Brust jener großen Männer auch ihm, der die Huldigung im Feldblumenkranz willkommen heißt, das vaterländisch Edle, der Eifer für Wahrheit, der Glaube an göttliche Dinge, die Würdigung der Volkseigenthümlichkeit innewohnen, die sein eigenes Streben mit den Kräften des Gemeingeistes zu allen edeln Opfern zusammenschmelzen." — Daß eine solche Wärme des Gefühls dem Gerede der großen und der kleinen Welt bloßgestellt worden ist, liegt in der Natur unserer Verhältnisse. Die stille Freude des Prinzen mag dadurch gestört worden seyn, und dieß mit andern verstimmenden Gefühlen verbunden dahin gewirkt haben, daß er sich entschloß, die große Reise nach Indien zu unternehmen. Aber sein Wunsch, ferne Länder zu sehen und ungewöhnliche Erfahrungen zu machen, war immer lebhaft gewesen. Der Entschluß ward gefaßt, und wohl ausgerüstet durch wissenschaftliche und andere Vorbereitungen verließ Prinz Waldemar zu Anfang Septembers 1844 Berlin. In seinem Gefolge befanden sich seine Adjutanten, die Grafen v. d. Gröben und von Oriola, und der tüchtige Arzt und Naturkundige, Dr. Hoffmeister aus Braunschweig, der von Humboldt, Schönlein und Lichtenstein dem Prinzen als ärztlicher Begleiter empfohlen war. — Der Prinz reiste von Triest zuerst nach Athen, schiffte von dort nach Alexandrien, fuhr auf dem Nil nach Cairo und landete mit den Seinigen nach manchen auf dem rothen Meer ausgestandenen Gefahren am 1. November in Aden, der Südspitze Arabiens. Nach einer vierzehntägigen Seereise nahte er sich den grünen Kokoswäldern und der glühenden Sonne der Insel Ceylon, wo er auf das Ehrenvollste von den englischen Behörden aufgenommen wurde und beinahe vier Wochen verweilte. In den Urwäldern zeichnete er sich durch tollkühnen Muth und große Geistesgegenwart auf den gefährlichen Tiger- und Elephantenjagden aus, er drang unerschrocken in die engsten, dunkelsten Schluchten ein und die augenscheinlichste Gefahr, von einem dreimal in den Kopf geschossenen wüthenden Elephanten erreicht zu werden, vermochte seinen frischen Jagdmuth nicht zu lähmen. Der höchst angreifende Zug auf den Adamspik war ein Vorspiel noch größerer Beschwerden; die Gesellschaft mußte in dem dunkeln Walde mit seinem schwarzgrünen Laube über die glatten, nassen Felsen oder über die schlüpfrigen Wurzeln steil aufwärts klettern, ohne Halt und Ruhepunkt, außer auf schwachen hölzernen Leitern und verrosteten eisernen Ketten, und in den luftigen Hütten aus Bambus- und Palmblättern übernachten, die einen so frostigen Zugwind durchließen, daß die Reisenden aufstehen mußten, um die erstarrten Füße und Hände durch Bewegung zu beleben. Und doch war der Prinz immer voraus, mit dem Grafen Gröben der erste auf der Höhe des Adamspik.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 23.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 75. Mittwoch den 28. März 1849.

Und trifft es morgen, so laßt uns heut
Noch schlürfen die Neige der köstlichen Zeit.

Schiller.

Aus den Briefen eines deutschen Offiziers in der Armee des Banus von Croatien.

(Fortsetzung.)

Die Magyaren wollen nicht den polnischen Offizieren gehorchen, die Kossuth hat kommen lassen, so daß dieser sich genöthigt sah, den General Bem, unbedingt den fähigsten Führer der ganzen Insurrektionsarmee, nach Siebenbürgen zu den Szeklern zu senden. Auch der gewaltige Adelstolz der Magyaren zeigt sich in seiner ganzen Schroffheit, und in den gut disciplinirten Abtheilungen des Heeres werden nur Edelleute als Offiziere angestellt. Freilich die Freicorps nehmen es nicht so genau, und im sogenannten „Tyroler Honvédbataillon," das der frühere Besitzer einer Winkelwirthschaft errichtet hat, sind ehemalige Schauspieler, Kunstreiter, Croupiers bei Banken als Offiziere angestellt. Der zweite Kommandant desselben ist ein früherer k. k. Offizier, der wegen gemeinen Diebstahls cassirt und zu zehn Jahren Zuchthaus verurtheilt war. — Die innere Zwietracht und Haltlosigkeit muß auch vorzüglich bewirkt haben, daß uns Pesth ohne Widerstand eingeräumt wurde, da man doch dem Magyaren kühnen Muth, besonders im ungestümen Angriff auf offenem Felde, nicht absprechen kann.

Zwei Tagemärsche vor Pesth machte ich mit meinem Streifcorps noch einen guten Fang. Wir entdeckten, daß eine Honvédabtheilung von etwa hundert Mann einen Transport von vier Wagen eskortirte. Obgleich ich nicht mehr als sechzig Mann bei mir hatte, beschloß ich doch, wo möglich die Wagen zu erbeuten. Rasch auf Umwegen vorbeieilend gewannen wir einen Vorsprung, legten uns in einen Hinterhalt und fielen dann mit lautem Geschrei über die bestürzte Eskorte her, die sich von dieser Seite keines Angriffs versehen hatte. Einige Honvéds setzten sich zwar zur Wehr, ein Pferd ward einem meiner Husaren erschossen, zwei derselben erhielten Streifwunden, auch mir schlug eine Kugel durch den Mantel, bald aber suchten sie ihr Heil in der Flucht und überließen uns den Transport als Beute. Es waren größtentheils Lebensmittel aller Art auf den Wagen, aber auch eine Partie wollener Pferdedecken, die uns trefflich zu Statten kamen. Zuletzt fand sich noch ein Korb mit fünfzig Flaschen ächten Champagners, den sich wahrscheinlich ein höherer Offizier der Insurgenten hatte kommen lassen. Da war großer Jubel unter meinen Soldaten, von denen noch kein Einziger in seinem Leben Champagner getrunken hatte. Die Hälse der Flaschen wurden rasch abgehauen und der süße Schaumwein in gierigen Zügen getrunken. Er mundete ihnen gut, obgleich Manche doch erklärten, der „Sllikowitzer" (Pflaumenbranntwein) sey ihnen lieber.

Wir schlugen auf dem Platz, wo wir die Wagen genommen, unser Bivouak auf, und da entwickelten sich nun Scenen voll Leben und Fröhlichkeit. Mächtige Feuer wurden wie gewöhnlich angezündet, denn es war noch ziemlich kalt, und an denselben nach Herzenslust gesotten und gebraten. Zufällig hatte eine Patrouille fünf Zigeuner mit ein paar Mädchen aufgegriffen. Diese, mit Instrumenten versehen, spielten auf, und mit den Sporen klirrend, mit den Fingern schnalzend, tanzten meine Husaren die halbe Nacht auf dem hartgefrorenen Boden, der einen guten

Tanzplatz abgab. Lauter Jubel und Lust ringsum, und doch glaubten wir in den nächsten Tagen, wo es die Einnahme von Pesth und Ofen galt, einem heißen Kampf entgegen zu gehen. Aber der Soldat genießt nun einmal des Augenblicks, was die Zukunft bringt, kümmert ihn nicht.

Auch ich ließ mich von der Lust des Augenblicks hinreißen und tanzte mit der schönen Seressanerin, deren ich früher erwähnt, mehrere Touren. Dann schob ich mir meinen Sattel unter den Kopf, wickelte mich in eine wollene Decke und legte mich an's Wachtfeuer, meine Umgebung zu betrachten. Ueber mir der dunkle Winterhimmel mit seinen funkelnden Sternen, in der Ferne dunkel geröthet vom Schein einer Feuersbrunst, wie wir sie fast täglich sahen, denn die Kossuthschen Schaaren verbrannten bei ihrem Rückzuge viele Wohnungen, ja selbst Dorfschaften, die von Deutschen oder Slaven bewohnt waren. Um mich herum in weitem Kreise unsere Rosse, ganz in die wärmende Decke gehüllt, entweder lang hingestreckt oder das Futter aus den vorgehängten Beuteln verzehrend; ein Theil davon natürlich gezäumt und gesattelt, bereit, im ersten Augenblicke ihre Reiter gegen den Feind zu tragen. Neben mir, grell vom Feuer beleuchtet, die tanzenden Husaren in ihren weißen Mänteln, lauter kräftige Gestalten, dunkle, ausdrucksvolle Köpfe mit düstern, glühenden Augen, den untern Theil des Gesichts vom dicken schwarzen Bart umschattet. Die paar Seressaner, die ich noch bei mir hatte, da sie bei den Schleichpatrouillen ihrer ungemein scharfen Sinne und großen Gewandtheit wegen treffliche Dienste leisteten, lagen, in ihre rothbraune Kapuzmäntel gehüllt, am Feuer und schliefen, da es schon ältere Leute waren, die an Tanz und lärmender Freude keinen Geschmack mehr fanden. Dazu die Töne der Zigeunermusik, die gar nicht übel war, das Jauchzen, Singen, Schnalzen, Klirren meiner Leute. Aus der Ferne bisweilen der Anruf unserer Vedetten, hie und da auch aus dem Innern des Waldes das Geheul der Wölfe, die in Ungarn noch ziemlich häufig sind. Für diese war dieses Jahr ein gesegnetes; manches gestürzte Pferd, aber auch manche menschliche Leiche fand den Weg in ihre nie gesättigten Mägen. — Gegen Mitternacht machte mein Gebot dem Tanz ein Ende, da die Leute ihre Kräfte nicht nutzlos vergeuden sollten, und wen nicht der Dienst wach hielt, der schlief bald am Wachtfeuer hingestreckt den gesunden Schlaf des Ermüdeten, der dem Soldaten im Felde immer wird. Kurz vor der Morgendämmerung wurden wir übrigen durch eine Vedette, die einen Ueberfall signalisirte, allarmirt und saßen in wenigen Minuten gerüstet im Sattel. Es war aber ein falscher Lärm gewesen; kein Feind zeigte sich, und wir konnten noch einige Stunden ruhen, bevor wir aufbrachen, um am Mittag in der Ferne zum erstenmal die Thürme von Ofen zu erblicken.

(Schluß folgt.)

Würzburg.

(Fortsetzung.)

In den geistigen Zuständen Würzburgs war unterdessen auch eine merkliche Veränderung eingetreten. Durch die Verlegung des Appellationshofs nach Aschaffenburg und durch die Entfernung mehrerer, in ihrer Sphäre ausgezeichneter und zugleich unabhängig denkender Professoren von der Universität war zweierlei entstanden. Erstens war Würzburg um eine Anzahl gebildeter und gescheidter Männer, die ihrerseits wieder ein Mittelpunkt und gleichsam lebendige Organe anregender Geselligkeit waren, ärmer geworden. Man konnte sich namentlich überzeugen, wie günstig vorzügliche Mitglieder der höhern Gerichtshöfe auf das Treiben und Trachten einer Stadt einzuwirken vermögen, und von welch hoher Bedeutung für die Bildung der Jugend es ist, wenn die Meister einer Hochschule nicht bloß tüchtige Fachgelehrte, sondern auch interessante Menschen sind. Hiedurch wirkte, ohne es darauf anzulegen, wie kein anderer, Schönlein. Als Arzt, als zugleich praktischer und philosophischer Lehrer seiner Kunst geschätzt, gesucht, gefeiert, glänzte er dabei als vollkommener Weltmann. Für seine Hauptstärke am Krankenbette galt die Diagnostik, die Erkenntniß des Uebels. Aber auch im Salon und im Kreise seiner Freunde kam ihm diese Gabe sehr zu statten; er sah die Seelen mit scharfem Blicke durch und zog mit sarkastischem Lächeln ihre verborgensten Gebrechen an's Tageslicht. Man behauptete wohl, in Auffindung von Tugenden sey er minder glücklich und geübt; ich denke, er mochte die Vorzüge so gut als die Fehler wahrnehmen, allein er wollte diejenigen, die um ihn waren, vor allen Dingen unterhalten, und das erreicht man doch leichter und sicherer durch Satire und böse Chronik, als durch die gefeilteste Lobrede. Wichtiger freilich war für Würzburg der Kliniker Schönlein, indem er durch die Tiefe seines wissenschaftlichen Schauens, die Anschaulichkeit seines Vortrags und die aus Beidem ihm erwachsene Berühmtheit eine Menge junger, lernbegieriger Männer aus der Ferne, namentlich aus dem nordwestlichen Deutschland, herbeizog. Dadurch kamen in das einigermaßen wilde Wesen der einheimischen Gewohnheiten und die Enge der anerzogenen Begriffe fremde, feinere Kulturstoffe, deren Wirkung, ein's in's andere gerechnet,

eine günstige genannt werden muß. Dieser Zufluß, wenn auch dessen gänzliches Aufhören einerseits durch die fortwährende Gegenwart einiger Männer von Gehalt und gutem Klang an der medicinischen Fakultät, durch die Tüchtigkeit von Schönleins Nachfolger andererseits verhindert wurde, nahm nach Schönleins Entfernung doch sichtlich ab, und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß auf diese Weise die geselligen Verhältnisse Würzburgs provincieller und kleinbürgerlicher sich gestalten.

Nächst der medicinischen Fakultät hatte auch die philosophische einen Mann aufzuweisen, welcher die Universität Würzburg aus der Reihe der Landesuniversitäten zweiten und dritten Rangs zu einer allgemeineren Bedeutung emporhob. Ich meine Johann Jakob **Wagner**. Ob Wagner, wie einige seiner Verehrer wollen, zu den Heroen deutscher Weisheit gezählt und neben Kant, Fichte, Schelling als ebenbürtig genannt, oder ob ihm nur die Ehre eines genialen und eigenthümlichen Denkers, ohne wesentliches Verdienst um den Bau und Fortschritt der deutschen Philosophen, ohne bleibende Wirkung auf die Weltanschauung des deutschen Volks zugesprochen werden dürfe, das lasse ich dahingestellt seyn und halte auch die Untersuchung dieser Frage an diesem Ort keineswegs für nothwendig. Aber was sich nicht in Abrede stellen läßt, das ist die merkwürdige Figur und Rolle, die er in Würzburg gespielt.

Schon seine äußere, ziemlich aparte Erscheinung mußte seinen Ruf über die Grenzen der Universität verbreiten. Die kleine, untersezte, wackelnde Gestalt, das volle, nicht sehr regelmäßige, halb launige, halb verdrießliche Gesicht, seine Haltung im Theater, wo er dem Lauf des Stücks mit unverrücktem Auge folgte, sein rasches Wenden des Kopfs und sein trotziges Umherblicken, das viereckige Haus, das er sich in Uebereinstimmung mit seinem System der Vierheit erbaut, hatten bei allen Klassen der Bevölkerung ein gewisses Interesse an seiner Persönlichkeit geweckt. Man wußte, daß er häufigen Zerstreuungen ausgesezt war, und was er auf dem Herzen hatte, mit einer Offenheit kundgab, die man sonst nur bei Kindern findet. Eines Morgens kam er in das Colleg und redete mit tief schwäbischer Aussprache seine Zuhörer folgendermaßen an: „Meine Herrn!“ (zwei Minuten lange Pause), „meine Herrn! Ich kann heute nicht lesen, ich habe einen häuslichen Zwist.“ Und mit diesen Worten verließ er rasch den Lehrstuhl und stürzte zum Saal hinaus. Ein andermal wollte ich ihn besuchen. Ich zog die Glocke des viereckigen Hauses, keine Antwort; ich zog noch einmal, dießmal etwas lauter — gleiches Schweigen; endlich läute ich mit einiger Kraftanstrengung, da fährt Wagner in eigener Person mit dem Kopf durch das Fenster, ruft mit grimmiger Stimme: „Ich bin heute nicht zu Haus,“ und schlägt sogleich das Fenster heftig wieder zu.

Ein solcher Mann konnte weder der Aufmerksamkeit noch der Kritik entgehen, aber diese Kritik war, nach dem was mir bekannt wurde, und ohne hier auf das, was Einzelne thun mochten, Rücksicht zu nehmen, nicht lieblos, nicht feindlich; Wagner mochte belächelt werden, er wurde auch bewundert, geliebt, geehrt. Er hatte Schüler, die an ihm hingen, wie nur begeisterte Jünger an einem großen Meister hängen können, und das größere Publikum, wenn es auch der Auseinandersetzung seiner Tetras nicht sehr fleißig folgte, drängte sich doch mit Begierde in seine Vorlesungen, in denen er Goethes Gretchen mit der Gärtnerin Madonna zusammenstellte und es als etwas unendlich Schönes pries, daß von dem größten Maler sowohl als von Deutschlands gewaltigstem Dichter die höchste Fülle weiblicher Demuth und Lieblichkeit durch ein Mädchen geringen Standes versinnlicht worden sey. Von denjenigen selbst, denen das Zarte und Sinnige dieser Idee nicht einging, hatten sich Manche daran erbaut, weil sie eine Verherrlichung ihrer demokratischen Gedanken darin sahen, und in der That theilte Wagner, freilich mit der Reife und Mäßigung seines Alters und Geistes, die liberalen Sympathien der Jugend.

(Fortsetzung folgt.)

Pariser Distichen.

I.

1847.

Ich auch liebe das Land, das von den Griechen geliebt ward,
Zu dem lichten Olymp schau' ich bewundernd zurück.
Mir auch sind Plato, sind Phidias göttliche Namen,
An dem attischen Geist hab' ich mich immer gelabt.
Mehr gehör' ich jedoch dem rings mich umfließenden Leben,
Das sich mit rauschender Fluth drängt an die pochende Brust.
Hier bewegt mich der Haß, hier trägt mich die Liebe, des Hasses
Mächtige Mutter, und Furcht theilet mit Hoffnung mein Herz.
Hier in dem ewigen Streit von unverwüstlichen Kräften
Werd' ich der eigenen Kraft immer von Neuem bewußt;
Und nicht fühl' ich mich altern, denn wie ein verjüngender Zauber
Tauchet in anderem Licht jeglicher Morgen empor.
Darum lieb' ich dich auch so sehr, erkorene Heimath,
Darum weih' ich mein Lied, buntes Lutetia, dir.
Schön erscheinst du mir nicht wie die Trümmer hellenischer Hallen,
Aber das Leben selbst bleibet das Schönste für mich.

Zürnet mir immer, daß ich die reinen Pfade verlassen,
Und in des Tages Gewühl suche den dauernden Reiz.
Seht ihr, seht ihr denn nicht, daß Sehnsucht keinen Gewinn bringt,
Daß die schaffende Kraft nicht von den Todten sich nährt?
Wenn ihr Griechen nicht seyd, so werdet ihr nimmer es werden;
Aus den Ruinen Athens baut ihr kein neues Athen.
Leset und forschet und lernt; aus all dem Staube der Bücher
Ziehet ihr keinen Homer, keinen Menander hervor.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Preußen, März.

(Fortsetzung.)

Prinz Waldemar von Preußen.

Ungern trennte sich der Prinz von Ceylon; er meinte, es liege wohl der schönste Theil der Reise jezt hinter ihm. Die weitere Seereise führte ihn nach Madras und Calcutta, wo er am 3. Januar 1846 eintraf und in des Generalgouverneurs Hardinge prächtigem Palast abstieg, um aber bald wieder nach dem Kathamandutuhal, den Bergen von Nepaul und dem isolirten Bergkegel von Nepakot aufzubrechen. Nach der Rückkehr ward der Weg durch das flache Land Indiens angetreten, um die altberühmten Städte Benares und Delhi zu bewundern. Der Weg war mühselig und langweilig, der Staub lagerte sich dick in den Augen, und doch hatte der Prinz nicht Ruhe; Tag und Nacht ward die Reise fortgesezt, bald in den Palankins, bald zu Fuß. Seine Einfachheit erregte hier wie schon in Ceylon das größte Erstaunen der Eingebornen. Die mit Gold belasteten, Kronen tragenden und von Elephanten getragenen Herrscher und Häuptlinge des Orients wußten nicht, was sie denken sollten, wenn sie den europäischen Prinzen in den leichten roth und weißen Beinkleidern von dünnem Seidenzeuge, in Hemd und Solahhut* einherkommen sahen. Am 25. März traf Prinz Waldemar in dem großen Lucknow ein, wo ihm der englische Resident, Shakespeare, die bequemste Wohnung in seinem stattlichen Hause zubereitet hatte, und wo der Nabob von Oude die Ankunft eines so seltenen Gastes durch reiche Geschenke, prächtige Feste, große Jagden und mächtige Thierkämpfe feierte. Auf der Rückfahrt von einem solchen Feste in des Nabobs prächtigen Gondeln stimmte der Prinz mit seinen Begleitern Arndts Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland," an, und die klaren Stimmen erklangen lieblich zwischen Amjud Ali Schahs Rosengärten. — Ueber Agra, Bhurtpur und Delhi näherte sich der Prinz mit seinem Gefolge den kühlen Bergen des Himalayah. Seine Absicht war, von Merut aus die fast unbetretenen Hochthäler dieses merkwürdigen Gebirgs zu ersteigen, um durch dasselbe, wenn es die chinesischen Behörden nicht hinderten, über einen der Grenzpäße in Thibet einzudringen. Dieser Weg konnte aber nicht anders als zu Fuß zurückgelegt werden, wozu auch der Prinz schnell entschlossen war und seine und seiner Begleiter Pferde auf einem andern Weg um das Gebirge herum führen ließ. — Die eigentliche Bergreise begann am 4. Mai. Ihre ausführlichste Schilderung liegt uns in den bereits vor zwei Jahren gedruckten indischen Briefen des oben genannten Hofmeister vor, und gibt das anschaulichste Bild von den Mühseligkeiten, Beschwerden und Todesgefahren, welche auf diesen rauhen Gebirgspfaden, die wenige Europäer und noch nie der Fuß eines europäischen Fürsten betreten hatten, die Reisenden ausstehen mußten. Und das Alles aus freier Wahl, aus reiner Forscherlust und großer Freude an Erweiterung wissenschaftlicher Kenntnisse. Bald wurden die brausendsten Gebirgeströme auf leichten Brücken überschritten, bald erstieg man die schwindelnden Höhen auf schmalen Treppen, von denen man nur mit Schaudern auf die in furchtbarer Tiefe rauschenden Wellen des Bergstroms hinabsah, bald litten die Reisenden von den senkrecht herabschießenden Sonnenstrahlen in den tiefen Thälern, bald verursachte die im Juni empfindlich kalte Luft Schwindel und Uebelkeiten. Aber noch lohnten schöne Wälder, blumenreiche Gründe und der scharf gezeichnete Gipfel der hohen Himalayahberge unter dem blauen Himmel die Anstrengungen der Reisenden; die Schneebetten, durch welche sie drangen, waren in diesen Gebirgen noch mit schönen hellrosenrothen Aurikeln und schwefelgelben Primeln von lieblichem Geruche eingefaßt. Aber von dem Aufbruche aus dem Rastort Pauali Dando (am 21. Juni) an, auf dem Weg nach und durch die tiefen Flußthäler, in welchen die Quellen des Ganges liegen, begannen die eigentlichen Schwierigkeiten dieser fürstlichen Anabasis. Das Erdreich war so lehmig und durch Regen erweicht, daß man sich nur auf Händen und Füßen fortbewegen konnte; der Wind sauste kalt und schneidend in den Thälern und Felsenpäßen, in denen dumpfes Brausen die Nähe der Wasserfälle des Ganges verkündete; die Gegend war schauerlich wild, mitunter mit prachtvollen Aussichten in die zerklüfteten Thäler. Bald führte der Weg im Zickzack auf Schwindel erregenden Treppen oder auf Brettern, welche über die Klippen und Abgründe gelegt waren, die steile Höhe hinauf, bald schwankte der Fuß in dem hohen nassen Grase, oder auf dem Geröll von bröcklichtem Thon und Granittrümmern, bald benahmen Nebel oder eisig kalter Regen die nächste Aussicht, bald sanken die Kniee in die weichen, glänzenden Schneefelder, und die Trümmerhaufen eines eingestürzten Felsens erschienen wie eine Oase, in welcher der Prinz und seine Begleiter ausruhten, um frische Kräfte zu sammeln.

(Fortsetzung folgt.)

* Solah wird das Mark des Wollbaumes genannt, aus dem Hüte zum Schuz gegen die Sonnenhize gemacht werden.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 76. Donnerstag den 29. März 1849.

Zum Teufel ist der Spiritus,
Das Phlegma ist geblieben.

Schiller

Würzburg.

(Fortsetzung.)

Wagner hatte namentlich seine Theilnahme den Polen zugewandt, und als einmal die Rede auf die Einnahme Warschaus und das nun, meinte der mit ihm Redende, vollendete Schicksal Polens kam, rief er laut und wie von heiligem Zorn ergriffen aus: „Nein, Polen ist so wenig gestorben wie Christus am Kreuz, und wie aus dem Leiden Christi das Heil der Welt, so wird aus dem Leiden Polens die Freiheit der Welt erstehen.“

Ein solcher Charakter mußte der bayerischen Regierung, die in jener Zeit überhaupt die Charaktere nicht sehr liebte, ein Dorn im Auge seyn. Er ward behindert, beschränkt, gequält und endlich geopfert. Diese Stadt, die ihm zur andern Heimath geworden, sie ward ihm verleidet, er verließ sie; dieses Haus, ein Ebenbild der von ihm gedachten Weltform, es ward ihm unwohnlich gemacht, er verkaufte es und beschloß bald darauf sein reiches Leben in seiner Vaterstadt Ulm.

Von dort an entfremdete Würzburg sich zusehends dem höhern geistigen Leben; allgemeine Bildung ward täglich weniger ein Ziel des Lernens, die Wissenschaft täglich mehr Brodstudium, Gewinn und Behagen erschienen von Tag zu Tag als größere Güter. Allerdings wurde die Bühne fortwährend gepflegt und gestüzt, doch nicht sowohl, damit sie eine Schule starker Entschlüsse und feiner Gefühle sey, sondern als probates Mittel gegen die Langeweile der Winterabende. Auch die Religion nahm in der alten bischöflichen Stadt einen doppelten Aufschwung; allein sie wurde weder ein Anlaß zu glänzender Gymnastik des Verstandes, noch erblühte die Poesie eigenthümlicher mystischer Anschauungen in ihrem Schooße; sie blieb etwas Gewöhnliches, eine Gouvernante der unmündigen Seelen, ein Heilbrunnen der erlahmten Weltkinder, und was das Schlimmste war, sie wurde mehr und mehr eine Parteisache. Daraus ergab sich denn von selbst der Gegendruck einer eben so gedankenlosen Abneigung gegen alles Kirchliche, die sich, weil sie den bestehenden Glauben verhöhnte, für Fortschritt ausgab und mit jener frostigen Hoffart auftrat, die ein Kennzeichen der deistischen Aufklärung ist. Sie war, nebst der Kritik gewisser Finanzsünden, welche sich die Regierung zu Schulden kommen ließ, der Grundstoff und die Hauptwaffe der liberalen Opposition in jener Zeit; aber wie der gerechte Tadel, den die Verwaltung des Staatsvermögens erfuhr, durch die Segnungen des Zollvereins, nicht zu Boden geschlagen, wohl aber in seinen Wirkungen geschwächt ward, so wurde die Unzufriedenheit der lauen Katholiken mit dem vom Ministerium in konfessionellen Dingen befolgten System durch die Empfänglichkeit eines großen Theils der Einwohner für priesterliche Lehren und Anordnungen zwar nicht gedämpft, aber doch im Schach gehalten.

Die Religion hatte einen mächtigen Bundesgenossen am musikalischen Sinn der Bevölkerung, dem sie durch ihre heiligen Tonwerke beständig Nahrung und Befriedigung gewährte. Ich erinnere mich mancher Tage im vorigen Sommer, an denen die harmonischen Ausflüsse aus dem Dom der Stadt mir

gar nicht aufzuhören schienen. Bald war es der feierlich magische Klang der Orgel, bald der innige Gesang des versammelten Volkes, bald ein heller Chor wohlgeübter Kinder, bald der Choral des Kapitels, und bei außerordentlichen Gelegenheiten der Verein ausgebildeter Stimmen und energisch geführter Instrumente. Morgens eilf Uhr, wenn ich an der Metropolitankirche vorbeiging, um mich zum Lesen der Zeitungen in die in dieser Beziehung reicher als je ausgestattete Harmonie zu begeben, hörte ich den himmlischen Gruß, und Abends, wenn der Julihimmel dunkler zu glühen anfing und Alles hinaus war in die Schenken oder Gärten, welche die Stadt umgürten, hörte ich oft wieder erhebende Hymnen durch die vereinsamten Straßen klingen. Ich befand mich zufällig öfters in der Nähe des Doms, auch mag die Hauptkirche in musikalischer Hinsicht vor den andern bevorzugt seyn, aber nirgends wird in den gottgeweihten Räumen die Kunst der heiligen Cäcilia vernachläßigt.

Wie die Kirche, so die Schule. Das Haus, wo ich gastfrei aufgenommen wohnte, lag dem Schullehrerseminar gegenüber, und jeden Morgen, bald nach Sonnenaufgang, folglich eh' es mir lieb war, wurde ich in Schlaf und Traum durch ein verworrenes Geräusch mehr oder weniger gestört. Ich wachte nicht auf und ich schlief doch nicht mehr; ich hörte etwas, erst wie im Traum; es war reizend und phantastisch; dann wurde es vernehmlicher und klarer, ich schlug die Augen auf, und wenn mir noch recht gegenwärtig ist, was ich empfand, so war mir's, das erste-, zweite-, drittemal wenigstens, als ob das bischen Licht, das durch die weißen Vorhänge und durch das schlecht geöffnete Auge in mich eindrang, die melodische Sprache redete, die ich hörte. Die Augen fielen mir wieder zu, aber das holde Flüstern dauerte fort, ich dämmerte wieder ein, aber ich ward nicht ruhig. Ich muß mich jeden Morgen zum mindesten zehnmal hin und her gewendet haben, bis ich ganz munter wurde und den Wohlklang, der aus dem benachbarten Gebäude, eine Zeitlang störend, dann aber willkommen zu mir hereinkam, mit vollem Bewußtseyn vernahm. Es waren die Schulkandidaten, die Lehrlinge im Lehren, die sich im Zusammensingen übten und, wirksamer als der Hahnenruf, mich täglich zu derselben Stunde weckten.

Ich hatte schon früher etwas ähnliches empfunden, nur, statt daß die Musik meine Sinne der schon erwachsenen Sonne öffneten, begleitete sie mich auf der schönen Reise in das Reich des Schlummers. Nie hat sich jener wundersame Moment aus meinem Gedächtniß verwischt, und ich denk' es, ich fühl' es ganz noch, wie mir damals war:

Nacht decket das Ufer und Nacht das Meer,
Die Glocken tönen von ferne her.
Wie tönen sie lieblich und heilig und rein,
Sie wiegen in labenden Schlummer mich ein.
Nun kommen, da ich entschlummert bin,
Die Glocken, die Glocken nicht aus dem Sinn.
Ich höre sie läuten und läuten fort
Herüber vom luftigen Wallfahrtsort;
Und Pilger seh' ich in Reihen geh'n,
Und Fahnen in ihrer Mitte weh'n,
Auf jeder Fahne der Jungfrau Bild,
Und Lieder singen sie fromm und mild.
Die Sonne leuchtet, der Himmel glüht,
Hoch stehen die Aehren, die Wiese blüht,
Die Vögel singen mit Heiterkeit,
Und Alles ist Frieden und Seligkeit.

(Schluß folgt.)

Aus den Briefen eines deutschen Offiziers in der Armee des Banus von Croatien.

(Schluß.)

Man glaubte in der ganzen Armee, die Insurgenten werden sich vor Ofen concentriren und versuchen, diese Stadt mit dem damit verbundenen Pesth so lange als möglich zu halten; wir Alle sahen hier einem entscheidenden Kampfe entgegen und trafen alle Vorbereitungen dazu. Mit pomphaften Worten hatten die radikalen magyarischen Zeitungen, die übrigens, beiläufig gesagt, fast noch unverschämter lügen und lächerlicher prahlen als die Wiener Blätter während des Oktoberaufstandes, verkündet, Ofen werde ein zweites Saragossa werden, hier solle die k. k. Armee ihren Untergang finden. Monate lang war an weitläuftigen Verschanzungen gearbeitet, sehr viel Eigenthum fleißiger Familien verwüstet worden. Und jezt, da es galt, war Alles umsonst gewesen. Kossuth fürchtete zwischen zwei Feuer zu kommen; der größte Theil der Ofener und Pesther Bevölkerung, die seinen Charakter genugsam kennen gelernt und sein ganzes ehrgeiziges Treiben durchschaut hatte, war ihm und seiner Partei sehr abgeneigt. Hätten wir daher von Außen angegriffen, so hätte er befürchten müssen, daß sich auch im Innern eine Partei gegen ihn erhebe, und dieß hat wohl sehr viel zu seinem fluchtähnlichen Rückzug nach Debreczin beigetragen. Als uns unsere Kundschafter meldeten, die Verschanzungen bei Ofen seyen ganz unbesezt und das Kossuth'sche Heer flüchte aus Pesth, wollten wir dieser Nachricht gar keinen Glauben schenken. Vorsichtig und immer noch Verrath oder Hinterhalt irgend einer Art fürchtend, rückten wir vor; aber es war wirklich so: wir fanden, einzelne Nachzügler

abgerechnet, keinen Vertheidiger in allen Werken und erhielten bald aus der Stadt selbst die sichere Kunde, daß wir gemächlich einziehen könnten. Manchem Kampflustigen in unserem Heer war diese Kunde gar nicht erwünscht. Hatten wir doch viele Abtheilungen, denen seit Wien nicht die Gelegenheit geworden, auch nur Eine Kugel gegen die Insurgenten abzufeuern.

Es war ein schöner Anblick, als wir am Mittag des 6. Januars über die großartige Schiffbrücke von Ofen nach Pesth marschirten, unsern Einzug in die erste Stadt Ungarns zu halten. So gut als möglich war Alles herausgeputzt und rauschend spielte die Musik mehrerer Regimenter die österreichische Nationalhymne. Laute „Eljens" und geschwenkte Taschentücher aus den Fenstern sehr vieler Häuser begrüßten uns. Jubel und Freude überall. Die vielen tausend Deutsche und Slaven, die die Hälfte der Bevölkerung beider Städte ausmachen, führten laute Klagen über die Leiden, welche der Uebermuth der Kossuth'schen Partei ihnen bereitet. Wer den rohen Hochmuth magyarischer Edelleute und die Wildheit magyarischer Bauern kennt, wundert sich nicht darüber. — Ein eigenes Gefühl war es mir, wieder in einem Bette zu schlafen, der Kleider mich entledigen zu können; seit dem 21. November, wo wir aus Wien wieder abzogen, war dieß nicht mehr der Fall gewesen. Ueberhaupt hatten der beständige Vorpostendienst und die unaufhörlichen Patrouillen Menschen und Pferde so mitgenommen, daß einige Erholung uns nothwendig war. Lange wird die Rast nicht währen, denn wenn auch die völlige Bezwingung der Rebellion vorauszusehen ist, so kann sich die Sache doch noch wochenlang hinziehen. Die vielen Ebenen Ungarns, die Distrikte der Cumanen und Jazygen, die Sitze des ächten Magyarenthums, werden fortan der Kriegsschauplatz seyn, und dort findet ein so gewandter, schlauer und dabei energischer Mensch wie Kossuth noch immer viele Hülfsquellen, wenn er das Aeußerste daran setzen will.

Die besten Verbündeten der Insurgenten sind übrigens die schlechten Wege, die im Frühling, wo Thauwetter eintritt, fast grundlos werden und jede Operation lähmen. Namentlich die Fortschaffung des Geschützes, in welcher Waffe wir den Insurgenten so weit überlegen sind, ist mit furchtbaren Anstrengungen verbunden. Hunderte von armen Pferden werden dabei zu Tode getrieben, und man kommt doch nur langsam oder gar nicht vorwärts, so daß der Feldherr nie mit Sicherheit einen Plan ausführen kann. Uns Husaren auf unsern leichten Rossen hindern die schlechten Wege weniger, wenigstens haben unsere Feinde, die auch nicht anders beritten und organisirt sind als wir, dieselben Beschwerden davon. In diesen ungarischen Händeln ist es eine schöne Sache, Kavallerist zu seyn, und wenn wir erst auf die weiten Ebenen kommen, die zu Reitergefechten wie gemacht sind, so wird man uns gut brauchen können. — Mein nächster Brief ist hoffentlich aus Debreczin datirt, dem Ort, wo ich in früher Jugend meine militärische Laufbahn begonnen.

Pariser Distichen.

II.

1848.

Lächelnd sah ich noch jüngst Paris im Gewande des Friedens,
  Sah es auf Schmuck und Genuß immer von Neuem bedacht.
Leise nur zitterte noch das Echo früherer Kämpfe,
  Und wir horchten nicht mehr auf den verscheidenden Klang.
Aber mit einemmal regt murrend sich wieder die Streitlust,
  Und die Geister der Schlacht kehren im Dunkeln zurück.
Stolz und beschämt gedenkt das Volk der Thaten von ehmals;
  Mächtiger Thatendrang folgt der Erinnerung nach.
Zu den Waffen! ertönt's, zu den Waffen! erschallt es von Neuem,
  Bürger und Brüder! und schon stehet in Waffen Paris.
Wie von allmächtiger Hand gebaut erhebet in Einer
  Nacht ein gewaltiges Heer trotzender Festungen sich.
Bald entspinnt sich die Schlacht; auf Entladung folget Entladung,
  Und von Moment zu Moment steiget Erwartung und Angst.
Doch schon leuchtet der Sieg, es weichen, es fliehen die Truppen,
  Und das jauchzende Volk stürmt in den öden Palast.
Nun beginnt das Geschäft der Zerstörung, die tobende Menge
  Fühlt als Königin sich, fühlt im Zertrümmern sich groß,
Nimmt das Scepter zur Hand, den purpurnen Thron zu zerschlagen,
  Und des Genius Werk gibt es den Flammen anheim.
Thut, was das Herz euch gebeut, der Gleichheit wilde Sektirer,
  Seyd Barbaren, ihr seyd's doch nur der Freiheit zu lieb.
Du, du aber, mein Lied, du Bild des wahren Gesetzes,
  Du, der Grazien Freund, schweig' im entfesselten Sturm.

F. S.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Preußen, März.

(Fortsetzung.)

Prinz Waldemar von Preußen.

Endlich war die Gesellschaft am 13. Juli auf der Höhe des Passes angelangt; es war eine todte Wüste, kein Vogel, kein lebendiges Wesen ließ sich in diesen öden Geröllflächen vernehmen. Aber noch mußte eine steile Gletscherwand erstiegen werden, während der Wind auf die Klimmenden beständig Schauer von kleinen Steinchen herabschüttelte. Und doch erreichten Prinz Waldemar, Hoffmeister und der Führer in vier Stunden die Höhe. Diese bestand in einem hervorragenden, kahlen Trümmerkegel von weißem Granit, der bisher noch von keinem europäischen Reisenden berührt worden war. Die Höhe wird Lawa Kaya genannt und liegt nach Hoffmeisters Messung 15,355 Fuß über dem Meer; der Granitkegel mochte noch 300 bis 400 Fuß höher seyn. — Jezt begann das Hinabsteigen über furchtbar steile Schnee- und Eisbänke, vor denen die eingebornen Lastträger zurückschauderten und nur durch Geld, durch Schläge weiter gebracht wurden, endlich dadurch, daß der Prinz und seine Begleiter das Gepäck auf ihre eigenen Schultern luden. Unter dem Schnee waren glatte Eismassen, man mußte mit der Axt in der Hand Stufen hauen, während kaum zu der peinlichen Arbeit ein fester Stand gewonnen werden konnte, um nicht in den Abgrund hinabzustürzen. Fast wäre dieß dem Prinzen, der stets auf das Thätigste mit Hand anlegte, hier widerfahren; sein Stock mit starker, eiserner Spitze hielt ihn aber noch im Fallen auf. Rutschend kamen die andern nach, um dann wieder bald durch festen, bald durch halbgeschmelzenen Schnee zu wandern, um an den folgenden Tagen steile Wände zu erklimmen und über jähe Abstürze von fast 1000 Fuß zu schreiten, wo eine Gemse den Weg gefährlich gefunden hätte. Von da an kam der Prinz allerdings in bewohntere Gegenden, die Reisenden fanden wohlhabende Dörfer, gefällige Einwohner, blühende Gefilde und Cedernwälder; der Weg war zwar häufig noch schwierig, die Hindernisse jedoch mehr zeitraubend als gefahrdrohend. Aber den Plan, nach Thibet vorzudringen, mußte Prinz Waldemar zu seinem großen Bedauern aufgeben. Die Vorbereitungen waren bereits getroffen, als die Bedenklichkeiten eines Dorfoberhauptes zu Tschetkul, mehr noch die Unzuverlässigkeit des Volks jede Aussicht vereitelten, und sehnsüchtig blickte der Prinz in die Thalöffnung, in welcher der Weg nach Thibet sich hinaufzog, der durchaus nicht schwierig oder gefährlich erschien.

Wiederum ging es nun fort, bergauf und bergunter, längs dem Laufe des Sudletsch, auf guten und schlechten Pfaden, auf gefährlichen Uferwegen und schroffen Klippen, neben tiefen Abgründen, wo es nicht anders möglich war fortzukommen als auf dem Bauche rutschend, während der Führer die Füße dirigirte und ein anderer mit der Hand den Kragen festhielt. „Wie wir," schreibt Hoffmeister, „alle so glücklich über die bösen Stellen hinübergekommen sind, bei deren Erinnerung mich jezt noch ein Schauer überläuft, wie endlich die Gepäckträger sie, ohne den Hals zu brechen, passirt haben, ist mir ein vollständiges Räthsel." Aber je mehr die Gesellschaft in dem Thal des Sudleitsch vorrückte, desto geschmückter und reicher ward die Gegend, desto zuvorkommender die Bewohner, desto leichter das Unterkommen; auch gelang es dem Prinzen, von Ramdja aus in den ersten Tagen des Augusts auf mehrere Tage über die thibetanische Grenze zu kommen. In Kothjur wurde vom 30. August bis 1. September bei zwei deutschen Missionären, Rudolf und Prochnow, gerastet und das Ende der Bergreise äußerst feierlich begangen, indem der Prinz die Pathenstelle bei dem Kinde des ersteren übernahm. Es war das erste Kind, welches hier getauft ward. — Die Reise hatte drei Monate gedauert, der Prinz hatte mit den Seinigen wenigstens 160 deutsche Meilen zurückgelegt, und zwar zum Theil über Erhebungen von mehr als der Höhe des Montblanc, wogegen also eine Brocken- oder Schneekoppenhöhe gar nicht in Anschlag kam. Die beschwerliche Reise hatte in Kleidern und Schuhen große Verwüstungen angerichtet, und da das Leder in Indien ein seltener Artikel ist, zur Anlegung von Sandalen genöthigt; die Nachtlager waren meist unbequem auf den kratzenden Wollsäcken, feucht und mußten wochenlang unter den nassen Zelten gehalten werden; die Nahrung war nichts weniger als köstlich, denn sie bestand oft nur in zähem Bockfleisch und hartem Schiffszwieback oder schlechtem Schipatti (Kuchen aus Gerstenmehl), wozu, da der größte Theil des Weinvorraths verloren gegangen war, ein Schluck Branntwein vorzüglich gefunden wurde. Aber die gute Laune war den Reisenden nie ausgegangen, das anspruchslose, freundliche Benehmen des Prinzen belebte die ganze Gesellschaft und das unermüdliche Interesse für Kunst und Wissenschaft erwarb ihm Liebe und Achtung bei Jedermann; wir finden nicht, daß die Eingebornen, Geringe wie Vornehme, sich irgendwie widerwärtig gezeigt hätten. Dabei unterstüzte ihn auf's Vortrefflichste seine körperliche Rüstigkeit, die, ohne daß er sich auf Turnplätzen in der Weise des alten Jahn herumgetrieben hätte, die Frucht einer verständigen Erziehung und eines mäßigen Lebens war.

So langte denn Prinz Waldemar am 4. September in der englischen Gesundheitsstation Simlah an. Seine Tracht war die eines Bergbewohners, der kurze Waffenrock von weißer, roher Wolle, Baku genannt, sehr weite Beinkleider, die über den Füßen eng anschlossen, ein gewirkter Gürtel um den Leib und darin der Hirschfänger; auf dem Haupte trug er eine kleine, braune Filzmütze mit umgerolltem Rande, das lange Haar war rückwärts über den Kopf gekämmt und der Bart hing struppig, ungeordnet herab. Aber in Simlah, wo der größte englische Comfort herrscht, wo Niemand öffentlich anders als im Frack und weißer Weste erscheint, ward man bald wieder an das europäische Leben gewöhnt. Dabei ging die Zeit unter zahllosen Festen, Bällen und Mittagessen hin, welche dem Prinzen zu Ehren von dem englischen General Smith und seinen Offizieren veranstaltet wurden. Den Beschluß machte ein höchst glänzendes Fest, welches der Prinz in der Mitte Oktobers gab, und an dem die ganze schöne Welt von Simlah Antheil nahm. Es war eine Art ländlichen Festes in einem schönen Thalgrunde unter riesenhohen Cederbäumen, die gegen Abend mit vielen hundert Lampen an allen Zweigen erleuchtet wurden und einen prachtvollen Saal mit zauberischer Beleuchtung darstellten. Der Reichthum der Bewirthung, der Geschmack der Anordnung und die Liebenswürdigkeit des Wirths wurden zu jener Zeit in den englischen und indischen Zeitungen viel besprochen und gerühmt.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 77. Freitag den 30. März 1849.

— Des Gipfels
Schneebehangner Scheitel,
Den mit Geisterreihen
Kränzten ahnende Völker.

Göthe.

Die Mythologie der Alpen. *

Mit Recht bemerkt Humboldt in seinem Kosmos, daß bei der Entwerfung eines Gemäldes des Weltbaus auch die Betrachtung der Weise, wie die Natur und Welt von den verschiedenen Völkern aufgefaßt wurde, sehr lehrreich und wichtig sey, und er fügt daher dem genannten Werke auch eine Abhandlung „über den Natursinn bei alten und neuen Nationen“ und „eine Geschichte der Weltanschauung“ hinzu. — Auch die Darsteller eines Naturgemäldes der Alpen würden ihrem Werke eine sehr wesentliche Licht- und Farbenquelle entziehen, wenn sie nicht zeigten, wie dieses Bild sich in dem Sinne und Geiste der sie bewohnenden Bergvölker abspiegelt, auf welche Weise es ihre Phantasie erregt und in Bewegung gesezt hat. — Die Theile dieses reflektirten Bildes studirend — gleich Malern, welche eine Landschaft aus dem Metallspiegel copiren — werden sie manchen feinen Zug des Originals selber erkennen. Durch dieselben Naturgeheimnisse und Wunder, die den simpeln Bergbewohner mit Furcht oder Ehrfurcht, mit Staunen oder Aberglauben erfüllen, wird der Forscher zu Untersuchungen und Entdeckungen geführt. Wo das Naturkind anbetet, da schwelgt der Naturästhetiker in seinen Gefühlen, oder malt und schafft.

Das Volk wird durch die Eindrücke, welche es von der Natur empfängt, theils zu anmuthigen Dichtungen, zu Liedern veranlaßt, in welchen es heitere oder erhabene Naturphänomene besingt, theils zur Bildung bedeutungsvoller oder bloß abergläubischer Mythen und Sagen. Vielfach können wir diese Sagen, diese Mythen, diese dichterischen Anschauungen des Volkes gleichsam als Wünschelruthen zur Entdeckung der Naturschönheiten benutzen. — Wir sehen hier ab von der Lyrik der Alpenvölker und beschränken uns auf die Mythen und Sagen, die durch die Natur hervorgerufen sind, wobei es sich denn von selbst versteht, daß wir alle Mythen und Sagen, die aus einem historischen Verhältnisse hervorgegangen, oder zu denen der Mensch den Anlaß nicht außer sich, sondern in seiner eigenen Seele gefunden, von unserer Untersuchung ausschließen.

Im Allgemeinen kann man sagen, daß die ebenen Länder an gewaltig anregenden Naturwundern und daher auch an Naturmythen arm sind. Die meisten Mythologien sind entweder geradezu von Gebirgsländern ausgegangen oder haben sich doch an solche angeknüpft, und die Gipfel und Thäler derselben kann man als die vornehmsten Schauplätze aller Götter- und Heroensagen der Welt betrachten. — Die alten Mexikaner, sagt Humboldt, versezten den Thron ihres großen Geistes Teotl auf die umwölkten Gipfel ihrer Berge, an jene geheimnißvollen Orte, wo nach ihrer Meinung der Donner erzeugt wurde. Auf dem höchsten Punkte ihres Landes hatten die Tolteken ihrem obersten Gotte eine Bildsäule aus weißem Stein errichtet. — Die Berge erschienen allen heidnischen Völkern, wo nicht immer als die Throne der Götter,

---

* Die hier vorliegende Abhandlung und andere, die seit einiger Zeit unter dem Titel „aus den Alpen“ in diesen Blättern abgedruckt worden sind, haben den bekannten Reisenden **Kohl** zum Verfasser. Dieser hat nun vor Kurzem „Alpenreisen“ erscheinen lassen, und so könnte die Vermuthung entstehen, daß dieses Buch das von uns Mitgetheilte oder Aehnliches enthalte. Wir bemerken daher ausdrücklich, daß dieß nicht der Fall ist.

doch als ihre natürlichen Fußschemel, die sie, aus dem Aether sich herablassend, zuerst betraten. Die Bergspitzen scheinen sich dem Himmelsgewölbe zu nähern. Auf sie fällt zunächst das fruchtbare Naß der Wolken, dort werden die Quellen geboren, sie sind elektrische Leiter und holen das himmlische Feuer, die Blitze, die in ihre Spitzen fahren, von oben herunter. So werden sie die vermittelnden Conduktoren zwischen Göttern und Menschen überhaupt.

Auf dem höchsten Felshorne von Creta hatte der erzeugende Vater Kronos seine Zusammenkunft mit der Mutter Gäa, und auf dem Ida stand die Wiege des Zeus, dessen jugendliches Bergleben, seine zarte Pflege durch die Nymphen, die Ziegen und Bienen des Gebirges, die Griechen, von Bergluft begeistert, in den lieblichsten Mythen ausgemalt haben. — Fast alle hohen Berge waren den Hellenen, diesen feinfühlenden Menschen, die überall das Reizende und Erhabene in der Natur wie im Menschenleben so richtig herauszufinden wußten, heilig, und auf die felsigen Gipfel ihrer Olympe, ihrer Helikone und Parnasse wurden die verklärten Sitze der Götter und Seligen verlegt. — Die naturliebenden und phantasiereichen Hindus, die alle Kräfte symbolisirten und von den Sternen bis zu dem Grashalm herab in der Welt Alles belebten und deificirten, verlegten, wie die Griechen, die Scenen ihrer vornehmsten Mythen in die Gebirge und auf die Berggipfel. Jeder ihrer obersten Götter hatte seine eigene himmlische Residenz. Einige ihrer Himmelsberge sind vierzig Meilen hoch. Das Centrum der Welt sahen sie im hohen Gebirge Meru, auf dem eine große Feuersäule stand, die Brama in hunderttausend Jahren nicht ersteigen konnte. Und was bei den Indiern der Meru, das war bei den Tibetanern der mächtige Righiel Lumbo, und bei den Persern der Gipfel des Albordi. Auf diesem Berge steht nach der Fabel der Perser die Säule, die den Weltbau stützt, und auf ihm thront der Herrscher der Höhen und Tiefen. Auf einem andern seiner Gipfel ruht der erste und reinste Amshaspand, die Sonne. — Auch Moses stieg aus dem Staube der Wüste zu den reinen Gipfeln der Berge empor, um in seinen Unterredungen mit Gott dort die zehn Gebote zu empfangen, und so knüpfen sich denn an die heiligen Spitzen des Sinai und des Horeb auch die ältesten Sagen der jüdischen und ihrer Tochter der christlichen Religion.

Das Beispiel des Ararat zeigt, daß die Berge auch schon deßwegen den Menschen heilig wurden, weil ihre Häupter zuerst aus den Urfluthen rettend, heilverkündend emportauchten. Auf dem Ararat ankerte die Arche Noahs, dessen Nachkommen dann vom Gebirge aus weinpflanzend, ackerbauend, heerdentreibend sich über die allmählig gewonnenen Flachländer verbreiteten. — Zu einem Ararat, einem Kaukasus, einem Himalaja oder irgend einem andern heiligen Urberge führen uns die Urgeschichten und die Ursagen fast aller Völker hinauf, die dort wie die Ströme ihre Quellen haben. — Selbst diejenigen Nationen, die gar keine Berge in ihrem Lande haben, wie die Russen, gestalten sich Berge in ihrer Phantasie und verlegen auf die Gipfel dieser heiligen Phantasiegebirge die hellleuchtenden Sitze Gottes und der Engel. — Auch unsere Dichter, die von den „blauen Bergen,“ die sie zum Theil nie gesehen, so viele Lieder singen, beweisen, daß unter den Menschen allgemein eine tiefe Sehnsucht nach den Bergen und eine reizende Vorstellung von ihren Gipfeln verbreitet ist. Nennen wir ja auch diese Welt nicht einen Jammer**berg**, sondern ein Jammer**thal**, welchem irdischen, dumpfen, dunkeln Thäle dann die Vorstellung von der Heiterkeit und Anmuth der himmlischen, frischen, lichten Höhen entgegensteht.

In den Gebirgsländern gibt es in Fülle alle die Dinge, welche einen gefühlvollen und phantasiereichen Menschen, wie es die rohen Naturkinder und Urbewohner meistens sind, mit Staunen, Schrecken, Schauder, Lust oder Entzücken, oder mit andern wechselnden Gefühlen zu erfüllen vermögen. Da sind die Höhlen, welche alle Völker mit guten oder bösen Geistern zu füllen so sehr liebten. Nur da gibt es die Steinnischen und Grotten, in welchen Nymphen oder Windgötter wohnen können. Da findet Pan Felsen, die ihm zum Sitzen bequem genug sind, wenn es ihn gelüstet, auf seiner Pfeife zu musiciren. Nur hier hat es Diana von ihrem hohen silbernen Wagen nicht zu weit, wenn sie Endymion gelegentlich einen Besuch abstatten will. Nur in den Gebirgen erfreuen sich die Najaden, die Faunen und tausend andere Götter eines lustigen, abenteuerreichen Lebens.

(Fortsetzung folgt.)

Würzburg.

(Schluß.)

Wie in der Kirche, wie in der Schule, so überall. Im Winter hat man eine Oper, die so gut ist als es nur immer die Finanzen einer nicht großen Stadt zulassen; für Dilettanten besteht schon seit vielen Jahren ein Institut, das unter der Leitung des Professors Fröhlich ein Haupthebel der musikalischen Bildung Würzburgs war. In dem ihm angewiesenen Saal tönte Musik aller Zeiten und Völker; altgriechische Chöre, über deren Aechtheit ich kein Urtheil

habe, wurden nicht lange vor der Julirevolution zu Ehren des in Würzburg anwesenden Königs Ludwig aufgeführt, und ein angehender Hellenist deklamirte ein in's Griechische von ihm selbst übersetztes Gedicht Sr. Majestät, das von den Anwesenden Niemand, ich nehme die Erlauchtesten nicht aus, verstand, und aus dem wahrscheinlich ein Simonides und Alcäus herauszukommen ebenfalls große Mühe gehabt hätten. Neben diesem Institut wirkt, wie allenthalben in Deutschland, ein Sangverein, die Harmonie gibt Fastenconcerte, der Militärmusik wird große Sorgfalt gewidmet, die Sommermonate hindurch flötet, schmettert und dudelt es an allen öffentlichen Plätzen, wo sich eine Bier oder Kaffee trinkende und, wenn man nur die schönere Hälfte betrachtet, geputzte Gesellschaft einfindet.

Wo nun die Politik Gelegenheit hat, musikalisch aufzutreten, da fangen die Würzburger gleich Feuer und politisiren so munter und flott wie immer. Die Sache von Schleswig-Holstein ist mit der Erinnerung an ein Sängerfest, auf das die Eingebornen sich viel zu gut thun, eng verwachsen, daher sehr populär, und im Jahre 1831 hatte die Stumme von Portici ihren Antheil an der allgemeinen Aufregung.

Das jedoch darf man sich nicht einbilden, daß Würzburg, weil es von dem geistigen Leben seiner früheren Zeit viel verloren hat, an der Politik ohne die Mitwirkung eines nicht politischen Reizmittels durchaus keinen Theil mehr nehme, und wie es sich früher mitten im Strudel befunden, sich jezt von der allgemeinen Bewegung ganz entfernt halte. In Würzburg ist noch immer Sinn für Politik genug; die Erhebung Deutschlands im vorigen Jahre und der Versuch zur staatlichen Einigung seiner Stämme fand sehr lebhaften Anklang, und die Huldigungsfeier wurde mit allen Anzeichen warmer Sympathie begangen. Auch seine Oppositionsgewohnheiten hat Würzburg nicht verloren, und wenn man auch zu sehr auf das behagliche Medium hält, in dem man essend, trinkend, schmauchend, spielend, jagend, ein wenig spekulirend und ein wenig politisirend hinlebt, um republikanischen Gedanken, oder gar socialistischen Träumen nachzuhängen, so findet man sich doch ungemein befriedigt, wenn man der Polizei etwas Böses nachsagen und das Ministerium in die Lehre nehmen kann.

Aber so arg wie ehemals macht man es allerdings nicht mehr; Würzburg behauptet in dem Catalog der gut revolutionären Städte nicht mehr den ersten oder zweiten Rang; es ist in dem Ausdruck seiner Gesinnungen bescheidener, in seinen Gesinnungen selbst bedächtiger geworden, und gleichwie Manche, die rasch zu urtheilen, aber nicht scharf zu prüfen pflegen, Viel mit Alles verwechseln, so sieht auch in den Augen derer, die sich mit Geringem nicht begnügen, Wenig oft aus wie Nichts. Daher kommt es, daß Würzburg, das vor achtzehn Jahren so vorgerückt und so bewegt schien, heutzutage kaum mehr genannt wird. Der Abstand seiner jetzigen Zustände von dem, was es damals war, ist so groß, daß er dem Unterschied zwischen Tod und Leben ähnelt. Dem Toben eines Bergsturzes verglichen ist das leise Rieseln einer Quelle fast so viel wie völlige Stille.

Korrespondenz-Nachrichten.

*Dresden, März.

Die Parteien.

Unsere Minister sind, abgemattet durch das tolle Treiben unserer Radikalen in den Kammern, abgetreten. Wir verdanken der Popularität, die sie mit Ausnahme Pfordtens als Mitglieder der frühern Opposition im Volke hatten, und der Gewandtheit Pfordtens, daß wir während der Aufregung des vergangenen Jahrs von Putschen verschont geblieben sind. Aber durch zu viel Nachgiebigkeit gegen die Radikalen und durch Pfordtens partikularistische Tendenzen sind wir in Verhältnisse gekommen, die unerträglich sind und nicht lange mehr fortdauern können. Die neuen Minister, brave und einsichtsvolle Männer von constitutioneller Gesinnung, sind wenigstens unter sich einig und scheinen theils dem Radikalismus entschieden entgegen zu treten, theils eine mehr norddeutsche Politik verfolgen zu wollen. Daß sie aber mit diesen Grundsätzen unsern Kammern gegenüber nicht lange werden bestehen können, läßt sich mit Gewißheit voraussagen. Mögen sie es sich auch noch eine Zeit lang gefallen lassen, die staatsmännische Weisheit unserer Volksvertreter mit anzuhören, am Ende werden sie doch die Kammern auflösen müssen. Was soll aber dann werden? Neue Wahlen werden kein anderes Resultat herbeiführen, da troz der immer kräftigern Entwicklung der freisinnig conservativen Principien in Vereinen und einflußreichen Zeitschriften, die wühlenden und wählenden Proletarier in Frack und Blouse doch das numerische Uebergewicht besitzen. Bei so verzweifelten Verhältnissen ist es kein Wunder, wenn der alte kursächsische Patriotismus immer mehr verschwindet, und wenn viele ganz gute Sachsen troz ihrer Pietät für ihren guten König sehnsüchtig nach Preußen blicken, um so mit Ehren Deutsche bleiben zu können. Diese Stimmung greift unter den intelligenten Bewohnern Sachsens immer

mehr um sich, und dieß ist eine frohe Aussicht für die, welche es mit dem deutschen Vaterlande gut meinen. Denn die von den radikalen Führern aufgewiegelte Masse hat der Macht der Idee der durch Preußen zu gewinnenden Einheit Deutschlands, welche in ganz Norddeutschland immer mehr Raum gewinnt, nichts entgegenzusetzen als die rohen Deklamationen der Winkelpresse und allenfalls die Gewalt der Fäuste, mit der aber unsere Radikalen jezt schwerlich experimentiren werden, da sie sich damit sofort zu Grunde richten würden. Mögen sie in ihren Zeitschriften drohen, daß sich gegen den nächstens bevorstehenden Abmarsch der Sachsen nach Holstein alle Sachsen wie Ein Mann erheben würden: sie werden abmarschiren und man wird dem Abmarsch eben so gemüthlich zusehen wie dem Einmarsch unserer Soldaten aus Altenburg, der „verthierten Söldlinge," welche jene in Dresden ersetzen sollen. „Bange machen gilt nicht!" ist ein trivialer Spruch, der aber hier seine volle Bestätigung finden wird. Unsere Soldaten bedürfen sehr der Kräftigung des Selbstgefühls, das sie bereits durch den Umschwung der Zeit gewonnen haben, durch einen Feldzug, damit es nicht von den Wühlern für anarchische Zwecke ausgebeutet werde. Es ist wahrhaftig mehr als Naivetät, wenn die Radikalen selbst in den Kammern durch ihr rohes Geschrei gegen die Theilnahme unserer Landsleute an einem deutschen Kriege ihre wahren Absichten so offenbar machen.

Aus Preußen, März.

(Fortsetzung.)

Prinz Waldemar von Preußen.

Hiemit war die eigentliche Reise beschlossen. Aber die große Geschicklichkeit des Prinzen im Zeichnen hatte die Eindrücke derselben frisch erhalten und eine große Anzahl ausgezeichneter Skizzen zum Andenken an seine abenteuerlichen Fahrten, wie er sie in einem Briefe an mich nannte, entworfen. Ein Jahr nach seiner Rückkehr war er mit der Herausgabe eines lithographirten Werkes beschäftigt, in welchem er seine Skizzen von einem geschickten Zeichner ausführen ließ. Es ist uns nicht bekannt, wie weit die politischen Ereignisse und die spätere Versetzung des Prinzen von Berlin den Fortgang dieses Werks gehindert haben, dessen Vollendung höchst wünschenswerth ist, da es uns nicht allein Bilder aus den berühmtesten, schönsten und großartigsten Gegenden des Orients darbieten wird, sondern auch die beste Gelegenheit zu einer wahrhaften und ausführlichen Lebensschilderung des liebenswürdigen Prinzen geben könnte.*

Aber noch war die Reihe der Ereignisse nicht erfüllt, zu deren unmittelbarer Theilnahme Prinz Waldemar ausersehen war. Er sollte in Indien auch die Gefahren eines Kriegs erleben, und zwar eines der blutigsten und gefährlichsten, welche die neuere Zeit kennt. — Als der Prinz zu Ende Oktobers Simlah verlassen hatte, waren die Verhältnisse der Engländer mit den kriegerischen Sihks bereits sehr gespannt und der Ausbruch eines Kampfes schien unvermeidlich, wenn auch noch nicht ganz nahe. Früher jedoch als der englische Generalgouverneur, Lord Hardinge, es erwartete, brachen die Sihks mit eben so viel Keckheit als Gewandtheit in den ersten Tagen des Decembers 1845 in vier Heersäulen auf, gingen über den Sutletsch und befanden sich auf brittischem Gebiete. Prinz Waldemar, der sich mehrere Wochen in Ludianah aufgehalten und dort täglich das fünfzigste englische Regiment, das Leibregiment der Königin (Queens own), hatte exerciren sehen und mit dem Offiziercorps in die kameradschaftlichsten Verhältnisse getreten war, vernahm mit kriegerischem Behagen die Nachricht von dem Beginne der Feindseligkeiten. Nicht daß sein reines Gemüth Gefallen an Blutvergießen und Morden gefunden hätte, aber wohl quälte und schmerzte ihn die thatenlose Ruhe, in welcher er bei dem allgemeinen Frieden die Jahre hinbringen mußte, in welchen die tapfern französischen Herzoge Aumale und Joinville, seine Altersgenossen, sich in Algerien Ruhm und kriegerische Ehre verdient hatten. Wer wollte es also seinem jungen, von den edelsten Vorbildern tapferer Ahnen erfüllten Gemüthe verdenken, wenn er eine Gelegenheit wahrzunehmen eilte, welche ihm in einem Kriege von den großartigsten Verhältnissen die höchste Aufbietung aller menschlichen Kräfte, wie sie nun einmal ein Krieg allein mit sich bringt, zu zeigen verhieß und ihn plötzlich in eine Lage versezte, wo er diese, die natürlichen Grenzen des Alltagslebens überschreitenden Forderungen in seiner unmittelbarsten Nähe erfüllt sehen konnte.

Hunc animo repetentem exempla suorum
Et pater Aeneas et avunculus excitat Hector.

Daher fand auch Lord Hardinge, ein eben so weiser Staatsmann als unerschrockener Krieger, das Begehren des Prinzen, dem bevorstehenden Feldzuge mit seinen Begleitern beiwohnen zu dürfen, zu natürlich, als daß er dagegen hätte Bedenklichkeiten erheben sollen. Hatte er doch selbst zwei Söhne bei sich, die von Kampflust glühten, und wußte er, daß in seinem Heere zahlreiche junge Offiziere von demselben Kriegsmuthe beseelt waren. So erschien also Prinz Waldemar, nebst den Grafen v. d. Gröben und von Oriola in der Schlacht bei Mudki am 18. December unter den britischen Truppen. Im Gefolge des Oberbefehlshabers, Lord Gough, war er mit der reitenden Artillerie vorangegangen und befand sich bereits im lebhaftesten Feuer, als das fünfzigste Regiment, welches gegen die Batterien der Sih's geführt wurde, den Prinzen erblickte und ihn einstimmig mit einem weitschallenden Hurrah begrüßte. Nach einem langen, aber heftigen Kampfe waren die Sihks besiegt. Aber es standen noch weit blutigere Tage bevor. Am 21. December griff die britische Hauptmacht die Verschanzungen der Sihks bei Ferosschah an, die sehr fest und von einer furchtbaren Artillerie gedeckt waren. Die äußerst heftigen Angriffe kosteten viele Menschenleben; der englische Muth schien unter dem fürchterlichen Gewehr- und Kartätschenfeuer zu wanken. Da ritt Lord Hardinge selbst vor die Fronte, um seine Truppen anzufeuern. Der Prinz begleitete ihn, umgeben von seinen Begleitern, von allen Seiten dem heftigsten Kugelregen ausgesezt. Da ward neben ihm sein Arzt Hoffmeister von einer Kartätschenkugel getroffen und sank todt zu Boden. Der Prinz sprang augenblicklich, wie Lord Hardinge in seinem Schreiben an den Geheimerath Bunsen in London* ausdrücklich erwähnt, vom Pferde und richtete ihn auf; aber das Leben war schon entflohen, und da in diesem Augenblicke die Feinde vordrangen, so mußte er mit den übrigen auf seinen Rückzug bedacht seyn und des Freundes Leiche zurücklassen.

(Fortsetzung folgt.)

* In den Berliner Zeitungen ward im März von der nahen Vollendung des Reisewerks, jedoch ohne sichere Gewähr, gesprochen.

* Dieses unter dem 1. Januar 1846 aus Ferozpur erlassene Schreiben steht in der Allgem. Preuß. Staats-Zeitung 1846, Nr. 62 und in der Allgemeinen Zeitung 1846, Nr. 63

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 78. Sonnabend den 31. März 1849.

— Tibi ponimus aras,
Nil oriturum alias, nil ortum tale fatentes.
Horat:

Das Denkmal Friedrichs des Großen in Berlin.

Vor dem Palast des Prinzen von Preußen werden gegenwärtig die Fundamente zu dem Denkmale Friedrichs des Großen gelegt, womit der vorige König den Professor Rauch beauftragt, das aber erst der jetzige König in dem Umfange, wie es nun zur Ausführung kommt, bestellt hat. Auf einem Fußgestelle von ansehnlicher Höhe wird die eherne kolossale Reiterstatue Friedrichs erscheinen, mit acht-und-zwanzig lebensgroßen Figuren am Sockel, die sich um ihn stellen, „wie der Sterne Chor um die Sonne." Auf jeder Ecke des Gestells wird ein Mann zu Roß vorspringen. Dazu kommen noch zahlreiche Basreliefs und allegorische Figuren. Das Ganze wird, so weit man nach den einzelnen Stücken und nach dem großen, vortrefflich ausgeführten Modell im Lagerhause urtheilen kann, ein Werk von außerordentlicher Kraft und Schönheit seyn. Der König selber, der bereits gegossen und ciselirt ist, hat, vom Huf seines Rosses bis zur Spitze des dreieckigten Hutes, eine Höhe von mehr als siebzehn Fuß. Dreihundert Centner Erz sind von ihm und seinem Rosse verschlungen worden; der hohle Pferdeschweif wiegt allein sechs Centner. Man beurtheile darnach die Ausdehnung und das Gewicht des Ganzen.

Da die Vollendung und die Feststellung des Monuments, das auf eisernen Würfeln und Granitstücken fußen wird, erst nach anderthalb bis zwei Jahren zu erwarten steht, so muß bis dahin der Kunstfreund in der Gießerei und im Lagerhause, der Werkstätte Rauchs, sich eine Anschauung des Ganzen zusammentragen. Auf dem Hofe der Gießerei ist eine besondere Behausung für den reisigen König errichtet. An der Wand läuft eine Treppe empor, auf der man wie in ein zweites Stockwerk steigt, um einen Standpunkt zur Uebersicht zu gewinnen; denn von unten gewahrt man nicht viel mehr als den riesigen Pferdebauch mit schwellendem Geäder.

Der alte Fritz sitzt völlig so angethan wie wir ihn zu sehen gewohnt sind, mit dem Krückenstock, der ihm vom rechten Arme niederhängt, im Sattel. Das Hütchen deckt ihm die Stirn bis zu den Brauen; aber es ist noch genug von dem klugen festen Gesichte übrig. Er neigt Haupt und Körper ein wenig zur Seite und stützt den einen Arm fest in die Hüfte. Wir sehen ihn an und sagen: das ist der Mann, der Europa getrozt hat. Wenn er den Mund öffnete, könnte er sein bekanntes Wort sprechen: „Wenn Frankreich mein wäre, sollte kein Kanonenschuß ohne mich in Europa fallen." Oder vielmehr, er spräche jezt, im Jahre des Heils 1849: „Wenn ich, statt meines Urgroßneffen, auf dem Throne säße, so sollte bald meinem Adler der zweite Kopf wachsen und Deutschland unter meinem Zepter die stärkste Burg Europas seyn." — Die schwierige Kleidung des Königs ist mit außerordentlichem Geschick behandelt. Das Roß, auf dem er sizt, ist ein Thier, wie es solchem Fürsten und Helden geziemt. Der mächtige Henst spizt die Ohren, als ob er Trompetengeschmetter hörte; die breite Brust will die Schlachtreihen durchbrechen, jeder Muskel ist von feuriger Kraft geschwellt.

Aus den Ateliers neben dem vorläufigen Quartier des Preußenkönigs schallt ohrzerreißender Lärm. Hier werden die gegossenen Stücke des Monuments der rauhen Haut entkleidet und ciselirt. Beine werden

an Körper, Figuren auf Rosse geheftet. Es ist die Auferstehung eines Schlachtfeldes, wo Thiere und Menschen, Glieder und Rumpfe bunt durcheinander liegen. Findet sich eine Lücke im Gusse, so fügt man eine Platte ein, die so geschickt eingehämmert wird, daß keine Spur vom Uebergang sichtbar bleibt. Das Erz, so wie es aus der Hand des Ciselirers hervorkommt, ist goldschimmernd; mit der Zeit aber gewinnt es jene schöne dunkelgrüne Farbe, die den Bronzen so wohl steht. Uebrigens hält es schwer, die nöthige Zahl Ciselirer zu schaffen; denn da diese Leute bis zu gewissem Grade Bildhauertüchtigkeit besitzen, verlassen sie leicht ihr schweres, betäubendes Geschäft, um sich zur angenehmeren Bearbeitung des Marmors zu wenden.

Von höchstem Interesse war mir ein Besuch in Rauchs Atelier. Rauch zählt jezt zwei-und-siebzig Jahre. Aus Arolsen in Westphalen gebürtig, zeigte und übte er schon früh seinen Kunsttrieb. Seine Armuth führte ihn nach Berlin in dienende Verhältnisse; durch Schönheit und Gewandtheit ausgezeichnet, fand er bei Hof eine Stelle als Lakai. Die junge Königin erfuhr, wie er, in jeder freien Minute zeichnend und modellirend, seinem Kunsttriebe nachhing, ja die Schloßwände mit genialen Croquis verzierte. Sie machte es ihm möglich, die Fesseln abzustreifen und 1804 nach Rom zu gehen, wo er, mit Thorwaldsen befreundet, sich bald zum Meister aufschwang. Als der König im Jahre 1811 eine Concurrenz wegen Anfertigung eines Denkmals der verstorbenen Königin eröffnete, trug Rauch den Sieg über sämmtliche Bewerber davon und gründete durch das bekannte, in Rom und Carrara gearbeitete und gegenwärtig im Mausoleum zu Potsdam aufgestellte Monument seinen Ruhm. Nach den Freiheitskriegen wurde ihm die Aufgabe, die abgeschiedenen preußischen Helden durch seine Kunst im Gedächtnisse der Menschen zu verklären. So schuf er die Marmorstatuen Scharnhorsts und Bülows vor der Hauptwache und ihnen gegenüber die Bronzestatue Blüchers, dem sich ein zweiter Blücher in Breslau beigesellte. Weiterer Werke, unzähliger Porträtbüsten und vieler Statuen, die überall hin verbreitet sind, nicht zu gedenken, nenn' ich noch das Monument des verstorbenen Königs Max in München und das Erzbild Albrecht Dürers in Nürnberg.

Die Aufgabe, die ihm jezt geworden, ist seine Lebensaufgabe, die ihn schon seit vielen Jahren erfüllt hat. Sie wird alles, was er bisher geleistet, in den Hintergrund stellen und seinem Sterne, nicht fern mehr vom Untergange, den hellsten Glanz verleihen. Sie wird Rauchs Namen denen der größten Meister beigesellen, was nur durch die Vereinigung des doppelten Glückes geschehen konnte, einmal vom Himmel begabt zu seyn, wie er es ist, und zweitens einen Fürsten zu finden, der die Möglichkeit gibt, eine solche Aufgabe im vollkommensten Umfange zu lösen.

(Schluß folgt.)

Die Mythologie der Alpen.

(Fortsetzung.)

Erwägt man dieß Alles und betrachtet dabei den Prachtbau der Alpen, dieses mächtigsten Gebirges Europas, dieses wahrhaftigen Meru und Righiel Lumbo unseres Welttheils, so wundert man sich mit Recht über die Dürftigkeit dessen, was wir die Mythologie der Alpen genannt haben. Gleich dem armenischen Ararat ragten einst die Spitzen des savoyischen Montblanc und des penninischen Monte Rosa, der helvetischen Jungfrau, des rhätischen Orteles, des norischen Glockner hoch und rettend aus der Sündfluth empor; aber wo ist der europäische Noah, der in einem ihrer wassererfüllten Hochthäler seine Arche wie in einem Hafen hätte einlaufen lassen? Und doch haben sogar die Grönländer ihren eigenen Noah, wie das kleine Thessalien den seinigen hatte. Die Europäer haben weder in die Bergthäler von Como, noch in die reizenden Vertiefungen des Lemans oder des herrlichen Benaco ein allgemein gepriesenes Paradies verlegt, gleich dem, das die Asiaten in den Alpen von Kashemir gefunden.

Unsere Sage, Mythe und Geschichte nehmen von der Urzeit der Alpen keine Notiz. Sie ordnen Europas Bedeutung der der alten Asia ganz so unter, wie Amerika wieder der Europas subordinirt ist. Sie stellen unsern Welttheil ganz als ein Kolonienland von Asien dar, und darüber ist alles Urvolk vergessen, das in grauer Vorzeit die Gebirgsländer Europas bewohnen mochte. Kaum hat man auch nur die Frage aufgeworfen, ob es aus dem Bau und der Bildung der Länder Europas nicht wahrscheinlich wird, daß wir neben der später eingewanderten kaukasischen Menschenrace auch eine alpinische Race annehmen müssen, eine alpinische Urrace, die sich später unter den asiatischen Einwanderern eben so verlor, wie die nordamerikanischen Indianer unter den romanogermanischen Kolonisten.

Höchst sonderbar scheint es, daß diese Alpen, die so manches hübsche, mit Bäumen und Kräutern gefüllte Bergthal gleich einem Frucht- und Blumenkorbe hoch zum Himmel emportragen, die wir für die ehrwürdigsten Ruinen, die Grundpfeiler und zugleich die höchsten Zinnen und Warten unseres Continents halten, von denen wir mit Recht vermuthen

sollten, daß, so wie sie beherrschend in der Mitte unseres Welttheils liegen, sie auch das Centrum unserer moralischen Welt, unserer Urgeschichte seyen, der Brennpunkt eines weitverbreiteten Mythen- und Sagenkreises, der Ausgangspunkt eines europäischen Religionskultus — sonderbar, sage ich, scheint es, daß sie, die an Höhe von wenigen Gebirgen, an welthistorischer Bedeutung von so vielen übertroffen werden. — Kein Moses holte von den Höhen der Alpen göttliche Gebote vom Himmel für die kommenden Geschlechter, kein Brama erklomm auf ihrem Gipfel eine Himmel und Erde vermittelnde Feuersäule. Die Griechen schmückten mit Weinlaub und mythischen Dichtungen nur die Berge ihrer Halbinsel bis an den Fuß des Hämus hinauf. Sie scheinen dabei von den Alpen fast gar keine Notiz genommen zu haben. Nicht einmal ihre poetischen Eingänge in die Unterwelt verlegten sie in die Alpen, deren Gipfel sie doch sowohl im adriatischen Meere als in den ligurischen Gewässern, die sie beide beständig befuhren, erblicken konnten. Selbst ihren Weltkugelträger fanden sie lieber im afrikanischen Atlas als in den viel riesigeren und ihnen weit näheren Alpen. Ihr Typhon wäre unter den schweren Lasten der Alpen viel sicherer verscharrt gewesen, aber sie machten die sicilianischen Berge zu seinem Grabmonument, und auch um den Prometheus anzuschmieden zogen sie es vor, zum entlegenen Kaukasus zu gehen.

Die einzige auf die Alpen sich beziehende Mythe, die uns die Griechen überliefert haben, ist die vom Herkules. Als er aus Hispanien nach Italien zurückkehrte, ging er Wege bahnend und die Gebirge durchbrechend durch die Alpen, und zwar durch den Theil derselben, welchen wir den grajischen nennen. Er entnahm sogar von diesen Alpen einen seiner vielen Beinamen und hieß Herkules Grajus. — Es bleibt zweifelhaft, ob die Geologen oder die Historiker sich diesen Herkules Grajus zueignen dürfen, und ob jene ihn etwa auf eine die Berge durchfurchende Naturgewalt, eine Wasserfluth, oder ob diese ihn auf einen frühzeitigen Verkehr und auf in uralten Zeiten gangbar gemachte Pässe und Gebirgswege, oder auf einen Kriegszug deuten sollen.

Die alten Italiener scheinen auch die Alpen weit eher als das Ende der bewohnbaren Welt, als ein »nec plus ultra,« wie auf einer in Bündten gefundenen römischen Säule geschrieben stand, denn als das Centrum, das Herz und den Anfangspunkt europäischen Lebens betrachtet zu haben. Ihr glückseliger Saturnus hatte sein Reich im Sabinergebirge; alle ihre Faunen, Pomonen und sonstige Thal-, Wald- und Berggötter kommen aus den Thälern und von den Gipfeln der Apenninen, und erst später, von den auswandernden Etruskern gefördert und von einigen römischen Dichtern, die sich am Fuße der Alpen niederließen, verlockt, wagten sie auch an diesen nördlichen Bergabhängen Gefallen zu finden.

Selbst der Herd der nordischen Mythologie Europas findet sich nicht in den Alpen, sondern in den skandinavischen Granitbergen, auf deren Gipfeln Thor und Odin, die weit schönern Alpen verschmähend, hausen. — Liegt etwas in der Natur der Alpen selbst, was die Phantasie der sie bewohnenden Völker lähmte, oder war diese Phantasie von Haus aus minder schöpferisch als die der poetischen Hellenen, Italer und Odinsmannen — kurz, die Alpen kommen mir vor wie eine ungeheure Anhäufung großer Quantitäten poetischen Stoffs, der todt und unbenuzt liegen geblieben ist.

Verehrten nicht mehrere alte Völker manche große Steinblöcke bloß wegen ihrer ungewöhnlichen Lage, manche Felsen bloß wegen ihrer außerordentlichen Gestalt? Welche zahllose Gelegenheiten wären solchen Naturverehrern da nicht in den auf so vielfache Art hingestellten und gestalteten Blöcken und Felsen der Alpen geboten gewesen! — Brachten nicht andere Völker Steine, die ihnen ihrer auffallenden Farbe wegen merkwürdig und am Ende heilig wurden, in ihre Tempel und fabelten Wunderdinge von ihnen? Wurden nicht an jeden Aerolithen, ja an alle die verschiedenen Belemniten, Echiniten und Turmaliten besondere Sagen und Erzählungen geknüpft? Ließen nicht die Perser aus dem Feuerstein, weil er ein wunderbarer Quell des Lichts und der Flamme zu seyn schien, Götter hervorgehen?

Die Phantasie aller südlichen und orientalischen Völker ist vom reizenden Lichte der gefärbten Edelsteine bethört und begeistert worden. Sie haben fast einen Gott in jedem dieser Edelsteine erblickt; sie haben tausend anmuthige Mythen und Mährchen von den Bergprinzessinnen, ihren Schatzkammern und Geschmeiden erfunden. Jeder edle Stein hat seine Bedeutung, seine Zauberkraft, seine Heiligen, seinen Monat im Jahre, seinen Stern am Himmel erhalten. Nun, in den Alpen gibt es ganze Bergwände, die mit Granaten und andern lebhaft gefärbten Steinen gespickt sind. Amethyst-, Flußspath- und Schwerspathadern durchziehen die Berge. Aber diese roth gefärbten Adern, in denen die Griechen die Arterien eines vom Jupiter gebannten Enceladus oder Polybotes erblickt hätten, haben diese Alpenleute ganz ungerührt gelassen. Nur des Geldes gedenkend, das der Kaufmann ihnen für den Schwerspath bezahlt, hämmern sie jene Adern aus, ohne einen müßigen Augenblick mit einer solchen Dichtung anmuthig zu vergeuden.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Preußen, März.

(Fortsetzung.)

Prinz Waldemar von Preußen.

Mit dem brittischen Heer, das sich bei einbrechender Nacht auf Kanonenschußweite zurückgezogen hatte, um sich durch einige Stunden Ruhe zum morgenden Kampfe vorzubereiten, brachte auch der Prinz die Nacht im Freien zu. Unfern von ihm lag der einarmige Generalgouverneur, in seinen Soldatenmantel eingehüllt, ein out-and-outer, wie ihn die Soldaten nannten, der Erste und Lezte im Feld. Die Nacht war eisig kalt, man war ohne Obdach, ohne Lebensmittel, ohne Wasser. Die Erde war mit Todten und Verwundeten bedeckt und die feindlichen Kugeln streiften Schlag auf Schlag über den Boden hin. Endlich dämmerte der Tag. Um vier Uhr Morgens begann der Sturm auf das Lager der Sikhs mit unglaublicher Wuth; der Prinz war wieder unter den Vordersten und an Lord Hardinge's Seite, der von ihm schreibt, es habe kein Soldat mehr Kaltblütigkeit, Unerschrockenheit und Energie zeigen können als der Prinz und die Herren seines Gefolges. Dafür war er auch Zeuge des um ein Uhr Mittags erfochtenen vollständigen Siegs. — Am folgenden Morgen aber hielt es Lord Hardinge für seine Pflicht, den Prinzen zu bitten, sich vom Heere zu entfernen. Es sey ja, so meinte er, der Ehre genug gethan, er könne es aber mit seiner Hochachtung für die preußische Königsfamilie nicht länger vereinigen, daß einer ihrer Prinzen, welcher „mit der charakteristischen Tapferkeit seines Stammes und mit dem nationalen Unternehmungsgeiste seiner Landsleute“ bereits zwei asiatische Schlachten gesehen und sich höchlich ausgezeichnet habe, sich weiterer Gefahr unnöthig aussetze. Prinz Waldemar willigte „mit großem Widerstreben“ endlich in das Verlangen des geachteten Kriegsmannes und verließ mit seinen Begleitern Ferospur am 23. December, um sich über Sind nach Bombay zu begeben, nachdem er Sorge getragen hatte, daß auf dem Kirchhofe zu Ferospur dem treuen Arzte und lieben Begleiter ein Stein errichtet wurde, zum Andenken an den wackern Reisegefährten, dessen Verlust einen unauslöschlichen Eindruck im liebevollen Gemüth des Prinzen zurückließ. — Auf der Weiterreise nach Bombay führte das Geschick, welches den preußischen Prinzen im fernen Indien besonders auszeichnen zu wollen schien, ihn noch einmal zu den brittischen Fahnen. Es war dieß bei Sobraon, wo sich General Gough eben anschickte, am 10. Februar den von siebzig Kanonen vertheidigten Brückenkopf diesseits des Sutletsch zu erstürmen. Der Kampf war mörderisch und die Britten verloren eine Menge ihrer fähigsten und tapfersten Offiziere, aber der Erfolg war sehr günstig. Der Bericht des englischen Feldherrn * sagt hiebei: „Wir waren in dieser Schlacht wieder beehrt mit der Gegenwart des Prinzen Waldemar von Preußen und der beiden Edelleute seines Gefolges. Hier, wie bei Mudki und Feroschah, begnügten diese unsere ausgezeichneten Gäste sich nicht mit dem Anblick des Gefechts aus der Ferne, sondern man sah sie, so lange der Kampf dauerte, im Vordertreffen, wo immer die Gefahr am größten war.“ Besonders belobten die englischen Offiziere die Vortrefflichkeit der deutschen Reitkunst des Prinzen, obgleich er nicht aus der Schule ihrer Steeple chase hervorgegangen war, sondern aus der Reitschule der Obermarstallsbahn in Berlin.

Nach diesen Begebenheiten beeilte der Prinz seine Rückkehr, wozu ihn vorzüglich die ängstlichen Nachrichten bestimmten, welche er über den Gesundheitszustand seiner geliebten Mutter empfangen hatte; er konnte aber nach der Landung in Triest, über Wien eilend, erst in der zweiten Hälfte des Juni 1846 auf dem Schlosse Fischbach eintreffen, wo er den Kreis der Seinigen in stiller Trauer und Zurückgezogenheit versammelt fand. Denn es barg bereits seit dem 14. April das Grab die Leiche der edeln Fürstin, die durch Anmuth, Tugend, Aufopferung für das Vaterland, frommen Glauben und Thätigkeit in milden Werken eine ruhmreiche Stelle in der preußischen Geschichte einnimmt. Wer aus eigener Anschauung es erfahren hat, wie die Prinzessin so ganz für ihren Gatten und für ihre Kinder lebte, wie hoch sie ihr Mutterglück schäzte und wie sie alle die Ihrigen mit dem Zauber einfacher Häuslichkeit umwand, der wird den Schmerz Waldemars ermessen können, als er die Stätte leer fand, wo die Mutter gewaltet hatte.

Allmählig trat der Prinz nun wieder zu den Beschäftigungen des gewöhnlichen Lebens zurück. Der König, voll Freude über die kriegerische Auszeichnung des an Welt- und Menschenkenntniß so rasch gereiften Prinzen, ernannte ihn nach seiner Rückkehr aus Ostindien zum Generalmajor und verlieh ihm den Orden pour le mérite. Gleich darauf übertrug er ihm auf ein Jahr die Führung des Gardedragonerregiments, und Königin Victoria von England ließ dem Prinzen schon bei seiner Durchreise durch Wien von ihrem dortigen Gesandten den Bathorden überreichen, so wie auch später die auf den Feldzug in Indien geschlagene Denkmünze. Um der Monarchin persönlich seinen Dank für die Gastfreundschaft auszusprechen, welche ihm von Seiten der englischen Nation während seines fast zweijährigen Aufenthalts in Indien zu Theil geworden, begab sich der Prinz im Jahr 1847 nach England und dehnte seine Reise bis nach Schottland aus. Allerseits wurden ihm auf dieser Reise die glänzendsten Beweise der Anerkennung gegeben, welche die englische Nation dem Muthe zollt, den der Prinz mit der siegreichen Armee am Sutletsch bewiesen hatte, und sein Lob stieg noch höher, je mehr man die edle Einfachheit kennen lernte, die seinen Charakter auszeichnete. Daher behielt er auch eine große Liebe für England und dachte mit herzlicher Freude besonders an das Zusammenleben mit den braven Offizieren des fünfzigsten Regiments. Als ein thatsächliches Zeichen der Erinnerung an die glücklichen Tage in Ludianah und während des Kriegs am Sutletsch verehrte er in den lezten Tagen des Novembers 1848 dem Regimente einen schönen Goldpokal, welchen Lord Hardinge bei einem Festmahl im Dover den aus Indien zurückgekehrten Offizieren des Regiments zur Aufbewahrung überreichte. Es sey, sprach der greise Held, dieß ein Geschenk eines ächten Abkömmlings Friedrichs des Großen.

(Schluß folgt.)

* Allgem. Zeitung 1846. Nro. 94.

Beilage: Monatsregister März

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Das Kunstblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des Kunstblatts als regelmäßiger Beilage des Morgenblatts veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jezt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das Kunstblatt bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend und beurtheilend seyn; in denen lezterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesezt, durch welche Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannigfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erscheinende Bücher und Kunstwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneter Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem Kunstblatt ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „Morgenblatts," mit Einschluß des „Literaturblatts" und „Kunstblatts," kostet . . . . fl. 20. oder Rthlr. 11. 10 Ngr.

Der Jahrgang des „Morgenblatts" ohne „Literaturblatt" und „Kunstblatt" fl. 14. oder Rthlr. 8.

Der Jahrgang des „Morgenblatts" ohne Literaturblatt oder Kunstblatt fl. 16. oder Rthlr. 9. 10 Ngr.

Der Jahrgang von jedem dieser Blätter, einzeln, nämlich das „Literaturblatt" fl. 6. oder Rthlr. 3. 10 Ngr.

das „Kunstblatt" fl. 6. oder Rthlr. 3. 10 Ngr.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Hauptpostamt in Stuttgart, das „Morgenblatt" in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dreiundvierzigster Jahrgang.

1849.

April.

Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem Morgenblatt bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das Morgenblatt kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Uebersetzungen oder Bruchstücke mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen and Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das Morgenblatt eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn sie dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

stellt sich die Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der sozialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 79. Montag den 2. April 1849.

Numen ubi est? ubi Di?

Ovid.

Die Mythologie der Alpen.

(Fortsetzung.)

Die berühmten Höhlen, welche mit dem klaren Bergkrystall gefüllt sind wie die Schatzkammern eines Königs, sind den Alpen ganz eigenthümlich. Diese Krystalle, diese ellenlangen Diamanten, sind mit künstlerischer Regelmäßigkeit geformt und polirt. Seit Aeonen sitzen sie da und sind noch heutiges Tages so makellos und glatt, daß Jahrtausende sie nicht mit dem leisesten Anhauch trüben konnten. Sie wetteifern mit dem kastalischen Quell an Reinheit und Klarheit und erscheinen dem Geiste als die schönsten Symbole ungestörter, unveränderlicher Festigkeit und heiterer Selbstzufriedenheit, welche die Erde erzeugt. — Diese unerregbaren Gebirgsbewohner fragt aber ein reisender Dichter (wie etwa der Däne Anderson) vergebens, welcher Feenkönigin Besitzthum diese Geschmeide gewesen, bei welchen Zauberfesten sie gedient, welcher Künstler sie so schön geschliffen und sie bis auf die heutige Stunde bei solchem Glanze erhalten? Die Griechen, die für den sonnengelben Bernstein die hübsche Sage von den Thränen der ihren Bruder beweinenden Heliaden erfanden, hätten über dieses Alles gewiß genügende Auskunft gegeben.

Niemand kann läugnen, daß die zahllosen Steinblöcke, welche die Naturgewalten von den Gebirgen reißen, fast wie gliederlose Rümpfe von Thier- oder Menschenleibern aussehen. — Die Griechen und auch die Perser und Indier haben sich beim Anblick dieser Steine mancherlei Sagen und Mythen gebildet. Bald gehen lebendige Wesen aus diesen Steinen hervor, welche Kopf und Glieder emporrecken, bald ziehen strafwürdige Menschen auf das Geheiß der Götter Arme und Beine gleich Schildkröten ein und bleiben als Steine still liegen. Bald nimmt Brama selber die Gestalt eines Steinblocks auf Erden an, bald säet Deukalion Steine aus, die als Menschen davon laufen. — Die Alpenbewohner sind nie auf so kühne Hypothesen von Steinmetamorphosen gerathen.

Die großen Berge selbst haben wieder eben so viel Aehnlichkeit mit menschlichen Leibern wie die Steinbrocken. Von weitem sehen sie wie eine Reihe Torsos aus, und der Phantasie wird es leicht, ihnen noch Hände und Füße anzusetzen. Die Griechen personificirten ganze Gebirge, so den Atlas, den sie als Weltträger darstellten, den Kithäron, das Gebirge Rodope, die sie als Nymphen erscheinen ließen, den Hämus, den sie als kühnen, grüngekleideten Jäger bildeten. Auch die Hindostaner thaten dasselbe. Sie lösten in ihrer Phantasie die Kolosse des Himalaya vom Boden und ließen sie als Götter frei in der Welt umherwandeln und gleich fahrenden Rittern allerlei Fata und Abenteuer erleben. Die Gemsjäger und Alpenhirten sind nie darauf gekommen, in den grün gekleideten Bergen ihr Ebenbild zu erblicken, und verliebte Berge bei geliebten Nymphen, welche ihrerseits auch wieder Berge waren, Besuche machen zu lassen. Wie dürftig erscheint das, was sie dieser Art doch noch ersonnen, gegen das Phantasiespiel, das die Griechen und noch mehr die Indier mit ihren Bergen sich erlaubt haben! Man lese z. B. in den indischen Schastrus den Krieg der Riesen mit den Göttern. Angemessen der Anzahl von Berggipfeln, Felsen und Blöcken in den Gebirgen ziehen da ganze

Schaaren von Riesen mit hundert Millionen Schlachtwagen, mit hundertzwanzigtausend Millionen Elephanten und zehn Millionen schnellfüßigen Pferden gegen die Götter heran. Zahllos und doch alle gezählt und in den Schastrus genannt sind die Namen der Wesen, welche die Götter dagegen aufrufen. — Die Riesen, in Rhinocerosse und Elephanten verwandelt, wühlen die Erde bis in ihre Grundfesten auf und schleudern Berggipfel und Felsen in die Höhe. Die Thäler und Gebirgskessel zeigen noch heute die Spuren ihrer Fußtritte und Wühlzähne. Die Götter treffen sie mit ihren Pfeilen, nageln ihre Füße an den Boden, und so stehen sie noch als zahllose Bergcolosse, und aus ihren nie heilenden Wunden strömt unaufhörlich das Blut in den Quellen und Bächen.

Die Reisenden, welche nach Griechenland kamen, verwunderten sich, wenn sie den Olympos, den Helikon und den Parnassus erblickten, über das wenig imposante Aussehen dieser Berge, die von den Griechen mit solcher Herrlichkeit umgeben wurden. Die Hippokrene und die kastalische Quelle, welche nur von der Phantasie der Dichter verklärt wurden, erscheinen höchst unbedeutend neben den rauschenden Cascaden der Alpen. Die weltberühmte Höhle der Pythia ist ein enger, durchaus nicht ungewöhnlicher Spalt, wenn man ihn mit den Klüften vergleicht, die den Busen der Alpen zerspalten und aus denen doch weder dem Krösus noch der übrigen Welt je etwas prophezeit wurde. Eingänge zur Unterwelt hätte man dem Orpheus in den Alpen eine Menge zeigen können, und weit ergreifendere und phantastischere, als sie die Alten an verschiedenen Orten des Erdbodens je entdeckt haben. — Der Alpenreisende wird daher auf Schritt und Tritt auf umgekehrte Weise in Verwunderung gesezt. Wie jener in Griechenland überall Gegenstände zu finden glaubt, die nicht werth waren, so viele Dichter in Bewegung zu sezen, so sieht dieser dagegen überall den herrlichsten Stoff, den weder ein Homeros noch ein Hesiodos gefunden und ausgebeutet.

Ohne Zweifel ist, wie schon angedeutet, am Mangel mythologischen Schmucks in den Alpen zunächst eine im Verhältniß zum Seelenleben der Bewohner des Himalaya und des Helikon wenig rege Phantasie der Alpenvölker schuld. Manche Ursachen zur Erklärung dieser Erscheinung muß man aber in der Natur der Alpen selbst suchen. Und in dieser Hinsicht mögen wir zunächst bemerken, daß ihre Rauheit und Unersteiglichkeit der Entwicklung von Mythen nicht günstig seyn konnte. Einem Moses, der den höchsten Berg der Umgegend aufsuchte, um mit Gott zu verkehren, war es eben unmöglich, jene Jungfrauen, Glockner und Monterosas zu erklimmen. Sie sind alle der Reihe nach erst in den allerneuesten prosaischen Zeiten gemessen und zugänglich gemacht worden. Minder hohe Berge, wenn sie nur in ihrem Gebietskreise dominiren, veranlassen einen viel bequemeren Verkehr zwischen Göttern und Menschen.

In den Alpen dauert so zu sagen der Krieg, den die Titanen mit Jupiter und mit den von ihm begünstigten Menschen führen, noch heutiges Tages fort. Ossa und Pelion und Oeta, die Zeus in Hellas schon vor der hellenischen Einwanderung längst wieder ausgeebnet, stehen dort noch immer übereinander. — Die höhern Alpengegenden liegen weit und breit unter wüsten Eis- und Schneemassen verborgen. Da konnte man sich keine anmuthigen Götter- und Musensitze denken. Sie erregten allen phantasiereichen Völkern im Süden fast nur Furcht und Schrecken. Der Sage und Mythe, die das Anmuthige liebt, waren die Alpen daher zu rauh und gewaltig. Es gehörten Riesenhände dazu, um in diesem Buche zu blättern.

(Fortsetzung folgt.)

Das Denkmal Friedrichs des Großen in Berlin.

(Schluß.)

Rauch ist einer der schönsten Greise, die man sehen mag, groß, schlank, blühenden Gesichts, mit leuchtenden blauen Augen und reichem Haare, das silberglänzend seine hohe Stirn umwallt. Haltung und Bewegung sind fürstlich edel; man erkennt auf den ersten Blick den Mann, der mit Königen verkehrt, den Höchsten ebenbürtig durch die Kunst, die über die Rangordnung hinausreicht.

Ich fand ihn mit einem Thonmodelle beschäftigt, welches eine der schmaleren Seiten des Fußgestelles einnehmen wird. Es waren fünf lebensgroße Figuren: Lessing und Kant rechts, Finkenstein und Schlabberndorf, die Staatsmänner, links, und zwischen ihnen, begeistert aufwärts schauend, der Kapellmeister Graun, alle in lebendigster, geistvollster Auffassung. Man könnte mit dem Künstler rechten und fragen, was denn Lessing mit Friedrich II. zu schaffen habe; aber so wie er hier vor uns steht, möchten wir nicht um Alles der Gruppe diese Figur entziehen. An der Wand hingen mehrere Porträts und eine Todtenmaske des Dichters. Der Tod hat der geistigen Kraft dieses Gesichts keinen Eintrag gethan. Er blizt den Königsberger Philosophen, welcher, das dreieckigte Hütchen in der einen, den Spazierstock in der andern Hand, sauber gekleidet, wie er immer war, auf ihn

zutritt, mit seinen Flammenaugen an. Kant hat eine kümmerliche, aber doch sehr eigenthümliche Physiognomie. Man sieht den tiefen Denker, der das Leben um sich her ungenossen verblühen ließ und niemals die Schönheit der Welt gekostet hat. Auch Graun und die Staatsmänner haben prächtige Köpfe.

Daß Rauch die Zeit Friedrichs auf das Sorgfältigste studiren mußte, um diese Arbeit auszuführen, liegt auf der Hand. Es sollten alle hervorragenden Persönlichkeiten, die in den Kreis des großen Königs gehören, auf diesem Denkmale eine Stelle finden, die Götter ersten Ranges als Statuen, die zweiten Ranges bloß durch Aufschrift der Namen auf einer am Sockel angebrachten Tafel. Hier galt es nun, zu unterscheiden, wer in die erste und wer in die zweite Ordnung zu verweisen, und wer gar nicht zu berücksichtigen sey. Die Wahl des Künstlers war um so schwieriger, als von außen her sich Einflüsse geltend zu machen suchten. Aus der Hauptstadt, aus der fernen Provinz stellten sich schriftlich und mündlich Bewerber ein, die ihre Ahnen auf das Monument gestellt zu sehen begehrten, und mancher Junker, dessen Großvater oder Großonkel einmal ein Scharmützel unter dem alten Fritz bestanden und nachher wieder bis an's Ende seiner Tage Kohl gebaut, setzte Himmel und Erde in Bewegung, um den „Professor im Lagerhause“ zur Vernunft zu bringen.

Rauchs Seele lebt ganz in den Männern, deren Bilder er zu schaffen hat. Ihre Biographien sind ihm lebendiger als dem Historiker, weil er sich nicht allein in ihre Thaten, sondern auch in ihre ganze äußere Persönlichkeit versenkt hat. Die Büsten und Bilder, die rings von den Tischen und Wänden schauen, zeigen das reiche Material, das ihm zu Gebote steht. — Wie gewissenhaft er überhaupt bei seinen Arbeiten zu Werke geht, beweisen auch die anatomischen Pferdestudien, die er gemacht hat, um der Darstellung der Rosse völlig mächtig zu seyn. „Ein Bildhauer, der ein Gewissen im Leibe hat,“ sagte er, „kann ja keinen Muskel, keine Sehne anbringen, wo sie nicht hin gehört.“ Ueberall hängen deßhalb auch Gypsabgüsse von Pferdegebeinen. Sogar der Abguß eines präparirten Pferdeohrs ist vorhanden, dessen Sehnen und Bänder er uns wie der beste Anatom erklärte. Ueberhaupt erging er sich bald in heitern, bald in bewegten Gesprächen über seine Schöpfung und die Helden derselben, von denen er einzelne außerordentlich charakteristische Züge mittheilte; und während dieser Gespräche unterbrach er seine Arbeit nicht gänzlich, sondern setzte hier ein Fleckchen Thon an und nahm dort eines weg, in rastloser Thätigkeit. Es war eine reiche, unvergeßliche Stunde, dieser Besuch bei Rauch und seinen Heldengestalten.

K. A. Mayer aus Oldenburg.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Oeffentliche Vergnügungen. — Die Feste des Präsidenten.

Ein öffentlicher Karneval hat in diesem Jahr so wenig stattgefunden als im vorigen. Keine Masken haben sich auf den Gassen gezeigt, sie scheinen sich vor der Republik zu fürchten, aber auch schon unter Louis Philippe hatte das Maskiren, wenigstens das öffentliche, wenig mehr auf sich, und dieser alte Gebrauch scheint ganz auszusterben, wobei hier sicher nicht viel verloren ist. Es war längst eine Albernheit, sich vor einer Million Menschen, denen man unbekannt ist, zu vermummen und in solchem Straßengewühl durch Kindereien die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden erregen zu wollen. An Privatvereinen, so wie an großen Bällen hat es dagegen keineswegs gefehlt; aber die Journale der jetzigen Regierung unterlassen nicht, die Lustbarkeiten des zu Ende gehenden Winters zu übertreiben, damit man außerhalb Paris meine, alle Besorgniß wegen der politischen Zustände habe aufgehört und man überlasse sich wie sonst den Belustigungen der Jahreszeit. Freilich ist man ungleich ruhiger als im März vorigen Jahrs, und allgemein machte sich das Bedürfniß fühlbar, nach so langer Bangigkeit sich in diesem Winter zu zerstreuen. So war denn an Assembleen und Soiréen in den lezten Monaten kein Mangel; es ist fleißig getanzt und musicirt worden, der Luxus wagt sich wieder in die Oeffentlichkeit, und die gepriesene republikanische und spartanische Genügsamkeit war einstweilen bei Seite gesezt. Der Präsident der Republik hat sehr glänzende Feste gegeben. Einladungen dazu sind an Leute aller Parteien ergangen und keine hat es verschmäht denselben beizuwohnen. Unter Ludwig Philipp schmollte ein großer Theil der legitimistischen Partei in seinem Winkel, der Vorstadt St. Germain, und wollte mit dem neuen Hofe nichts zu schaffen haben, weil es ihr ein Hochverrath an der alten Dynastie schien, der neuen zu huldigen. Von diesem legitimistischen Adel hat sich ein Theil herabgelassen den Festen Bonaparte's beizuwohnen, wie er es während des Kaiserreichs nicht unter seiner Würde hielt, dem neuen Gebieter zu huldigen, da der Kaiser, wie jezt sein Neffe, der Präsident, einstweilen die Stelle der abwesenden alten Dynastie vertrat und gleichsam nur ein provisorischer Regent war. Sie söhnen sich weit leichter mit Ludwig Bonaparte aus, als

sie sich je mit der Orleansschen Dynastie ausgesöhnt hätten. Ein Präsident dünkt ihnen kein solcher Greuel wie eine Seitendynastie, welche sich an die Stelle der legitimen gesezt hat. Auch die Republikaner haben sich in Menge in den Salons des Elysée national eingefunden; die Republik besteht ja, und Bonaparte ist ja nur dreijähriger Präsident. Bonapartisten, Legitimisten und gemäßigte Republikaner halten gegenwärtig zusammen, damit die furchtbare rothe Republik ihnen nicht über den Kopf wachse. Diese Partei bleibt aber auch nicht müßig. Eines ihrer Blätter, la Révolution démocratique et sociale, wendet sich mit folgenden Worten an die Anhänger des Präsidenten: „Enttäuschet euch, ihr Herren Bonapartisten! Die französische Republik ist stark genug, um ohne Gängelband gehen zu können; vergebens bemüht ihr euch, es wird euch nicht gelingen, sie wegzumausen. Nach Ablauf seiner Amtszeit wird Herr Bonaparte in's Privatleben zurück und nicht mehr aus demselben heraustreten; er wird sich glücklich schätzen müßen, der erste und lezte Präsident gewesen zu seyn. Sollten aber vor dieser Zeit strafbare Versuche gemacht werden, um zu Gunsten dieses oder jenes Mannes unter irgend einer Maske die Monarchie wieder herzustellen, so würde die Züchtigung nicht lange ausbleiben. Vergeßt nicht, daß während die Monarchisten sich in Legitimisten, Regentisten (Orleanisten) und Imperialisten theilen, die socialistischen Demokraten nur von einem einzigen Gedanken beseelt und zu allen Opfern bereit sind, wenn es gilt, die Republik wider alle und jede Gegner zu vertheidigen."

(Fortsetzung folgt.)

Aus Preußen, März.

(Schluß.)

Prinz Waldemar von Preußen.

Ueber die Theilnahme des Prinzen an öffentlichen Angelegenheiten seit seiner Rückkehr aus Indien fehlen uns die sichern Nachrichten, und Gerüchte wollen wir nicht nachbeten. Mir schrieb er im Februar 1847 in Bezug auf mein früheres Verhältniß zu ihm: „Manches Erlebniß, manche Erfahrungen einer für mich inhaltschweren Zeit liegen wie eine Kluft zwischen jener Zeit und heute. Ja, die Jugend, wo man noch so erwartungsvoll den Dingen, die da kommen, entgegensieht, bleibt doch gar schön, und gerne denkt man an sie zurück. Ihr Brief hat mich recht lebhaft an jene Jugendzeit erinnert." — Die unseligen Ereignisse im März 1848 fanden den Prinzen in Berlin. Wir dürfen mit Sicherheit annehmen, daß sein Sinn, wie volksfreundlich derselbe war, (wie hätte Waldemar sonst können Bettina's Freund seyn!) die Beleidigungen der Krone und die Verunglimpfungen der preußischen Ehre auf das Schmerzlichste empfunden hat. Ein so rechtliches Gemüth, wie das seinige war, eine so reine Neigung für gesetzmäßige Freiheit, wie er sie bewahrte, mußte durch die Ausartung und den Terrorismus der Nationalversammlung tief verwundet werden. Berlin namentlich, als der Schauplatz der Vaterlandsfeinde und Unruhestifter, mag ihm besonders widerlich gewesen seyn und er begab sich gewiß gern, bald nach dem Ausbruche der Unruhen, in die Garnison Münster, wo der Hauptstandort der dreizehnten Kavalleriebrigade war, zu deren Befehlshaber ihn der König ernannt hatte.

In Münster führte der Prinz das stillste, zurückgezogenste Leben. Er erschien nur wenig öffentlich; in Gesellschaften verweilte er meistens nur kurze Zeit. Sein hohles, bleiches Antlitz ließ Alle, welche den blühenden Mann früher gekannt hatten, mit tiefem Schmerz wahrnehmen, wie zerrüttet seine Gesundheit war; daher beschränkte er sich fast nur auf den Umgang mit wenigen Auserwählten und wissenschaftliche Beschäftigungen füllten seine Zeit aus. Dazu nagte das Unglück der Zeit an seinem Herzen. So geschah es, daß Viele in Münster es kaum wußten, welch ein edler Gast in seinen Mauern weilte; aber die Offiziere hörte man seine überaus milde, fast weiche Art und Weise rühmen, seine anmuthige Gabe zu erzählen und seine große Fertigkeit im Zeichnen. Ganz besonders aber priesen Alle, die mit ihm in Berührung kamen, seine Wohlthätigkeit gegen Bedürftige und seine Milde gegen die Dienerschaft. „Es war nicht leicht," so erzählt ein junger Arzt, der ihn in Münster öfters sah, „feinere Manieren, mehr Höflichkeit des Herzens, ein aufmerksameres Achten auf fremde Wünsche zu erfahren, als von diesem Prinzen." — Als der König von Preußen am 16. August v. J. nach Münster kam, konnte Prinz Waldemar nicht bei den glänzenden Festlichkeiten zugegen seyn; er saß still und viel beklagt in seinen Zimmern. Von da an begann die ängstliche Sorge seiner Umgebung; man erfuhr den ärztlichen Ausspruch: viel Hoffnung sey nicht vorhanden, aber das Leiden könne noch lange dauern. Mit rührender Geduld, ohne Laut, ohne Klage ertrug er seine Schmerzen; jeden kleinen Dienst vergalt er mit Dank und Liebe. So kam der Vorabend seines Todes heran. Man fragte ihn, ob er einen Geistlichen wünsche, aber Prinz Waldemar entgegnete: „Heute nicht; ich fühle mich zu schwach; ich glaube, ich werde sehr krank." Und schon am Nachmittag des folgenden Tags (17. Februar) hauchte er sein reines Leben aus in den Armen seines treuen Vaters, des Prinzen Wilhelm, der schon seit Monaten an dem Krankenlager des Sohnes verweilte, und des Prinzen Adalbert, seines Bruders, der von Frankfurt a. M. herbeigeeilt war. — Das Leichenbegängniß fand am 26. Februar im großen Saale des Schloßes zu Münster statt. In der Mitte desselben stand der einfache, mit Blumen und frischem Grün geschmückte Sarg, neben ihm der Militärprediger Fabarius, der mit frommer Rede die Leiche einsegnete. Darauf bewegte sich ein glänzender Zug durch die Stadt, deren Bewohner still in großer Anzahl den Zug umgaben, bis zur Station der Eisenbahn, auf welcher die Leiche des hoffnungsreichen Prinzen der heimathlichen Ruhestätte zugeführt wurde.

Der König vernahm unter den schweren Sorgen, welche die trüben Zeitverhältnisse täglich auf ihn häuften, das Ableben des Prinzen mit innigem Kummer. Er hatte den Verstorbenen wegen seines ehrenfesten, ritterlichen und treuherzigen Wesens sehr hoch geschäzt und von seinem Pflichtgefühl die ersprießlichsten Dienste auf den Bahnen des neuen Staatslebens gehofft. Solche Männer entbehrt ein Landesfürst in den heutigen Tagen, wo die Treue so Vieler wankt, nur ungern. — Bei der feierlichen Beisetzung im Dom zu Berlin trat der König an den Sarg, küßte den geliebten Verstorbenen und kniete dann mehrere Minuten im stillen Gebet neben dem Sarge. Es soll dieß allgemeine Theilnahme erregt haben, was um so glaublicher ist, da die Versammlung wohl nur aus treuen Anhängern der königlichen Familie bestand.

„Die Abwesenden," schrieb Goethe vor vielen Jahren, am 9. November 1778, an Frau Charlotte von Stein, „sind wie die Todten fern und ohne Gewalt, deßwegen man auch Gutes von beiden reden soll." Das haben wir denn auch gethan; aber selbst wenn Prinz Waldemar noch unter den Lebenden wäre, hätten alle unsere obigen Worte vor seinem anspruchslosen und einfachen Sinn recht gut bestehen können, weil wir nur die lautere Wahrheit gesagt haben. Sunt lacrimae rerum.

K. G. J.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 80. Dienstag den 3. April 1849.

— This scepter'd isle,
This other Eden, demiparadise;
This precious stone set in the silver sea,
Which serves it in the office of a wall,
Against the envy of less happier lands:
This blessed plot, this earth, this realm, this England.
Shakespeare.

Londons Geldsäcke.

Seit Frankreich seine, wahrscheinlich nicht lezte, aber jüngste Revolution gemacht, geht durch Frankreich, durch Deutschland, auch durch England ein Schrei gegen den Geldsack. England ist reich, Jedermann weiß es, und London ist die Hauptstadt des Reichthums. Londons unermeßlicher, über die ganze Stadt verbreiteter Reichthum drängt sich jedem Auge auf, ist ein Hauptzug des Bildes, welches der Fremde bei seiner Wanderung durch die Riesenstadt in sich aufnimmt. Er gehe rechts oder links, nach Ost oder Nord, nach Süd oder West, im Osten begegnet er dem Handels-, im Westen dem Prachtreichthume, überall erblickt er des Reichthums Spiegelbild. Es tritt ihm auf beiden Seiten der Straßen aus den Verkaufsläden entgegen, aus den Magazinen der Fabrikanten, aus den Docks der Schiffsrheder, aus den Speichern der Kaufherren, sogar aus Löchern und Winkeln, aus Gäßchen und Höfen. Er erkennt es im Schmucke der Vorstädte und in den zierlichen, die Stadt meilenweit umgebenden Gärten. Mit der Scheu der Eule flieht die Armuth den verhaßten Glanz und flüchtet in dunkelste Verborgenheit.

Londons Reichthum ist kein Ereigniß von gestern. Weil es ihn aber seit lange besizt, hat es sich längst daran gewöhnt und stapelt ihn deßhalb weder zu ängstlich auf, noch sezt es ihn leichtsinnig auf Eine Karte. Es verwaltet und legt ihn klüger an als schnell reich gewordene Städte. In London ist man gewöhnt, das Geld in Thätigkeit, es von einer Sache zur andern verwendet zu sehen; es gleicht einem Goldbache, der überall hingeleitet wird, wo man vernünftigerweise von seiner befruchtenden Kraft Steigerung der Produktion erwarten kann.

Die Frage, woher London seinen Reichthum habe, soll hier nicht beantwortet werden; die Kulturgeschichte beantwortet sie. Aus ihr erfahren wir, daß London seinen ächten, eigentlichen Reichthum, die Quelle seiner Schätze nicht seinem Unternehmungsgeiste, nicht seinem Fleiße und seinem Handel, auch nicht dem Kredit verdankt, der ihn wie ein Magier rasch, sicher und ununterbrochen von Ort zu Ort, von Hand zu Hand verpflanzt. Die Quelle seiner Schätze, der Ursprung seines Reichthums wurde ihm von der Natur zu Theil, durch die Güte der Vorsehung. Kein gebildeter Londoner stellt dieß in Zweifel. Spricht er noch so ruhmredig von der weitgreifenden Spekulation, von der unermüdeten Rührigkeit, von dem den Erdball umfassenden Handel, von der nationalen Ehrlichkeit und dem kommerziellen Vertrauen, er wird unbedenklich einräumen, daß nicht sie der Urboden von Londons Reichthum und die Basis seiner Handelsgröße sind. Er wird mit Dankgefühl gegen Gott eingestehen, daß die Gold- und Silberbarren der Bank von England in den Schachten der englischen Erde gewachsen, daß Seide und Atlas, Gold und Juwelen, Wein und Gewürze aus ihnen zu Tage gestiegen sind unter den Namen Eisen und Kohle, Kupfer, Blei und Zinn. Er wird zugeben, daß Englands Mineralreichthum der Unterbau seiner Geldherrschaft ist, und daß kein Engländer, und vollends kein Londoner, mit besserem Rechte darauf stolz seyn darf, als mit welchem der Sohn, der von seinem Vater eine Kiste voll ungemünzten Goldes geerbt, sich den Erwerber seiner Einkünfte deßhalb nennen kann, weil er das todte Metall

gegen zinstragendes Papier umgetauscht hat. Aber nicht bloß umsetzbarer, auch geborgener Reichthum ist dem begünstigten England von der Vorsehung zu Theil geworden. Nicht allein das ungemünzte Gold, auch eine fest verwahrte Kiste dazu hat es durch die Schlösser und Riegel seiner insularischen Lage empfangen. War es ersehen, als reiche Beute zu locken, so wurde ihm gleichzeitig das Meer zu seinem Schutze verliehen. Nicht also, daß die Engländer von der Natur besonders befähigt wären, unermeßliche Schätze zu erwerben, sondern die Natur hat sie befähigt, ihren natürlichen Reichthum in Frieden zu genießen, und dieß ist die köstlichste der Gaben. Und was von ganz England gilt, gilt vorzugsweise von dessen Herzen, Seele und Gehirn, von London.

Betrachten wir einen Plan von London aus der angelsächsischen Zeit. Es war schon damals kein verächtlicher Ort, lag auf trockenen, sandigen, leicht ersteigbaren Hügeln, umzäunt mit Waldungen, frei von Miasmen und Seuchen, mit trefflichem Trinkwasser und zugänglich auf der unzerstörbaren Straße seiner Themse. Diese Oertlichkeit verbürgte seine kommende Größe, und jezt nach Jahrhunderten lassen seine lezten Grenzen sich noch nicht errathen. Es bietet Stoff zum Staunen und Nachdenken, wenn man vor drei oder sechs Monaten, längstens vor Jahresfrist über die grünsammtnen vorstädtischen Wiesen gegangen, wo Schafe und Rinder weideten, müssige Jäger nach Sperlingen schossen, Schulknaben spielten und ausgesendete Lehrlinge trägen Schrittes heimkehrten, und man, denselben Weg heute gehend, sich in einer großen, neugebornen Stadt erblickt, inmitten von Palästen und Kirchen, von Straßen und Squares, zwischen Gärten und auf gut gepflasterten Straßen mit breiten Trottoirs, und man die Häuser bewohnt, gewichtige Namen an den Thüren, kostbare Gemälde in den Zimmern, die Spiegelglasfenster mit schweren Vorhängen drapirt, Diener in stolzen Livreen und einfach prächtige Equipagen halten sieht. Aber von allen Gedanken, die den Kopf fast schwindeln machen, ist der erste und lezte: woher kommt das Geld, alles dieß zu kaufen und zu bezahlen? Alles dieß und wie viel mehr außerdem!

Alles dieß und das tausendmal Mehr, was die innern Räume der Häuser und Paläste an Luxus, Bequemlichkeit und Ueberfluß bergen, es wird aus dem Geldsacke bezahlt, gegen welchen ein Schrei durch England geht. „Nieder mit den Reichen, den Knausern, den Geldsäcken!" brüllt es in den communistischen Blättern. Daß bei denen, die weniger als Andere haben, ein Uebermaß von Galle sich gegen diese Andern absondert, begreift sich. Warum aber nieder mit dem Kapital, das Wunder wirkt, warum nieder mit denen, die ihre Schätze nicht einschließen, die durch Handel und Gewerbe sich verschaffen, was die Civilisation von der Barbarei scheidet, die, indem sie Hunderten und Tausenden ihrer Mitmenschen Arbeit geben, sie vor Müssiggang, Hunger und Elend schirmen? Warum? weil die Gewalt des Neides in der Menschenbrust, der Instinkt des Hassens, des Unterschätzens und Verleumdens nie stärker und mächtiger waren als jezt. Bösewichter aller und jeder Art haben von jeher Anhänger, Bewunderer und Lobredner gefunden; die Reichen hießen von jeher Bösewichter, aber statt Lob haben sie stets und nie in vollerem Maße als jezt die Schmähnamen Schmarotzer, Knauser u. s. w. erhalten, haben nie mehr als jezt für der bürgerlichen Gesellschaft nicht bloß unnüze, sondern selbst gefährliche Glieder gegolten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mythologie der Alpen.

(Fortsetzung.)

Einen zweiten Grund zur Deutung der Erscheinung, die uns hier beschäftigt, glaube ich in der Armuth der Alpen an edlen Metallen zu finden. Gewöhnlich sind es diese, welche den Menschen tief in das geheime Innere der Gebirge einführen. Durch die Goldgier wird seine Einbildungskraft mächtig in Bewegung gesezt. Da entstehen dann die Sagen von den goldhütenden Greifen, von ihren Kriegen mit den einäugigen Arimaspen; da lernt man die neckischen Kobolde, die großmüthigen oder neidischen Berggeister, die Bergpuke und Rübezahle kennen. — Alle Erzgebirge sind daher vorzugsweise Anhaltspunkte für den poetischen Aberglauben und für Gebirgsmythologie, so wie eben sie später auch vorzugsweise die Ausgangspunkte einer hellern Erkenntniß des Berginnern und der geologischen Verhältnisse wurden. — Die Alpen haben vielleicht weniger Gold und Silber als irgend ein anderes Hochgebirge Europas, und selbst Salz und Eisen nur in ihren östlichen Theilen in Fülle. Auch hierin, sage ich, liegt gewiß ein Grund der Erscheinung, daß die alte Mythologie sich mehr mit Sagen von den weitentlegenen, aber goldreichen ripaeischen Erzgebirgen (dem heutigen Ural) herumtrug, als mit solchen von den Alpen.

Endlich aber ist die Armuth der Alpen an physikalischen Sagen und Mythen zum Theil in der That nur scheinbar. Und in dieser Beziehung wollen wir Folgendes bemerken. Die schönen Mythen der Hellenen,

welche wir jezt in den Erzählungen des Ovid oder Horaz so sehr bewundern, sahen vermuthlich im Munde des Schäfers vom Oeta, oder des Jägers am Hämus nicht viel anders aus als der einfältige Schnack vom „Spuck im Walde," mit dem sich eine „Schwoagerin" in Steiermark, oder ein „Geisbua" in Tirol, oder ein „Gamsjager" im Appenzell noch heutiges Tages herumtragen. — Die Volkssage ist überall ein roher Edelstein, der erst in geschickter Dichterhand sein geschliffen und gefaßt werden muß, um geschmackvollen Menschen genießbar zu seyn. Haben aber die Alpenbewohner es häufig unterlassen, den in ihren Bergen ihnen dargebotenen Stoff zu verarbeiten, so haben die Dichter es wieder versäumt, den von den Leuten wirklich vorbereiteten Stoff fernerhin zu gestalten, alle Bruchstücke fleißig zu sammeln, alle angesponnenen Fäden weiter auszuspinnen und zu schönen Werken zu benutzen. — Wenn wir im Folgenden einen Versuch zu einer solchen Zusammenstellung machen wollen, so müssen wir dabei noch bevorworten, daß wir aus Mangel an vollständiger Kenntniß aller dahin gehörigen Dinge vermuthlich nur wieder dürftige Bruchstücke von Bruchstücken geben.

Zuerst ist darauf aufmerksam zu machen, daß wir noch Spuren von einer uralten, in der Nähe der höchsten Alpen blühenden Götterverehrung haben. Die Römer sprechen mehrmals von Alpenvölkern, welche die Sonne anbeten, und ihre Schriftsteller nennen die hohen Gipfel am Ursprung der Rhone „Sonnensäulen." Manche dieser natürlichen Sonnensäulen sollen geradezu von der Sonne den Namen haben, so z. B. der Adula in Graubünden, von At-jula, d. h. „Vater Sonne," der Julier eben daselbst von Joul oder Gyol, d. i. Sonne. Auch in andern Theilen der Alpen gibt es solche dem Helios geweihte Berge. Auf manchen Hochpässen, wo jezt christliche Kapellen stehen, finden sich noch Säulen, die man für Ueberbleibsel von Sonnenaltären und Sonnentempeln gehalten hat. — Doch scheint es nicht, daß in den Sagen und Traditionen der Alpen noch einige Mythen von diesem weitverehrten Sonnengott versteckt seyen, so natürlich es auch gewesen wäre, wenn die Bewohner die Mythen von der Sonne, die auf ihren Berggipfeln und Thälern eine so merkwürdige Rolle spielt, lange bewahrt hätten.

Sehr viele mythenartige Sagen der Alpen knüpfen sich an die Gletscher, dieses so interessante und wunderbare Naturphänomen des Hochgebirgs. Meistens ist es die allen Völkern eigene und tief aus der Natur des Menschen hervortretende Idee vom verlorenen Paradiese, die hier sich unter dem Bilde eines ehemals schönen und fruchtbaren, später aber auf der Himmlischen Geheiß zur Strafe undankbarer Besitzer verwüsteten Hochthals darbietet. — In den Thälern des Monte Rosa, in der Nachbarschaft des Montblanc, auf verschiedenen Bergen im Berner Oberland, in Tirol, in Steiermark, überall kommt die Sage wieder vor. Ueberall wohnten in jenen herrlichen Thälern die Menschen einst glücklich und in Fülle; aber ihr Reichthum machte sie undankbar gegen die Götter und sie wurden zur Strafe unglücklich. — Die Hauptanlage der Sage und die daraus hervorgehende Lehre ist immer dieselbe, aber die Einkleidung ist immer verschieden. Zur Probe will ich sie erzählen, wie sie im Lande Glarus, an den Gletschern des hohen Glärnisch lautet.

Eine „Prachtsalp," so erzählen die Leute, überzog mit einem Blumenteppich ehemals den ganzen rauhen Glärnisch. Ein junger, leichtsinniger Hirte war ihr Besitzer. Er hatte eine alte Mutter und eine Geliebte. Ueber den süßen Stunden, welche diese ihm bereitete, vergaß er alle Gefühle der Dankbarkeit, die er als Sohn jener schuldete. An einem schönen Sommertage sieht er ein weibliches Wesen zu seiner Alp emporklimmen; er glaubt aus der Ferne die ersehnte Geliebte zu erkennen; es ist aber seine alte keuchende Mutter, die ihn freundlich grüßt und ihn bittet, ihr emporzuhelfen, daß sie bei ihm ausruhe und sich erquicke. — Der Getäuschte verweigert dieß in seinem lieblosen Aerger, und jagt mit Gespött die Mutter den Berg hinunter. Gleich darauf erscheint von der andern Seite sein Mädchen. Der leidenschaftliche Senn läuft schnell hinzu, rollt seine Käse herbei, und pflastert damit einen Weg durch die feuchte Wiese, die seine Alphütte umgab, damit die Geliebte sich die Schuhe nicht beschmutze. Das Beste, was seine Senne zu geben vermag, tischt er auf und überläßt sich mit ihr dem Rausche der Liebe. — Unterdeß hinkte die arme leidende Mutter in Verzweiflung in's Thal hinab. Kaum aber war sie in Sicherheit unten, so regten sich die Götter der Rache. Des Berges Haupt hüllte sich in Dunst und Nebel, es fing an zu donnern und zu krachen. Ein Gletscher stieg aus der Höhe hernieder und überdeckte die schöne Wiesenflur, mitsammt dem Vieh, dem Senn und seiner Geliebten, zur Strafe des Leichtsinns und ruchloser Undankbarkeit. Und jezt, wenn es Georgentag ist, muß der Senn unter dem Firn hervorkommen, und von den obersten Eisspitzen des Glärnisch ruft er, daß man's weit im Thale hört, vor Kälte schauernd, die Worte herab:

Ach ich und myni liebste Cathri
Und mis Hündeli Pari
Müssen immer und ebi
Unterm kalten Firn trunten si.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Fortsetzung.)

Lamartine. — Lacordaire. — Der Wintergarten

Man konnte neulich aus dem heftigen Streite zwischen Proudhon und Considérant ersehen, daß es mit der gepriesenen Einigkeit der sogenannten Socialisten ebenfalls nicht viel auf sich hat, und daß auch diese allerdings furchtbare Partei mit Schwierigkeiten zu kämpfen hat, die in ihr selbst liegen. Indessen werden sie wenigstens im Bestreben einig seyn, die meisten derjenigen, welche in der jetzigen Nationalversammlung den verhaßten Berg bilden, wieder in die künftige Versammlung zu bringen, und beim allgemeinen Wahlrecht werden sie auch vielen dieser unerbittlichen Demagogen, denen es in Frankreich noch lange nicht republikanisch genug hergeht, wieder einen Sitz im Parlament verschaffen. Sie sind äußerst erbost wegen der Hinrichtung zweier der Mörder des Generals Brea, und der Staatsanwalt mußte einige Tageblätter dieser Partei vor Gericht ziehen, weil sie die Frechheit hatten, den Mord des Generals als eine gleichgültige That, und die Hinrichtung der Mörder desselben als eine grausame Handlung und als eine himmelschreiende Ungerechtigkeit darzustellen. Wahrscheinlich kommt diese Angelegenheit in Kurzem zur öffentlichen Verhandlung.

Lamartine will dem Volk eine neue Zeitschrift widmen, mit Rath und Anweisung, wie es sich zu betragen habe, weßhalb diese Zeitschrift »le conseiller du peuple« heißen soll. Lamartine ist ein Mann, der es mit keiner Partei verderben will und daher Worte der Versöhnung für alle hat. In einer Zeitschrift ist er auch besser an seinem Platze als an der Spitze der Regierung, wo man oft durchgreifen und energisch handeln muß, und wo das ängstliche Streben, es Allen recht zu machen, zu allerlei Unschick führen kann, wie es in den ersten Monaten der Republik geschah. Schießt Lamartine in seiner neuen Zeitschrift Böcke, so werden die Folgen davon wenigstens nicht so bedeutend seyn als damals, als er regierte. Wenige der Männer, welche sich gleich zu Anfang der Revolution mit Staatsgeschäften abgegeben hatten, ohne denselben gewachsen zu seyn, waren so klug, sich bei Zeiten zurückzuziehen und ihrem alten Berufe nachzugehen. Zu diesen gehört der Prediger Lacordaire, den man mit Erstaunen in seinem Dominikanerhabit unter den Volksrepräsentanten sitzen sah, von denen er manchen Spott zu erdulden hatte. Er sah am Ende ein, daß einer, der im Publikum für einen Mönch gelten will, in einer politischen Versammlung, und noch dazu in einer so stürmischen, nicht am Platz ist. Er legte also seine Stelle nieder, verzichtete auf die täglichen fünf-und-zwanzig Francs und begab sich wieder an's Wandern und Predigen. In diesen Fasten hält Lacordaire am Sonntage in Notre-Dame sogenannte geistliche Conferenzen, d. h. Vorträge. Hier ist der Mann an seinem Platz; er spricht sehr geläufig und sagt manches Zeit- und Ortgemäße. So sollte es auch Lamartine machen, aber die Politik hat ihn nun einmal der Poesie entzogen und schwerlich hat er jezt noch Muße und Geistesruhe genug, um als Dichter etwas Bedeutendes zu leisten. Einstweilen wird er Selbstverleger und sammelt diejenigen seiner Schriften, über die er noch verfügen kann. — Ein anderer Mann, der sich im Anfang der Revolution hervorgethan hat und wie die beiden genannten in die Nationalversammlung berufen worden ist, Abbé Lamennais, der übrigens den Abbétitel nicht mehr führt, hat sich völlig auf die Seite der Demagogen geschlagen und schreibt in einem ihrer Journale, aber die Rednerbühne besteigt er sehr selten und an den Debatten scheint er wenig Antheil zu nehmen. Mit diesem Abbé ist seit seinem ersten Auftreten als Schriftsteller eine erstaunliche Veränderung vorgegangen. Großes Aufsehen machte seine Schrift über oder vielmehr gegen die Gleichgültigkeit in Religionssachen; sie war vortrefflich geschrieben, und die Geistlichkeit freute sich, einen so beredten Theologen in ihrer Mitte zu haben. Später begnügte sich der Abbé jedoch nicht mit theologischen Abhandlungen, er gab ein Tageblatt: »l'Avenir,« heraus und zeigte sich so ultramontanisch, daß sogar die bigotte Regierung Karls X. sich genöthigt sah ihn vor Gericht zu ziehen. Unter Ludwig Philipp schlug er völlig um, gesellte sich zu den Demagogen und verfaßte Flugschriften in ihrem Sinne. Einige scharfsichtige Leute sagten damals voraus, der Abbé werde in der Folge wohl noch einmal umschlagen und etwa ein Dominikaner werden, wie Abbé Lacordaire, oder sogar ein Jesuit. Dieß ist jedoch bis jezt nicht geschehen; Lamennais hält es nach wie vor mit der rothen Republik. — Die künftige Nationalversammlung wird vermuthlich wenig geistliche Glieder zählen. In der jetzigen sitzen einige Bischöfe, welche Anfangs an den Debatten Antheil nahmen und sich ziemlich republikanisch zeigten. Da nun aber nach dem neuen Wahlgesetz kein Bischof in seinem Sprengel gewählt werden kann, so wenig als der Präfekt in seinem Departement und der Richter in seinem Gerichtsbezirk, so sind sie verstummt.

Mit den öffentlichen Vergnügungen der Saison geht es besser als man hätte glauben sollen. Aeußerst rührig war namentlich die Direktion des Wintergartens, der sich in der That zu Festen und glänzenden Versammlungen sehr gut eignet. Es hat etwas sehr Reizendes, unter tropischen Gewächsen zu wandeln, während sich draußen Schneeflocken jagen, und sich in einer lauwarmen Temperatur zu befinden, wenn die Sonne im Wassermann steht. Es wurden daher auch sehr oft in den Zeitungen und in ungeheuern Anschlagzetteln Feste angekündigt, welche der Wintergarten dem Publikum, gegen gute Bezahlung versteht sich, zum Besten gab, mit Musik, Tanz und dergleichen. Für den Karneval hatte man Kinderbälle veranstaltet, wobei die Kinder mit einem Regen von Bonbons überschüttet wurden. Ein andermal war eine Nachahmung des Jahrmarkts von St. Cloud angekündigt, der bekanntlich unter den hohen Bäumen des dortigen Schloßparks im Herbst gehalten wird. Der Wintergarten ist voll von Bäumen und Stauden, wenn sie auch anders aussehen als die wildwachsenden zu St. Cloud; man durfte nur Buden zwischen dieselben stellen und mit Waaren füllen. Man reizte das lüsterne Publikum noch mehr durch die Ankündigung, daß schöne Schauspielerinnen als Verkäuferinnen auftreten würden. Man miethete eine Anzahl Damen aus den Chören der kleinen Theater und sezte sie, tüchtig herausgeputzt, in die Buden.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 24.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 81. Mittwoch den 4. April 1849.

— Aliter tunc orbe novo coeloque recenti
Vivebant homines, quum furem nemo timeret.
Juvenal.

Die Mythologie der Alpen.

(Fortsetzung.)

Im Berner Oberlande gibt es mehrere wüste Gletscherstriche, welche „Blümlisalpen" genannt werden, ein Name, der andeutet, daß nach der Meinung des Volks hier einst ein erfreulicherer Zustand waltete. Die Sagen von der Verwandlung dieser Blümlisalpen lauten ganz ähnlich wie die angeführten und laufen alle darauf hinaus, daß die Sennen es ehemals „z'guet g'ha händ und derby übermüthig worde si." — Bald haben sie in ihrem Stolze gesprochen: „Wir haben so viel Gras, wenn's der Teufel nur nähme," was der Teufel dann that, bald haben sie eine arme Bettlerin mißhandelt, die dann, die Aelpler verwünschend, ausgerufen:

„Milcherchrut und Cypriu,
Söllet ewig dürre sy.
Mutteri werd Fideri!"

Cypriu ist ungenießbares Moos und Fideri ein Gestrüpp. — Bald haben sie einen armen alten Gebirgsmann, der auf den Bergen in Noth gerathen, statt ihm zu helfen, ausgelacht, und dieser Alte, der ein das Herz der Menschen prüfender Geist war, kam dann auf einer furchtbaren Gletscherlawine angeritten, und das Grasthal verwüstend rief er den untergehenden Menschen zu: „Jezt, horcht, will ich euch auslachen!"

Nicht immer indeß sind es Strafboten des Himmels, welche gleich dem Erzengel die Schuldigen aus ihrem Paradiese treiben, oft nur muthwillige und schlimme Geister, welche den Menschen hassen. So gibt es Gletscher, die ehemals von hohen Felsen umschlossen, nur die höchsten wilden Thäler bedeckten ein böser Berggeist aber bog die Felsen auseinander und ließ nun aus dem Thore das Eis auf die Menschen und ihre Besitzthümer herabpoltern.

Es liegt in der Natur der von Gletschern, Lawinen und Bergstürzen stets heimgesuchten und verwüsteten Alpenthäler, daß sich die Sage vom verlorenen und zerstörten Paradiese hier vorzugsweise ausbilden mußte, und daß man sie als den eigenthümlichsten und am allgemeinsten verbreiteten Mythus der Alpen bezeichnen kann. — Am Monte Rosa suchen die Leute noch jezt sogar nach einem verlorenen reizenden Thale, welches, wie sie sagen, mitten zwischen den Gletschern stecken soll. Zuweilen will ein Jäger dieses Thal aus der Ferne von einem hohen Gipfel herab gesehen haben; ein andermal verbreitet sich die Nachricht unter den Leuten, es sey das „verlorene Thal" wirklich entdeckt worden; aber immer wieder entzieht sich dieses herrliche, ersehnte Land gleich einer Fata Morgana den Blicken, und Niemand hat es noch wirklich betreten. Stets und überall suchte der Mensch irgend etwas Liebliches am Horizonte seiner Phantasie, das schöner als die Wirklichkeit sey, gleich Iphigenien, die im Barbarenlande wohnend „das Land der Griechen mit der Seele suchte." Haben es nicht selbst viele unter uns geliebt, mitten im Eise des Nordpols sich wieder ein geschmolzenes wärmeres Gewässer und darin ein noch unentdecktes Land zu denken, wie die Monte-Rosaner ihr „verlorenes Thal" in den Gletschern?

Ganz ähnliche Sagen von untergegangenen Thälern, von mit Eis bedeckten Dörfern und Kirchen finden sich auch bei den Gletschern im norwegischen

Granitgebirge. Die Kiölenbewohner glauben, die Kirchen stecken noch wohlerhalten unter dem gefrorenen Krystall und würden wieder zum Vorschein kommen, wenn die Gletscher einmal wegschmölzen. Man gedenkt hiebei des Bataves, des Friesen und Jüten, die, wenn sie von ihren Küstendünen in's Meer hinausschauen, eben so Kirchthürme und Städte längst vermoderter Vorväter unter den grünen Wogen zu erblicken glauben. Auch die Magyaren haben vom Balaton und andern Landseen ganz ähnliche Dichtungen.

Oft bringen die Aelpler ihre Sagen von einem früheren schöneren Zustande mit einem bestimmten, jezt verwilderten Thale in Verbindung; oft aber dehnen sie die Sage auf ihre ganze Umgegend aus und entwerfen dann ein Gemälde von einem allgemein herrschenden goldenen Zeitalter. Da entstehen denn zuweilen sehr groteske Bilder, wie sie der Phantasie eines groben Hirtenvolks angemessen sind. — Einst, in jener schönen Zeit, sagen sie, gab es noch nirgends Gletscher, alles ringsum war grünende Matte. Auch fanden sich nirgends Giftkräuter auf den Wiesen, auf denen Kühe von ungeheurer Größe grasten. Sie hatten einen solchen Ueberfluß von Milch, daß man sie in gegrabene Teiche melken mußte. Man fuhr zu Schiffe aus, um den Rahm abzunehmen, und die Butterfässer waren so weit und hoch wie Thürme, voll schäumenden und schwellenden Fettstoffs. Die Bienen füllten damals die jezt leeren Höhlen der Berge mit Honig und bauten ihre Waben groß und mächtig wie Stadtmauern und Thore.

Sollte man nicht glauben, diese Aelpler hätten ihre Vorstellungen von jenem Lande, wo Milch und Honig fleußt, aus dem ersten Buche der Metamorphosen Ovids genommen, wo es heißt:

— Rings Bäche von Milch, rings walleten Bäche von Nektar,
Rings auch tröpfelte gelb aus grünender Eiche der Honig.

Die Indier mit ihrer kolossalen Phantasie haben in ihrer Mythologie sogar einen ganzen Ocean von Milch, in welchem die Riesen und Götter mittelst der als Strick dienenden Schlange Vasuki einen Berg herumdrehen wie einen Stempel in einem Butterfasse.

Es ist merkwürdig genug, daß alle pays de Cocagne der Welt eine so frappante Familienähnlichkeit haben. — Nicht dasselbe läßt sich, wie es scheint, von den verschiedenen Verbannungsorten und Qualstätten behaupten, von den verschiedenen Bildern, welche die Völker für den Aufenthalt der Seelen der bösen Menschen entworfen haben. Die in Europa am allgemeinsten verbreiteten Vorstellungen der Hölle sind, wie es scheint, von Völkern ausgegangen, welche in der Nähe des Aetna, des Vesuvs und anderer feuerspeienden Berge wohnten und die nichts Peinlicheres in der Natur kannten, als die Hitze und Glut, die in den Kratern derselben herrscht. Alle unsere Höllen sind heiß und feurig und treue Kopien der innern Naturzustände jener Feuerberge.

(Fortsezung folgt.)

Londons Geldsäcke.

(Fortsezung.)

Das Geschrei gegen die Reichen, die mit ihrem Gold und Silber sich Genüsse kaufen, ist von Seiten der arbeitenden und gewerbtreibenden Klassen ein Wühlen im eigenen Fleische. Aber das Schmähen der Geldsammler, der so gescholtenen Knicker und Filze ist ein Unrecht gegen Männer, welche den Glanz ihrer Familie begründen wollen, und um ihre Kinder oder Neffen groß und reich zu machen, sich auf die Nothwendigkeiten des Lebens beschränken. Ich habe einen solchen Knicker gekannt, und er war ein ehrenwerther Mann. Seine Kleider trug er bis auf den Faden ab, allein die neuen, die er dann kaufte, bezahlte er baar. Er speiste bei keinem Restaurant, in keiner Taverne, an keiner Wirthstafel; er begnügte sich mit der einfachen Kost eines bescheidenen Speisehauses. Wenn er sich aber zur Nachtruhe auf sein Lager streckte, geschah es mit dem fröhlichen Bewußtseyn, Niemand einen Heller zu schulden. Er hätte theuer wohnen können, er wohnte in billiger Gegend. Er hatte nie geheirathet, aber auch Niemanden getäuscht. Er haßte nicht die Eitelkeiten des Lebens, aber er verschmähte sie für sich, und weil er lebte, wie es ihm gefiel, weil er nicht hatte, was er nicht bedurfte, weil Geld zu sammeln seine Freude schien, weil er durch sein Beispiel bewies, wie gering und leicht zu befriedigen die Nothwendigkeiten des Lebens sind, und er Niemanden sagte, daß er den Sohn seiner verstorbenen Schwester, seinen nächsten lieben Verwandten sich zum Erben ersehen, und damit derselbe die Bildung erhalte, deren Mangel er empfand und an deren Mangel die Verschwendung seines Vaters schuld gewesen, er ihn nach Eaton, von da nach Oxford gebracht, deßhalb wurde er ein Geizhals geschimpft, verlacht, verhöhnt, und gab es in der schmutzigen Holywellgasse keinen jüdischen Antiquar, welcher nicht „Leben und Thaten des berühmten Geizhalses in London" mit karrikirter Abbildung für fünf Groschen verkaufte. Der Geschmähte ist todt; ein einfach schönes Denkmal deckt in Kensall-green sein Grab; der Sohn seiner Schwester besizt und bewohnt das prächtigste Haus der prächtigen Westbourne-terrace, und viele, die den Oheim nicht hätten kennen mögen, fühlen sich hoch geehrt durch die Bekanntschaft des Neffen.

„Nieder mit den Reichen und Geldsäcken!" Die das denken, schreiben und rufen, denken nicht daran daß die Geldsammler ohne ihr Geld begraben werden, daß eine karge Verwendung des gelben Metalls in eigenen Nutzen ein karger Lohn für die Mühe des Sammelns ist in Ländern, wo auf den Wegen und Stegen des Lebens das Gold nicht so dick liegt, wie es in Californien liegen soll, daß, je länger es beisammen bleibt, der Haufe desto größer wird, und daß früher oder später die Zeit kommen muß, welche die Schatzkammer sprengt und durch den abfließenden Strom gleich dem Nil durch sein Steigen überall, wo er verweilt, Fruchtbarkeit spendet. Indeß ist auch nicht zu glauben und zu fürchten, daß das Geschrei gegen den Geldsack in London dauernden Anklang finden und zu Stürmung des Eigenthums fortreißen werde. London ist recht eigentlich, um nicht zu sagen ausschließlich, eine Stadt der Arbeit und des Gelderwerbs. Kein anderer Gedanke, kein anderes Streben hat hier festen Grund und Boden. Das Romantische nackter Füße, das Ideale leerer Magen und die Würde eines hungernden Philosophen sind längst dahin. Der hier geltende Maßstab der Beachtung hat nichts gemein mit Monarchien, Autokratien und Republiken. Rothschild ist ein Krösus, ein Midas, unter dessen Händen sich Alles in Gold verwandelt. Die Handelswelt hat ihre Marquis, ihre Grafen und Barone, nur daß kein leerer und hohler Klang deren Abstufungen bezeichnet. Sie hat Männer, gute Männer, verantwortliche Männer, nur daß der Thermometer ihrer Messung im Geldbeutel steckt.

Vom utilitarischen Gesichtspunkte ist die Stellung der Londoner Handelsaristokratie bei allem äußern beneideten Glanze durch ihren Einfluß auf die Massen um so mächtiger, je größere Wohlthaten die Ausübung ihrer Macht, d. h. die Anwendung ihrer Kapitale den Massen erzeigt. Sind es doch jene, welchen die Masse Arbeit, Unterhalt und Vergnügen dankt. Weil aber, im Maße als ein Unternehmen Beschäftigung geben kann und gibt, die Beschäftigung das Unternehmen lohnt, so fühlt und weiß Jeder, daß er nicht für sich, sondern Einer für den Andern wirkt, und findet zwischen dem Arbeiter und dem Arbeitsgeber ein Unterschied statt, so besteht er darin, daß die größere Thätigkeit und der kleinere Eigennutz auf Seiten des leztern sind. Der Arbeiter genießt seinen Lohn Tag für Tag, wie er ihn empfängt; der Kapitalist im Besitze großen Reichthums genießt ihn weniger als daß er ihn anlegt. Er baut Städte, betreibt Bergwerke, durchschneidet das Land mit Eisenbahnen und Kanälen, auf allen Meeren blähen sich die Segel seiner Schiffe, verbinden die heiße und die kalte Zone und fliegen als Boten der Civilisation und als Träger des Comfort von Pol zu Pol. Er steht allein den Vielen gegenüber, welche davon Gewinn haben. Ihn ruft die Wissenschaft zu Hülfe, wenn es gilt, Theorien praktisch zu erproben. Ohne ihn hätte das Wissen keinen Werth, die Geisteskraft keine Erfolge, könnte keine Wasserleitung gebaut und keine Broschüre gedruckt werden, müßten wir in Höhlen wohnen, von Wurzeln leben und uns in Thierfelle kleiden.

Ich höre den Einwurf, daß der Reiche alles dieß um seinetwillen thue, zur Befriedigung seines Durstes nach mehr. Aber es geht der Gewinnsucht wie jeder Leidenschaft: erst das Uebermaß macht sie schädlich. Eben so wenig oder nicht mehr als andere arbeitet der Spekulant aus Gewinnsucht. Der Gewinn ist für ihn Mittel zum Zweck, der Zweck eine Stellung in der Gesellschaft, der Reiz ein löblicher Ehrgeiz, in seinem Berufe sich auszuzeichnen und dadurch einen geehrten Namen zu erwerben. Nur das Zuviel ist ungesund und schafft Nachtheile, welche die Vortheile des richtigen Maßes aufheben. Angehäuftes Kapital hat sein Gutes, überhäuftes ist ein Uebel. Weil es seiner Natur nach nur in den Händen Weniger seyn kann, wird es in den Händen dieser Wenigen zum Monopol, und alle Monopole beeinträchtigen die Gesammtheit. Das, von dem hier die Rede ist, muß schon deßhalb unheilvoll wirken, weil es unabweisbar darauf ausgeht, die bürgerliche Gesellschaft in zwei ungleiche Klassen zu theilen, sehr klein die eine, sehr groß die andere, in die Klassen, aus welchen nach des hochgelehrten Philosophen Sancho Pansa Ansicht die Welt besteht, die sehr Reichen und die sehr Armen, oder nach seinen Worten: die zwei Familien Habealles und Habenichts.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Meklenburg-Schwerin, März.

Die Umwälzung.

Welche Veränderungen aller Art hat Meklenburg in dem lezten Jahr erlitten, wie viel größere werden noch so vorbereitet, daß ihre Ausführung in den nächsten Monaten zu erwarten steht! Dieses Land, das früher in mancher Hinsicht so weit hinter dem übrigen Deutschland zurückgeblieben, das noch bis zur neuesten Zeit vielfache feudalistische Institutionen festgehalten, die man anderswo kaum dem Namen nach mehr kannte, hat in der Ausmärzung derselben bereits die merkwürdigsten Fortschritte gemacht, ja es ist in diesem Augenblick den vorgeschrittensten Staaten in Deutschland beizuzählen; dreht es sich doch bisweilen sogar zu überstürzen, sizt doch in der Abgeordnetenkammer in Schwerin eine nicht kleine Partei, welche in blindem, oft wohl auch in selbstsüchtigem Eifer Einrichtungen begründen

möchte, wie sie unmöglich dem Lande zum wahren Wohle gereichen können. Diese äußerste Linke möchte gar gern, gleich ihrem Vorbilde in Frankfurt, dessen ziemlich ungeschickter Abklatsch sie ist, alle unsere bisherigen Zustände von Grund aus umwühlen, ohne daß sie einen auch nur einigermaßen genügenden Ersatz bieten könnte, ohne daß sie uns sagte, was denn an die Stelle des Zertrümmerten zu setzen wäre. Man muß ein standhafter Freund der Freiheit seyn, um nicht dieser Partei der meklenburgischen Kammer gegenüber einige Neigung zur Reaktion zu spüren. Aber mit welch innerem Grimm, den sie vergebens unter spöttischer Verachtung zu verbergen strebt, sieht vollends die zahlreiche Partei der vollkommenen Reaktionäre, deren Meklenburg wohl mehr als die meisten Striche unseres Vaterlandes aufzuweisen hat, auf die Linke, ja selbst auf das Centrum der neuen Kammer herab! Es will diesen Gutsbesitzern noch gar nicht recht in den Kopf, daß jezt endlich die Zeit vorbei ist, wo Meklenburg allein zum Nutzen und Frommen einiger hundert Familien, die bisher nach Lust und Belieben dessen öffentliche Zustände beherrschten, geschaffen schien. Das Benehmen dieser Leute ist oft so komisch, daß man selbst in dieser schweren Zeit darüber lachen muß, und sie so doch wenigstens den Nutzen haben, daß sie zur Erheiterung des Publikums beitragen. Es kommen bei vielfachen Gelegenheiten, namentlich in größeren geselligen Kreisen, Beispiele von Kastengeist vor, wie man sie kaum für möglich halten sollte. Uebrigens ist das ganze Treiben dieser Partei ganz ungefährlich für das Wohl des Landes; ihren frühern großen Einfluß hat sie fast ganz verloren und wird denselben auch wohl nie wieder erhalten. Die Regierung, und glücklicherweise auch der Großherzog selbst, der die unabweislichen Forderungen der Zeit richtig erfaßt und sich die wahre Hochachtung aller vernünftigen Meklenburger erwirbt, haben die verderblichen Rathschläge dieser kleinen Hochtorys so ziemlich abzulehnen gewußt. Deßhalb wird der Landesherr selbst von diesen Unverbesserlichen ein Demokrat gescholten, bloß weil er sich weigert, ihre unhaltbar gewordenen Privilegien zu schützen. Daß übrigens bei diesem schroffen Gegenüberstehen zweier Parteien, von denen jede die andere aufs Bitterste haßt, alle Zustände hier sehr unerfreulich sind, ist leicht begreiflich. Nirgends hat die Mittelpartei eine so schwere Stellung wie hier, da sie stets auf beiden Seiten mit zwei erbitterten Feinden zu kämpfen hat. Und dennoch, Dank dem gar zu schroffen Auftreten der Extreme, vergrößert sich dieses Centrum nicht allein in der Kammer, sondern auch im Volk von Tag zu Tag, und umschließt jezt schon den bei weitem größten Theil des Kerns der Bevölkerung. Das richtige und feste Benehmen des jungen Großherzogs, der durch sein ganzes Auftreten den aufrichtigen Dank des Landes in hohem Grade verdient und auch erhält, trägt viel hiezu bei. So kann man hoffen, daß Meklenburg, kommen nicht äußere Ereignisse dazwischen, schwereren Stürmen entgeht, seine inneren Verhältnisse auf friedlichem Wege ordnet, und so die drückende Zeit des Uebergangs und der damit verknüpften Wirren leicht erträgt.

(Fortsetzung folgt.)

Paris, März.

(Fortsetzung.)

Der Wintergarten. — Die Klubs.

Es ist Schade, daß die Unternehmer des Wintergartens nicht im Stande sind, auch die Luft der Tropen in denselben hineinzubringen. Man sieht es den armen Vögeln, welche hier in großen Käfigen gehalten werden, wie Papageien und andern, wohl an, daß sie sich nicht täuschen lassen und hier nicht heimisch sind, wie unter ihrem tropischen Himmel, und wenn hier viele Menschen beisammen sind, fühlt man nur zu gut, daß keine freie Luft herrscht. — Einige Concertanstalten hat man auch wieder in Gang zu bringen versucht; allein dazu sind die Zeitumstände doch noch nicht günstig genug, zumal diese Anstalten keine Virtuosen ersten Ranges bekommen können und sich mit minder berühmten Tonkünstlern begnügen müssen. Sehr besucht, wie immer, waren die Concerte des Musikconservatoriums, das vor einiger Zeit seinen Orchesterdirektor, den Deutschen Habeneck, verloren hat. Dieser vortreffliche Mann hatte sich während seiner langen Wirksamkeit am Conservatorium die Liebe und Achtung der Musiker erworben, und sie haben eine Subscription eröffnet, um ein Denkmal auf sein Grab zu setzen. Ein großer Trost für die elegante Welt ist die italienische Oper, welche aber zu Ende dieses Monats, wie gewöhnlich, aufhören wird, um die Londoner während der Saison zu ergötzen.

Das Schicksal der Klubs wird nächstens von der gesetzgebenden Gewalt entschieden werden. Die Erfahrung hat nun einmal gelehrt, daß die Klubs, wie sie seit dem Februar vorigen Jahrs bestanden, mit der Ruhe und dem Frieden der Gesellschaft unverträglich sind. Manche Wohlgesinnte hatten sich mit der Hoffnung geschmeichelt, mittelst der Klubs das Volk politisch zu bilden; aber leider werden dieselben weit häufiger von Schwindlern und Ehrgeizigen geleitet, welche sich durch solche Versammlungen Anhang verschaffen. Die Klubs haben viel zum Aufstand am 15. Mai vorigen Jahrs, dessen Urheber gegenwärtig zu Bourges gerichtet werden, beigetragen, und die Empörung im Juni, welche so vielen Menschen das Leben gekostet hat, ist großentheils ihr Werk. Es kann Länder und Zeiten geben, wo Klubs ungefährlich sind, aber beim jetzigen Zustande der Gesellschaft in Frankreich, da mehrere socialistische Führer die ganze bürgerliche Ordnung über den Haufen zu werfen drohen, unter dem Vorwand, das Proletariat abzuschaffen und das gesammte Volk wohlhabend und glücklich zu machen, sind solche in den Klubs mit Nachdruck und Eifer vorgetragenen Lehren von der schlimmsten Wirkung. Das Volk wird ungeduldig, daß man es noch nicht in den Besitz der verheißenen Glückseligkeit gesezt hat, und betrachtet die, welche das Staatsruder führen, als seine Feinde, weil sie zur Ausführung der schönen Plane nicht die Hand bieten. In den Klubs werden die Bankiers und Kapitalisten als Wucherer, als Blutsauger, als Verschlinger des Staatsvermögens geschildert und verhaßt gemacht. Die natürliche Folge dieses dem Volk eingeimpften Hasses ist der Verfall des öffentlichen Kredits, der sich nur auf ungestörte Benutzung des Kapitals stüzt. Das Kapital selbst wird von den Proudhons als der Krebsschaden dargestellt, der die Gesellschaft zu Grund richte und den man völlig austretten müsse. Glücklicherweise machen die Grundeigenthümer und die Besitzer irgend eines Kapitals, wo nicht die Mehrzahl der Staatsbürger, doch eine so imposante Masse aus, daß sie im Stande ist den Angriffen der Feinde des Kapitals und des Grundeigenthums die Spitze zu bieten. Die Anfangs so tief gesunkenen Staatseffekten an der Börse sind daher auch beträchtlich gestiegen, seit die Kapitalbesitzer sich von ihrem ersten Schrecken erholt haben, und seit die Regierung den festen Willen zeigt, dem unsinnigen Treiben der rothen Republik Schranken zu setzen. Manche Mißbräuche der vorigen Regierung, deren Abschaffung man von der republikanischen gehofft hatte, werden freilich bestehen wie zuvor, weil man sie lieber dulden, als sich in die wilden Theorien Proudhons und seines Gelichters stürzen will.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

// Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 82. Donnerstag den 5. April 1849.

Wealth is a distinction only in traffic; but it must not be allowed as a recommandation in any other particular, but only just as it is applied.

Sam. Johnson.

Londons Geldsäcke.

(Schluß.)

Wäre das „nieder mit den Reichen und Geldsäcken!" gegen das Monopol des überhäuften Kapitals gerichtet, so ließe es sich begreifen; denn die, wenn auch stumme, doch unwiderstehliche Gewalt solchen Monopols macht die kleinen Kapitalisten bankerott und zwingt sie zurückzukehren, woher sie gekommen, in die Reihen der Arbeiter. Die Arbeit aber strebt vergebens wider das Monopol des Kapitals ihre Rechte zu behaupten. Das Kapital kann leben, wo die Arbeit verhungern muß, und wächst wie der Baum, dessen Eigenthümer inzwischen schläft. Viele müssen für die Beschützung weniger bezahlen, und während das Monopol die Industrie beengt, fordert es vom Werthe der verbleibenden eine höhere Steuer zu Staatszwecken, bis es endlich dahin gelangen kann, Alles zu nehmen und Nichts zu geben. Allein solchem Monopol gilt das Gebrüll der Londoner communistischen Blätter nicht. Es wäre ein Aufruf gegen einen Schatten, gegen ein Phantom, da solches Monopol in London nicht existirt und nicht existiren kann, eben weil London fast ausschließlich eine Stadt der Arbeit und des Gelderwerbs ist. Von unten nach oben und von oben nach unten, durch all die unendlichen Abstufungen der gesellschaftlichen Scala offenbart sich der industrielle, auf Gelderwerb sinnende Charakter des Londoner Lebens und tritt noch auffallender hervor, vergleicht man ihn mit dem Charakter anderer Orte, wo die industriellen Bestrebungen minder vorherrschen, sey es, weil sie sich in andern Richtungen verlaufen oder weil die Industrie nicht mit derselben Gewißheit sich ihres Lohns gewärtigen kann.

Es soll außerhalb England Staaten geben, wo die Industrie von der Regierung, von Monopolen, von Begünstigung abhängt; die Londoner Industrie ist völlig frei und unabhängig. Aber der Londoner soll stolz seyn und hochmüthig, ein strotzender Geld- und Pfeffersack. Und wäre der Londoner Kaufherr stolz, hat er nicht das Recht dazu? Der Edelmann ist stolz auf seinen Stammbaum, auf seine Verbindungen, auf sein reines Blut, der Gelehrte auf seine intellektuellen Fähigkeiten. Mit gleichem, wenn auch nicht mit besserem Rechte könnte der Londoner Kaufherr sich auf seinen Geldsack etwas einbilden. Wenn es ein achtungswerther Ehrgeiz heißt, daß ein Mann von Talent und niedriger Geburt für sich und die Seinigen die Staffel zu ersteigen sucht, auf welcher die Vornehmsten des Landes stehen, warum soll es ein schmutziger Ehrgeiz seyn, nach einer Macht in anderer Gestalt, nach Geldmacht zu streben? Oder meint man, daß es weniger Geisteskraft und Anstrengung erheische, zu dieser Macht als zu jener Staffel zu gelangen? Wer das glaubt, irrt sehr. Um in London ein reicher Kaufherr zu werden, müssen in hohem Grade Eigenschaften zusammentreffen, die selten Eines Menschen Erbtheil sind. Er muß klug und ehrlich, rasch und besonnen, fest und vorsichtig, mit allen Welthändeln vertraut und in allen Zonen zu Hause, gewandt, unermüdlich und für seinen Beruf zu jedem Opfer bereit seyn.

Die oft gehörte Aeußerung, daß der Gelderwerb durch Handel ein rein mechanisches Geschäft sey, gilt nur vom Kleinhandel, von der Krämerei. Es fehlt

in London nicht an Krämern, die reich geworden sind, obgleich sie nie über die Grenze des Detailhandels hinausgegangen, nie etwas gewagt, ihr kleines Kapital zu vermehren, sich stets mit kleinem Gewinn und schnellem Umsatz begnügt haben. Aber sie gehören auch nicht zu den Männern, von denen hier die Rede ist, nicht zu den Londoner Kaufherren, sie sind und bleiben und heißen immerfort Krämer — shopkeepers. Die Natur der großen Londoner Geschäfte ist Wagniß und Ferne. Das Gebiet der Londoner Kapitalisten ist die Welt, und jede Börse empfindet ihren Einfluß. Ob Krieg geführt oder Friede geschlossen werden soll, irgendwie hat die Londoner Börse ein Wort darein zu sprechen. Deßhalb bietet die Umgebung und der innere Raum derselben in der Stunde, wo die volle Fluth der Geldmänner ihn durchströmt, eines der interessantesten Schauspiele des Londoner Lebens. Die Gesichter der Geschäftigen haben insgesammt einen unverkennbaren Geldausdruck und ihre Hast und ihr eilender Schritt bezeugen den Werth der Zeit. In der Umgebung der Börse muß Jedem, der die oft prächtigen Comptoirs in den Provinzen gesehen, das Schmucklose, Versteckte und Finstere der Londoner Schreibstuben doppelt auffallen. Er hat ein Geschäft mit einem der angesehensten Aktienmäkler. Nachdem er durch enge Höfe und abschüssige Gäßchen sich zurecht gefunden, gelangt er in die gesuchte Sackgasse und erblickt an einer massiven Thüre in kleinen, spiegelblanken Metallbuchstaben die gesuchte große Firma. Beim Eintritt kommt er kaum zwei Schritte vorwärts; der Raum gestattet keinen dritten. Ein Mahagonigeländer theilt das Zimmer in zwei ungleiche Hälften und ein keineswegs verschwenderisches Lampenlicht läßt drei oder vier Schreibtische, eben so viel Stühle, ein Fach unten für Bücher, oben für Briefe, längs der Wand gereihte Preiscourante und eine Uhr erkennen, deren Pendelschlag an die inhaltschwere Flucht der Zeit mahnt.

Von den zwei Chefs der Handlung liest der Eine den Börsenbericht der Times; er hebt den Kopf nicht auf. Der Andere, ein artiger, freundlicher Mann, voll Anstand und Sitte, fragt den Eingetretenen, was er wünsche. Nach kurzem Gespräche sagt er: „Verziehen Sie wenige Minuten; ich will dem Markte den Puls fühlen.“ Das angetragene Geschäft ist bedeutend genug, um das Pulsfühlen nöthig zu machen. Er verschwindet. Ein Bekannter des Hauses unterbricht den Lesenden durch die Frage: „Mehr Leben?“ — „Alles todt.“ — „Zu viel Geld.“ — „Schlechte Zeit.“ — Darauf folgt ein Geflüster, von dem man einzelne Worte hört. — „Hunderttausend Pfund liegen müssig.“ — „Drei Procent“ — „indische Papiere“ — „müssen hinauf“ — „können herunter“ — „lange Annuitäten“ — „rathe nicht.“ Zwischendurch wird die Thür halb geöffnet; ein Kopf streckt sich herein, den Hut auf. „Bolano?“ ruft der Kopf. — „Gut,“ antwortet der Chef; dann ein anderer Kopf sammt Hut: „spanische?“ — „Tiefer.“ Und in gleich kurzen, nur dem Eingeweihten verständlichen Worten erledigt der Chef die Fragen, ohne deßhalb das Gespräch von „indischen Papieren“ und „langen Annuitäten“ abzubrechen. — Wie er verheißen, kehrt der zweite Chef nach wenigen Minuten zurück. Er hat dem Markte den Puls gefühlt. „Der Markt ist fieberisch,“ berichtet er; „Gedränge von Käufern, die Verkäufer entschlossen, eine Krisis unvermeidlich; ich denke wir warten; übermorgen dürfte der Preis gesunder seyn.“ — Kein Geschrei gegen den Geldsack wird die Londoner Geldsäcke vernichten.

Die Mythologie der Alpen.

(Fortsetzung.)

Auch in Dante's Hölle spielt das Feuer entschieden die Hauptrolle. Doch hat dieser alle Qualen, welche Menschenseelen leiden können, wohl überdenkende und vollständig sammelnde Dichter auch eine mit Eis und den Schauern der Kälte gefüllte Abtheilung der Unterwelt. Dante erwähnt nicht nur der Alpen im Allgemeinen häufig, sondern auch einzelne Bergspitzen nennt er und hat sie vermuthlich gut gekannt. Seine Beschreibungen der Eishölle im zwei-und-dreißigsten und vier-und-dreißigsten Gesange geben den Anblick der Gletscher getreu wieder:

„Vor mir zeigte sich
Und unter mir ein festgefrorner Weiher,
Der nur dem Glase, nicht dem Wasser glich.“ *

Aus dem Eise ragen, zwischen seinen Spalten eingeklemmt, die zur Eispein verdammten Seelen mit dem halben Leibe hervor.

„Fahl, mit dem Ton des Storchs die Zähne schlagend,
War elend Geistervolk in's Eis versteckt,
Zur Tiefe hingewandt das Antlitz tragend.“ **
— Die Hälse reckend, ihre Blick' erhoben,
Sah ich die Augen, feucht erst innerlich,
Von Thränen träufeln, die, noch kaum vergossen,
Zu Eis erstarrten.“ ***

Welcher Alpenbesteiger erkennt nicht, daß Dante hier offenbar die zahllosen Eiszacken und Eissäulen vor Augen gehabt habe, die gleich vielfach geformten Statuen und Rümpfen aus dem Eismeere der zerklüfteten Gletscher hervorragen? In der Mitte seines

* G. 32, V. 22—24.
** G. 32, V. 35—37.
*** G. 32, V. 45—47.

gefrorenen Weihers beschreibt der Dichter den Kaiser dieses „thränenvollen Reichs.“ * Auch er entragt mit halber Brust dem Glase, und an seinem Rücken sind riesige, fledermausartige Flügel befestigt:

> Sie flatterten ohn' Unterlaß und gossen
> Drei Winde nach verschiedner Richtung aus,
> Die kältend den Cocyt mit Eis verschloßen. **

Die kalte Gletscherluft, welche auf den eisigen Abhängen herabfließt, kennt auch jeder Alpenbesucher.

Dante also, sage ich, macht eine Ausnahme von der Regel, und mit ihm thun dieß die Alpenvölker, die freilich auch, wie alle Christen, die Feuerhölle angenommen, daneben aber noch in ihren Volkssagen die der Natur ihres Landes so angemessenen Eishöllen beibehalten haben; eine Art Hölle, von der man sich wundern muß, daß sie sonst so wenig Anklang und Verbreitung gefunden, da doch im Ganzen überall das Feuer als wohlthätig schaffende Kraft verehrt wird und die Wärme angenehm erscheint, während die Kälte allgemein das Element des Todes und Schreckens ist. Schon in Rücksicht auf die Höllenmaler kann man bemerken, daß die bläuliche, kalte, bleiche Färbung in der Eishölle den spukhaften Geistern viel angemessener ist als der rothe belebende Schein in der Feuerhölle, wo es den Künstlern und Dichtern geradezu schwer werden muß, den gespenstischen Farbenton zu treffen. Ich glaube für manche Hochalpenbewohner, die acht Monate des Jahres im Schnee stecken, müßte unsere warme Hölle geradezu etwas Angenehmes haben. Im heißen Italien, wo die Menschen nach Eis und Kühlung schmachten, ist es natürlich umgekehrt. Die Alpenbewohner versetzen alle ihre bösen Menschen und Gespenster in die Spalten und Klüfte der Gletscher, wo, wie Dante sagt,

> „Ziemlich frisch und kühl die Sünder wohnen. — *
> Dort war ich, wo — ich fing' es noch mit Schrecken —
> Die Geister in durchsicht'ges Eis gebannt,
> Ganz drinn, wie Splitterchen im Glase, stecken.“ **

Fast von jedem Gletscher erzählt der Aberglaube eine Sage, daß diese oder jene Seele auf zweitausend oder dreitausend Jahre, oder auf ewige Zeiten in seine Eishöhlen gebannt sey.

Manche vergletscherte Thäler gibt es, deren wilde Natur die Phantasie besonders angeregt zu haben scheint, und die daher geradezu als Höllenthäler weit und breit genannt werden. So soll z. B. das berüchtigte hohe Roththal, in dessen öde Räume die Gipfel der Jungfrau und des Breithorns hinabblicken, das unbewohnt, völlig vergletschert und sehr schwer zu erreichen ist, ganz mit Gespenstern und Seelen gefüllt seyn. Weit und breit bis in die ebene Schweiz hinab ist der Spuck des Roththals und des wilden Herrn vom Roththal berüchtigt, und noch heutiges Tages hört man unter den Bewohnern der tieferen Nachbarthäler zuweilen von einem Capuziner reden, der mit einigen Schafen oder Ziegen durch's Dorf zog. Verwandelte und verwünschte Seelen führte er in dieser Gestalt in's Roththal ab. Die Capuziner haben, selbst nach der Meinung des protestantischen Berner Oberländers, eine Macht über die Seelen und Hexen. Sie vermögen die Seelen im Roththale zu bannen oder zu befreien, und werden auch sonst noch bei manchem Spuck aus den benachbarten katholischen Urkantonen zu Hülfe gerufen.

(Fortsetzung folgt.)

* C. 34, V. 28.
** C. 34, V. 50—52.

* C. 33, V. 117.
** C. 34, V. 10—13.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Mekklenburg-Schwerin, März.

(Fortsetzung.)

Die Abgeordnetenkammer. — Rüstungen.

Aeußerlich gewährt die jezt in Schwerin versammelte Abgeordnetenkammer kein anziehendes Bild. Das improvisirte Lokal derselben ist klein, unzweckmäßig und ärmlich; besondere Rednertalente treten sehr sparsam hervor, Mangel an Bildung und parlamentarischem Takt machen sich sehr häufig auf höchst unangenehme Weise bemerkbar. Die Gegner des constitutionellen Systems, und deren, offene und versteckte, hat das Land genug, können sich leider aus dieser Kammer gar viele Schringründe für ihre Ansicht holen. Aber jeder Anfang ist schwer und nach den alten traurigen sogenannten Landtagsversammlungen, wie Mekklenburg sie früher hatte, kann man nicht sogleich eine geistig gediegene und auch äußerlich ansprechende Abgeordnetenkammer erwarten, sondern muß den unangenehmen Uebergang als ein nothwendiges Uebel ertragen, ohne sich dadurch irre machen zu lassen. Außer diesen Landtagewirren beschäftigen jezt die kriegerischen Verhältnisse die Bewohner Mekklenburgs gar sehr. Als Küstenland mit mehreren Häfen und großer Rhederei hat das Land im Fall eines Seekriegs schwere Verluste zu erwarten, wie denn schon der Krieg mit Dänemark im

vorigen Sommer dem hiesigen Handel und besonders der Schifffahrt nicht geringe Opfer auferlegt hat. So begreift es sich, daß man hier nicht sehr kriegerisch gesinnt ist und besonders für den dänischen Krieg keineswegs schwärmt. Dennoch, ich muß es zur Ehre der Meklenburger sagen, ist man auch hier fest entschlossen alle Kräfte aufzubieten und kein Opfer zu scheuen, wenn es gilt Deutschlands Ansehen und Macht jedem auswärtigen Feinde gegenüber aufrecht zu erhalten. Man wird auch hier allen Verfügungen der Reichsgewalt mit dem größten Eifer nachkommen und sich unbedingt den Anordnungen derselben unterwerfen. Daß unsere Aristokratie über die Frankfurter Nationalversammlung und die Centralgewalt spottet und von der deutschen Kriegsflotte nichts wissen will, kommt nicht in Betracht. Sie muß gute Miene zum bösen Spiel machen; aber freiwillig thut sie allerdings gar nichts für allgemein deutsche Zwecke. Arme sächsische Weber und Spinner haben von ihren Pfennigen dreitausend Thaler für die deutsche Flotte zusammengesteuert; von den hunderten unserer reichen Edelleute haben kaum zehn einige Louisd'or für diesen Zweck verwendet. Von den übrigen Ständen sind mehrere tausend Thaler freiwillige Beiträge für die Flotte zusammengekommen und der Großherzog hat achtzehntausend Thaler zu gleichem Zwecke aus seiner Privatkasse angewiesen. In den meklenburgischen Häfen wird an einigen kleinen Kriegsschiffen fleißig gearbeitet, und meklenburgische Matrosen werden zur Bemannung der deutschen Flotte ausgehoben werden. Da das Land an fünftausend tüchtige Seeleute besizt, wird es ein nicht ganz unbeträchtliches Contingent für die Flotte zu stellen haben. Aber auch zu Lande rüstet man sich mit großem Eifer. Nach den Bestimmungen der Centralgewalt muß Meklenburg sein Contingent fast verdoppeln, und so wimmelt es denn jezt überall in den größern Städten von Rekruten, die möglichst schnell eingeübt, dann nach sechs bis acht Wochen wieder entlassen und durch neue ersezt werden. Das System der allgemeinen Dienstpflichtigkeit, wie es in Preußen schon lange besteht, ist jezt auch hier nach den Bestimmungen der Grundrechte eingeführt worden. Vornehm und Gering, Arm und Reich, Alles steht jezt in gleichem Waffenrock im Gliede. Schon jezt bemerkt man die wohlthätigen Folgen dieser Gleichheit der Dienstpflicht.

(Fortsezung folgt.)

Paris, März.

(Schluß.)

Aussichten. — Streitigkeiten in der gelehrten Welt

Die Republik hat bei weitem nicht alle die guten Früchte getragen, welche manche Feinde der vorigen Regierung von ihr gehofft hatten; sie haben aber die Schuld großentheils ihren eigenen Freunden zuzuschreiben, welche in ihrer Wühlerei allzu weit gehen wollten, so daß man jezt lieber das Alte, wenn es auch mit manchem Schlechten vermengt ist, einstweilen beibehält, als die vorgeschlagenen gefährlichen Neuerungen versucht. — So bequemte man sich unter den jezigen Umständen leicht wieder zu einem Kaiserthum, bloß um der rothen Republik zu entgehen, obgleich man sich von einem Kaiser, wie der jetzige Präsident der Republik einer wäre, wenig Erfreuliches versprechen könnte. Des Königthums, wie es Karl X. und nach ihm Ludwig Philipp und seine conservativen Minister verstanden, ist man müde, der rothen Republik möchte man gern ausweichen, und so wäre es gar nicht zu verwundern, wenn noch in diesem Jahr ein Versuch gemacht würde, das Kaiserthum wieder herzustellen. Ob ein solcher Versuch gelänge, ist freilich eine Frage; aber wenn man in die Charybdis zu stürzen fürchtet, so wirft man sich unbedachtsam in die Scylla und findet dort eine andere Gefahr; einstweilen vermeidet man doch die Charybdis. Uebrigens wird man die politischen Vereine, sie mögen nun Klubs oder anders heißen, schwerlich ausrotten können; politische Erörterungen verweben sich in alle Unterhaltungen, und politische Anspielungen werden im Theater als Lockspeise des Publikums gebraucht. Leider kommen in den kleinern Theatern auch unanständige Anspielungen und Späße vor, und es gibt freche Theaterdichter und Theaterdirektoren, welche hierauf spekuliren. Léon Gozlan hatte sich als Theater- und Romandichter ziemlichen Ruf erworben; nun hat er aber kürzlich ein Stück voll Zoten auf einer der kleinern Bühnen aufführen lassen. Ein Theil des Publikums lachte und klatschte, ein anderer zischte und pfiff, und so entstand ein fürchterlicher Lärm im Saale. Diese Auftritte wiederholten sich an mehreren Abenden und die Direktion mußte am Ende das Stück zurücknehmen. Dagegen hat der Schwank: »la propriété c'est le vol,« welcher nur den Socialisten mißfällt, jezt schon hundert Vorstellungen erlebt, und Proudhon, der darin dargestellt wird wie er leibt und lebt, war so klug, keinen Lärm darob zu machen. — Obgleich die gelehrte Welt die Parteien toben läßt und sich nicht in den Streit mischt, fehlt es auch in ihrem Schooße nicht an Hader in Folge der Revolution. In der medicinischen Fakultät herrschte große Aufregung wegen des Dekanats. Unter der königlichen Regierung war der berühmte Arzt Orfila Dekan dieser Fakultät. Die an's Ruder gekommene republikanische Partei sezte ihn ab und ernannte einen andern Doktor, Namens Bouillaud, zum Dekan. Dieser konnte sich, wie es scheint, mit der Fakultät nicht vertragen und verlangte ungestüm Auskunft über gewisse Ausgaben, welche von Orfila angeordnet worden waren und deren Zweck durchaus nicht klar vorlag; so behauptete wenigstens Doktor Bouillaud. Er weigerte sich also dieselben zu bestätigen. Um dem Streit ein Ende zu machen, sezte der jezige Minister des öffentlichen Unterrichts auch den republikanischen Dekan ab und ernannte einen dritten. Indessen fährt Bouillaud fort, Doktor Orfila zu beschuldigen, er habe der Fakultät über fünfzigtausend Francs Ausgaben verursacht, von denen der Fakultät nichts zu gute gekommen sey. Orfila's Freunde — denn er selbst vertheidigt sich nicht öffentlich — behaupten dagegen, der ehrenwerthe Mann habe, weit entfernt die Staatsgelder mißbraucht zu haben, vielmehr vom Seinigen zugesezt, und nur durch seine unermüdliche Sorge seyen die anatomischen Sammlungen der medicinischen Fakultät zu ihrer gegenwärtigen Bedeutung gehoben worden. Im Collège de France verursachte das Wiederauftreten Lherminiers, den die Zuhörer unter der königlichen Regierung nicht mehr hatten zu Worte kommen lassen, weil er in der Politik umgesattelt und die ministerielle Livrée angezogen hatte, einen solchen Lärm, daß er auch jezt den Katheder verlassen mußte. Das nächstemal versuchte er seine Rechtfertigung vorzutragen; aber das Toben begann von neuem, und seine Vorträge sind einstweilen eingestellt. So sind die Leute: sie haben mehr Achtung vor einem Gelehrten, der steif und fest auf seiner Meinung verharrt, sollte sie auch noch so extrem seyn, als vor einem, der seine alte Ansicht mit einer vertauscht, die ihm bei veränderten Umständen die bessere und vernünftigere dünkt. Freilich fehlt es auch nie an Wissenschaftsmännern, die nur aus äußern Gründen, aus Ehrgeiz oder gemeinem Eigennutz, die Farbe wechseln, und solche dürfen sich nicht beschweren, wenn sie die Achtung des Publikums verlieren.

D g.

Beilage: Kunstblatt Nr. 13.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 83. Freitag den 6. April 1849.

This was the noblest Roman of them all:
He only in a general honest thought,
And common good to all, made one of them.
Shakespeare.

Armand Barbes.

(Als Einleitung zu einem folgenden Aufsatze.)

Der merkwürdigste Charakter unter den Männern, die wir in diesem Augenblick vor dem Gerichtshofe zu Bourges stehen sehen, ist in jeder Beziehung unstreitig Barbes. Bei seinen politischen Glaubensgenossen heißt er längst der „Volksritter ohne Furcht und Tadel," der „Bayard der Demokratie." Bei dem allgemeinen Interesse, das der Prozeß zu Bourges erregt, wird Einiges über das Leben dieses eigenthümlichen Mannes nicht unwillkommen seyn.

Armand Barbes, aus begüterter Familie 1810 zu Pointe a Pitre auf Guadeloupe geboren, kam jung nach Frankreich, besuchte das Gymnasium zu Sorraze und verbrachte seine Jugendjahre in Gesellschaft und unter der Pflege einer geliebten Schwester auf seinem Landgute zu Fortoul in der Nähe von Carcassonne. Schon früh durch die Beschäftigung mit Rousseaus und Voltaires Schriften angeregt und gestachelt durch die Kämpfe des Liberalismus gegen den jesuitischen Obscurantismus der Restauration, ward sein jugendliches Gemüth von jenem den Franzosen eigenen, edlen, aber ausschweifenden Kosmopolitismus ergriffen, der sich als schwärmerische Liebe zur Menschheit kund gibt und nach dem Wahlspruch der ersten Republik, „Freiheit, Gleichheit und Bruderliebe," zu apostolischer That und begeisterter Hingebung befeuert. Diese Gemüthsrichtung trieb ihn denn auch bald auf solchem Felde Beschäftigung zu suchen, und die geheimen Gesellschaften boten ihm hiezu erwünschte Gelegenheit. Er ließ sich in die Gesellschaft der „Menschenrechte" aufnehmen, zu welcher viele der in jüngster Zeit aufgetretenen politischen Männer gehörten, und trat später, nach deren Auflösung, in die aus ihren Trümmern hervorgegangene Gesellschaft der „Jahrszeiten," welche, gleich der erstern, die von Robespierre im Jahre 1793 im Convent als Einleitung zur Verfassung beantragte berühmte Erklärung zur Grundlage ihres Glaubensbekenntnisses gemacht hatte. Von dieser Gesellschaft gingen im Jahre 1834 die Bewegungen von Lyon und Paris aus, und zum erstenmal betrat bei diesem Anlaß der jugendliche Schwärmer die unselige Laufbahn, in der er sein ganzes Leben verharren sollte. Er ward verhaftet, aber bei mangelnder Ueberführung nach einigen Monaten wieder in Freiheit gesezt.

Das Jahr darauf entwickelte sich vor dem Pairsgerichtshofe der unter dem Namen Procès monstre berühmt gewordene, gegen die Vertheidiger der Aprilangeklagten eingeleitete Prozeß, in welchen die ganze damalige liberale Presse und viele der seit der Februarrevolution an's Ruder gelangten Männer verwickelt waren, wie Gervais de Caen (jüngst Polizeipräfekt), Trelat, Carnot, Flocon (alle drei nachmals Minister), Marrast, Jean Reynaud u. a. m. Auch hier ward Barbes mit dem im Juni 1848 tödtlich verwundeten Abgeordneten Dornes, mit Alexis Thouret und andern nach kurzer Haft entlassen. 1836 ward er mit Blanqui wieder ergriffen und wegen entdeckter heimlicher Pulverfabrikation ein volles Jahr festgehalten. Er schien, gleich Blanqui, vom Schicksal zum politischen Ahasver gestempelt, nicht ruhen noch rasten zu können in seinen Anschlägen gegen die ihm verhaßte Regierung Louis Philippes, und er sollte aus den Kerkern der von ihm befehdeten Monarchie nur entlassen werden, um nach wenigen Athemzügen in erquickender Freiheitsluft den Kerkern der Republik anheimzufallen, die sein Ideal war.

Beim Ausbruch der Verschwörung vom 12. Mai 1839, an deren Spitze er mit unbegreiflicher Verwegenheit sich gestellt hatte, wurde er, an einer Kopfwunde besinnungslos darniederliegend, gefangen genommen und vom Pairsgerichtshof zum Tode verurtheilt. Die Ermordung des Infanterielieutenants Drouineau, der den Posten am Justizpalaste befehligte und zu friedlichem Zwiegespräch den anrückenden Meuterern mit gesenktem Degen entgegentretend, von Barbes, wie die Anklage lautete, meuchlings niedergeschossen worden, eine That, gegen die er beständig, aber vergeblich protestirte, fiel bei diesem Todesurtheil besonders schwer in die Wage. Auf die Vorstellung des Herzogs von Orleans, wie es damals hieß, verwandelte der König die Todesstrafe in lebenslängliche Haft.* Später erwies sich durch das Geständniß eines der Verschwörer, des Italieners Ferretti, der auf dem Sterbebette sich zur That bekannte, die Wahrheit von Barbes Aussage und seine Unschuld an gedachtem Frevel. Der Begnadigte ward statt auf's Schaffot nach dem Mont St. Michel abgeführt.

Der Mont St. Michel ist dem Leser aus mehr als einer Reisebeschreibung bekannt. Drei Stunden von Avranches, dem uralten Sitze der gallischen Abrincaten, dessen Stadtbibliothek, beiläufig bemerkt, das berühmte Manuscript von Abälards Sic et Non besizt, erhebt sich aus dem Meere der Felsen, der jenen Namen trägt. Er ist von Alters her mit Wällen und Festungswerken umgeben und nur zur Ebbezeit, jedoch nicht ohne Lebensgefahr für Unbewanderte, die ohne Führer sich hinauswagen, von den Dünen aus zugänglich. Eine Straße windet sich an kleinen kümmerlichen Wohnungen und Fischerhütten vorüber bis auf den Gipfel des Felsens, auf welchem eine alterthümliche Kirche steht, und unterhalb, hart an derselben ein burgartiges Schloß aus der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, welches im Lauf der Zeiten in ein Staatsgefängniß verwandelt worden ist. Ueber dem Wasser also die Festung, über der Festung die Hütten, über den Hütten die Burg, und oberhalb der Burg die Kirche, auf deren Thurmspitze ein Telegraph mit eckigen Armen im Winde spielt. Eine Pyramide des Jammers, aber malerisch anzusehen vom Ufer aus, wenn nicht die Nebel sie verhüllen.

Hier, wo so mancher Stoßseufzer vergeblich zum Himmel drang und vom heulenden Sturm verschlungen ward, wo dem Wanderer merkwürdige Geschichten von abenteuerlichen, verwegenen Fluchtversuchen und wunderbaren Rettungen, selbst aus neuerer Zeit, erzählt werden, sollte nach vielen Vorgängern im Unglück auch Barbes in einem Alter von neun-und-zwanzig Jahren die Einsamkeit der Wüste kennen lernen, das ewige Einerlei der brausenden Brandung, das nichts unterbricht als das Aechzen der Möven und die wilden Kampflieder des tobenden Orkans. Für den thatendurstigen, jugendlich feurigen Geist ein Grab. Was er hier empfunden, hier gedacht, ersonnen, phantasirt — er hat es nicht ausgesprochen, wohl aber seine Gedanken und Gefühle während der beiden ersten Tage nach seiner Verurtheilung zum Tode, und diese wollen wir in einem folgenden Aufsatz dem Leser mittheilen.

Nach sechsjährigem Aufenthalt auf jenem Felseneilande war der Mann — nicht in sich gegangen; dazu stand seine politische Ueberzeugung zu fest, war er ein allzu eingefleischter Republikaner. Wenn aber nicht geistig gedemüthigt, war er doch physisch gebrochen, seine Gesundheit zerstört und sein Zustand so bedenklich, daß die Regierung in Erwartung seines baldigen Endes ihm die Wohlthat einer Ortsveränderung angedeihen ließ und er den rauhen Felsen mit einem mildern Gewahrsam vertauschen durfte. Er ward nach dem Centralgefängniß zu Nimes gebracht, wo unter günstigerem Himmelsstrich die Kraft seiner Jugend über die Auflösung den Sieg davon trug.

Hier traf ihn die Februarrevolution und gab ihn, seine Fesseln lösend, der Welt zurück. Hier auch schrieb er zur Erholung jene Erinnerungen, die wir im Auszuge mitzutheilen gedenken. Es weht darin bei allem Radikalismus der politischen Ueberzeugung ein edler, gebildeter Geist. Seine fernern Schicksale sind bekannt. Barbes ist ein Fanatiker der Volksidee und ihr Opfer zugleich, nach seiner Freunde einstimmigem Zeugniß aber ein durchaus nobles, ritterliches Gemüth, ein zuverläßiger, treuer Freund, ein unerschütterlicher Charakter, und damit stimmen auch diejenigen seiner Bekannten überein, die seinem Radikalismus abhold sind. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird ihn die Strafe der Deportation treffen und mit ihr der Schmerz Dantons, der, weil er den vaterländischen Boden, von dem er sich nicht zu trennen vermochte, nicht an den Fußsohlen mit sich fortnehmen konnte, der Selbstverbannung das Richtschwert vorzog. Leicht dürfte das jüngst zu Bourges ausgesprochene Wort: „Ich bin im Kerker geboren und werde im Kerker untergehen,“ an ihm nunmehr zur Wahrheit werden.

Die Mythologie der Alpen.

(Fortsetzung.)

Dem Roththale ähnliche spuckhafte Eisthäler gibt es überall in den Alpen, und zuweilen kommen in

---

* Wir werden später über diese Begnadigung Umständlicheres aus einem interessanten Schreiben der Prinzessin Clementine an ihren Bruder Joinville mittheilen.

diesen kalten Höllen Bestrafungen und Kasteiungen vor, die eben so sinnreich sind wie die von den Griechen ersonnenen. — So geht z. B. in einem Theile der Alpen die Sage von einem Geiste, der seiner Uebelthaten wegen in einen Gletscher gebannt sey mit der Aufgabe, dort innerhalb des Eises einen Garten anzulegen. Wer die Natur der Gletscher kennt, wie sie sich vorschieben und drängen, wie sie Schmutz und Steine herbeiführen, wie sie beständig überstürzen und zerbröckeln, wie sie stets schaurig kalten Athem aussenden, der wird mit diesem armen Geltschergärtner fast noch mehr Mitleiden haben, als mit den schöpfenden Danaiden oder mit dem Steine rollenden Sisyphus der Griechen.

Ich möchte wohl wissen, was die griechischen Mythologen aus dem durch die neuern mikroskopischen Forschungen so berühmt gewordenen rothgefärbten Schnee gemacht hätten, wenn er ihnen bekannt gewesen wäre. Die Aelpler, welche diesen röthlichen Schnee häufig auf den Höhen finden, wenn sie den rothen Wein des warmen Welschlandes auf Saumrossen über ihre Gletscherpässe herüberholen, sagen, es seyen dort die Seelen von Trunkenbolden in den Gletscher gebannt. Der rothe Wein werde ihnen auf Schnee gegossen vorgesezt und entgehe so ihrem stets schmachtenden Gaumen. Und so hätten wir denn hier neben jenen Gletscherdanaiden auch einen Tantalus der Alpen, zu dessen Erfindung diese Berge ganz natürlichen Anlaß gaben.

Fast eben so weit wie der Glaube an die durch Gletscher zerstörten Paradiese ist auch der an die Verwüstungen durch Drachen in den Alpen verbreitet, und eben so natürlich wie jener ist auch dieser aus der Beschaffenheit des Landes hervorgegangen. Die Drachen leben nach der Vorstellung des Volks in den Höhlen und Schluchten der höhern Gebirge, wo sie meistens zusammengerollt schlafen. Zuweilen aber erwachen sie und stürzen sich dann Schrecken verbreitend in die Thäler herab, ihre Bewohner und deren Heerden vernichtend.

Ich glaube in diesen Drachen eine Personificirung oder, wenn man lieber will, Animalisirung der furchtbaren Lawinen, Schlamm- und Steinergüsse, wie sie in den Alpen so häufig sind, zu erkennen. Sie, so wie die Wildbäche mit geschwollener Wasserader, geben das frappanteste Bild eines riesenhaften Ungethüms. Und daß auch die Alpenbewohner die Sache so verstanden wissen wollen, beweist hinreichend der Umstand, daß sie in vielen Gegenden, wenn ein solches Unglück ihr Thal trifft, sagen: „Ein Drache ist ausgefahren." — Die Ingenieurs, welche die Wildbäche eindeichen, welche Dämme, Kanäle und Schallen anlegen, sind die heutigen Bekämpfer dieser Landplage. Leider aber ist in den Alpen im Verhältniß zu der Unzahl von wüthenden Stein-, Schlamm-, Schnee- und Wasserdrachen, die beständig das Land zerfleischen, die Anzahl jener der Mathematik kundigen Heiligen, jener wahrhaften Ritter George, jener neumodischen Strut von Winkelried, Sintram und Bertram noch sehr unbedeutend.

An die Mythen von den Bergdrachen schließen sich die vielfach in den Alpen verbreiteten Sagen von dem sogenannten „Stollenwurme" an, deren ich hier nur kurz erwähnen will, weil ich keine Beziehung desselben zur Natur des Landes entdecken kann, und weil dieses gefürchtete schlangenartige Unthier mit Raupenfüßen und Katzenkopf mir ein reines Phantasiegebild zu seyn scheint. — Es soll verschiedene Arten solcher Stollenwürmer geben, schwarze und weiße, diese mit flimmernden Zauberkronen auf dem Haupte. Sie saugen dem Vieh die Milch aus, wogegen ein weißer Hahn bei der Heerde schützen soll. Einige sind verzauberte Bergprinzessinnen oder Schlangenköniginnen, die dann wohl die Menschen, welche ihnen Gutes gethan, mit reichen Geschenken belohnen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., März.

Die Kaiserwahl.

Ich habe die Kaiserwahl in der Paulskirche beobachtet. Den sonderbaren, fast komischen Eindruck dieser Scene bei allem Ernst und aller Würde der Sache konnte ich als ruhiger Zuschauer nicht los werden. Der Physiognomiker oder Plastiker konnte da interessante Studien machen. Die Wollust der Kernpreußen aus der Mark, die bittere, mephistophelische Ironie in den Gesichtszügen der Ultramontanen, die kalte Gleichgültigkeit der Oesterreicher, das Mißbehagen der Partikularisten, der Hohn der Radikalen — es war ein lebendes Potpourri von Leidenschaften. In diesem wichtigen Momente gab sich Jeder wie er war. Am deutlichsten aber sprachen sich die innern Gefühle bei der Antwort auf den Namensaufruf aus. Wurde ein ächter Sohn der Mark aufgerufen, so erhob er sich stolz, fest und entschieden, und rief mit Pathos und Aufwand aller physischen und moralischen Kraft: „Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen!" Der Schlesier, der Rheinpreuße und der Westphale, wenn er aufgerufen wurde, erhob sich nicht, sprach den Namen seines Kandidaten auch nicht mit jenem stolzen Selbstbewußtseyn,

sondern rief, gleichsam als ob sich das von selbst verstände: „Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen!“ Die nicht preußischen Wähler, welche dem Könige ihre Stimme gaben, riefen, gleichsam einer unabwendbaren Nothwendigkeit nachgebend, ohne Haß und ohne Liebe, ganz einfach: „König von Preußen!“ Endlich gab es noch eine Kategorie Preußisch-Kaiserlicher, welche gegen ihre Ueberzeugung, nach dem Wunsche ihrer Wähler, oder wegen ihrer besondern Stellung in Preußen dem Könige ihre Stimmen gaben. Diese duckten sich und sagten kleinlaut und kaum vernehmlich: „König von Preußen.“ Noch viel auffallender gruppirten und charakterisirten sich die Antworten derer, welche sich des Abstimmens enthielten. Es war die respektable Zahl von zweihundert-acht-und-vierzig; aber sie bestand aus Elementen, die in ihrer Gesammtheit ein wahres Spiegelbild unserer bisherigen deutschen Geschichte, der Zerrissenheit und Jämmerlichkeit unserer Zustände darstellten. Es fehlte nichts, als daß jeder dieser Negirenden seinen eigenen Fürsten wählte, um den Jammer vollständig zu machen. Die Meisten riefen bei Nennung ihres Namens den einfachen Satz: „Ich wähle nicht!“ Aber diese drei Worte wurden so verschiedentlich betont, daß man alle Gefühlsnuancen, nur keine Wärme und Begeisterung herauslesen konnte. Die Einen sprachen die drei Worte kalt und gleichgültig, die Andern mit Hohn, mit Bitterkeit, mit Wegwerfung, wieder Andere im Tone der Opposition. Ein anderer Theil der Negirenden aber ließ es nicht bei diesen drei Worten bewenden, sondern sie glossirten sie, z. B. folgendermaßen: „Ich wähle nichts Erbliches!“ (Mohr); „Ich bin kein Kurfürst!“ (Fürst Waldburg) „Ich habe kein Mandat für eine Kaiserwahl!“ — „Ich will keinen Kaiser!“ u. s. w. Solche Zwischenrufe und Gefühlsentladungen gaben freilich den Sauerteig zur Monotonie dieser Kaiserwahlscene, und insofern waren sie erfrischend; aber sie zeigten auch, wie durchsichtig, lose und matt die deutsche Einheit noch immer geformt ist, sie zeigten, was Deutschland noch an Stammesbitterkeiten, an confessionellen Feindseligkeiten und partikularistischem Egoismus mit herüber genommen hat in seine neue Zeit, und insofern waren sie sehr betrübend. Wenn ich den Ultramontanismus rufen hörte: „Ich mag keinen Kaiser!“ so dachte ich bei mir: „Ei, warum nicht? aber er muß katholisch und süddeutsch seyn!“ Und so bei den Oesterreichern und Republikanern. Ich nehme das keinem übel; der Mensch ist von Natur ein Egoist; aber man sollte denn doch nicht beständig prunkende Redensarten im Munde führen, die entweder eine ganz andere Absicht haben, oder von denen das Herz nichts weiß. So viel aber ersah ich mit traurigen Gefühlen aus dieser Wahlscene: wenn Deutschland so ist, wie seine Vertreter in der Paulskirche, so ist es zur Zeit weder für die republikanische, noch für die Kaisereinheit reif; seine ganze politische Höhe erhebt sich noch nicht über die Niederung des Direktoriums. Im Ganzen aber paßten diese Kaiserwähler im Ueberrock zur Monarchie von Gottes Gnaden, wie der Kaisertitel selbst in unsere demokratische Zeit paßt.

Aus Meklenburg-Schwerin, März.

(Fortsetzung.)

Die Stadt Schwerin.

Auch in der sonstigen Organisation des Heeres hat man ganz das preußische System angenommen und auch mehrere höhere preußische Offiziere in den hiesigen Dienst gezogen. Wahrscheinlich wird das ganze hiesige Militär der preußischen Armee vollkommen einverleibt, was auch in mehr als einer Hinsicht das Zweckmäßigste wäre, und wodurch manche unnöthige Kosten ohne den mindesten Schaden gespart würden. All diese kleinen Contingente von einigen tausend Mann sind Deutschland nur eine Last. Man glaubt, daß die meklenburgischen Truppen bald an die östliche Grenze von Preußen rücken sollen, da die drohende Haltung Rußlands dort eine verstärkte Besatzung der Festungen nothwendig macht. Hieher wird ein Corps von zehntausend Mann posenscher Landwehr verlegt werden, um der Reichsarmee in Schleswig-Holstein als Reserve zu dienen. Preußische Kürassierschwadronen stehen bereits hart an der meklenburgischen Grenze als Vorposten größerer Truppenmassen, und Artillerietransporte, die nach Schleswig-Holstein bestimmt sind, kommen fast täglich hier durch.

Trotz aller dieser düstern Wolken am politischen Horizont geht das gesellige Leben in den höheren Kreisen seinen alten Gang. Die Leute tanzen zwar auf einem Vulkan, wie die Einsichtsvolleren recht wohl wissen, aber sie wollen wenigstens so lange als möglich in Lust und Freuden leben. Was man in der großen Welt die Saison zu nennen pflegt, ist in Schwerin noch nie so glänzend gewesen als in diesem Winter, wenn auch der Großherzog in vernünftiger Sparsamkeit alle größern kostspieligen Hoffeste einstellte. Der Landadel, dem es jezt vielfach unheimlich auf seinen Gütern wird, zieht zahlreicher als sonst nach Schwerin, wo er noch die meisten Annehmlichkeiten findet, und trägt so viel dazu bei diese Stadt lebhafter zu machen. Auch der versammelte Landtag, dann die Eisenbahnen nach Hamburg und Wismar, und von dort die Dampfschiffahrtslinie nach Kopenhagen bringen viel Bewegung hervor. Die Stadt hat überhaupt in den lezten zehn Jahren in innern und äußern Verhältnissen so zugenommen, daß wer sie in dieser Zeit nicht mehr gesehen hat, sie kaum wieder erkennt. Früher ein enger, schmutziger Ort von zwölftausend Einwohnern, ausgezeichnet nur durch seine liebliche Lage, ist es jezt eine sehr hübsche, elegante Stadt, die in diesem Winter gegen vier-und-zwanzigtausend Bewohner zählt. Ganze neue Straßen, ja selbst Stadttheile, sind angelegt, hunderte großer, zum Theil sehr geschmackvoller Häuser sind gebaut worden. Wo früher Sümpfe und Felder waren, erheben sich jezt Reihen palastähnlicher Gebäude, theils zu öffentlichen Zwecken, theils Privatbauten. Der vorige Großherzog verwendete während seiner sechsjährigen Regierung fast die ganze Kraft des Landes dazu, diese seine Lieblingsstadt auf alle Weise zu schmücken und zu vergrößern. Sein Tod im Jahr 1843 sezte zwar dieser gar zu jähen Emportreibung einige Schranken, aber das einmal begonnene Werk kam deßhalb nicht in's Stocken; es hatte bereits eigene Kräfte genug, um sich selbst zu fördern; die Stadt war einmal auf den Weg des Fortschritts gebracht, und verfolgte diesen sichern Gangs. Kein Jahr verging, in dem nicht irgend ein größeres öffentliches Gebäude sich erhob, einige neue Straßen eröffnet wurden, die Bevölkerung sich um tausend Köpfe vermehrte. Jede Familie, die zuzog, brachte bald wieder andere herbei, jeder neu gebildete Kreis rief neuen Zuwachs hervor. Die wunderliebliche Lage der Stadt zwischen einem Kranze großer klarer Landseen, von denen der eine, der sogenannte „große See,“ an drei Meilen lang ist, und grüner, üppig bewachsener Hügel, reizte sehr zur Ansiedlung. „Hier laßt uns Hütten bauen!“ dieser Wunsch rührt sich leicht in der Brust eines Jeden, der an einem schönen Frühlingstage das Weichbild dieser Stadt betritt, besonders wenn er aus den öden Gegenden Meklenburgs oder der angrenzenden Theile Hannovers oder Preußens kommt. Wasser, Wiesen, grüne Hügel in anmuthiger Abwechslung geben zwar kein großartiges, aber ein sehr angenehmes Bild von idyllischem Charakter.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 84. Sonnabend den 7. April 1849.

Doubtless it is a brilliant masquerade,
This paradise of pleasure and ennui!

Byron.

Eine Pariser Soirée im December 1847 und im December 1848.

Es war am 23. December 1847. Die Belustigungen, Feste, Soiréen und dergleichen hatten schon überall begonnen und waren im besten Zug. In der Chaussée d'Antin, wo die hohe Finanz, die Bank und das Notariat residiren, folgte schon ein Ball dem andern. Mariton, der „berühmte" Haarkräusler und Millionär, d'Herbant, der „berühmte" Modehändler, Constantin, der „berühmte" Blumenverfertiger und andere dergleichen Pariser Berühmtheiten waren schon in voller Thätigkeit, mit einem Wort, die ganze Fashion war im Gang.

Wer eine Vorstellung haben will, was Pariser Luxus und Geschmack an einem Ballabend leisten, wie viel Reichthum, Pracht und Blendwerk sie da vereinigen, wie viel sie verstellen und verhüllen, der muß heute Abend in das prächtige Hôtel Dufournel treten. Am Eingang stehen zwei große Lampenpyramiden, die weithin blendendes Licht verbreiten. Dazwischen fahren die Wagen in den Hof, aber unerträglich langsam, zum großen Leidwesen der schönen Frauen, die in den Kutschen sitzen. In dieser endlosen Reihe bewegen sich viele schöne, selbst prächtige Equipagen. Man könnte glauben, es sey der Palast eines Prinzen oder eines Ambassadeurs, der den Geburtstag seines Herrn feierte. Nicht also: wie gesagt, hier wohnt nur Herr Dufournel, berühmter Bankier, der ungeheure Spekulationen an der Börse macht, dem es freilich vor fünfzehn Jahren mit solchen Wagnissen unglücklich gegangen ist, woran aber jezt Niemand mehr denkt.

Versuchen wir's, durch das Thor in den Hof zu gelangen. Glückt uns dieß, so haben wir alle Schwierigkeiten überstanden. Der Wagenschweif am lezten Ball war so unmäßig lang, daß mehr denn hundert Personen nicht vor dem Ende des Festes hatten einfahren können. Dieß ist allerdings sehr ärgerlich, es darf aber kein reputirlicher Ball ohne solchen Aerger seyn, ja, die Ballgeber rechnen darauf und laden immer einige hundert Personen mehr ein, als eigentlich Platz finden können. Das ist bester Ton. Um so schlimmer für die, welche zu spät kommen, und doch ist es sehr schlechter Ton, zur rechten Zeit zu kommen.

Im Hof herrscht schon prächtige, taghelle Erleuchtung. Wir steigen die Treppe hinauf zwischen großen Spiegeln und einer Doppelreihe von Camelias und andern seltenen Gewächsen. — Im Vorzimmer drängen sich die Bedienten des Hauses in reicher Livree. Einem übergeben wir unsere Mäntel gegen Blechkarten. Die unsern tragen die Nummern 404 und 405. Endlich öffnet man uns die Thüre des Salons. Mit diesem Oeffnen hat es aber seine eigene Bewandtniß. Zuweilen, ja in der Regel wird nur Ein Flügel, nur manchmal werden beide geöffnet, mit mehr oder weniger Geräusch, zuweilen ganz still, je nach dem Namen und dem Titel der eintretenden Person.

So treten wir in den ersten Salon, aus dem uns eine entsetzliche Hitze entgegenqualmt, die nicht an den December in Paris, sondern an den September in Senegambien erinnert. In einer Wohnung, wo sich nur dreihundert Personen anständig bewegen können, sind fast tausend zusammengedrängt; sie

sollen athmen in der Atmosphäre von unzähligen Gaslichtern, erhizten Tänzern und Tänzerinnen. In jedem Zimmer tanzen dreißig Paare, wodurch ein solches Gedräng entsteht, daß man sich kaum vorwärts bewegen, noch weniger tanzen kann.

Der Contretanz ist so eben zu Ende; suchen wir diesen günstigen Augenblick zu benutzen, um uns geschickt in das nächste Zimmer zu schieben. Da finden wir die hübschesten Frauen, die ausgesuchtesten Toiletten, die berühmtesten Modepriesterinnen von Paris. Einer meiner Bekannten, auf den ich glücklicherweise stoße und der von Allem sehr wohl unterrichtet ist, erklärt uns gern Alles mit Kennermiene und halblauter Stimme. „Diese hübsche Braune hat einen Gimpel zum Mann; das schadet aber gar nichts, denn sie versteht die Geschäfte und hat darum genug mächtige Freunde; wenn sie noch einige Jahre hübsch bleibt, so kann es ihr Mann zum Präfekten oder zum receveur général bringen. — Dort jene große Blonde weiß auch für die Ihrigen Stellen zu erwischen; sie hat aber eine Ungeschicklichkeit begangen: sie liebte einen jungen Mann und zog sich auf einmal einige Monate aus der Gesellschaft zurück, was ihr großen Schaden gethan hat. — Die Elegante dort mit Veilchen von Parma im Haar ist bei Hof und in der Stadt wegen ihrer Abenteuer wohl bekannt; man ladet sie aber doch ein, weil sie hübsch ist und bei ihrem bedeutenden Vermögen glänzende Soiréen gibt; ihren Mann kenne ich gar nicht. — Neben ihr steht eine schöne Frau; es ist aber fast Alles an ihr Lug und Trug; schon geraume Zeit ist sie vierzig Jahre alt, aber sie hat einen sehr geschickten Haarkräusler, und dazu die tausend und aber tausend Hülfsmittel der Kunst. — Und dort sehen Sie eine sehr hübsche junge Frau, einfach, aber mit Geschmack gekleidet. Leider macht sie sich durch ihre Anhänglichkeit an ihren jungen Mann lächerlich; sie erscheint nie in Gesellschaft oder im Theater ohne ihn, was gegen allen guten Ton ist. Sehen Sie nur, wie abgeschmackt! er spricht gerade mit ihr. — Vor der Dame im blauen Atlaskleid nehmen Sie sich in Acht; sie ist geschwätzig, impertinent und hat eine böse Zunge."

Gefielen uns solche Nachweisungen, so könnten wir dem Sprecher noch einige Stunden zuhören. Da kommt aber eben die Frau vom Hause; wenn sie bei uns vorüber geht, müssen wir ausrufen: „Herrlich! entzückend! welch bewundernswürdiges Fest!" Dann benutzen wir die Gelegenheit, ihr die herkömmliche Verbeugung zu machen, womit für uns Alles abgethan ist. Wenn wir zufällig Monsieur Dufournel begegnen, so fragen wir ihn nach Fanny, seiner Lieblingsstute, die eben krank ist.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mythologie der Alpen.

(Fortsetzung.)

Das Wunderbarste bei dieser wahrscheinlich rein aus der Luft gegriffenen Sage ist ihre allgemeine Verbreitung in den Alpenthälern. Man kann hundert Meilen weit in den Bergen reisen und findet in jedem Thale Leute, die von dem Stollenwurme eine ganz übereinstimmende Schilderung geben. Noch in diesem Jahrhundert hielt es ein schweizerischer Naturforscher der Mühe werth, eine ernsthafte Abhandlung über dieses Fabelthier zu schreiben, derselben ein sorgfältig gezeichnetes Bildniß des Ungeheuers beizufügen und die Sache den Naturforschern zur Untersuchung zu empfehlen. Jedenfalls muß es Psychologen und Ethnographen interessant seyn, aus des trefflichen Tschudis Reisen in Peru zu erfahren, daß auch die Bergbewohner der Anden ihre Einbildungskraft mit einem ganz ähnlichen Thiere plagen, das sie Carbunculo nennen. Wie der Stollenwurm eine leuchtende Krone auf dem Kopfe, so hat dieser Carbunculo einen hellen feurigen Edelstein darin. Wenn man ihm naht, schlägt eine Klappe seiner Hirnschale auf und der Stein verbreitet ein so helles Licht, daß die Menschen geblendet und an seiner Verfolgung gehindert werden. Dadurch gewinnt das Thier Zeit, sich jedesmal seinen Feinden zu entziehen. Alle Indianerstämme weit und breit erzählen die Sage vom Carbunculo ganz auf gleiche Weise.

Wie die Steinfälle, Lawinen und Schlammströme selbst oft mit Drachen verglichen werden, so erscheinen sie zu Zeiten auch gleich den Gletscherausbrüchen von Berggeistern zur Strafe der Menschen veranlaßt. Diese Berggeister reiten dann selbst oft mitten in dem donnernden Getümmel auf großen rollenden Felsklötzen oder Erdschollen. Es ist dieß ein ziemlich abenteuerlicher Ritt, und man erkennt in dieser Sage das Streben der Alpenbewohner sich mit ihrer Phantasie mitten in den Aufruhr der Elemente hinein zu versetzen. Zuweilen haben jene Berggeister unter den Dorfbewohnern ihre Lieblinge, die sie dann dadurch retten, daß sie den großen Felsblöcken hinter ihren Wohnungen Halt gebieten, damit sie so im Rücken derselben einen schützenden Wall bilden. — In den Werken der Dichter und Maler über die Alpen sieht man sogar solche Scenen geschildert und bildlich dargestellt. Der Berggeist steht riesig mitten in der Lawine auf einem großen rollenden Felsstück. Er hält einen Baumstamm wie ein Ruder in der Hand, leitet damit den Gang seines cyklopischen Schlittens und pflanzt ihn hinter der Hütte armer Leute auf, die knieend und dankend ihm ihr Angesicht zuwenden. So deuten die Leute

auf poetische Weise die Launen und sonderbaren Sprünge der fallenden Felsen und Berge.

Wie diese Steinergüsse, wie jene Gletscher, so haben auch andere Erscheinungen in den Gebirgen zuweilen zur Erfindung mythischer Geschichten Anlaß gegeben. So fabeln sie von Felsenthoren, daß die Bergriesen sie gesprengt, um sich einen bequemen Durchweg zu bahnen, von Löchern und Höhlungen, daß sie die Spuren der eingedrückten Fäuste, Finger oder Füße solcher Riesen seyen. — Zuweilen werden dann mehrere benachbarte Felsformen zu einer ganzen Geschichte zusammengefaßt. So sieht man in einem Hochthale der Alpen ein breites Felsenthor, auf der einen Seite dieses Thores eine Felsennische, die wie der Eindruck eines Menschenrückens gestaltet ist, auf der gegenüberliegenden Seite, hoch oben am Berge, eine Höhle, die den ganzen Berg durchbohrt und durch die das Licht wie durch einen Schornstein hereinschimmert. Ein Bergriese, sagen nun die Leute, spaltete jenes Thor. Er drückte dabei mit dem Rücken gegen die Wand, daher jene Nische. Er trug wie alle Bergbesteiger einen Bergstecken, und diesen stemmte er gegen den Berggipfel auf der andern Seite. Bei der ungeheuern Anstrengung des Thorspaltens fuhr aber der Stecken durch den Berg hindurch, daher jenes Loch.

Ganz ähnliche Spaltungen von Bergen und Einsprengungen von Felspforten haben nach der Mythe der Normannen die Jetten, dieses nordische Gebirgsriesengeschlecht, oder Thor mit seinem Hammer in den norwegischen Granitgebirgen vorgenommen. In den Pyrenäen vertritt die Stelle des Thor mit dem Hammer der Held Roland mit seinem Schwerte. Dort findet sich die berühmte Rolandsbresche, eine weite Kluft, durch die sich ein Gletscher herabdrängt. Roland hat sie mit seiner trefflichen Klinge ausgehauen, und er erinnert uns an den Herkules Grajus der Alten, der mit seiner Keule sich einen Weg durch die grajischen Alpen brach.

Wenn auch nicht so zahlreich und so hübsch zusammenhängend wie in den Gebirgen Griechenlands, so sind doch auch in den Alpenthälern mythische Deutungen der Felsgebilde nicht selten. Viele wunderliche Zerklüftungen des Gebirges sind das Werk von Berggeistern, meistens nur einfach der Hexen und des Teufels, daher die zahlreichen „Teufelsbrücken," „Teufelssprünge," „Teufelsklippen," „Hexenstege," „Hexenmauern" ꝛc. In einem Thale des Berner Landes findet man einen „Teufels-Karrweg." Dieser Karrweg ist eine breite Doppelfurche, die sich an einer steilen Felswand hinschlängelt. Sie sieht genau so aus wie eine tief eingedrückte Wagenspur. Da Niemand ausmachen kann, wie die Natur diese Spur zu Stande gebracht, so fabeln die Aelpler, der Teufel sey daran hingefahren, wenn er den Mönchen des benachbarten Klosters einen Besuch machte. — Wenn man sich das Bild eines auf feurigem Wagen längs der steilen Felswand mit Sicherheit hinrollenden Dämons lebendig ausmalt, wird man gestehen müssen, daß die Vorstellung so kühn ist wie die vom griechischen Neptunus, der auf den Spitzen der Wellen einherfährt. — Ich will hier daran erinnern, daß auch schon die Juden bei dem Anblick gewisser Spuren von Ausschleifungen in den Felsen ihres Landes auf eine ganz ähnliche Vorstellung von einem überirdischen Wesen, das auf einem Wagen über die Berge dahin rollte, gekommen sind. Im 65. Psalme werden solche Felseinschnitte „Jehovas Fahrgleise" genannt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

Miscellen.

Heute, am drei-und-zwanzigsten dieses Monats, weht ein eisiger Boreas und große Schneeflocken fallen vom Himmel, um im nächsten Momente wieder einer hellen Sonne Platz zu machen, die dann, wie spottend, das leichte weiße Tuch des Todes in einer Minute wegräumt, und sich hinter einer Wolke versteckend, das Spiel der beiden Antipoden abermals beginnen läßt. Frost und Hitze, Regen und Sonnenschein, so wechseln auch die Welt und das Leben, und in dem ewigen Kreislauf aller Dinge wird die belebte und unbelebte Natur, wird der Mensch und das Weltall nach gleichen Gesetzen fortgezogen, und er, der sich oft ein Gott träumt, ist nicht weniger ein Spielball der Umstände als jene Schneeflocke, die dort vor meinem Auge zerrinnt. Allermittelst spielt Jeder das Drama seiner Weltfahrt nach seinen besten Kräften und wuchert mit dem Pfunde, das ihm verliehen ist. Während der Continent nach den Heroen seufzt, die die Zeit erzeugen soll, um wieder die Zeit zu erzeugen, während Windischgrätz die Einen hängt, »pour encourager les autres,« und Lord Gough sich im Drang des physischen Muthes vor die Fronte seiner Armee stellt und die Schlacht dadurch verliert, spekulirt der Kaufmann in der City in ungetrübter Muße, streitet das orthodoxe Oxford über Hölle und Teufel, und die Politiker über die Nothwendigkeit, Irland nach Sir Robert Peels Vorschlag anzukaufen. Lord Brougham spielt indessen den edlen Ritter und tröstet die Dulcinea, die hier in Curzonstreet, May Fair, ihr Toboso gefunden hat.

Milnes (Monckton) seufzt unter der Last des Eindrucks, den sein Brief an Lord Landsdowne im Publikum gemacht; denn Sympathie für italienische Freiheit und ein vereinigtes Italien hatten selbst seine genauesten Freunde nicht von ihm gefürchtet, und ihre Achtung ist ihm verloren, so wie ihr Vertrauen. Disraeli, der seine Sache besser versteht, hat als Tory-leader den Mantel schnell nach dem Winde gedreht und seine herrlichen Juden, diese erste und höchste Menschenrace, die alles Talent, alle Wissenschaft, alle Kunst besizt, im Stich gelassen. Das ist der Welt Lauf, und wer kann mit Erfolg gegen den Strom schwimmen? Carlyle sizt indessen ruhig zu Hause, singt sein altes Unkenlied über die englische Regierung und bewundert dafür mit Bunsen den König von Preußen und dessen Werke. — Was aber macht Louis Blanc, diese neueste, auf englischem Boden seltsamste Erscheinung? Er ist ein „Löwe“ und genießt sein Löwenleben hier bis auf die Hefen. Nichts kann ohne ihn geschehen, überall muß er seyn und gleich Tom Thumb jedem Mahle die Würze geben; denn es fehlt an einer zweiten Kuriosität, die ihm die Hälfte der Bürde solcher Notorität tragen hälfe. — Gestern, als die Schneeflocken vom Himmel fielen, mußte der kleine „Freund des Volks“ um neun Uhr in bitter kalter Nacht in der Royal Institution seyn, um eine Vorlesung über Nebelsterne von Professor Baden Powell anzuhören. Da saß das Männchen in seinem weißen Ueberzugrock und blickte auf die im Amphitheater bunt gereihte Damenschaar in Hüten und Blumen und Federn, und tiefer unten auf die drei Rundkreise der ehrenwerthen »Members of the Institution,« die so sanft in dem Herrn entschlummerten und die trostlose Häßlichkeit ihrer Physiognomien dadurch nur auffallender machten, und auf den Redner, der bleich und ernst dastand und sich vergebens bemühte, in den trockenen Stoff die Würze einiger Scherze zu werfen, die sein lernbegieriges Publikum wach erhalten möchten, und auf die mit Sternen bemalten Tafeln, für die weiblichen Zuhörer der anschaulichste Theil der Sache, und endlich auf eine an einem langen Faden befestigte Kugel, die der Professor jezt in raschen Kreisen schwang, um der Versammlung »the law of rotation« begreiflich zu machen.

(Fortsezung folgt.)

Aus Meklenburg-Schwerin, März.

(Schluß.)

Aufschwung der Stadt Schwerin.

Wir kennen wenige Residenzen in Deutschland, die sich hinsichtlich der Schönheit der Umgebung mit Schwerin vergleichen ließen. Die Kunst hat diese Vorzüge der Natur geschickt zu benuzen gewußt; großartige Gartenanlagen, in gutem Geschmack angelegt, erstrecken sich auf der einen Seite weit über eine Stunde und gewähren eine reiche Auswahl der lohnendsten Spaziergänge; dazwischen liegen geschmackvolle Landhäuser wohlhabender Familien mit ihren zierlichen Blumengärten vor den von Säulen getragenen Vorhallen. Diese schöne Sitte, sich hübsche Gartenwohnungen zu erbauen, war früher hier fast unbekannt, ist aber in den lezten zehn Jahren allgemein geworden. Es gibt wirklich keinen Ort, wo ein unabhängiger Meklenburger, der die Grenzen seines kleinen Vaterlandes nicht überschreiten mag, angenehmer leben könnte als in Schwerin oder dessen Umgebung. Auch das Straßenleben selbst gewinnt allmählig einen Anflug von Großartigkeit. Man begegnet schon häufig Gesichtern, die selbst der ächte Schweriner nicht mehr kennt, mächtige Omnibus, die Fremde zu dem Eisenbahnhofe führen oder sie von dort in die verschiedenen großartig und comfortabel eingerichteten Gasthäuser abholen, rasseln durch die Gassen; sehr gut gehaltene Fiaker und Dreschken kreuzen sich mit den eleganten Privatwagen. Lezterer hat die Stadt weit mehr aufzuweisen als mancher weit größere Ort. Der meklenburgische Adel sezte von jeher fast seinen einzigen Ruhm darein, in der Pferdezucht etwas Tüchtiges zu leisten und sich durch schöne Rosse auszuzeichnen; wenn er auch in allen andern Dingen zurückblieb, so hat er doch dieß erreicht, und nirgends in Deutschland sieht man verhältnißmäßig so viele edle Wagen- und Reitpferde. Auch Straßenbeleuchtung, Trottoirs, äußere Ausstattung der Läden, Alles was man sonst noch von einer größern Stadt fordert, vervollkommnet sich hier immer mehr. Ebenso das Theater, das vom Hofe sehr freigebig unterstüzt, zu den bessern Bühnen zweiten Ranges zu zählen ist und sich auch stets eines zahlreichen Besuchs erfreut. Künstler von Ruf besizt dasselbe augenblicklich nicht; dennoch ist das Spiel in der Oper und auch im Lustspiel ganz lobenswerth, weniger freilich im höhern Drama, das ja überhaupt in ganz Deutschland ganz darniederliegt. Die äußere Ausstattung ist durchgängig geschmackvoll, oft sogar prächtig. — Auch das literarische und geistige Leben der Stadt ist im Fortschreiten begriffen, und namentlich hat der Umschwung des lezten Jahres die geistige Regsamkeit sehr gesteigert. Früher erschien hier nur Eine politische Zeitung, die wöchentlich nur zwei- oder dreimal herauskam; jezt erscheinen fünf oder sechs Blätter. Daß viel schlechtes, unreifes Zeug darunter ist, darf nicht verwundern; leider befindet sich jezt in ganz Deutschland unsere Lokalliteratur großentheils in sehr unsaubern Händen. Aber diese schmuzigen Winkelblätter, wie auch Meklenburg jezt deren zu viele besizt, werden sich auf die Länge nicht halten können. Wir sehen die vielen geringen Blätter als Produkte einer Uebergangsperiode an, die zwar viel Unangenehmes hat, aber nothwendig zu einem bessern Zustand führen muß. Von größerer Bedeutung, und auch verbreiteter als die andern hier erscheinenden Blätter, ist die „Meklenburgische Zeitung,“ die im Sinne des ruhigen Fortschritts von Professor Hegel, dem Sohn des Philosophen, redigirt wird. Mehrere Aristokraten haben die berüchtigte preußische „Kreuzzeitung,“ ein Organ des starrsten Absolutismus, das sich in wirklich oft pöbelhaften Schmähungen gegen die Frankfurter Nationalversammlung gefällt, zu ihrer Lieblingslektüre gewählt und schwören auf die Ansichten derselben. Drei recht gute Buchhandlungen und mehrere große Leihbibliotheken versorgen die Bewohner der Stadt und Umgegend hinreichend mit geistiger Nahrung. Was man aber hier sehr vermißt, ist ein nur einigermaßen gut ausgestattetes Lesekabinet. Dank dem Kastengeist und dem Absonderungssystem, die hier so recht zu Hause sind, gibt es hier sehr viele Klubs oder Casinos, oder wie ihre Namen sonst seyn mögen, und so sind die pekuniären Mittel derselben so gering, daß in keiner dieser Gesellschaften ein erträglich ausgestattetes Lesezimmer anzutreffen ist. Wahrscheinlich aber wird die nächste Zeit ein großartig eingerichtetes Kaffeehaus, wie größere Städte sie besizen, hier entstehen sehen, was für die vielen Fremden ein nicht geringer Gewinn wäre. — Dieß ist in flüchtigen Umrissen die gegenwärtige Lage Meklenburgs und besonders Schwerins, seiner wichtigsten Stadt. Bewahrt uns das Geschick vor innerem wie äußerem Krieg, so sind die Aussichten des Landes und der Stadt sehr günstig. Der schweren Bürde seiner mittelalterlichen Feudalzustände, die wie ein drückender Alp auf dem Lande lasteten und jede freie Entwicklung hemmten, ist Meklenburg endlich entledigt; schon dieß bietet hinreichenden Ersaz für alles Ungemach des lezten Jahres.

Beilage: Literaturblatt Nr. 25.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 85. Montag den 9. April 1849.

Zeigt sich eine Felsenritze,
Ist auch schon der Zwerg zur Hand.
Goethe.

Die Mythologie der Alpen.

(Fortsetzung.)

In unsern Ebenen, wo nichts Kolossales sich darstellt, begreift man die Schaaren der Zwerggeister, der kleinen Elfen, Gnomen, Pygmäen und Puke, mit denen wir unsere Felder, Heiden und Moräste erfüllt haben. Aber auch in den Alpen, wo so viel Riesiges geschehen ist, und wo man vermuthen sollte, daß die Phantasie der Menschen nur Giganten geboren hätte, findet man sonderbarerweise weit mehr Sagen von Gebirgszwergen als von Bergriesen verbreitet. Fast in allen Thälern haben die Berggeister diminutive Namen, wie „Bergmännli," „Wichtlein," „Schrättlein." — Zur Deutung dieser auffallenden Erscheinung kann man indeß zweierlei bemerken: erstlich daß es viel geistreicher und zutreffender ist, im Innern der Gebirge sich kleine Wesen sowohl schaffend als zerstörend zu denken, als alles durch Riesen verrichten zu lassen. Die höchsten Gebirge bestehen am Ende doch aus einer zahllosen Menge zusammengelegter Sandtheilchen und Kalkstäubchen, oder kleiner Krystalle aller Art, und zerstört werden sie auch durch eine Menge kleiner Wirkungen, durch die vielen feinen Eiskeile, durch die zahllosen Schneeflocken, Regentropfen und Bachwellen, welche Theilchen entführen. Dieß Alles kann man sich wohl als durch Zwerge verrichtet vorstellen.

Die Indier haben daher auch in ihrer Mythologie das Gebirge Gandali, das von ungeheuern Massen kleiner Insekten zernagt wird. Bei dieser Zernagung fallen kleine Brocken in den Fluß Gunduku, und diese Brocken, welche wieder mit Netzen aus dem Wasser gefischt werden, sind die heiligen Steine Schalgrama, welche die Indier verehren. Auch die Griechen scheinen in der Mythe von den zahllosen Bienen, die den Jupiter auf dem Berge Ida mit Honig versahen und dann in Steinchen verwandelt wurden, die man als Massen kleiner gelber Schwefelkieskrystalle in den Felsen sitzen sieht, auf eine Entstehung der großen Berge aus kleinen Anstrengungen hindeuten zu wollen. Wie die Honigwaben, scheinen die Griechen zu sagen, so wurden auch die Felswände aus Stäubchen und Partikelchen gewoben.

Die zweite Bemerkung, die man dabei machen kann, ist aber diese, daß nicht immer ein solcher Diminutivname auch ein sicherer Beweis ist, daß die Leute sich das dadurch bezeichnete Wesen als zwergartig dachten. — Wie die Griechen ihre Höllengeister die „Guten" nannten, und wie auch die Irländer ihre Dämonen »the good people« (das gute Volk) nennen, so schmeicheln auch wohl die Alpenbewohner ihren „Bergmännli" mit dem Diminutivum. Es gibt in einem Alpenthale einen Berggeist, dem Riesenthaten zugeschrieben werden, dessen Porträt in den Rissen und Klüften eines gewaltigen Felsgebirges erkannt wird, und der nichtsdestoweniger bei den Thalbewohnern das „Männli" heißt.

Diese Bergmännli und die Geschichten, welche man von ihnen in den Alpen erzählt, haben, wie es scheint, wenig Eigenthümliches aus der Gebirgsnatur entnommen. Vielmehr gehen von ihnen fast buchstäblich ganz dieselben Sagen wie von den deutschen, schwedischen und irischen Gütlein, Puken, Elfen und Good people. Es scheint eine phantastische Geister-

bevölkerung zu seyn, welche durch alle Länder Europas hindurch geht und überall ganz dieselben Tugenden und dieselben Nücken hat. Wie im Riesengebirge Rübezahl, erlauben sie sich auch in den Alpen allerlei Späße mit den Menschen, verleiten die Leute von ihren Wegen, lassen sie in Gruben fallen, retten sie aber auch wieder daraus, schenken den Menschen, die ihren Willen thaten, dürre Blätter oder Kohlen, die sich in Gold verwandeln. Wie sie in Schweden und Norwegen im Innern der Berge die versteinerten Muscheln und andere menschlichen Geräthen ähnliche Steingebilde fabriciren, welche „Zwerggeräthschaften" genannt werden, so schleifen sie in der Schweiz die blanken Krystalle, welche die Aelpler „Zwerggeschmeide" nennen. Hie und da, scheint es, werden sie als weibliche Wesen gedacht und dann „Bergfräulein" oder „Bergwibli" genannt. Sehr häufig bekommen sie nach benachbarten Bergen, die man vermuthlich als ihre Sitze ansieht, eigene Namen. In diesem Thale gibt es ein „Habermännli," in jenem ein „Wydawibli," dort ein „Pulsterewibli."

Oft sind diese Zwerge wahre Naturgeister, den griechischen Faunen zu vergleichen, ein andermal aber erscheinen sie mehr als bloße Hausgeister, wie die Hauspuke der Jüten und Norweger, wie die sogenannten „Servans" in einigen französischen Alpengegenden. Als solche gehen sie uns denn hier gar nichts an, obwohl es ein nicht uninteressantes Faktum ist, daß auch sie wie die Naturpuke in ganz Europa eine überraschende Familienähnlichkeit haben, so daß die Sennen der Alpen sich durchaus mit denselben Geschichten von ihnen tragen wie die Fischer an der Nordsee.

Doch will ich hiebei die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die zauberische Lagunenstadt am adriatischen Meere unter dem Zwerg- und Zaubervolk der Alpen keine geringe Rolle zu spielen scheint. — Von Venedig kommen zu Zeiten nach der Sage Gnomen, Elfen, Zauberer oder „fahrende Schüler," auch simpelweg „Venediger" genannt, herüber. Sie machen die Reise von Venedig nach den Alpen in einer Nacht hin und zurück. Sie suchen Steine auf den Bergen, die sie durch die Luft heimführen. Auch haben sie wohl zuweilen einmal, um ihm alle Herrlichkeiten ihrer Vaterstadt zu zeigen, einen Alpensohn mitgenommen, der dann in der Nacht Alles besah und doch am andern Morgen wieder im Bett seiner Sennhütte erwachte. Diese interessante Sage beweist denn, daß die Aelpler sich in ihren Träumen häufig mit der alten gewaltigen Lagunenstadt beschäftigt haben, was uns nicht wundern darf, wenn wir bedenken, daß die Venetianer nicht nur einen Theil der Alpen beherrschten und nicht nur alle Thäler der Alpen kriegend oder handelnd durchzogen, sondern daß auch von vielen weitentlegenen Alpenspitzen, sogar vom Großglockner aus, die Gegend des adriatischen Meeres bei Venedig zuweilen erblickt werden kann.

Da auch die mailändische Ebene, ebenso die von München und endlich die von Lyon von vielen Alpenspitzen aus sichtbar sind, und da diese großen Städte und Ebenen von jeher ein Gegenstand der Neugierde und des Wunders für die Hirten der Berge seyn mußten, so möchte man bei näherer Untersuchung wohl finden, daß sie sich auch mit ihnen durch reisende Geister auf ähnliche Weise in geistigen Rapport setzten, wie mit der Beherrscherin Adrias durch die fahrenden „Venediger."

In einem folgenden Artikel gedenken wir den Sagenkreis der Alpen vollends zu durchwandern.

(Schluß des ersten Artikels.)

Eine Pariser Soirée im December 1847 und im December 1848.

(Fortsetzung.)

Gehen wir nun in ein anderes Zimmer, in das Schlafgemach der Madame Dufournel, wo sie aber nie schläft. Man nennt es deßhalb spöttisch ein Heiligthum. Jedenfalls ist's ein Meisterstück von Pariser Eleganz und Geschmack. Auf Gestellen von Palisanderholz, mit Gold eingelegt, sehen wir Curiositäten aus allen Theilen der Welt, allerliebste kleine Nichtigkeiten aus allen Zeiten, ein ganzes Museum, und ich habe von Hausfreunden gehört, daß diese Sammlung über hunderttausend Franken koste.

Im nächsten Zimmer thut sich eine ganz andere Scene auf. Da sind keine Damen mehr, nur Männer an Spieltischen. Nicht etwa, als ob die Frauen der schönen Welt die Karten nicht liebten und nicht übten, im Gegentheil. An solchen großen Festen spielen sie indessen gewöhnlich nicht; sie enthalten sich aber des Spiels nur ungern und aus Anstand, um sich an einem der nächsten Abende in kleiner Gesellschaft für die Entbehrung zu entschädigen. — Da steht der Tisch für den „Landsknecht," Lansquenet auf französisch, ein uraltes Spiel aus dem sechzehnten Jahrhundert, das in Wallensteins Lager gäng und gäbe war, das aber König Gustav Adolph bei seinen Leuten nicht duldete, jetzt das Modespiel in Paris. Zwanzig junge Leute sitzen da um einen halbrunden Tisch und erwarten mit Unruhe, aber in der tiefsten Stille den entscheidenden Fall. Der Spielhalter, in dessen Händen eben die Karten sind, hat bereits neunmal gewonnen, der Tisch liegt voll Gold. „Ich halte einen Louisdor," ruft ein ganz junger Commis des Hauses; — „zehn Franken," sagt

ein bescheidener Mann, „fünf Louisdor," ein Dritter, und zulezt erschallt das fatale „Banko" aus dem Munde eines kühnern Spielers, zum großen Aerger der Andern, die nun ihren Einsaz zurücknehmen müssen. Der Bankhalter schlägt die zwei ersten Karten um, dann die dritte; diese ist nicht glücklich für ihn, er muß das gewonnene, vor ihm aufgehäufte Gold und Silber, das er zu verdoppeln, zu verdreifachen hoffte, schwinden sehen, muß zusehen, wie sein glücklicher Gegner alle seine Taschen damit füllt. Nun gehen die Karten in andere Hände über, und die Bewegung, die Hoffnung, die Unruhe beginnt von Neuem.

Ununterbrochen folgen einander Freude und Glückwünsche, Vorwürfe, Bedauern und Klagen. Jedoch geschieht alles mit Maaß. Allerdings kann man in der besten Gesellschaft spielen wie in einem Spielsaal, es wäre aber ganz gegen den guten Geschmack, wenn man dabei seinen Aerger laut werden ließe; schon die Eitelkeit und das Jagen nach Schein erlaubt dieß nicht. Nur ganz im Stillen flucht man, und wenn man je bleich wird, so geschieht es immer mit einem Lächeln auf den Lippen. Da sehen Sie den schönen „Löwen" mit Schnurrbart; er gewinnt fast immer; er sezt stets mit Ueberlegung und Spielverstand. Er verliert seine Zeit nicht mit Tanzen oder Hofmachen, oder gar mit Limonadetrinken. Spielen, Beobachten, Bankorufen, As oder König umdrehen, ist sein einziges Geschäft und sein Gewerb, mag dieß nun mit rechten Dingen zugehen oder nicht. Da sitzen zwei junge Leute, die nie weniger als zehn Louisdor setzen; es sind vielleicht Söhne eines reichen Hauses? Mit nichten, nur Schreiber eines Notars. Der Eine hat so eben in wenigen Minuten den ganzen Betrag seines Jahrgehalts verloren; dieß irrt ihn aber nicht, er weiß schon, wo er morgen Abend wieder Geld findet.

Rechts und links stehen Tische für Bouillote und Whist, wo nur angesehene und gesezte Männer spielen. Die vier dicken Herren dort beim Kamin sind auch Bankiers, wie Herr Dufournel; sie spielen sehr hoch, ihre Bouillote kostet sie über fünftausend Franken monatlich; durch solches Spiel gewinnt aber der Ruf ihrer Stellung, ihres Reichthums und ihres Kredits, wo dann die Geschäfte Alles wieder einbringen. Dort sitzen vier lange, hagere Herren, in ihr Whist vertieft, angesehene Staatsbeamte, Generalsekretäre, die ihrer Würde etwas zu vergeben fürchteten, wenn sie sich zu amüsiren schienen; es muß sogar manchmal ein verdecktes Gähnen oder ein spöttisches Lächeln auf ihren Lippen schweben, wenn sie sich umsehen und gewisse Leute hier erblicken. Bei einer durch Habsucht und Ehrgeiz so zerrütteten Beamtenwelt, bei solcher Käuflichkeit in den hohen und höchsten Sphären, bei einer Verdorbenheit des Privatlebens in den obersten und reichsten Ständen, wie sie jezt in Paris herrschen, ist es nicht zu verwundern, wenn ein zufällig anwesender Ehrenmann mit seltsamen Augen auf die Leute sieht, die um ihn her eine Rolle zu spielen und zu glänzen suchen.

(Schluß folgt.)

Aus der Zeit.

1.

Wohl magst du Thorheit, was das Volk begehret,
Wohl magst du Irrthum, was es glaubet, heißen,
Was ihm zuwider ist, das magst du preisen,
Und magst verachten, was es brünstig ehret.

Wen aber die Geschichte gut belehret,
Der wird ihm darum nicht die Zähne weisen.
Die stärksten Bande kann's im Nu zerreißen,
Und durch das Schwert nicht wird sein Herz bekehret.

Der Unglücksel'ge, den der Geist verlassen,
Arbeitet eitel mit der vollen Lunge,
Und ohne Sinn bewegt sich seine Zunge.

O reiz' ihn nicht! es könnte Wuth ihn fassen,
Und hat er einmal dich in seinen Armen,
Dann, armer Freund, dann gibt es kein Erbarmen.

2.

Ihr seht die Sonne gern im Aether thronen,
Und wünschet nicht, daß sie entthronet werde;
Sie ist von dort die Pflegerin der Erde,
Und bringet Leben in die fernsten Zonen.

Ihr wollt hinauf nicht in die Regionen,
Wo ruhig zieht der Welten große Heerde.
Ihr wißt, es kann nicht an dem Flammenherde
Der kalte Sohn des Wandelsternes wohnen.

So stärken auch die reinen Ideale,
Womit ihr denkt die Völker zu beglücken,
Die Seele, die sie schaut, mit fernem Strahle.

Doch wollt ihr sie in uns're Nähe rücken,
Ihr strebt umsonst nach allzu hohem Ziele
Und opfert eure Ruhe bei dem Spiele.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

(Fortsetzung.)

Eine Soirée. — Louis Blanc.

Dem Herrn Professor gegenüber ist hoch oben an der Wand eine Uhr angebracht, nach der sich mitunter Aller Blicke lenken, um den Fortgang der Zeit im Auge zu haben; denn die Anwesenden scheinen nicht zu fühlen, wie die Glücklichen, denen keine Stunde schlägt, und dem Redner geht es hierin ganz wie seinem Publikum; auch seine Lorgnette nimmt oft jene Richtung, und mit dem ersten Schlag der zehnten Stunde hat er sein leztes Wort gesprochen. Nun erhebt sich schnell die ganze bunte Menge, und Jeder eilt, vor dem Andern den Ausgang zu gewinnen. Dort unter den mit Nebelsternen bemalten Tafeln hervor schreitet auch Sir Bulwer Lytton dem Ausgange zu. Er hat seinen langen rothen Germanenbart abgeschnitten; er sieht bleich, aber heiterer aus als im lezten Jahre; um seinen Mund spielt ein Lächeln, das gewohnte Lächeln, das nicht der Zufriedenheit, dem Glück, dem Scherze seinen Ursprung dankt, sondern jenes Lächeln, das seinen Siz recht eigentlich in den Winkeln des Mundes hat, und das dem Studium der Menschen für die Menschheit seinen Ursprung verdankt. Er zieht jezt eine Nummer aus der Tasche, gegen die er vom Portier seinen warmen Ueberrock zurückerhält, knöpft sich ein und geht in die kalte Nacht, dem Menschenstrome nach, wahrscheinlich um in seinem Klub den Abend mit einer Parthie Whist zu enden. — Der Sekretär der „Royal Institution," Barlow, hat indessen in seiner Wohnung eine kleine Conversazione versammelt, bei der sich die ihm bekannten Zuhörer der Vorlesung einfinden. Als Erfrischung gibt es nur Thee, den jeder Ankommende sich zum voraus unten im Eßzimmer reichen läßt, worauf er seinen Weg nach dem Empfangzimmer im ersten Stock nimmt. Es ist schon gedrängt voll, denn die Räume sind eng und der Menschen viel. Neben dem Kamin auf einem Sopha sizt Miß Grant, die Verfasserin der „Rinsa," in weißem Gewande hingegossen, und spricht zu einem Männchen, das auf einem Stühlchen zu ihren Füßen sizt. „Das ist Louis Blanc!" hört man flüstern, und „Louis Blanc — Louis Blanc!" schallt das Echo von Ohr zu Ohr, bis Aller Augen dem einen Punkte zugewendet sind, und jedes Herz es beseufzt, den Fuß nicht dem Blick folgen lassen zu können, um doch wenigstens einen Ton der göttlichen „Löwenstimme" als Ausbeute davon zu tragen. Aber vergebens! Man ist hier wie in einer Häringstonne, Schulter an Schulter aufgeschichtet. Einen Bekannten finden zu wollen, wäre Thorheit, und wer eine Thürecke oder ein Stückchen Wand als Anlehnungspunkt auffinden kann, schäzt sich nur zu glücklich und wird den gewissen Vortheil nicht für ein ungewisses und erst zu suchendes Gut aufgeben. Louis Blanc verläßt jezt seinen Siz, und man sieht, daß er unendlich klein und schmächtig ist. Er trägt einen grünen Frack mit blanken Knöpfen, sein schwarzes, glattes Haar hängt über eine nicht ungewöhnlich gewölbte Stirne, seine Augen sind tief braun und leuchten wie die von Fanny Tarnow, ja, es sind dieselben Augen; seine Züge sind weder schön noch regelmäßig, sein Mund ist groß und zahnlos, er spricht sehr langsam und gezogen. Ich fragte ihn, welchen Eindruck England auf ihn gemacht habe. „Es ist," erwiderte er, „ein Land, in dem die Geseze dem Bürger merkwürdige Freiheit gewähren, die Gesellschaft aber eine Tyrannei ausübt, die ihn dreifältig dafür beschränkt." Ich mußte über diese Antwort lächeln, weil sie so ganz dem entsprach, was ich selbst stets über diesen Punkt empfunden und gedacht. Im weitern Verfolg des Gesprächs kamen wir darin überein, daß diese sociale Tyrannei das Individuum allzu oft verhindere ein ehrlicher Mensch zu seyn; denn Niemand wage es, eine Meinung auszusprechen, die den Ansichten des Tages oder seiner Partei entgegenstehe, oder auch den nationalen Vorurtheilen widerspreche, welcher Punkt vielleicht obenan steht. Als Beleg hiezu führte er an, daß John Mill, der politische Oekonomist, ihm gesagt, er bedaure, ihm bekennen zu müssen, daß er in seinem großen Werke nur halb ausgesprochen, was er gedacht, aus Furcht Anstoß zu geben. Und doch ist John Mill ein ganz frei dastehender Mann, der von Niemand etwas zu erwarten hat, und dem daher keine gemeine Rücksicht die Zunge binden konnte. Wenn er also aus Furcht vor John Bulls eingefleischten Vorurtheilen und einmal angenommenen Grundsäzen und Ansichten seine Meinung nicht zu äußern wagte, was sollen da Andere thun, die durch solche Aufrichtigkeit etwas Reelles einbüßen könnten? „Ueberdem," fügte Louis Blanc hinzu, „ist nicht einmal ein Austausch der Ideen möglich. Der Engländer fürchtet sich gewissermaßen, daß die Gründe des Andern seine Ansichten wankend machen könnten, und vermeidet darum ein Gespräch über solche mit einem, der, wie er weiß, nicht seiner Meinung ist. Comme cela, toute discussion est impossible, und dieß benimmt der Unterhaltung den größten Reiz." Er hatte vollkommen Recht; aber so ist es nun einmal. Der kleine Verbannte wird jezt einen Ausflug nach Brighton machen und später nach der Schweiz gehen. Woher soll aber England dann gleich wieder einen andern Löwen nehmen? — Doch wer weiß? Der Continent ist jezt ein solcher Krater, daß er uns jeden Augenblick eine andere Brut zuwerfen kann, und zwar das verschiedenartigste Gethier, so daß wir die phrygische Müze und das Diadem noch öfter an diesen Ufern dürften antreiben sehen. — Die Hize ist aber so groß, dem „Löwen" wird es so warm; er trinkt ein Glas eau sucrée. »Look, he is taking eau sucrée!« flüstert die Gesellschaft. »How nasty!« — Aber der Löwe vernimmt ihr Gemurmel nicht und trinkt in nationalem Selbstbewußtseyn ruhig fort, bis er die Neige erprobt; dann schüttelt er sich und geht ab. Die Vorlesung über die Nebelflecken, von der er, der Sprache zu unkundig, nichts verstanden, hatte le moral et le physique en lui völlig erschöpft. — Jezt blickt die Löwin (Miß Grant) umher und findet, daß ihr das Schlachtfeld geblieben. Ein Herr mit einem gewaltigen Schnurrbart und sehr jüdischer Physiognomie macht ihr jezt einen demüthigen Krazfuß, den sie sehr gnädig erwiedert. Es ist Doktor B., ein Deutscher, der hier Unterricht ertheilt, sich aber unter dem Titel eines »reporters for the german papers« den Zutritt zu Gesellschaften zu verschaffen gewußt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 86. Dienstag den 10. April 1849.

Von grünen Bergesgipfeln
Auf eine Welt von Wipfeln,
Fern, fern hinauszusehn,
Dieß gibt mir Priesterweihe,
Ich glaube hier zum Preise
Des Herrn erhöht zu stehn

Carl Mayer

Aus den obern Vogesen.

Die breite Rheinebene des Oberelsasses, durch welche die Eisenbahn von Straßburg nach Mühlhausen und Thann führt, ist eine vollkommene Fläche, fruchtbar, reich angebaut, überall mit Dörfern besezt, hier und da breitet sich ein schöner Laubwald aus. Kartoffeln, Getreide, hochaufgeschossener Hanf und mitunter Tabak sind die am allgemeinsten kultivirten Gewächse, und längs der Wege ziehen sich Obstbäume hin. Nach Westen, wo sich der Boden hebt, bedeckt ununterbrochenes Weinland, aus dem überall lachende Dörfer hervorschauen, den Fuß des Gebirges, dessen Höhen, mit Nadelholz bewachsen, in mannigfaltigster Abwechslung und schönen Formen dem Rheinlauf parallel diesen Strom in der Ferne begleiten. Zahllose Burgruinen zieren die Abhänge und Gipfel.

Es war Nacht, als ich mit meinem Freunde in Thann ankam; der helle Mond goß sein Silberlicht über Wald und Flur, und die schöne Kathedrale stieg in scharfen Schatten aus der Häusermasse empor. — Hier befindet man sich mitten im bedeutendsten Industriebezirke des Elsasses. Ein kaufmännisches Patriciat erfreut sich hier eines thätigen, frohen Lebens, große Fabrikgebäude und elegante Landhäuser, mit schönen Anlagen umgeben, zeigen, daß die Arbeit vom Erfolge gekrönt wird. Durch den Fleiß und die Geschicklichkeit der Bewohner ist diese Provinz der Edelstein des schönen Frankreichs geworden; die Concurrenz, welche Kraft und Unternehmungsgeist erzeugt, unterstüzt von den herrlichen Hülfsmitteln, welche die wasserreiche Gebirgsnatur bietet, führten dahin, daß einer der wichtigsten Handelsartikel, die rohe Baumwolle, von Havre quer durch das ganze weite Land hierher geschafft, hier für ganz Frankreich verarbeitet und von diesem äußersten Winkel des Reiches aus als verarbeiteter Stoff wieder in allen Richtungen bis an die entferntesten Grenzen vertrieben wird.

Wir traten hier in das Gebirge, in die obern Vogesen. Unser Weg führte am nächsten Morgen durch das freundliche Wässerlingthal auf einer guten Straße, die mehrere Stunden sanft ansteigt, fortwährend an Hand- oder Maschinenspinnereien und Webereien vorüber, nach St. Amarin. Die Gegend ist von Deutschen (Dütschen) bewohnt und es wird hier meist auch deutsch gepredigt. Die Aufschriften an den Häusern sind deutsch und französisch durcheinander. Eine kleine Strecke hinter diesem Orte verließen wir die Straße und schlugen einen Pfad an der Seite der Berge ein, um von hier aus den Ballon de Guebviller, die Krone dieses Gebirges, zu besteigen, 1435 Meter oder 4563 rhein. Fuß über der See. Der steinige Abhang bot mancherlei anziehende Pflanzen. Dann führte der Pfad steil aufwärts durch ein schönes Gehölz von Weißtannen, welches aber bald dem Laubholz (vorherrschend Rothbuchen) Platz machte, unter denen der schöne rothe Fingerhut und große Farnkräuter hervorsproßten; Heidelbeeren und der blaue Hasenlattich sind übrigens die vorherrschenden Pflanzen.

St. Amarin ist ein besuchter Wallfahrtsort; schon auf der Höhe dieses Waldes erinnerten daran die kleinen Muttergottesbilder, welche in Baumspalten hinter einem kleinen Vorhange von frommen Händen aufgestellt waren, und bald begegneten wir auch zahlreichen Gläubigen, welche aus dem andern Thale kommend, den steilen, aber nähern Weg über

den Ballon nicht scheuten, um ein frommes Werk zu thun.

Allmählig werden die Buchen niedriger, gedrungener; vielfach bedecken sie als Gebüsch die sanft gerundeten Höhen, dazwischen blüht der schöne blaue und, zur rechten Freude des Pflanzenfreundes, der hohe gelbe Enzian, drei Fuß hoch und höher, in reicher Menge. — Nach langem Suchen auf verschlungenen Wegen durch die niedern Buchengebüsche und auf den wellenförmig steigenden und sinkenden Gebirgsweiden fanden wir endlich, müde genug, um nach dem ungewohnten anhaltenden Steigen den Genuß der Ruhe nach Gebühr zu würdigen, die Melkerei (Châlet) Moresfeld.

Solche Melkereien, den Sennhütten der Schweiz zu vergleichen, liegen in diesem Gebirge überall auf den Höhen zerstreut, näher oder ferner; sie sind meist nur im Sommer bewohnt, während welcher Zeit die mit der Käsebereitung beschäftigten Hirten und Melker vom Thale aus verproviantirt werden. Sie sind auf steinernem Fundament von Balken aufgezimmert und theilweise solid genug gebaut, um wohl auch im harten Winter Schutz auf diesen luftigen Höhen zu gewähren. — Auf dem Moresfeld war ein warmes Zimmer uns recht willkommen. Man versah uns mit ächter Hirtenkost, Brod, Butter, Käse nebst Schnaps, und dann mit Milch, die aus einem kleinen hölzernen Züberchen verzehrt wurde.

Man kommt unweit dieser Melkerei an einer Schlucht vorüber, die weiter unten dicht mit Buchen bewachsen ist und in ihrem Schoße den dunkelgrünen, stillen Lac du Ballon, einen kleinen, aber schön gelegenen Gebirgssee, einschließt. Die Vegetation nimmt nun immer reiner den subalpinen Charakter an; bald verschwinden die Buchengebüsche ganz und gar, der Rasen wird immer kürzer, moosreicher, Preiselbeeren und würzige Kräuter, vor allen der gelbe Enzian und die Bärenwurz, das Alpenwindröschen und das gelbe Alpenveilchen mahnten uns, daß wir in der Wolkenregion sind, wenn nicht die scharfe Luft schon genügend daran erinnerte. Der Gipfel des Ballons ist in ähnlicher Weise bewachsen, an dem Steingerölle kleben die nordischen Flechten, das isländische Moos und andere Pflanzen kalter Regionen, so daß man leicht vergessen könnte, welch reiche Vegetation man erst vor wenigen Stunden verlassen, wenn nicht, von dem Grat des Bergriesen aus sichtbar, tief unten die Silberfäden der Bäche, umgeben von Dörfern, frischen Wiesengründen und Obstpflanzungen, uns freundlichen Gruß zur luftigen Höhe hinaufwinkten. Die Aussicht ist groß und erhaben; weit nach allen Himmelsgegenden thürmen sich immer neue Bergmassen über einander, von einzelnen kühn gestalteten Riesen überragt. Wild und gewaltig ist Alles durcheinander geworfen, und man bemerkt an der Gestalt der kahlen oder schwach bewaldeten höchsten Spitzen gar wohl, daß hier die Werkstätte mächtiger Erdrevolutionen war, ehe das liebe Grün diese Welt so schön und dem Menschen zur Lust bekleidete.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Pariser Soirée im December 1847 und im December 1848.

(Schluß.)

Nun werden Erfrischungen herumgegeben. Alles kommt aus den „Offizinen" des berühmten Rousó. Greifen Sie ja zu, denken Sie nur an sich selbst, denn die Zeiten sind lange vorüber, wo man Artigkeit und Aufmerksamkeit gegen Andere übte, wo es Sitte war zuerst die Damen zu bedienen; wollte man dergleichen jetzt thun, so würde man sich lächerlich machen, als gehöre man zum alten Eisen.

Bemerken Sie, daß keiner der Modeherren an den Contretänzen Theil nimmt. Der gute Ton untersagt es ihnen; dieses Vergnügen schickt sich jetzt nur noch für Schüler, Studenten und andere junge Leute der Art. Außerdem könnte das Tanzen glauben machen, man wolle irgend einer Dame eine Höflichkeit oder Artigkeit erweisen, damit aber würde ein junger Mann seine ganze Reputation als Löwe oder Fashionable auf's Spiel setzen. Hätte jedoch Einer trotz dieser Gefahr Lust, ein- oder zweimal zu tanzen, ohne sich allzusehr zu compromittiren, so begeht er sicher nicht, gleich den jungen Leuten aus der Provinz, die Thorheit, mit den hübschen, aber armen Mädchen zu tanzen, die bisher auf den Bänken sitzen geblieben sind; er würde sich auch damit sehr lächerlich machen, denn man kennt auf einem Ball nur die „brillanten," „magnifiquen," die reich, sehr reich sind und deren Eltern auch Feste geben. Will er aber, ohne wirklich zu tanzen, doch das Ansehen haben, als sey er ein Tänzer, so fordert er die Dame vom Haus auf, natürlich nur der Form wegen. Sie wird ihn, auch zur bloßen Form, für den zwölften oder fünfzehnten Contretanz in ihr Gold- und Perlmutterbüchlein einschreiben und hernach nicht mehr an ihn denken, selbst wenn es durch ein Wunder zu diesen Tänzen käme. Die Heldin des Festes, das heißt die Hausfrau, muß nothwendig für die ganze Nacht engagirt seyn, und es ist ganz in der Regel, daß sie keinen Schritt thun kann, ohne mit neuen Tanzengagements bedrängt zu werden. Sie verfehlt nicht, sich laut darüber zu

wundern und zu beklagen, besonders gegen ihre Freundinnen, die bisher keine Tänzer gefunden haben. Sie darf jedoch, ja sie muß viele Engagements verfehlen oder ihre Touren abbrechen, ohne daß man ihr deßhalb den geringsten Vorwurf machen kann. Sie klagt immer, daß sie gar keine Zeit habe, all die Eingeladenen zu begrüßen. Im Grund aber macht sie sich dieß sehr leicht, denn um ihre Freundinnen, um die alten Freunde und Bekannten des Hauses bekümmert sie sich gar nicht, sie mögen kommen oder gehen, sie gibt sich nur mit Leuten von Distinktion ab. Werden die Doppelflügel der Thüre für eine Gräfin, für einen fremden oder einheimischen Fürsten, für eine Marquise, eine Ministerfrau oder etwas Aehnliches aufgerissen, so läßt sie ihren Tänzer stehen, eilt den Ankommenden entgegen, um sie einzuführen, ihnen Stuhl oder Lehnsessel anzubieten.

Gewöhnlich endigt der Ball mit einem glänzenden Souper. Die Tische stehen in den Bureaux des Bankiers, aus denen Bücher, Pulte, Drathgitter und alles übrige Geräthe weggeschafft worden ist. Der gleichfalls berühmte „Chevet" ist beauftragt, die Tafeln mit den ausgesuchtesten Speisen und mit den feinsten Weinen zu besetzen. Deßhalb hat er eine Viertelstunde vor dem Souper seinen ersten Commis gesendet, der mit seiner Lorgnette die Tische flüchtig übersehen und dann Chevet berichtet hat, es sey Alles in Ordnung. Ist die Dame des Hauses beim Bestellen des Soupers selbst bei Chevet vorgefahren und hat mit Madame Chevet freundlich gesprochen, so ist Monsieur Chevet wohl im Stande selbst zum „Coup-d'oeil" zu kommen, was dann beim Souper geflissentlich unter die Leute gebracht wird. Alle Departements und selbst viele fremde Länder liefern dazu ihre Beiträge; Trüffeln von Perigord duften da neben Straßburger Gänseleberpasteten und der Lachsforelle vom Genfersee; das Dessert kommt von London und hat allein über sechstausend Franken gekostet.

Nun haben wir, wie man sagt, das Bouquet der Fête gesehen, seine zwei- bis dreihundert Frauen, die einander an Schönheit, Anmuth, geschmackvollem Putz und reichem Schmuck zu übertreffen suchen, seine fünfhundert jungen Leute, unter denen wenigstens fünfzig „Lions" seyn müssen, Wunder von Unbescheidenheit und Gefräßigkeit. Von den ältern Herren reden wir gar nicht, wir würden uns gar zu lächerlich machen.

Ich schlage Ihnen vor, jetzt fortzugehen, denn es ist nichts mehr zu sehen, nichts mehr zu belächeln oder zu bedauern. Wir gehen also und brauchen dabei natürlich weder Wirth noch Wirthin zu grüßen. In den Vorzimmern und auf den Treppen, ja selbst im Hof hören wir, gleichsam als Schlußakkord des Festes, Lob und Preis des reichen, gastlichen Bankiers. Alle, die ihm bereits ihr Geld anvertraut haben, freuen sich darüber, Andere nehmen sich vor, keine Zeit zu versäumen und dieß schon am folgenden Tag zu thun, worauf sie dann vielleicht eine Woche später erfahren, daß Monsieur Dufournel sein Zahlungen eingestellt und eine kleine Lustreise nach Brüssel gemacht hat.

Im December 1849. Paris ist jetzt die traurigste Stadt in Europa, noch viel trauriger als Wien und Berlin. Alles, was ehemals desselben Zierde, Lust und Freude ausmachte, ist verschwunden oder doch versteckt. Die Theater sind ihrer Todesstunde nahe und müssen vor den leeren Bänken verenden, wenn ihnen nicht bald wieder aufgeholfen wird. An glänzende Gesellschaften, Bälle und Conzerte ist nicht mehr zu denken. Wer möchte, wer könnte auch jetzt dergleichen geben? Die Reichen? Es gibt vorerst keine Reichen mehr, kaum will Jemand noch wohlhabend seyn. Die Glücklichen? Dergleichen hat Paris auch nicht aufzuweisen; es könnte einem schlecht gehen, wenn er von seinem Glück spräche; alle seufzen und klagen. Die Hauseigenthümer? Hauseigenthum ist fürs Erste nur eine Last; die meisten Miethsleute bezahlen keine Miethe mehr, sie machen sich über ihren Hauseigenthümer lustig. Die Bankiers? Die reichsten sind ruinirt, unsichtbar geworden, oder haben die Geschäfte ganz aufgegeben. Die Wechselagenten? Ihre Aemter, die ihr ganzes Vermögen, nebst dem ihrer Frauen, Kinder und Familien verschlungen haben, sind jetzt nicht so viel werth, um damit eine Gerichtsschreiberstube in der Provinz zu kaufen. Der Großhandel? Liegt an einem Schlaganfall darnieder.

So ist jetzt in Paris nur noch ein einziger Ort, wo ein Ball gegeben wird, das Hôtel des Monsieur Marrast, des Präsidenten der Nationalversammlung. Was sind das aber für Bälle! Sie riechen stark nach denen von 1793. Die ungleichartigsten Leute treiben sich hier mit dem Ausdruck der Nichtsbedeutung und der Gemeinheit, des Zwangs, der Langeweile und der Verlegenheit an einander herum. Nur Eines herrscht auf diesen offiziellen und vom Budget bezahlten Festen, eine Mischung von Ungemüthlichkeit, Unruhe, Furcht vor der Emeute, Niedergeschlagenheit und Geldverlegenheit. Die armen Frauen und Mädchen, die durch die Verhältnisse ihrer Männer und Väter gezwungen sind, hieher zu kommen, finden hier ein jämmerliches Vergnügen und spielen eine traurige Rolle. An die Stelle der ehemaligen Löwen sind gemeine Bursche getreten, die nach schlechtem Tabak und nach der Kneipe riechen. Diese sogenannten Herren zeigen in Allem, daß ihre Stelle nicht ist, wo Anstand gezeigt werden soll, und es

behagt ihnen selbst gar nicht in solchem Gedränge, das ein offizielles Fest genannt wird.

Das ist jezt Paris, die vor neun Monaten noch so reiche, glänzende und belebte Stadt, der Sammelpaz aller Berühmtheiten Europas und der überseeischen Welt, die Stadt, welche sich komisch genug anmaßte, der Höhepunkt der Civilisation zu seyn. Jezt sehen wir hier nur unruhige, ängstliche Gesichter, oder solche, vor denen einem Angst wird, Gesichter, die leeren Magen und Hoffnungslosigkeit verkünden, oder Straßenbuben, die an einem Band der Ehrenlegion hängen.

Von den Parisern, die man einst auch mit den Atheniensern verglich, sagte man sie brauchten, wie die Römer, nur zweierlei, Brod und Schauspiele. Der Brodkorb ist jezt vielen Ständen hoch gehängt; aber hunderttausend Menschen werden vom Staat durch müssiggehende Arbeit ernährt und dadurch moralisch noch mehr verdorben, als sie es vorher schon waren. Die Schauspiele sinken immer mehr; ein merkwürdiges und trauriges, aber lächerliches Schauspiel gaben dagegen im Februar, Mai und Juni die Pariser dem ganzen übrigen Europa. Da sah man auf blutiger Bühne ein Volk, das nach so großen politischen Erfahrungen abermals kindisch aus einer Thorheit, aus einem Extrem, aus einem Problem in das andere fällt und nie klug werden kann.

Jene Scenen aus der großen Welt von 1847 werden sich aber schnell erneuern, sobald das an Hülfsquellen so reiche Frankreich wieder zur Besinnung, zur Ruhe und zu Kräften kommt. Dann wird sich die Gesellschaft mit ihrem falschen Schein, mit ihrem Luxus, ihren Vorurtheilen und Lächerlichkeiten schneller als alles andere wieder erheben, denn darin ist die französische Hauptstadt unverwüstlich.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

(Fortsezung.)

Jenny Lind. — Musik.

Damit Doktor B. sein Glück mache, muß jeder Weg gelten, und Miß Grant mochte hoffen, ihren bereits unsterblichen Namen durch seine Feder auch auf deutschem Boden verewigt zu sehen, sonst hätte sie sich schwerlich so huldreich bewiesen, denn sie ist gewöhnlich sehr kurzsichtig, ein in der Gesellschaft sehr angenehmer Naturfehler, der dazu verleitet, daß man immer nur die Leute sieht, die man gerade sucht, während man vor den nicht Gesehenen immer vollkommen gerechtfertigt und bedauert dasteht. Bald aber schlich auch die Löwin davon und nun verlief sich das kleinere Gethier gar schnell; denn obwohl noch der gewaltige Schnurrbart des Admirals Seyls, des Direktors der ostindischen Compagnie, zurückgeblieben war, so schmeckte der dem verwöhnten Gaumen der Landratten wohl zu wässerig. Der Tag war also hin, und allen Löwen und Löwinnen der weiten Hauptstadt eine gute Nacht! — Das Osterfest ist nahe und so steht eine Pause im Kreislauf zeittödtender Beschäftigungen bevor; darum muß dem Augenblick das Mögliche abgewonnen werden, und dieß geschieht auch redlich. Das Jahr 1849 hat ziemlich munter begonnen. Feste und Bälle sind einander gefolgt, und Bischöfe und Lords haben mit einander gewetteifert, ihre Anerkennung der guten Gaben Gottes thätig an den Tag zu legen. Die englischen Geistlichen sind darin liebe Leute, daß sie nichts verwerfen oder zu klein finden. Wer hätte es aber geglaubt, daß die kleine Jenny dem Himmel von ihnen wieder gewonnen werden, und daß der Schelm sich zu diesem Spaße hergeben würde? Das evangelische Publikum meint nun, sie singe nicht, weil der Bischof von Norwich ihr eine Bibel geschenkt, worin freilich nichts gegen das Opernhaus steht, aber doch stehen könnte. Diese Idee findet sehr großen Anklang unter jenem Theil des Publikums und gewinnt ihr zahllose Herzen. Indessen verpflichtet sich die kleine Listige in Exeter-Hall in sechs Conzerten zu singen. Kaum ist dieß Engagement gemacht, so kommt Lumley und thut dagegen Einsprache. Will sie singen, so muß sie für ihn singen und er will die Conzerte geben. Dieser Streit liegt jezt dem Publikum vor und ist noch nicht entschieden. Man fängt aber an zu vermuthen, daß »the little artless creature« wohl am Ende viel mehr Weltverstand besizt, als sie bis jezt glauben lassen, und daß ihr Wort nicht von altem deutschem Schlag ist. Es sind sogar schon Wetten angestellt von solchen, die genau mit ihr bekannt sind, daß sie, falls „der Prophet“ einer ersten Sängerin ermangle, wieder auftreten werde, obwohl sie jezt vorgibt, die Luft im Theater widerstehe ihr und schade ihrer Gesundheit. — Die Alboni ist indessen mit vielem Beifall in der italienischen Oper aufgetreten und wird auch nach Ostern ihre Rollen dort fortsezen. Schade nur, daß sie so klein, häßlich und ungeschickt fett ist! Sonst fehlt es gar sehr an Talenten, d. h. an bedeutenden, und es wird noch viel geschehen müssen, bis das verwöhnte Publikum zufrieden gestellt ist. Im philharmonischen Conzert wird jezt „Attila“ eingeübt. Costa gibt sich unendliche Mühe damit, hat aber erbärmliche Sängerinnen. — Die Viardot Garcia wird erwartet. Ihr Bruder ist schon seit einiger Zeit hier, um Gesangunterricht zu ertheilen, den er in seiner Wohnung die Stunde zu einer Guinee gibt; geht er aber zu den Leuten, so erhält man nur eine halbe Stunde für denselben Preis. Er ist seiner Schwester im Aeußern sehr ähnlich. Er soll seinen Schülerinnen sehr gefährlich seyn. — Balf zieht sich einige Sängerinnen für die englische Oper, die in einer trostlosen Verfassung ist, ein wahres Aergerniß. Auch besucht Niemand dieselbe, außer Leuten, die keine Ohren mitbringen, und wie Viele gehen nicht in die Oper mit ihren Augen allein!

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 28.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 87. Mittwoch den 11. April 1849.

> Daß fürder Mensch nicht Menschen knechten möge,
> Geh, Feuer, du und trage seine Lasten,
> Geh, Eisen, du und wandle seine Wege!
>
> A. Grün.

Reisefragmente vom August 1848.

1. Eisenbahn und Dampfschiff.

Erwartend steh' ich, sieh, da rollt heran
Der Zug von Wagen auf der Eisenbahn.
Ihn führt seltsam geformt ein Ungeheuer,
Gleich einem fabelhaften Zauberdrachen,
Dem tief im Eingeweide brennt das Feuer.
Nun speit er plötzlich aus dem offnen Rachen,
Der zischt und schnaubt und keucht im wilden Kampf,
Des heißen Athems Glut und schwarzen Dampf.
Dann pfeift's und schrillt unheimlich, daß vom grellen
Getön dem Hörer ganz die Ohren gellen.
Doch sieh, nun hat er mächtig sie gefaßt,
Der Menschen, Wagen ungeheure Last,
Und schleppt und rollt sie weiter ohne Rast.
Sie fliegt mit ihm von Meile fort zu Meile,
Durch Berg' und Thäler jagend gleich dem Pfeile,
Und hochauf steigt des Dampfes flüssige Säule.
Schau, wie der Menschengeist als Herrscher waltet
Des Elements, es bändigt und gestaltet,
Daß die Naturkraft, blind und ohne Willen,
Sein Machtgebot nur dienend muß erfüllen.
Gebirge weiß er, Felsen zu zerreißen,
Baut mitten durch sie hin den Weg von Eisen.
Den Pfad verschlingt jezt dichte Finsterniß;
Er führt durch einen weitgesprengten Riß
Hinein tief in des Bergs geheimen Grund:
Thut hier sich auf der Hölle schwarzer Schlund?
Welch grauses Dunkel ringsum, und Gerassel
Der Räder, horch! wie Mühlenwerks Geprassel,
Davon die Felsenwölbung mit Gewalt,
Die unterird'sche, bebt und wiederhallt,
Bis endlich neu an's frohe Tageslicht
Der Zug hervor, der unversehrte, bricht.
Und muß nicht auch den endlos breiten Rücken
Der Ocean, der alte Riese, bücken
Dem Schifflein, das dahinfliegt ungehemmt,
Ob Sturm und Fluth sich ihm entgegenstemmt,
Mit seines Zaubers Kräften wie im Spiel
Die Fahrt verfolgt, hindurchbringt an das Ziel?

Auch eure Mächte seyen denn, wohlan!
Deutschlands verjüngter Zukunft unterthan!
Ihr Eisenbahnen, knüpft die starken Ringe
Um seine Völker, unzerreißbar schlinge
Sich um sie mit dem bald vollendeten Netz
Der Lieb' und Eintracht heiliges Gesetz!
Führt sie zusammen schnell aus allen Fernen,
Daß sie als Brüder sich umfassen lernen!
Ihr Dampfer, auf des Nord- und Ostmeers Nacken
Weht frisch mit euren schwarzrothgoldnen Flaggen;
Beflügelt über See und Strom und Meer
Als leichte Boten freundlichen Verkehr;
Bringt hin und wieder eilend in die Runde
Der deutschen Stämme schön vereintem Bunde
Von Thaten und von Siegen rasche Kunde!

2. Die Turnschaar.

So rollt der Zug und rasselt fort,
Nun hält er vor dem Bahnhof dort.
Hier eben angekommen war
Von jungen Turnern eine Schaar,
Mit Eichengrün und rothen Blüthen
Des Sommers prangend auf den Hüten.

Sie grüßen, reichen gern die Hand,
Mir längst befreundet und bekannt.
Der Knaben munterem Gedränge
Wird jezt der Wagen fast zu enge.
Schulprüfung gestern hatten sie;
Nach ehrenvollen Tages Müh
Treibt sie so frisch und fröhlich heute
Die Wanderfahrt hinaus in's Weite.
Schon mancher hat der wackern Jungen
Der Turnkunst ersten Preis errungen,
Und mancher schreibt mit raschem Kiele
Volltönend, abgerundet ganz
In Xenophons und Livius Style
Die Sprachen Roms und Griechenlands.
Geübt auch sind sie in den Waffen,
Oft schnell zur Kriegsschaar umgeschaffen,
Die gar kunstfertig aufmarschirt
Und trefflich Flint' und Säbel führt,
Und sichre Schwenkung rechts und links
Vollbringt, gewärtig jedes Winks. —
Auf einmal, horch, ein schönes Stück
Beginnt von kriegrischer Musik;
Trompeten schmettern, Pfeifen tönen,
Dazwischen Trommelwirbel dröhnen,
Daß unterwegs die Hörer all
Ergözt der feurigsüße Schall.

Ob solcher Jugend fühlbar schwebt
Des Lehrers Geist, der sie belebt.
Da steht er in der Schüler Mitte
Und lenkt und hütet ihre Schritte.
Er schaut mit Ernst in guter Ruh,
Doch heiter stets, den Knaben zu,
Und leuchtet selbst dem muntern Chor
So mild am Tag der Freude vor,
Wie sonst in männlich edler Kraft
Auf sonn'gem Pfad der Wissenschaft.
Zu ihm, des lauten Jubels froh,
Spricht der Gefährten einer so:
„Ein Bild der Volkswehr hier im Kleinen,
Ließest du uns, o Freund, erscheinen,
Die recht fürwahr erst wird gedeihn,
Wenn ihr die Knaben schon sich weihn.
Leicht schreiten sie voran zum Ziel
In solchem rüstig ernsten Spiel.
Gesund bleibt so und frisch das Blut
Der Jugend, hochauf flammt ihr Muth;
Der Arm wird sennig und gewandt,
Das Auge sicher, stark die Hand;
So wird die junge Kraft gestählt
Und früh vom ächten Geist beseelt.
Des Kampfes wie des Friedens Kenner,
Erwachsen Jünglinge und Männer,
Die stehn wie Mauern kühn vereint,
Wenn's gilt, und werden jeden Feind,
Will er in's Land herein sich wagen,
Gar bald hinaus mit Schande jagen."

J. Krais.

Aus den obern Vogesen.

(Fortsetzung.)

War der Weg aufwärts streckenweise schon beschwerlich genug, so kostete das steile Absteigen auf einer Rutschbahn noch weit mehr Anstrengung. Solche Bahnen sind im Gebirge häufig zu finden und dienen dazu, das Holz auf leichten Schlitten hinabgleiten zu lassen. Diese Schlitten sind so einfach gebaut, daß ein Mann einen solchen auf den Schultern bergauf bis in den Wald zu tragen vermag. Dort wird wohl ein Klafter Scheiterholz darauf gepackt, und nun wird die Last ihrem eigenen Gewichte überlassen, doch so, daß der Führer sie hinten leitet, zurechtschiebt und wo es nöthig ist nachhilft. Die Bahn ist meist die bloße Erde, die bei allzugeringem Fall des leichteren Rutschens wegen quer mit Tannenzweigen belegt ist. In einzelnen Fällen (z. B. in den Forsten der Familie Hartmann) sind die Bahnen dauerhafter angelegt und bilden eine Art liegender breiter Leitern, welche sich in langem Zickzack meilenweit von der Höhe der Berge hinabziehen. Diese heißen Holzwege, jene Grundwege.

Der Abhang des Ballon ist auf der Nordseite mit Weißtannen bedeckt, unter denen ein dichter grüner Teppich von Sauerklee und Farnkräutern den Boden überkleidet. In der Schlucht liegt in lieblicher Abgeschlossenheit und Stille das Dörfchen Felsenbach, während des Sommers durch hohe Berge ringsum genügend vor den kalten Winden geschüzt, welche die rauhen Höhen umsausen. So sahen wir hier Nußbäume, von hohen Epheuranken umschlungen, und anderes Obst, besonders Zwetschgenbäume in Menge um die Häuser stehen, und ein Sadebaum von fünf Fuß Höhe reckte seine Aeste an einer Mauer empor. Dem Thälchen abwärts folgend wanderten wir an Sägemühlen und lang gedehnten Reihen von Bauernhäusern vorüber, vor denen auf fetten Grummetwiesen die weißen Kühe mit fernhin tönenden Glocken am Halse einherschritten, dann wieder durch einen schönen Wald von hohen Weißtannen, unter denen die Stechpalme üppig wucherte, und kamen mit einbrechender Nacht nach Bad Sulzbach. — Hier öffnet sich das Seitenthälchen in das breitere Münsterthal, welches östlich nach der Rheinebene ausgeht und, wie alle

ähnlichen Parallelthäler der Vogesen, mehrere Stunden weit aufwärts mit Reben bepflanzt ist.

Die freundlichste Septembersonne beleuchtete die Gegend, als wir am nächsten Morgen das Thal hinauf westwärts weiter zogen. Ansehnliche Dörfer liegen hier auf der Sohle zerstreut, eine Einsiedelei blickt in leutendem Weiß über den Weinbergen herab, die Berggipfel sind mit Nadelholz bewachsen. Das Münsterthal ist berühmt wegen seiner bedeutenden Fabrikthätigkeit, und dann auch wegen des trefflichen Käses, der ringsum auf den Höhen in den Melkereien bereitet wird. Auch der Wein wird geschätzt, obgleich er den besten elsässer Sorten, dem Dürkheimer Rothen, dem Thanner und dem von Gebweiler nicht gleich kommt. Die Weine sind hier ausnehmend billig, dabei sehr gut und werden allgemein auch von den niedern Ständen getrunken. Die Ausfuhr nach Deutschland ist der Zollverhältnisse wegen nicht rentabel, noch weniger die nach dem innern Frankreich, theils wegen der Schwierigkeit des Transports nach dieser Seite, theils wegen des Ueberflusses daran im Lande selbst. Glücklich das Land, wo auch der gemeine Mann sich an Gottes schönster Festgabe erlaben kann! er sieht die Welt in heitererem Lichte als andere Menschenkinder. Jeder, der in die Nähe des Rheins kommt, muß diese Bemerkung machen.

Eine breite, gut gehaltene Straße führt nach dem Städtchen Münster. An dem munter fließenden Gebirgswasser sind hie und da große, wahrhaft palastartige Baumwollspinnereien und Webereien erbaut, welche der Gegend zur hohen Zierde gereichen. Hier ist gut reisen. Wo eine reiche Natur vorgearbeitet hat, wo frisches Wasser ringsum sprudelt, wo fleißige Menschen ihr rühriges Wesen treiben, da fühlt man sich wohl und behaglich. — Es war gerade Sonntag. In den schloßähnlichen Arbeiterkolonien, wo hunderte von Menschen mit Weib und Kind unter Einem Dache wohnen und Freud und Leid mit einander theilen — ein rechtes Miniaturbild der Erde — regte es sich lebendig. Da sah man die Männer hinter den Fenstern den Bart scheeren und den Schweiß der Woche abwaschen; die Weiber trugen frische Wäsche zurecht, oder waren emsig mit dem Kaffeegeschirr beschäftigt. — Die bedeutendsten Fabrikgebäude gehören der Familie Hartmann, welche, wie wenige in dieser Gegend, die Kräfte der Menschen und der Natur sich zinsbar zu machen verstand. Ihre Geschichte ist sehr einfach, ihre Genealogie zählt nur wenige Jahre rückwärts, und wenn ich recht berichtet bin, so war der Vater des jetzigen Familienhauptes ein fremder, armer Einwanderer. Und jezt gebieten sie über Millionen, besitzen viele Quadratmeilen der schönsten Waldungen und Weiden, weithin auf allen Höhen, und heißen bei den Bauern allgemein „die Herrschaft."

Säuberlich und geputzt, von der freundlichen Sonne beschienen, lag Münster da. Von allen Seiten her strömten Bauern und Bäuerinnen der Stadt und der Kirche zu, einige Nonnen gingen eilenden Schrittes über die Straße. Hier, wie in der ganzen Umgegend, herrscht die deutsche Sprache vor; das Gebirge überhaupt ist fast ganz von Deutschen bewohnt (sie nennen uns Ueberrheiner „Deutschländer," sich selbst aber „Dütsche"). Die französische Sprachgrenze läuft einige Stunden weiter westlich, im Ganzen parallel mit dem Rhein; doch gehen einzelne Ausläufer hie und da in den Seitenthälchen ziemlich weit östlich herüber. Die Hirten betrachten die Gegend als „deutschen Boden;" auch die Tracht ist in nichts auffallend von der deutschen verschieden; der dreieckige Hut findet sich häufig genug, daneben aber sieht man auch die kleinen schwarzglänzenden Leder- oder Seidenhüte, wie sie sonst zum Sonntagsstaat der Matrosen gehören. Vor den Fenstern der Häuser grünt das Basilienkraut, an dem die Rheinländer einen besondern Geschmack zu finden scheinen. Große Massen von Holzschuhen sind an einzelnen Kaufläden aufgestapelt, sorgfältig geschwärzt und allerdings von leichterem Bau als die im Fuldaischen gebräuchlichen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Von der böhmischen Grenze, März.

Charlottenbrunn. — Sonst und jezt. — Das Belnert'sche Haus.

Die Thäler des Porphyr- und Kohlensandsteingebirges im Waldenburger Kreise Schlesiens, welche an die böhmische Klosterherrschaft Braunau grenzen, bieten dem Reisenden ein so vielseitiges Interesse dar, wie vielleicht wenige Gebirgsgegenden Schlesiens. Der Naturfreund und der eigentliche Naturforscher finden hier eben so vielen Stoff für ihre Anschauungen und Forschungen, wie der Statistiker, der Fabrikant und Techniker. Auch der Politiker von Profession kann in unsern Tagen hier Manches erfahren und lernen.

Zwischen den beiden Höhenzügen, die von Waldenburg einerseits das Gneus-, andererseits das Porphyrgebirge bilden, erstreckt sich das Kohlensandsteingebirge bis dicht bei Charlottenbrunn, wo es zu einer ansehnlichen Höhe, der lange Berg genannt, emporsteigt, und gewissermaßen die Hochebene zwischen

Waldenburg und Charlottenbrunn bildet. Dieses Badeörtchen liegt in einer anmuthigen Schlucht, und war früher eben so bedeutend als Marktplatz für den in der Gegend blühenden Leinenhandel, wie durch seine beiden Säuerlinge, die Charlotten- und Elisenquelle. Als die erstere noch allein bekannt und der Ort überhaupt noch unscheinbarer war, kannte man noch eine bessere Zeit in dem Brunnenorte. Damals läutete das Marktglöckchen in der thurmähnlichen doppelten Kuppel über dem Brunnenhäuschen noch zu dem lebhaften Verkehr im Leinengeschäft, welches mit Bremen, Hamburg und Holland zu überseeischer Spedition im Gang war. Seit zwanzig Jahren jedoch ist der Leinenhandel hier wie im ganzen Gebirge so gesunken, daß man von seinem Flor nur noch wie von einer freundlichen Sage spricht. Aber es leben überall für jene gute Zeit noch Zeugen genug, welche bei ihrer und ihrer Väter goldenen „Errungenschaften" bequem vom Breiten zehren können. Seitdem ist das unscheinbare Brunnenhäuschen mit der doppelten Kuppel verschwunden und hat einem schönern Platz gemacht. Aber auch das segenversprechende Marktglöckchen ist verschwunden, denn für das Hemdenbedürfniß zweier Welttheile gab es keinen Markt mehr in Charlottenbrunn. Auch ein neues Badhaus entstand, buchstäblich auf der Ruine der guten alten Zeit, in welcher viele Tausende von Webern mit lohnender Arbeit versehen und Millionen Thaler in's Land gezogen und in Umlauf gesetzt wurden. Das alte, überflüssig gewordene Leinenkaufhaus wurde niedergerissen und der Tempel der Hygiäa an dessen Stelle gesetzt. — Unter den Gebäuden des Orts wird mit Recht von dem Reisenden zuerst das Beinert'sche aufgesucht. Es ist nicht das schönste, aber das merkwürdigste Haus durch seinen vielbekannten Besitzer, Karl Christian Beinert, der als Apotheker, Weinwirth, Brunnen- und Polizeiinspektor, durch seine liebenswürdige originelle Persönlichkeit in Ort und Umgegend eben so viel Bedeutung erlangt hat, wie in der gelehrten Welt als Naturforscher und Schriftsteller durch seine Verdienste um theoretische und praktische Chemie, Botanik, Geologie und insbesondere um Petrefaktenkunde. Selten wird man ein Haus finden, wo praktische Lebensrichtungen in einer so ergötzlichen Wechselbewegung mit wissenschaftlichen Interessen und rein geistigen Bestrebungen verfolgt werden, wie hier. In diesen Bezügen, in jüngster Zeit auch in politischer Hinsicht, ist die Apotheke zu Charlottenbrunn nicht nur für den Ort, sondern für die ganze Umgegend gewissermaßen repräsentativ geworden. Ich bin überzeugt, daß alle Männer von höherm Urtheile, die hier gewesen sind, gern den Satz unterschreiben: den Brunnenort ohne Beinert und sein Haus kennen zu lernen, heißt in Rom gewesen zu seyn, ohne den Papst gesehen zu haben. — Das Haus hat zwei Eingänge. In der einen Flur, vor der Ortsapotheke, sieht man an der Wand einige schlesische Kreiskarten, am Boden, auf Bänken und Tischen Flaschen und Fäßchen von verschiedener Form und Inhalt. Eine Glasthür führt zu einem grünen Weinzimmer, welches beide Hausflure verbindet. In dem jenseitigen düstern, gewölbten Hausraume steht zerstreut ein reiches Petrefaktenlager; große fossile Stämme und Steinbruchstücke zeigen hier mehr oder minder bedeutende Spuren vorweltlicher Vegetation.

(Fortsetzung folgt.)

London, März.

(Fortsetzung.)

Theater. — Literatur.

Die fashionable Welt hat sich indessen an das französische Theater in St. James gehalten, wo das Personal immer allerliebst gekleidet ist und das Auge, wie in einem Drawingroom, nur Beaumonde erblickt; denn John Bull versteht noch nicht Französisch genug, um hier auf die Galerie zu gehen. Es wird aber unter aller Kritik gespielt; ja, die Stücke sind so langweilig und die zärtlichen Scenen werden so hölzern gegeben, daß man sich nur mit Mühe des Schlafes enthält. Der Platz kostet eine Guinee, ein wohlfeiles Vergnügen ist es also wenigstens nicht; dafür aber bringt man drei Stunden zu und die Damen erscheinen à demi nues, was immer viel Satisfaktion gibt, aber mit der englischen Prüderie im seltsamsten Widerspruch steht. Weiß Gott! man weiß mitunter nicht, wohin man vor Schaam und Ekel seine Blicke richten soll; und je älter, desto schlimmer. — Ein neues dramatisches Talent bietet sich jezt dem Publikum ganz unerwartet in Herrn Lewis, der in diesem Augenblick in Manchester als Shylock mit einigem Erfolg auftritt. Lewis war bis jezt Literat und hat sich durch seine Uebersetzung deutscher Philosophen um die Literatur verdient gemacht, in der er später auch als Romandichter durch seinen „Rantherp" und „Rose, Blanche und Violet," aber mit weniger Erfolg, bekannt wurde. Jezt nun scheint er sich zum Dramatiker umbilden zu wollen, und zwar im doppelten Sinne, indem er nicht allein schreibend, sondern auch agirend vor das Publikum tritt, dem er ein Stück, »The noble heart,« anbietet, in dem er selbst die erste Rolle übernehmen will. Was man alles erleben muß! Er ist noch ein junger Mann und hat eine allerliebste Frau, die von sehr guter Familie ist. — Unter den Literaten, die die gesellschaftlichen Zustände zum Thema ihrer Romane machen, steht Thackeray jezt oben an und glänzt als Held des Tages. Er ist zudem sehr witzig und ein höchst angenehmer Gesellschafter, und als geborener Gentleman in der Salonsetikette völlig zu Hause. Ich sah ihn neulich um zehn Uhr Abends, wo er in voller Toilette war, um noch drei Gesellschaften zu besuchen; dieß sey, sagte er, sein Geschäft, nicht sein Vergnügen; er müsse das Feld besuchen, das er zu bearbeiten habe. Einer dieser drei Besuche galt Lady Blessington, die jezt in Kensington wohnt und nach wie vor Männer empfängt. Graf d'Orsay, ihr Schwiegersohn, lebt wieder bei ihr, seit er seine Gläubiger so weit begütigt hat, daß sie ihm diese Freiheit gestatteten. Die Gräfin d'Orsay hält sich schon seit Jahren in Paris auf. Früher wurde der Cirkel bei der Gräfin Blessington zu den angenehmsten gerechnet, wo sich alle Talente und Stände zusammenfanden und die Unterhaltung leicht und frei floß; seit die Gräfin aber selbst nicht mehr den Hauptreiz dieser Reunions ausmacht, scheint ein gewisser Haltpunkt, eine Centralsonne zu fehlen, um die sich die männlichen Gestirne zu ihrer Befriedigung drehen könnten, und so sieht sie denn die „Habitués" früherer Jahre in verminderter Zahl erscheinen. — Thackeray kam eben von Paris und las uns sein Gedicht, »Boullabaise,« das er für den „Punch" in Folge dieses Ausflugs gedichtet, mit den dazu gehörigen topographischen Bemerkungen vor. „Es ist Alles Wahrheit darin," sezte er hinzu, „aber das ist lange her! Zwölf Jahre liegen dazwischen, in denen ich mit überströmenden Augen manches jener Gedichte geschrieben habe, die das Publikum mit schallendem Gelächter gelesen. Das ist der Autor und sein Werk!" Er seufzte. „Aber die Zeit heilt manche Wunde," fügte er hinzu und blickte wieder heiter empor.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 6

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenzblatt.

№ 6. Mittwoch den 11. April 1849.

[38]

Molken und Kräuter-Molken-Kuranstalt in Heiden,

Kanton Appenzell A. R. in der Schweiz.

Die bezeichnete Anstalt, welche voriges Frühjahr auf Vieler Wünsche hin errichtet und zum erstenmale eröffnet worden, hat ihr Probejahr unter der thätigen Mitwirkung mehrerer hiesiger, erprobten Herren Aerzte auf's Befriedigendste bestanden, indem bei vorgekommenen sehr verschiedenartigen Krankheiten die erfolgreichsten Kuren gemacht wurden, wofür manche Zeugnisse sprechen.

Sie liegt höchst angenehm mitten in dem neu und regelmäßig erbauten Dorf Heiden, 2400' über dem Meere, in der Nähe des Bodensees, wie auch der Ortschaften Rheineck, Altstädten, Trogen, St. Gallen, Rorschach u. s. w. Die Luft ist gesund und rein, die Aussicht reizend über den Bodensee und in weit entfernte Gebirge und Thäler.

Als Heilmittel werden da ganz die nämlichen Molken aus den Appenzeller-Bergen verabreicht, wie an den übrigen appenzellischen Kurorten. Die Kräuter-Molken sind mit frischen vegetabilischen Stoffen verstärkte Molken und je dem individuellen Zustande des Kranken möglichst anpassend zubereitet. Auch für Solche, welche Bäder benutzen wollen, befindet sich eine Badeanstalt ganz in der Nähe, zwei andere liegen in geringer Entfernung.

Mit kommendem 1sten Mai wird die Anstalt nun in gleicher Weise, wie voriges Jahr, wieder eröffnet, und der Besitzer derselben hofft um so mehr auf zahlreichen, geneigten Zuspruch, als nun auch die Lokalität allen billigen Forderungen entspricht.

In Beziehung auf entsprechende, gute und zugleich möglichst billige Bedienung wird sich des bisher genossenen Zutrauens auch ferner würdig zu machen suchen

Heiden, im März 1849.

Der Unternehmer
Kellenberger-Sturzenegger.

---

[43] **Berlin.** Oekonomie-Administratoren, Wirthschafts-Inspektoren, Forst- und Domänen-Beamte, Rentmeister, Sekretäre, Oberkellner, Braumeister, Fabrikaufseher, Pharmazeuten, Buchhalter und Handlungs-Commis (für Comtoir-, Banquier-, Manufaktur-, Schnitt-, Material-, Reise- und sonstige Geschäfte) können sehr gute und dauernde, mit hohem Gehalte verbundene Stellen erhalten und wollen sich baldigst brieflich wenden an die Agentur des Apothekers

Schultz in Berlin, Alexanderstraße Nr. 63.

---

[35] Bei **Ed. Anton in Halle** ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Leo, H., Lehrbuch der Universalgeschichte, 1ster Band, die Einleitung, und die alte Geschichte enthaltend. 3te, zum Theil umgearbeitete Auflage. gr. 8. Preis 2 Rthlr. 18¾ Sgr.

---

[37] In **dritter Auflage** erschien bei **F. A. Brockhaus in Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Briefe
von
Wilhelm von Humboldt
an eine Freundin.
Zwei Theile.
Mit einem Facsimile.
Gr. 8. Geheftet 4 Thlr. 12 Ngr.; gebunden 5 Thlr.

---

[40] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Dinglers
Polytechnisches Journal.
Dreißigster Jahrgang.

Erstes Märzheft.

Inhalt: Maudslay's selbstthätiger Schiffstreibapparat und archimedischer Dampfkesselofen. Mit Abbild. — Verbesserungen an Dampfmaschinen von Schwarz in London. Mit Abbild. — Alliotts Apparat zur Regulirung des Betriebes der Dampfkessel. Mit Abbild. — Verbesserte Sicherheitsventile, von Gregory. Mit Abbild. — Verbesserungen an Nägelmaschinen, von Lambert. Mit Abbild. — Maschine zum Bürsten der geschorenen Kattune vor dem Bedrucken, von Coates. Mit Abbild. — Verbesserungen an Säe- und Düngmaschinen, von Hartes. Mit Abbild. — Ueber den Prozeß der Sodabereitung, von Boro Unger. — Ueber die Produkte der Sodafabrikation, von John Brown. (Zersetzung des Kochsalzes mit Schwefelsäure. Verwandlung des Glaubersalzes in rohe Soda. Fabrikation von Sodasalz (wasserfreiem kohlensaurem Natron) aus der rohen Soda. Bereitung und Analyse des gereinigten Sodasalzes.) — Ueber die Bestandtheile der Schlacken, welche beim Schmelzen des Scheidegoldes mit Salpeter gebildet werden, und über deren Benützung auf Gold und Platin, von Dr. Max Pettenkofer, Universitätsprofessor in München. — Ueber das flüssige Stickstoff-Oxydul, von Dumas. — Ueber galvanische Vergoldung und Versilberung mit dem einfachen Apparate. Von Dr. Philipp. Mit Abbild. — Versuche mit Gaudins Feuerlöschmittel, nebst Zusammenstellung der bisher vorgeschlagenen, mehr oder weniger erprobten Schutzmittel gegen Feuer und Feuerlöschmittel, von M. Chevallier. — Ueber eine Methode, das Holz und andere Substanzen unverbrennlich zu machen, von Dr. Smith. — Ueber das Mengenverhältniß des Wassers und des Holzstoffes im Getreide und dessen Produkten, insbesondere der Kleie, von E. Millon. — Ueber die Zusammensetzung der Milch in gewissen Stadien des Melkens und die Vortheile des gebrochenen Melkens für die Butterbereitung, von Reiset. — Miscellen. Verzeichniß der vom 26. Oktober bis 30. December 1848 in England ertheilten Patente. — Künstliches Brennmaterial von Hollands und Greene. — Ueber den amorphen Phosphor, von Prof. Schrötter. — Ueber die Concentration der englischen Schwefelsäure mit Umgehung der Platingeräthschaften, von Rober. — Verfahren, um das Gold aus seinen zur galvanischen Vergoldung benutzten Auflösungen in

Cyankalium wieder zu gewinnen. — Ueber die von mehreren Thieren ausgeathmete Menge Kohlensäure. — Anwendung der isländischen Flechte als Zusatz zur Seife. — Ueber das Conserviren des Holzes, von Sainte-Preuve. — Verfahren, das Gelbwerden der schwarzen Schreibdinte zu verhindern, von Sourisseau. — Pratts Ersatzmittel des Leinölfirnisses für die Buchdruckerschwärze. — Brindley's Verfahren, Artikel aus Papier-maché zu verfertigen.

* * *

Von diesem alle Zweige der Technik umfassenden Journal erscheinen auch ferner wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit etwa 30 Tafeln Abbildungen und im Text abgedruckten Holzschnitten bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus und kostet bei den Buchhandlungen und allen königl. bayerischen Postämtern nur 16 fl. oder 9 Thlr. 10 Ngr. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

---

[39] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

ADDITAMENTUM PRIMUM AD REGESTA IMPERII.

Erstes Ergänzungsheft
zu den
Regesten des Kaiserreichs
von
1246—1313.
Von
Joh. Friedrich Böhmer.

gr. 4. broch. Preis 36 kr. oder 12 Ngr.

Stuttgart und Tübingen, März 1849.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Die Mündlichkeit,

das Anklageprinzip,
die
Oeffentlichkeit und das Geschwornengericht
in
ihrer Durchführung in den verschiedenen Gesetzgebungen
dargestellt
und nach den Forderungen des Rechts und der Zweckmäßigkeit
mit Rücksicht auf die Erfahrungen der verschiedenen Länder
geprüft von
Dr. C. J. Mittermaier,
Geheimerrath und Professor in Heidelberg.

gr. 8. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Inhalt:

§. 1. Ueber den Standpunkt der Ansichten in Bezug auf die Umgestaltung des deutschen Strafprozesses. Verhältnisse, welche Einfluß auf diese Ansichten haben. §. 2. Ueber den neuesten Stand der Leistungen der Wissenschaft in Bezug auf die Verbesserung des Strafprozesses. §. 3. Englischer Strafprozeß in seiner praktischen Bedeutung und in seiner Anwendung. Eigenthümlichkeiten des schottischen und irischen Strafprozesses. §. 4. Strafprozeß in Nordamerika. §. 5. Französischer Strafprozeß. Entwicklung und Anwendung desselben. Leistungen der Wissenschaft in Frankreich. §. 6. Entwicklung des französischen Strafprozesses in Belgien. §. 7. Strafprozeßgesetzgebung im Königreich der Niederlande. §. 8. Strafprozeßgesetzgebung in Griechenland. §. 9. Strafprozeßordnung in Brasilien. §. 10. Strafprozeß in Portugal. §. 11. Einführung des Geschwornengerichts in Genf. §. 12. Fortbildung der mündlichen öffentlichen Strafrechtspflege in Italien. §. 13. Württembergische Strafprozeßordnung, preußischer Entwurf von 1841. §. 14. Entwurf einer Strafprozeßordnung für das Königreich Sachsen. Gang der Verhandlungen darüber. §. 15. Fortschritt des mündlichen öffentlichen Verfahrens im Königreich Bayern. §. 16. Strafprozeßordnung für das Großherzogthum Baden. Verhandlungen der Kammer. §. 17. Entwurf eines Strafprozeßgesetzbuchs für das Königreich Ungarn. §. 18. Ausbildung der Strafprozeßgesetzgebung in der Schweiz. Statistische Nachrichten darüber. §. 19. Verhandlungen und Anträge in Bezug auf die Umgestaltung des Strafverfahrens in Hamburg und in Holstein und Schleswig. §. 20. Verhandlungen der braunschweigischen Ständeversammlung über Strafverfahren. §. 21. Rückblick auf den gegenwärtigen Stand der Ansichten über Umgestaltung des Strafprozesses. Verhältniß des englischen und französischen Strafverfahrens. Hindernisse und Schwierigkeiten bei Abfassung neuer Strafprozeßgesetzbücher. §. 22. Zusammenhang der neuen Einrichtungen des Strafprozesses mit der Gerichtsverfassung. §. 23. Mündlichkeit des Strafverfahrens. Durchführung dieses Grundsatzes und Beschränkungen desselben nach den verschiedenen Gesetzgebungen. §. 24. Verhältniß des Anklage- und des Untersuchungsprinzips. §. 25. Staatsanwaltschaft. §. 26. Oeffentlichkeit der Verhandlungen. §. 27. Geschwornengerichte. §. 28. Verhältniß der Mündlichkeit zur Urtheilsfällung durch rechtsgelehrte angestellte Richter.

Der Herr Verfasser dieses Werkes bezweckte die Hauptgrundsätze, von deren Annahme die Umgestaltung des Strafverfahrens abhängt, nicht bloß in ihrem Wesen und Einflusse, sondern auch in ihrem Zusammenhange unter sich und mit andern Einrichtungen in ihrer Durchführung im Strafverfahren nach den Erfahrungen der verschiedenen Länder vergleichend darzustellen, und zu prüfen, und durch die Behandlung der einzelnen Fragen, und zahlreiche statistische Nachweisungen Materialien der Prüfung ebenso den mit Gesetzgebungsarbeiten Beschäftigten als auch den Praktikern zu liefern.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Heinrich von Gagern.

Ein
öffentlicher Charakter.

Er steht männlich an dem Steuer,
Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen.
Goethe.

gr. 8. broch. Preis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Schon mehrfach hat sich die Presse mit dem Leben des Mannes beschäftigt, welchen einst und bald die Geschichte von Deutschland zu seinen bedeutendsten Staatsmännern und zu den Staatsmännern im ächtesten Sinne zählen wird. Alle diese Schilderungen aber wurden in einer Zeit unternommen, da sich demselben erst ein ausgedehnter Wirkungskreis vorbereitete; jetzt steht Cincinnatus an der Spitze des Heeres, welches im friedlichen Kampf das große Vaterland erobern soll; jetzt verlangt der Leser eine ins Einzelne gehende Darlegung der Antecedentien des Mannes, die Gewährung eines tieferen Einblicks in seinen Charakter, seine Gesinnung und in die Ansichten, zu denen er sich bekannt hat. Möge es vorliegender Schrift gelingen, diesem Anspruch einigermaßen zu genügen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Vierteljahrs-Schrift 1849.

Zweiten Heftes erste Abtheilung.

[41] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen:

Die erste Abtheilung des zweiten Heftes der deutschen

Vierteljahrs-Schrift

für 1849.

April — Juni.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften von je mehr als 20 Bogen 12 fl. oder 7 Rthlr. 10 Ngr.

Inhalt:

Der Anschluß Oesterreichs an die deutsche Zolleinheit. — Der Schutz der Staaten durch Festungen mit besonderer Berücksichtigung Süddeutschlands. — Der Hülfsverein zur gewerblichen und moralischen Unterstützung nothleidender Handwerksmeister zu Frankfurt a. M. — Das metrische Maß- und Gewichtsystem den deutschen Verhältnissen angepaßt. — Die Akklimatisirungskrankheiten von Dr. Med. A. Clemens, praktischem Arzte von Frankfurt a. M. — Beiträge zur Erörterung der deutschen Postfrage.

Stuttgart und Tübingen, April 1849.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[131] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Annette Freiin von Droste-Hülshof.

8. Velinp. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Alle Freunde echter Poesie werden diese gesammelten Gedichte einer deutschen Sängerin von schon anerkanntem Rufe, welche im Jahr 1848 gestorben ist, hoch willkommen heißen. Mit einer Fülle von neuen, überraschenden und tiefen Gedanken und Gefühlen verbindet sie die glücklichste Naturempfindung und Naturanschauung, welche, weit hinaus über allgemeine, verschwommene Naturschwelgerei und Sentimentalität, die innere Eigenthümlichkeit jedes Wesens in allen Sphären und Elementen mit scharfem Sinn zu erfassen, mit der keckten, prägnantesten Sprache zu bezeichnen, durch treffende Bilder zu veranschaulichen weiß. Eine entschiedene Originalität, welche auch vor dem Höchsten und Tiefsten nicht zurückscheut, und das anscheinend Gewöhnliche, die alltägliche Wirklichkeit des Lebens zu adeln weiß, tritt in der reichhaltigen und mannigfaltigen, Scherz und Ernst, Humor und Phantasie, Wehmuth und Feuer vereinigenden Sammlung überall unverkennbar hervor. Selbst manche Schroffheit, Härte und Dunkelheit der Gedanken, der Gefühle, der Sprache, erhöhen nur das scharfe Gepräge der Eigenthümlichkeit, vielleicht selbst den Reiz dieser Dichtungen, da sie mit großer Klarheit, innigster Zartheit und Weichheit und dem schönsten Fluß kraftvoller und blühender Sprache abwechseln. Ein großer, umfassender, edler Sinn, der sich schon in manchem kleinen Liede verkündet, prägt sich auch in umfangreicheren Kompositionen historischer Art glücklich aus, mit welchen die mächtig ringende Muse der Dichterin, den Kreis des Lyrischen durchbrechend, nach epischer Gestaltung, Fülle und Mannigfaltigkeit strebt.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Mozin

vollständiges Wörterbuch

der deutschen und französischen Sprache,

nach den neuesten und besten Werken

über Sprache, Künste und Wissenschaften.

Dritte Auflage aufs Neue durchgesehen und vermehrt

von

Dr. A. Peschier,

ordentl. Professor an der Universität Tübingen.

Vier Bände. Lexikon-Oktav. Subscriptionspreis 14 fl. oder 8 Rthlr. 10 Ngr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Die Märchen

des

Clemens Brentano.

Zum Besten der Armen
nach dem letzten Willen des Verfassers herausgegeben
von

Guido Görres.

2 Thle. gr. 8. brochirt. Preis 9 fl. oder 5 Rthlr. 12 Ngr.

Geh betteln, armes Lied!
Geh um von Thür zu Thür,
Sprich: diesem Haus sey Fried!
Daß Gott die Herzen rühr.

Mit diesen eigenen Worten Clemens Brentano's veröffentlichen wir diese Märchen, zu deren Erben er die Armen einsetzte; ihnen sollten die goldenen Früchte von den duftenden Blumen des überreichen Frühlings seiner dichterischen Phantasie, zur Stillung ihres Hungers, zur Bedeckung ihrer Blöße, zur Heilung ihrer Wunden, zur Unterweisung der Unwissenden, zur Besserung der Verirrten und zum Heile ihrer Seele zu Gute kommen. — Sein Wunsch geht nun in Erfüllung, und zwar in der Weise, daß die Summe des ganzen Honorars ungeschmälert milden Zwecken zugewendet wird. Möge Brentano's Poesie, wie er es selbst wollte, als eine barmherzige Schwester, nicht um den Beifall der Welt, sondern zur Erleichterung der Noth und um Gotteslohn in die Welt eintreten und denen, welche sie gastlich aufnehmen, zum Danke die Stunden mit ihren reizenden Liedern und Bildern erheitern.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Memmingers
Beschreibung von Württemberg.

In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

J. D. G. v. Memmingers

Beschreibung von Württemberg.

Dritte, gänzlich umgearbeitete und stark vermehrte Auflage.

Herausgegeben von dem
K. statistisch-topographischen Bureau.

gr. 8. broch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 15 Ngr. und mit einer Karte des Landes 5 fl. oder 3 Rthlr. 5 Ngr.

Inhalt:

Geschichte: Vorwürttembergische Zeit. Die Grafschaft Württemberg. Das Herzogthum. Das Königreich. — Landeskunde: Geographische Verhältnisse. Natürliche Beschaffenheit. Gebirge und Thäler. Gewässer und Seen. Geognostische Verhältnisse. Boden. Klima. Fruchtbarkeit. — Natürliche Erzeugnisse: Mineralreich. Pflanzenreich. Thierreich. — Volkskunde: Einwohner. Wohnplätze. Nahrungsstand. Landbau. Kunst und Gewerbfleiß. Handel. Münze, Maaß und Gewicht. Volksvermögen. Volks-Einkommen. — Staatskunde: Verfassung. Standesverhältnisse. Verzeichniß der Standesherren, der Ritterschaft. Bürgerstand. Staatsdienstverhältnisse. Regierung. Der König. Hofstaat. Orden. Geheime-Kanzlei. Geheimerrath. Staatsverwaltung. Auswärtige Verhältnisse, innere. Kirchen- und Schulwesen. Gemeindeverwaltung. Oberamtsverwaltung. Kreisverwaltung. Centralverwaltung. Allgemeine Anstalten. Wohlthätigkeitsverein. Sparkasse. Evangelisches adeliges Fräuleinstift. Waisenhäuser. Evangelische Kirche. Katholische Kirche. Israelitische Kirche. Volksunterricht. Anstalten für höhere und gelehrte Bildung. Kriegswesen. Finanzverwaltung. Ausgaben. Einnahmen. Hauptfinanz-Etat. — Ortsbeschreibung: Neckarkreis. Schwarzwaldkreis. Donaukreis. Jagstkreis. Höhenverzeichniß. Gefälle der Flüsse Württembergs. Wassermenge derselben. Tabellen über Einwohner, Orte und Gebäude, über Grundeigenthum und Viehstand.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Juniuslieder

von

Emanuel Geibel.

Dritte unveränderte Ausgabe.

Elegante Taschen-Ausgabe
broch. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 25 Ngr.
In englischem Einband mit Goldschnitt 3 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 6 Ngr.

Unter unsern jüngsten Dichtern hat schwerlich einer mehr Anerkennung gefunden als Emanuel Geibel. Seine Dichtung spricht das deutsche Gemüth gleich kräftig an, ob er sich auf dem Felde allgemein menschlicher Gefühle und Anschauungen bewegt, oder sich mit besonderer Begeisterung in die geschichtlichen Fragen des Tages versenkt. Die vorliegende Sammlung seiner neuesten Gedichte, deren dritte Auflage wir im beliebten Format unserer Damenbibliothek hiemit ausgeben, hat Geibel „Juniuslieder" betitelt; dieselbe ist aber höchst mannigfaltig: eigentliche Lieder, Zeitgedichte, Sonette, Gelegenheitsgedichte, Sprüche, Scherze, Betrachtungen, kleinere und größere epische Dichtungen reihen sich an einander zu einem Kranze, der den zahlreichen Freunden des geist- und gemüthreichen Dichters die willkommenste Gabe seyn wird.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Gedichte

von

Levin Schücking.

8. Velinpap. broch. Preis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Auf einer aus Naivetät und Sentimentalität glücklich gemischten Natur und auf der Grundlage gewissenhafter und gediegener Studien ruht das in seinen Hervorbringungen ehrlich und entschieden vorwärts strebende Talent Levin Schückings. Ein ehrenwerther sittlicher Ernst charakterisirt alle seine Dichtungen. Die reinste Wirkung erreicht er da, wo er sich selbst, seine Anschauung, seine Empfindung gibt: namentlich in den Gedichten an und über die westphälische Heimath; in den Liebesliedern; in den erzählenden und gelegenheitlichen Poesien. Nirgends verläugnet oder verbirgt sich eine streng und entschieden deutsche Gesinnung, eine von der Heimath und aus erster Erziehung stammende Anhänglichkeit an das kirchliche Leben und Streben, ein wohl durch zarte Einflüsse ausgebildeter Sinn bewußter Mäßigung in politischen Dingen, welcher von Natur und von Haus aus allen Schwindeleien der socialen Theorien und Spekulationen ohne Rechtsboden widerstreitet.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Struensee

Trauerspiel in fünf Aufzügen

von

Michael Beer.

Zum Erstenmale dargestellt auf dem königlichen Theater zu München den 27. März 1828.

Zweite mit einem Nachtrag vermehrte Auflage.

8. broch. Preis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 6 Ngr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 88. Donnerstag den 12. April 1849.

— Winter falls,
A heavy gloom oppressive o'er the world.
— Mean-while the cottage-swain
Recounts his simple frolick.

Thomson.

Kiltabendgeschichten.

Aus der Westschweiz.

Am sonnigen Leberberg, wo unter senkrechten, sonderbar zerklüfteten und waldbekrönten Flühen Felder und Matten in sanfter Abdachung gegen Mittag zum Thal sich neigen, steht unter dem Schirm eines weit vorragenden Strohdaches ein stattliches Haus, von mächtigen Birn-, Apfel- und Nußbäumen, als von einer Leibwache grüner Riesen rings umgeben. Der Eigenthümer dieses stattlichen Hauses heißt Karlidürsen Joggi * und ist unter dem Namen des Bauers an der Sommerhalde bekannt. Nicht Jedermann weiß, was es heißt, ein Bauer seyn. Ein Bauer ist nicht jeder, der mit einer Mistgabel herumstolpert oder mit einem Dreschflegel dreinschlägt, nicht jeder, der eine Ziege im Stall hat, oder ein Kühlein von Brienz, von denen wenigstens drei auf eine rechte Freiburgerin oder Emmenthalerin gehen. Nein, wer sich einen Bauern nennen darf, hat seine drei oder vier Pferde, seine acht bis zwölf Milchkühe im Stall, verkauft jährlich seine zwei- bis dreihundert Säcke Getreide und blickt ungefähr mit den gleichen Gefühlen auf einen Tauner oder Geißbauern, wie ein Standesherr auf einen simpeln, erst gestern geadelten Herrn „von."

Dem Bauern an der Sommerhalde wird es also wohl Niemand verdenken, daß er Liseli, sein einzig Kind, nicht dem ersten besten, der Kuhfladen an den Zwilchhosen herumtrug, an den Kopf warf, sondern es gleichsam hütete wie seinen Augapfel. Ebensowenig aber darf man sich darüber wundern, daß sämmtliche junge Bursche aus sieben Dörfern in der Runde sehnsüchtige Blicke auf Liseli warfen — auf Liseli mit dem goldigen Haar und den blauen Schelmenaugen, mit dem tannenschlanken Wuchs und der hellen Glockenstimme, auf Karlidürsen Joggi's Liseli, des Sommerhaldenbauern einziges Töchterlein. Schon hatte mehr als einer der keckften in hellen und finstern Nächten es probiren wollen, an Liselis Gadenfenster zu klopfen. Solchen Spaß verstand aber der Ringgi mit dem nägelbeschlagenen Halsband und dem Gebiß eines Haifisches, der fast so groß war wie ein vierzehntägiges Kalb, keineswegs, sondern hielt so gute Wache, daß der verwegenste Kiltbube den Versuch nicht zum zweitenmal wagte, wobei Ringgi von seinem Meister, dessen weiße Nachtmütze dann meistens an der Spalte eines Fensterladens sichtbar wurde, durch ein nachdrückliches „gs, gs, pack den Schelmen!" aufgemuntert ward. Dagegen verwehrte es der Sommerhaldenbauer dem einen oder andern anständigen Knaben keineswegs, an schönen mondhellen Sommerabenden zu der Hausgenossenschaft vor die Küchenthüre auf's Bänklein zu sitzen, oder im Winter nach dem Nachtessen auf ein paar Stunden „z'Stubeten" zu kommen, was dann gewöhnlich nicht ohne Kurzweil und Fröhlichkeit abging, denn Liseli war nicht minder frohen Gemüthes, als der Buchfinken einer, die an schönen Märztagen auf den Kirschbäumen an der Sommerhalde ihre Lieder in die Lüfte schmetterten.

Es war im Wintermonat, wo die Nächte so lang werden, daß man sie fast an beiden Enden wieder zusammenknüpfen kann. Ein kalter Nebel lag über Feld und Wald, man hätte mit Löffeln davon

---

* Karli ist des Großvaters, Dürs (Ursus) des Vaters Name.

abstechen können. An solchen Tagen kommt es vor, daß die reichen Engländer aus purem Maßleid sich aufhängen oder vergiften. Ein Bauer ist klüger als ein Engländer und thut sich selten ein Leides an, denkt aber bei so trübseliger Witterung zumeist an Viehseuchen, Hagelschlag und ähnliche unanmuthige Vorkommnisse. So ging's eben auch Karlibürsen Joggi. Er saß oben am Tisch zunächst der düster brennenden Ampel, hatte vor sich eine Schiefertafel und in der Hand die Kreide, und suchte auszurechnen, was es kosten würde, wollte er die „Lebwaar" in seinem Stall in der Viehassekuranz versichern. Zwar sey er bis jezt nicht unglücklich gewesen im Stall, aber die Welt werde heutzutage immer schlimmer; es könnte seyn, daß der böse Zeitgeist zulezt sogar in die Kühe führe, und da sey es vielleicht doch gut, sich bei Zeiten vorzusehen. So weit die Ampel zünden mochte, hatte die „Weibsame" mit ihren Spinnrädern Posto gefaßt, die ihr einförmiges Lied surrten und schnurrten. Auf der Ofenbank saß des Müllers Rubli aus dem Schwaderloch. Er war Wachtmeister bei den Kanonieren, maß seine sechs Fuß zwei Zoll neu Schweizermaß und hatte den Dufour auf der Pfeife. Unten am Tisch war noch der Schulmeister, ein Bürschchen, das vor zwei Jahren aus dem Seminar entlassen worden, und bohrte durch die Dämmerung, die dort herrschte, mit den Augen in einem Zeitungsblatt.

Liseli war die einzige in der ganzen Stube, deren Augen so munter glänzten wie am schönsten Frühlingstag. Sie helfe, meinte sie, ein Lied singen, wenn der Schulmeister anstimmen wolle; man könnte sonst fast meinen, man wäre hier an einer „Gräbt." — „Still, Meitschi, wenn man rechnen will!" brummte Joggi über seiner Schiefertafel. Aber Liseli sprang vom Spinnrad auf, nahm den Vater beim Kinn und ließ ihre Blicke über sein Gesicht scheinen. „Bist höhn, Aetti? zürnst doch sonst nicht, wenn ich lüstig bin!" — Liseli wußte wohl, wer eigentlich Meister war im Hause. Er werde, meinte Joggi, das Rechnen für heute aufstecken müssen; dann aber sollten sie etwas zur Kurzweil anfangen, was einem die schweren Gedanken vertreibe, sonst helfe er Feierabend machen und schlafen gehen. — Aus dem Singen werde allweg heute nichts, bemerkte der Schulmeister; es schnüre ihm den Hals zusammen, als ob er den Schulinspektor die Dorfgasse heraufkommen sähe. — Wenn ein Kartenspiel im Haus sey, könne man ein Rams machen, sagte des Müllers Rubli. Aber der Sommerhaldenbauer schüttelte unwillig den Kopf. Seit der erste Pfosten an diesem Hause aufgerichtet worden, sey kein Kartenspiel über die Schwelle gekommen, und hoffentlich werde keines darin zu finden seyn, bis der lezte Sparren von den Würmern zerfressen, wenigstens so lang er hier etwas zu befehlen habe. — So sollte einer eine Geschichte erzählen, rief Liseli; entweder etwas rechts lustiges, daß man dabei lachen möge, oder etwas, wo es einem davon kalt über den Rücken laufe, daß man in keinen finstern Winkel mehr schauen dürfe. „Weißt was, Rübli? bericht uns etwas von damals, als du „z'Chrieg" warst; da wirst du wohl allerlei Gräuliches erlebt haben, wovon einem die Haare zu Berge stehen." Er wüßte nichts Apartes, war Rubli's trockener Bescheid. „Und mir," meinte der Lehrer, „ist heute, als ob meine Gedanken verkafelte Schulschriften wären, ohne Sinn und Verstand; auf französisch nennt man dieß melanchondrisch."

(Fortsezung folgt.)

Aus den obern Vogesen.

(Fortsezung.)

Jenseits Münster verengt sich allmählig das Thal; durch ein langgezogenes Dorf, wo eben ein „Austrommler" in allemannischem Dialekt und äußerst vernachläßigtem Aufzuge, die Schlafmütze auf dem Kopfe, die Amtsweisheit zum Besten gab, schreitet man unter Nuß-, Äpfel- und Birnbäumen zwischen Kartoffelfeldern und Wiesen hin. Große Flächen der leztern sind mit Baumwollenzeugen bedeckt, welche hier gebleicht werden. Der Bach ist gefüllt mit Scheitern von Tannenholz, welche vom obern Gebirge herabgeflößt werden.

Bald führt der Pfad an der nördlichen Thalwand steil und beschwerlich in die Höhe. Man befindet sich nun hier in der Formation des bunten Sandsteins, ohne daß sich indeß im Charakter der Vegetation eine besondere Eigenthümlichkeit bemerken ließe. Nach einer halben Stunde erreicht man eine treffliche Straße, welche, vom nächsten Parallelthälchen (von Colmar her über Sulzeren) heraufkommend, in endlosen Serpentinen die Höhen hinanklimmt. Abermals weit und breit nur ein großer Forst von Weißtannen, die Aeste mit ellenlangen Bartflechten behangen, aus dessen kühlem Felsboden eine Menge quellender Bächlein dem Thale zueilen. Je mehr man sich erhebt, desto gewaltiger, desto einsamer wird die Gegend; das schmale Thälchen mit seinen Dörfchen und Bleichereien entschwindet mehr und mehr in der Tiefe; endlich hoch oben am Rande des Gebirgskammes tritt man durch ein kühnes Felsenthor und schaut nun vom höchsten Punkt der Steige in eine großartig wilde Gegend, die „Schlucht." Ueber uns thürmen

sich die Felsen lothrecht höher und höher, unter uns verengt sich das Thal zu einer düstern Schlucht, die einst mit Wald bewachsen war, wie Alles rings umher, die aber durch die verheerende Macht des Feuers im Jahre 1801 in ihren öden Urzustand zurück versezt wurde. Wie langsam ersezt doch die Natur, was wenige Stunden zu zerstören hinreichen! Tiefe Stille rings umher. Nur das ferne Tönen der Glocken von weidenden Kühen schallt aus dem tiefen Walde herauf. Gegenüber nach Westen bilden die Höhen einen kahlen, ausgedehnten Bergrücken, auf welchem, wie erzählt wird, einst eine Schlacht zwischen einem Könige der Franken und einem Herzoge von Lothringen in wilder Einöde stattfand; der Sattel heißt noch jezt das Frankenthal.

Sobald man die Wasserscheide erreicht, ändert sich mit einemmal der Charakter der Gegend. Abgerundete Bergrücken ziehen in langer Reihe nach Norden und nach Osten, mit Viehweiden bedeckt oder mit niedern Rothbuchen bewachsen; weit und breit kein Nadelholz mehr zu sehen. Darüber nach Westen hin erhebt sich in blauer Ferne die lothringische Ebene am Horizonte hinauf. — Auch die niedere Vegetation hat sich geändert; denn während noch eben der rothe Fingerhut längs dem Wege prangte, ragen jezt aus dem bleichen Grase die hohen Schafte des gelben Enzians (Anzione oder Ringwurzel genannt und als treffliche milcherzeugende Pflanze geschäzt), mit ihren schönen ovalen Blättern in Menge hervor; das gelbe Veilchen mit blau und gelber Blüthe in den mannigfaltigsten Uebergängen, unserem Stiefmütterchen täuschend ähnlich, streckt überall seine schöne Krone der Sonne entgegen. Häufig hat, dem Charakter der Wolkenregion entsprechend, der Boden eine moorige, torfige Beschaffenheit und ist mit dem entsprechenden Moosflor bekleidet. Im Buchengehölz wächst das schöne „Evablatt" mit blaurother Blüthe in Menge, wird aber vom Vieh verschmäht. Auch die „Palme" (Stechpalme) fehlt nicht, erreicht aber nur eine geringe Höhe.

Wir machten hier oben einen kurzen Halt in einer Melkerei, theils um die Käsebereitung kennen zu lernen, theils um einige Ruhe zu genießen. Der Wirth, ein versoffener Kerl, dem im lezten Winter bei einem unabsichtlichen Nachtquartier im Schnee die Finger halb abgefroren waren, verstand kein Deutsch. Hier berührt man die Sprachgrenze, welche sich von da nordöstlich über Bonhomme hinzieht. Was uns besonders auffiel, war der Umstand, daß die anwohnenden deutschen Hirten dagegen kein französisch verstehen; sie konnten sich nur sehr nothdürftig über einen Trunk Wein verständigen. Interessant war auch die Unterhaltung dieser Hirten. Eine tüchtige Menschenart, die auf ihren Höhen gesund und kräftig gedeiht und weit weniger von dem Krieg und den Revolutionen der Welt tief unten berührt wird, als von den bösen Geistern, die in stürmischer Nacht die Kühe behexen.

Von diesen hohen breiten Bergrücken schaut man weithin auf beiden Seiten in die Länder hinab; östlich folgt das Auge dem Rheinlauf über Breisach bis zu den Schweizerbergen am fernsten Horizont, abwärts bis Straßburg; nach Westen schweift der Blick über Frankreichs fruchtbare Gefilde — die Hirten sahen von hier aus in den lezten Kriegen tief unten in der Ferne mehr als einmal die Kanonen blizen — bis sich der Blick, ungehemmt durch irgend ein höheres Gebirge, in blauer Ferne verliert. Dieser Grat bildet die Centralkette der Vogesen und zieht von Süden nach Norden; auf beiden Seiten sind die wirr durcheinander liegenden, niedrigeren Vorberge von Sandstein angelehnt, welche als die Uferbildung des großen Binnenmeers betrachtet werden, das einst das obere Rheinthal gewesen ist. Der Gebirgszug wird öfter durch Querthäler, welche senkrecht auf die Rheinfläche ausmünden, durchschnitten. Gerade an dieser Stelle scheint in der Urzeit eine Hauptwerkstätte jener schaffenden, Berge hebenden Thätigkeit gewesen zu seyn; drei Bergseen, deren Wasser sich in alten Kesseln mit steil abfallenden Wänden ohne alle Vegetation gesammelt haben — der Sulzerer, der schwarze und der weiße See, unweit davon der „lange See" in etwas milderer Umgebung — sind hievon deutliches Zeugniß.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

(Fortsezung.)

Literatur.

Thackeray hatte das Unglück, daß seine Frau wahnsinnig wurde zu einer Zeit, wo er seine Vermögensumstände durch leichtsinnige Wirthschaft so heruntergebracht hatte, daß er sie nicht einmal zur Heilung in einer Anstalt unterbringen konnte, sondern sie unter seinem eigenen Dache selbst verpflegen mußte. Da hat er das Leben kennen gelernt und die Schmerzen desselben in jeder Abstufung durchfühlen müssen; da hat ihn die Noth auch gelehrt, von dem bis dahin in ihm brach liegenden Talent Gebrauch zu machen, das Anfangs freilich, wie jedes

Talent, mit tausend Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Er ist jezt ungefähr fünfzig Jahre alt; sein Haar ist gebleicht, aber seine hohe, kräftige Gestalt und frische Farbe geben ihm demungeachtet ein jugendliches Ansehen. Nahrungssorgen drücken ihn nicht mehr; sein Ruf als Schriftsteller sichert ihm mehr als er bedarf. Sein neues Werk, »Pendennis,« wird ihm für jede monatlich erscheinende Nummer mit hundert Pfund Sterling honorirt, und außerdem fehlt es nicht an neuen Ausgaben und Beiträgen zu Journalen, von welchen Punch allein schon eine schöne Ausbeute gewährt. »The Hogarty Diamond,« eine Erzählung, die früher in einem Journale erschienen und jezt besonders herausgegeben worden ist, hat ihm fünfhundert Pfund Sterling eingebracht, und doch gehört diese Erzählung eben nicht zu den gelungensten. Was aus »Pendennis« werden wird, läßt sich noch nicht sagen. — Von Dickens ist in neuester Zeit nichts erschienen. Vielleicht ist er fertig, das heißt, wenn sein Beutel ihm erlaubt Basta zu rufen, was eine große Frage ist; denn wie gewonnen, so zerronnen, heißt es gewöhnlich bei den Belletristen dieser Gattung. — Macaulay's Geschichte Englands ist das Entzücken aller Weiber, die gar nichts anderes mehr lesen wollen. Staatsmänner meinen, man könne sich die Lektüre aufsparen, bis das Ganze vollendet sey, was in etwa zehn Jahren der Fall seyn wird. — Mrs. Jameson hat ein neues Werk über »Legendary Art« erscheinen lassen, das aber nur für eine besondere Klasse von Lesern paßt; denn die Beschäftigung mit der Kunst als Wissenschaft ist schon an und für sich nicht eines Jeden Sache, und kommt man nun gar auf Legenden und Märtyrer, so bedarf es eines eigenen Geschmacks, um sich in den Stoff hinein und hindurch zu wühlen. Doch thut dieser Mangel an allgemeinem Interesse dem Werke an sich keinen Abbruch und vermindert den Werth desselben durchaus nicht; sicher hat der feine Kunstgeschmack und die genaue Kenntniß des Stoffes die Verfasserin in den Stand gesezt, Alles zu leisten, was sich auf diesem Felde leisten läßt, und die verdiente Anerkennung wird ihr nicht entgehen. Es ist immer erfreulich, wenn eine Frau sich an ein Abstraktes wagt, da ihre Natur sie so leicht an das Subjektive und das Feld der Beobachtung bindet. — Mrs. Austin, die Paris verlassen hat, hält sich auf dem Lande auf und scheint weniger thätig auf dem Felde der Literatur zu seyn, als man sonst von ihr gewöhnt war. Das Uebersetzen wird jezt überhaupt eine mißliche Sache; dieses ewige Nachdrucken, diese rasch aufschießenden wohlfeilen Ausgaben machen es hinfort jedem Buchhändler unmöglich, eine erste Arbeit nach Gebühr zu honoriren, und ein guter Uebersetzer wird seine Zeit nicht für einen Spottpreis hingeben wollen.

(Schluß folgt.)

Von der böhmischen Grenze, März.

(Fortsetzung.)

B e i n e r t.

In einem anstoßenden kleinen freundlichen Saale zeigt Beinert sofort mit großer Gefälligkeit sein systematisch geordnetes eigentliches Museum naturgeschichtlicher Gegenstände, und es ist ein hoher Genuß, den gelehrten, unermüdlichen Sammler in seiner zwanglosen Weise über Petrefactologie zu vernehmen, welche einen ihrer verdientesten systematischen Begründer in diesem Mann gefunden hat. Mit besonderer Vorliebe verweilt derselbe bei einem viertelpfündigen Bruchstücke gediegenen Eisens, dem merkwürdigen Dokumente einer verunglückten Weltkörperbildung. Es ist ein Stück jener meteorischen Eisenmasse, welche in zwei Fragmenten im Sommer 1847 auf zwei weit von einander entfernten Punkten der böhmischen Herrschaft Braunau niederfiel und aufgefunden wurde, während zu der ursprünglichen Kugelform der Meteormasse ein drittes Bruchstück noch fehlt und vielleicht später durch Zufall noch entdeckt wird. Beinerts instruktives Stück des Meteoriten ist ein Geschenk des Prälaten Dr. Retter, auf dessen Herrschaftsgebiete der Niederfall der beiden Fragmente geschah. Nächst dem hohen gelehrten Besitzer selbst, der für die Ermittlung und aktenmäßige Feststellung der historischen Umstände des merkwürdigen Meteoritenfalles sorgte, erwarb sich Beinert um die wissenschaftliche Untersuchung desselben ein wirkliches Verdienst. Er machte zunächst das große Naturereigniß, welches genauer als jedes vorangegangene ähnliche beobachtet worden war, bekannt, und dasselbe gab ihm zu einer werthvollen Monographie und interessanten Hypothese über die Natur der Meteoriten Veranlassung. Die Schrift erschien indessen gerade vor einem Jahr, also in jener großen sturmbewegten Zeit, wo selbst die Gelehrten ihre Aufmerksamkeit ausschließlich den politischen Geburtswehen der Erde zuwandten und keine Zeit zu kosmogonischen Betrachtungen übrig hatten. Daher wurde die wichtige Beinertsche Arbeit bisher weniger bekannt, als sie verdiente.

Beinerts einfach ausgestattetes Weinzimmer, das sich wie ein halbes Geschäftsbureau ausnimmt, ist der Centralpunkt des Orts für Wissenschaft, Intelligenz und administrative Angelegenheiten. An diesen grünen Tischen, auf den gepolsterten Lederbänken saßen seit Jahren viele wissenschaftliche und dichterische Notabilitäten Deutschlands, von denen ich nur einen Poggendorf, Rose, Göppert, Adalbert v. Chamisso und Theodor Mundt nennen will. Sie alle kamen nicht des Weines, sondern des jovialen Wirthes wegen her, und wurden bald aus seinen frohen Gästen seine herzinnigen Freunde. Denn Beinert ist einer der seltenen Menschen, welche mit dem Reichthum an Herz, Geist, Wissenschaft und praktischem Verstande jene Macht der Persönlichkeit verbinden, der sich überall leicht die Herzen zuwenden. Bei dem großen vielseitigen Thätigkeitskreise, welchem der Mann sich mit immer gleicher Rüstigkeit hingibt, bei dem dadurch bedingten lebendigen Verkehr mit den verschiedensten Menschenklassen, hat er dennoch nur wenige Feinde. Seine Verdienste sind vielmehr von seinen zahlreichen persönlichen Freunden, von den wissenschaftlichen Vereinen, denen er angehört, so wie vom Staat auf die entschiedenste Weise durch Ehrenbezeugungen anerkannt worden. — Beinert hat für Arm und Reich, für Hoch und Niedrig ein freundliches Herz und Gesicht. Bei ihm allein ist in dem Ort für alles geistige Leben ein lebhafter Anklang zu finden. Er selbst ist in naturwissenschaftlicher Hinsicht eine stets geöffnete persönliche Kenntnißquelle, und er besizt eine reiche Privatbibliothek, während sonst in der Gegend im Allgemeinen wenig Sinn für Literatur zu finden ist. Der Whisttisch und die Weinflasche sind für die zahlreichen wohlhabenden Müssiggänger, welche meist die gute Gesellschaft bilden, der Inbegriff alles Lebenszwecks und Genusses. — Mit dem interessanten jovialen Wirthe im engern Kreise in seiner grünen Weinstube zu sitzen, ist ein eigenthümlicher Genuß. Er hat in den meisten praktischen und theoretischen Lebensgebieten ein treffendes Urtheil. Als Besitzer von Braun- und Steinkohlengruben, als Rustikalbesitzer, als praktischer Apotheker und Fachgelehrter, als Communalbeamter, mitten im Wechsel des buntesten Lebensverkehrs weiß er der Unterhaltung immer leicht ein lehrreiches Feld zu öffnen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 14.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 89. Freitag den 13. April 1849.

Why, there was a crown offered him; and being offered him, he put it by with the back of his hand, thus.

Shakespeare.

Berliner Briefe.

1.

Die Kaiserwahl.

„Ein Schauspiel, aber ach! ein Schauspiel nur!" ruft Deutschland mit dem Repräsentanten seines eigensten Wesens, dem Goethe'schen Faust, in diesem Augenblicke, wo eine neue Hoffnung ihm zerstört, eine schöne Zukunft, welche sich vor dem Auge seines Geistes entrollt hatte, abermals zertrümmert worden ist. — Goethe kannte sein Volk und wußte was er that, wenn er ihm in seiner erhabensten Dichtung den unglückseligen Dualismus der deutschen Natur verkörperte. Noch heute erwartet das deutsche Volk wie Faust seine Verjüngung von einer Macht, die außer ihm ist; noch heute möchte es sich mit dem Princip der Herrschaft verbinden, um die Befreiung von Herrschaft zu erlangen; noch heute weiß es nicht, daß jede Wiedergeburt nur durch die kraftvolle, energische Selbstconcentration des Wesens zu Stande gebracht werden kann, welches sich dieser Wiedergeburt bedürftig fühlt. Die Herren auf den Thronen im rothen Purpurmantel haben wie Mephistopheles mit ihrem speciellen Beschützer und Erschaffer, dem lieben Herrgott, die Wette eingegangen, daß es auch fürder wieder möglich seyn werde, die Deutschen von dem rechten Wege abzulenken. Ich möchte aber wissen, ob der deutsche Jehovah an unsere dereinstige Vereinigung zur Freiheit und Selbstständigkeit glaubt, wie der Goethe'sche Gott an die Rückkehr seines Dieners Faust zum Guten, obschon Faust ihm „jezt nur noch verworren dient." — An Verwirrung und Zwiespalt kann Deutschland es sicher mit dem guten idealistischen Faust aufnehmen.

Es waren wunderliche Zustände in Berlin, während der Tage, welche der Ankunft der Frankfurter Deputirten vorausgingen. Man überlegte, wie es zu machen sey, daß diese Abgeordneten nicht von den Constablern fortgewiesen, daß sie nicht gewrangelt würden, da ihrer drei-und-dreißig waren und im Belagerungszustande jede Menschengruppe von zwanzig Personen zwanzig Verbrecher einschließt. Wird doch dem dicken Fähnrich Rummelpuff in Krähwinkel befohlen, auseinander zu gehen, warum sollten nicht die drei-und-dreißig Deputirte die Weisung erhalten auseinander zu gehen? Sind sie doch ein Auflauf. Aber vorausgesezt auch, sagten sich die berathenden Bürger in der belagerten Hauptstadt von Preußen, vorausgesezt auch, daß die Constabler keine Schwierigkeiten machten, daß die Deputirten ungehindert vom Bahnhof an die Stadtmauer kämen, was würde das Zollamt dazu sagen, welches dort Wache hält? Jeder von den Bahnhöfen kommende Wagen wird nämlich immer noch an der Barrière geöffnet, in jeden guckt ein Steuerbeamter hinein und fragt, die Mahl- und Schlachtsteuerdefraudation zu verhüten: „Haben Sie nichts zu versteuern?" Wie, wenn man den Wagen des Präsidenten der Nationalversammlung öffnete, wenn der Beamte fragte: „Haben Sie nichts zu versteuern?" Wenn Simson entgegnete: „ich habe nichts als eine Kaiserkrone bei mir;" wenn der Beamte nicht wüßte, was mit einer Kaiserkrone in den hohenzollernschen Erblanden zu machen? denn es ist die erste, die man in's Land bringt, und es ist daher kein Tarif dafür festgesezt. — Muß Simson dann warten,

bis man auf dem Hauptzollamte nachgefragt, sich an den Minister gewendet und von diesem beschieden worden ist, ob deutsche Kaiserkronen steuerfrei sind oder nicht? Extraordinäre Zufälle, wie die Erwählung eines Königs von Preußen zum deutschen Kaiser, sind furchtbar für einen wohlgeregelten Staat.

Arg quälte uns die Frage: wird der König annehmen oder ablehnen? — „Der König wird es annehmen, muß es annehmen," riefen die Nationalpreußen und sonnten sich bereits in den Morgenstrahlen dieser künftigen Glorie. — „Der König muß es annehmen, wird es annehmen," riefen die Berliner Bürger, und die königlichen Hoflieferanten guckten bereits zu ihren Magazinschildern empor und überlegten, daß bei dem zu hoffenden Gewinn ein breiteres Schild leicht angeschafft werden könne, auf dem das „kaiserlich königlich" in großen goldenen Lettern prangen sollte. „Der König muß es annehmen, wird es annehmen," sagten die sogenannten Freunde bürgerlicher Ordnung und fester Gestaltung der Zustände. — Die Royalisten und die Republikaner, die Aristokratie und die Demokratie schüttelten aber die Köpfe. „Er kann es nicht annehmen," sagten die Ersten. „Wie sollte der König sich in den Conflikt bringen, König zu seyn par la grace de Dieu, und Kaiser par la volonté du peuple? Ein Hohenzollern sollte eine Krone annehmen, welche ihm Professoren und Kaufleute, welche ihm Unterthanen zuerkennen und welche ihm von dem Sohne eines Juden überbracht wird? Nimmermehr!" — „Der König nimmt es nicht an," behaupteten die Demokraten. „Welker und Consorten sind abermals dupirt, man hat den Triumph haben wollen, in einer recht auffälligen Handlung darzuthun, wie man die Souveränetät des Volkes nicht anerkenne."

Während all dieser Fragen und Zweifel fuhren die Deputirten von Frankfurt ab und die Stadt Berlin fing an zu überlegen, in welcher Weise man sie zu empfangen hätte. Ihre Unterbringung in den ersten Hôtels war leicht zu bewerkstelligen, nur auf ihr Vergnügen hatte man bedacht zu seyn. Einige Stadträthe wurden zu Herrn v. Küstner gesendet, um das Repertoire für die Tage zu erfahren, welche die Kronenbringer hier verweilen würden.

„Was werden Sie am ersten Tage aufführen lassen?" fragten die Herrn bescheiden den allmächtigen Intendanten. — „Die Räuber," entgegnete er, im vollen Gefühle seiner Würde und Unfehlbarkeit. Die Stadträthe prallten zurück vor dieser sinnigen, geschmackvollen Wahl; aber so groß war dießmal die Energie ihrer Begeisterung für die erbliche Kaiserwürde, daß sie muthig zu erklären wagten, wie sie Protest dagegen einlegen müßten. Es gebe doch andere Stücke, welche geeigneter wären, man habe ja vaterländische Dramen; sie dachten vermuthlich an „Zopf und Schwert," oder an das schöne Raupach'sche Schauspiel „vor hundert Jahren," das während des Frühjahrs 1848 allwöchentlich gegeben wurde. — Nach vielem Hin- und Hersprechen kam man endlich zu einer glücklichen Verständigung. Man beschloß Don Carlos aufführen zu lassen, in dem der König Philipp seine Maßregeln vom Inquisitionstribunal holt und der Vertreter der Gedankenfreiheit erschossen wird.

(Schluß folgt.)

Kiltabendgeschichten.

(Fortsetzung.)

Jetzt gab der Ringgi unter dem Ofen unversehens Laut, vor dem Haus ließen sich Tritte hören und bald ging die Stubenthür auf. Ein schlankes Bürschchen trat wohlgemuth ein, den Bündel, den es trug, in einen Winkel legend. „Guten Abend miteinander, und hätt' Euch gern gefragt, Vetter Joggi, ob Ihr mich übernacht haben wollt?" — „Warum nicht, Friedli! Gottwilche bei uns!" war des Bauern Antwort. „Liseli soll dir etwas zum Erwärmen einschenken; das thut wohl, wenn man aus dem Nebel kommt." Liseli langte flink eine Flasche vom Wandbrett herunter und schenkte das perlende Gigertschiwasser * in ein blankes Gläschen, dann holte sie ein gewaltig Stück duftiges schwarzbraunes Roggenbrod aus der Tischlade hervor und legte es mit einem Messer vor den neuen Ankömmling auf den Tisch.

Dieser hieß in der ganzen Amtei nur der „Trummerfriedli" und war weit und breit als ein lustiger Vogel berühmt, der sich dreimal drehen konnte, bevor ein anderer nur den Kopf gewandt hatte. Er machte Anspruch darauf, Joggis Vetter zu seyn, mit nicht minderem Recht als je irgend ein Bursche, der etwa einmal den achten oder zehnten Theil eines Taunergütchens erben konnte und sich als Sackzeichner durch die Welt schlug, eines Bauern Vetter sich nennen durfte, der drei Pferde im Stall und seinen Hof von sechzig Jucharten frei ledig und eigen hat.

„Jetzt erzählst du uns aber eine recht schöne Geschichte," sprach Liseli zum Vetter, indem sie ihm sein Gläschen zum zweitenmal füllte. „Sie sind heute Alle so schweigsam und langweilig zum Einschlafen, und es ist ein rechtes Glück, daß du noch gekommen bist." — „Dir zu lieb, Base, will ich schon so was

* Obstbranntwein.

aus dem Aermel schütteln, mit dem Vorbehalt, daß ihr's nicht gar zu genau nehmen dürft; denn wenn Einem so mitten im Eifer der genaue Sachverhalt nicht gleich einfallen will, so lügt man in der Geschwindigkeit etwas dazu." — Das wäre man von einem gewissen Trummerfriedli schon gewohnt, meinte der Joggi; er solle es nur nicht gar zu grob machen. — Da des Müllers Rubli seinen Dufour stopfte, so füllte Friedli sein Pfeifchen ebenfalls aus des Wachtmeisters Päcklein, zündete an und sezte sich dem goldhaarigen Bäschen gerade gegenüber. „Es fällt mir ein Stücklein ein, das ich habe aufführen helfen, just als der Krieg gegen den Sonderbund angegangen. So paßt denn auf und redet mir nicht hinein."

Das war, mei' Seel, eine kuriose Zeit, Anno siebenundvierzig um den Herbstmarkt herum! Da wußte keiner, ob er nicht heut oder morgen sein Halbleinkuttli an den Nagel und den blau und rothen Uniformrock an den Buckel zu hängen habe. Man lebte wie der Vogel auf dem Ast. Dabei machte keiner so gute Geschäfte wie der Rößliwirth zu Lürligen. Der wußte wohl, daß die Leute jezt ärger auf die Neuigkeiten erpicht waren, als die Spatzen auf die Basler Kirschen; hatte deßhalb immer etliche für seine Gäste parat, und ging's nicht anders, so schüttelte er handkehrum ein Halbdutzend selbstgemachte aus dem Aermel; hielt auch zwei Blätter, eines für die Neuen und eines für die Alten, in denen jeder lesen konnte was ihm wohl gefiel. Einige hielten ihm sogar vor, er habe zwei Gesichter, die er nach Belieben aushänge, je nach der „Gastig." Item, beim Rößli waren immer alle Tische besezt, und wer etwas Neues erfahren wollte, durfte sich's nicht gereuen lassen, dem Wirthe mindestens sechs Kreuzer für einen Schoppen von seinem Sauersten zu entrichten.

Ich saß also mit einem Trupp Kameraden, s'war am zweiten Sonntag vor Allerheiligen, beim Rößli hinter einer Flasche. Der rothe Wegknecht bei der neuen Griengrube führte das große Wort. Die Jesuiter, rief er, und schlug dazu auf den Tisch, daß der Wein aus den Gläsern sprizte, die Jesuiter dürfe man nicht länger dulden in der Eidgenossenschaft, sonst hätten sie das Volk bald ganz dumm gemacht; man fange schon jezt ordentlich an es zu merken, und der Sigwart, der uns den Kaiser und die Franzosen über den Hals schicken wolle, der müsse an den höchsten Galgen gehenkt werden, sonst komme es nicht gut im Vaterland. — Im finstersten Winkel der Gaststube hatte Einer einen Schoppen Rothen. Ihm schien nicht recht geheuer zu Muthe; mit dem einen Auge schielte er über seinen rothen Lacôte-Schnabel verstohlen nach uns herüber, mit dem andern bewachte er die Stubenthür, als ob er sich für den Nothfall einen unbehinderten Rückzug sichern wollte. Als der rothe Wegknecht so gewaltig auf den Tisch schlug, fuhr der Fremde zusammen und hob bereits den einen Fuß zur Flucht; da er aber hörte, daß Einer von uns widerredete: was die im Bernbiet dazu sagen würden, wenn die Luzerner und Ländler ihnen ihre Prädikanten verjagen wollten? wenn das Sprüchwort wahr sey, der beste Luzerner habe einen Sack gestohlen, so sey der Sigwart noch lang gut genug zu ihrem Schultheißen u. s. f. — so sezte er sich wieder zurecht und rückte sogar aus seinem finstern Winkel hervor, um sich in unsern Diskurs zu mischen. Der Sigwart, meinte er, sitze noch fester auf seinem Stuhl, als mancher Landammann oder Präsident, den er lieber nicht nennen wolle; und wenn der Ochsenbein mit hundert tausend Mann in's Luzernbiet ziehe, er wette zehn Maas Zwetschgenwasser gegen ein halb Schöppli Ankenmilch, es komme kein ganzes Bein mehr heraus.

Aber wohl, bigopp!* wie fuhr ihn da der Wegknecht an! Wer er sey und woher er komme? Das Maul solle er halten, wenn er nicht eine Flähre** wolle, daß ihm alle Zähne in den Rachen hinunter führen; denn hier sey man liberal und lasse sich nicht von jedem Aristokraten und Sonderbündler ungestraft foppen. Erschrocken fuhr der fremde Gast etliche Schuhe nach der Gegend, wo der Zimmermann das Loch gemacht. — Da sagte mir der Wirth leise in's Ohr, es sollten Einige von uns sich des Mannes annehmen, wenn wir ein paar Maas vom Bessern auf unrechthabende Kosten trinken wollten; es sey der Koch aus dem reichen Kloster z'nächst im Luzernerbiet drüben und werde sich ein Hämpfeli*** Fünfliber gewiß nicht gereuen lassen.

Was der Rößliwirth meinte, war uns zum Profit und ihm nicht zum Schaden. Ich stieß deßhalb einen und den andern meiner Kameraden mit dem Fuß und schrie den Wegknecht an, er solle es nur nicht probiren, dem fremden Herrn etwas in den Weg zu legen; wir seyen in einem freien Land, bigopp! wo jeder reden könne wie ihm der Schnabel gewachsen. Zudem möge der Herr vielleicht wohl recht haben; es könne seyn, er verstehe sich besser drauf als unsereiner.

(Fortsezung folgt.)

* Bei Gott!
** Ohrfeige.
*** Handvoll.

Korrespondenz-Nachrichten.

Von der böhmischen Grenze, März.

(Fortsetzung.)

W e i n e r t.

In politischer Hinsicht hält Weinert jene gemäßigte Richtung ein, welche allein heilbringend werden kann. Er ist für ein einiges Deutschland unter einem erblichen Oberhaupt, für ein constitutionelles preußisches Königthum auf volksthümlichen Grundlagen, wie es die Verfassungsurkunde gewährleistet. Er verketzert dabei keine fremde politische Meinung, ohne die Consequenz seiner eigenen irgendwie aufzugeben. Ob rothe Republikaner, ob eingefleischte Reaktionäre in seinem öffentlichen Lokale verkehren und in breiten Tiraden ihre Ueberzeugungen geltend machen — die Höflichkeit seines Herzens weiß alle Collisionen, welche sein Verstand herbeiführen könnte, zu vermeiden. — Ein anderer Genuß ist es, mit dem Repräsentanten von Charlottenbrunn auf die Berge zu steigen, in seine alten und neuen Anlagen, wo er vielen ihm theuern Personen an bestimmten reizenden Plätzchen einfache Denkmale gesezt und für die Badegäste bequeme Wege dahin geschaffen hat. Da gibt es eine Göpperts Höhe, eine Theodors (Mundts) Ruhe, einen Holtei's Platz, Rose's Platz, Wilhelminens Platz, Anna's Ruhe. Adalbert v. Chamisso hat seinen Ehrenplatz in der Höhe des Weinertschen Wohnhauses. Auf jedem interessanten Umsichtspunkt entwickelt der liebenswürdige Cicerone ungesucht seine gründliche und vielseitige Kenntniß der Gegend. Da erfährt der Reisende genau die ihrer charakteristischen Formation entsprechenden geognostischen Verhältnisse der Bergzüge. Dort die Kette kegelförmiger Höhen besteht aus Porphyr, mit Basaltit auf gewissen Punkten, während die Grundlage Kohlenflöze sind. Drüben über dem Weißtritzthale ziehen sich die aus Gneuß gebildeten Kammlinien des Eulengebirgs hin. Im Hintergrunde des vorliegenden schönen und lebenvollen Thales bezeichnet die Koppe des Fuhtigs die Grenze der Grafschaft Glaz, während mehr zur Rechten die böhmischen Grenzberge hinziehen. Gelegentlich bringt der heitere Doktor, entfernt von allem Schulmeistertone, die zum Theil seltene Flora des Gebirgezugs zur Sprache. Da macht er an kleinen Bächen aufmerksam auf die Montia fontana L.; Lercoium vernum L. findet sich schon im Februar und März blühend, der sehr seltene Narcissus pseudo-narcissus L. dagegen im April und Mai. Am Lorbeer- und langen Berge sieht man die Cineraria crispa L., und auf den Reimswaldauer Höhen das seltene Hieracium floribundum. — Weinert wird nicht versäumen, seinen Gast von der Ludwigshöhe aus, wo er nächstens ein Museum im Schweizerstyl für sein Petrefaktenlager zu bauen gedenkt, auf geebnetem Wege nach dem Plätzchen Garvesruhe zu führen, wohin man von der andern Seite aus tiefer Schlucht auf einer Treppe steigt und der Aussicht in das herrliche Lehmwasserthal genießt. Der Breslauer Philosoph Christian Garve, dem selbst Kant dieses Prädikat in der vollsten Bedeutung zugestand, obgleich jener seine Lehre bestritt, hielt sich ganze Sommer bei einem Privatmann in Charlottenbrunn auf, und hatte zu seinen Arbeiten im Freien das nach ihm genannte Plätzchen erwählt, wo ein einfaches Sommerhaus steht.

(Schluß folgt.)

London, März.

Schluß.)

Literatur. — Denkmäler von Ninive.

Humboldts Kosmos hat einen großen Krieg über dieses Thema entzündet. Murray gab die erste Uebersetzung heraus, die dann einen anständigen Preis hatte. Jezt erscheint eine Ausgabe bei Bohn zu fünf Schillingen, die eine Miß Otte für ihn gearbeitet und die natürlich mit Benuzung der schon bestehenden Uebersetzung des Werkes leicht vollkommener zu machen war und daher der Murray's vorzuziehen ist, wodurch sich dieser genöthigt sah seine Ausgabe auf den vierten Theil des anfänglichen Ladenpreisis herabzusetzen, um so mit seinem Nebenbuhler einigermaßen in die Schranken treten zu können. — Ein kürzlich erschienenes, ganz vortreffliches Buch ist: »Wakefields view of the art of colonization.« Dieser Punkt hat immer für den englischen Staatsmann große Schwierigkeiten geboten, und so oft auch Charles Buller und Lord Stanley die Frage behandelt haben, wurde die Schwierigkeit doch nicht gehoben, der Weg zur Verbesserung nicht leichter. Wakefield hat die Sache reiflich durchdacht und eine gediegene Arbeit geliefert. Er scheut sich nicht zu sagen, daß der Hauptfehler der englischen Regierung darin liege, daß sie sich die Männer, die sie in ihre Kolonien senden wolle, nicht eigens dazu erziehe, daß sie immer solche aussende, die zu Hause zu nichts zu brauchen sind, und die also als pis-aller ein solches Amt annehmen, in der Hoffnung, sich dabei in möglichst kurzer Zeit zu bereichern. Die natürliche Folge sey, daß die Kolonien keinen Fortgang haben, so lange der Gouverneur ohne alles Interesse an ihrem Gedeihen bleibe. Man müsse hinfort Männer aussenden, die einem solchen Beruf gewachsen seyen, und man solle diesen in den Kolonien Länderbesitz und eine Pairie als Lehn für eine Verwaltung verhalten, die dem Mutterstaat Früchte trage. Dieser Plan würde nach und nach dazu führen, auch dorthin eine Aristokratie zu verpflanzen, die der Gesellschaft dasselbe Gegengewicht hielte, wie im Mutterstaat, und die den Kolonien allein das Gedeihen sichern könnte; denn nur so sey eine permanente Ansiedlung der bessern Volksklassen dauernd zu bewirken. Wakefield war ein naher Freund von Charles Buller, und hatte sich mit ihm gewissermaßen im Laufe der Jahre in diese Frage hineingelebt. Er ist eine kurze untersezte Gestalt, ohne bedeutendes Aeußere, aber kräftig gebaut und ein großer Magnetiseur. — Man zeigt jezt im brittischen Museum die von Ninive angekommenen Alterthümer, die freilich bis jezt nur geringe Ausbeute gewähren, aber darum nicht minder interessant sind. Die Schrift kann man leider noch nicht lesen, und so lange man damit nicht zu Stande kommt, benimmt das über das Alter der Monumente herrschende Dunkel diesen Steinbildern viel von ihrem Werthe; sobald aber dieser Punkt aufgeklärt ist, wird der Geschichtforscher interessante Folgerungen über die frühere Geschichte Assyriens ziehen können, und uns weiter in die Vergangenheit hinauf zu führen vermögen, als unser Blick je zu reichen hoffen durfte. Die Gesichtsbildung der Figuren trägt ganz den jüdischen Typus und dieser hat sich im Laufe von Jahrtausenden so seltsam unter diesem Volk erhalten, daß sich uns mehrmals die Bemerkung aufdrängte, wir könnten leicht das Original zu dieser oder jener Porträtstatue lebend aufzeigen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 90. Sonnabend den 14. April 1849.

Sie haben üble Humore mit ihm gespielt; das ist das Wahre von der Sache

Shakespeare

Kiltabendgeschichten.

(Fortsetzung.)

Jezt merke er doch, sagte der Klosterkoch, frisch zu Athem kommend, daß er unter guten Christen und nicht unter Ketzern und Freischärlern sey, und es würde ihn freuen, mit so wohldenkenden Knaben ein Glas Wein in Frieden zu trinken. Der Herr Wirth solle nur gleich eine Maas oder zwei aus dem hintern Fasse herauf holen. — „Auf meine Rechnung, wohlverstanden," fügte er bei. Als der rothe Wegknecht hörte, daß es etwas zu trinken gebe, erkältete sich sein Eifer für die liberale Sache um ein Merkliches; er meinte, so bös sey es vorhin nicht gemeint gewesen, und rückte, als der Rößliwirth, in jeder Hand eine Maasflasche tragend, aus dem Keller zurückkam, dem Sonderbündler so nah als möglich. — Der liebe Herr solle nur nicht bange seyn, bemerkte der Wirth abstellend und suchte sein gottseligstes Gottestrumpfgesicht hervor; wir seyen alle gute katholische Christen und werden es uns zur Ehre anrechnen, ein Glas auf die Gesundheit des Klosters zu trinken.

Der Klosterkoch schenkte ein und fragte, ob vielleicht einer von uns beim Militär sey. — „Ja freilich, wir Alle." — „Ihr werdet aber doch daheim bleiben, wenn d'Tagsatzig Krieg beschließen sollte gegen den Sonderbund? Es wär' ja Sünd und Schade für so hübsche brave Knaben!" — Wie er das meine? fragten wir. Der Koch richtete seine Blicke obsig * nach der schwarz angerauchten Decke, stieß einen starken Seufzer aus und trank andächtig sein Glas. „Ich sage euch, Knaben, wer sich also versündiget und zieht mit dem Ochsenbein z'Chrieg gegen die katholischen Kantone, der hat Haus und Heim, Vater und Mutter zum leztenmal gesehen." Das werde doch nicht so gefährlich seyn, meinten wir; er aber erwiderte, er wisse es besser, er sey erst vorgestern noch in Luzern gewesen und habe Alles mit eigenen Augen gesehen. Da sey kein Weg und Steg, die nicht in die Luft gesprengt werden könnten mitsammt ganzen Bataillonen des einrückenden Feindes; an allen Kreuzwegen seyen Schanzen gebaut mit vielen hundert Kanonen, die der König von Frankreich den Luzernern zum Präsent gemacht; hinter jedem Zaun aber stehen Ländler Schützen, von denen der Mindeste auf tausend Schritt einen Zweiräppler * treffe; von solchen Schützen hätte man keinen Begriff bei uns. — Wahr sey wahr, bestätigte der Rößliwirth. Es sey einmal so ein Ländler Scharfschütz bei ihm über Nacht gewesen, der um einen Schoppen Gigertschiwasser gewettet, ein Loch durch den Mond zu schießen, und hab's richtig gewonnen; man könne das Loch noch jezt sehen in hellen Nächten.

„Noch eine Maas, Herr Wirth," bestellte der Klosterkoch. Dieß sey aber noch Alles nichts, fuhr er fort. Heute oder morgen kommen zehntausend Walliser über die Schneeberge. Die könnten ihren Kanton unten mit einem großen Stein versperren, wo dann keine Katze mehr hinein käme, und hätten also all ihre Mannschaft den Luzernern zu Hülfe geschickt. Die verständen

* Aufwärts

* Winzige Scheidemünze.

weder deutsch noch wälsch und schlügen Alles zu Kreuzstücken zusammen ohne Pardon.

„Lüg' du dem Teufel ein Ohr weg!" dacht' ich, und je mehr der Klosterkoch in Zug kam, desto fleißiger ließ ich mir einschenken und die Kameraden auch, und nickten zu allem gläubig mit dem Kopf. — Fehlen könn's allweg nicht, wiederholte der Koch, der Sigwart hab's schriftlich von der heiligen Mutter Gottes, daß sie in eigener Person an der Spitze der himmlischen Heerschaaren dem Sonderbund zu Hülfe kommen werde. — Er hab's auch gehört, und zwar von einem, der's wissen könne, bekräftigte der Wirth. Das Schreiben soll mit goldgelben Buchstaben auf himmelblauem Seidenpapier geschrieben gewesen seyn. — Meine beste Pfeifenspitze hab' ich in Stücke zerbissen, um nicht herauszuplatzen. Waren aber Etliche, die nahmen die Ländler Schützen, die gräulichen Walliser und den Brief der heiligen Mutter Gottes in vollem Ernst und wurde ihnen angst und bang dabei. Es wäre ihm schon recht, daheim zu bleiben, meinte der rothe Wegknecht; aber stelle man sich nicht, so komme man über die Brücke * auf ein oder zwei Jahre und zuletzt gar noch um den Posten. — Noch immer besser als mitten von einander geschossen oder mir nichts dir nichts in den Mond hinauf gesprengt zu werden, meinte der Klosterkoch; übrigens gebe es noch einen bessern Ausweg. Wir sollten sammt und sonders nach Luzern. Es wären dort schon mehr als tausend Aargauer aus dem freien Amt und fast aus allen andern Kantonen; die würden in besondere Bataillone eingetheilt und erhielten den doppelten Prä. ** Bei den hochwürdigen Vätern Jesuitern bekomme man dann Zeicheli; wer sie trage, dem könne weder Schuß, noch Hieb, noch Stich etwas anhaben. Er habe ein paar mitgebracht und wir seyen vielleicht neugierig, wie sie aussehen.

Holte auch gleich etliche dieser Wunderzeicheli aus dem Sack hervor. Wahrhaftig, er glaubte uns bereits sammt und sonders für den Salis-Soglio geworben zu haben. Da ist aber gerade der Landjäger eingetreten. Da treffe er uns ja hübsch beisammen, sagte der; er hab' es wohl gedacht, beim Rößli zu Lürligen könne er sich ein paar Gänge ersparen. — Was wir gefehlt, daß wir vor den Präsidenten müßten? fragt' ich. — So gefährlich sey's nicht, der Befehl laute bloß: den Tornister auf den Rücken und Gewehr in Arm. — Also Krieg! riefen wir Alle in Einem Athem. — „Denk wohl!" Die Tagsatzung habe einmal für den Anfang ein Aufgebot von hunderttausend Mann beschlossen; man treffe Staffetten auf allen Straßen an; er selbst habe eine ganze Handvoll von Aufgeboten zu besorgen. „Da ist gleich ein's für dich, Trummerfriedli, jezt kannst du deine Schlegel wieder rühren; für den Rothen da hab' ich's auch, und für den Petersepp, den Hanssepp und den Dürssepp. Nehmt und lest sie euch selber aus, und Gott befohlen!"

Beim Eintritt des Landjägers hatte des Klosterkochs Nase die Farbe einer halbreifen Zwetsche angenommen, erhielt aber bald ihre ebenrechte Röthe wieder. Ob wir denn wirklich dem Aufgebot folgen wollten? fragte er kleinlaut. Es war aber jezt keine Zeit mehr zum spaßen, wollte man noch die Uniform ausklopfen, den Säbel putzen und vom Schatz Abschied nehmen. Ich sagte nur noch zu ihm, er solle uns doch gefälligst Quartier bestellen im Kloster drüben; bevor wir uns von den Pulverfässern, welche die Luzerner unter die Straßen gegraben, in den Mond sprengen ließen, wollten wir den Weinfässern im Klosterkeller noch einen Besuch abstatten. — Wie ein begossener Pudel strich sich der Klosterkoch dem Haag nach von dannen. Ich aber mußte die Trommel umhängen und „z'Chrieg."

(Fortsetzung folgt.)

* In's Zuchthaus.

** Sold.

Berliner Briefe.

(Schluß.)

Indeß die Stadträthe wünschten noch mehr für den freundlichen Empfang der Deputation zu thun, sie wünschten sie mit einer Operndarstellung zu erfreuen. Hier aber mußten sie der Unmöglichkeit weichen, denn Herr v. Küstner erklärte, er lasse eine Halevy'sche Oper einstudiren und könne kein Intermezzo dulden, das die Proben unterbreche, die Sänger anstrenge. Vergebens erbot sich die Prima Donna, Frau Köster, in ehrlichem patriotischem Eifer, so oft und so viel zu singen, als man verlange; vergebens bewiesen die Stadträthe, ein Ereigniß wie dieses verdiene doch, daß man den regelrechten Verlauf des vieljährigen Berliner Theaterschlummers einmal unterbreche; Herr v. Küstner blieb unbewegt. Herr v. Küstner würde, ein zweiter Josua, der Sonne Stillstand gebieten, dem Weltuntergang zu warten befehlen, wenn bei dem Hereinbrechen dieser Katastrophe die lezte Opernprobe noch nicht vorüber wäre. Das nennt man einsichtsvolle, pflichttreue Beharrlichkeit eines Beamten.

So vergingen die Tage bis zum zweiten April. Der Himmel hatte Alles gethan, was man von ihm verlangen konnte. Er hatte sich nach vielen kalten,

trüben Tagen am Morgen des zweiten Aprils erhellt, er lachte auf Berlin herab, er war bereit, eine zahllose jubelnde Menschenmenge zu beleuchten, er hatte sich auch sanft bewölkt, um im entscheidenden Augenblicke die unerläßlichen Freudenthränen herabweinen zu können; er war viel gefälliger, viel besser auf den Empfang der Deputirten vorbereitet, viel deutscher erhoben, viel preußischer begeistert, als Herr v. Küstner. — Die Vorbereitungen des Himmels halfen indessen zu nichts, weil der Erdenkommandant in den Marken, Graf Wrangel, den Belagerungszustand nicht aufgehoben hatte. Die Straßen blieben leer und kein Festtagsjubel war zu hören, den die Sonne hätte bescheinen können. Das Volk dachte: es steht uns nicht frei, zur Wahl eines preußischen Deputirten, zur Besprechung über unsere nächsten Angelegenheiten uns zu versammeln, und wir sollten einen Kaiser gewählt haben? Das ist gar nicht möglich!

So blieben die Arbeiter bei ihrer Arbeit, die Straßen leer, und nur auf dem Bahnhofe hatten sich ein paar tausend Menschen der müssigen wohlhabenden Klassen eingefunden, die Kaiserdeputation ankommen zu sehen. Man wartete von vier bis gegen sechs Uhr. Endlich erschallte die grelle Pfeife der Locomotive, die Bewillkommer eilten auf den Perron, von der Eingangsthüre des Bahnhofes hingen schlaff zwei vorjährige, wieder abgestäubte deutschfarbige Fahnen hernieder und der Magistrat nahte den Ankommenden mit einer Darlegung seiner Empfindungen und Gesinnungen. Diese Gesinnungen und Empfindungen waren auch vorjährig und abgestäubt wie die Fahnen. Der Liberalismus und die Deutscheinigkeit des Berliner Magistrats sind wie ein Fieber, von dem er im Frühjahr ergriffen wird. Heute, am vierten April, dürfte der Fieberanfall bereits vorüber und der Angstschweiß eingetreten seyn, der den Magistrat in den gewohnten Zustand zurück versezt; die Eigenart dieser Frühlingsfieber bringt es mit sich, daß sie gar keine Spur ihres Dagewesenseyns hinterlassen.

Als der Worte in dem Bahngebäude genug gewechselt waren, Magistrat, Kammerdeputirte und Reichsboten sich die Herzen leicht gesprochen und sich alle ihre gegenseitigen Wünsche und Hoffnungen mitgetheilt hatten, fuhren die Wagen des Magistrats vor, der Präsident Simson und Professor Dahlmann bestiegen mit dem Bürgermeister Naunyn den ersten Wagen und zogen entblößten Hauptes in die Stadt ein. Die andern Deputirten folgten; die Zuschauer vor den Thoren riefen Vivat, und so still und öde es in den Straßen war, fragte man sich dennoch mit hochklopfendem Herzen: „was werden die nächsten Tage bringen?"

Wir wissen nunmehr, was sie gebracht. Friedrich Wilhelm IV. hat es abgelehnt, das Scepter der höchsten ordnenden Macht in Deutschland zu ergreifen, das ein großes Volk ihm mit Vertrauen darbot. — Seitdem ruht eine Wolke über der Stadt; eine Stimmung hat sich verbreitet und selbst die Friedliebendsten ergriffen, gegen welche General Wrangels strengste Befehle keine Macht haben. Man hört es hier gleichgültig, dort mit Achselzucken, in andern Kreisen mit Ingrimm, daß die Deputirten die Theater besuchen, bei Hofe speisen und auf der Schwelle verweilen, wo man ihr Geschenk, das höchste, das Menschen einem Menschen bieten können, nicht annehmbar gefunden. — Was wird der Frühling des Jahres 1850 erzeugen, aus der Saat, welche in diesem Augenblick gesäet wird?

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, März.

Politischer Zustand.

Die Physiognomie des März, im vorigen Jahr entschieden revolutionär, war heuer kriegerisch anzusehen. Anfangs schreckte man unsere Bevölkerung mit falschen Gerüchten von Einrücken fremder Truppen, unter deren Schutz angeblich die Kammern aufgelöst und eine sogenannte Contrerevolution versucht werden sollte. Die „entschieden Freisinnigen," in jeder Hinsicht liebenswürdige Adamssöhne, sind nie verlegen um Mittel, wenn es gilt die etwas in's Stocken gerathene demokratische Spektakellust wieder in Gang zu bringen. Um einmal eine recht zahlreiche Volksversammlung zu arrangiren, wurde geschwind eines schönen Morgens — ich glaube es war an einem Bußtage, wo Jedermann Zeit hatte, improvisirten Versammlungen beizuwohnen — die schreckhafte Nachricht mittelst Anschlags verbreitet, es sollten zwanzigtausend Bayern in Sachsen einrücken. Das Warum ward natürlich nicht angegeben. Einmal wußte man ja doch keinen bestimmten Grund, und sodann ist es ja überhaupt überflüssig, für Behauptungen irgend welcher Volksmänner Gründe anzuführen, und wären sie, wie Fallstaf sagt, so wohlfeil wie Brombeeren. Es ward erreicht, was man wünschte, eine Volksversammlung, der Tausende aus Mangel an Raum nicht beiwohnen konnten. Beliebte Redner hatten Gelegenheit sich auszusprechen und gern gehörte Phrasen wiederholt beklatschen zu lassen. Bald darauf erhielt die sächsische Regierung Befehl von der Centralgewalt, ein Truppencorps mobil zu machen, um es auf den ersten Wink nach Schleswig-Holstein rücken zu lassen, wo der Wiederausbruch des Kriegs mit Dänemark schon damals wahrscheinlicher war als eine Verlängerung des Waffenstillstands. Unsere radikalen Kammern, die glorlosesten, welche seit Menschengedenken in europäischen Staaten getagt haben — denn sie sprechen gleich Sancho Pansa, dem würdigen Knappen des unsterblichen Don Quixote, nur Juwelen und

Perlen — unsere Kammern waren als gut partikularistisch gesinnte Sachsen über solche Zumuthung höchst entrüstet. Einer der berühmtesten Interpellations- und politischen Confusionsräthe verlangte allen Ernstes, die Regierung solle der Centralgewalt nicht Folge leisten, da dieselbe für Sachsen nicht vorhanden sey. Andere meinten, der Krieg in Schleswig-Holstein habe nichts auf sich, er werde bloß zum Schein geführt und könne eher zur Unterdrückung als zur Befreiung des Volks führen. Diese Ansichten und Meinungen, die jezt unter den „entschieden Freisinnigen" sehr populär sind, hängen eng zusammen mit der wahrhaft schmachvollen, ja man möchte sagen vaterlandsverrätherischen Behauptung, die zu beschaffende deutsche Flotte solle nur den Dynastien, nicht dem Volk zu gute kommen, weßhalb das Publikum öffentlich aufgefordert wird, ja keinen Heller zu den Flottensammlungen beizusteuern. Könnte man's nicht mit eigenen Augen lesen, man würde solchen politischen Wahnsinn nicht für möglich halten; leider aber ist dem deutschen Partikularismus und verbissenen Parteiwesen Alles möglich. — Die sächsische Regierung hielt es indeß doch für angemessen, zur Ehre Sachsens und des gesammten Vaterlandes das verlangte Contingent sofort mobil zu machen und unverweilt nach den bedrängten Herzogthümern abgehen zu lassen. Dieß brachte auch in unsere Stadt, wo etwa die Hälfte der Brigade sich sammelte, kriegerische Lebendigkeit. Die Truppen — Infanterie, Kavallerie und Artillerie — bezogen theils in, theils außer der Stadt auf einige Tage Quartiere und brachen am 23. März gen Norden auf. Tags vorher kam der König mit den Prinzen Johann und Georg von Dresden und hielt unter großem Zulauf von Menschen Heerschau über die Krieger, die mit klingendem Spiel und flatternden Fahnen vor König und Generalstab defilirten. Einen besonders schönen Anblick gewährte das Gardereiterregiment, aus lauter kräftigen, vortrefflich berittenen und tüchtig eingeübten Leuten bestehend. Seitdem nun haben wir fast täglich Truppendurchmärsche gehabt, die noch immer fortdauern. Viele tausend Mann Bayern — Fußvolk und zwei Batterien schweren Feldgeschützes — deßgleichen ein starkes Bataillon reußischer Truppen, alle nach den Herzogthümern bestimmt, passirten unsere Stadt. Die meisten Bataillone wurden von unserm Stadtcommandanten eingeholt und bis zum Magdeburger Bahnhofe begleitet. Diese Truppenzüge sind aber auch die einzigen Zeichen politischer Aufregung, die seit langer Zeit äußerlich hier sichtbar wurden. Für gewöhnlich lebt man bei uns still vor sich hin, sey's nun, daß man alle Betheiligung an der Politik satt hat, oder daß man wenig mehr darauf gibt. Sicher anzunehmen ist, daß die Meisten zufrieden seyn würden, wenn nur auf irgend eine Weise etwas Haltbares zu Stand käme. Ob sich das Ding Kaiserthum oder Direktorium oder gar Republik nennte, darum würde man sich, belebte sich nur der Verkehr und wüßte man, daß es bei einem oder dem andern sein Verbleiben hätte, sehr wenig kümmern.

Bei dieser politisch flauen Stimmung konnten die neuesten Beschlüsse der Nationalversammlung in Frankfurt wenig Eindruck machen. Man nahm die erste Verwerfung des erblichen Kaiserthums eben so phlegmatisch hin, als später die etwas unerwartet kommende Erwählung des Königs von Preußen zum zukünftigen Kaiser der Deutschen. Innigen Theil daran nahmen vielleicht bloß die Mitglieder und Anhänger der deutschen Vereine in Sachsen, die, was immer die Gegenpartei ihnen vorwerfen und Schlimmes nachsagen mag, die eigentlichen Vertreter wahrhaft deutscher Gesinnung in unserm Lande sind. Sachsens politische Vergangenheit kann uns einer preußischen Hegemonie nicht sehr geneigt machen. Der großen Masse brennen noch immer die früher geschlagenen Wunden, und eine, wenn auch nur im Stillen fortgrollende Abneigung gegen alles Preußische läßt sich nicht fortcommandiren. Darum wird Sachsen, nimmt der König von Preußen die Kaiserkrone mit oder ohne Wenn und Aber an, nicht gerade sehr jubeln über den neuen Kaiser, ernstliche Widersetzlichkeit aber, glaub' ich, wird auch nicht zu fürchten seyn. Der Sachse ist zu verständig und am Ende auch zu berechnend, um all zu unpraktisch gegen nicht wieder abzuändernde faits accomplis sich aufzulehnen.

(Fortsetzung folgt.)

Von der böhmischen Grenze, März.

(Schluß.)

Industrie.

Hier schrieb Garve von 1779 — 1783 die berühmte Uebersetzung von Cicero's „Pflichten," zu der ihn Friedrich der Große veranlaßt hatte. Auch seine Abhandlung „über die Schönheit der Gebirgsgegenden" entstand auf diesem Lieblingsplätzchen. — In den Thälern des Waldenburger Kreises findet ein lebhafter Fabrikbetrieb und Steinkohlenbau statt; der Ackerbau an den steilen sterilen Berglehnen, welche zu großem Theile auch bewaldet sind, ist wenig lohnend. Die Straßen sind geschwärzt vom Kohlenstaube, und häufig begegnet man den bleichen Männern vom schweren unterirdischen Berufe, im dunkeln Grubenzeuge und die Lampe in der Hand. Die Sophiengrube bei Charlottenbrunn wird mit Dampf betrieben und gibt diesseits in dem Lehmwasserthale mit der Kolonie Sophienau einen interessanten Gesichtspunkt, wie in dem querlaufenden schönen Weistritzthale das stattliche Schloß zu Tannhausen und die große Maschinenwollenweberei zu Wüste-Giersdorf. Diese großartige Fabrikanstalt wurde von der königlichen Seehandlung unter dem Minister Rother angelegt, und beschäftigt zur großen Aushülfe in der weberreichen und arbeitsarmen Gegend in und außer dem Hause mehrere tausend Menschen, auch jezt noch, nachdem Rother aus dem Staatsdienste getreten ist. Das große Handlungshaus Reichenheim in Berlin beschäftigt für seine Rechnung ausschließlich dieses großartige Etablissement, wo eine Menge Zeugwaaren verfertigt werden, welche die schlesische Industrie bisher noch nicht darzustellen im Stande war. — Betrachtet man die durch das Fabrikwesen in der Gegend zusammengedrängten Arbeitermassen und ihre Verhältnisse einerseits, sowie die Menge thätiger und unthätiger Kapitalisten andererseits, so ergeben sich von selbst die schroffsten Gegensätze der politischen Gesinnung: die starke Majorität einer demokratischen, die Minorität einer eigentlich reaktionären Partei, welche die Beschränkung ihrer Vorrechte fürchtet. Daß bei dem im vorigen Jahr unterbrochenen Fabrikbetrieb und der Nahrungslosigkeit Tausender von Proletariern nicht bedeutende Excesse in Angriffen des Eigenthums vorfielen, war zu verwundern, da überall das Ansehen des gesetzlichen Schutzes so furchtbar gesunken war und Alles dem Wahnbegriff einer gesetzlosen Freiheit huldigte. Allein es droht aus anderm Grund hier ein bedenklicher Bruch zwischen den arbeitenden demokratisch gesinnten Klassen und der besitzenden constitutionellen Partei im Allgemeinen. Dieser Bruch wird durch die Anhäufung von Mißverständnissen herbeigeführt, welche von unvorsichtigen Fanatikern der wirklichen Reaktion ausgehen, an deren Spitze ein durch Wucher und Schwindelgeschäfte zu Vermögen gekommener Müssiggänger zu Charlottenbrunn als ein wahrer Don Quixote steht.

Beilage: Literaturblatt Nr. 27.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 91. Montag den 16. April 1849.

Und legt ihr nun die Feierkleider an?
Und streut ihr nun ihm Blumen auf den Weg?
Hinweg!
In eure Häuser lauft, fallt auf die Knie,
Und fleht die Götter an, die Noth zu wenden,
Die über diesen Undank kommen muß!

Shakespeare

Einem Vergessenen.

Mit Sang und Klang, als Reiches Retter
Begrüßt, im Römer kam er an,
Ein Rauschen ging durch alle Blätter
Auf seiner Triumphator-Bahn;
Und nun, da — ungekrönt! — er wieder
Verläßt die Krönungsstadt am Main,
Nun soll sein Gehen ohne Lieder,
Soll klanglos sein Verschwinden seyn?

Wo sind sie denn, die Patrioten,
Die großen und die kleinen Herrn,
Die damals in der Noth nach Noten
Lobsangen dem Johannis-Stern?
Wohl sah ich ihrer viel erscheinen
Vor ihm, glückwünschend und gebückt;
Doch heute seh' ich Keinen, Keinen,
Der ihm die Hand zum Abschied drückt!

Vor jener Sonne, die gen Norden
Verhüllt und zögernd sich erhebt,
Ist bleich der schöne Stern geworden,
Der dienstbar ihr voraufgeschwebt;
Und dennoch war sein Amt das schwerste,
Das jemals einem Stern gesezt:
Er kam im Graun der Nacht der erste
Und schwand im Morgengraun zulezt.

Drum, eh' er ganz hinabgegangen
Am Saum der Alpen von Tirol,
Laßt uns noch einmal ihn umfangen
Mit langem, lautem Lebewohl;
Vom Donaustrande bis zur Weser
Erhebt die Stimmen, Mann für Mann:
Ein Hoch dem deutschen Reichsverweser,
Ein Hoch dem Erzherzog Johann!

Kredenzt ihm, wie beim Einzugsmahle,
Den feierlichen Ehrentrank,
Doch ja nicht in derselben Schale
Wie Fürsten-Dank, auch Volkes-Dank!
Das wolle nie, mein Volk, vergessen,
Daß er in Nöthen zu dir kam,
Und daß er, da du nichts besessen
Als ihn, sich selber dir nicht nahm!

Wohl mag die Neuzeit, die in ätzend
Giftwasser alle Namen taucht,
Und jeden Mann als Waare schätzend,
So rasch ihn mißbraucht wie verbraucht,
Wohl mag sie auch an diesem nagen,
Seit sie zu „schwach" den „Greis" erfand;
Ei, hatt' er denn ein Schwert zum Schlagen,
Hatt' er zum Handeln eine Hand?

Auf seiner schmalen Höhe stund er,
Vom Abgrund links und rechts umklafft;
Daß er nicht ausglitt, war ein Wunder,
Das Wunder seiner eignen Kraft.
Als Haß und Hader und Entzweiung
Die deutsche Erde weit zerriß,
Da hielt er über der Parteiung
Sich aufrecht, — einsam, doch gewiß!

Nein, schmäht undankbar nicht den Alten
Auf seines Weges leztem Schritt,
Der viel verhütet, viel gehalten,
Der tiefer, als wir alle, litt.
War es die Schuld des wackern Mannes,
Daß in der Wüste zu Berlin
Auf ihn, den taufenden Johannes,
Noch kein getaufter Christ erschien?

Zieh heim, gleich allen Zeitpropheten
Grausam verbüßend fremde Lust!
Die Lüfte, die vom Taunus wehten,
Sie drückten lang schon deine Brust;
Zieh wieder heim, und trinke wieder
Den Athem deiner Berge ein,
Und bade die erlösten Glieder
In warmer Lethe von Gastein!

Einst, wann die Fluth des Zeitenstromes
So hoch nicht mehr wie heute geht,
Wenn unsres deutschen Einheits-Domes
Glanzvolle Spitze fertig steht:
Dann wird an den granitnen Vesten
Als ächter Eck- und Quader-Stein
Der Name Johann bei den Besten
Des deutschen Volks gesegnet seyn!

Franz Dingelstedt.

Kiltabendgeschichten.

(Fortsetzung.)

Es kam nun, daß während der Dufour mit den einen Bataillonen gegen Freiburg marschirte, das unsere die Grenze gegen das Luzernerbiet mußte hüten helfen. Das war ein Gewimmel und Gewühl von Soldaten in den Grenzdörfern, daß den Meitschene das Herz im Leibe lachte, die Alten aber, die uns füttern mußten, in den Haaren krazten. Da waren Scharfschützen aus Appenzell, Dragoner aus dem Züribiet, Kanoniere von Bern, Jäger von Baselland und Fußvolk aus mehr als einem Dutzend Kantone, Bataillon an Bataillon; es surrte Alles durcheinander wie in einem Impstock, der stoßen will. Dann kamen wieder einmal ein paar Grüne vom Generalstab dahergesprengt, mit ihren karmosinrothen Aufschlägen, ihren goldigen Epauletten und Federhüten. Ein andermal kam eine lange Wagenreihe gefahren, die hatten Waidlinge, Balken und Latten aufgeladen, das war das Zeug, wo man Brücken damit schlägt; oder es rollte ein Gehäus wie ein Heuschüürli * auf vier Rädern heran und etliche Hellblaue mit Brillen humpelten auf lahmen Mähren daneben her; es hieß, das sey ein Feldspital. Dann kamen wieder Staffetten geritten, bald Land auf, bald Land ab, die einen mit neuen glitzernden Helmen, die andern mit Tschakos, man wußte nicht, waren es einmal Löscheimer gewesen. Dazu wurde hier deutsch, dort wälsch geflucht; in der einen Ecke brannte ein Berner sein Donners-Donner oder ein Zürihegel sein Strohlshagel los, in der andern futterte ein Wälscher sein Nundedie.* Und während heute die übermüthigen Dragoner die Fünfliber ** aus vollen Händen ungezählt in allen Winkeln herumrollen ließen und jedes Babi und Züsi mit Champagner traktirten, sangen morgen die Appenzeller Schützen bei einem Schoppen Most ihre lustigsten Lieder, wo einem das Herz dabei noch einmal so weit aufging, als gestern beim Champagner. Wir spürten aber doch Alle, daß wir zusammen gehörten, als wären wir aus einem Dorfe. Das machte das rothe Armband mit dem weißen Kreuz, das Jeder trug, keiner schöner und keiner schlechter, der Tambour wie der Obergeneral, der mit dem Helm wie der mit dem Löscheimer auf dem Kopf, der Solothurner wie der aus Graubündten hinten.

Hatten auch meistentheils gutes Quartier bei den Bauern; denn es war beinah keiner unter ihnen, der nicht einen Buben im Kriege hatte. Da langte denn die Mutter, wenn sie der Einquartierung das Essen kochte, noch einmal so tief in den Schmalzhafen als ordinär, in der Hoffnung, die Frau, wo ihr Kobi oder Hans im Quartier liege, werd's auch so machen. Mit dem Exerciren wurden wir wenig geplagt. War man nicht etwa auf die Wache beordert, so rutschte man, so weit das Prä langen mochte, in den Wirthshäusern herum, und waren die paar Batzen verthan, so strich man den Aepfeln, den Nüssen oder den Meitschene nach.

So gingen unser etliche Kameraden eines kühlen Abends auf Marode hinten um's Dorf. Da begegnete uns Einer in einem Kaputrock, der den Kragen hoch über die Ohren gezogen hatte; aber aus dem Kragen hervor glänzte etwas wie Karfunkelstein. Den Vogel, dacht' ich, kennst du an den Federn; einen so wohl angerauchten Maser im Gesicht führt kein anderer Mensch als mein Freund, der Klosterkoch. Was mochte der hier wollen um diese Zeit? Lauf nur, dacht' ich! Wollen einmal sehen, ob wir dir nicht hinter die Schliche kommen. Ich stelle also in aller Eile die Posten auf. Etliche schicke ich der Hecke

* Heuscheune.

* Nom de dieu.
** Fünffrankenthaler.

entlang dem Dorfe zu, um dem Koch einen Vorsprung abzugewinnen, wir Andern vertheilen uns hinter die Nußbäume, um ihm den Rückzug abzuschneiden. „Wer da!“ ruft's dort. Eilig macht er rechtsumkehrt. „Wer da!“ ruft's aber auch hier. „Gut Freund!“ und als ob er Feuer an den Sohlen hätte, will er vorbei. Er solle doch nicht so pressiren an alten Bekannten vorüber; es wären etliche da, die Zeicheli kaufen möchten. — Wir sollen ihn lassen, er kenne uns nicht und pressire heim. — So möge er uns doch nur anvertrauen, was er im Dorfe auszurichten gehabt; da er so plötzlich umgekehrt, könnten wir ihm vielleicht etwas bestellen. — Er werde uns beim Hauptmann verklagen. — Was gilt's, du pfeifst mir bald aus einem andern Loch? dachte ich und fragte: was er da am linken Beine für einen bösen Presten habe, daß es so geschwollen sey. — Der Koch wurde todtenblaß und fiel uns zitternd zu Füßen. Wir sollen um aller Heiligen willen ihn laufen lassen, er wolle seiner Lebtag dran denken, und wenn einmal Einer von uns in's Kloster komme, so würde es uns gewiß nicht gereuen, ihm aus dem Unglück geholfen zu haben. — Unterdessen hatt' ich das geschwollene Bein näher in Betracht gezogen, und es rauschte beim Anfassen wie Papier. „Strumpf ab!“ befahl ich, und ein dickes Paket fiel heraus. Das werde wohl wieder ein Schreiben von der Mutter Gottes seyn, das er zu bestellen gehabt. Für heute wollten wir ihn der Mühe überheben und es selbst besorgen, wo es hin gehöre. Jezt solle er sich aber aus dem Staube machen und das hab' er dem guten Wein des Rößliwirths von Lürligen zu verdanken; lasse er sich aber noch einmal erwischen, so könne er darauf zählen, sich am nächsten kühlen Morgen am Aste eines dieser Nußbäume zu finden. — Das ließ sich Freund Klosterkoch nicht zweimal sagen, sondern nahm mit möglichster Behendigkeit den Finkenstrich, uns nebst dem aufgefundenen Brief noch den Strumpf mitsammt dem Strumpfbande als Beute zurücklassend.

Wir aber zogen mit unserem Fang ganz hochmüthig zum Hauptmann von der Wache. Dem fiel die Cigarre aus dem Mund, als er die Adresse las: es sey ein Schreiben vom Sigwart an den Gesandten von Frankreich. Sogleich mußte eine Ordonnanz zu Pferd sitzen und mit dem Fund in's Hauptquartier. Uns kitzelte es bis in die Fingerspitzen, in der Hoffnung, unser Lob im nächsten Tagsbefehl vor dem ganzen Bataillon ablesen zu hören. Aber der Tambour denkt und der Hauptmann lenkt; denn alldieweil und in Betracht wir den gefährlichen Spion nicht auf die Wache gebracht, sondern laufen lassen, kam jeder von uns drei Tage in's Loch, meine Wenigkeit aber, als Wortführer, noch extra einen Tag darüber.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Die Cholera. — Die bevorstehenden Wahlen. — Proudhon.

Nun tritt auch die Cholera als neue Ruhestörerin auf; wir hatten schon genug an den revolutionären Friedensstörern, und glaubten nun endlich wieder frei athmen zu können. Freilich fällt dießmal die asiatische Seuche nicht so plötzlich und plump in's Land, wie im Jahr 1832; bis jezt greift sie meistens nur arme Familien in den dumpfen schmuzigen Revieren der Stadt an, nachdem sie bereits seit einigen Monaten in den nördlichen und nordwestlichen Ländern Frankreichs umhergeschlichen war. Jezt sind die Leute hier zu sehr mit der Politik beschäftigt, als daß sie dem Wiedererscheinen der Cholera große Aufmerksamkeit schenken könnten, und so lange die Seuche nur in den Hospitälern ihre Schlachtopfer sucht, ohne die vornehme Welt anzugreifen, wird sie als Nebensache betrachtet werden. Indessen werden doch schon jezt manche vom Schrecken ergriffen und laufen davon. Im mittäglichen Frankreich hat man die Cholera noch gar nicht gesehen, und es hat den Anschein, als ob sie auch dießmal sich nicht nach Süden wenden wolle. Vorerst bleibt sie in Paris, verbreitet sich auch in der Umgegend, thut aber keinen bedeutenden Schritt von der Seine nach der Loire. Es erscheinen ärztliche Flugschriften, die Stadtbehörde ergreift Maßregeln zur Säuberung der Stadt, und es werden Vorkehrungen getroffen, um die von der Cholera befallenen Armen sogleich in den Hospitälern aufnehmen zu können. Damit hat es sein Bewenden, und die Pariser Welt denkt zu sehr an die bevorstehenden Wahlen, als daß sie sich mit einer Seuche abgeben könnte, die jezt vielleicht ihre lezte Kraft fühlen läßt, um sofort auszusterben. So hofft man wenigstens und denkt nicht weiter daran. Die Wahlen! das ist jezt der Angelpunkt der Gedanken und Bemühungen der Parteien, und sie führen zu den wunderbarsten Umwandlungen. Proudhon und Considérant, die beiden Führer zweier socialistischer Parteien und Herausgeber zweier Tageblätter, legen ihren Streit einstweilen bei Seite, haben Frieden geschlossen und arbeiten in einem und demselben Sinne zu Gunsten der Demagogie. Andererseits sieht man die Vertheidiger der Legitimität, die Henriquinquisten, wie man sie nennt, sich brüderlich mit den Bonapartisten und den Orleanisten vereinigen und sich mit ihnen über die Kandidaten verständigen. Die Noth hat diese drei Parteien von der Wahr-

heit des alten Spruches: vis unita fortior, überzeugt, und sie lassen einstweilen den Parteigeist ruhen, um zu verhindern, daß die Socialisten bei den Wahlen den Sieg davon tragen. Ihre Gegner sehen ein, daß sie jezt mit Gewalt nicht leicht mehr etwas werden durchsetzen können; das vor einigen Tagen vom außerordentlichen Gerichte zu Bourges gefällte Urtheil wider Barbes und die andern Rädelsführer, welche im Mai vorigen Jahrs Regierung und Verfassung wieder über den Haufen werfen wollten, kann Allen, welche etwa Lust hätten ihrem Beispiele zu folgen, zur Warnung dienen. Freilich halten sie noch heftige Reden bei ihren Banketen, und ihre Tageblätter sprechen sehr kriegerisch. Proudhon, der wegen der aufrührerischen Artikel in seinem Journal »le peuple« zu dreijähriger Haft und zu einer Geldbuße von tausend Francs verurtheilt worden ist, behauptet in eben diesem Tageblatt, er falle als Opfer seines Kampfes wider den Präsidenten der Republik, der für alle Fehler seiner Minister verantwortlich sey, und an den er sich also halte, wenn diese gesetzwidrig handeln oder das Wohl des Volks auf's Spiel setzen. Proudhon ist bekanntlich Repräsentant und hat sicher Lust, bei der nächsten Wahl wieder in die Nationalversammlung zu kommen. Da hat ihm denn einer seiner Gegner einen sonderbaren Streich gespielt. Man sah neulich einen sehr großen Anschlagzettel an den Mauern, der einen Aufsatz wider die Apostaten enthielt und Proudhon unterzeichnet war. Der Aufsatz war theologischen Inhalts, und zwar im Sinne der katholischen Kirche geschrieben. Ein demagogisches Blatt eiferte gewaltig gegen diesen Wisch, hielt denselben für ein Machwerk der Feinde Proudhons, obgleich ihm der Zweck der Fälschung nicht einleuchtete, und zweifelte nicht, daß Proudhon den Urheber vor Gericht ziehen werde. Aber wider Erwarten gestand Proudhon, daß der Aufsatz wider die Abtrünnigen wirklich von ihm herrühre und vor zehn Jahren nebst andern ähnlicher Art für eine sogenannte katholische Encyclopädie geschrieben worden sey, in der jener Aufsatz abgedruckt stehe. So erfuhr man denn, daß derselbe Mann, der sich jezt rühmt ein Gottesläugner zu seyn, vor zehn Jahren im Sinne der katholischen Theologen schrieb. Nun versichert er freilich, er habe damals allegorisch geschrieben und bereits die Socialisten dabei im Sinne gehabt. Dieß gibt einem religiösen Blatte, »l'Univers,« Anlaß zur Frage, welche Achtung man vor einem Schriftsteller haben könne, der sich rühme, in einer katholischen Schrift, an der er mitgearbeitet, seinen Worten einen ganz andern Sinn untergelegt zu haben als den man natürlich darin finden mußte. Die Wahrheit ist wohl, daß es Proudhon eben um's Honorar zu thun war. Er versichert aber, man sey ihm das Honorar noch schuldig, worüber l'Univers bemerkt, wenn die Sache sich verhalte, wie der Verfasser behaupte, so habe er auch kein Honorar verdient. Trotz solcher kleinen Aergernisse hat der Mann sehr warme Anhänger; sie veranstalten Kollekten, um seine Geldbuße zu zahlen; sie suchen Käufer für die tausend Aktien, durch welche sein Journal fortgesezt werden soll, und da sein Blatt noch mehrere Prozeße vor dem Polizeigericht zu bestehen hat, so werden sie auch noch Leute suchen, die sich dazu herbeilaßen, die weitern Geldbußen zu decken, zu denen der Unternehmer wahrscheinlich verurtheilt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, März.

(Fortsetzung.)

L i t e r a t u r

Aengstliche und Leichtgläubige hatten vor den Idus des März große Furcht. Glaubte man auch nicht gerade an einen Aufstand, so hielt man sich doch auch nicht für sicher. Unbestimmte Gerüchte von verkappt umherreisenden Emissären, vorkommende Einbrüche in Stadt und Umgegend, bei welchen die Diebe es vorzugsweise auf Entwendung von Waffen abgesehen hatten, und vor Allem der Jahrestag der Berliner Revolution steigerten diese Besorgnisse und veranlaßten für unsere Stadt Vorkehrungen, die jedenfalls unnöthig waren. Ein Verbrüderungsfest der Demokraten, das gerade in diese Zeit fiel und von dem man glaubte, es würde außergewöhnliche Theilnahme finden, trug auch mit bei die Leute zu ängstigen. Es rührte sich aber keine Maus, und das Verbrüderungsfest, lange vorher mit großem Pomp angekündigt, ward nur sehr spärlich besucht. Die Verständigen sehen immer mehr ein, daß derartige Demonstrationen, wenn man sie so nennen will, gänzlich gefahrlos sind. Je mehr den Exaltirten Gelegenheit gegeben wird sich auszutoben, desto eher beruhigen sie sich.

Das Herannahen der Ostermeße war sonst die Zeit der Verheißung für den deutschen und speziell für den Leipziger Buchhandel. Auf diese Zeit des Segens und der Erlösung wartete Alles, was mit Feder, Papier und Lettern zu thun hatte, und wie arg man auch, uralter Sitte und buchhändlerischer Diplomatie gemäß, über Krebse schrie, man lebte doch gar nicht schlecht. Man strich Geld ein und spekulirte mit frischem Muth in die Zukunft hinein. Wie wird das heuer werden? Was, muß man fragen, hat der Buchhandel binnen Jahresfrist zu Tage gefördert, zu Tage fördern können? Ich sprach in meinem vorlezten Briefe von unserer Zeitungsliteratur, sofern sie nicht rein politische Tendenzen verfolgt, und führte an, daß einige Blätter eingegangen, andern die Spuren der Auszehrung bereits anzumerken seyen. Mit der Buchliteratur aller Branchen, fürchte ich, haben die Verleger im lezten Jahre noch schlechtere Geschäfte gemacht. Was nicht ganz in die Zeitbewegung eingriff, darnach fragte kein Mensch, und selbst die Broschüre, der freilich ein weites Feld der Bebauung eröffnet war, fand nicht immer hinlänglichen Absatz. Einzelne Erscheinungen freilich, wie die „Brustbilder aus der Paulskirche," machten allgemeines Aufsehen und fanden Käufer. Vor Kurzem ist die zweite vermehrte Auflage des elegant geschriebenen Buches erschienen, dessen Verfasser der bekannte hiesige Novellist Robert Heller ist, der sich seit Mitte vorigen Sommers in Frankfurt aufhält. — Gewissermaßen als literarische Kuriositäten zu bezeichnen sind zwei kleine Schriften, von denen die eine sich mit den abstraktesten Dingen von der Welt, die andere mit Enthüllungen beschäftigt, welche gläubigen Christen großen Anstoß geben. Die erste Schrift hat einen hiesigen Advokaten, Karl Portius, zum Verfasser und führt den Titel: „Ueber den Ursprung der Begriffe, ein neues Lehrgebäude der ersten Grundelemente einer jeden Wissenschaft ꝛc." Diese Grundelemente sind dem Verfasser: Einheit, Seyn und Ursache. Aus dieser Dreiheit leitet er Alles her, auf sie führt er Alles zurück, und construirt auf diese Weise neu und mindestens ganz eigenthümlich Mathematik, Logik, Philosophie, Theologie, Sprachlehre, Staats- und Rechtswissenschaft, ja selbst die Einheit Deutschlands bringt er glücklich damit zu Stande auf — dem Papier. Großer Scharfsinn und überraschende Consequenz ist dem Verfasser nicht abzusprechen, und kann man sich überwinden, seine Prämißen zu acceptiren, wogegen sich freilich mancherlei Bedenken erheben ließen, so ist man genöthigt ihm Recht zu geben. In philosophischen Kreisen wird daher diese kleine Schrift auf alle Fälle Aufsehen erregen.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 92. Dienstag den 17. April 1849.

Die Luft macht manchen Satten,
Am stillen Stundenflug
Um Dorf, Gebüsch und Matten
Bekomm' ich nie genug.

Karl Mayer.

Aus den obern Vogesen.

(s. Nro. 86—88.

(Fortsetzung.)

Der Sulzerer See ist vom oben erwähnten Hartmann in ein großartiges Wasserreservoir mit gewaltigen Schleußen verwandelt worden, wo für trockene Sommer die Wasser aufgesammelt werden; und wo einst die Urkräfte der Elemente wüthend tobten, braust jetzt auf des Menschen Geheiß in wohlgebahnten Wegen ein Bach hinunter in's Thal, um die Räder der Spinnmühlen in Bewegung zu setzen und hunderten von Menschen Arbeit und Nahrung zu verschaffen.

Die Heiden und Weiden auf dem breiten Bergrücken gleichen im Vegetationscharakter jenen des Ballon, doch ist mehr Torfbildung bemerklich, und dieser wird auch benutzt. Sumpfmoose, Heidel- und Moosbeeren, nebst der Bärenwurzel („Bärmueder"), Preiselbeeren und dürftigen Gräsern, sind die vorherrschenden Pflanzen. Eine solche Strecke nennt der Hirte „Sommerberg." Sie kann für das Vieh nur durch unmittelbare Abweidung den Sommer über benutzt werden.

In dieser Gegend kommt der Hirsch noch im offenen Wald vor; auch der Auerhahn ist nicht selten. Nach Wölfen habe ich mich vergebens erkundigt; sie scheinen ausgerottet. Interessant war die Bemerkung der Hirten, die den Wolf noch von früherher kannten, daß er nämlich eine besondere Liebhaberei für den Esel habe. Er pflegte diesen, wenn er den Melkern die Speisen vom Thal heraufschaffte, vom Wege abzulenken, an eine sichere Stelle im Dickicht des Waldes zu treiben, dort mit ihm nach Katzenart zu spielen und endlich, des Scherzens müde, ihn in Stücke zu reißen.

Wir schritten munter vorwärts, um von diesen öden Höhen wieder in bewohntere Gegenden zu kommen, und gelangten nach einigen Stunden durch einen feuchten Nadelwald und an mehreren Gehöften vorüber, wo die Leute eben mit der Grummeternte beschäftigt waren, nach Bonhomme. — Die Gehöfte, welche tiefer abwärts in den Thaleinschnitten des Gebirges liegen, sind von ganz verschiedenem Charakter, verglichen mit den grauen, ganz aus rohen Balken gezimmerten Melkereien auf den Sommerweiden der Bergrücken, die eben so schnell und leicht erbaut, als abgerissen und in der That großentheils nur als zeitweilige Hirtengezelte zu betrachten sind. Erstere, tiefer abwärts an den Bergabhängen in geschützten Thälchen gelegen, sind wahre Meiereien, stattlich in zwei Stockwerken aufgeführt; ihr Inneres verräth Behaglichkeit und Wohlstand; ihre von außen weiß angestrichenen Wände und die blauen Schieferdächer darauf geben ihnen inmitten der sie umgebenden Obstbäume und der saftigen Bergwiesen, Matten genannt, im Hintergrunde gewöhnlich von Wald umschlossen, ein gar wohnliches, freundliches Ansehen. Sie begleiten, weitläufig an den grünen Abhängen zerstreut, den Wanderer meist ziemlich lange, wenn er aus den bewohnteren Hauptthälern mit ihren Städtchen und Dörfern aufwärts über die Gebirgsrücken von einem Thal in's andere steigt. Namentlich liegen sie gar lieblich an der Seite des Weges und in dem engen Wiesenthälchen, längs welchem man nordwärts von Bonhomme, einem ganz französischen

Orte, nach Markirch geht. Ueberall standen auf den Matten die duftigen Grummetschwaden, auf deren einem ein liebendes Paar französischer Landleute sich des schönen Abends und des lachenden Lebens erfreute; ein liebliches Bild, das den Wanderer, der flüchtigen Fußes immer nur vorwärts strebt, eindringlich mahnt, daß auch dem Verweilenden, Rastenden das Leben hier gar schöne Stunden bietet. — Fortunatus et ille deos qui novit agrestes.

Das Wiesenthälchen verengt sich, je höher man steigt, desto mehr; der Wald tritt immer näher heran; so wie man die Wasserscheide überstiegen hat, wandert man auf der halben Höhe des dichtbewaldeten Abhanges einer Schlucht abwärts. Die gegenüberliegende Bergseite ist wieder reich mit Bauernhöfen besezt. Als wir mit einbrechender Nacht in das Dorf hinabkamen, war hier ein gar munteres Leben. Mädchen und Bursche schwangen sich im Kirchweihtanze, trauliche Gruppen kamen und gingen; aus der Ferne tönte ein deutsches Lied nach der Weise: „Steh' ich in finstrer Mitternacht." Hier berühren sich fortwährend die beiden Sprachgrenzen, man hört durcheinander das Französische und das Allemannische; indeß scheinen die guten Leute sich meist nur in den allernöthigsten Dingen gegenseitig zu verstehen, und ich begreife nicht, wie man so nahe an und unter einander wohnen kann, und dabei so wenig von einander lernen, wie hier. Von nationaler Abneigung des Einen gegen den Andern ist indeß nichts zu bemerken. Die Meisten sind Handwerker.

In Markirch (St. Marie aux Mines), einem freundlich in engem Thale hingestreckten Städtchen, ging es noch toller zu. Schon das schwirrende Getöse, das uns im Vorübergehen aus den Wirthshäusern entgegentönte, weiterhin die hellerleuchteten Räume voll walzender Paare in einzelnen Häusern, deuteten auf Jahrmarktsherrlichkeit; und auf dem Markte waren, bunt glitzernd beleuchtet, inmitten eines dichten Menschengewühles, Buden aller Art, mit nützlichen und unnützen Kramwaaren, mit Hanswurst und Tausendkünstler, mit Trompetern und Pfeifern, gezähmten Schlangen und Panoramen, in Menge zu sehen. Wir kehrten im großen Hirsch dicht dabei ein, hatten es aber beinahe zu beklagen. Statt der so nöthigen Ruhe nach anstrengendem Marsche ward uns eine Nacht voll Lärm und Getöse, erst außerhalb, dann auch innerhalb des Hauses, und der celtische Impetus der Trinker und improvisirenden Sänger unten in der Wirthsstube wollte gar kein Ende nehmen.

Markirch hat eine Bevölkerung von etwa zwölftausend Einwohnern, welche sich meist mit Handweberei beschäftigen und buntfarbige Baumwollenstoffe verfertigen. Das benachbarte Bergwerk, welches einst reichen Gewinn brachte, wird jezt nicht mehr bearbeitet.

(Schluß folgt.)

Kiltabendgeschichten.

(Fortsetzung.)

Solche Stücklein wüßte er allenfalls auch noch zu erzählen, meinte der Rubli aus dem Schwaderloch; er hätte nur geglaubt, sie wären viel zu einfältig, als daß Jemand Freude daran haben könnte; aber so Merkwürdiges, als etwa ein Tambour erlebt, hab' Einem bei den Kanonieren auch passiren können. — Morgen sey auch noch ein Tag, mahnte aber der Vater, er helfe jezt allerseits zur Ruhe zu gehen. „Wenn uns der Rubli morgen Abend seine Geschichte erzählen will, so soll er Dank haben. Du, Friedli, bleibst unterdessen hier; ich habe ein Dutzend neue Säcke, die sollten gezeichnet seyn." — So stolz sonst der Wachtmeister bei den Kanonieren auf den schmächtigen Trommelschläger herunter schaute, so hätte er doch heute gern mit ihm getauscht; er mußte aber, so sauer es ihm vorkam, mit dem Schulmeister zum Abzug blasen, während der glückliche Friedli mit Lisell unter Einem Dache blieb.

Wer niemals dabei war, wo eine Batterie Zwölfpfünderkanonen ausrückte, fing des Müllers Rubli am andern Abend an, nachdem er seinen Schnurrbart gestrichen, der hat, beim Donner! noch gar nichts gesehen. Wenn man nur daran denkt, so lacht Einem das Herz im Leibe. Voran die Trompeter mit ihrem lustigen Blasen, dann die gewaltigen glitzernden Pfeifen, wo Euereinem Hören und Sehen vergeht, wenn damit aufgespielt wird, vor jeder acht stampfende, schnaubende Rosse; dann die Munitionswagen mit den schweren Patronen, hinten die Feldschmiedte; daneben her hoch zu Roß die Offiziere und Unteroffiziere mit den wehenden Roßhaarbüschen und den klirrenden Säbeln; dann die Mannschaft, keiner minder messend als sechs Fuß, mit den breiten Scharlachstreifen auf den dunkelblauen Hosen, stolz einherschreitend neben ihren Stücken. Das ist ein Schmettern und Klirren, ein Rasseln und Stampfen, ein Glitzern und Glänzen; wenn unser Herrgott selbst mit den himmlischen Heerschaaren zum jüngsten Tage ausrückt, es kann, beim Donner! nicht schöner seyn. Es hatte aber auch Alles gewaltigen Respekt vor uns; wo wir einrückten, vergaßen die Leute, beim Eid! fast die Mäuler zuzumachen.

Der Dufour, der machte uns viel zu viel Fiseli-Fäseli, und hätten lieber heute als morgen mit unsern Pfeifen dem Sonderbund zum Längaus aufgespielt; wußten wohl, daß wir nur ein wenig drein zu donnern brauchten, um den Salis-Soglio mit sammt seinen Schwarzenbergen und Schweinichen wie Spreuer * zum Land hinaus zu fegen. So lagen wir aber zu unserem großen Verdruß still in einem Dorfe zunächst dem Luzernerbiet, und hatten nichts zu thun als unsere Rosse zu striegeln. Am Waldrande jenseits der Grenze sahen wir tagtäglich den Luzerner Landsturm herumschwärmen mit seinen Hellebarden, Sempacher Spießen und Morgensternen, und auf den Anhöhen standen die feindlichen Vorposten. Wir mußten dem Dinge zusehen und durften nicht einmal probiren, ob unsere Amseln mit den ehernen Schnäbeln noch recht bei Stimme seyen.

Damals hatt' ich einen gar guten Kameraden bei der Kompagnie. Schlag der Donner in die Sonderbündler Haubitze, die ihm bei Gislikon das Lebenslicht ausgeblasen! Dem mangelte es zu keiner Stunde an einem lustigen Einfall, und hätten wir ihn selbesmal nicht bei uns gehabt, wir wären vor lauter Langeweile und Ungeduld aus der Haut gefahren. Saßen also einmal in einer Pinte ** beisammen, ich, mein Kamerad und etliche andere Kanoniere, und suchten unsere böse Laune im Wein zu ertränken. Das war aber ein schlechter Spaß, denn selbst um schweres Geld war da kein rechter Tropfen zu bekommen, und man war genöthigt durch die Menge zu ersetzen, was an der Güte abging. Waren ungefähr an der fünften oder sechsten Maas und schauten einander ganz trübselig in die Augen; plötzlich springt mein Kamerad vom Tisch, läßt einen Jauchzer, daß die Scheiben klingeln, und ruft: „Wer hilft mitmachen? Ich weiß euch einen Streich, von den lustigsten einen, den noch nie ein Kanonier hat aufgeführt.“ — Der Hauptmann war eben ausgeritten, der Oberlieutenant karessirte des Wirths Tochter und hatte keine Zeit, sich um uns zu kümmern, die beiden andern Offiziere waren junges Blut und hatten selbst ihre größte Freude am Spaß. So hatten wir freies Spiel und legten also gleich Hand an's Werk.

Allererst wurde ein alter Mistkarren aus dem nächsten Schuppen hervorgezogen; unterdessen mußten etliche auf einen hölzernen Teichel ausgehen. Der Mistkarren stellte eine Lafette vor, der Teichel die Kanone. Ein alter Besen, womit unsere Bäurin die Schweine wusch, wurde zum Wischer, ein Peitschenstiel zum Luntenstock. So zogen wir mit möglichstem Lärm und Geschrei zum Dorf hinaus und auf die Anhöhe, von welcher die feindlichen Vorposten sichtbar waren. Drüben trieb sich eben wieder ein Haufen Landstürmer herum, hatten Wachen ausgestellt und wollten thun, die Donnersnarren, als ob sie ordentliche Soldaten wären. „Abgeprozt!“ kommandirte mein Kamerad. Nun wurde mit dem Schweinbesen geladen; wäre der Sulzberger * hinter uns gestanden, wir hätten's nicht schöner machen können; ich visirte mitten in den dichtesten Landsturmhaufen. „Erste Pièce — Feuer!“ Aber mein Landsturm wartete das Losbrennen unseres gefährlichen Geschützes nicht ab, er fuhr, beim Donner! auseinander, daß einer über den andern purzelte, und handkehrum war kein Mann mehr zu erblicken. Im ersten Schreck hatten die feindlichen Wachen ihre alten rostigen Gewehre abgeschossen. Nicht lange, so zogen die Sakermenter im nächsten Dorfe die Sturmglocke. Bald knallten auch die Lärmkanonen, und als die Nacht einbrach, sahen wir, so weit man schauen konnte, im ganzen Luzernerbiet die Feuer auf den Hochwachten brennen. Diesen ganzen Lärm hatte, bigopp! unsere neumodische Kanone angestiftet.

(Schluß folgt.)

* Spreu.

** Schenke.

* Berühmter schweizerischer Militärinstrukter.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, März.

(Fortsetzung.)

Literatur. — Theater.

Die zweite Broschüre beschäftigt sich mit der Todesart Christi und beweist angeblich aus einem uralten, zu Alexandrien aufgefundenen Manuscripte, daß Christus Essäer gewesen, von Essäern von Jugend auf heimlich überwacht, durch Brüder dieses Ordens nach der Kreuzigung wieder in's Leben zurückgerufen worden und einige Monate später in stiller Abgeschiedenheit an den Ufern des todten Meeres gestorben sey. Die Schrift ist interessant zu lesen, gut gemacht — denn erfunden ist die ganze Geschichte ohne allen Zweifel — und so geschickt, ja vollkommen natürlich erzählt, daß mancher glauben wird, es werde so gewesen seyn. Die Schrift findet trotz der politisch bewegten Zeit reißenden Absatz, ein Beweis, daß der Deutsche für religiöse und kirchliche Fragen stets vorzugsweise empfänglich bleibt. Wenige Wochen haben schon eine vierte Auflage von mehreren Tausenden nöthig gemacht. Wenn ich außerdem noch das werthvolle Buch des unermüdlich fleißigen Ethnographen Kohl, „die Alpenwelt,“ nenne, wovon kürzlich der erste Theil erschienen ist, und eine Schrift des vormärzlichen sächsischen Kultministers Wietersheim, „die Demokratie in Deutschland,“ die so eben die Presse verlassen hat, so kann ich für dießmal die literarische Umschau schließen.

Unser neuer Theaterdirektor Wirsing scheint einiges Leben in dieses ebenfalls matt gewordene Institut bringen zu können; ich sage können, weil es am Willen wohl auch seinem Vorgänger, der nunmehr bereits nach Amerika unterwegs ist, nie gefehlt hat. Die lezten Wochen brachten uns mehrere Neuigkeiten, von denen freilich die meisten weniger als mittelmäßig waren. Das Trauerspiel, „ein deutsches Herz,“ von Gotthelf Logau, hätte als dramatische Produktion ein besseres Loos verdient, als ihm von einem kaum besuchten Hause zu Theil werden konnte. Der unsers Wissens noch jugendliche Poet — es wird uns gesagt, er sey von deutschen Eltern in Dänemark geboren — hat die Geschichte Ulrichs von Hutten zur Composition einer Tragödie benuzt, der bei allen Schwächen dramatisches Geschick, poetische Diktion und glückliche Charakteristik einzelner Persönlichkeiten zugestanden werden muß. Mit der Geschichte hat es der Verfasser freilich nicht allzu genau genommen, doch verzeiht man dergleichen einem Poeten gern, wenn sein Gedicht nur so beschaffen ist, daß man daran glauben kann, und diese Illusion wird uns nicht merkbar gestört. Das Stück erlebte leider nur eine einzige Darstellung. Gleiches Schicksal scheint eine andere Tragödie, „Theodor Körner,“ von Julius Hartmann, einem Sohne Leipzigs, der jezt in Stuttgart lebt, zu theilen. Aus eigener Anschauung kann ich nicht über das Stück urtheilen, was ich aber davon hörte, klingt nicht ermuthigend. Beifall hat die Arbeit hier durchaus nicht gefunden; es muß also doch irgendwo fehlen. Hartmann hat schon früher mit dramatischen Versuchen nicht unglücklich debutirt, was Ergreifung geeigneterer Stoffe in Zukunft hoffen läßt. Vielen und wiederholten Beifalls erfreute sich ein neues Lustspiel von Roderich Benedix, „der Prozeß,“ nicht seines literarischen Werthes halber, sondern weil ein dreister, sein Publikum längst kennender Autor ein gewöhnliches Sujet mit längst verbrauchten Motiven keck auftischt, und mit faustdicken Pinselstrichen zwar keine komische, wohl aber eine lächerliche Wirkung hervorbringt. Mehr verlangt das gewöhnliche Publikum nicht. Es will amüsirt seyn, und wer ihm darin den Willen thut, gleichviel auf welche Weise und durch welche Mittel, dem klatscht es Beifall zu. Gleichen, nur verdienteren Beifall fand ein ironisches Lustspiel von v. Puttlitz, „Familienzwist und Frieden,“ das von gesundem Humor übersprudelt. Beide Kleinigkeiten wurden schon mehrmals wiederholt und können eine Zeit lang Zugstücke werden. Unbedeutend waren „die Volksadvokaten, oder die Politik der Satire,“ nach einer Novelle Robert Hellers von Lubojetzky dramatisirt, und noch ein Possenspiel, „Müller und Müller,“ das dem Publikum entschieden mißfiel und gebührend ausgepfiffen ward.

(Fortsezung folgt.)

Paris, April.

(Fortsezung.)

Carrikaturen. — Satiren.

Was unterdessen aus der sogenannten von Proudhon projektirten Volksbank wird, weiß man nicht; schwerlich wird etwas daraus, und die armen Arbeiter, welche ihren Sparpfennig eingelegt haben, laufen Gefahr, nichts als ein Stück Papier dafür zu bekommen. Proudhon schimpft in seinem Blatt gewaltig auf diejenigen, welche troz ihrer verschiedenen Ansichten Louis Bonaparte als Präsidenten der Republik unterstüzen; er nennt dieß eine doktrinäre, legitimistische, orleanische, imperialistische, kapitalistische und jesuitische Verschwörung, an der die Anhänger aller Despoten, die Tartüffe aller Religionen Theil nehmen. Sie sezen, sagt er, ihre lezte Karte auf das Geschick des Thurgauer Bürgers, des Intriganten von Arenenberg, des Pirrocole von Straßburg, des Helden von Boulogne u. s. w. Seitdem hat er noch einen heftigeren Aufsatz wider den Präsidenten geschrieben und ist dafür vor Gericht gezogen worden. Man sieht nicht ab, wie er sich aus all den Prozessen herausarbeiten will. Man glaubt, daß er sich aus dem Staube machen und sich zu seinen Freunden und Genossen nach London begeben wird. Der Präsident ist übrigens die Zielscheibe der Angriffe und des Witzes mehrerer Tageblätter, und die »Revue comique« hat eine Zeitlang lauter Spottbilder auf ihn zum Besten gegeben, und ihn als Pfau, als Gans, sogar als Esel abgebildet. Besser als diese groben Spöttereien war eines ihrer Bilder, auf dem die Statue des Neffen neben der des Oheims zu sehen war; auf dem ehernen Fußgestell der leztern standen die Worte: Marengo, Austerlitz, auf dem gypsernen Fußgestell des Neffen: Straßburg, Boulogne. Lustig ist auch das Tagebuch eines reichen Engländers, dem zu Anfang des Jahrs 1848 die Chartisten zu viel Lärm in seinem Vaterland machen, und der sich daher auf das Festland begibt, um daselbst in Ruhe zu leben und sich zu amüsiren. Er hofft einen fröhlichen Carneval in Paris zu verleben, und richtet sich daher sehr kostbar und geschmackvoll ein. Kaum ist dieß geschehen, so bricht die Revolution aus; in seinem Hause hält ein Volksklub seine Sitzungen; man zwingt den Engländer einen Freiheitsbaum pflanzen zu helfen, zu illuminiren u. s. w.; der nächtliche Lärm raubt ihm alle Ruhe; er fühlt eine große Nervenschwäche und beschließt in despotisch regierten Ländern sein Domicil aufzuschlagen, in der Hoffnung, dort ruhig leben zu können. Somit verkauft er seine Meubeln mit fünfzig Prozent Verlust und begibt sich nach Mailand. Kaum ist er angelangt, so bricht auch hier eine Revolution aus. Die Oesterreicher bombardiren die Stadt; man wirft ihm ein Fortepiano auf den Kopf. Die eben angeschafften Meubeln verkauft er mit sechzig Prozent Verlust und faßt den Entschluß, nunmehr in constitutionell regierten Staaten zu leben. Er läßt sich in Berlin nieder; abermals eine Empörung; sein Haus wird militärisch besezt, Kugeln sausen ihm um die Ohren; er verkauft also seine Meubeln mit achtzig Prozent Verlust und ist entschlossen, es nun wieder in einem Staate zu versuchen, wo der Hof unumschränkt regiert. Natürlich führt ihn seine Wahl nach Wien. Am Tage nach seiner Ankunft bricht die Empörung aus. Er sezt sich in ein Cabriolet; das Volk wirft es um zu einer Barrikade, ehe der Engländer sich herausflüchten kann; die beiden Parteien schießen über ihm herüber und hinüber. Es gelingt ihm endlich sich aus der Barrikade loszumachen; er macht sich schleunig aus Wien fort, die österreichischen Truppen halten ihn aber für einen Insurgenten und er muß vierzehn Tage im Gefängniß schmachten. Aus Verzweiflung will er wieder nach Paris, vernimmt aber noch zur rechten Zeit die blutigen Juniauftritte; er wirft sich also in den deutschen Bund. Er ist eben in Hessen angelangt, als die Studenten die Fenster einschlagen, und der Engländer muß eine furchtbare Menge Bier mit ihnen verschlingen. Von da nach Frankfurt; hier geräth er in den Septemberkrawall und reist nach Brüssel. Er ist aber nunmehr so sehr an Revolutionen gewöhnt, daß ihm eine Stadt, wo es keine gibt, langweilig vorkommt. Man räth ihm, nach Rom zu gehen; hier findet er Alles in voller Bewegung, und seine Absicht ist, bald Petersburg zu besuchen, in der Hoffnung, daß es auch da losgehen werde, so bald er angekommen sey.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Litteraturblatt Nr. 28.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 93. Mittwoch den 18. April 1849.

Der Streich ist desto besser, als ihr ihn euch selber gespielt habt.
Beaumont und Fletcher.

Kiltabendgeschichten.

(Schluß.)

Glücklicherweise kam der Hauptmann Abends ertragut gelaunt zurückgeritten. Er hatte nämlich den Befehl erhalten, am nächsten Tage das Nest zu verlassen, wo wir seit fast vierzehn Tagen im Quartier gelegen, und die Batterie in ein Städtchen zu führen, wo es guten Wein und hübsche Meitschene in Fülle gab. Der ließ sich den Spaß, den wir uns erlaubt, erzählen, und fluchte etliche Kreuzschwerenöther dazu. Wir hätten verdient, vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden; unsere ganze Division sey vielleicht von dem verfluchten Lärm in Allarm gebracht worden. Zum Schlusse wurde der Wirth angewiesen, uns etliche Maas auf des Hauptmanns Rechnung zum Besten zu geben. Und glaube, beim Donner! der Dufour selbst hätte kein saures Gesicht gemacht, wäre ihm das Stücklein zu Ohren gekommen.

Nach diesen Worten stand des Müllers Rubli vom Ofensitze auf, klopfte seine Pfeife aus und sah sich in der Stube um, welche Wirkung seine Geschichte gemacht haben möge. Er konnte bemerken, daß die Meisten mit einem gewissen Respekt zu ihm hinaufschauten, der mittelst eines hölzernen Teichels den gesammten Luzerner Landsturm hatte in's Bockshorn jagen helfen. Selbst Liselis kornblumenblaue Augen ruhten jezt mit besonderem Wohlgefallen auf des Kanonier-Wachtmeisters stattlicher Gestalt. — Der Friedli werde schwerlich je solch ein Donnersstücklein ausgeführt haben, er möge noch so lang mit seiner Trommel im Land herum gekübelt haben, fügte Rubli zulezt noch höhnisch seiner Erzählung bei. Der Trummerfriedli gehörte aber nicht zu denen, welche eine Antwort schuldig bleiben. Wenn irgendwo, meinte er, ein Stücklein passire, das man in den Kalender setzen könnte, so hätten Kanoniere ordinäri mitgeholfen. Eines der artigsten sey die Zaunsteckenschlacht. Ob er sie vielleicht zum besten geben solle? Der Herr Wachtmeister wüßte aber wohl besser davon zu berichten, da er glaublich selber dabei gewesen, jedoch dießmal nicht mit hölzernen Kanonen. — Das müsse etwas apart Lustiges seyn, riefen Alle aus Einem Munde. Der Rubli aber wurde roth wie ein gesottener Krebs und sprach, er wolle lieber selber damit ausrücken, als den Trummerfriedli nach seinem gewohnten Brauche die Sache verdrehen lassen, der nicht zu gut sey, mit seinem bösen Maul auch dem Bravsten einen Schlämperlig anzuhängen. — Vergnügt über das Gelingen seiner kleinen Rache, stieß Friedli das Bäsli mit dem Fuß, Rubli aber ergriff nach einigem Zögern und Besinnen das Wort wieder wie folgt.

Endlich hieß es: vorwärts gegen Luzern! — Jeder Speicher werde vom Landsturm vertheidigt, die Dörfer, eher als sie uns zu überlassen, angezündet, die eidgenössischen Bataillone beim Einrücken mit sammt der Landstraße in die Lüfte gesprengt. Da galt es Vorsicht gebrauchen. Als wir aber hereinmarschirt kamen in die ersten feindlichen Dörfer, da war vom Landsturm kein Bein zu sehen; aus allen Häusern hatten sie eidgenössische Fahnen herausgehängt, die Luzerner Meitli brachten uns Wein und Most bis zu den Rossen und Kanonen, und wer uns die Häuser der Rothen * weisen

* Parteiname der Anhänger des Sonderbundes.

wollte, sie zu plündern und zu verwüsten, das waren die Luzerner Schelmen selber. Die Minen, welche uns in die Luft sprengen sollten, hatten unsere Offiziere vom Stab alle auf ihren Landkarten aufgezeichnet; da mußten denn allemal die Sappeurs voran, sie zu zerstören, fanden aber in den meisten nicht einmal Pulver, geschweige denn einen brennenden Schwefelfaden. So rückten wir also, ohne einen Feind zu sehen oder einen Schuß zu thun, voran. Der Salis-Soglio, hieß es, ziehe alle seine Kräfte gegen Luzern, um uns dort zwischen den Bergen dann um so besser auf die Nisse zu hauen. Waren jedenfalls auf einen kecken Hosenlupf gefaßt.

Die Nacht, bevor wir den Feind vor der Stadt angreifen sollten, wurde bivakirt. Unserer Brigade war zum Lagerplatz ein weites Feld angewiesen, das vor uns im Halbkreis von einem dichten Tannenwald umgrenzt war; in unserem Rücken lag ein Dorf. Die Stücke wurden aufgefahren, den Rossen das Futter vorgeschüttet, die Wachtposten ausgestellt, und bald flackerten auf dem weiten Felde hunderte von Feuern in langen Reihen. Es war ein strenger Befehl ergangen, wir sollten von den Bauern im Dorfe nichts als Brennholz und Stroh verlangen und uns mit dem Spatz * begnügen. Aber wir waren halt im Kriege. So kam's daß dieser oder jener, der beim Ammann oder Friedensrichter ein paar Strohbünde hätte holen sollen, in der Zerstreuung ein fettes Schwein mitnahm; wer beim Bach oder Brunnen hätte Wasser holen sollen, verirrte sich zuweilen in des Pfarrherrn Keller und füllte seinen Eimer unter dem Fasse. Konnten deßhalb, bigopp! an unserem Feuer nicht einmal unsere Suppe essen; der Koch hatte zum Nachschütten statt Wassers einen Kessel mit saurem Apfelmost erwischt. — Wer im Wintermonat bei Regen und Wind auf freiem Felde schläft, der hält sich an's Feuer. Das Stroh war nur sparsam vorhanden, und hatte sich einer ein Nest gemacht und schlief ein, so waren gleich etliche Andere dahinter her und stahlen ihm die Streu unter dem Leibe weg. Zuletzt schliefen doch die Meisten, mit Ausnahme der Schildwachen, die auf ihren Posten schweren Schrittes auf und nieder gingen.

Plötzlich gibt's Allarm. Die Trommler schlagen General; handkehrum steht die ganze Brigade unter den Waffen. — Kaum fing der Tag an zu dämmern; ein paar hundert Schritte vor uns stand der Feind in Schlachtordnung aufgestellt; deutlich zeichneten sich die schwarzen Gewehre gegen den dunkelgrauen Himmel ab. In den Flanken brechen zum auskundschaften unsere Jäger aus; ein paar leichte Stücke protzen ab, um dem Feind ein Halbdutzend Granaten zuzuschicken; die fliegen aber über ihn weg in den Wald. Nun knallt's drüben auch, als ob unser Feuer erwidert würde. Keine fünf Minuten und wir wären im vollen Gefechte begriffen gewesen, wenn nicht der heller werdende Tag den Feind in eine lange, von hohen Zaunstecken überragte Hecke verwandelt hätte. Unsere eigenen Granaten, die im Wald drüben plazten, hatten uns als Schüsse des Feindes gegolten.

Dieß ist die ganze Geschichte von der Zaunsteckenschlacht, die Einem jezt von jedem Kübelschläger aufgerupft wird. Soll mich aber der Donner in den Boden schlagen, wenn ein einziger von unsern Zwölfpfündern eine Sylbe dabei hat verlauten lassen. Sechs Stunden später aber bei Gislikon an der Reuß, da pfiffen sie um so lauter ihr Lied, daß die Fetzen davon fuhren. Und noch sechs Stunden später lag mein Kamerad mit zerrissener Brust neben seinem Stücke.

* Fleischration des Soldaten.

Aus den obern Vogesen.

(Schluß.)

Nordwärts von Markirch führte uns in der Frühe des nächsten Morgens eine steil aufsteigende, lange hin und wieder laufende Serpentine wiederum an freundlichen Meiereien (chaumes) vorüber auf die Höhe, wo uns von Neuem der dichte Tannenforst aufnahm. Selten sieht man Buchen, und die Eiche ist hier, wie in den obern Vogesen überhaupt, ein sehr seltener Baum. Wir hatten uns ein wenig im Forste verirrt, und erst als wir eine Holzsammlerin, eine ächte Celtin mit dunklem Teint, schwarzen blitzenden Augen und schwarzen Haaren antrafen, gelang es uns mit deren Hülfe den Fußsteig wieder zu finden. — An einer lichten Stelle stand auf der Höhe ein Crucifix, vor welchem zwei andächtige Frauen, eine Nonne und eine junge Bäurin, ihr Morgengebet in frischer großer Waldnatur verrichteten. Wie so einfach, aber auch wie innerlich reich ist das Leben der Gebirgsbewohner! Sie reden wenig, sie räsonniren nicht; aber ihr Herz ist warm und der edleren menschlichen Gefühle in hohem Grade fähig. — Nach einigen Stunden oft zweifelnden Hin- und Hertappens in dem endlosen Walde öffnete sich plötzlich auf der Höhe das Dickicht und wir standen an einer ärmlichen Bauernhütte, von der man tief hinab in das liebliche, ostwärts ziehende Urbeisthal schaut. Da drunten war Jung und Alt emsig mit der Grummet beschäftigt; ein klares Bächlein rieselt eiligen Laufes der Sohle entlang, das hie und da Eisenocker abgesezt hat und aus einer verlassenen Mine hervorkommt. Im Wirthshause ging es munter zu; einige Bauernbursche lezten

sich mit saurem Weine zum Morgentrunk, und ein ausgedienter Dragonerunteroffizier tobte und schimpfte über die Republik, wo man für jeden Frank Abgaben jezt 29 Sous bezahlen müsse. Auch Louis Philipp kam als ein homme avare äußerst schlecht weg, desto besser aber Charles X.: »c'était un brave homme, der auch dem Soldaten zu rechter Zeit ein Trinkgeld zu geben wußte.“ Er hoffte, daß Henri V. recht bald seinen Einzug in Frankreich halten werde. Wie der alte Schwarze aufsprang und, die Flasche statt eines Säbels in der Hand, im Zimmer umher manövrirte, als säße er auf seinem Rosse von ehedem! — Uebrigens auch hier wieder dieselbe Sprachconfusion wie bisher. Man redet den Einen deutsch an, er antwortet französisch; der Nächste, den man französisch anspricht, erwidert, er verstehe nur deutsch. Die Leute leben hier in einer süßen politischen Unschuld. Die französische Alpenarmee vermutheten sie in Italien, und natürlich siegreich den Oesterreichern gegenüber; unter den Großen der Erde hielten sie für den mächtigsten den Kaiser von Rußland, dann komme „der deutsche Kaiser“ und nach ihm — der Kaiser von Marokko.

Thalabwärts gelangt man bald darauf nach Villé, das in Bauart und Sprache deutsch und im ganzen Habitus ein ächtes Pfälzer Dorf ist; auch fehlt, wie dort, das Basilicum vor keinem Fenster. Hier fängt wieder die Weinkultur an; man ist nahe am Rande des Gebirges, dessen Vorberge hier, wie längs der ganzen Kette, einen oft mehrere Stunden breiten Gürtel von Weingeländen bilden; in den Hauptthälern ziehen sich diese ziemlich weit nach Westen thalaufwärts. Der Boden besteht aus weißem Vogesensandstein, wie vielfältig auch in der bayerischen Pfalz. — Weithin Alles kultivirt; Wein und nichts als Wein. Die Wälder sind auf die Höhen zurückgedrängt und haben, der starken Bevölkerung dieser Gegend entsprechend, nichts mehr von jenem imposanten Urwaldcharakter, wie die erst jüngst von uns verlassenen des höhern Gebirgs. Die Dörfer, sehr verschieden von den Gebirgsdörfern, sind in Breite und Länge gleichmäßig ausgedehnt, die rothen Ziegeldächer stehen dicht an einander, das Pfarrhaus schaut stattlich hinter hohen Mauern hervor.

So gelangten wir gegen Abend auf die lezten Vorberge, und als wir über die Sandsteinfelsen eine Weile hinabgeklettert waren, öffnete sich vor und unter uns das Thal, worin das Städtchen Andlau liegt. — Andlau ist durchaus deutsch; eine nicht unbedeutende Säbelfabrik befindet sich hier; übrigens beschäftigen sich die zweitausend dreihundert Einwohner mit Weinbau, Ackerbau und städtischen Gewerben.

Ein dichter Septembernebel deckte das Thal und die mit Wein, zahmen Kastanien und Buchwald bedeckten Bergwände, als wir am Morgen weiter zogen. Erst als wir auf die Höhe im Nordwesten des Städtchens gelangten, wurde es heller, und die schönen Ruinen von Schloß Andlau zeichneten sich malerisch vom Himmel ab. Der Granitrücken des Berges zieht sich, sanft ansteigend, Stunden weit nach Westen; bald machen die Buchen wieder den schönsten Weißtannen Platz. Man kann wohl sagen: hier ist die Heimath dieses herrlichen Baumes. Meilen weit, so weit das Auge reicht, sind Höhen und Tiefen mit diesen gewaltigen Stämmen bewachsen, darunter viele zweihundert Jahre alte und ältere. Der Boden ist wild, zerklüftet, felsig, dicht mit Farren, Sauerkleee und Moosen überdeckt, und in den Klüften ranken die Brombeersträucher, die, wie Trelawney sagt, uns Nordländer fast allein noch an eine gütige, spendende Natur glauben lassen, und die glänzende, dunkelgrüne Stechpalme mit ihren rothen Beeren mannshoch empor.

Wenn man so einige Stunden lang auf bequemem Waldwege westwärts gestiegen ist, erreicht man das Forsthaus des Herrn Herzog, warm und solid aus Holz gebaut, und ein beliebter Ruhepunkt der Reisenden. Es liegt neunhundert-und-fünfzig Meter über der See, und nahe dabei ragt ein hoher Fels, der Neutestein („Rintestein“), aus dem Dickicht des Waldes hervor, welcher eine Aussicht darbietet, so groß, so still, so gewaltig, wie sie nur irgend ein Waldgebirge bieten kann. Weit und breit nur ein schwarzgrünes Meer von Tannen, das sich über alle Berge hinzieht, fern im Osten die Ruinen von Schloß Andlau, und darüber hinaus, jenseits des Abfalls der Vogesen, die fruchtbare Rheinebene in schimmernder Bläue. Auf solcher einsamen, weithin das Land überragenden Höhe gedenkt man gerne der Worte Uhlands:

„Wir sehn in die weiten Lande
Und werden doch nicht gesehn.“

Doch wir scheiden von dieser stolzen Höhe und versenken uns wieder in den grünen, frischen Wald. Der sausende Wind treibt kalte Wolken heran und wir wandern zum leztenmal dem Rheine zu. — Aehnlich wie beim Heraufsteigen, umgibt uns auch auf diesem fast parallelen Wege der tiefe Tannenbühl; kein menschliches Zeichen weit und breit, Alles stille, nur zwitschernde Meisen treiben sich auf den weißbärtigen Aesten umher. — Ehe man in die Rheinfläche hinab gelangt, hat man noch einen hohen Vorberg zu übersteigen, den Mont St. Odile. Auf der Höhe desselben erhebt sich ein weitläuftiges Gebäude, halb erhalten, halb Ruine; ein Wallfahrtsort,

nebst Melereien, auch sollen noch einige Nonnen in diesem Gemäuer hausen. Nirgends im düstern Hofe begegnete uns eine Seele; wir traten in die feuchten niedern Gewölbe der Kirche, wo fromme Verehrung ihre kleinen, bunt verzierten Altäre errichtet hat; aber bald verließen wir diese öden Räume wieder, um uns draußen auf dem Felsenvorsprung an der Ostseite des Gebäudes unter die schattige Linde zu lagern, um hier noch einmal, zum leztenmal, die Schönheit des Gebirges zu genießen. — Vor uns, unter uns Wald, umgürtet nach Osten hin von weiten Weingeländen, aus denen sich reiche, freundliche Dörfer und Städtchen erheben; weiter hinaus das breite, fruchtbare Rheinthal mit unzähligen Städten und Dörfern, über welche die Wolkenschatten leise dahinzogen; der Rhein in langem Silberstreif, und jenseits der deutsche Schwarzwald mit dem hohen Feldberge, der ihn überragt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, März.

(Fortsezung.)

Theater. — Kunst.

In der Oper sahen wir alte Sachen, neu in Scene gesezt. Spontini's „Vestalin" eröffnete den Reigen dieser älteren Compositionen und fand ein aufmerksames Publikum versammelt. Mehr noch reizten die Schaulust der Menge die seit sehr langer Zeit hier nicht mehr gesehene „Aschenbrödel," die in Frau Günther-Bachmann, unserer noch immer rüstigen Soubrette, eine treffliche Darstellerin fand, und „das Donauweibchen." Außerdem brachte das Gastspiel des Tänzerpaares Bruë aus Berlin einige Abwechslung in das gewöhnliche Theatereinerlei. Von unserem sogenannten Ballet ist wenig zu sagen, obwohl wir ein Balletcorps besitzen. Es fehlt an tüchtigen Solotänzern, zu deren Besoldung das Theaterbudget nicht ausreicht und nie ausgereicht hat. Frau Bruë, eine angenehme Erscheinung, errang hier vielen Beifall, obwohl sie als Solotänzerin nur den geübten zuzuzählen ist, die mit verführerischem Anzuge, gewinnendem Lächeln und feiner Koketterie die Zuschauer bethören. Besonders gefiel sie in den charakteristischen Nationaltänzen, die sie auch wirklich mit vieler Grazie und Gewandtheit ausführte.

Del Vecchio's Kunstausstellung überraschte die Freunde der Kunst in den lezten Wochen wieder durch manches werthvolle Bild. Am meisten verdiente Anerkennung fanden zwei Gemälde der Speck von Sternburg'schen Galerie, erst kürzlich von diesem Mäcen der Kunst erworben. Das eine stellt „Sakuntala" dar, im Begriff, ein Gedicht auf ihren Geliebten zu entwerfen. Thiersch, ein Sohn des bekannten Gelehrten in München, ist der Schöpfer dieses trefflich componirten Gemäldes. Wir sehen Sakuntala, allerdings nicht die Tochter des heißen Indiens, vielmehr eine deutsche Schönheit mit dunkelm Haarwuchs, umgeben von ihren Gespielinnen, unter üppigen Gewächsen südlicher Zone sitzen, in der Rechten den Griffel, in der Linken ein Lotosblatt. Das dunke große Auge, glänzend, nicht rollend „in schönem Wahnsinn," blickt sinnend nach oben, die Gespielinnen folgen neugierig dem Blick der Gebieterin, während der glückliche Geliebte in buschigem Hintergrunde die reizende Gruppe heimlich belauscht. Will man tadeln, so ist dem Künstler vorzuwerfen, daß seine Gestalten eben ganz und gar keine Indierinnen sind. Solche vollsaftige, gutmüthig blickende Brünetten und Blondinen von so blüthenweißem Teint pflegen am Ufer der Isar, nicht des Ganges zu wachsen. Gruppirung und Zeichnung anlangend, bekundet der junge Künstler bereits eine Meisterschaft, die für die Zukunft Bedeutendes verspricht. Das zweite Bild aus der Sammlung des Baron Speck von Sternburg stellt einen Knaben dar, im Begriff einem Hunde militärisches Exercitium beizubringen. Dieses Bild von F. Dürck ist in jeder Hinsicht tadellos und kann sich dreist mit den berühmten Bettelbuben Murillo's messen. Der Junge, ein prächtiger, von Gesundheit strozender Bursche, als Proletarierkind in klassische Lumpen gehüllt, die meisterhaft gemalt sind, kniet vor einem aufwartenden Hunde, der sich alle erdenkliche Mühe gibt, eine Weidenruthe just wie sein Herr die blecherne Flinte zu schultern. Es ist schwer zu sagen, ob Junge oder Hund genialer gemalt ist; der Hund ist mit einer Naturtreue hingezeichnet, die Liebhaber dieser Thiergattung nahezu in enthusiastisches Entzücken versezt. — Von andern mehr oder minder werthvollen Gemälden erwähne ich noch von Merkelbach „der lezte Rath eines Vaters," ein Gemälde im großen Styl der alten Niederländer, nur leider in den Figuren stark verzeichnet. Abgesehen von dem tristen Gegenstande liebt die moderne Welt diesen Styl nicht mehr, der bei allem Schwunge kühner Pinselführung doch etwas Plumpes hat, was unserm geleckten Geschmack nicht mehr behagen will. Von dem bekannten Wiener Maler Waldmüller sahen wir neulich mehrere neue Gemälde: „Mädchen, einen Brief lesend," in Schalken'scher Manier, „badende Mädchen," hübsche Gesichter, aber schlecht gemalte Körper; ferner „Kinder am Christmorgen," ein gelungenes Genrebild. In dem auf einem Schemel knieenden Knaben, der schelmisch lächelnd nach dem kleinen Schwesterchen beide Hände bittend ausstreckt, um der spielenden Unschuld einen Apfel abzuschwatzen, spricht sich die ganze ehrliche Gutmüthigkeit des oberösterreichischen Volkscharakters aus. Benno Adam in München hat einen „Pferdestall" geliefert mit schön gemalten Rossen und einer Katze, die Lust hat mit einem Mops anzubinden, der vor der Krippe sizt. Die Darstellung sämmtlicher Thiere bekundet tiefes Studium der Thierwelt. Unter den Landschaftsbildern, die immer sehr zahlreich sind, gebührt die Palme einer „Mondlandschaft" von Verreigt in Köln; ferner einer „Klosterruine am Abend" von Hassenpflug in Halberstadt. Sehr reichhaltig sind die immer von Neuem sich ergänzenden Kupferstichsammlungen und Zeichnungen. Unter lezteren nenne ich als Rarität zwei Bücher mit chinesischen Malereien. Beide Hefte kommen direkt aus China und sind ungemein sauber und minutiös mit glänzenden Farben auf das feinste Seidenpapier gemalt. Die Form des menschlichen Körpers scheinen die chinesischen Maler noch nicht studirt zu haben, denn alle Figuren sind entweder total verzeichnet oder haben dürre und knochige Gliedmaßen, etwa wie die Figuren unserer altdeutschen Meister.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 94. Donnerstag den 19. April 1849.

— Mit den Augen bangen Muths
Seh ich, wie einen Sternschuß, deinen Ruhm
Vom Firmament zur niedern Erde fallen

Shakespeare.

Lamartine's Fall.

Kleine Geister mögen sich freuen, wenn große sich auf ihrer Höhe nicht halten können, sondern herabgleiten; immer aber ist's eine traurige Erscheinung, daß das Edle sich in der Windsbraut der neuesten Zeit nicht halten kann, sondern gemein wird. So sehen wir jezt das schnelle Sinken und Fallen eines Mannes, der vor kurzem noch als Dichter, Geschichtschreiber und Staatsmann so hoch stand, einige Monate lang in der provisorischen Regierung seines dämonisch gepeitschten, zur Republik umgestalteten Vaterlands die wichtigste Rolle spielte und sich in den schönsten Worten vernehmen ließ, als er aussprach, daß Frankreich die europäischen Traktate von 1815 nicht mehr anerkenne und sich für die Freiheit und Nationalität Italiens verbürge. Wie diese Bürgschaft vernichtet am Boden liegt, so auch der Mann, der sie als Minister ausgesprochen hat.

Im verflossenen Februar verbreitete Lamartine in und außer Frankreich in großer Menge einen Prospektus mit folgendem autographirten Briefe: „Paris 1. Februar 1849. Mein Herr, das intellektuelle, manchmal herzliche Wohlwollen, das sich auf ganz natürliche Weise zwischen dem Schriftsteller und seinen Lesern bildet, gibt mir vielleicht das Recht, Ihnen den beiliegenden Prospektus meiner ausgewählten, verbesserten, vermehrten, commentirten und von mir selbst herausgegebenen Werke zu empfehlen. Wenn ich mir Ihre Nachsicht für diese schwachen Werke nicht zu groß vorgestellt habe, so wage ich es, mein Herr, Sie zu bitten, Sie möchten diesen Prospektus lesen, unter Ihren Bekannten verbreiten, die Namen der gefälligen Subscribenten sammeln und sie mir mittheilen. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, mein Herr, daß Ihr Name nicht allein auf den Seiten dieser literarischen Arbeit, sondern auch in meinem Gedächtniß stehen wird. Alph. de Lamartine."

Vielen, die diesen Prospektus erhielten, ist es gegangen wie Schreiber dieses. Sie hielten ihn für einen schlechten Scherz auf Kosten Lamartines, dessen ewiges Geldbedürfniß sprüchwörtlich geworden ist. Wir haben uns aber geirrt, der Prospektus ist durchaus ächt. Soll man sich darüber betrüben oder lachen? — Nie ist ein so hochgestellter Schriftsteller und Dichter, ja keiner von nur einiger Bedeutung dergestalt zur merkantilischen Ausbeutung seines Namens und seines Talents herabgestiegen.

Kurz vorher gestand Lamartine in der Vorrede zu seinen Confidences, daß ihn nur der von einem Journal gebotene Preis bewogen habe, die Schrift dem Publikum mitzutheilen. Die Freunde des Dichters nannten dieß ehrenwerthen Freimuth, wir aber nennen es einen schimpflichen Handel, und Alle, die noch etwas von literarischer Würde fühlen, werden unsere Ansicht theilen. Mit obigem Prospektus ist es noch schlimmer. Lamartine hat hier nicht einmal die Entschuldigung, daß er nur der Versuchung eines bedeutenden Geldgebots nachgebe. Er selbst bietet seine Waare an; er offerirt sie jedoch, wie im Prospektus steht, nur im Interesse Anderer (dans l'intérêt d'autrui), d. h. mit andern Worten: „meine Gläubiger warten;" der Erlös aus den Confidences ist schon verthan, so wie das ungeheure Honorar für die Girondisten; Alles ist bereits in den bodenlosen Schlund von Spiel und unsinniger Verschwendung

gefallen. Ist es doch, als bitte er den geneigten Leser um Mitleid mit seiner beängstigenden Lage.

Der obige Brief selbst ist wohl das Traurigste; es ist der Styl eines feinen Commis Voyageur, der mit süßen glatten Worten seine Weine, Kattune, Linnen, Bücher, Actien oder dergleichen anbietet und abzusetzen sucht. — Schon daß er autographirt ist, muß Charlatanerie genannt werden. Offenbar hat Lamartine die Leute dadurch gewinnen wollen, daß er ihnen eine Probe seiner schönen Schrift gibt; besonders aber hofft er damit seiner Mittheilung einen gewissen Charakter von Intimität zu geben, der Manchen reizen und gewinnen dürfte. Deßhalb finden wir auch Wendungen wie in einem vertraulichen Brief an einen alten Freund, Formen, die in einem zu vielen tausend Exemplaren nach allen Gegenden und Ländern geschickten Brief lächerlich und lügenhaft erscheinen. Am Ende heißt es gar, der Name der Subscribenten solle nicht allein in einem Band dieser neuen Ausgabe abgedruckt werden — was schon eine Charlatanerie ist — er solle auch im Andenken des Verfassers eingeschrieben stehen; eine Versicherung, die Viele verführen mag, wenn sie gerade nicht daran denken, daß sie diese Auszeichnung und Ehre mit vielen Tausenden, mit Bekannten und Unbekannten, Würdigen und Unwürdigen theilen sollen. Für achtzig Franken erkauft man das Andenken Lamartines, einen Theil seines Herzens; gewiß spottwohlfeil! Auch an rührender Demuth fehlt es nicht. „Wenn ich mir Ihre Nachsicht für diese schwachen Werke nicht zu groß vorgestellt habe, so wage ich es ꝛc.“ Bescheidenheit ist allerdings lobenswerth, wenn aber ein Mann, dessen Namen ganz Europa füllt, um „Nachsicht“ bittet, wenn er seine Schriften „schwach“ nennt, Schriften, die größtentheils allgemeine Bewunderung erregt haben, so ist dieß nicht mehr Bescheidenheit, sondern Dünkel und Charlatanerie, auf's Höchste getriebene Charlatanerie.

Wir wünschen zur Ehre der Poesie und der Moral, daß dieser Aufruf des „gefallenen Engels“ keinen Erfolg habe. Wenn sich alle Schaam aus den höchsten Schichten der französischen Literatur verliert, wozu es allen Anschein hat, so wäre es Zeit, daß das Publikum durch ein verächtliches Stillschweigen zeigte, daß das Genie nicht Alles zu entschuldigen vermag.

Die Mythologie der Alpen.

Zweiter Abschnitt.

(s. Nr. 79—85.)

Seit der Einführung des Christenthums gingen alle Ideen von wohlthätigen Göttern in der einen Idee des einzigen großen Gottes auf; die bösen Geister dagegen verschmolzen dabei nicht alle so in eins, weil kein christliches Dogma einen so strengen Glauben an die Einheit des Teufels forderte. Schon Christus sagt, das Reich des Teufels sey in sich selbst uneins und die Evangelisten scheinen auf eine Menge oberster und unterster Teufel hinzudeuten. Daher, glaube ich, kam es, daß bei den meisten christlichen Völkern fast alle guten und schönen Naturgeister verschwanden und die Welt mit so viel bösem Spuck erfüllt wurde. Die Schaaren der schreckhaften dunkeln Naturgeister wurden um so größer, da auch diejenigen guten Götter, die man nicht völlig aus dem Gedächtniß der Menschen verbannen konnte, von den Priestern zu bösen Mächten umgestempelt wurden. — Es ging ihnen allen wie der „Frau Holda,“ die nun eine „Unholdin“ wurde. Venus wurde eine „Hexe,“ Diana ein „Gespenst,“ die Nymphen „Nixen,“ die schönen Kinder der Mutter Gäa „Kobolde.“ Alle in der Nacht des Heidenthums mild leuchtende Gestirne behielten vor der Sonne des Christenthums nur noch ein mattes gespenstisches Licht, wie der Mond am Tage.

Daher erklärt es sich denn wohl, daß auch die Alpenbewohner, die doch sonst die Schönheit ihres so herrlichen Landes wohl erkennen und sie in reizenden und rührenden Liedern besingen, da wo es sich um Personificirung eines Naturphänomens oder um Symbolisirung eines Naturgefühls handelt, gewöhnlich auf Schreckgestalten und Zerrbilder verfallen sind. Man bringt ein sehr langes Verzeichniß zu Stande, wenn man alle die Ungethüme und unheimlichen Naturmächte aufzeichnet, mit welchen die Aelpler ihre Thäler und Wälder bevölkert haben. Hier hört man vom „Roß, das keinen Kopf hat,“ dort findet sich der „wilde Geiser,“ der im Walde lärmt, dort wieder der „Rufelhund,“ der eine lange Kette über die Berge schleppt. Der „Butzima,“ der „Bölima,“ der „Mattseiteln Bock“ und noch viele solche Lokalgespenster werden hergezählt.

Sogar die schönen krystallklaren Alpengewässer sind von solchem Aberglauben getrübt worden. Unheimliche Drachen, ungethüme Schlangen und Würmer sehen die Alpenbewohner in ihren himmelblauen Seen, während die Griechen nicht nur ihre Bergquellen zu reizenden Najaden zusammenrinnen, sondern sogar aus dem schreckhaften Meere die Göttin der Schönheit selbst hervorgehen ließen, und die Indier eine Menge hübscher Erzählungen von dem Herabsteigen der Quellen des Ganges und anderer ihnen heiligen Flüsse erfunden haben, Erzählungen, welche die Quellenbildung aus Wolken und Regen sehr anmuthig mythisiren. — Es gibt, glaube ich, keinen

einzigen Alpensee, den nicht die Sage von einem „Seefräulein," oder einem „Hakenmann," der die Menschen mit einem Haken in die Tiefe zieht, oder von einem schlangenartigen „Nichus" eben so umspukt wie die norwegischen Küsten der Glaube an die große Meerschlange.

Hie und da bewegt sich das Wasser der Seen, sey es in Folge unterirdischer Quellen oder aus andern Ursachen, in gefährlichen Wirbeln. In diesen Wirbeln lauert der Hakenmann. Zuweilen bemerkt man auf der hellen Oberfläche der Seen dunkle, langgezogene, gewundene oder geballte Flecken, die selbst dem Physiker unerklärlich sind. Diese Flecken zeichnen sich von der hellen Oberfläche des Sees so scharf ab, wie Dintenflecke vom weißen Papier. Vergebens bemüht man sich, am Himmel die Wolke, oder den kräuselnden Wind, oder im Wasser die Pflanzenmasse, oder die unterirdische Quelle aufzufinden, von der diese dunkeln Stellen herrühren könnten, die uns daher so räthselhaft bleiben wie unsern Vorvätern die Flecken in der Sonne. — Der Bergbewohner, der sie, aus seinen Thalschluchten auf den See hinabblickend, bemerkt, spricht: das sey der Schatten des auf dem Grunde des Wassers lebenden Thieres.

Oft ist ein solches Wasserungethüm wohl nur ein Popanz für die Kinder, oder man kann darin eine Personificirung der in's Verderben lockenden und todbringenden Kraft des flüssigen Elements erblicken, wie Goethe sie in seinem reizenden Liede vom hinabgelockten Fischer besungen hat. Wundern muß man sich dann nur, daß die Aelpler nicht auch eine Schwindelgottheit erfunden haben. — Man kennt den geheimen Zug in die Tiefe, der viele Menschen beim Anblick eines Abgrunds mächtig ergreift. Mit diesem Zuge in die Tiefe, mit dem Schwindel haben die Bergbewohner mehr zu kämpfen als mit irgend einem andern Uebel, und es ist dabei, was auch die Aerzte darüber schreiben mögen, doch noch immer etwas Geheimnißvolles. Ich sage daher, es bleibt eine unbegreifliche Lücke in der Bergmythologie, daß wir nirgends die trockenen Gründe und Schlünde mit sirenenhaften Schwindelgottheiten gefüllt sehen. — Diese unbeachteten, ungekannten Sirenen, die am Fuße jedes Abgrunds lauernd sitzen, haben doch von jeher nicht weniger Menschenknochen benagt, als jene Meerjungfern an Siciliens Küste.

Die großen von Menschen gestalteten Bildsäulen des Memnon, des Osymandias, der Sphinxe in Egypten, die aus lebendigen Felsen gehauenen Statuen im peträischen Arabien und die neuerlich entdeckten Götter-, Priester- und Königsfiguren unter den Trümmern von Ninive haben bedeutend unter den zerstörenden Einflüssen der Verwitterung gelitten und leiden noch. Ihre Nasen und Finger fallen ihnen aus, Köpfe und Arme sind ihnen abgefault, Füße und Beine abgeschlagen, so daß von vielen nichts als ein ungestalter Klotz geblieben. — In den Bergen hat die Verwitterung gerade den umgekehrten Effekt. Hier gestaltet sie die gliederlosen Felsen gleich einem Bildhauer. Dicht nebeneinander läßt sie ein paar Steine ausfallen: die entstandenen Löcher gleichen Augen, die ein Meißel eingebohrt hat. Dazwischen bleibt ein gleich einer Nase hervorragendes Felsstück. Unten wird wieder eine Felsenmasse weggebröckelt, damit das Kinn sich zeige und der schlanke Hals sich herausbilde. Wälder, die auf dem Scheitel des Felsens stehen, Gestrüpp, das sich an die Lippen setzt, stellen Bart und Haarwuchs vor, und so vollendet sich das Menschenantlitz, an das sich oft noch weitgreifende Arme und mächtige kahle Felsen als nackte Beine setzen. Der Mensch, der sein eigenes Bild so gern überall abgespiegelt erblickt, hat diese äffenden Spiele der Natur nicht übersehen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Fortsetzung.)

Guizot. — Theater.

Die »Revue comique« bringt ferner eine Menge von Epigrammen und satirischen Liedern; z. B. ein Lied, in dem Guizot die Hoffnung ausspricht, daß er mit den andern Monarchisten bald wieder an's Staatsruder kommen werde:

Les suppots de la royauté,
Reconquièrent l'autorité;
Au pouvoir chacun se glisse,
Dans un assez proche avenir
Je crois que mon tour va venir.
Que le passé
Soit un rève effacé!
Embrassons nous et que cela finisse!

In der That scheint Guizot, der durch seine Starrheit so viel zur Revolution beigetragen hat, Hoffnung zu haben, zu Lisieur

wo er ein Gut besizt, zum Repräsentanten gewählt zu werden, und das aus Orleanisten, Legitimisten und Bonapartisten bestehende Wahlkomité in Paris, welches von den Bewohnern jener Gegend deßhalb um Rath befragt worden ist, hat es nicht gewagt sich dawider auszusprechen. Es wäre doch eine kuriose Erscheinung, wenn das nächstemal die Republik durch eine monarchisch gesinnte Nationalversammlung repräsentirt würde.

Die vom Minister des Innern verlangte Summe für die sogenannte Inspektion der Theater ist von der Nationalversammlung verweigert worden, und sie hat dadurch zu erkennen gegeben, daß sie keine Inspektion, oder mit einem andern Worte keine Theatercensur will. Derselbe Minister des Innern hatte die Vorstellungen des satirischen Vaudeville's: „der Thalertanz." suspendirt, weil die Nationalversammlung darin als ein Verein von Drathpuppen dargestellt wird, und Proudhon und Considérant so natürlich geschildert sind, daß man sie nicht verkennen konnte. Gegen diesen Gewaltstreich erhob sich aber ein solches Geschrei, daß der Minister es für gut fand nachzugeben und die Vorstellungen wieder zu erlauben, nachdem er den Verfasser bewogen hatte, einige anstößige Stellen wegzulassen. Von Leon Gozlan, dem Verfasser des „Milchtropfens," verlangte der Minister ein Gleiches, und in der That wäre aus diesem unsittlichen Stück, dessen Haupthandlung darauf hinausgeht, daß man für den Dauphin eine Säugamme sucht, die sich einhundert-und-fünfzig Bedingungen unterwerfen muß, ehe sie angenommen werden kann, gar vieles auszumerzen; da sich der Verfasser aber nicht dazu verstehen will, bleiben die Vorstellungen einstweilen unterbrochen. Der Verfasser beschuldigt in den Tageblättern elegante Stutzer der royalistischen Partei, sie seyen Schuld an der übeln Aufnahme des Stücks, indem sie die Anspielungen auf den verdorbenen Hof Ludwigs XV. aus legitimistischem Eifer ausgezischt haben. Er will sie selbst auf den ersten Plätzen im Saale gesehen haben, wie sie sich alle Mühe gaben, den Unwillen des Publikums zu reizen. Die Wahrheit aber ist, daß unsittliche Späße im Stück vorkamen, und daß dieselben von Leuten aller Parteien laut mißbilligt wurden. Dem Publikum mißfallen witzige Anspielungen keineswegs, aber der anständige Theil desselben duldet nicht, daß man aus dem Theater eine Schule der Unsittlichkeit mache, und da keine Censur mehr besteht, so muß das zahlende Publikum selbst über die neuen Stücke und ihre Verfasser zu Gericht sitzen, und wenn es seine Schuldigkeit thut, wird man keinen Grund haben die alten Censoren oder Inspektoren zurückzuwünschen. Vom „Ideenmarkte" hat eines der kleinen Theater eine Fortsetzung gegeben; die Verfasser scheinen aber keinen großen Vorrath von neuen Ideen zu besitzen; denn sie haben deren wenige zu Markte gebracht, und ihre Späße über die politischen Zustände sind ziemlich matt; wahrscheinlich wird der Markt mit dieser neuen Lieferung geschlossen werden. Ein anderes kleines Theater hatte den Einfall, von Zeit zu Zeit eine satirische Paraphrase des Wechselkurses oder der Börsennachrichten absingen zu lassen. Aus diesem Einfall hätte etwas Gutes werden können, wenn sich ein witziger Kopf damit befaßt hätte; an der Börse werden alle Tagesnachrichten, wahre und falsche, besprochen, und im Gewande eines Kurszettels ließe sich eine witzige Musterung der Tagesbegebenheiten veranstalten. Aber die ersten Versuche waren unbedeutend, und wahrscheinlich werden sie aus Mangel an Theilnahme nicht fortgesezt. Auch mag es dem Publikum, nachdem es mit Tageblättern und Flugschriften übersättigt worden, zu viel werden, wenn es Abends auch noch auf der Bühne Zeitungen vortragen hören soll.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, März.

(Schluß.)

Die Centralhalle. — Gerstäcker.

Zu Ostern wird eine dritte Bürgerschule für unsere Stadt errichtet. Direktor dieser neuen Anstalt, die vorerst zwischen sechshundert und siebenhundert Zöglingen erhalten wird, ist Dr. Ramshorn, seit Jahren einer der fähigsten und geachtetsten Lehrer an der ersten Bürgerschule, geworden. Ramshorn ist auch der literarischen Welt bekannt durch mehrere historische Arbeiten. Wenn ich nicht irre, war eine seiner lezten historischen Schriften die Geschichte Kaiser Josephs II. — Die Baulust, in frühern Jahren fast zur Manie geworden, hat seit der Revolution sehr abgenommen. Von allen Bauten, die etwa schon in Angriff genommen worden sind, verspricht nur eine bedeutend für die Stadt zu werden, die „Centralhalle," am Ufer der Pleisse, der Thomaskirche gegenüber gelegen. Das außerordentlich umfangreiche Gebäude ist erst im Entstehen begriffen, muß aber, wenn es vollendet wird und Alles das leistet, was es verspricht, ein wahrer Musterbau werden. Diese Centralhalle soll nämlich dem Plane nach in sich vereinigen: 1) eine Industriehalle von zehntausend Quadratellen Flächenraum als permanenten Bazar; 2) eine Börsenhalle, zwölfhundert Quadratellen groß, als merkantilischen Sammelplatz für Fremde und Einheimische; 3) eine Unionshalle von fünftausend Quadratellen Flächenraum, mit zwei Salons, vier Logen, zwei Chiosks, Proscenium, Galerien rc., als Vereinigungspunkt für gemeinnützige und gesellige Zwecke; 4) eine Badeanstalt von fünfzehnhundert Quadratellen. Dieß sind nur die oberflächlichsten Angaben; eine ausführlichere Darlegung Alles dessen, was die Centralhalle in sich vereinigen soll, erlaubt mir der beschränkte Raum eines Briefes nicht. Dem ausgegebenen Plane zufolge wird noch ein Wintergarten, ein Gewächshaus, eine Molkenkuranstalt rc. damit verbunden. Kurz, was der Mensch wünschen kann, ist hier in Aussicht gestellt. Es fragt sich nur, ob Leipzig als Stadt schon groß genug ist, um eine so großartige Anstalt hinreichend unterstützen zu können. Von den Messen allein kann solch ein Institut nicht existiren. Von Regierungswegen soll mit dem Erbauer, dem Kammfabrikanten Lurgenstein, unterhandelt worden seyn wegen Ablassung und Einrichtung eines Lokals, das sich für die zukünftigen Sitzungen des Geschwornengerichts eignete. Zur Zeit fehlt es an einem derartigen Lokal in unserer Stadt. Lurgenstein ist aber, wie ich höre, nicht darauf eingegangen. — Friedrich Gerstäcker, schnell bekannt und dem Publikum lieb geworden durch seine amerikanischen Schilderungen, hat vor Kurzem eine Reise um die Welt angetreten. Sein nächstes Ziel ist das neu entdeckte Eldorado Californien. So viel ich weiß, wird er von seiner Reise aus mit sämmtlichen Journalen der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, Allgemeine Zeitung, Morgenblatt, Ausland rc. in Verbindung bleiben, und in denselben auch Reiseberichte niederlegen. Es wäre Schade, wenn in Folge der neuesten Beschlüsse der nordamerikanischen Staaten Gerstäcker der Besuch jenes interessanten und fabelhaften Goldlandes nicht gestattet würde. Gerstäcker, kräftig, muthig, an Entbehrungen gewöhnt, mit glücklichem Auffassungsvermögen begabt, als kühner Jäger einem Indianer vergleichbar, ist ganz der Mann, eine solche Expedition glücklich zu Ende zu führen. Von Californien wird sich Gerstäcker nach dem Cap der guten Hoffnung und von da nach Ostindien begeben. Möge er Glück haben und von seiner Reise wohlbehalten nach dem — Gott gebe es — dann endlich einig und stark gewordenen Deutschland zurückkehren!

Beilage: Kunstblatt Nr. 15.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

// Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 95. Freitag den 20. April 1849.

Dulce et decorum est pro patria mori.
Horaz.

Drei Wunden.

1.

Die Preußen ziehn in Jenas Schlacht:
Mit der Musketen blanker Pracht
Wallte Zug an Zug die Stadt entlang,
Voran der Trommeln und Pfeifen Klang.
Die Schule speit die Knaben aus,
Die springen nach in Saus und Braus,
Sie gaffen an Fahn und Montur sich satt
Und rennen im Jubel heim zur Stadt.

Nur Einer läuft durch Feld und Bach
Wies Hündlein den Soldaten nach.
Lang dehnt sich der Weg, der heiße Tag,
Er folgt im Takte dem Trommelschlag.
Ihn schnaubt vom Gaul an der Major:
„Was krabbelt nach der kleine Thor?"
Das Knäblein hält mit dem Roß den Schritt:
„Herr, nehmet mich mit, ich bitt, ich bitt!"

„Bin ich zu klein noch für den Zopf,
Gebt einen Hut doch meinem Kopf,
Ein blaues Röcklein um meinen Leib,
Und einen Säbel zum Zeitvertreib.
Die Pfeife meinem Mund vertraut;
Ich pfeif Euch wie ein Vogel laut,
Die Franzosen blas ich euch alle fort,
Ich geb Euch darauf mein Ehrenwort!"

Der kleine Held dem Herrn gefällt,
Er hat ihn vor die Front gestellt,
Er heißt ihn ziehn auf die Lagerwacht,
Und Triller pfeifen zu Jenas Schlacht.

Der Heerruf schallt, Kanonen schrein,
Er pfeifet Muth den Reihen ein;
Die Kartätschen mähen Glied an Glied,
Er bläst seinen Brüdern ihr Todtenlied.

Die Kugel trifft des Knaben Arm,
Er sinkt in seinem Blute warm.
Sie schleppen ihn fort in die Flucht gepreßt,
Er hält in der Linken die Pfeife fest.
Sie führen ihn zum Vaterhaus,
Er bricht in hohen Jubel aus:
„Ich trag an dem Arm eine Wunde scharf,
Die ich für den König erdulden darf!"

2.

Zum Jüngling ist der Knab erblüht,
Für Stahl und Eisen nur erglüht,
Drum wird er ein dröhnender Hammerschmied
Und pfeift an dem Feuer sein Schlachtenlied.
Was klingt herein so wild, so schön?
Das ist seiner Trommeln und Pfeifen Getön.
Was braust der hohe, stolze Klang?
Das ist seiner Brüder Kriegsgesang:

„Du tief entehrtes Vaterland,
Wir reißen dich aus Frankreichs Hand,
Wir fahren herauf im Racheschrei,
Wir machen mit Gott dich groß und frei."
Ihm rann die Thräne, schwoll das Herz,
Er fühlt sich los vom langen Schmerz.
Er reißt seine Büchse von der Wand,
Im Wehrmannsschmuck bei den Seinen stand.

Sie jagen aus dem Vaterland
Den Feind bis an der Seine Strand;
Gut traf der Schmid mit dem Kolbenstoß,
Der Schütz mit dem rächenden Jagdgeschoß,
Er hämmert auf der Städte Thor,
Trägt nach Paris die Fahne vor,
Und bei Waterloo auf der Siegerbahn
Da packt er die fränkischen Reiter an.

Sie spalten ihm das blonde Haupt,
Das sinkt von Blumen roth belaubt.
Er starrt hinaus in die herrliche Schlacht
Und fleht für sie zu der himmlischen Macht.
Sie führen ihn zum Vaterland,
Dort legt er dankend Hand in Hand:
„Ich trag' am Haupt eine Wunde scharf,
Die ich für Preußen erdulden darf."

3.

Der Schmid ist schon ein alter Mann,
Dem der Schweiß von der narbigen Stirne rann,
Und hat errungen Haus und Gut,
Hat sich nachgepflanzt sein Fleisch und Blut.
Er hat sein Weib, der Augen Lust,
Mit Leid zu Grabe tragen gemußt;
Doch freut ihn seiner Töchter Glanz,
Die prangen als seines Alters Kranz.

Horch, horch der hohe Pfeifenklang
Erbrauset neu die Stadt entlang!
Die Völker erstehen in junger Kraft,
Umklammern zürnend der Waffen Schaft.
Nun, Meister, führ' den Meisterstreich,
Es gilt das einige deutsche Reich;
Jezt muß es in seiner Macht erstehn,
Oder muß auf ewig untergehn.

Der Schmid vor seinen Töchtern stand,
Er segnet sie mit Mund und Hand,
Und theilet ihnen das Seine aus:
„Dir sey vermacht das Gewerb und Haus;
Dir geb ich meiner Saaten Feld,
Und dir, der Kleinen, all mein Geld.
Fahrt wohl, o denket im Frieden mein,
Mich ladet mein Volk in seine Reihn."

„Nun Alter führ den Hammer stark,
Dein Ambos der heißt Dänemark,
Auf dem will ich schmieden die deutsche Ehr,
Daß die Funken fahren auf Land und Meer;
Auf dem will ich schlagen den deutschen Krieg,
Auf dem will ich sinken in Lust und Sieg.
Empfang, mein Herz, deine Wunde scharf,
An der ich für Deutschland sterben darf!"

Georg Rapp.

Die Mythologie der Alpen.

(Fortsetzung.)

Schon die Israeliten, wie wir aus der Bibel wissen, erkannten in einem Salzfelsen Loths verwandeltes Weib. Die Griechen sahen in allen Bergen Menschen, die vor dem versteinernden Angesichte der Medusa zu Granit- oder Kalksteinstatuen erstarrten. Selbst die heutigen Griechen noch erkennen in den Umrissen eines großen Felsen bei Smyrna eine klagende Niobe. Ja selbst die Indianer Südamerikas verehren in den wunderlichen Felsgestalten des verwitterten Cordillerenkamms Erdbewohner aus längst verflossenen Jahrhunderten, welche der Gott Pachacamac in seinem Zorn in Stein verwandelt, und in den Umrissen der Küstengebirge bei Rio Janeiro erblicken noch jezt die europäischen Schiffer die Gestalt eines ausgestreckten Riesen.

Ich klagte oben, daß die Alpenbewohner die Häupter, Augen und Nacken ihrer Gebirge selten zu unterhaltenden mythischen Gedichten benuzt haben. Doch ist auch diese Klage nicht ganz ohne Trost, und man kann im Ganzen sagen, daß wenigstens der Samen zu solchen Mythen überall entdeckt wird, wenn auch die poetische Pflanze ohne Frucht und Blüthe geblieben ist. Die Thäler dieser Gebirge durchreisend stößt du hier auf eine Felsenmaria mit dem Christuskinde im Arm, dort auf einen in steinerne Ruhe versunkenen Eremiten, oder auf einen schlafenden Mönch, und es bringt sich dir die lustige Ueberzeugung auf, daß Natur und Menschengeist die Alpen geradezu mit einem ganzen Heere felsigen Statuenvolks belebt haben, wobei das merkwürdigste ist, daß diese Menschenbilder hier schon seit den Urzeiten so stehen und es also menschliche Physiognomien in den Felsen gab, ehe überhaupt ein Adam auf Erden existirte. Auf einem Passe der penninischen Alpen steht eine Büste Napoleons, die schon seit Jahrtausenden die Züge des großen Mannes mit frappanter Aehnlichkeit zur Schau trägt, und die zahlreichen Marienbilder hielten ihr Christuskind in den Armen schon in den dunkeln Jahrhunderten lange vor der Geburt des Heilands, als hätten sie, gleich den Propheten, in der Heidenzeit seine Erscheinung der Welt vorher verkünden wollen.

Viele dieser aus den Felsen hervortretenden Götter- und Menschengestalten sind bloß eine müssige Erfindung der Thalleute, welche dem neugierigen

Fremden überall gern etwas Außerordentliches zeigen möchten. Manche aber haben tiefere Wurzeln im Volke geschlagen und sind mit seiner Dichtung und seinem Aberglauben verwebt. So kenne ich eine Felsenpartie im Berner Oberlande, die ein so höchst frappantes Bild eines am Berge hinschreitenden Riesen oder eines dort mit langausgestreckten Armen und Beinen angehefteten Prometheus gibt, daß Maler sein Porträt verfertigt und in den Journalen des Landes veröffentlicht haben, und daß die Thalbewohner selbst, von den markirten, ausdrucksvollen Gesichtszügen betroffen, glauben, diese Felsengestalt steige zuweilen lebendig in's Thal hinab.

Unter den Thieren der Alpen gibt es eine Menge, die nicht ihres Gebisses oder Giftes, sondern der ihnen angedichteten Zauberkraft wegen gefürchtet werden. Unter den Kräutern sind noch heutiges Tages nicht weniger Zauber- als Heilkräuter, und unter den Quellen werden viele als Wunderbrunnen bezeichnet. Und all dieser Aberglaube gibt dann zuweilen zu mythischen Sagen und Erzählungen Veranlassung.

So werden z. B. die Wiesel in vielen Alpengegenden als übelberufen bezeichnet. Man soll sie nicht schießen können, ohne ein Unglück zu erfahren. Auch sollen, wenn ein Jäger dennoch den Versuch gemacht hat eines zu erlegen, zahllose Schaaren derselben erscheinen, um das bedrohte Brudergeschöpf zu retten. Auch von den Murmelthieren wird gar manche Geschichte erzählt, welche unsere Naturforscher in das Reich der Dichtung verwiesen haben. — Die in ganz Europa gleich einem Irrlicht spuckende Sage vom Wehrwolf, oder loup garou, hat in den Alpen ebenfalls Verbreitung gefunden, und wo hier kein Wolf sich findet, da nimmt der Fuchs seine Stelle ein. Wie jener, soll auch der Fuchs zuweilen die Kraft haben allen Schüssen der Jäger zu entgehen oder sich in allerlei Gestalten zu verwandeln.

In den Hochgebirgen soll es zu Zeiten weiße Gemsen geben, und erscheint eine solche einem Jäger, so ist sie ihm ein sicherer Todesbote. — Die Sage von einem wohlwollenden Berggeiste, der die hübschen Gemsen in seinen besondern Schutz nehmen soll, scheint unsere naturliebenden Dichter mehr beschäftigt zu haben als die Alpenjäger, die mit unwiderstehlicher Begierde alle Gemsen verfolgen und jenen poetischen Schutzgeistern zum Trotz niederschießen. — Doch verknüpfen sie allerdings wieder in so fern etwas Uebernatürliches mit den Gemsen, als sie glauben, daß das Blut dieser Thiere, warm getrunken, ein Zaubermittel gegen Berggefahren sey und vor Schwindel, Schwäche und anderem Unglück schütze. Dieser Aberglaube, der übrigens ziemlich natürlich erscheint, ist allgemein in den Alpen verbreitet, und viele Gemsjäger führen ein ledernes Trinkgeschirr bei sich, um sogleich den Bluttrank darin aufzufangen. Auch die Indianer auf den südamerikanischen Cordilleren trinken das Blut des Condor, weil sie glauben sich dadurch einige Eigenschaften dieses starken, gewandten Bergbewohners anzueignen. — Wie von dem Trinken des Gemsblutes Schwindelfreiheit, so erwarten sie vom Tragen der wunderlichen, aus Haaren und Pflanzenfasern zusammengesetzen Ballen, die sie zuweilen im Magen der Gemsen finden, Schußfestigkeit.

Auch an die Federn, die Leber, Lungen und Augen der Adler und Geier, die zu vielen Dingen gut seyn sollen, heften sich mancherlei Arten von Aberglauben, wie sie auch bei den Jägern anderer Länder vorkommen. — Wie anderswo, sind auch hier die Krähen, Elstern, Spechte und Eulen Tod und Unglück verkündende Vögel. Insbesondere aber sprechen sie viel von dem „Bergrappen.“ Es ist dieß eine sehr große Rabenart, die auf den höhern Bergen von den Leichnamen des gefallenen Viehs lebt, zuweilen aber auch gleich dem Lämmergeier junge Schafe und andere lebende Thiere angreifen soll.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, April.

Blumenausstellungen. — Oeffentliche Verträge. — Theater. — Kunst.

Je schwieriger es mit jedem Tage zu werden scheint, sich in unsern immer finsterer werdenden politischen Räumen zurecht zu finden, um so mehr macht sich der geraume Zeit ganz vernachläßigte Gedanke geltend, daß der Mensch zu den geselligen Thieren gehört, und daß es weit angemessener ist, in der Geselligkeit Zerstreuung zu suchen, als sich von der stockfinstern politischen Zukunft im Voraus abängstigen zu lassen. Einen Beweis dafür gibt unter anderm der ungemein zahlreiche Besuch, dessen zwei so eben zugleich stattfindende Pflanzen- und Blumenausstellungen, die eine im Lokal der jährlichen Kunsterpositionen, die andere in den Gewächshäusern des Kunstgärtners Seidel, sich erfreuen. Leztere dauert schon einige Wochen und besteht hauptsächlich in Camelliensträuchern, zum Theil von ganz ausgezeichneter Größe, und bietet schon seit mehreren Jahren der

eleganten Welt einen der angenehmsten ersten Frühlingsgenüsse; die andere auf der Elbterrasse führt uns so viel als möglich die gesammte Pflanzenwelt vor das Auge und versezt die Empfindlichen durch die bewunderungswürdigste Mannigfaltigkeit von Formen und Farben, wie durch kunstreiche Zusammenstellung in einen wahren Freudenrausch. Vermißt man auch dießmal die von frühern Jahren her gewohnte Fülle an Hyacinthen, Narzissen und andern zu dieser Jahreszeit herrschenden Blumen, so gewähren die zum Theil sehr seltenen Blüthen, welche hier zuvor noch nicht erschienen waren, hinreichenden Ersatz dafür. — Liefert die Natur allerdings die trefflichsten aller Zerstreuungen, so nehmen doch auch Wissenschaft und Kunst auffallend mehr als noch vor Kurzem die Aufmerksamkeit der Gebildeten in Anspruch. Besonders zeigt sich eine wärmere Theilnahme an öffentlichen Vorträgen fast aus allen Gebieten des menschlichen Wissens. Namentlich fanden mehrere naturhistorische Vorlesungen des Hofraths Reichenbach und ein von Professor Richter gehaltener interessanter Vortrag über Fanatismus ungemeinen Beifall.

Nach allen öffentlichen Blättern waren die Kunstleistungen der nun in ihre englische Heimath zurückgekehrten Tänzerin Luzile Grahn auf hiesigem Theater vom größten Erfolg gewesen. Es konnte ihr auch im Andenken des für sie begeisterten Publikums dadurch kein Schaden geschehen, daß unser trefflicher Komiker Räder Gelegenheit nahm, bei den neuesten Aufführungen seiner beliebtesten Posse: „der Weltumsegler wider Willen," ihre ganze Person und Wirksamkeit auf das sinnreichste und glücklichste darzustellen. — Die allgemeine Aufmerksamkeit pflegt auf die neuen dramatischen Arbeiten Gutzkows sehr gespannt zu seyn. Dieß war auch bei dem Trauerspiel „Liesli" der Fall. Bei Aufführung desselben schienen sich wirklich die großen Erwartungen von demselben Anfangs im vollsten Maaße bewähren zu wollen. Die gedankenreiche Diktion und das glückliche Bestreben unserer besten Darsteller und Darstellerinnen, hinter dem Dichter nicht zurückzubleiben, erregten eine solche Stimmung in dem zahlreich versammelten Publikum, daß ein außerordentlicher Erfolg des sorgfältigst ausgearbeiteten Stücks gewiß schien. Indessen zeigte es sich im Fortgange der Aufführung immer mehr, daß man sich hierin getäuscht hatte. Selbst die glänzendsten Schönheiten reichten nicht hin, die Zuschauer mit dem undankbaren, der Kriminalistik entlehnten Stoffe zu versöhnen.

Der sächsische Kunstverein, der immer mehr gemeinnützige Thätigkeit entwickelt, beschäftigt gegenwärtig wieder das gebildete Publikum durch eine Fülle von Oelgemälden und Zeichnungen sowohl aus dem goldenen Zeitalter der Malerei als aus neuester Zeit. Der größere Theil derselben besteht in einer Sammlung, welche dem Freiherrn von Biedenfeld gehören soll und manches wahrhafte Kunstkleinod in sich faßt. Es ist daher ein empfindlicher Verlust für die deutschen Kunstfreunde, daß sie durch den so eben stattgefundenen Verkauf derselben an einen Amerikaner uns über das Meer entführt werden wird. Alle Kenner und Kunstliebhaber bewundern ein im Kunstverein aufgestelltes lebensgroßes Kniestück vom berühmten Begas in Berlin gemalt. Es stellt den verdienstvollen Senior in der Bildnerei, Direktor Schadow dar, und ist eines der Bilder, bei denen Zeichnung und Kolorit ganz vergessen werden über der lebendigen Natur. Das Bild darf dem von Rubens und Vandyk geschaffenen zur Seite treten. Große Theilnahme findet gleichfalls eine aus Rom hierher gekommene Marmorbüste Pius IX., dessen einnehmende Gesichtszüge deutlich sein so geistreiches als liebevolles Naturell verkündigen.

Paris, April.

(Fortsetzung.)

Theater.

Hat man die langen Debatten der Nationalversammlung, die vielen Bemerkungen darüber in den Tageblättern der verschiedenen Parteien, die vielen politischen Nachrichten aus allen Ländern der Erde und so vieles andere gelesen, so hat man die Politik übersatt und wünscht sich Abends etwas zur Zerstreuung. Daran fehlt es denn jezt auch nicht, und die Theaterkritiker beklagen sich in den Feuilletons, daß sie nicht mehr im Stande seyen allen ersten Vorstellungen beizuwohnen, da zuweilen an einem und demselben Abend drei oder vier neue Stücke auf verschiedenen Theatern gegeben werden. Und doch hat die italienische Oper wie gewöhnlich mit dem März ihre Vorstellungen eingestellt; der Direktor des Theaters der Porte St. Martin ist bankerott geworden und die Bühne ist geschlossen, nachdem kürzlich, als das Publikum schon eingelassen war, die Schauspieler sich geweigert hatten aufzutreten, weil sie ihre Gage nicht erhielten, so daß nicht gespielt werden konnte und man dem Publikum sein Geld zurückgeben mußte. Etwas Neues in der Theaterwelt war das Auftreten der Demoiselle Rachel in einem kleinen Lustspiele des Théâtre français. Die Zeit, da sie mit wilder Begeisterung die Marseillaise sang, ist längst vorüber; obgleich kaum ein Jahr seit jener Zeit vergangen ist, sind wir doch in eine ganz andere Epoche getreten, und mit dem Fahnenwesen und dem enthusiastischen Singen ist es vorbei. So hat denn auch die Rachel klüglich einen andern Weg eingeschlagen und läßt die Demokraten allein singen. In dem kleinen Lustspiel: „der Sperling der Lesbia," spielt sie die Rolle der Geliebten des römischen Dichters Catull, der seinem Liebhaberleben ein Ende machen, seine Geliebte verabschieden und sich mit einer Dame verheirathen will. Nun verliert Lesbia gerade ihren lieben Sperling und wird darüber innig betrübt. Ihr Schmerz rührt den Dichter tief; er besingt den Verlust, den Lesbia eben erlitten. Sie hat sich mit den Kleinodien geschmückt, welche Catull seiner künftigen Frau zugedacht hat, und so erscheint sie dem Bräutigam so reizend und liebenswürdig, daß er sich nicht entschließen kann sie zu verlassen und auf seine Heirath verzichtet. Auch die Damen im Schauspielsaale mußten die Rachel bewundern, wie sie mit einem kostbaren Schleier, einem mit Gold verbrämten Kleide und mit künstlichen Weintrauben im Haare vor Catull stand. Sie wurde lebhaft beklatscht, und obgleich sie durchaus nicht schön ist, so fand sie doch Jedermann so reizend, wie der Dichter im Lustspiel. Es heißt nun, die Rachel studire eine Rolle in einem großen Lustspiel von Scribe und E. Legouvé ein. Eine andere Schauspielerin des Théâtre français, Demoiselle Brohan, ist neulich als Theaterdichterin aufgetreten, aber bloß in einer geschlossenen Gesellschaft. Ein Verein reicher Familien hatte eine Kollekte zu Gunsten armer Kinder veranstaltet und den Beisteuernden dafür eine theatralische Vorstellung in einem Hôtel der Vorstadt St. Germain versprochen. Man sollte wenigstens zehn Francs bezahlen. Als aber bekannt wurde, daß ein Lustspiel aufgeführt werde, das Demoiselle Brohan, die ausgezeichnete Soubrette des Théâtre français zur Verfasserin habe, und daß sie selbst die Hauptrolle darin spiele, während der Graf v. Nansouty ebenfalls darin auftrete, stiegen die Billete dergestalt im Preise, daß für manche fünfzig bis hundert Francs geboten wurden und kein Platz im Saale des Hôtels leer blieb.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 96. Sonnabend den 21. April 1849.

> Formam aedificiorum novam excogitavit.
>
> Sueton.
>
> Scelestae haec aedes, impia est habitatio.
>
> Plautus.

Berliner Briefe.

Ein Bauwunder.

Kennen Sie das berühmte Lichtenbergsche Messer ohne Klinge, das keinen Stiel hat? Nehmen Sie an, daß die Quadratur des Cirkels zu entdecken sey? Begreifen Sie das Hamlet'sche Seyn und Nichtseyn? Ist Ihnen die Möglichkeit des Wunderthuns klar? — Sie schütteln mit dem Kopfe? Es ist Ihnen nicht klar? Sie glauben nicht an Wunder? — Nun, so gehen Sie nach Berlin, dort ist ein Wunder vollbracht, ein Undenkbares möglich gemacht: man hat dort die geheime Oeffentlichkeit erfunden.

Wenn man in Paris durch die Rue royale nach dem Platze de la Concorde kommt und sich jenseits des Obelisken von Luxor der Brücke nähert, so leuchtet vom andern Seineufer ein großes prächtiges Gebäude uns entgegen, frei und stolz thronend auf mächtig hinansteigender Treppe, mit stattlich geöffnetem Thore zum Eintritt ladend. Es ist die Deputirtenkammer, der Sitz der französischen Nationalversammlung. Sieht man in Florenz, in Bologna mitten auf dem Markte eine weite gastliche Halle, offen dem Eintritt jedes Bürgers bei Tag und Nacht, so sind es die alten Versammlungsorte des Volks, in denen es über sein Wohl und Weh in freier Rede berieth. Aber Berlin, die Stadt der Intelligenz, konnte sich mit dem schon Vorhandenen nicht begnügen, sie mußte etwas Neues haben, etwas Wunderbares, das die Welt noch nicht gesehen außer ihren Mauern, und man fand dieses Unerhörte, weil man es so ernstlich gesucht hatte. Man baute die zweite Kammer der preußischen Volksvertretung nach jenen Vorbildern, welche die Sage uns von den Gerichten der heiligen Vehme auf der rothen Erde Westphalens überliefert hat, und vermittelte so die Forderung der neuen Zeit mit der christlich germanischen, die Revolution mit dem historischen Rechte. Es ist kein Zweifel, der tapfere Vertreter des Rechtsbodens muß sich sehr heimisch fühlen im mystischen Gebäude der zweiten Kammer.

In der Niederwallstraße, einer engen, alten, finstern, von Krämern und kleinen Gewerbtreibenden bewohnten Gasse, „in der Niederwallstraße Nr. 8 ist für das Publikum der Eingang zur zweiten Kammer," so lautet die Weisung auf den Einlaßkarten. Mit meinem Billette in der Hand trat ich vor das betreffende Haus; hier ein Böttigerladen, in dem man schadhaft gewordene Sachen flickt, dort ein Milchbureau, das wassergetränkte Milch als die begehrte kräftige Nahrung ausbietet; Kammmacher, Knopffabrikanten u. s. w., aber keine Spur von einer Deputirtenkammer. Rathlos blieb ich stehen und schaute umher; da erblickte ich einen Polizeikommissär und zwei Constabler, welche sich des schlechten Wetters wegen in eine Hausflur zurückgezogen hatten, und zweifelte jetzt keinen Augenblick mehr, daß ich mich am Eingang des Lokales befinde, in dem das freie Volk der Preußen seine oktroyirte Verfassung revidirt.

Es ist sonderbar, aber man kann von gewissen Begriffen nicht leicht loskommen. Ich habe mit dem Worte Revision immer das Suchen nach Defekten verbunden. Kassenrevisionen, gründliche Revisionen bei der Entlassung unzuverlässiger Dienerschaft, das sind alles sehr gehässige Dinge, nothwendige Uebel, denen man sich widerstrebend unterzieht, um noch größerem Verluste vorzubeugen; Zustände, welche uns mißmuthig

machen, wenn man ihnen nahe tritt. Solch ein mißmuthig machender Hauch schwebt schon über dem ersten Eingang zu der Kammer, in der die oktroyirte Verfassung revidirt wird.

Ein schmaler, kaum fünf Fuß breiter Durchgang nimmt uns auf, mit feuchter blaßgrüner Farbe heuchlerisch übertüncht, um die alte, verräucherte Mauer zu verbergen. Am Anfang und Ende dieses Flurs sitzen hinter schlechten Holztischen wachehaltende Controleurs, deren lezter die Weisung ertheilt, durch die sehr einfache Hinterthüre weiter zu wandern. Aus dieser Thüre kommt man in einen Hof, aber selbst der kleine Raum, welchen die Architektur der Vorzeit in der natürlichen Beschränkung hier geschaffen, schien jezt wohl noch zu weit, bot noch zu viel Spielraum für freie Bewegung; man hat ihn mit einer festgefugten Bretterwand von Fichtenholz so abgetheilt, daß in dem engen Gange, den die Brandmauer des Hauses und der Holzverschlag bilden, nur ein paar Menschen neben einander gehen können. Ich habe einmal in einem Schlächterhause zugesehen, wie man eine Ladung angekommener Schafe behandelte, welche sich in unruhigem Haufen vor der Thüre drängten. Man machte die Thüre nur ein klein wenig auf, stieß die Schafe zurück, die man nicht brauchen konnte, und langte sich jene in's Haus hinein, deren man habhaft zu werden wünschte.

Es regnete und schneite, als ich den schmalen Gang hinab ging. Ich hatte in der Hausflur meinen Schirm geschlossen und beim Austritt auf den Hof eben geöffnet, als ich schon wieder vor einem Haus stand und ihn schließen mußte, um eintreten zu können. Ein Constabler öffnete die Thür, abermals zehn Schritte durch einen wüsten, nach nassem Kalke riechenden Raum, ein neuer thüröffnender Constabler, und abermals hinaus unter freien Himmel, zwischen eine andere Brandmauer und einen andern Holzverschlag. So geht man in der unbehaglichsten Weise durch alte Häuser und verschlagene Gehöfte fort und fort, bis man endlich eine neugezimmerte Treppe, rohe rothe Ziegelwände, eine wahrhafte Baustelle erreicht, und von dem wachehabenden Beamten erfährt, jezt sey man an den für das Publikum geöffneten Tribünen der Deputirtenkammer angelangt.

Man kann nicht lachen über den elenden Bau, man kann sich nicht ärgern über die Verworrenheit dieses Einganges, welcher bei irgend einem Zufall, der eine schnelle Entleerung der Räume nothwendig macht, geradezu lebensgefährlich werden müßte; man hat nur Eine Empfindung dabei, man schämt sich für sein Volk. Hätten die Deutschen das feine Ehrgefühl, den Schicklichkeitssinn der Franzosen, wie bitter würde eine Einrichtung wie diese von dem Spott der Presse gegeißelt! welche Calembourgs würde es regnen, wären im Französischen die Redensarten: „hier ist die Welt mit Brettern vernagelt," und „vernagelt seyn," so bedeutsam als in unserer Sprache!

Das Innere der Kammer ist freundlich, aber charakterlos. Es erinnert an Krolls Etablissement; hier wie dort könnten Seiltänzer, Weihnachtsausstellungen, Musard'sche Orchester ihr Wesen treiben. Durch die grelle Farbenausschmückung wird ein Gefühl von Unruhe erzeugt. Einfache, ruhig emporstrebende Säulen, milde Färbung der Wände wären einem Berathungssaale viel angemessener als dieses wüste Gemisch von hellbraunem Holz, feuerrothen Vorhängen und bunten Teppichen, bei denen alle Farbenkombinationen frei durcheinander laufen, und nur die Zusammenstellung von schwarz, roth und Gold nicht zu finden ist.

Die Räume für das Publikum sind im höchsten Grade beschränkt und die Einrichtung getroffen, daß jeder Deputirte nur einmal in der Woche eine Karte erhält, um sie für Zuhörer zu verwenden. Dabei ist die Communikation zwischen dem Publikum und den Deputirten innerhalb des Hauses völlig gesperrt, und der König kann in kürzerer Zeit eine telegraphische Depesche aus Cöln erhalten, als ein Volksvertreter irgend eine Notiz von der Tribüne herab. Man muß den ganzen beschriebenen Herweg rückwärts machen, den Hausvogteiplatz, die Jerusalemer Straße, den Dönhoffsplatz durchschreiten und dort durch das Hardenbergsche Palais einen eben so mühseligen, vielfach kontrolirten Eingang suchen, will man einen der Deputirten sprechen oder ihm eine Mittheilung machen, welche augenblicklich ihm von Wichtigkeit seyn könnte. Diese Oeffentlichkeit ist das vollkommene Seitenstück des Belagerungszustandes.

Unter diesen Umständen ist es kein Wunder, wenn die Phantasie des Berliner Volks an den offen liegenden Merkwürdigkeiten des Lokals nicht genug hat, sondern deren auch geheime aufzufinden weiß. Die hohlklingenden Fußböden, auf denen man in die Kammer gelangt und die angeblich über Gräben und Cloake führen, sollen noch ganz andere Geheimnisse verbergen, sichere, unnahbare Ein- und Ausgänge. Da gibt es Thüren, die mit Eisen beschlagen sind, und Personen, die im Bewußtseyn dieser architektonischen Vorzüge des Hauses sich so behaglich fühlen auf den Ministerbänken der zweiten Kammer, wie jener österreichische Offizier, der sich für die Campagne ein paar tüchtige Retirirpferde angeschafft hatte.

Die Mythologie der Alpen.

(Fortsetzung.)

Durch viele über ihn gedichtete Erzählungen haben die Dichter den Bergrappen fast zu einem so fabelhaften

Thiere gemacht, wie den Vogel Greif; sie haben ihn selbst in ihren sogenannten Alpensegen aufgenommen, den nach alter Sitte ein Senn vor Sonnenuntergang laut über das Thal hinrief:

> Herr schütze unser Vieh
> Vor des Wolfes Zahn,
> Vor der Kröte Biß,
> Und vor des Rappen Schnabel.

Halb aus den Sitten dieser Hirtenvölker, halb aus der Natur ihres Landes hervorgegangen ist die Sage von der „schwarzen Heerde." Ein schlimmer geisterhafter Hirte, mit Einem Worte der Böse selber, sagen sie, führt bei Nacht eine wilde Heerde über die Gebirge. Die gespenstischen Rinder, Schafe und Ziegen, aus denen dieselbe besteht, sind schwarz, ihre Augen feurig, den Kopf haben einige wohl verkehrt auf dem Rumpfe, und ihre sonst so friedliche und träge Natur ablegend, stürmen sie schnaubend und tobend über die Felsen und Alpen. Man vernimmt ihr Glockengeläut und ihr Brüllen von ferne, wie das Hallo, das Geheul und Bellen der wilden Jagd. Wehe dem, der ihnen begegnet!

Der wilde Hirte sucht zuweilen sündhafte Sennen heim und entführt ihnen ihr Lieblingsvieh, das er seiner Heerde wie ein diebischer Kakus beimischt. Kühnen und frommen Sennhirten gelingt es aber wohl, gleich Herkules, diesem zweiten Kakus das Vieh wieder zu rauben und es aus dem gespenstischen Getümmel in das Reich der Wirklichkeit, in ihre Ställe und auf ihre Alpenwiesen zurückzuführen.

Vielfach und oft ziemlich poetisch sind die Erzählungen, in denen diese schwarze Heerde, die hie und da auch wohl „das Nachtvolk" genannt wird, eine Rolle spielt. In einer dieser Erzählungen stellt sich die Sache so dar: Ein verliebter und eifersüchtiger Senn sprach eines Abends den Alpensegen aus und rief, wie vorgeschrieben, die Gnade und den Schutz Gottes auf Alles herab, was im Thale wohnt und athmet. Als aber sein Blick auf die Gegend fällt, wo sein Nebenbuhler wohnte, den er von seiner Geliebten für begünstigt hielt, da nimmt er diesen und sein Vieh vom Segen aus und murmelt des Himmels Fluch auf ihn herab. Ein murrendes Echo wiederholt seine Worte. Entsetzt verbirgt sich der gotteslästerliche Senn in seiner Hütte. So wie die Nacht sich herabläßt, klingt und brüllt und tost es aus der Ferne. Es ist das Nachtvolk. Die Alp erzittert unter ihren Hufen; der Böse selbst tritt in die Hütte des frevelhaften Hirten, dessen Augen der Schlaf flieht, und mit dem Finger drohend entführt er ihm seine Heerde. Aber die Unschuld seiner frommen Geliebten, zu der er am Morgen eilt und der er Alles gesteht, ihr Flehen und die Gewalt, die sie über den Bösen übt, bringt das Vieh wieder zurück und gleicht am Ende Alles gütlich aus.

Auch mit dem sogenannten „Rücken der Kühe" bringen sie diese Heerde des Nachtvolks in Verbindung. Es geschieht nämlich zuweilen, daß eine ganze Rinderheerde plötzlich, wie von panischem Schrecken ergriffen, wild wird und die Thiere in blinder Wuth dahingerissen dem Hirten entlaufen und wohl über Felsen hinweg sich in Abgründe stürzen, sey es, daß die anführende Kuh von einer Bremse gestochen wurde, oder sonst ein Zufall die Thiere erschreckte. Die Hirten, welche diesen Zufall oder jene Bremse nicht entdecken können, behaupten dann wohl, der böse Hirte habe ihr Vieh entführt.

Die Sage von der wilden Rinderheerde ist den Triften und Weiden bewohnenden Alpenvölkern eigenthümlich. Es wäre wohl einmal der Mühe werth, nachzuforschen, ob auch die viehzuchttreibenden Nomadenvölker in den Steppen eine ähnliche Sage haben, ob auch vielleicht die grönländischen und lappländischen Fischervölker, einen solchen „wilden Fischer" kennen, wie die jagdliebenden Germanen einen „wilden Jäger" und die Aelpler einen „wilden Hirten."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Provinz Sachsen, April.

Ein Bad im dreißigjährigen Krieg.

Die preußische Provinz Sachsen ist überaus reich an kleinen Bädern, welche in Deutschland wenig bekannt sind, dennoch aber ihr Publikum haben und durch die würzige Bergluft, welche um ihre Quellen weht, vielleicht mehr noch als durch die ihnen inwohnende Heilkraft alljährlich ihre Wirkung üben. Wie mancher alte Major kommt aus Norddeutschland nach



Ilsenburg im Oberharz zur Prinzessin Ilse, von der Heine ein so liebliches Mährchen zu erzählen weiß, in das er den „kranken Kaiser Heinrich" verwebt hat! Wie mancher Geheimerath kommt aus Berlin nach Suderode, Giebichenstein und Kösen! Auch nach Wippra, tiefer im Harzgebirge, verirrt sich wohl einmal eine Hofdame aus Dresden. Diesen Bädern gedenken wir, mit Erlaubniß, bald einmal eine Skizze zu widmen, wobei dann auch das anhaltische Alexisbad, das der Lage nach ganz zu denselben gehört, nicht vergessen werden soll. Für dießmal führen wir den Leser etwas weiter nördlich vom Gebirge, wo in dem am Abhange des Harzes sich ausdehnenden grünen Hügellande wohlhabende Dörfer mit stattlichen Kirchthürmen versteckt liegen. Erst im Elmwalde, welcher nach der Bestimmung des Tacitus die Grenze des Harzwaldes bildet, nach der jetzigen Geographie aber mindestens sechs Meilen über denselben hinaus liegt, finden wir, bereits im Braunschweigischen, nach Norden zu die erste Heilquelle wieder. Aus schwarzem, fruchtbaren Moorboden, der dem holsteinischen Marschlande nicht unähnlich seyn mag und auf dem sich die prächtige Waldung weithin ausdehnt, quillt sie hervor. Auch bei diesem Bade, in dem die Natur eben weiter nichts bietet als den herrlichen Wald, wollen wir nicht verweilen. Zwischen dem Elm und dem Harz aber, in einer ganz ähnlichen Landschaft, wurde während des dreißigjährigen Kriegs eine Zeitlang ein Bad besucht, das damals bei weitem das berühmteste in Deutschland gewesen zu seyn scheint; es war das Bad zu Hornhausen bei Oschersleben. Durch die Nachforschungen des dortigen Predigers Pröhle sind wir in den Stand gesezt, über dem damaligen Badeleben an diesem Ort auf einen Augenblick den Vorhang emporzurollen. Die Kriegszeit und die dadurch hervorgerufene, auch bei dem Gebrauch dieser Quellen ganz besonders hervortretende religiöse Stimmung der Menschen verleihen demselben ein sehr eigenthümliches Gepräge. Als das Bad bereits wieder verödet war, hörte man noch die Meinung, es sey dieser Brunnen „ein rechter Gnadenblick Gottes gewesen, der da eben zu der Zeit, als unser ganzes geliebtes Vaterland deutscher Nation durch viel und mancherlei Trüb- und Drangsal von langer Zeit her gar eine elende und betrübte Gestalt gewonnen, als eine recht erwünschte Freudengeburt, zum Trost vieler armen Leute, die bisher bei so langwährenden vielfältigen Kriegsabenteuern theils durch Schrecken und Entsetzen, Herzensbekümmerniß und Trauern, theils auch durch offenes, gewaltsames Jagen, Plagen, Prügeln, Hauen und Stechen krank und siech gemacht worden, an dieses Tages Licht kommen;" und der kindliche Sinn unserer Vorfahren merkte daraus des lieben Gottes Gnade und Barmherzigkeit, der nicht allein zerreißen und schlagen, sondern auch wiederum verbinden und heilen wolle und könne.

Zahlreiche Sänger priesen das Bad in lateinischer und deutscher Sprache. Unter den lateinischen Gedichten, die uns vorliegen, befindet sich auch eines von dem Vater des Philosophen Leibnitz. In poetischer Hinsicht ist jedoch nur ein deutsches Gedicht von G. Finkelhans von Bedeutung, welches den Brunnen zu Hornhausen, diesen

„Herzog aller Brunnen,
Daraus uns Balsam kömmt, und Salb' und Oehl gerunnen,"

in Alexandrinern weit über Karlsbad, Eger und Töplitz erhebt. Auch hier wird an die Betrachtung der Hornhauser Quellen der fromme Gedanke geknüpft, „daß Gott das arme Land wolle genesen lassen, nachdem er es verwundet und gestäupt habe mit allzu scharfem Besen." Wahrhaft reizend aber ist folgende Stelle, welche uns zugleich im Hintergrunde des stillen Badelebens den Blick auf die stürmische Kriegszeit eröffnet:

Du wirst dich auch, o West, durch sanften Zephyr regen,
Weil sich mein krankes Volk muß auf den Rasen legen,
Das sich in Hütten hält und hat ein leinen Dach
Vor heißem Sonnenstich und Wetters Ungemach.
Kein Donner schrecke sie, kein Hagel, Sturm noch Regen!
Das Unheil weiche fern von allen ihren Wegen!
Kein Landsknecht sey erkühnt, sie frech zu fallen an!
Wer sie betrüben will, der hab's Gott angethan!

(Fortsetzung folgt.)

Paris, April.

(Schluß.)

Theater. — Ein Hellsehender.

Nach Alfred de Mussets Beispiele, der mit Beifall einige Sprüchwörter dramatisirt hat, die auf der Bühne des Théâtre français sehr gut aufgenommen wurden, obgleich man sie nur als dramatische Bagatellen betrachten kann, hat auch Demoiselle Brohan ein solches Sprüchwort behandelt; es heißt »compter sans son hôte,« und ist ebenfalls eine dramatische Kleinigkeit. Eine auf dem Lande lebende Gräfin glaubt nichts von einem in der Nähe lebenden eleganten Herrn zu fürchten zu haben, und gestattet ihm daher den Zutritt in ihrem Hause ohne Bedenken; er aber schleicht sich unvermerkt in ihr Herz ein, und das Ende vom Lied ist eine Hochzeit. Demoiselle Brohan spielte die Gräfin, Herr v. Mansouty den eleganten Nachbar. Das eben so elegante Auditorium fand das Stück vortrefflich. — Das Pariser Theater, welches jezt die besten Einnahmen hat, ist die komische Oper. Sie hat viel Glück mit ihren neuen Stücken. Nachdem das „Andorrathal" bereits an fünfzigmal gegeben worden ist und der „Cald" ebenfalls schon zahlreiche Vorstellungen erlebt hat, kommt nun eine neue Oper hinzu, „die Montenegriner," von einem — wenn ich nicht irre — belgischen Tonkünstler Namens Limnander, die ebenfalls sehr gefällt. Die Vorstellungen der italienischen Oper haben mit einem Prozesse geendigt, den der Direktor Ronconi der Schauspielerin Albony angehängt hat, die nach London davongegangen ist, ohne das Ende der Saison abzuwarten, was die italienische Truppe hätte in Verlegenheit setzen können, wenn nicht zum Glück Ronconi eine Frau hätte, die selbst eine vortreffliche Sängerin ist und bisher nicht aufgetreten war. Zum Schluß wurde die Donizetti'sche Oper „Lucrezia Borgia" gegeben, welche sonst nicht aufgeführt werden konnte, weil Victor Hugo, der Verfasser des französischen Trauerspiels, nach welchem das italienische Libretto zugeschnitten ist, die Darstellung der Oper als eine Beeinträchtigung seines Autorenrechts untersagt hatte. Er gestattete zulezt zwei Vorstellungen, was in dem von ihm patronisirten Tageblatt als eine gewaltige Großmuth von seiner Seite gerühmt wurde. — Eine ächte Pariser Sehenswürdigkeit gibt gegenwärtig einigen Stoff zum Gespräche: ein vierzehnjähriger Knabe, der, ohne magnetisirt worden zu seyn, eine auffallende Kraft des Hellsehens entwickelt. Man verbindet ihm die Augen mit einem dicken Tuch, und so liest er Worte in verschiedenen Sprachen, welche von Anwesenden auf eine hinten im Saale hängende Tafel geschrieben werden, oder sagt, an wen ein Brief, den sie in der Tasche tragen, gerichtet ist, und andere Dinge mehr. Man ist hier aber immer geneigt, in solchen Fällen Taschenspielerei zu argwohnen, zumal immer ein Magnetiseur oder sonstiger Führer den Mittelsmann dabei spielt, und wohl auch in der That der Vermittler zwischen dem Publikum und dem Wunderknaben oder Wundermädchen ist.

D g.

Beilage: Literaturblatt Nr. 29.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 97. Montag den 23. April 1849.

> Die Heiterkeit und Fröhlichkeit der Wenden ist unverwüstlich. Mitten unter ihren Arbeiten hört man sie lustig pfeifen und singen. In den meisten ihrer Lieder finden wir den lebhaftesten und unzweideutigsten Ausdruck eines fröhlichen Leichtsinns, einer aufgeräumten Heiterkeit, einer unvertilglich guten Laune, im Gegensatz zu der derben und treuherzigen Gemüthlichkeit, wodurch die germanischen Völker sich auszeichnen.
>
> L. Haupt.

Erinnerungen aus der wendischen Lausitz.

Wenn man von Zittau, aus dem hohen Grenzgebirge kommend, die Heerstraße nach Bautzen einschlägt, erreicht man hinter dem Herrnhut zunächst gelegenen Dorfe Strahwalde eine breite Hochebene, wo sich nach allen Himmelsgegenden die reizendste Aussicht aufthut. Diese Hochebene bildet in meilenweiter Ausdehnung die Wasserscheide zwischen den größern und kleinern Zuflüssen der Elbe und Oder, also der Gewässer, welche die großen Becken der Nord- und Ostsee füllen helfen. Außerdem ist sie als Scheidewand zwischen dem eigentlich sogenannten Oberlande und dem Niederlande zu betrachten, unter welch letzterem das Volk alles nördlich und westlich vom Kottmar gelegene Land versteht, dessen Gebirgszüge im Vergleich mit dem Grenzgebirge niedrig zu nennen sind. Einige Strecken dieser Hochebene gehören zu den unheimlich ödesten Gegenden, die man sich denken kann, und gerade die Heerstraße berührt bei dem sogenannten „Todten" einen Punkt, wo ein freier Blick über diese traurigen Landstrecken gewährt ist. Die Sage, wie sie bis auf den heutigen Tag im Munde des Volkes sich erhalten hat, zeichnet den Charakter dieser trostlosen Oede, in der einem fühlenden Herzen wirklich angst und bange werden kann, am besten. „Als der Teufel sich in der Welt umsah," heißt es darin, „um sich einen Ort auszusuchen, wo er die Hölle bauen könnte, kam er auch in die Gegend von Dürrhennersdorf, Oberkunnersdorf und Schweidnitz, und wie er sich da umsah, war ihm die Gegend zu schlecht und der Teufel baute da die Hölle nicht."

Kaum zwei Stunden nördlich von dem höchsten Rande genannter Hochebene beginnt die Herrschaft der slavischen Zunge, erst in bunter Mischung mit deutschen Lauten, bald aber entschieden das deutsche Idiom verdrängend. Der fremde Wanderer fühlt bald, daß er sich unter einem andern, nicht deutschen Volksstamme befindet, denn abgesehen von der Sprache, die er vielleicht nicht einmal hört, weicht die Bauart der Häuser ab von der unter den Deutschen üblichen, und andere Tracht, bisweilen auch andere Sitte, verräth die fremde Nationalität.

Die deutsche Lausitz kann man stundenlang durchstreifen, ohne in den endlosen Dörfern einen andern Laut zu hören als das Klappern der Webstühle, das Schnurren der Spulräder und, wenn es hoch kommt, das unmelodische Jodeln eines Kuhhirten bei seiner Heerde. Berühren ausnahmsweise Gesangtöne sein Ohr, so sitzt irgendwo in halb verfallenem Gedingehäuschen eine einsame alte Spinnerin und singt mit zitternd näselnder Stimme ein geistliches Lied. Wie ganz anders dagegen kündet die Heimath der Wenden sich an! Da hallen Feld und Wald aller Orten wieder von hellem Gesang. Im Wettgesange Frage und Antwort gebend unterhält sich der arbeitende Nachbar mit der schäkernden Nachbarin, und kaum möchte es Abends ein Haus geben, in dessen Innerem nicht eine eigenthümlich rührende Melodie von geübten Stimmen gesungen würde. Tiefer im Heidelande, an den sumpfigen Ufern der Spree, hört man wohl auch bisweilen noch den Dudelsack, ein ächt national wendisches Instrument, das jedoch in neuerer Zeit mehr und mehr aus der Mode kommt. Die wendische Oberlausitz kennt Dudelsackpfeifer nur als Raritäten und belohnt solche umherwandernde Künstler wie

Bärenführer und Kameeltreiber; zum Tanz locken seine quäkenden Töne nur selten noch Bursche und Mädchen.

Schon in dieser Hinneigung zu Gesang und geselligem Verkehr verräth sich die slavische Nationalität und bildet einen um so größeren Abstand von der umwohnenden germanischen Bevölkerung, als diese, wie schon früher bemerkt ward, in der Lausitz geringe musikalische Begabung besitzt. Während der deutsche Bauer still und ernst hinter seinem Pfluge hergeht, singt der wendische Pflüger eines seiner zahllosen „Feldlieder" (Pszpólna); sitzt der deutsche Leineweber mit trübseliger Miene hinter seinem Webstuhle, nur darauf denkend, recht bald die aufgebäumte Leinwand tadellos dem Lohnherren abliefern zu können, so vertreibt sich der Wende Zeit und Grillen dadurch, daß er mit den andern Hausbewohnern einen „Rundgesang" anstimmt. Wie auch die Zeiten beschaffen, ob die Feldfrüchte durch Hagelschlag und widrige Witterung verdorben sind, ob Wasserfluthen die Heuernte vernichtet, ob der Blitz die Scheuer angezündet und eine Feuersbrunst Haus und Hof verzehrt hat, seine Fröhlichkeit, seinen Hang zu geselligem Leben, seine Lust an Gesang und Tanz läßt der glücklich begabte Wende sich nicht rauben. Es ist deßhalb im Allgemeinen mit Wenden leicht Umgang zu pflegen, mit ihnen bekannt und vertraut zu werden. Sie sind nicht verstockt und düster, wie die Czechen, nicht so launisch und slavischer Tücke voll, wie die Polen. Ein Jahrhunderte lang fortgeführtes Leben mitten unter Deutschen, mit diesen in ununterbrochenem Verkehr, scheint die abstoßenden Eigenschaften der slavischen Nationalität in den Wenden fast gänzlich verwischt zu haben, während alle liebenswürdigen Seiten sich schärfer herauskehrten und sie als umgängliche, leicht zu behandelnde Menschen Jedermann angenehm machen. Nur bisweilen, wenn Fremde ihre Marken überschreiten und sich nach Weg und Steg erkundigen, regt sich in der Jugend die Lust zu Neckerei und Schabernack, und nicht selten kommt es vor, daß solche Fragende entweder durch falsche Antworten irregeleitet werden oder daß sie gar keine, höchstens aber eine höhnische Antwort erhalten. Häufig stellt sich bei solchen Gelegenheiten der Wende, als verstehe er nicht deutsch, und die Antwort »nerosymju« (ich verstehe nicht) kann man auf eine Frage sehr leicht erhalten.

Betritt man in wendischen Ortschaften den Krug oder Kretscham, so kann man sicher darauf rechnen, Gesellschaft zu finden. Ist der Abend nahe, so finden sich mehrere ein, und gibt es Frauen und Mädchen darunter, so ist ein Tanz bald arrangirt. Bei solchen Gelegenheiten hört man nur wendisch sprechen, wie sie denn seit undenklichen Zeiten unter sich ihres weichen, sehr wohlklingenden slavischen Idioms ausschließlich sich bedienen. An solchen Orten sieht man auch ihre eigenthümliche Nationaltracht, vornehmlich an Sonntagen, wo Frauen und Mädchen im Festtagsschmucke erscheinen. Hat man das Glück, einen wendischen Krug gerade während einer Kindtaufe oder einer Hochzeit zu betreten, so kann man mit Bequemlichkeit Manches von wendischer Art und Sitte kennen lernen und sich dabei wahrhaft vergnügen. Ich möchte deßhalb den Leser freundlichst ersuchen, mich auf einer Sonn- und Feiertagswanderung durch's Wendenland, bei den Deutschen „die Wendei" genannt, zu begleiten, sich mit mir niederzulassen am gastfreien Tisch des Sorben, der für jeden Fremden gedeckt ist, und ein paar Stunden mit ihm zu leben in Haus und Hof, auf Feld und Flur, zu Sommer- und Winterszeit, und ich hoffe, daß er nicht gelangweilt zurückkehren wird in sein deutsches Heimwesen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mythologie der Alpen.

(Fortsetzung.)

Dieß etwa ist Alles, was ich von Alpenmythen, die mit der Natur des Landes zusammenhängen, in Erfahrung bringen konnte. Daß dessen so wenig ist, dieß rührt, ich wiederhole es, zum Theil von der minder lebhaften Phantasie der Alpenvölker her, zum Theil aber von der geflissentlichen Zerstörung der christlichen Priester, die natürlich alle aus dem Heidenthume stammenden Sagen ausrotteten, und endlich von der Fahrlässigkeit unserer Forscher, die solche Sagen, als von simpeln Bergleuten und bäurischen Thalbewohnern herrührend, wenig beachtet, und die dabei vergessen haben, daß jene so sorgfältig in jedem ihrer An- und Auswüchse aufbewahrten hellenischen Mythen ursprünglich doch auch zum Theil von eben solchen bäurischen Thal- und Bergleuten erfunden sind.

An die heidnische Mythe schließt sich die christliche Legende an. Wie für jene scheinen auch für diese hohe Gebirge der eigentliche Sitz und Ursprungsort seyn zu müssen. — Jene dem Menschen ganz natürliche Vorstellung, daß Berggipfel dem Himmel näher sind, hat das Christenthum nicht zerstört. Schon durch die allerersten christlichen Sagen sind die Berggipfel gleichsam verherrlicht und als geweihte Punkte bezeichnet. Da haben wir die Bergpredigt, die Christus von einer Höhe herab an das Volk hielt, da haben wir den Oelberg, auf dessen Spitze der Heiland betete, den Leidensberg, auf dem sein Kreuz erhöhet war,

und jenen erhabenen Erdpunkt, von dem aus er zum Himmel emporschwebte.

Fast alle christlichen Einsiedler in allen Ländern haben sich Höhen zu ihren Wohnsitzen ersehen, und da, wo sich keine Berge darboten, wählten sie die Spitzen von Säulen und Pyramiden. Die heiligen Auserwählten zogen sich aus dem flachen Nildelta auf die Berge der thebaischen Wüste zurück, und von dem heiligen Berge Athos, der von frommen Eremiten wie ein Thermitenhügel von Ameisen durchlöchert ist, bis zum Monte Casino und jenem berühmten Benediktinerberge in Spanien, sind fast alle weltberühmten, durch frommes Leben, durch Tempel- und Klosterbau geweihten Orte hoch aus dem Nebel der Ebene emporgehobene Bergstätten. — Fast bei jeder christkatholischen Stadt ist eine benachbarte Höhe zu einem Passionsberge umgewandelt und zu Wallfahrten benuzt. — Aus den sarmatischen Ebenen pilgern die Polen zu den heiligen Wallfahrtsorten in den Karpathen empor, aus den Donauniederungen die Ungarn zu den Klöstern auf den Höhen des Bakonyer Waldes oder zu den heiligen sieben Mönchspalästen auf den semlinschen Gebirgen.

Die hohen Zinnen der Alpen werden aus einem hunderte von Meilen langen und breiten Ländergebiete erblickt, und man sollte demnach vermuthen, daß diese mächtigen Göttersitze, diese gewaltigen Tempelpiedestale, diese fern schauenden Eremitenhöhen auch in der christlichen Zeit für alle Ebenenbewohner weit und breit die heiligen Wallfahrtsplätze, die berühmtesten Kirchen und Klöster enthalten haben müßten. — Wie die Völker Indiens zu den heiligen Gangesquellen im Himalayagebirge emporpilgern, so sollte man auch die Bewohner der schwäbischen, bayerischen, ungarischen, lombardischen und burgundischen Flachländer auf einer beständigen Pilgerschaft zu den Kirchen und Einsiedeleien an den Quellen der Rhone, des Rheins und der Donau begriffen glauben.

In der That gibt es in den Alpen einige heilige Stätten, die aus allen den genannten Ländern Pilger zu sich heranziehen, so das weltberühmte Kloster Einsiedeln in einem grasigen Hochthale an den Waldgrenzen des Kantons Schwyz, und das ebenso berühmte Mariazell in den rhätischen Alpen. — Aber diese Pilgerschaften scheinen doch in keinem Verhältniß zu der dominirenden, Ehrfurcht erweckenden Höhe der Alpen zu stehen, und vermuthlich ist auch daran wieder hauptsächlich die Unwirthlichkeit der hohen Gipfel schuld. Könnten wir den Alpen das Klima der Cordilleren in Mexico geben, könnten wir so selbst ihre höchsten Gipfel noch den Eremiten und Tempelbauern zugänglich machen, so hätte man vermuthlich Passionsstationen bis zum Montblanc hinauf errichtet, so besäße die europäische Christenheit in den Gipfeln des Monte-Rosa und der Jungfrau und der Finsteraarhörner die vornehmsten Sammelpläze zur Begehung ihrer Mysterien.

Ich sagte oben, daß der Mangel an Phantasie, dessen man die Alpenbewohner beim Anblick der Dürftigkeit ihrer mythologischen Dichtungen beschuldigen möchte, zum Theil wirklich, zum Theil aber nur scheinbar sey. Dieß wird aber noch klarer, wenn man die gewöhnliche Redeweise und die Ausdrücke der Aelpler, deren sie sich beim Besprechen der Naturphänomene ihrer Gebirge bedienen, betrachtet, und die ihrer Redeweise zum Grunde liegende Denkweise und Vorstellungen studirt.

Wenn du mit einem Gebirgsbewohner eine Zeitlang von irgend einem dieser Phänomene, z. B. von ihrem vielbesprochenen Winde, dem Föhn, geredet hast, wenn er dir gezeigt hat, wie jezt eben der Föhn dort oben auf jener Bergspitze in graues Wolkengewand gehüllt sizt, aus Italien herüber lugend, wie er jezt vom Berge auf den Gletschern in's Thal herabfährt, wenn er dir erzählt hat, wie der heiße Föhn begierig ist den Schnee aufzusaugen und zu verschlucken, wie er in den obern Gebirgen tobt und wüthet, und wie er schließlich damit endet, daß er eine dicke Regenmasse auf die Thalschaften ausschüttet, so weißt du am Ende nicht mehr, ob ihr von einer todten Sache oder von den Verrichtungen eines mächtigen Dämons gesprochen habt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Halle, April.

Studentenleben. — Die Kaiserdeputation.

Es ist seit einigen Tagen etwas leer und einförmig geworden in unserer sonst so bunten und bewegten Universitätsstadt. Die vielen goldgestickten Cerevismützen, die beschnürten Sammtröcke, die schillernden Verbindungsbänder, denen man sonst auf jedem Spaziergange, in den Wirthshäusern und auf den Bahnhöfen begegnet, tauchen nur noch einzeln aus der farblosen Menge hervor; die ganze Romantik unserer Stadt ist auf Reisen gegangen, die Ferien haben sie aus ihrem Lieblingssitze hinausgelockt auf die Eisenbahnen und Heerstraßen. In der That entfaltete sich in Halle die Romantik des Studentenlebens seit den Märztagen des vorigen Jahres schnell zu einer vorher nie

geſehnten Blüthe. Auch das Studentenleben trug aus jener Zeit eine „Errungenſchaft“ davon, nämlich die, ſich mit ſeiner alten Farbenpracht wieder umgeben zu dürfen. So glücklich waren wir nicht, als wir noch unter der Controle königlich hannover'ſcher Landdragoner auf der Georgia Augusta die Inſignien unſerer Studentenwürde unter Rock und Futteral verbergen mußten und höchſtens zu feſtlichen Zeiten, bei einem Commers oder am Stiftungstage, bei verſchloſſenen oder bewachten Thüren ſie an's Licht der Lampen hervorholten. Wie bevorzugt ſind dagegen dieſe Wingolfiten in ihren goldverbrämten Sammtmützen, dieſe weiß-orangefarbigen Märker, oder weiß-grün-ſchwarzen Weſtphalen, daß ſie die Embleme ihrer Verbindungsherrlichkeit im hellen Licht der Sonne leuchten laſſen dürfen! Doch, wie geſagt, ſeit dem Beginnen der Ferien haben dieſe ſchmetterlingsfarbigen Muſenſöhne faſt alle das Weite geſucht. Dagegen hatten wir vor wenigen Tagen ein anderes, die Einförmigkeit des Philiſterlebens unterbrechendes Intermezzo. Es war die auf dem Rückzuge aus Berlin unſere Stadt berührende Kaiſerdeputation, welche die Gedanken und Zungen der verſtimmten Stadt einmal wieder in Fluß brachte. Dieſe zur Ausführung der Frankfurter Kür, um nicht Willkür zu ſagen, beſtellten Würdeträger waren auf ihrer Hinreiſe bekanntermaßen rheinabwärts bis Köln und dann über Hannover, Braunſchweig und Magdeburg gereist; auf ihrem, einer Flucht nicht unähnlichen Rückzug kehrten ſie auf der thüringiſchen Eiſenbahn über Halle und Erfurt nach Frankfurt zurück. Die Meldung ihrer Ankunft war erſt einige Stunden früher als ſie ſelbſt in Halle eingetroffen, ſo daß es den Behörden kaum gelungen war, die einfachſten Vorkehrungen zu ihrem Empfange und zu einem Souper auf dem thüringiſchen Bahnhof zu treffen. Selbſt dieſe Vorkehrungen aber waren vergeblich geweſen, indem die ſichtlich niedergeſchlagene Deputation, an der Spitze den kranken Präſidenten Simſon, nichts ſehnlicher zu wünſchen ſchien, als den unter ihren Füßen glühenden Boden Preußens zu verlaſſen, um wieder nach dem Sitze ihrer eigenen unbedingten Herrſchaft, nach Frankfurt, dem Reich ihrer Träume, zu gelangen. In einem ſchönen Traume läßt man ſich nur ungern ſtören, zumal wenn man mit Kaiſerkronen ſpielt und Königreiche verſchenkt. Darum eilten die Herren ſo ſchnell als möglich das Reich der traurigen unerwarteten Wirklichkeit zu verlaſſen, und manche fulminante Rede, mancher freiheitsſchwärmende Toaſt ihrer halleſchen Freunde mußte zurückgedrängt werden in des Herzens Tiefe, wo er im Geheimen fortſiedete und ziſchte. Doch ganz ging es nicht ab ohne den zum Himmel aufſteigenden Giſcht der innerlichen Herzenswallung. Ein die hieſige Bürgerſchaft repräſentiren wollender Redner begann die Deputation dadurch zu bewillkommnen, daß er den König einen „halsſtarrigen Mann“ nannte. Herr Löw aus Calbe, dem leider zu einem Löwen noch etwas mehr als ein bloßes e zu fehlen ſcheint, erwiederte dieſe Begrüßung, indem er „mit dem Stachel tiefen Ingrimms im Herzen zurückkehrend“ ſeinen Schrei der Entrüſtung mit einer Appellation an das Volk ſchloß.

(Fortſetzung folgt.)

Aus der Provinz Sachſen, April.

(Fortſetzung.)

Ein Bad im dreißigjährigen Krieg.

Daß der Kriegsſchauplatz ſich während der Badezeit nicht bis zu dem früher ſchon arg verwüſteten Dorfe ausdehnte, wurde auch als eine beſondere Gnade Gottes betrachtet. Dagegen konnte es freilich in einer ſolchen Zeit nicht fehlen, daß viel obdachlos gewordenes Volk aller Art und viel ruchloſes Geſindel ſich hier ſammelte. — Friederike Lohmann hat in einer Erzählung: „Mathilde von der Aſſeburg,“ das Auffinden der Quelle mit der Zerſtörung des nahen Magdeburg in eine romantiſche Beziehung zu ſetzen gewußt. Wenn ſie hiebei nicht einer Sage gefolgt iſt, ſo wird man mit Rückſicht auf das oben Geſagte ihrer Erfindung poetiſche Wahrheit doch nicht abſprechen können. Hiſtoriſch iſt es, daß die zuerſt aufgefundene Heilquelle auf einer Brandſtätte, wo Haus und Hof durch den dreißigjährigen Krieg verwüſtet war, in einem während eines heftigen Gewitters entſtandenen Erdfalle zum Vorſchein kam. Ob nun ein Schäfer, der den über Nacht fortgeſchwemmten Steg über den Bach wieder zurecht legte, oder ob aus der Schule heimkehrende Kinder auf dem wüſten Hofe dieſen Erdfall mit der Quelle zuerſt bemerkten, kann hier dahin geſtellt bleiben. Gern aber nehmen wir mit einem dieſer Berichte an, daß, nachdem die Kranken des Orts, einem ſeltſamen Inſtinkte folgend, unter brünſtigem Gebet das farbige Waſſer aus dem ſchmutzigen Erdfalle, und zwar mit Erfolg, zu trinken begonnen, durchreiſende Helmſtedter Studenten die erſten waren, welche den Ruhm der Hornhauſer Quelle ausbreiteten, da die Univerſität Helmſtedt durch die ſorgfältige Sammlung faſt aller auf das benachbarte Bad bezüglichen zahlreichen Schriften, welche ſich in ihrer jezt nach Wolfenbüttel verlegten Bibliothek noch vorfinden, auch ſonſt ein beſonderes Intereſſe für daſſelbe an den Tag gelegt hat. Nach und nach ſprangen dann noch viele andere Heilquellen plötzlich aus dem ſchwarzen Moorboden innerhalb und außerhalb des Dorfes hervor, was natürlich nur dazu beitragen konnte das Wunderbare des Bades zu ſteigern.

Als ein durchaus nothwendiger Zubehör wurde das Niederknieen vor dem Trinken betrachtet. Das Gebet, das man dabei ſprach, iſt uns aufbewahrt. Die Kurgäſte ſagen darin, daß ſie mit traurigen und ängſtlichen Geberden vor Gottes Angeſicht erſcheinen. Sie beklagen ihre Sünden und Miſſethaten, womit ſie wider den gerechten Gott geſündigt, ſeinen feuerbrennenden Zorn geweckt und allerlei Strafen über ſich gebracht haben, weßhalb er ſie nicht allein äußerlich mit Kriegsverfolgung, theurer Zeit und andern Sündenſtrafen heimgeſucht, ſondern auch an ihren Leibern mit mancherlei Krankheit, Schaden und Gebrechlichkeit gar hart gezüchtigt und gedemüthigt habe. Sie klopfen, wie ſie ſagen, an die Thüre des Himmels mit ihrem einhelligen Gebet und ſtarken Geſchrei, das durch die Wolken ſchalle; denn ihr himmliſcher Vater ſey der wahre Arzt Leibes wie der Seelen; darum habe er auch ſeine „Wunderkraft und heimliche Wirkung“ den Elementen, Mineralien, Kräutern, Blumen und andern Gewächſen eingepflanzt. Am Schluſſe des ſehr langen Gebets heißt es: „Gib deinen Brünnlein Waſſers die Fülle und eine ſtets währende Kraft!“ — Der damalige Ortsprediger Salchmann, ein ſehr frommer, gebildeter, kluger und gewiß auch auf ſeinen Vortheil bedachter, übrigens allem Anſchein nach höchſt rechtſchaffener und in jeder Hinſicht gewiſſenhafter Mann, leitete die ganze Kur hauptſächlich mit ſeinen Andachtsübungen. In Erwägung, daß „bei ſolchen großen Werken“ der gemeine Haufen, welcher gar zu ſehr zum Aberglauben geneigt ſey, dabei die Sache verſehen und Gott erzürnen könne — wie ſolche Fälle in Hornhauſen ſchon vorgekommen ſeyen — unternahm er es täglich zweimal an den Quellen Betſtunden zu halten. Wie nun Salchmann, der Leiter der Kur, ein proteſtantiſcher Pfarrer und Hornhauſen ein proteſtantiſches Dorf war, ſehen wir hier denn wirklich, dem Zeitalter des confeſſionellen Streites ganz angemeſſen, ein vollkommen proteſtantiſches Bad vor uns.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 98. Dienstag den 24. April 1849.

> Der graue Thalvogt kommt, dumpf brüllt der Firn,
> Der Mythenstein zieht seine Haube an,
> Und kalt her bläst es aus dem Wetterloch.
>
> Schiller.

Die Mythologie der Alpen.

(Fortsetzung.)

Wenn zwei verschiedene Luftzüge einander begegnen, so blickt der Aelpler hinauf und zeigt dir, wie der obere Wind mit dem untern ringt, wie jener diesen drückt, wie dieser dann wieder den andern zurückwirft, und wie endlich dann der obere doch siegt und nun allein im Thale regiert. Fast siehst du dabei die unsichtbaren Lüfte die Gestalt und Form zweier lebenden und streitenden Wesen gewinnen.

Von seinem See sagt der benachbarte Bergbewohner, er zürnt, er tobt, er speit Schaum, oder er ist ruhig und still, als hätte dieser See eine Seele, eine Galle und ein Herz. Wenn im Frühling der See sich mit dem Blüthenstaube der Fichten bedeckt, so sagen sie, er blühe, als wäre da ein Leben und Gestalten in ihm, wie im Organismus einer Pflanze. Wenn im Sommer um Mittagszeit die Wellen und Strömungen, die über Nacht in die Ebene hinausdrangen, nun umgekehrt, von den regelmäßigen Thalwinden getrieben, aus der Ebene in's Gebirge einwärts sich bewegen, so sagen sie: „der See wendet sich," oder „er wirft sich herum," als wäre er ein Mensch, der in seinem Bette sich von der linken auf die rechte Seite dreht.

Die Seen haben in der Bildersprache der Aelpler ihre Launen, ihre Verstimmungen, sie sind sanft oder schlimm, und haben sie dir lange von ihren Seen gesprochen, so glaubst du am Ende statt Wasser und Wogenschaum lauter launische Götter und Nymphen vor dir zu sehen. — Selbst von den todten, eisigen Gletschern sprechen sie, als schrieben sie ihnen Leben zu. Der Gletscher gräbt Felsen aus, wie ein Arbeiter, er wühlt in der Erde wie ein Maulwurf; der Gletscher duldet keinen Schmutz und kein Gestein in seinem Innern; „er leidt's nit," sagen die Aelpler, „und wirft es Alles wieder von sich," als hätte er wie die Thiere ein Bedürfniß sich zu putzen. Und wenn kalte, eisige Luft vom Gletscher in's Thal herunterfährt, so sagen sie: „der Gletscher bläst," als hätte er einen Mund und eine Lunge. — Wenn eine Wolke sich auf einem Gipfel festsezt, so sagen sie: „der Berg sezt seinen Hut oder seine Nebelkappe auf." — Hängt eine Wolke lang an den Seiten des Berges herunter, so ist es sein Degen, hüllt er sich breit darin ein, so hat er einen Mantel umgelegt, und auf diese Weise staffiren sie einen Berg fast ganz wie einen Menschen aus. Felslinien und Absätze, die an ihm hinlaufen, sind seine „Gürtel" oder „Bänder."

Fast alle in den Alpen gebräuchliche Benennungen verschiedener Theile und Formen der Berge sind von den Namen der Glieder lebendiger Organismen hergenommen. Die Gipfel sind Köpfe, die Basis heißt der Fuß, ein langer hoher Damm ist ein Rücken, ein in den See vorspringender Fels eine Nase, felsige Pyramiden und Spitzen heißen Hörner oder Zähne; kurz überall membra disjecta des gewaltigen Riesen. Alles noch heutigen Tages fast so wie in der Asen Zeiten, wo die Erde lebte, die Gewässer das Blut des großen Riesen Ymer waren, der Wald seine Haare, die Berge seine Knochen, die Wolken das Gehirn und der Himmel die Hirnschale.

Man findet überall in den Alpen in den versteckten kleinen Thälern einsam wohnende Leute, deren

Hütten in der Mitte der Thalwildniß stehen, wie ein indianisches Blockhaus in der Mitte des Urwaldes. Tritt ein und sprich mit ihnen von dem Wildgewässer, das neben ihrer Pforte vorüberrauscht und von dem ihr Wohl und Wehe in höherem Grade abhängt, als von irgend einer sonstigen Macht der Erde. Dieser arge kleine Bergtyrann zerwühlt zu Zeiten ihre Felder und wirft ihnen Felsen auf den Acker; oft ist er aber auch wieder mild und wohlthätig, bringt etwas fruchtbares Erdreich herunter und legt es auf dem Kopfe eines Felsen nieder. Voriges Jahr aber hat er ihnen ein Schaf weggenommen; sie fürchten sehr, es könnte ihm einmal einfallen, auch noch ihre Hütte selber anzutasten. Bisher hat er sie noch geschont, aber alle Jahre wird er böser. Kurz die Leute sprechen vom todten Elemente ganz wie etwa ein russischer Leibeigener von seinem bösen Herrn.

Vermuthlich war dieß in den griechischen und indischen Fabelbergen ganz ebenso, und aus einer solchen, allen Bergvölkern eigenen Bildersprache und lebendigen Vorstellungsweise gingen dann erst mit Hülfe der Dichter, Maler und Bildhauer, die das alles buchstäblich faßten, die Götter und Mythen hervor, und die einfachen Naturkinder mochten sich dann selbst oft über die Schöpfung der Kunst verwundern, zu denen sie vielfach unschuldig Anlaß gegeben.

Ich habe in der obigen Betrachtung vergleichsweise mehrfach auf den Reichthum und die Fülle der griechischen und indischen Gebirgsmythologie hingewiesen. Ich hätte auch noch diejenigen mythischen Phantasiebilder und Geisterschaaren herbeiziehen können, mit welchen im Mittelalter die Alchymisten die todte, in den Bergen aufgeschlossene Erdrinde anfüllten. Zum Schlusse will ich das Versäumniß hier nachholen, und zwar nicht bloß um die genugsam erwiesene Armuth der Alpenmythologie noch einmal in's Licht zu setzen, sondern um eben dadurch auch den Reichthum an phantastischen und poetischen Anregungen, den die Alpen bieten, noch fühlbarer zu machen, worauf es mir bei Schilderung der Alpennatur hier natürlich besonders ankommen muß.

(Schluß folgt.)

Erinnerungen aus der wendischen Lausitz.

(Fortsetzung.)

4. Hochzeitgebräuche.

Jahrhunderte langes Zusammenleben Deutscher und Sorben auf einem kleinen Stück Erde hat in die Sitten und Gebräuche beider Volksstämme viel Aehnliches, ja ganz Uebereinstimmendes gebracht. Ob Germanisches oder Slavisches im Allgemeinen darin herrschend geblieben ist, läßt sich kaum ermitteln, doch kann man annehmen, daß die Sorben als der unterworfene Stamm mit größerer Zähigkeit an den Ueberlieferungen ihrer Väter festgehalten haben, als die erobernden Deutschen, und daß, wo sich volle Gleichheit der Gebräuche unter Deutschen und Sorben findet, die wendische Sitte in der Regel tonangebend gewesen seyn mag.

Diese Ueberzeugung drängt sich dem Beobachter von selbst auf, indem wir bei den Deutschen immer ein minus, bei den Wenden ein plus in allen Gebräuchen finden. Dort ist das Herkommen loser, wandelbarer, hier geschlossener, stabiler. Außerdem finden wir bei Deutschen und Wenden für dieselben Dinge fast gleiche Bezeichnungen, nur daß die deutsche Zunge das ursprünglich slavische Wort germanisirt hat. Von solchen slavisch-deutschen Ausdrücken im gewöhnlichen Leben wimmelt die lausitzische Volkssprache. So sagt man z. B. für „trinken" „pitschen," von picz, für „junge Gans" „Huschel," von huss u. s. f.

Schon der deutsche Lausitzer hat, wie wir früher gesehen, bei Hochzeiten eine Menge Förmlichkeiten zu beobachten, soll dem geheiligten Herkommen sein Recht werden. Ungleich förmlicher geht bei dieser Feierlichkeit der Wende zu Werke. Wo der wortkarge, kurz angebundene deutsche Bauer zu sprechen pflegt oder für sich sprechen läßt, da singt und spielt der sanguinisch leichtblütige Wende. So häufig schon bei der Werbung um das Mädchen seiner Wahl. Hauptperson ist von Anfang an als Ceremonienmeister, Lustigmacher und Schalk der Brautwerber oder Hochzeitbitter (braska, auch druzba genannt). Dieser, nicht der heirathslustige Bursche, geht zu dem Vater des Mädchens, und zwar gewöhnlich Abends, um im Fall einer abschläglichen Antwort nicht von Schadenfrohen ausgelacht zu werden. Er hält aber nicht etwa geradewegs um das Mädchen an, sondern stellt sich, als ob er um etwas handeln wolle, weßhalb denn die gewöhnliche Frage lautet: ob nicht ein junges Ferkel, eine Ziege oder anderes Thier u. dgl. zu verkaufen sey? Dabei kommt denn gelegentlich die wirkliche Absicht zu Tage. Schlägt der Vater das Gesuch nicht rund ab, so findet sich später in Begleitung des Braska auch der Bräutigam ein, um die Braut zu besehen, weßhalb diese Besuche auch „Besichtigungen," wuhlady, heißen. Sie endigen mit der Zusage des Mädchens, dem „Jawort."

Die Verlobung (slub) ist bei den Wenden ein reiner Familienakt, während die Deutschen der Lausitz sie in einen kirchlichen verwandeln. An manchen Orten, gewöhnlich aber bei wenig Bemittelten, findet sie

ohne alles Ceremoniell ganz in der Stille statt, an andern dagegen und bei Begüterten fast überall unter langen Reden des Druzba, der auch schließlich die Hände der Verlobten zusammenfügt. Die Anwesenden singen einen Vers und ein heiteres Mahl endigt die Feierlichkeit.

Zur Hochzeit, die, wie bei den Deutschen, nach dreimaligem öffentlichem Aufgebot gehalten wird, schicken sich Braut und Bräutigam gegenseitig einige Geschenke, die gewöhnlich aus Kleidungsstücken bestehen. Es ist üblich, daß die Braut diese, so weit möglich, selbst näht. Etwa acht Tage vor der Trauung erhält der Hochzeitbitter den Auftrag, die Gäste persönlich einzuladen. Zu diesen Ehrengängen wird er durch die Braut ganz besonders herausgeputzt. Ein Kränzchen mit flatterndem Bande von rother Seide wird an seinen Hut gesteckt, ein gleiches an den großen Stock, den jeder Hochzeitbitter trägt, befestigt; ein buntes Tuch guckt weit aus der Tasche des Rockes, ein anderes baumelt vorn am linken Rockflügel. So phantastisch ausstaffirt tritt er seine Wanderung an, bei jedem einzuladenden Gaste eine feierliche Rede haltend. Etwas anders gestaltet sich dieser Akt in den wendischen Heidelanden. Hier besorgt nicht der Druzba die Einladung, sondern zwei Freunde des Bräutigams, die zu Pferd von Hof zu Hof reiten und, ich weiß nicht warum, der Große und der Kleine (weliki und maly) heißen. Zwei oder drei Tage vor der Hochzeit pflegen die Gäste allerhand Geschenke an Lebensmitteln, am meisten aber Milch und Butter, in das Haus der Braut zu schicken, um die Kosten der Ausrichtung des Brautmahls einigermaßen mit tragen zu helfen. Weil unter allen Gaben Butter die Hauptrolle spielt, nennt man dieß „das Tragen der Butterbüchse" (krinku nosyc).

Zur Trauung wird der Bräutigam von seinen Freunden und Verwandten, wie bei den Deutschen, in seinem Hause abgeholt. Hier findet sich auch der Braska ein, dem die Pflicht obliegt, jeden einzelnen Gast zu begrüßen, ihm Bier oder Branntwein zu reichen, und dazu jedesmal einen ziemlich langen Spruch herzusagen. Sind alle Gäste beisammen, so leitet der Braska „das Scheiden" oder „Aussegnen" ein, was immer durch Absingen eines Liederverses geschieht. Fragen und Anreden voll Salbung an Bräutigam und Gäste folgen, so wie Danksagungen an Pathen, Bruder, Schwester, Vater und Mutter, worauf abermals unter Anstimmung eines Gesangs Stube und Haus verlassen wird und der Zug nach dem Brauthause sich ordnet. Herrschte bisher Ernst und feierliche Stimmung vor, so gewinnt während dieses Umzugs Heiterkeit und Uebermuth die Oberhand. Unter lautem Jauchzen und Jodeln nähert sich der Zug dem Orte, wo die Braut ängstlich bangend des Bräutigams harrt.

Lebt die Braut in einem andern Dorfe, so macht der Zug an der Grenze desselben Halt. Zwei Freunde des Bräutigams gehen allein als Abgesandte zum Richter und fragen an, ob es fremden Männern gestattet sey, das Dorf zu betreten. Die Antwort lautet bejahend, doch mit dem Bedeuten, daß sie Kindern und alten Leuten nichts Uebles zufügen möchten. Die Abgesandten gehen zurück, ihnen auf dem Fuße aber folgt die Dorfjugend und hält den Hochzeitern, bevor sie das Dorf selbst betreten, eine mit Bändern verzierte Stange vor. Es entspinnt sich nun zwischen jenen und dem Braska ein Gespräch, das mit Erlegung einer unbedeutenden Summe endigt, worauf die Stange entfernt wird. Diese Sitte, „das Abkaufen der Stange," hat sich bis heut auch auf den deutschen Dörfern erhalten in der Form des sogenannten „Verschnürens," was ebenfalls eine kleine Gabe von Seiten des Bräutigams erheischt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Provinz Sachsen, April.

(Fortsetzung.)

Ein Bad im dreißigjährigen Krieg.

So weit die Kurlisten vorliegen, waren die berühmtesten Gäste protestantische Fürsten, schwedische Feldherren und deren Frauen, berühmte protestantische Theologen, Professoren der Moral aus Leipzig u. s. w. Es wird gerühmt, wie man an diesen Quellen viele vortreffliche reine Lehre gehört habe, und wie die Leute von diesem leiblichen Brunnen auf den rechten Heilbrunnen, Christum, geführt worden seyen. Auch mischten sich hier geradezu confessionelle Streitigkeiten ein; denn die Katholiken wurden bald eifersüchtig auf den Erfolg und den über ganz Europa sich ausbreitenden Ruhm des protestantischen Bades und traten endlich mit der Behauptung hervor: dieß sey das heilige Land, wo vormals so viele heilige Männer gelebt und begraben worden, deren Gebeine noch im Tode Wunder thäten. Welch vortrefflicher Stoff für die Streitschriftsteller jener Zeit! Die protestantischen klagten, die Katholiken wollten ihnen ihre Heiligen „hie gleichsam mit Gewalt in's Gras setzen."

So mußte denn der eigentliche medicinische Gesichtspunkt bei dem Gebrauch dieser Quellen sehr in den Hintergrund treten. Zwar fanden sich mit weisen Kennermienen sehr viele Aerzte an dem Badeort ein, wir finden aber nicht, daß man sonderlich von ihnen Notiz genommen hätte. Wird es doch auch an den Quellen gerühmt, daß sie besonders den Armen gehol-

fen haben, welche sich bekanntlich um die Aerzte überhaupt wenig zu kümmern pflegen. Was die Bestandtheile des Wassers betraf, so verbreitete sich natürlich im Geiste einer noch immer an der Goldmacherei hängenden Zeit bald die Nachricht, daß es Gold enthalte. Indessen wurde zu Helmstedt auch eine chemische Analyse angestellt. Sie konnte freilich damals nur unvollständig vorgenommen werden, und mit Hülfe der gesammten fünf Sinne brachte die dortige medicinische Fakultät heraus: das Wasser enthalte vor Allem Gold und Silber, Perlen, Korallen und selbst Edelgesteine; dann Kupfer, Eisen, Zinn, Blei, Quecksilber und sämmtliche Mineralien. Könnte man nun nach alle dem zweifelhaft werden, ob überhaupt diesen Quellen eine Heilkraft inwohnt habe, so geht dagegen aus einer unter dem Titel: „der Medicorum oder Aerzte Bedenken,“ uns aufbewahrten Schrift hervor, daß dieselben zwar sehr zum Nachtheil der Patienten bei den verschiedensten Krankheiten benuzt wurden, daß sich aber wohl eine Reihe von Krankheiten aufstellen lasse, in denen die Wirkung eine vorzügliche gewesen. Der unvernünftige Gebrauch, den das Volk mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit von diesem Bad machte, mag ohne Zweifel ein Hauptgrund seyn, weßhalb dasselbe so bald in Vergessenheit gekommen ist. Nur einen Sommer hindurch (1646) währte seine eigentliche Blüthe. Die Zahl der Kurgäste betrug während desselben vier-und-zwanzig-tausend. Im Jahr 1647 sollen die Quellen plötzlich wieder verschwunden seyn; 1689 kamen sie wieder zum Vorschein, jedoch, wie es scheint, hauptsächlich um jezt die heftigsten Angriffe auf ihren Gehalt von den Medicinern erfahren zu müssen. Indessen fehlte es doch auch jezt eben so wenig an einem sehr gründlichen Vertheidiger als an Kurgästen. Sie blieben ziemlich bis zum Jahr 1720. Zulezt befand sich nur noch ein einziger Kranker bei der Quelle, der über Reißen im Leibe klagte, und dem es vorzugsweise um Almosen zu thun schien. Neuerdings sollen verschiedene, sehr gewissenhaft angestellte chemische Analysen dargethan haben, daß dem Wasser eine ähnliche und nicht geringere Heilkraft inwohnt, wie dem berühmten Bade Pyrmont. So konnten Plane zur Wiederherstellung des Hornhauser Brunnens nicht ausbleiben. Was ihrer Verwirklichung ernstlich entgegensteht, ist wohl nur der Umstand, daß der Sinn für Naturschönheiten jezt sehr allgemein geworden ist, weßhalb es jezt sehr schwierig seyn möchte, ein Bad in Aufnahme zu bringen, das vier Meilen vom Gebirg entfernt, wenn auch freundlich, doch ganz anspruchslos unter fruchtbaren Kornfeldern gelegen ist.

(Schluß folgt.)

Halle, April.

(Fortsetzung.)

Die Kaiserdeputation.

Zum Schlusse trat noch der so eben nach Halle berufene außerordentliche Professor Prutz auf, der in seiner bekannten Weise ein poetisches Donnerwetter über die Kronenverächter in Berlin sich entladen ließ. „Die Krone,“ rief er aus, „ist in Berlin schmachvoll zerbrochen und in alle Winde zerstreut; das Volk wird diese Scherben nicht auflesen, es wird eine neue Krone schaffen, um sie sich selbst aufzusetzen.“ Das war das erste öffentliche Auftreten, wodurch Prutz den Hallensern ein Zeichen seines neubegonnenen Professordaseyns gab. Doch geben wir erst der Deputation das gebührende Ehrengeleit. Ohne an dem bereitgehaltenen Mahle sich zu betheiligen, verließ sie nach kurzem Aufenthalt schweigend den gefüllten Saal, während von einem hiesigen Sängerchor das die Gemüther beruhigende Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland,“ angestimmt wurde. Nach ihrer Entfernung trat vor der zurückbleibenden Menge ein Sprecher im entgegengesezten Sinne auf, dessen Rede mit einem Hoch auf den „deutschgesinnten König, den ersten Kaiser der Deutschen aus dem Hause der Hohenzollern“ schloß. Ein dreimaliges, donnerndes Hoch folgte dieser Ansprache und der „Krakehl,“ wie der Berliner sagt, war zu Ende. Alle nicht vom Schwindelgeiste der Politik erfaßten Köpfe, nicht bloß die stockpreußischen, sondern, ich versichere Sie, gerade die Männer, deren höchster Wunsch ein starkes preußisches Kaiserthum ist, gestehen, daß der König nicht anders handeln konnte, als er gehandelt hat. An den Frankfurtern liegt es nun, sich zu besinnen und einzusehen, daß ein mächtiger König nicht füglich von seinem alten Thron auf die tabula rasa herabsteigen konnte, um aus ihrer Hand eine neue Kaiserkrone zu empfangen, daß er nicht die sichere Königskrone sich von ihnen mit der einen Hand konnte nehmen lassen, um mit der andern sich die schwankende Krone der Volkssouveränetät auf's Haupt drücken zu lassen. — „Seyd still, es wird ein Mensch gemacht, diese Worte Wagners,“ so läßt sich in einem hiesigen Blatt eine Stimme vernehmen, „sind mir bei dieser künstlichen Kaiserfabrikation häufig eingefallen. Dem guten Wagner war es bekanntlich gelungen, auf chemische Weise einen Menschen in's Daseyn zu rufen. Unsere Herren in Frankfurt sind lauter politische Wagner, die sehr erbost waren, wenn man ihre chemische Kaiserfabrikation durch allerlei Zwischenreden stören wollte. Und siehe! auch ihnen ist es endlich gelungen! Aber wie Wagner doch immer keinen wirklichen Menschen, sondern nur einen Homunculus, ein Menschlein, auf diesem eigenthümlichen Wege geschaffen hat, so haben es die Frankfurter Wagner auch nicht weiter als bis zu einem Kaiserlein gebracht, der wieder in seine todten Stoffe sich auflöst, sobald er mit dem wirklichen Leben in Berührung kommt. — Alter Barbarossa, erwache auf einen Augenblick und sieh die Strohpuppe, der sie dein Schwert und dein Scepter in die Hand geben wollen! Und du, Friedrich Wilhelm IV., Enkel des großen Kurfürsten und des großen Friedrich, erröthe über die Rolle, welche diese Schulfüchse dir anzubieten wagen! Fühle ganz den Hohn und die Schmach, die in der Zumuthung liegt, daß du der Held in diesem Faßnachtspiele seyn sollst. Und wenn sie nach Berlin kommen, empfange sie, wie sie es verdienen, und wenn du keinen Hofnarren mehr hast, der sie mit der Pritsche aus deinem Palaste vertreiben kann, so laß ihnen von einem Profoß die Peitsche geben. Was dein Geschick noch seyn wird, mein König, ich weiß es nicht, aber das weiß ich, daß du den finstern Mächten verfallen und dem Untergange geweiht bist, wenn du diesen Frankfurtern nur das kleinste Glied deines kleinsten Fingers reichst. Werde Schirmherr, werde Kaiser von Deutschland, so weit es die Gerechtigkeit, so weit es die historische Nothwendigkeit, so weit es das Wohl und Heil Deutschlands verlangt; diese Frage ist noch nicht reif und sie gehört noch der Zukunft an; aber was du wirst, werde es durch dich selbst, durch deinen eigenen, innern Beruf; mache der Untreue auch nicht das leiseste Zugeständniß, gewähre ihnen auch nicht das kleinste Lächeln, brich mit ihnen ein für allemal, daß deine Stellung wieder rein und klar und fest werde. Wenn du Deutschlands Schirmherr zu werden für deine Pflicht anerkennst, so schirme uns vor Allem vor unserm gefährlichsten Feinde, vor dem Frankfurter Hochverrath.“ So redet der Eine den bedrängten König an, während der Andere ihn als einen „Halsstarrigen“ von sich stößt.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 30.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 99. Mittwoch den 25. April 1849.

Vier Rößlein sind vor den Wagen gespannt
Und alle zum Hofe hinausgewandt.
Mit diesen mußt fahren du, Mägdelein,
Hier aus diesem Hause so gut und so fein
In's andere Haus, das noch besser wird seyn.

Wendisches Hochzeitlied.

Erinnerungen aus der wendischen Lausitz.

(Fortsetzung.)

Am Hofe der Braut angekommen, finden die Hochzeiter Thür und Fenster fest verschlossen. Erst auf mehrmaliges Klopfen des Braska läßt sich die Stimme des Brautvaters auf der Flur hören. Er fragt nach dem Begehr der Fremden, die dann gewöhnlich um Herberge bitten. Nach einigem Zaudern wird geöffnet, doch darf der Bräutigam die Schwelle des Hauses erst überschreiten mit seinen Begleitern, nachdem der Braska nochmals förmlich um die Braut geworben hat. Nun beginnt eine lustige Neckerei, indem man dem sehnsüchtigen Bräutigam erst eine alte Frau, später ein junges geputztes Mädchen und erst zuletzt die wirkliche Braut zuführt. Bei all diesen herkömmlichen Ceremonien spielt der Braska die wichtige Rolle des Sprechers und Vermittlers. Er fragt die endlich erscheinende Braut, ob sie wirklich ihre Hand dem jungen Manne reichen wolle, und hält ihr nach empfangener Bejahung die schweren Pflichten einer Hausfrau und dereinstigen Mutter vor. Ist dieß Alles geschehen, so folgt auch hier die Ceremonie des Aussegnens oder Scheidens, und man bereitet sich zum Aufbruch in die Kirche. Die Deutschen gehen gewöhnlich zu Fuß, die Wenden, prunkliebender, ziehen es vor, in geputzten Wagen, geleitet von mit bunten Tüchern geschmückten Kutschern, den Trauungszug anzutreten. Dem Brautwagen voraus fährt das Musikchor, in dem selten die national wendischen Instrumente, die dreisaitige Geige (husla, so genannt, weil sie einer Gans ähnelt), und eine klarinettenartige Flöte (Tarackawa) fehlen. Unterwegs lärmen, singen und jodeln die Hochzeiter nach Kräften. An vielen Orten schießt man dabei Pistolen und Flinten ab, oder führt mit derben Stöcken ein Scheingefecht auf, nur um möglichst viel Spektakel zu machen. Begegnenden werden unterwegs Bier und Branntwein gereicht, die man zu diesem Behufe besonders mitnimmt. Vor dem Kirchhofe ordnet sich der Zug, das Toben einstellend. Hinter dem vorausschreitenden Braska geht die Braut, ihr folgt zunächst die Slonka (die Salzmeste der Deutschen), sodann die Zuchtjungfer (Druzka). In gleicher Ordnung schließt sich die Begleitung des Bräutigams an, und dieser alle übrigen Gäste.

Die kirchliche Trauhandlung ist mit sehr geringen Abweichungen, wozu der „Umgang," das dem Pfarrer zu erlegende Opfer, gerechnet werden kann, der in deutschen Gemeinden ähnlich. Nach erfolgter Einsegnung bewegt sich der Zug in der vorigen Ordnung wieder zurück, nur sitzen jetzt Braut und Bräutigam zusammen in einem Wagen, während sie auf dem Wege zur Kirche von einander getrennt in verschiedenen Wagen saßen. Jeder Begegnende wünscht auf diesem Rückwege in's Brauthaus den Neuvermählten Glück mit der stehenden Formel: Daj bóh zbozje! worauf die immer wiederkehrende Antwort folgt: Daj to bóh! (das gebe Gott!). Beim Eintritt in's Gehöft, wo sich immer eine Schaar Neugieriger einfindet, nimmt die Braut eine Milchgelte und gibt diesem Zuschauertroß daraus Bier zu trinken, wohl zum Zeichen, daß sie mildthätig seyn will gegen alle Nothleidenden. Zuweilen geschieht es auch, daß die

Gäste einen Tanz im Hofe improvisiren, während die Braut den Viehstall besucht und eine Kuh melkt.

Die allgewaltige Herrscherin der Zeit, die Mode, hat bei den Wenden von ächtem Schrot und Korn die uralte Nationaltracht noch nicht ganz vertrieben. Bei außerordentlichen Feierlichkeiten, wie eben bei Hochzeiten, sieht man wenigstens die Braut noch ganz im Schmuck vergangener Jahrhunderte einherschreiten. Dieser ist in verschiedenen Gegenden des Wendenlandes verschieden, anders bei den Sorben der Oberlausitz, anders bei den Bewohnern des fruchttragenden ebenen Ackerlandes, anders in den sumpfigen Heidegegenden. Auch nach dem religiösen Bekenntniß scheidet sich der Brautanzug, so daß die katholische Braut wesentlich anders gekleidet austritt als die evangelisch-lutherische. Die Hauptzier der wendischen Braut besteht in der Borta, der bräutlichen Kopfbedeckung. Es ist dieß eine hohe, in Gestalt eines stumpfen Kegels oben etwas spitz zulaufende, wohl zehn bis zwölf Zoll hohe Mütze von schwarzem Sammet. Am obern offenen Rande ist sie mit rothem Sammet eingefaßt und umlegt mit einem fast zollbreiten stark vergoldeten Reife, an welchem zwölf vergoldete, bewegliche Sterne blinken. Um den obersten offenen Rand wird das Zeichen der Jungfräulichkeit, ein mit künstlichen Blumen ausgeschmückter Rautenkranz gelegt. Am Hinterkopfe läßt sich die Borta erweitern oder verengern, um sie jeder Braut anzupassen. Man befestigt sie mittelst bunter Bänder an das Haargeflecht und schlingt um den dadurch gebildeten Absatz abermals ein mit goldenen Sternchen verziertes Band, das „Haarband" oder „Silberband" (Sljebornik), so genannt, weil es ursprünglich aus Silber bestand. Unter der Borta über der Stirn zeigt sich ein grünseidenes Band, vielleicht zum Zeichen, daß sie froher Hoffnung voll dem neuen Stande entgegengeht. Um den Hals trägt die wendische Braut stets eine Perlenkette, an der jedoch keine rothe Perle zu finden seyn darf, wie denn überhaupt alles Rothe streng vermieden, die grüne Farbe aber sehr geliebt wird. Von sonstigem Schmuck ist als national wendische Zier nur noch zu erwähnen die „Flizur," ein über Brust, Schultern und Rücken reichendes drei bis vier Zoll breites Stück weißer Leinwand, das in viele Falten gelegt und mit grünseidenem Bande eingefaßt wird. Der Rock besteht aus schwarzem, in enge Falten gelegtem Tuche. Darüber trägt die Braut zwei Schürzen, eine Unterschürze von Kattun und eine Ueberschürze von weißem gesticktem Zeuge.

Obwohl diese Tracht die gewöhnliche ist, wird sie doch nicht allerorten getragen. In der Gegend von Muskau und tiefer in die Spreewälder hinein kleidet sich die Braut ganz anders. Die national wendische Borta verschwindet hier gänzlich. Statt derselben umwindet man den ganzen Kopf so dicht mit hellgrünen Bändern, daß es scheint, als habe die Braut ein eng anliegendes grünseidenes Mützchen aufgesezt. Am Scheitel wird ein kleines Kränzchen von Raute festgesteckt, und von diesem Kränzchen bis zum Gürtel herab läßt man ein Büschel von grüner und weißer gezupfter Seide flattern. Dem Brautanzuge allemal entsprechend ist die Tracht der Zuchtjungfer, nur daß ihr der Rautenkranz fehlt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mythologie der Alpen.

(Schluß.)

Jene ersten Begründer der noch jungen Wissenschaft der Chemie glaubten in jedem neuen Stoffe, den sie entdeckten, in jeder neuen Kraft, die sie an ihm wahrnahmen, gleichsam einen besondern Gott zu erkennen. Die vielen Affinitäten, die Wahlverwandtschaften und Feindschaften, welche zwischen den Stoffen bestehen, alle die thätigen Kräfte einem im Geheimen wirkenden Wesen zuschreibend, bevölkerten sie das Innere der Erde mit einer Menge von Erd-, Metall-, Stein- und Elementargeistern, von welchen allen, wie einer ihrer gläubigen Schüler, ein gewisser Prätorius, sagt, „der erste Philosophus der Heiden, Aristoteles, noch wenig Richtiges gewußt hat." — Diese jugendlich entzückten Chemiker des Mittelalters glaubten nun wie Doktor Faust deutlich zu erkennen:

„Wie spricht ein Geist zum andern Geist,
Wie Alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem andern wirkt und lebt;
Wie Himmelskräfte auf und nieder steigen
Und sich die goldenen Eimer reichen,
Mit segenduftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen,
Harmonisch all' das All durchklingen."

Und gleich den ersten Astronomen, welche den Wandel der Sterne ohne Kunde der Kepplerschen und Newtonschen Gesetze beobachteten und in ihnen geistige Wesen erblickten, und gleich den ersten Menschen, welche in die Natur hinaustretend, in jeder Regung die Arbeit eines Gottes sehen, schufen sie nun, in ein ganz neues Gebiet der Natur eindringend, eine ganz neue Mythologie. — Sie stellten aus Experimenten und Beobachtungen alle die eigenthümlichen Eigenschaften eines Gesteins zusammen, seine Härte, seine Sprödigkeit, seine Farbe, seine Einwirkungen auf andere. Sie fanden dann, daß alle diese Eigenschaften in einem gewissen harmonischen Zusammen-

hange stehen, und daß jeder Stein einen bestimmt ausgeprägten Charakter, gleichsam eine individuelle Persönlichkeit eben so habe, wie jedes geistige Wesen. Und so schmückten sie denn mit diesem Charakter ein fingirtes Geschöpf und ersannen sich Elementargeister.

Der genannte Prätorius hat unter dem Titel: **Anthropodemus Plutonicus** ein großes Werk über die „chymischen Menschen und Geister," über „die Luftleute und Windmenschen," „die Berggeister," „Wald- und Wettermännlein," „die steinernen und Säulenleute," über „die Tuckbolde" und „Feuermänner," über „die Pflanzen- und Thierleute," über „die astrologischen, constabilischen, felsigen, hölzernen, optischen, phantastischen, quadratischen Menschen und Geister" geschrieben. — Man lese von allen diesen und noch von vielen andern Gattungen von Geistern und denke dann an die ungeheuern Massen der verschiedensten Arten aufeinander und durcheinander wirkender Stoffe, welche in den Alpenkolossen aufgeschichtet sind, in dieser wahren Werkstätte der Natur, wo man vor Augen sieht, wie Alles entsteht und zerfällt, und man wird erkennen, wie viele Gelegenheit zur Aufstellung interessanter Mythen die der Chemie und Mineralogie unkundigen Alpenbewohner sich entgehen ließen, und wie wenige Seiten ihrer Gebirgsnatur sie phantasirend aufgefaßt und poetisch belebt haben. Hätten fruchtbare Geister wie Paracelsus oder jener Praetorius diese Alpen bebrütet, so hätten wohl so viele Genien und Gespenster aus den Bergen und Thälern hervorfliegen mögen, wie Cicaden, Mücken und Farfarellen aus dem alten Pelze des Dr. Faust in Goethe's Dichtung, und die Aelpler hätten ihre Götterzahl leicht auf die Summe der Indier bringen können. Diese wahren Signori Milliono unter den Völkern hatten bekanntlich, Alles zusammengerechnet, dreihundert- und -dreißig Millionen Götter, wobei ich denn zum Schluß die Bemerkung machen will, daß diese Indier in ihrer Mythologie, welche zahllose Inkarnationen der Gottheiten annimmt, welche das Alter der Welt nach hundert Jahrtausenden mißt, welche die Schaaren der Götter, der Riesen und Geister nach Myriaden zählt, in höherem Grade als irgend eine andere Nation eine Fülle, Kühnheit und Ueppigkeit der Phantasie entfaltet haben, wie sie der Vielseitigkeit, dem Reichthum und der überschwenglichen Fülle der Natur und dem ehrwürdigen Alter unserer Welt entspricht. Die alte jüdische Mythologie und Kosmogonie, oder wenigstens die buchstäbliche und engherzige Auslegung, welche wir ihr, Jahrhunderte lang daran festhaltend, gegeben haben, war ohne Zweifel ein Hemmschuh für den Fortschritt der Naturwissenschaften und namentlich der Geologie und Geognosie. Die indischen Mythen dagegen mit ihrem weiten Horizonte und ihren großartigen Dichtungen, mit denen das gebildete Publikum Europas in neuerer Zeit vertrauter wurde, machten den Geist der Menschen empfänglicher und williger zur Aufnahme der Resultate unserer naturwissenschaftlichen und insbesondere unserer geologischen Forschungen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Halle, April.

(Schluß.)

Florencourt

Sie sehen, wie schroff sich auch hier die Gegensätze gegenüberstehen, und werden, wie Sie auch in Süddeutschland über das preußische Kaiserthum denken mögen, jedenfalls finden, daß diese wie jene Sprache eine extreme, übertriebene ist. Indessen möchte die Wahrheit doch mehr auf Seiten des Schreibers als des Sprechers liegen, wenigstens was das dem Faust des großen Meisters entlehnte Bild anbetrifft. Es wäre doch noch eine sehr zweifelhafte Frage, ob der aus den verschiedenartigsten Ingredienzien der Frankfurter Versammlung unter großen Mühen und Aengsten zusammengebraute Kaiser, dieser Homunculus, den man gewaltsam der Germaniola vermählen will, mit ihr eine friedliche, fruchtbare Ehe zu führen im Stande wäre. Sie haben vielleicht schon geahnt, daß die oben von mir angeführte, in einem hiesigen Blatt erhobene Stimme keine andere war, als die Stimme des Mannes, von dem ich Ihnen in meinem lezten Briefe schrieb, daß er, kampfesmüde, im Begriff stehe Deutschland zu verlassen, um sich nach Amerika überzusiedeln. Da ich zu wiederholtenmalen dieses entschiedenen Mannes, Franz von Florencourt erwähnt habe, so muß ich nun auch berichten, daß derselbe in der neuesten Nummer seines Blattes den so oft mit Bestimmtheit ausgesprochenen Entschluß der Auswanderung

mit einem „ich bleibe in Deutschland" zurückgenommen hat. Obgleich er keiner bessern Zukunft entgegensieht und sein Bleiben als ein großes Opfer betrachtet, so hat er sich doch dazu entschlossen aus — „Sentimentalität." „In einer sentimentalen Aufwallung wurde der Entschluß zurückgenommen. Es kam ein Brief, und dann wieder einer, und dann folgte Brief auf Brief und Zuschrift auf Zuschrift, Tropfen auf Tropfen, die in das Gefäß seines Herzens fielen, bis es voll war zum Ueberlaufen und endlich durch den lezten Tropfen dazu gebracht wurde." In der That hat wohl nie ein Leserkreis einen innigern persönlichen Antheil an dem Herausgeber seines Lieblingsblattes genommen, als diese Volksblattsgemeinde. Aus allen Gegenden Deutschlands, vom Rheine wie vom Pregel, aus allen Ständen, von Tagelöhnern und Ministern, von Männern und Frauen liefen Briefe an ihn ein, die ihn in seinem Entschluße wankend zu machen und auf seinem Posten festzuhalten suchten. Mehrere derselben von höchst originellem, zum Theil rührenden Inhalte wurden abgedruckt. Aus eigener Anschauung kann ich versichern, daß förmliche, mit zahlreichen Unterschriften versehene Petitionen den auf seinem Entschluße Beharrenden bestürmten, bis er ihn endlich in der eilften Stunde noch zurücknahm mit dem Versprechen, sich nun der Sache des Rechts, für die er bis dahin mehr aus Laune und Temperament gesprochen, mit vollem, planmäßigen Bewußtseyn zu weihen. — Eine der lezten Nummern dieses Blattes brachte ein Sonnett auf David Strauß, woraus Sie sehen, daß auch Ihren württembergischen Zuständen hier einige Aufmerksamkeit geschenkt wird. Da David Strauß, wie aus seinen Streitschriften bekannt ist, auch ein eifriger Leser Ihres Blattes war und wahrscheinlich noch ist, so thun Sie ihm wohl den Gefallen, ihm jenes Sonnett, das sonst schwerlich unter seine Augen käme, auf diesem Wege vorzuführen. Es lautet:

Nun hast du, weiser Kritiker, erfahren,
Was so ein Pöbel ist, aus dessen Reihen
Man gleich das „kreuz'ge, kreuz'ge!" höret schreien:
Er sollt' an dir sich herrlich offenbaren.

Daß du geläugnet hast den Ewigwahren,
Den Gottessohn, zur Fabel ihn zu weihen,
Das konnte dir der Schreier Schwarm verzeihen,
Doch nicht, daß du verläugnet ihre Schaaren.

Du könntest dir nun füglich selbst es sagen:
Wir brauchen einen Heiland zum Gesunden,
Wollt'st du den kühnen Glaubensschluß nur wagen.

Vielleicht, da du den Pöbel nun gefunden,
Find'st du auch den, den er an's Kreuz geschlagen,
Den Schmerzensmann mit Dornenkron' und Wunden.

Als weitere Probe hallescher Poesie setze ich noch ein Sonnett auf Moriz Arndt her.

Wie könnt' ich dein vergessen, edler Streiter,
Du „treuer Eckard," der die blinden Haufen
Gewarnt, zum wälschen Venusberg zu laufen,
Du Greis, nach Jünglingsart noch frisch und heiter.

O stehe fest und zeuge muthig weiter,
Daß wir uns nimmer Wälschland woll'n verkaufen,
Und ob man auch mit Blut beginnt zu taufen,
Zum Holzstoß auch zusammenträgt die Scheiter

Es muß ein neuer Streit, ein heißer, grimmer,
Entbrennen gegen diese „wälsche Lehre,"
Sonst wird ihr Sieg je länger, desto schlimmer.

Du gingst voran im Kampf für deutsche Ehre,
Drum als Panier soll dein Gedächtniß immer
Herflattern hoch vor der Getreuen Heere.

Aus der Provinz Sachsen, April.

(Schluß.)

Ein Bad im dreißigjährigen Krieg.

Zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs war das noch anders. Ein lebensvolles Bild vom Bade Hornhausen, das uns im Theatrum europaeum aufbewahrt ist, zeigt außerordentlich viel Behagen bei allem Elend, das wir hier an Krücken und Stelzen einherschreiten sehen. Auf einer Kanzel im Freien, auf der zugleich der Schulmeister mit den Schülern Platz genommen hat, sehen wir den Prediger Salchmann stehen und seine Betstunde halten. Das Volk steht dicht gedrängt umher. In der Nähe befindet sich „das Haus, darin der Feldmarschall Torstensohn der Betstunde abgewartet," so wie „das Haus von Brettern und Glasfenstern, die man aufschieben kann, darin der Kurfürst von Brandenburg und die Königin in Schweden der Betstunde abgewartet, wie auch der Erzbischof zu Magdeburg und andere." Die Betstunden wurden gehalten bei einem verwüsteten Thurme. Auch alte verwüstete Mauern, von schwarzem Kothe gebaut, sind auf dem Bilde bezeichnet. Das einzige Gebäude von freundlichem Aussehen ist „die Schenk oder das Wirthshaus, das übrige sind zum meisten Theil verwüste Heuser." Dazwischen stehen die „Caretten" umher, in denen „die fürstliche, gräfliche und adeliche Personen" sich befinden. Verschiedene Buden sind angegeben mit den Bezeichnungen: hie verkauft man Gesotten und Gebraten, hie verkauft man Bier, ja sogar: hie verkauft man Bücher. Das Thun und Treiben der Menschen ist sehr lebendig dargestellt. Dabei ist nichts übergangen; ein „unweiser Mensch" wird sogar an der Kette zur Quelle geführt und im Hintergrunde sehen wir einen Leichenzug sich fortbewegen. Noch anschaulicher fast wird uns das ganze Badeleben in Hornhausen, wenn wir manche der Briefe lesen, die von Kurgästen abgesandt und die bei dem bedeutenden Interesse, das alle Welt an dem jungen Bade nahm, mit oder ohne Wissen der Briefsteller sogleich als fliegende Blätter gedruckt wurden. Da berichtet Jemand, der in Hornhausen selbst keine Wohnung mehr erhielt und mit Mühe und Noth bei einem Bötticher in Oschersleben einen „Unterschleif" fand, daß auf der Reise schon mehrere Meilen vor Hornhausen ihnen ein von dem Gesundbrunnen kommender Podagrist begegnet sey, der zum Beweise seiner Genesung treffliche Capriolen vor ihnen geschnitten habe. Ein anderer, der in Hornhausen selbst wohnt, schreibt unter Anderm: ich sprach heute mit Heinrich Güntern, einem Müller aus Dresden, welcher drei Jahre an Ketten gelegen, der ist diese Woche auch wieder gesund geworden. Andere berichten, daß zahlreiche Krücken von Geheilten an den Quellen zurückgelassen seyen; ferner vier-und-dreißig Stecken, deren die Besitzer früher nicht entbehren konnten; darunter ein spanisches Rohr, an der einen Seite mit dem Lobsprüchlein: Soli Deo gloria. — Auch in der Ferne sollte das zum Baden und Trinken stets reichlich hervorsprudelnde Wasser seine Wirkung thun. Jener Kurgast, der bei einem Bötticher in Oschersleben einen Unterschleif gefunden, schreibt in seinem an eine hohe Standesperson gerichteten Briefe: daß er dem Nürnberger Fuhrmann aufpasse, um ihm eine Anzahl von Flaschen davon mitzugeben. Ein alter Junker, der durch einen Fourier ein paar Flaschen erhielt, machte sich selbst ein Gebet zurecht, das er jedesmal beim Trinken sprach, und sein Pfarrer berichtet, daß er, durch diese Kur vom Podagra befreit, ihm aus Freude ein Gericht Fische verehrt und jährlich einen Thaler in den Gotteskasten zu opfern versprochen habe.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 7.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenzblatt.

Nr. 7. Mittwoch den 25. April 1849.

Die Verfassunggebende deutsche Reichsversammlung.

[51] In Unterzeichnetem werden demnächst erscheinen:

Die Gesammtverhandlungen der constituirenden deutschen Reichsversammlung

bis zur Vollendung des Verfassungswerkes,

nebst den dazu gehörigen Gesetzen und einem sachgemäßen Register,

systematisch bearbeitet

von

Eduard Zimmermann,

Dr. der Rechte, Abgeordneter zur deutschen Reichsversammlung.

Das deutsche Verfassungswerk nähert sich seiner Vollendung dergestalt, daß in kurzer Zeit die große Aufgabe der verfassunggebenden deutschen Reichsversammlung vollbracht seyn wird. Die betreffenden Verhandlungen sind zwar in den stenographischen Berichten vollständig enthalten, indessen bedarf es keiner Ausführung, daß aus diesem massenhaften Material eine Uebersicht schwer zu gewinnen ist. Das allgemeine Interesse, welches diese Beschlüsse für das öffentliche Leben aller Deutschen haben, macht es zum Bedürfniß, dieselben in ihrem systematischen Zusammenhange übersichtlich entwickelt zu sehen. Dieß ist die Aufgabe des hier angekündigten Werkes. Es wird das Verfassungswerk, die Grundrechte, die übrigen Reichsgesetze und die politischen Fragen allzusammt vollständig umfassen, und zur Erleichterung des Gebrauchs ein sachgemäßes Register beigegeben werden. Ein einseitiger Partei-Standpunkt soll vermieden bleiben und die Entwickelung der Beschlüsse nach den Hauptmomenten des Für und Wider der Redner erfolgen.

Die Schrift wird den Umfang von 40—50 Bogen haben; mit dem Druck wird sofort begonnen werden und der Preis 3 fl. 30 kr. rhein. oder 2 Rthlr. Cour. wohl nicht übersteigen.

Stuttgart und Tübingen, April 1849.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[38]

Molken und Kräuter-Molken-Kuranstalt

in Heiden,

Kanton Appenzell A. R. in der Schweiz.

Die bezeichnete Anstalt, welche voriges Frühjahr auf Vieler Wünsche hin errichtet und zum erstenmale eröffnet worden, hat ihr Probejahr unter der thätigen Mitwirkung mehrerer hiesiger, erprobten Herren Aerzte auf's Befriedigendste bestanden, indem bei vorgekommenen sehr verschiedenartigen Krankheiten die erfolgreichsten Kuren gemacht wurden, wofür manche Zeugnisse sprechen.

Sie liegt höchst angenehm mitten in dem neu und regelmäßig erbauten Dorf Heiden, 2400′ über dem Meere, in der Nähe des Bodensees, wie auch der Ortschaften Rheineck, Altstädten, Trogen, St. Gallen, Rorschach u. s. w. Die Luft ist gesund und rein, die Aussicht reizend über den Bodensee und in weit entfernte Gebirge und Thäler.

Als Heilmittel werden da ganz die nämlichen Molken aus den Appenzeller-Bergen verabreicht, wie an den übrigen appenzellischen Kurorten. Die Kräuter-Molken sind mit frischen vegetabilischen Stoffen verstärkte Molken und je dem individuellen Zustande des Kranken möglichst anpassend zubereitet. Auch für Solche, welche Bäder benutzen wollen, befindet sich eine Badeanstalt ganz in der Nähe, zwei andere liegen in geringer Entfernung.

Mit kommendem 1sten Mai wird die Anstalt nun in gleicher Weise, wie voriges Jahr, wieder eröffnet, und der Besitzer derselben hofft um so mehr auf zahlreichen, geneigten Zuspruch, als nun auch die Lokalität allen billigen Forderungen entspricht.

In Beziehung auf entsprechende, gute und zugleich möglichst billige Bedienung wird sich des bisher genossenen Zutrauens auch ferner würdig zu machen suchen

Heiden, im März 1849.

Der Unternehmer
Kellenberger-Sturzenegger.

[41] **Taschenbücher**

zu wohlfeilen Preisen.

Urania. Neue Folge. Zehn Jahrgänge. 1839—48. Mit Bildnissen. 8. 18 Thlr. 20 Ngr. Herabgesetzter Preis 5 Thlr. Einzelne Jahrgänge 20 Ngr.

☞ Von ältern Jahrgängen der Urania sind nur 1836—38 noch in einigen Exemplaren vorräthig, die im herabgesetzten Preise zu 12 Ngr. der Jahrgang abgelassen werden.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von F. von Raumer. Zwanzig Jahrgänge. 1830—49. Gr. 12. 43 Thlr. 5 Ngr.

Herabgesetzter Preis:

I.—XX. Jahrgang zusammengenommen 18 Thlr.
I.—X. Jahrgang (1830—39) 10 Thlr.
XI.—XX. Jahrgang (Neue Folge I.—X., 1840—49) 10 Thlr.
Einzelne Jahrgänge (mit Ausnahme des letzten Jahrgangs) 1 Thlr. 10 Ngr.

Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von J. Franck. Sechs Jahrgänge. 1837—42. Mit Kupfern. 8. 17 Thlr. Herabgesetzter Preis 4 Thlr.

☞ Der zweite bis sechste Jahrgang werden auch jeder einzeln erlassen zu dem Preise von 12 Ngr.

☞ Vorstehende als werthvoll allgemein anerkannte **Taschenbücher** aus dem Verlage von **F. A. Brockhaus in Leipzig** sind zu obigen **bedeutend herabgesetzten Preisen** durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

---

[43] Berlin. Höchst wichtige Erfindung für Bäcker, Hefenhändler, Bierbrauerei- und Branntweinbrennerei-Besitzer, Conditoren, Kaufleute u. s. w.

Die erprobte sehr deutliche praktische Anweisung zur Anfertigung einer in England ganz neu erfundenen **Kunsthefe** oder Bärme, welche im trockenen oder flüssigen Zustande ohne Betrieb einer Branntweinbrennerei in jedem Lokal und in jeder Quantität von Jedem selbst sehr billig gefertigt werden kann, kräftiger wie jedes andere Gährungsmittel wirkt und sich Jahre lang, ohne zu verderben und ohne an ihrer Treibkraft zu verlieren, hält, ist gegen portofreie Einsendung von 3 Thlrn. Pr. Crt. oder 5 fl. 15 kr. Reichsmünze (vorbehaltlich der Geheimhaltung) bei dem Unterzeichneten zu haben und durch jede Buchhandlung nur von demselben zu beziehen. Bemerkt wird noch, daß dieser Erwerbszweig jetzt besonders vortheilhaft und gewinnbringend ist, da überall Mangel an guter Hefe und dieselbe zu guten Preisen bezahlt wird.

Schultz in Berlin, Alexanderstraße Nr. 63.
königl. preuß. approbirter Apotheker, Chemiker und praktisch-technischer Fabrikant.

---

[47] In der **J. G. Cotta'schen** Buchhandlung in **Stuttgart** ist erschienen:

Dinglers

Polytechnisches Journal.

Dreißigster Jahrgang.

Zweites Märzheft.

Inhalt: Versuche über den Widerstand, welchen die mit verschiedenen Geschwindigkeiten laufenden Wagenzüge auf Eisenbahnen erleiden, von D. Gooch. — Ueber das Prinzip der Eisenbahnen, von James Nasmyth. Mit Abbild. — Verbesserungen an rotirenden Dampfmaschinen und Pumpen, von Hornblower. Mit Abbild. — Kronenbergs Kreiselheber zum Heben großer Wassermassen auf geringe Höhen. Mit Abbild. — Das Ventilir- und Heizsystem in dem Mustergefängnisse „Pentonville.“ Aus einem Berichte des Herrn Jebb, Generalinspektor der britischen Gefängnisse. Mit Abbild. — Maschinerie zum Zerschneiden und Reinigen der rohen Gutta-percha, von Lorimier. Mit Abbild. — Galvanische Batterie und Apparat zur Beleuchtung mittelst des elektrischen Lichts, von Le Molt. Mit Abbild. — Ueber die Wirkungen der natürlichen Elektricität auf elektromagnetische Telegraphen, von Prof. A. Baumgartner. — Verfahren, Leuchtgas aus Harz zu bereiten und die Nebenprodukte zu verwenden, von Robertson. — Verbesserungen im Raffiniren des Rohzuckers, von Steinkamp. — Ueber die Anwendung der Bananenblätter zur Papierfabrikation; Bericht über eine Abhandlung des Herrn Roques, von Payen. — Ueber Schießbaumwolle und Schießpulver, von Morin. — Ueber die Bereitung der Schießbaumwolle, des Collodiums und über Kapseln aus letzterm, von Sourisseau. — Ueber die Bereitung, die Eigenschaften und die Anwendung der Schießbaumwolle, von Gaudin. — Ueber den Knallzucker und seine Anwendung zu Bombenzündern, ferner um das Schießpulver gegen Feuchtigkeit zu schützen, von Thompson. — Verfahren, die Milch behufs ihrer Aufbewahrung in feste Kuchen zu verwandeln, von Louis. Mit Abbild. — Ueber die Bewegung der Wände mit Glas, um sie gegen Feuchtigkeit zu schützen, von Pean. — Ueber die Verfälschungen des Mehls, von Louyet. — Ueber die Zusammensetzung des Weizens, von Peligot. — Ueber die nährenden Eigenschaften der Knollen der Apios tuberosa de Candolle, von Richard. — Ueber die Gewinnung des Häringthrans und die Bereitung des Tangrums, eines den Guano ersetzenden Düngers; von Quaterfages. — Ueber Schmarotzer-Insekten der Cochenille, von Guérin. — Miscellen. Ueber den Einfluß erhöhter Reibung an den Achsschenkeln und über die Leistungen dicker Schmiere aus Palmöl, Talg, Soda und Wasser, und der Oelschmiere bei Eisenbahnwagen. — Ueber Applegaths neues System von Schnellpressen für den Zeitungsdruck. — Ueber den deutschen Schraubenschlüssel. — Verfahren, das Schießpulver unter dem Wasser ohne Anwendung von Feuer zu entzünden. — Ueber die Bereitung von Stärkmehl aus Roßkastanien. — Ueber Kapitalinteressen, von Charles Dupin. — Ein Bild der englischen Landwirthschaft.

* * *

Von diesem alle Zweige der Technik umfassenden Journal erscheinen auch ferner wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit etwa 30 Tafeln Abbildungen und im Text abgedruckten Holzschnitten bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus und kostet bei den Buchhandlungen und allen königl. bayerischen Postämtern nur 16 fl. oder 9 Thlr. 10 Ngr. Zu das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

---

[46] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Parzival und Titurel,

Rittergedichte von

Wolfram von Eschenbach.

Uebersetzt und erläutert von

Dr. K. Simrock.

Zweite, wohlfeilere Ausgabe.

2 Thle. gr. 8. Velinpap. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Inhalt: Parzival. 1) Belakane. 2) Herzeleide. 3) Gurnemanz. 4) Kondwiramur. 5) Anfortas. 6) Artus. 7) Obilot. 8) Antikonie. 9) Trevrezent. 10) Orgeluse. 11) Arnive. 12) Eidegast. 13) Klinschor. 14) Gramoflanz. 15) Feirefiz. 16) Loherangrin. — Titurel. 1) Sigune und Schionatulander. 2) Gardeviaz. — Erläuterungen und Anmerkungen.

Stuttgart und Tübingen, April 1849.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Vierteljahrs-Schrift 1849.

Zweiten Heftes erste Abtheilung.

[41] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die erste Abtheilung des zweiten Heftes der deutschen

Vierteljahrs-Schrift

für 1849.

April — Juni.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften von je mehr als 20 Bogen 12 fl. oder 7 Rthlr. 10 Ngr.

Inhalt:

Der Anschluß Oesterreichs an die deutsche Zolleinheit. — Der Schutz der Staaten durch Festungen mit besonderer Berücksichtigung Süddeutschlands. — Der Hülfsverein zur gewerblichen und moralischen Unterstützung nothleidender Handwerksmeister zu Frankfurt a. M. — Das metrische Maß- und Gewichtsystem den deutschen Verhältnissen angepaßt. — Die Akklimatisirungskrankheiten von Dr. Med. A. Clemens, praktischem Arzte von Frankfurt a. M. — Beiträge zur Erörterung der deutschen Postfrage.

Stuttgart und Tübingen, April 1849.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Die neue Württembergische Kirchenordnung.

In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Entwurf einer neuen Ordnung

für die

evangelische Kirche

von

Württemberg.

8. broch. Preis 24 kr. oder 9 Ngr.

Die zur Berathung der in den Einrichtungen der evangelischen Kirche von Württemberg zu treffenden Aenderungen einberufenen Kommission, ist bei Ausarbeitung dieses Entwurfs einer neuen Kirchenordnung von dem Grundsatze ausgegangen, daß bei der veränderten Stellung, welche sich in neuerer Zeit der Staat gegenüber der Kirche gegeben hat, und bei dem Recht auf Verwirklichung ihrer Autonomie, die bevorstehenden Aenderungen im Kirchenwesen sich nicht bloß auf die Herstellung einer kirchlichen Gemeindevertretung neben dem bisherigen Kirchenregiment beschränken dürfen, sondern das ganze Gebiet der kirchlichen Verfassung einschließen und vornehmlich auch über eine, der künftigen Selbstständigkeit der Kirche entsprechende Verwaltung derselben sich erstrecken müssen.

Indem die Kommission, in deren Schooß alle Stufen des ordentlichen Kirchendienstes, verschiedene Stände und Kreise des Laienelements und entgegengesetzte Standpunkte der theologischen Wissenschaft und religiösen Anschauung vertreten waren, den von ihr gefertigten Entwurf einer neuen Kirchenordnung, sammt den wichtigsten Erläuterungen veröffentlichte, hofft sie in demselben, nach dem Vorbilde der bewährtesten Kirchenordnungen in und außer Deutschland, auch der württembergischen Kirche unter Berücksichtigung ihrer eigenthümlichen Bedürfnisse Etwas darbieten zu können, was, weit entfernt, für vollkommen ausreichend gelten zu wollen, doch die Erwartungen und Wünsche Vieler in unseren Gemeinden nicht unbefriedigt lassen werde.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Anton Klein

Militärkarte von Deutschland

in 25 Blatt

herabgesetzter Preis 25 fl. oder 15 Rthlr.
jedes Blatt einzeln 2 fl. oder 1 Rthlr. 5 Ngr.

Diese Militärkarte ist notorisch eine der besten, welche Deutschland besitzt.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Freiligraths Gedichte.

Neueste Ausgaben.

In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Ferdinand Freiligrath.

1) Miniatur-Ausgabe (9te Auflage) in englischem Einband mit Goldschnitt und einem Stahlstich. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 20 Ngr.

2) Octav-Ausgabe (10te Auflage) mit dem Bildniß des Verfassers. Preis 3 fl. 36 kr. oder 2 Rthlr. 7½ Ngr.

3) **Englische Gedichte**

aus neuerer Zeit.

Nach

Felicia Hemans,

L. E. Landon, Robert Southey, Alfred Tennyson, Henry W. Longfellow und Anderen.

Mit dem Bildnisse der Mrs. Hemans in Stahlstich.

gr. 8. Velinpapier. broch. Preis 3 fl. 36 kr. oder 2 Rthlr. 7½ Ngr.

Freiligraths Portrait

in Stahl gestochen von Schwerdgeburth.

4to. Preis 36 kr. oder 12 Ngr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Die Cultusformen

der

evangelischen Kirche Württembergs.

Von

Dr. Wilhelm Ludwig Wullen.

gr. 8. broch. Preis 1 fl. oder 18 Ngr.

Diese Schrift setzt sich die Aufgabe, unsern Cultus nach seinen Hauptzügen darzustellen, die an ihm wahrnehmbaren Mängel zu beleuchten, und jene Reformen zu bezeichnen, welche von tieferer Wissenschaft, wie von dem Ernste der Gegenwart gefordert werden.

Wir glauben die Ueberzeugung aussprechen zu dürfen, daß vorliegende Leistung des Herrn Verfassers nicht weniger Theilnahme finden werde, als seine bekannte, eine Entwicklungsstufe bildende Abhandlung über Kirchenvertretung.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Zum Besten des deutschen Hülfs-Vereins in Paris.

Pariser Bilder.

8. Velinp. broch. Preis 1 fl. 24 kr. oder 25 Ngr.

Inhalt: Plätze in Paris. — Neue Kirchen. — Eisenbahnfahrten. — Das Palais Royal. — Die große Industrieausstellung. — Die Theater. — Bettler: Bohémiens. — Das Pantheon. — Straßen. — Geselligkeit. — St. Denis. — Schriftsteller. — Geschichtliches. — Oeffentliche Bälle. Volksfeste. — Die zwei Kammern. — Schauspieler. Komiker. — Modeworte. — Versailles. — Fremde in Paris. — Moderne Literatur. — Zwei Capellen. — Musik. — Die fünf Akademien. — Der Louvre und die Tuilerien. — Nachwort.

Es ist schon so viel über Paris und seine Zustände geschrieben worden, daß diese Schilderungen wohl überflüssig erscheinen dürften. Der Verfasser wollte jedoch vom deutschen Standpunkte aus den Versuch wagen in flüchtigen Umrissen die Erscheinungen festzuhalten, welche hier in stetem Wechsel an uns vorüberziehen. Die Rücksicht, welche ihn hauptsächlich zur Herausgabe dieser Arbeit bestimmte, war der Wunsch etwas zur Linderung der Noth seiner vielen hülfsbedürftigen Landsleute in Paris beizutragen und es soll daher der Ertrag dieses Buches dem angedeuteten wohlthätigen Zwecke zugewendet werden.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Gedichte

von

J. Ch. Freiherrn von Zedlitz.

Vierte vermehrte Auflage.

Elegante Taschen-Ausgabe in englischem Einband mit Goldschnitt und zwei Stahlstichen.

Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 20 Ngr.

Wenn sich die deutsche Lyrik namentlich seit Rückert in so manchen neuen Formen versuchte, um die Heroen einer früheren Glanzperiode in Betreff der Technik noch zu überflügeln, so kehrt man doch immer gern zu den Quellen der Poesie zurück, die jenes von Goethe gemeinte „urkräftige Behagen“ erzeugen, welches der ganze moderne künstlichere Typus weniger emporkommen läßt. Unter den Dichtern, die uns ächten castalischen Trank kredenzen, nimmt Zedlitz eine der ersten Stellen ein. Wer kennt nicht Zedlitz' „Todtenkränze,“ seine „nächtliche Heerschau,“ seine Elegie auf „Goethe's Tod,“ seine wundervollen Zeilen über Beethoven und so manches Andere, was ihm in den Annalen der deutschen Lyrik einen dauernden Namen sichert? Wir übergeben hier dem Publikum eine neue vermehrte Ausgabe dieses südliche Weichheit mit nordischer Kraft vereinenden, Lord Byron geistverwandten Dichters, in der Hoffnung, daß dieselbe bei elegantester äußerer Ausstattung abermals eine recht weite Verbreitung finden werde.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Entwurf

einer

neuen Schulordnung

für die

gelehrten Anstalten Württembergs,

(lateinische Schulen, Lyceen, Gymnasien)

verfaßt

und mit höherer Genehmigung dem Druck übergeben von der hierzu beauftragten

Commission von Schulmännern.

8. broch. Preis 1 fl. oder 21 Ngr.

Mit Genehmigung des Königl. Ministerium des Innern und des Kirchen- und Schulwesens wird der Vorschlag einer neuen Schulordnung für die lateinischen Schulen, Lyceen und Gymnasien Württembergs, wie derselbe von einer in höherem Auftrage vom Königl. Studienrath einberufenen, aus Schulmännern zusammengesetzten Commission entworfen, sammt einem einleitenden Vorwort und den am Schlusse beigegebenen Motiven des Entwurfs, nebst deren Beilagen hiermit der Oeffentlichkeit übergeben, um Sachverständigen Gelegenheit zu verschaffen, sich über diesen wichtigen Gegenstand auszusprechen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 100. Donnerstag den 26. April 1849.

— Crudelis ubique
Luctus, ubique pavor, et plurima mortis imago.
Virgil.

Aus dem Leben eines Malers.

Eine schwüle Junihitze lag über Paris gebreitet; man vermochte kaum zu athmen. Seit vier-und-zwanzig Stunden läuteten die Sturmglocken ohne Unterlaß; Blut floß über die Steine hin, die Räder der Pulverwagen und Kanonen färbend, welche in donnernder Eile zu den Kampfplätzen rasselten. In den verschiedenen Stadttheilen wechselten Todtenstille und furchtbares Geschrei mit einander ab. Während ein dumpfes Schweigen im prächtigen von seinen aristokratischen Bewohnern verlassenen Faubourg St. Germain herrschte, nur unterbrochen durch die weither schallenden Donnerschläge der Kanonen und das Geknatter des Gewehrfeuers, stürzten lärmende Volksmassen die Boulevards entlang zu der Porte St. Martin und dem Faubourg St. Denis, wo noch einmal siegreich der Kampf der Besitzenden gegen die Nichtbesitzenden zu Gunsten der erstern entschieden werden sollte.

Im engen Clos St. Lazare war jedes Haus zu einer Festung geworden. Immer neue Kämpfer drängten sich auf die Barrikaden, Männer und Weiber jeden Alters, von Nachtwachen und Mangel an Nahrung bis zur wildesten Wuth gestachelt, schlecht bekleidet, Zorn und Haß in jedem Zuge des Gesichts. Achtlos schleuderten Weiber einzelne Stücke des Hausrathes, werthgehaltene Gegenstände des geringen Besitzes aus den Fenstern herab auf die anrückenden Linientruppen und Nationalgarden; nichts hatte mehr Werth in ihren Augen, kein Wunsch schien in ihnen zu leben, als die Sehnsucht, den lang verhaltenen Groll in blutiger Rache zu kühlen. — Aber auch die Nationalgarden und die Linie kämpften ohne Erbarmen. Zeigten die Proletarier die Raserei des Hasses, so offenbarte sich in jenen die kalte Ruhe von Menschen, welche mit dem Naturtrieb der Selbsterhaltung zu dem Aeußersten bereit sind. Nicht mehr als Bürger standen sie sich gegenüber, sondern als feindliche Racen. Die Geister der Vernichtung schwebten über ihnen.

Schon neigte sich der Tag zu Ende. Ein kühler Windhauch fing an die brennenden Wunden zu fächeln, während er das noch strömende Blut der Sterbenden erstarren machte. Leises Wimmern, angstvolles Röcheln der Verwundeten erklang unter den Vorsprüngen und Portalen der Häuser, wohin man sie geflüchtet hatte, als ein neuer Trupp Nationalgarde gegen die Barrikade anrückte, welche die Straße St. Lazare versperrte. Alle ihre Vertheidiger sprangen von der kurzen Rast empor; in einem Augenblick standen sie auf der Verschanzung, die blutrothe Fahne wehte in ihrer Mitte; ein junges Weib hielt sie hoch in der kraftvollen Rechten. Ihr schwarzes Haar flatterte aufgelöst um das bleiche, zornentstellte Antlitz, aus dem die dunkeln Augen mächtig hervorglühten. Das Gewand war zerrissen, die nackten Arme von Pulver geschwärzt.

Ein Jüngling wollte die Vordringende zurückhalten. „Denke an unsere Mutter, Marie!" — „Sie haben mir den Mann erschossen und die Trümmer unseres Hauses haben mein Kind erschlagen," antwortete sie und warf sich, die Fahne schwingend, den Kämpfern voran, bis an den äußersten Rand der Barrikade. Schüsse krachten um sie her, vernichtend flog ein Hagel von Steinen nieder auf die Angreifenden. Da erscholl noch einmal das Commandowort

in den Reihen der Truppen. — „Feuer!“ rief der Offizier; grelle Blitze zuckten auf, ein furchtbarer Donner krachte durch die Luft, Rauchwolken verhüllten die Scene. Als sie verflogen waren, stand die Barrikade verlassen; die Truppen räumten sie weg und auf den zertrümmerten Balken derselben legten zwei Nationalgardisten die Leiche eines erschossenen Weibes nieder, dessen Hand noch im Tode die Fahne der rothen Republik umklammert hielt. Schaudernd verließ ein Deutscher die Stätte dieses Kampfes, dessen Zeuge er zufällig geworden war. Sich einen Weg bahnend durch die immer wachsende Verwirrung, gelangte er über die Boulevards und den Platz de la Concorde in seine weit entlegene Wohnung.

Es war das Atelier eines Malers. Die lezten Tagesstrahlen fielen, gebrochen durch die Pulver- und Staubwolken, welche über der Stadt schwebten, matt durch die Scheiben des halbverhängten Fensters. Ihr gelbliches Licht erhellte ein großes Oelgemälde auf einer Staffelei. Es stellte den heiligen Sebastian dar.

In stiller grüner Waldeskühle war der Heilige, von Pfeilen durchbohrt, an einen Baum gebunden; dem Tode nahe sank die schöne bleiche Gestalt mehr und mehr in sich zusammen. Mit der schwindenden Aussicht auf rettende Hülfe schien die Kraft des Widerstandes gegen den Tod in ihm gebrochen zu seyn. Er hoffte nicht mehr, er ließ sich sterben, und doch nahte die Hülfe. Dort aus der Ferne, aus dem tiefsten Schatten der Bäume, trat sie hervor, eine Römerin in dunklem Gewande, mit der emporgehobenen Rechten den Korb auf ihrem Kopfe stützend, in dem Früchte und Brod Labung und Erhaltung versprachen.

Müde und bleich sank der Künstler vor seiner Staffelei auf einen Stuhl nieder, das Haupt sinnend auf die Hand gestüzt, während sein Auge träumend auf dem Bilde vor ihm ruhte. Die Stille in seinem Gemache hatte etwas Furchtbares nach dem Lärm des Kampfes, den er eben verlassen. Dumpf klangen die Glockenschläge von Notre Dame herüber, wie Grabgeläut der untergehenden Generation. — „Die Menschheit ist todeswund, wie dieser Heilige!“ rief der Künstler, „sie ist dem Untergange geweiht, wie er, wenn ihr nicht bald der rechte Befreier naht!“

Thränen der Erschütterung entströmten seinen Augen. „Wo ist die Zeit des Friedens hin?“ seufzte er, „wo sind die stillen Stunden hin, die ich in reinem Genuß heiliger Schönheit verlebt?“ — Er versank in Gedanken. Immer matter ward das Licht des Tages, graue Dämmerung herrschte in dem Gemach und legte ihre Schleier über die Gemälde; aber je mehr dieselben seinem Auge entzogen wurden, um so heller stiegen die Erinnerungen vergangener Zeiten in ihm empor.

(Schluß folgt.)

Erinnerungen aus der wendischen Lausitz.

(Fortsetzung.)

Von den mancherlei unwesentlichen Abweichungen, die hin und wieder vorkommen, muß ich noch die Tracht der Zuchtjungfern katholischer Konfession erwähnen, wie sie meistentheils unter den um Bautzen wohnenden Wenden vorkommt. Ihr Hauptschmuck besteht aus einem anderthalb Hände breiten hellrothen Bande mit dunkelrothen Blumen, dessen am Hinterkopf angebrachte Schleifen bis zum Gürtel herabfallen. Den Hals schmücken vier Korallenschnüre, an deren jeder im Nacken eine seidene Schleife prangt. Von diesen Schleifen ist die oberste am kleinsten, die unterste am größten. Mehrere Perlenschnüre schließen sich unter den Korallen an, und endlich folgen zwei, drei, auch wohl noch mehr Reihen gehenkelte schwere Gold- und Silbermünzen, die fast die ganz Brust bedecken; über diesen Münzen aber sieht man ein goldenes Kreuz glänzen.

Die Tracht des Bräutigams hat nichts besonders Ausgezeichnetes, nur daß an manchen Orten, z. B. in Schleife, dem Bräutigam das Rautenkränzchen wie der Braut am Scheitel befestigt wird, möchte der Erwähnung werth seyn. Im Uebrigen trägt er sich einfach und entsprechend der Kleidermode, die eben Geltung hat. Ein Rosmarinzweig, der auch der Braut nicht fehlt, steckt gewöhnlich im Knopfloche des Rockes.

Beim Hochzeitmahle gelten unter den Wenden fast dieselben Regeln wie unter den Deutschen. Männer und Frauen sitzen einander gegenüber, nicht an getrennten Tafeln. Die Tafel selbst bildet immer einen rechten Winkel und wird so gestellt, daß die Tischecke der Stubenthür gegenüber im Zimmerwinkel sich befindet. Hier nehmen Braut und Bräutigam Platz, so daß zwischen beiden die Tischecke bleibt. Dieser Ehrenplatz heißt deßhalb auch „der Brautwinkel.“ Zur Rechten der Braut sizt deren Sonka, links vom Bräutigam die Sonka dieses. Beide Ehrenpersonen sind während des Mahles gewissermaßen die Beaufsichtiger und Moderatoren des Brautpaars. Sie legen ihren Schütz- und Pfleglingen die Speisen vor, bestimmen was und wie viel sie essen sollen, und geben vor Allem Acht, daß die vor den Brautleuten aufgestellten beiden Lichter ja von Niemand geputzt werden.

Schon während der Tafel beginnen die Gäste in den Pausen zu tanzen. Gewöhnlich wird dazu die Scheuertenne benützt. Theilnehmen an diesem Vergnügen darf Jeder mit alleinigem Ausschluß des Bräutigams, der am Hochzeittage sich ganz still verhalten muß. Dagegen sieht man es gern, wenn die Braut recht viel tanzt. Sie hat an diesem Ehrentage das Recht, die Tänzer sich zu wählen, überhaupt ihnen Vorschriften zu geben, und bei jedem neu beginnenden Reigen den Vortanz. Fehlt es zufällig einmal an einem Partner, so muß einer der Ehrendiener des Bräutigams (ein Swat) den Lückenbüßer machen und mit der Braut tanzen. Der eigentliche große Tanz beginnt erst nach beendigtem Mahle und nachdem der Braska abgebetet, auch die jungen Eheleute durch vermahnende Rede zu einem ehrbaren christlichen Lebenswandel aufgefordert hat. Seltsam und nur den Wenden eigenthümlich ist die Sitte, daß beim Verlassen der gemeinsamen Tafel die Braut über den Tisch schreiten und auf der andern Seite herabspringen muß. Ehe es dahin kommt, pflegen die Zuchtjungfern dem Bräutigam gewöhnlich den Hut, die Ehrendiener des Bräutigams aber der Braut einen Schuh zu rauben. Beide Gegenstände müssen durch Geldgeschenke wieder eingelöst werden. Während der ganzen Dauer des Mahles sammeln sich die jungen Mädchen des Dorfes im Brauthofe und stimmen eine Menge theils geistlicher, theils weltlicher Lieder an, Gesänge voll slavischer Naivetät, reich an wahrer Volkspoesie und leider viel zu wenig gekannt. Sie erhalten dafür reiche Spenden an Bier, Butter, Brod und Käse, und entfernen sich erst beim Aufbruche der Gäste von der Tafel.

Um die Zeit, wo sich das Brautpaar zurückzuziehen pflegt, umringen die anwesenden Männer den Bräutigam, Frauen und Mädchen die Braut, und geben sie erst nach längerem Sträuben wieder frei. Der Braut wird hierauf Borta und Kranz genommen und die Haube aufgesezt. Unter Gesang und Musik begleiten dann sämmtliche Hochzeiter die Neuvermählten bis an die Schwelle des Schlafgemachs. Nur der Braska und die Slonka der Braut dürfen es mitbetreten, um Zeugen zu seyn des Gebets der jungen Eheleute und den Segen des Himmels auf sie herabzuflehen. Diese Ceremonie heißt „das Einsegnen in's Brautbett."

Der nächste Tag ist fast nur der Pflege des Leibes durch Speise und Trank gewidmet. Es wird zweimal gefrühstückt und abermals ein lang dauerndes Mittagessen gehalten. Nach diesem zweiten Mittagsmahle werden auf besondere Aufforderung des Braska von den Gästen die Hochzeitgeschenke gegeben. Es geschieht dieß in folgender Weise. Der Braska nimmt zwei übereinander gesezte Teller, läßt sich damit neben dem Brautpaare nieder und legt ein paar Thaler darauf, indem er eine Anrede an die Anwesenden hält, in welcher er sagt, die neuen Eheleute müssen sich eine eigene Küche bauen, um etwa eintreffende Gäste gastfreundlich bewirthen zu können. Aus diesem Grunde nun bitte er um einige milde Gaben.

(Fortsezung folgt.)

Das Leben.

Was ist des Lebens Wonne,
  Was ist des Lebens Ruhm?
Und wo bescheint die Sonne
  Ein dauernd Eigenthum?
Fällt nicht am Ende nieder
  Die mächtigste Gewalt?
Kehrt in den Staub nicht wieder
  Die herrlichste Gestalt?

Und wenn wir auch gewannen,
  Was Jeder sucht und preist,
Der Tag ist nicht zu bannen,
  Der Alles uns entreißt.
Doch weg mit dem Gedanken,
  Der uns den Willen raubt!
Dem todesnahen Kranken
  Sey er allein erlaubt.

Noch ist es zu ertragen,
  Das gold'ne Himmelslicht,
Und wahrlich um zu klagen
  Sind wir auf Erden nicht.
Die schöne Gluth empfinden,
  Die uns zum Streben zwingt,
Und keine Ruhe finden,
  Bis Etwas uns gelingt;

Dem eingebornen Triebe
  Die ganze Kraft zu weih'n,
Der Eltern Stolz und Liebe
  Als wack'rer Sohn zu seyn;
Dann ernste Treue schwören
  Am bräutlichen Altar,
Sich Vater nennen hören
  Von lieber Kinder Schaar;

Durch keinen Schein geblendet,
  Des Mannes Pflicht zu thun,
Und ist das Werk vollendet,
  Mit Freuden auszuruh'n;

In Leid und Lust erfahren,
Was ächte Freundschaft sey;
Des Rechten Rechte wahren
Vor jeder Tyrannei;

Als Pfeiler da zu stehen
Für's heil'ge Vaterland;
Den Sieg von dem zu sehen,
Was wir für wahr erkannt —
Wo solche Flammen glühen,
Wo solch ein Ziel uns winkt,

Da seh'n wir kein Verblühen
Und keine Sonne sinkt;

Da sind in jeder Stunde
Zum Schwersten wir bereit,
Da wird in heiterm Bunde
Die Mühe Seligkeit.
Und ob auch kurz gemessen,
Das Leben ist ein Fest,
Das uns den Tod vergessen,
Den Tod uns suchen läßt.

Jucundus Steinbühl.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., April.

Die Krisis.

Die Oesterreicher treten massenweise aus der Paulskirche; sie folgen der Mahnung ihrer Regierung, welche die Thätigkeit des Parlaments seit dem 28. März jedes Rechtsbodens baar betrachtet; sie verlassen eine Versammlung, in die sie mit den besten Absichten und mit den besten Wünschen für die Einheit des ganzen Deutschlands getreten sind, und kehren, um eine getäuschte Hoffnung reicher, mit schwerem Herzen in ihr Vaterland zurück. Dieses schmerzliche Gefühl, das die Oesterreicher beim Scheiden aus der Paulskirche empfinden, bemächtigt sich aber nachgerade auch der großen Mehrheit der zurückbleibenden, nicht österreichischen Abgeordneten, und so sehr man auch Gleichgültigkeit heuchelt, im Innern sieht's anders aus. Man ist gefangen in den Banden der revolutionären Partei, das fühlt Jeder, und während die Oesterreicher sich dieser Fessel entledigen können, müssen die Andern, welche bisher eine conservative Richtung eingehalten hatten, mit derselben vorwärts gehen, denn rückwärts können sie nicht mehr. Dieser deutsche Kaiser kommt uns theuer zu stehen, wenn wir ihn überhaupt bekommen. Schon sind die Volksleidenschaften angestachelt, man verlangt die ganze Verfassung des souveränen Parlaments, in diesem Augenblick zwar noch nothgedrungen mit dem Kaiser, aber bald wohl auch ohne denselben, und das souveräne Parlament muß nachgeben, denn diese heftige Sprache ist sein Werk. Es ist nicht zu läugnen, daß die conservativen Oesterreicher dabei nicht ganz frei von Schuld sind. Sie haben in der Krisis des Verfassungsabschlusses, als die Kaiserpartei wie wahnsinnig auf ihrem Kaiser bestand, mit der Revolution gestimmt, sie wollten, als nichts anderes half, die Suppe verderben und hofften, Deutschland werde schon wissen dieselbe aus seinem Magen fern zu halten. Die Berechnung war falsch, sie haben außer Acht gelassen, daß die große Menge ein vielköpfiges, unverständiges Ding ist, das in der Regel nach dem greift, was ihm am gefährlichsten ist, sie haben die Macht der Verführung übersehen. Hätten die conservativen Oesterreicher mit den Conservativen der übrigen Länder auch in jener Krisis fest zusammengehalten, so hätten wir eine Verfassung erhalten, der sich Oesterreich anschließen und auf deren Boden Preußen sich mit Oesterreich hätte verständigen können. Jezt gehen die Oesterreicher und waschen ihre Hände in Unschuld, während sie uns in der Patsche sitzen lassen. Ich halte die Lage in diesem Augenblick für die allergefährlichste seit dem März 1848; es ist eben so gefährlich, die vorliegende Verfassung abzulehnen als sie anzunehmen, und gerade so ist es mit der Kaiserwürde. Preußen ist hart gestraft für seinen Ehrgeiz und für seine halben, zweideutigen Worte; es zittert Muth zu haben, und es zittert auch schwach zu seyn, es ist eben so festgefahren als die Nationalversammlung selbst. Hätte es zur rechten Zeit, wie Oesterreich, den Gedanken der Vereinbarung, den es nie aufgegeben hatte, klar und ehrlich ausgesprochen, so konnte Deutschland gerettet und Oesterreich Deutschland erhalten werden. Preußen hat anders gehandelt und hat nun die Verantwortlichkeit zu tragen; es ist jezt durch Preußens eigene Schuld gefährlich geworden, nach der Krone zu greifen, und gefährlich, sie zurückzuweisen. Jezt steht die Alternative so: entweder der Kaiser mit der Verfassung, oder der Convent mit der Verfassung; in der Mitte steht der Bürgerkrieg. Die kleinen Fürsten haben sich dem Parlament unterworfen, gewiß mehr um ihre eigene Existenz zu retten, als aus Anerkennung des prunkvollen Worts Volkssouveränetät. Hiemit ist die Lage nicht gebessert, sondern verschlechtert; sie haben der Sache nichts genüzt, sondern den bedeutendern Fürsten den Ausweg unmöglich gemacht. Die Kleinen haben sich immer auf die schwere Seite geworfen, und sie fühlen instinktartig, daß das in diesem Augenblick die Volksseite ist. Wenn sie aber glauben, sich dadurch für die Dauer gerettet zu haben, so irren sie. Weist Preußen die Kaiserkrone definitiv zurück und das Parlament geht auf dem Wege der Revolution vorwärts, und ernennt, wie vorgeschlagen ist, einen Vollziehungsausschuß, so sind die kleinen Dynastien verloren, troz ihrer bereitwilligen Anerkennung der Verfassung. Es bliebe ihnen dann noch übrig, sich um Bayern zu schaaren; aber was Preußen nicht vermochte, wird Bayern schwerlich versuchen wollen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 16.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

// Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 101. Freitag den 27. April 1849.

— Sedet illa parato
Flammeolo; veniet cum signatoribus auspex.
Non nisi legitime vult nubere.
Juvenal.

Erinnerungen aus der wendischen Lausitz.

(Fortsetzung.)

Die Schenkenden treten hierauf der Reihe nach zu dem Braska, legen ein Geldstück auf den obersten Teller und sprechen dazu die stehende Formel: „Gott gebe, daß es euch viel helfe und mir wenig schade!“ Der Braska aber läßt die Münze auf dem Teller klingen, nennt den Namen des Gebers und legt sie in den untern Teller. Jedem Einzelnen wird dabei das Glas des Braska gereicht, um daraus zu trinken, und dieser hat dem Geber im Namen des jungen Ehepaars für das Geschenk zu danken, was am Schlusse des ganzen Schenkaktes dieses nachträglich selbst noch thut.

Nun erst schicken sich die Neuvermählten an, das Brauthaus zu verlassen und ihr eigenes Heimwesen zu beziehen. Die Brautdiener packen die Ausstattung, die Geschenke und in der Regel aus Eifer, den Vortheil der Braut im Auge zu behalten, mehrere ihr nicht zugehörende Gegenstände, die später wieder zurückgegeben werden, auf Wagen und spannen die Pferde ein. Zugleich beginnen die Hochzeiter den Abschiedsgesang unter dem Spiel der Musikbande. Während dieses Gesanges, der ein Meisterstück slavischer Volkspoesie genannt zu werden verdient, sagt die Braut der Wiege ihrer Kindheit, ihrer glücklichen Jugend, Vater, Mutter, Geschwistern, Gespielen ein wehmüthiges Lebewohl. Dieser Gesang rührt gewöhnlich nicht bloß die Braut, sondern auch sämmtliche Anwesende theils durch den Wortlaut, theils durch die rührend melancholische Melodie zu Thränen, und wenn unter den klagenden Worten der Gäste:

„Gute Nacht, alte Mutter mein, gute Nacht,
Nicht länger bin ich mehr euer Töchterlein,
Gehöre dem Mann, mein Herz das ist sein.“

die weinende Braut den Wagen besteigt, bricht Alles in lautes Schluchzen aus. Voran der Wagen mit dem Ehepaare, gefolgt von den Gästen und den mit Hausrath und Geschenken beladenen Packwagen, die möglichst glänzend aufgeschmückt werden, um den Reichthum der Braut ins beste Licht zu stellen, bricht der Hochzeitzug auf. Bevor er aber das Dorf verläßt, wird die Braut von den jungen Mädchen „verschnürt“ und muß ihren Abzug mit Geldgeschenken ebenso erkaufen, wie ihren Einzug in den Ort, wo sie künftig als Hausfrau wohnen und schaffen soll.

Sobald der Zug den Wohnort des Bräutigams von Ferne erblickt, beginnt von Neuem Gesang und Jubel der Begleiter. Es sind im Munde des Volkes fortlebende Lieder, die von Geschlecht zu Geschlecht vererben, die jeder kennt und zu singen weiß, und die immer in derselben Reihenfolge bei jeder neuen Hochzeit abgesungen werden. Sie sind größtentheils naiv-sentimental und athmen einen friedliebenden Geist, der sein höchstes Glück in patriarchalischem Familienleben findet. — Im Hofe ihres jungen Gatten wird die jugendliche Frau von ihrem Schwiegervater mit Kuß und Händedruck begrüßt, worauf sie ihren neuen Verwandten die üblichen Geschenke, den Zuschauern aber Kuchen und Bier reicht. Der Braska hält wieder eine ermahnende und belehrende Rede, die namentlich an die junge Frau gerichtet ist. Diese, wie alle

übrigen bei wendischen Hochzeiten vom Braska gehaltenen Reden haben immer denselben Wortlaut.

Abermals setzt man sich nun zur Tafel, die nur aus wenigen Gängen besteht. Der jungen Frau liegt es dabei ob, nach dem ersten Gange einen Teller mit Fleisch und ein Brod eigenhändig derjenigen Familie im Dorfe zu bringen, die für die ärmste gilt. Nach dem Mahle endlich zerstreuen sich die Gäste und das junge Ehepaar wird von seinen Ehrendienern in die festlich geschmückte Kammer geleitet.

Von diesen bei wendischen Hochzeiten in der Oberlausitz üblichen Gebräuchen weichen vielfach ab die in der Niederlausitz geltenden. Ich würde für diese Skizzen einen zu großen Raum beanspruchen müssen, wollte ich jede Kleinigkeit anführen, die „in der Haide" anders ist als „im Gefilde." Deßhalb beschränke ich mich bloß auf das Hauptsächlichste und vorzugsweise Charakteristische.

Der Brautwerber heißt in diesen Gegenden Pobratrka. Am Trauungstage pflegt er ein Schwert zu tragen und beritten zu erscheinen, was auch bei den Freunden des Bräutigams, Towarise genannt, der Fall ist. Bei der „Abbitte" unmittelbar vor dem Ausbruche der Hochzeiter nach dem Brauthause, reitet der Pobratrka, falls sie im Hofe von ihm gehalten wird, um Wagen und Reiter, und schlägt dreimal ein Kreuz mit dem Schwerte. Kommt der Zug vor dem Wohnorte der Braut an, so reiten die Towarise voraus, um sich vom Ortsrichter die Erlaubniß zum Eintritt ins Dorf zu erbitten, sprengen dann nach dem Brauthause und reiten so lange vor demselben auf und ab, bis man sie bemerkt und nun durch einen abgeschickten Boten ihr Begehr erfährt. Bei Ankunft des Bräutigams geht nur der Pobratrka ins Brauthaus. Er findet die Braut in vollem Schmuck trauernd zwischen ihren Zuchtjungfern sitzend, mit beiden Händen das Gesicht verhüllend. Nach kurzem Gruße schlägt er mit dem Schwerte auf den Tisch und fragt, was die Braut koste? Es ist herkömmlich, 80 Thaler für sie zu verlangen, eine Summe, die der Brautwerber zu hoch findet, da er sehr viel an der Braut auszusetzen hat. Die Towariska der Braut muß ihre Schutzbefohlene vertheidigen, was denn in der Regel zu einem bald länger, bald kürzer dauernden witzigen Streite führt, der endlich mit Entschleierung der Braut und deren Verkauf für 50 Thaler endigt. Die Towariska verlangt 5 harte Thaler Aufgeld, die auch erlegt werden. Erst nach diesen Förmlichkeiten gibt man dem Pobratrka aus einem mit Raute umwundenen Glase den Begrüßungstrunk und putzt ihn in üblicher Weise mit Blumen und Bändern heraus. Die älteste Zuchtjungfer überbringt dem Bräutigam Kranz und Rosmarinstengel nebst einem weißen Tuche, dem Geschenk seiner Braut. Er nimmt Alles in Empfang mit der Versicherung, daß ihm jedes einzelne Geschenk werth, das Liebste ihm aber die Braut sey. Darauf trinkt er den dargereichten Ehrentrunk und reicht das geleerte Glas über die rechte Schulter dem ältesten Ehrendiener, der es ihm in die Tasche steckt. Erst nach der Trauung darf er es wieder zurückgeben. Beim Zuführen der Braut erlaubt man sich, wie bei den Oberwenden, allerhand Scherze, nur daß man in der Niederlausitz noch etwas weiter geht und die erste als Braut erscheinende schlumpige Alte vom Bräutigam mit Stockschlägen fortgejagt wird. Bei der Fahrt zur Kirche ist zu erwähnen, daß gleichsam als Oberaufseherin der Wagen und der ganzen Gesellschaft eine alte Frau, die Babka, mitfährt, und so lange Fahrt und Trauhandlung dauern, den Wagen nicht verlassen darf. Nach der Trauung wird vor dem Kirchhofe der „Brauttanz" aufgeführt, eine Art Polonaise, die der Pobratrka mit der Braut eröffnet, worauf alle der Reihe und dem Range nach mit der Braut tanzen, mit alleiniger Ausnahme des Bräutigams. Dieser Tanz wird vor dem Hochzeithause nochmals wiederholt. Das Erpressen von Geldgeschenken durch die jungen Leute des Dorfes mittelst Vorhalten bunter Bänder kommt auch hier vor, doch ist es mit weniger Umständlichkeiten verbunden.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben eines Malers.

(Schluß.)

Ein Jahr war es her, daß er an gleichem Tag einsam in einem Boote die blaue Fluth des Mittelmeers durchstrich, die sich sanft plätschernd um Procida schmiegte. Mit sicherer Hand hatte er die leichte Barke vom Lande gestoßen und war hinausgefahren in das Meer, gegrüßt von den schönen Weibern am Ufer, welche in ihrer reichen Sonntagstracht dem stattlichen Fremden freundliche Worte und freundlichere Blicke nachsendeten.

Der ganze Zauber des Südens erblühte wieder vor seinem innern Auge bei dieser Erinnerung. Er fühlte den Duft der Orangen und des Jasmins über den salzigen, frischen Wassern schweben. Das tiefe Blau des Meeres, unmerklich in den Horizont verschwimmend, war, wie dieser selbst, vom letzten Gold der Sonne überströmt und durchfluthet. Aus der Ferne tauchte in bläulichem Lichte die Felseninsel Capri hervor; eine süße Wärme strömte durch die

Natur. Zahlreich wiegten sich nah und fern die weißen Segel der Kähne und Barken auf dem friedlichen Elemente, als plötzlich sein Auge wie von einem süßen Zauber gefesselt ward.

Ohne Ruderschlag, nur durch den leisen Druck des Steuers im Gleichgewicht gehalten, schwebte eine Barke heran, deren muschelförmige Wölbung zwei jungfräuliche Gestalten über die Wellen trug. — Ja, das sind die Töchter Italiens, die Töchter einer glückseligen Natur. Hoch aufgerichtet steht die eine in der Mitte des Bootes. Ihr schwarzes, von dem mit Gold und Purpur durchwirkten Bande gehaltenes Haar legt sich in sanften Biegungen um die Schläfe. Heißes, dunkelrothes Blut strömt durch die Adern der bräunlichen Haut. Die Sonne ruht liebend, gleichsam verweilend auf ihrer Schönheit, als wolle die Natur vollends alle Gefühle des Herzens reifen, das in jugendlich bangen Schlägen unter dem rothen Mieder den weiß verhüllten Busen hebt. In bunter Farbenpracht fließen die Gewänder am schlanken Leib hernieder. Eine Zither steht, von dem Arme des Mädchens umschlungen, auf der Bank des Schiffchens; das Haupt der Jungfrau lehnt sich an den Hals des Instruments, mit dessen Klänge ihre Stimme sich eben erst vermählt hat, holde Liebesgrüße den ziehenden Wolken anzuvertrauen. Süßer Wehmuth voll blickt ihr dunkles Auge in die Weite, den fernen Geliebten suchend, in sehnsüchtiger Klage, in frohem Hoffen baldigen Wiederfindens.

Aber keine irdische Hoffnung lebt in der Gefährtin, welche zur rechten Seite der stehenden Jungfrau im Kahne sitzt. Ihr bleiches Haupt, von lichtem Gelock umflossen, ist mit einem grünen Kranze geziert — mit jenem Kranze, den man ihr ins Haar geflochten, den Hochzeittag zu feiern, als man ihr den Bräutigam, getroffen von dem bezahlten Dolchstoß des reichen, verschmähten Gouverneurs, sterbend in die festlich geschmückte Halle des Vaterhauses brachte. Keine Thräne war ihrem Auge entströmt, kein Klagelaut ihren Lippen. Schweigend und auf Trost verzichtend hatte sie den Blick zum Himmel erhoben, in frommer Ergebung, in gläubiger Sehnsucht nach einem Wiedersehen über den Sternen. Und mit diesem glaubenvollen Blicke schaut auch jetzt ihr Antlitz, leise auf den Arm gestützt, zu den Wolken empor, so abgewendet allem Irdischen, daß die weiße Wasserlilie unbeachtet der Hand entgleitet, welche über den Rand der Barke hinabgesunken, fast von den spielenden Fluthen geküßt wird.

Wie sind sie Beide der Gegenwart entrückt, diese schönen Kinder des Südens, die Eine schmachtend im tiefen Sehnen der Liebe, die Andere träumend von jüngst verlornem Glück. „Thränen auch in solchen Augen, Schmerz auch in dieser schönen, zum Glück geschaffenen Natur!“ rief der Künstler und fuhr empor beim Tone seiner eigenen Worte.

Es war Nacht geworden. Noch immer tönte wilder Lärm aus der Ferne herüber, immer noch dröhnten Kanonenschüsse und Gewehrsalven durch die Luft. Und die Nacht entschwand und ein neuer Tag stieg empor und der Kampf wüthete fort. Als er endlich schwieg, lagerte sich die Grabesstille der Erschöpfung über Paris, noch grauenvoller in ihrem Schweigen als das wildeste Toben der Schlacht. — Wohin das Auge blickte, Scenen der Trauer und des Entsetzens; aber wie ein milder Sonnenstrahl aus tiefem Dunkel tauchte immer und immer wieder die Erinnerung an jene Jungfrauen in der Seele des Malers empor, sein Herz erlabend durch ihre milde Schönheit, durch die Heiligkeit ihrer sanften Trauer, wenn um ihn her die harten Worte des unerbittlichsten Parteikampfes eine schwere Zukunft voll Blut und Jammer verkündeten.

Hatte er diese trauernden Mädchen einst gesehen? waren sie Gestalten seiner Erinnerung? Geschöpfe seiner Phantasie? Er wußte es nicht zu sagen, aber sie waren sein eigen, denn er trug sie im Herzen; sie waren sein Trost, als er zu Pinsel und Palette griff, sich zu retten aus der Verwirrung des Augenblicks.

Ruhe und Frieden kehrten ein in die Brust des Künstlers bei der Arbeit in einsamer Zelle. Mit liebender Hingebung ward das Bild vollendet, eine Befreiung des Künstlers von schmerzvoller Erregung, eine Blüthe der Poesie, gekeimt auf den Gefilden des Todes.

Wandert man durch die schattigen Alleen, welche Hamburg umkränzen, so gelangt man in Fontenay, hart am Ufer der Alster, an ein freundliches, blumenumblühtes Landhaus, reich geschmückt im Innern mit den Kunstschätzen, welche die Pietät der Söhne hier dem Altar der Elternliebe geweiht. Das Haus gehört den Eltern der beiden deutschen Maler Heinrich und Rudolph Lehmann. — In einem der untern Räume desselben sah ich das Bild, dessen Entstehung ich geschildert. Rudolph Lehmann ist der Schöpfer desselben.

Fanny Lewald.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Westphalen, April.

(s. Nro. 309—313 v. J.)

Das sociale Leben.

Ein eigentlich politisches Leben, um diesen Ausdruck in der Bedeutung zu nehmen, wie er sich seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts im Gegensatze zum socialen Leben festgestellt hat, hat Westphalen als ein Ganzes nie gekannt. Die Idee eines deutschen Kaisers als der Spitze der gesammten Christenheit ist hier nie ein Gemeingut des Volks gewesen; der Weg zum Kaiser und zum Reich war viel zu weit, als daß bis dahin hätte eine gangbare Brücke geschlagen werden können. Hat doch der Bischof von Osnabrück einst, wie die Geschichte meldet, ein volles Jahr gebraucht, um sich bis Worms zum Reichstage durchzuschlagen. Das Mittelalter Westphalens ist recht eigentlich eine finstere, traurige Zeit, ausgefüllt mit den Raufereien der Ritter und Bischöfe. Was vor demselben liegt, das leuchtet durch die Sage von Wittekind noch in die Gegenwart herein; aus der Zeit der Hohenstaufen ist nur Heinrich der Löwe in das Bewußtseyn des Volks übergegangen, also daß noch bis auf den heutigen Tag von einem Kreuzzuge desselben berichtet wird. Wesen und Zweck, selbst der Name der Kreuzzüge sind freilich bei dem Landmann verdunkelt; er pflegt von einer Zeit zu reden, in der es Sitte gewesen sey, daß die Fürsten eine weite Reise nach dem Morgenlande gemacht hätten. Erst mit Friedrich dem Großen beginnt eine gemüthliche Betheiligung an dem staatlichen Leben der Gegenwart, so weit sich dieses in Thaten nach Außen hin beurkundet, indem die alten Krieger den „alten Fritz" in die entferntesten Winkel trugen. Die Freiheitskriege haben sogar Lieder, Volkslieder im wahren Sinne hervorgerufen; die Helden des ältesten Volksliedes, das seinen Niederschlag in der mittelalterlichen Epik erhalten hat, die Helden des Volksliedes im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, das diesen Niederschlag nicht erfahren hat, diese Helden kehren jezt als Kämpfer gegen Frankreich wieder, getragen von dem allgemeinen Jubel des Volks. Sehen wir aber von dieser gemüthlichen Seite ab, so ist der Staat der Wirklichkeit selbst in den altpreußischen Theilen des Landes etwas Transcendentes geblieben, um dessen Gesetze und Ordnungen das gewöhnliche Leben sich nur soweit kümmerte, als es der Zwang erheischte. Nur des Königs gedachte und gedenkt man gerne, ist gegen ihn freigebig mit Lobeserhebungen und Ehrfurchtsbeweisen, ohne darum auch nur die geringste Sympathie für die Beamten zu hegen, welche unmittelbar in den täglichen Verkehr eingreifen. Die Gerichte, die an denselben arbeitenden Personen, überhaupt das ganze Heer der „Lieggänger," wie sie der Landmann nennt, gelten als das Unerfreulichste, was das Land birgt, und die Erinnerungen, daß sie Diener des so hochgeehrten Königs seyen, finden taube Ohren. Nichts desto weniger würde die Folgerung eine ganz falsche seyn, daß den Westphalen alles Gemeinsame fehle, daß unter ihnen ein vollständiger gottverlassener Atomismus der Individuen herrsche. Der Mensch ist einmal nach Aristoteles ein ζῶον πολιτικόν, und deßhalb ist eine vollständige Isolirung gegen seine innerste Natur. Ein staatliches Leben im modernen Sinne ist nicht vorhanden, es muß mithin etwas Anderes an die Stelle treten, und dieses Andere sind sociale Verhältnisse der Art, daß durch dieselben bei dem ächt germanischen Charakter der Westphalen, der vom Einzelnen, von seiner individuellen Lage ausgeht, statt sich allgemeinen Theorien in die Arme zu werfen, das politische Element ersezt wird. Den Ausgang hat dieses sociale Leben aus der ältesten deutschen Geschichte genommen: noch jezt sind die zerstreuten Wohnungen, je nachdem „Quelle, Hain oder Feld gefallen hat," die Grundlage für Gebilde späterer Zeiten. Wir wollen indeß den historischen Gang und die historische Entwicklung, die in dieser Beziehung stattgefunden hat, nicht weiter berühren, und die Lebensverhältnisse so nehmen und darstellen, wie sie sich noch bis auf den heutigen Tag an unzähligen Orten vorfinden.

Die bestimmende Grundlage für das sociale Leben geben die Gehöfte ab, jezt schlechtweg Bauernhöfe genannt. Eine Anzahl solcher Höfe, etwa zwanzig bis siebzig, machen eine „Buerskop" (Bauerschaft) aus, mehrere Bauerschaften oder Dörfer ein „Kaspel" (Kirchspiel). Mit dem Kirchspiele, mit der gemeinsamen Kirche und dem gemeinsamen Friedhofe nimmt die Centralisation ein Ende, so daß selbst die Vereinigung mehrerer Kirchspiele zu einem Gerichtsbezirke und zu einem landräthlichen Kreise von unwesentlichem Einflusse auf die Denkungsweise geblieben ist. Die Einigung im Kirchspiele ist eine durch die Religion hervorgerufene, deßhalb dauernde und feste, und es liegt in der Natur der Sache, daß das römische Recht der Gerichte darüber nicht hinauszugehen vermag. Auf Tradition beruhende Einigungen von Bauern aus verschiedenen Dörfern und Kirchspielen, wie die in diesen Blättern früher erwähnten „hausgenossenfreien" und „hagenfreien" Bauern, sind ausgestorben, wenigstens in ihrer Bedeutung für das Leben ausgestorben. Analysiren wir ein Kirchspiel, so erhalten wir folgende Elemente: die Geistlichen, die Kaufleute des Dorfes oder Marktfleckens, in welchem sich die Kirche befindet, zwei oder mehrere adelige Güter, Bauern, d. h. Besitzer von Bauernhöfen, Neubauern, Erbpächter, Kötter, Knechte und Mägde, beide noch mit dem alten Namen „Gesinde" benannt, und endlich Handwerker. Die lezteren sind entweder Kötter oder Erbpächter, seltener Neubauern. Aus der Analyse eines Bauernhofs ergeben sich hinsichtlich der Bewohner desselben folgende Elemente: 1) die Besitzer; 2) die Kinder des Hauses, 3) die Leibpächter, falls solche vorhanden; 4) das Gesinde; 5) die Kötter; 6) die Erbpächter, falls solche vorhanden. Die Gebäude des Hofes bestehen aus der Hauptwohnung für den Besitzer und das Gesinde, aus einem, höchstens zwei Häusern für die Leibzüchtner, aus den Scheunen, Speichern, Kotten und Erbpachtswohnungen. — Wir haben die Städte von unserer Betrachtung ausgeschlossen; dasselbe kann in Bezug auf die Kaufleute und den Adel des Kirchspiels geschehen. Eine reichsunmittelbare Ritterschaft, wie sie Schwaben vom Mittelalter bis in die neueren Zeiten hatte, ist ohnehin in Westphalen niemals vorhanden gewesen. Aber selbst der an Zahl und Vermögen geringe Adel hat sich seit der Besitznahme des Landes durch Preußen allmählig dadurch verloren, daß er seine einst verschuldeten Güter verließ, um im Beamtenstand oder im Heer sein Glück zu versuchen.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 102. Sonnabend den 28. April 1849.

— Daß der Teufel dieß gethan,
Fürwahr, man schmeckt es ihm nicht an.

Wieland.

Irische Sagen. *

Der Biersee.

Wenn du auf dem Wege in's Kerry das lange und hohe Gebirg ersteigst, auf dessen Kamm die Grenzscheide zwischen der Grafschaft Cork und dem Kerry läuft, so blitzen dir allenthalben, bald aus dem Thalgrund, bald aus der Krone des eben erklommenen Berges, über dem wieder andere mit ähnlichen Wasserstücken sich erheben, kleine Seen entgegen, die so recht, je nachdem sie im Freien oder in dunkler Umgebung liegen und den heitern Sonnenstrahl oder finsteres Gewölk widerspiegeln, das helle oder das nächtliche, das heitere oder das drohende Auge der Landschaft genannt werden mögen. Endlich erblickst du links von der Straße einen solchen, besonders lieblichen See, den ein jäher Felsenring vollkommen kreisrund umschließt und von dem dir dein Führer ganz treuherzig bemerkt, daß er „einst so voll guten Biers gewesen sey, als je in der Stadt Cork gebraut worden," und das will nicht wenig sagen, denn das Corker Bier ist eine viel und mit Recht berühmte und genossene Labe. Diese Mähre vom Biersee erzählt er dir etwa folgendermaßen:

In der guten alten katholischen Zeit, lange ehe Protestanten — mit Ew. Gnaden Verlaub — zu uns in's Land kamen, lebte Denis O'Donohoe in einem Thale in diesen Bergen, und er war ein großer Freund von den „guten Leuten," und ihr König und ihre Königin kamen häufig, um auf der Wiese, die vor des Denis Haus lag, im Mondschein zu tanzen. Und eines Abends, da der Denis ein Halbdutzend Geißen heimtrieb, die sich über die Berge verlaufen hatten, traf er den König der guten Leute unter einem Erdschwamm sitzend, der groß und rund im Schirm des hohen Felsen wuchs, der auf der Mitternachtseite der Matte steht.

„Denis," sagte das Königlein, „hast du daheim etwas zu trinken für mich? denn ich bin so trocken wie ein Blasbalg nach meinem Reigen auf dem Ring dort drüben." — „Was könnte," sprach der Denis, „ein armer Mann meinesgleichen Ew. Ehren und Herrlichkeit geben, als ein Tröpflein Geißmilch? denn Wasser, denk' ich mir, werdet Ihr schon selber zu kriegen wissen." — „Geh' mir mit deiner Geißmilch!" sagte der Elf; „hast du kein Bier, Denis?" — „Bier! akuschle machrih! (Puls meines Herzens) wo sollt' unsereins Bier herkriegen an solchem Ort? (der Potin* war dazumal noch nicht erfunden, Ew. Ehren). Nein, aber bester Herr König, da ich Euch und Euern guten Leuten allen gefällig seyn sollte und möchte, wenn Ihr eben nur für die Nacht mit einem Schluck Geißmilch Euch behelfen wollt, so will ich morgen in aller Früh geschwind nach Bantry hinüberlaufen und Euch ein Maas Bier vom besten holen, das der Felix O'Sullivan im Keller hat; und wiewohl's sechs gute Stunden hin ist, will ich vor Nacht wieder da seyn."

„Nun ja, Denis," sagte der König, „du bist halt ein herzensguter Kerl, und 's ist jammerschade, daß du und die Deinen nichts Besseres zu trinken haben sollen, als Geißmolken, um damit eure Kartoffeln

---

* Aus dem nächstens erscheinenden zweiten Bande der Irischen Sagen und Mährchen (J. G. Cotta'scher Verlag, 1849). Wir verweisen auf das, was wir den Mittheilungen aus dem ersten Bande (Nr. 233—247. — 1847.) vorangeschickt haben.

* Heimlich destillirter Branntwein.

hinunter zu spülen. Komm' mit mir, Denis, und ich will dir — wohlgemerkt, wenn du mir eidlich versprichst, dem Pfarrer nichts davon zu sagen — Gelegenheit geben, daß du all dein Lebenlang nie was Schlechteres trinken sollst, als das allerbeste Bier, du sammt Kind und Kegel."

Nun trank aber in der ganzen Freiherrschaft Bear kein Mensch starkes Bier so gern, als eben der Denis, und bis Ostern, wo er dem Vater Florenz beichten mußte, war's ja noch lange hin; er bedankte sich also bei dem Elf recht höflich und sagte ihm, er stehe ihm ganz zu Diensten, er solle nur befehlen. Der Kleine hieß ihn also seine Geißen da lassen und mit ihm gehen, worauf sie denn im Mondschein über Fels und Thal fürbaß wanderten, bis sie an eine Halde kamen, wo sehr große Heide wuchs, so groß wie Denis noch keine gesehen. „Nun, Denis," sagte der König, „reiß dir jezt einen rechten Armvoll von den Stengeln da aus; 's ist schon lang und manchen Tag her, seit ein Sterblicher eine Handvoll herausriß; seit den Tagen der Dänen, die so klug als gottlos waren, hat kein Sohn einer Mutter von dem Gewächs Gebrauch gemacht. Komm jezt mit mir und ich will dir zeigen, was die Dänen stämmig und stark machte, da sie der armen Iren Töchter fortschleppten und den jungen Leuten die Nasen abschnitten. *

Sie brachen also auf und kamen an den hübschen See dort. „Nimm jezt, Denis, ein Büschel vom Gewächs, das du in der Hand hast, und fahr' damit gut im Wasser des Sees herum und warte ein bischen, und du wirst schon sehen was geschieht." Der Denis that wie ihm geheißen, und nun hieß ihn der Elf in seiner hohlen Hand einen Schluck von dem Wasser nehmen. Er stieg hinunter, schöpfte so viel in seine hohle Hand ging, hatte es aber kaum an den Mund gebracht, so schrie er: „'S ist, mein' Seel! das beste Bier, was je gebraut ward! 's ist so stark, als Malz es machen kann! Ist's nicht jammerschade, daß ich nicht ein Kännlein habe, um der Judith und den Kindern einen Schluck mitzubringen?" Damit drehte sich der Denis, nachdem er geschlürft hatte, bis er müde und ein bischen benebelt war, nach dem Elf um, der war aber nirgends mehr zu sehen und verschwunden. Und ungesagt kann man sich denken, daß der Denis im Heimgehen sich sorgfältig den Weg zu seinem neuen Bierkeller merkte; und auch das darf man sicher glauben, daß von dem Tag an der Denis und alle seine Angehörigen nicht faul waren, den See zu besuchen, und der Denis war ein viel zu guter Kerl, um's nicht seinen Nachbarn zu sagen. Warum sollt' er auch nicht? Alle Mannen im ganzen Bear- und Bantrygau konnten den See nicht trocken trinken. Und der Denis und alle seine Freunde wurden stark und dick bei dem Elfenbier, und seines Weibes Judith Gesicht wurde so rund wie ein Backblech. Das Schlimme war nur, daß das Getränk ihnen die Köpfe verdrehte und sie Alle sich den Schlaghändeln ergaben. Es gab keinen Jahrmarkt noch Kirmes im ganzen Weststrich, ja bis Castletown hinunter, wo sie nicht einen Spektakel oder eine Schlägerei anrichteten. Da sah Vater Florenz Barret, der Priester, wohl, daß etwas nicht richtig sey, ließ also, wie die Beichtzeit herankam, den Denis und seine Frau Judith und alle Nachbarn kommen, und Se. Hochwürden war ein viel zu feiner Herr, um nicht von den armen Leuten eine Beichte über Alles herauszudrücken und zu locken. Da aber sprach der gute Vater Florenz: „O Denis, Denis! wie hast du dich doch so mit den Mächten der Finsterniß einlassen mögen? wie hast du dich dazu verstehen können, des Satans Brühe zu trinken? Nimmer, Denis, wirst du Absolution bekommen für deinen Verkehr mit Teufeln oder Elfen, die bei mir all eins sind, bis du mitkommst und mir zeigst, wo du dieses widerchristliche Getränke kriegst."

So mußte denn der Denis, sehr gegen seinen Willen, den hochwürdigen Herrn zu seinem geliebten See führen; und — 's ist fast unglaublich! — so groß war die Tugend dieses Gottesmannes, so groß seine Enthaltsamkeit von allem Fleischlichen, daß er, obgleich er so gern was Gutes trank wie irgend Einer, und sein Glas froh leerte, wenn's mit Anstand geschehen konnte, sich nicht einen Tropfen von dem verherten Stoff — so hieß er's — über die Lippen kommen ließ. Nein, sondern ein Evangelium * schleuderte er in den See, sagte das rechte lateinische Gebet her, schlug ein Kreuz an der Morgen- und Abend-, an der Mitternacht- und Mittagseite des Sees, und wie man die Hand umkehrt, war das Naß kein Malz mehr und wieder so klares, kaltes, natürliches Wasser wie je.

* Die Dänen legten nach ihrer Eroberung Irlands den Iren eine schwere Schatzung auf; jeder Familienvater mußte jährlich eine Unze Geldes entrichten, und vermochte er wegen Mißgeschick oder Armuth seine Steuer nicht abzuliefern, so wurde er mit dem Verlust seiner Nase gebüßt. Diese Schatzung ward deßhalb der Nasenzins genannt. Im Scherz ließe sich fragen, ob nicht daher die Kurznasigkeit der milesisch-irischen Race rühre? Beim ächten Volksschlag sieht man selten eine Adler- oder lange Nase.

* Ein „Evangelium" heißt bei dem gemeinen Mann in Irland ein auf einen Streifen Papier geschriebener Vers aus dem Evangelium Johannis; es wird als ein Amulet wider Hexerei, Krankheit und Unglück getragen und den Kindern um den Hals gehängt.

Erinnerungen aus der wendischen Lausitz.

(Fortsetzung.)

Auch in der Tracht weichen die Wenden der Niederlausitz ab von ihren Stammesbrüdern in der Oberlausitz. So fällt z. B. bei der Braut die Borta ganz weg. Statt derselben umwindet man das Haar derselben mit Bändern, wie in der Gegend von Muskau, nur bedient man sich dazu verschiedenfarbiger Bänder. Ueber der Stirn umsäumt das Haar ein schmaler Streif weißseidenen Bandes, dann folgt grünes, weiß gewürfeltes und endlich ganz schwarzes Band. Den Scheitel ziert ein kleiner Kranz seidener Schleifen von gelber und blauer Farbe. Daran wird noch besonders der Rautenkranz befestigt. Der ganze Kopfputz heißt „Hupatz.“ In einigen Orten nimmt man zum Kranze statt der Raute ausnahmsweise Myrthe, noch öfter aber Eppichblätter, und wo dieß üblich ist, legt man der Braut auch Eppichblätter in die Schuhe. Gewöhnlich trägt die Braut an solchen Orten den sogenannten Slabnik, einen Reif von Gold, auf dem der Kranz ruht. Bräute mit diesem Goldreif gehen dann zur Trauung mit lang wallendem Haar, um das vier lange grüne Bänder flattern. Die Brautführer (Towariski), unverheirathete junge Leute, haben für das Brautpaar einen Thronhimmel von gestickten weißen Tüchern zu erbauen über den Sitzen, welche die Neuvermählten bei Tafel einnehmen; auch müssen sie jedem geladenen Gaste ein roth- und blaues Band überreichen, das mit Goldflittern eingefaßt ist und um den Hut geschlungen wird — die Landesfarben der Lausitz.

Bei Tafel gelten im Allgemeinen dieselben Gebräuche, wie bei den Wenden der Oberlausitz, deßgleichen hinsichtlich der Ceremonie des Schenkens. Abschied und Abreise der Braut aus dem väterlichen Hause erfolgen ebenfalls unter Musik und Gesang der Gäste. Man weiß es immer so einzurichten, daß beim Einzuge der jungen Frau in das Haus ihres Mannes noch Dunkelheit herrscht. Ehe die Braut den Hof betritt, läßt sie eine mitgebrachte Henne voraus laufen. Bleibt diese ruhig im Hofe, so bedeutet dieß ein glückliches, zufriedenes Leben der jungen Eheleute, flattert sie aber unruhig umher oder sucht gar das Weite, so wird die Ehe nicht ohne Stürme bleiben. Vor dem Eintritt in das Haus wird ein Topf gegen die Thür geworfen, daß er zerbricht; hierauf ergreift der junge Mann die Hand seiner Frau und geleitet sie über eine an der Schwelle liegende Axt in's Zimmer, wo die größte Dunkelheit herrscht, denn das Herdfeuer ist vorher sorgfältig verdeckt worden. Bald darauf aber erhellt man das Zimmer und begrüßt die neue Gebieterin. Diese hat nun allen Anwesenden ein Stück frisch gebackenen Brodes zu überreichen, auch gleiche Stücke an alle Haushaltungen des Dorfes zu übersenden. Als eine Eigenthümlichkeit ist noch zu erwähnen, daß die Wenden sich nie Donnerstags trauen lassen. Dieser Tag wird, wie bei den Deutschen der Lausitz Mittwoch, für einen unglücklichen Tag gehalten. Auch hat der junge Mann wohl darauf zu achten, daß er einen andern Weg zur Trauung, und einen andern bei der Rückkehr aus der Kirche mit seiner Braut einschlägt. — Wer einen und denselben Weg wandeln wollte, würde nach dem Volksglauben nur Unglück in seinen Hausstand mitbringen.

2. Bei Tod und Begräbniß.

Die Wenden sind ein frommes, in religiösen und kirchlichen Angelegenheiten orthodoxes Völkchen. Wie sie unverbrüchlich festhalten an den Ueberlieferungen ihrer Urväter und mitten im Wandel der Zeit, in politischen und socialen Revolutionen treu bleiben ihren alten, zum Theil noch aus heidnischer Vorzeit stammenden Sitten und Gebräuchen, eben so beharrlich zeigen sie sich auch als Mitglieder christlicher Gemeinschaften. Der katholische Wende ist mit ganzer Seele Katholik, wovon er erst vor wenigen Jahren den schlagendsten Beweis gegeben hat. Nirgends fand der neuaufkommende Deutschkatholicismus unfruchtbarern Boden, größere Abneigung, entschiedenere Gegner, als unter den katholischen Wenden der Lausitz. Ich glaube nicht, daß zwanzig Personen dem alten Glauben entsagt haben. Der Protestant dagegen ist eben so eifriger Bekenner seiner Lehre, und lebt und stirbt für sie.

Fühlt der Wende sein herannahendes Ende, so bereitet ihm seine Familie das Sterbelager. Man trägt nämlich frisches Stroh in's Zimmer, breitet ein weißes Tuch darüber und legt auf dieses mehr als einfache Lager den Kranken. Während des Sterberöchelns öffnen die Umstehenden einen Fensterflügel oder die Thür, um die Seele des Scheidenden bei ihrem Fluge zum Himmel nicht aufzuhalten.

Alle Wenden behandeln und pflegen ihr Vieh mit großer Vorliebe und zählen es gleichsam mit zur Familie. Ganz besondere Aufmerksamkeit aber schenken sie der Bienenzucht, die, namentlich in den Heidestrichen, einen wichtigen Erwerbszweig bildet. Was daher immer im Hause geschieht, die Pferde und das Rindvieh werden davon in Kenntniß gesezt, den fleißigen Bienen wird davon Nachricht gegeben. Stirbt der Besitzer eines Hofes, der viele Bienen hielt und deßhalb den Namen „Bienenvater“ führte, so geht der

Sohn oder doch ein Verwandter des Verewigten in's Bienenhaus, klopft mit leisem Finger an jeden Stock und verkündet den Bienen den Tod ihres Pflegers mit den solennen Worten: „Bienchen, steht auf, euer Wirth ist gestorben." Dem Last- und Nutzvieh aber sagen Knecht oder Magd am Tage des Begräbnisses im Augenblick, wo die Träger den Sarg heben, daß ihr Herr beerdigt werde, wobei das Vieh aufgejagt und ihm etwas Futter vorgelegt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Westphalen, April.

(Fortsetzung.)

Das sociale Leben.

Nur im Münsterschen hat mit dem Domkapitel ein mächtiger Adel allen Stürmen der neuern Zeit Trotz geboten. Aber auch dieser geht dem Untergang entgegen, da weder Zehnten noch sonstige Gefälle die übrigen Einwohner an das Rittergut fetten. Bemerkenswerth ist jedoch, daß die Heuerlinge der adeligen Besitzungen nicht Rang und Namen mit den Heuerlingen der Bauern theilen, sondern „Arröiter" heißen, und als solche den Köttern voranstehen. Demgemäß arbeiten zwar in der Erntezeit die Kötter häufig auf dem adeligen Gute, niemals aber die „Arröiter" auf den Gehöften der Bauern. Auch Handwerker sind mir unter den Arröidern noch niemals vorgekommen. Die Erbpächter haben einen Theil Landes vom Gehöfte in Pacht auf ewige Zeiten erhalten und sich auf demselben eine ihnen ausschließlich gehörende Wohnung erbaut. Aus dem Lande zahlen sie einen jährlichen, in der Regel geringen Kanon, und arbeiten auch wohl auf dem Hofe um Tagelohn, wenn die Noth es fordert, und sie nicht als Handwerker dieser Verpflichtung stillschweigend überhoben sind. Die Neubauern sind meist Abkömmlinge der Bauern, nachgeborene Söhne, die bei der Markentheilung oder auch nach derselben ein Markengrundstück durch Kauf erstanden und eine Wohnung auf demselben errichtet haben. Oft weist aber auch die Entstehung einer Neubauerei auf frühere Zeiten hin. Mir sind in dieser Hinsicht zwei merkwürdige Beispiele bekannt geworden: die Bauerschaft will einen Boten des Vorstehers oder Schulzen für seine Verdienste um das Dorf belohnen, und weist ihn in die Mark ein; ein anderer landloser Mann „traktirt" bei einer Versammlung (im vorigen Jahrhundert) die Bauern dermaßen mit Branntwein, daß auch er in die Mark eingewiesen wird. Neubauer und Erbpächter sind unabhängiger von den Bauern geworden, seit sie die Kühe zum Ziehen benutzen, und auf diese Weise ihr Land selbst bearbeiten und die nöthigen Fuhren besorgen können. Gesinde hat in der Regel weder der Erbpächter noch der Neubauer, aber nicht ganz selten ist es, daß der leztere einen Heuerling zur Miethe hat, natürlich nicht unter dem Namen Kötter.

Die organische Gliederung der Dorfbewohner ergibt sich im Allgemeinen schon aus dem Gesagten. Voran stehen die Bauern, deren Höfe eine Nummer führen, so daß aus dieser Nummer mit ziemlicher Sicherheit auf die Größe des Hofes geschlossen werden kann. Die erste Nummer führt also der Hof, der das größte Areal besitzt, mithin die meisten Pferde halten kann und über die meisten Kötter gebietet. Ihm folgt der schon kleinere Hof mit der zweiten Nummer, dann der dritte u. s. f. Sammeln der Geistliche, der Küster oder Kantor des Kirchdorfes, der Schullehrer und Feldhüter („Feldschütter") des Dorfes im Frühling oder zur Erntezeit den zum Theil schuldigen, zum Theil freiwilligen Beitrag an Eiern und Korn, so richtet sich die Größe der Gabe nach der Hofnummer, eine Norm, die offenbar nur auf Grund der Unveränderlichkeit des Hofes möglich ist. Hie und da kommt allerdings der Fall vor, daß von einem Hofe in Folge schlechter Bewirthschaftung und der daraus entstandenen Schuldenlast einzelne Grundstücke verkauft worden sind, aber ein solcher Verkauf gilt als eine Schande, die das Dorf nicht leicht vergißt. Ist ein Hof vollständig parcellirt worden und auf diese Weise aus der Reihe der Lebenden gestrichen, so werden die von andern Bauern angekauften Ländereien gleichwohl noch sorgfältig von den geerbten Grundstücken unterschieden. Ich erwähne dieß, weil es jeder tüchtige Bauer für seine erste Pflicht hält, den Hof wenigstens in keinem schlechteren Zustande seinen Nachkommen zu übergeben, als er ihn selbst von seinen Vätern überkommen hat. Daher in Westphalen der Widerwille gegen die Eisenbahnen, daher die Heiligkeit der „Schnat" (Grenze), daher die furchtbaren Strafen, die den falschen Landmesser oder den nach dem Tode treffen, der im Leben den Schnatstein verrückt hat. Wie wir für den Staat leben und sterben, wie wir in ihm die Unvergänglichkeit unseres Thuns anschauen sollen, so steht und fällt ein wahrhaft westphälischer Bauer mit seinem Hofe. Er ist das Unvergängliche in den Wogen der Zeit; er war schon vorhanden zu Tacitus Zeiten, als der Besitzer das Priesteramt ausübte und zu Gericht ging; Urgroßväter, Großväter und Väter haben, wie es der Vater dem Sohne erzählt, diese und jene Verbesserungen getroffen; wie dürfte da der Sohn, alle fromme Scheu bei Seite setzend, zerstören, wo jene gebaut? Würden da nicht Kinder und Kindeskinder dem fluchen im Grabe, der so freventlich das Erbe der Väter geschmälert?

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 103. Montag den 30. April 1849.

Humani generis mores tibi nosse volenti
Sufficit una domus.
Juvenal:

Nach Genua.

(s. Nr. 29—31.)

II.

Die Galerien oder Balkone, welche die innern Höfe der italienischen Gasthäuser umgeben, bieten oft mehr Unterhaltung dar, als die Logen ihrer Theater. In den Höfen steigen die Reisenden aus und ein, mustern ihr Gepäck, verhandeln mit dem Oberkellner, wenn sie sich dem Vetturin nicht ganz anheim gegeben haben, wegen des Preises der Zimmer und Mahlzeiten und werfen, wenn sie Eßlust mitbringen, sehnsüchtige Blicke in die mächtig große Küche, in welcher der Duft von Zwiebeln und Knoblauch vorherrscht. Der Vetturin, der vielleicht noch einen achten oder neunten Platz in seinem viersitzigen Wagen frei hat, flüstert mit seinem Vertrauten, dem Oberkellner, während einige Schmiedegesellen ein lahmgewordenes Rad zu kuriren bemüht sind, andere sich an dem wunden Hufe eines widerspenstigen Maulthiers abarbeiten. Alle Arme und Zungen sind in Thätigkeit; man ruft, man schreit, aber man zankt sehr selten und flucht noch seltener, und dann nur bei heidnischen Gottheiten, was einem guten Christen kaum als Sünde angerechnet werden kann.

Auch der Hof der alten Post zu Novi bot ein sehr belebtes Gemälde dar, das durch den grellen Lichtschein aus der Küche und eine schwermüthig über dem Stallthor brennende Laterne noch anziehender wurde. Ein halbes Dutzend Reisewagen, an deren Form man den Fortschritt der Zeit studiren konnte, wurden ihres sehr mannigfaltigen Inhalts hier schweigend und eilig, dort unter vielem Lärm und geringem Fortgang entleert. Die englischen Wagen wurden in die Remise gebracht, die italienischen sind daran gewöhnt, die Nächte unter freiem Himmel hinzubringen. An der Hausthüre „dahlten" und schäckerten zwei junge sardinische Offiziere, die sich zu ihrer großen Freude von der einsamen Veste Bard, welche Napoleon im Jahre 1800 so geschickt und kühn umging, nach dem heitern, wonnigen Genua versezt sahen, mit einer jungen Dirne in schillerndem Putze und, wie es schien, von schillerndem Charakter, obgleich ich ihr so wie den beiden Offizieren vielleicht Unrecht that; denn ich sah am nächsten Tage die Schöne zwischen den jungen Herrn in einer eleganten Postchaise auf der genuesischen Straße an uns vorbeirollen. Selbst die sardinische Armee beugte sich damals vor dem allgewaltigen Einflusse der Geistlichkeit, und Offiziere, die ihre Zukunft im Auge hatten, vermieden es sorgsam, öffentlich Anstoß zu geben.

Vielleicht hätten wir noch manches Interessante in dem weiten Hofe erspäht, wäre der Oberkellner nicht mit seiner Einladung zum Essen gekommen, das durchaus nichts Interessantes darbot, man müßte denn die ächt italienische „Zuppa" dahin rechnen, welche in einer riesenhaften Terrine auf dem Tisch qualmte und von dem Kellner auf Befragen als „una zuppa francese, mesculanza di più cose bezeichnet wurde. Bei näherer Untersuchung dieser Mesculanza ergab sich, daß sie nicht nur aus Maiskölbchen, Gurken- und Kartoffelschnitten, Blumenkohl und scharfen Zwiebeln bestand, sondern daß sich auch die Schnäbel und Klauen zweier Hühnchen, die wir bald ohne diese

ihre Gliedmaßen in Reis auftischen sahen, hinein verloren hatten.

Nachdem mein Gefährte sich an den frischen Oliven, die das Dessert beschlossen, gelabt hatte, behauptete er, diese Oelfrucht müsse ein vorzügliches Mittel gegen Schlaflosigkeit abgeben; ich überließ es ihm, einen deßfallsigen Versuch zu machen, und beschloß, mir Novi ein wenig in dem vom Nebel halb verschleierten Mondlichte zu beschauen und dann in einem Kaffeehause bei einer Tasse Kaffee zu hören und zu lesen, was es in der Welt Neues gebe, oder, was auf dasselbe herauskommt, wie Große und Kleine, Reiche und Arme einander neckten, anfeindeten, verleumdeten, betrögen und quälten.

Der Himmel war, wie gesagt, von einem leichten Nebel umflort, in dessen Dämmerhülle der Mond träumerisch dahinzog und ein gleichmäßiges, aber auch unsicheres Licht, ohne grellen Glanz, aber auch ohne starke Schatten, über die Stadt ergoß. Die nach Genua führende Straße ist die belebteste und schönste; sie theilt Novi fast in zwei gleiche Hälften, und damit jede dieser Hälften sich eines eigenthümlichen Vorzugs rühmen könne, hat der südliche Theil den Marktplatz, der nördliche das sogenannte Schloß und die schönste Kirche erloost.

Es galt, ein Kaffeehaus ausfindig zu machen. Man braucht deßhalb in Italien nicht besorgt zu seyn, denn in dem elendesten Dorfe ist ein Kaffeehaus. Auf einem Ausflug von Genua nach Vignano kam ich durch einen Weiler, aus zwölf bis fünfzehn armseligen Hütten bestehend. Die Hitze war niederdrückend, das enge Gebirgsthal schien in einen Ofen verwandelt. „Zwei Lire für eine Tasse Kaffee!" sagte mein erschöpfter Freund. — „Dieser Weiler hat schwerlich einen Luxusartikel, wie ein Kaffeehaus, aufzuweisen." Aber das dritte Haus war ein Kaffeehaus. Da stand es mit Kohle auf einem ehedem weißen Brette über einer ehedem halb und jezt ganz lahmen Thüre geschrieben. Dreißig Schritte weiter, auf der andern Seite der in dieser Jahreszeit ganz gangbaren Straße war ein Kaufladen. Während ich meinen Freund bat, uns Kaffee zu bestellen, ging ich in den Kaufladen, um nach Cigarren zu fragen. Ich fand die einzige im Piemontesischen öffentlich käufliche Sorte, die lediglich darauf berechnet scheint, die schlechte Sitte des Rauchens rasch zu beseitigen, und während ich bezahlte, holte sich ein kleines, bewegliches Männchen zwei Grani Kaffee, die er »subito« zu bezahlen versprach und davon lief. Als ich in das Kaffeehaus kam, sah ich dasselbe Männchen an einem flackernden Feuer beschäftigt; bald stand in nicht zierlichen, aber reinlichen Tassen ein duftender Kaffee auf dem steinernen Tische des Hintergärtchens, das im Schutze ehemaliger Kastanienbäume lag. Dem Kaffee folgten Oliven, Feigen, Trauben und Maulbeeren, und als wir nach der Rechnung fragten, sagte das Männchen freundlich: „Gebt was Ihr wollt; für den Kaffee bin ich zwanzig Picailloni * im Laden drüben schuldig." Wir gaben vier Lire, und der Kleine war nahe daran, uns die Hände zu küssen, indem er uns mit freudestrahlendem Gesicht versicherte, er habe seit Ostern keine vier Lire in seinem Hause gehabt. — Kehren wir nach Novi zurück.

(Fortsetzung folgt.)

* Hundert Picailloni sind ein Lira.

Erinnerungen aus der wendischen Lausitz.

(Fortsetzung.)

Bei den Deutschen ist, wie früher gemeldet worden, der Todtengräber auch zugleich der Grabebitter. Die Wenden kennen beide Persönlichkeiten nicht. Das Grabmachen geht in der ganzen Gemeinde der Reihe nach herum, und zwar so, daß beim Ableben eines Erwachsenen zwei Männer, beim Tode eines Kindes bloß Einer zum Aufwerfen des Grabes beordert werden. Die Einladung zur Leichenbegleitung besorgt man durch das bei allen Gemeindeangelegenheiten übliche Herumschicken der Gemeindekeule. Diese trägt der Nachbar dem Nachbar zu, bei der Abgabe den Gegenstand nennend, weßhalb sie herumgeht. An manchen Orten bedient man sich auch zur Anmeldung von Todesfällen eines schwarzen Stockes, der gewöhnlich in den Hof geworfen und dabei der Name des Verstorbenen laut genannt wird.

In einem wendischen Trauerhause herrscht bis zum Begräbnißtage des Verstorbenen die tiefste Ruhe. Alle Arbeit, selbst die nöthigste, wird eingestellt. Man rührt keinen Dreschflegel, schwingt kein Beil, läßt Feld und Wiese unbestellt. Nur Abends beim weithin leuchtenden Kaminfeuer kommt die Familie zusammen, um Sterbe- und Trostlieder zu singen, woran bisweilen auch die nächsten Nachbarn Theil nehmen, die sich ebenfalls in Haus und Hof größter Ruhe möglichst befleißigen. Größer wird der Zufluß von Menschen im Trauerhause am Abend vor dem Begräbniß; denn jezt finden sich nicht bloß die Leidtragenden und Nachbarn ein, sondern jede Haushaltung im Orte schickt einen Vertreter in's Trauerhaus. Diese oft sehr zahlreiche Gesellschaft umgibt den bereits aufgestellten Sarg, auf dessen Deckel gewöhnlich eine blanke Art gelegt wird, und unterhält sich monoton genug bis tief in die Nacht hinein mit Absingen von

Trost- und Sterbeliedern. Sehr bezeichnend nennt man diese wendische Todtenwache „den wüsten Abend" (pusty wecor).

In Gemeinden, die ihre eigene Kirche haben, wird der Verstorbene zu Grabe getragen, bei in benachbarte Dörfer eingepfarrten Orten aber führt man den Sarg auf einem Leiterwagen bis in die Nähe der Kirche, wo er erst auf die bereit stehende Bahre gesezt und auf den Kirchhof getragen wird. Die Leiter, worauf der Sarg stand, wirft der Fuhrmann vor dem Dorfe ab, und hier bleibt sie unangetastet liegen, bis Wind und Wetter sie zerstören. Bei der Rückkehr aus der Kirche werden fast überall Schemel oder Bänke, auf denen der Sarg im Trauerhause stand, während der Dauer des Begräbnißtages umgekehrt. Dasselbe geschieht hin und wieder auch mit dem Wagen, der die Leiche zur Kirche geführt. Von kirchlichen Ceremonien ist als den Wenden eigenthümlich nur „das Lebewohl" oder „gute Nacht" (dobra nóc) zu nennen, das der Geistliche nach gehaltener Predigt im Namen des Verstorbenen jedem seiner Verwandten, allen Freunden, Pathen ꝛc. einzeln zuruft. Es enthält dasselbe einen Dank für alles im Leben ihm erwiesene Gute.

Die Trauerzeit hält der Wende sehr gewissenhaft ein, vor Allem die tiefe Trauer, welche vier Wochen dauert. In dieser Zeit dürfen gewisse häusliche Verrichtungen nicht vorgenommen werden. Streng verpönt z. B. ist es, Lauge zu bereiten oder Wäsche in Lauge aufzubrühen. — Höchst eigenthümlich und meines Wissens nur bei den Wenden üblich ist die Trauerkleidung der Frauen. Deutsche und andere Nationen kleiden sich bekanntlich zum Zeichen, daß sie Leid tragen um einen Abgeschiedenen, schwarz oder doch dunkel; die Wenden der Lausitz dagegen hüllen sich in blendend weiße Gewänder. Man nimmt dazu gewöhnlich feines Linnengewebe und hüllt sich darein von Kopf bis zu Fuß, nichts frei lassend als Augen und Hände. Die Oberwendinnen tragen außer diesem Ueberwurf noch ein die ganze Stirn bedeckendes, mindestens drei Zoll breites weißes Linnenband, die Bewohnerinnen der Heide aber ein Mundtuch, ebenfalls von weißer Leinwand. Am beliebtesten ist diese Art der Trauer in dem von zahllosen Flußarmen, Teichen und Sümpfen durchschnittenen Spreewalde. Hier begegnet man häufig ganzen Reihen solcher weiß gekleideter Gestalten, die auf schmalen Steigen, auf hohen Dammwegen im Düster des Waldes schweigend wie Geister vorüberwandeln, oder in dunkeln Kähnen über den zitternden Wasserspiegel gleiten. — Die Männer behalten auch für die Zeit der Trauer ihre gewöhnliche Sonntagstracht bei, ohne besondere Auszeichnung. Nur in einzelnen Orten ist es Brauch, daß während der tiefen Trauer die nächsten männlichen Anverwandten eines Verstorbenen beim Kirchenbesuch einen sehr breitkrempigen Hut tragen, der zum größten Theil das Gesicht verdeckt. Wo dieser Hut getragen wird, bleibt der Trauernde während des Gottesdienstes mit bedecktem Haupte sitzen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., April.

Die deutsche Nationalität.

Vom ersten Anfang an zweifelte ich am Gelingen des Plans, die deutsche Nationalität, die in der Idee der Gebildeten lebt, auf dem bloß parlamentarischen Wege, durch die Erörterung zum praktischen Bewußtseyn und zum Leben der Masse zu erheben. Was in Frankreich seit Ludwig XI., was in England seit den Tudors und Stuarts durch alle Phasen der Gewalt und Revolution zum Bewußtseyn des Volks gekommen ist, das soll in Deutschland durch die Mittel der Doktrin und der Verständigung erreicht werden. Unmöglich! Die Frankfurter Nationalversammlung mit ihrer rein moralischen Geltung wird nie und nimmer die Intriguen und die Leidenschaften einer Revolution, der sie selbst angehört, in so sitgreicher Weise überwinden können, daß sie sagen könnte: la nationalité c'est moi. — Freilich sagt sie es, aber sie wird es zu beweisen haben. Und möchte man nicht gerade in ihrem jetzigen Verfahren und in der Grimasse des Convents, die sie schneidet, ohne auch nur eine Spur von der Leidenschaft des leztern zu besitzen, ein untrügliches Anzeichen finden, daß sie es nicht beweisen kann? — Unsere Schulweisheit geht von der Prämisse aus, daß die Nationalität lediglich auf dem gemeinsamen Stamm und der gemeinsamen Sprache beruhe. Könnte man dagegen nicht an den Schweizern beweisen, daß die Geschichte eine weit compactere Nationalität herbeiführen kann, als Stamm und Sprache? Würden die Elsäßer sich heute wieder der deutschen Nationalität anschließen wollen? Würden die Dänen, die Holländer, die Flamänder im Sinne unserer Doktrin sich aussprechen wollen, weil

sie in den nächsten Beziehungen zu uns durch Abstammung und ihre Mundarten stehen, die am Ende nur Abarten der deutschen Sprache sind? Die Geschichte hat sie von uns geschieden, sie hat die Elsäßer und Lothringer auf eine fremde Nationalität angewiesen, sie hat die Dänen, die Holländer, die Flamänder auf sich selbst zurückgeführt. Und nun gar unser Partikularismus! Seyen wir aufrichtig und gestehen wir ein, daß wir nicht nur Schwaben, Sachsen, Pommern, Thüringer u. s. w. sind, sondern selbst Frankfurter, Hamburger, Bremer u. s. w. Gestehen wir ein, daß die erhabensten Ueberlieferungen unserer Geschichte zum großen Theil an der Territorialgeschichte kleben, daß selbst die siegreichsten Momente deutscher Heere sich in den Partikularismus verlieren; gestehen wir endlich ein, daß die Idee des deutschen Reichs, die unsere Vorfahren begeistern konnte, durch die vielen Erniedrigungen, die sich dasselbe gefallen lassen mußte, gewissermaßen getödtet worden ist. Daß eine Wiedergeburt dieses Reichs unmöglich sey, wer mag dieß behaupten? Aber wir zweifeln, daß sie durch eine Gegenwart bewirkt werden kann, die zum größern Theil ohne politische Durchbildung ist und hinter der Maske des Patriotismus und der Aufopferung kleinen Ehrgeiz und niedere Leidenschaft birgt, und die an theatralischer Schaustellung ihr unbekannter Gefühle mindestens eben so reich ist, als an Gesinnung, Ernst und Tiefe der Ueberzeugung. Dazu rechne man den wirren Andrang socialer und kosmopolitischer, noch dazu unverdauter Ideen, und man wird fragen müssen, wo die Nationalität ihre feste Grundlage, ihre Lebenskraft finden soll? Der bloße gute Wille unserer Gebildeten wird dazu nimmermehr genügen. — Und diese Gebildeten, sind sie so tapfer wie gelehrt? werden sie von der Begeisterung getragen, die allein Thaten erzeugt? Man lese nur dieses hohle Gewäsch und diese nüchterne, obschon fanatische Polemik unserer Parteiblätter, um zu erkennen, daß wir es hier nicht mit dem aus dem innersten Leben kommenden Gedanken zu thun haben, sondern mit eben so viel gelehrtem Vorurtheil wie Ueberzeugung. Dazu kommt der durch einen dreißigjährigen und längeren Frieden erzeugte Indifferentismus derjenigen, die ihr Auskommen haben, und die sich nicht nur für die Nationalität interessiren werden, sondern für Alles, was ihnen Ruhe bringt. Sie werden deutsch, preußisch, ja selbst bückeburgisch werden, wenn es seyn muß für den Frieden. Kommt der Friede nicht mit der Nationalität, so wird man bald sehen, wie sie den behandeln, der ihnen die Nationalität um den Preis des Krieges brachte.

(Schluß folgt.)

Aus Westphalen, April.

(Fortsetzung.)

Das sociale Leben.

Der westphälische Bauernhof hat also eine sittliche Bedeutung, ist ein Ganzes nicht nur in seinen äußern Verhältnissen, sondern auch in geistiger Beziehung, in der Denk- und Anschauungsweise der Besitzer. Bevor wir auf die sich hieraus für das Verhältniß der Dorfbewohner unter einander ergebenden Folgerungen näher eingehen, noch einige Worte über die äußere Form des Hofes. Die Lage des Haupthauses ist verschieden, wie das schon Tacitus berichtet: hier liegt es auf einer Anhöhe, dort in der Ebene, im Grunde, an der Heerstraße, am Waldessaume u. s. f. Allgemein ist jedoch, daß dasselbe von Obstbäumen, Linden, Eichen oder Buchen umgeben ist. An das Haus schließt sich außer dem Garten der durch einen Zaun oder auch wohl durch eine Mauer eingefriedigte Hofraum, auf dem sich die Scheune, der Kornspeicher und der eine oder andere Kotten (Kette, Schnitt, un coupon, cut, cutter, ein segmen, das zu einem tegmen benuzt ist) befinden. Ein Fischteich ist wenigstens nicht selten. Die einfriedigende Mauer ist ein Produkt neuerer Zeit; ebenso ist die Sitte neu, die Kotten in einer Linie neben einander auf den Hofraum zu bauen. Der Raum des Hofes, den Gebäude und Fischteich übrig lassen, dient zur Weide für das Vieh. Das Haupthaus selbst trägt in seiner Bauart noch manche Züge, die uns an die ältesten Wohnungen der Deutschen erinnern. Zur Vergegenwärtigung des äußern Umrisses denke man sich ein Oblongum von sechzig bis einhundert-und-zwanzig Fuß Länge, so daß die eine schmale Seite nach Süden, die andere nach Norden gewendet ist. Von dem südlichen Theile des Oblongum ist ein Theil (dreißig bis fünf-und-dreißig Fuß) abgeschnitten, Kammerfach genannt, in welchem sich befinden: die Wohnstube mit Fenstern nach Osten, Süden und der Hausflur; die Kammer des Besitzers mit Fenstern nach Süden und mit einem Laden nach der Hausflur, das leztere, damit der Besitzer von seinem Bette aus, wenn er will, Nachts die Hausflur übersehen kann; endlich die bei festlichen Gelegenheiten, bei Verwandtenbesuch u. s. f. benuzte „kleine Stube“ mit Fenstern nach Süden und Westen. Ueber diesen drei Zimmern befinden sich die geräumigen Kornkammern, so daß das Kammerfach zwei Stockwerke hat, während der übrige Theil des Hauses mit seinem schon zehn bis zwölf Fuß von der Erde beginnenden Dache nur einstockig ist. Da wo der Einschnitt des Kammerfaches beginnt, führt sowohl an der Ost- wie an der Westseite eine Thür in das Haus, „die Suidduirs“ (Seitenthüren), neben welchen sich ein hohes und breites Gefach Fenster, „Jutluchte,“ befindet. Auf der Grenze zwischen Hausflur und Kammerfach, das bei älteren Häusern etwas schmaler — so daß das ganze Haus die Gestalt der alten Kirchenbasilika hat, und der Chorraum hier durch das Kammerfach vertreten wird — bei neuern etwas breiter gebaut ist als der übrige Theil des Hauses, damit das Wohnzimmer noch ein Fenster zur Ueberwachung des Hofraums erhalten kann — auf der Scheide also zwischen Hausflur und Kammerfach treffen wir auf den Herd, von welchem aus die Hausfrau das Haus übersieht und auf eine äußerst bequeme Weise, wie schon Justus Möser bemerkt, das ganze Ministerium des Innern verwalten kann. Auf die breite Hausflur — zwei Wagen müssen auf derselben bequem nebeneinander stehen können — führt das große nördliche Thor, „Muienduier“ (die niedere Thüre), zum Einfahren der Früchte. Längs der Hausflur finden sich etwa folgende Räume, wenn wir mit dem Südende beginnen: an der einen Seite eine Polterkammer, eine Kammer für die Knechte, eine Schneidekammer (zum Schneiden des Häckerlings), und endlich die Pferdeställe; an der andern Seite Schlafzimmer für die Mägde und sodann die zahlreichen Kuhställe. Ueber den Kuh- und Pferdeställen erheben sich bis zum Kornboden die „Huilen,“ zur bequemen Aufbewahrung des nöthigen Bedarfs an Futter, daher sie auch nach der Hausflur hin ganz offen sind. Der Keller ist unter dem Kammerfache. In der Mitte der Hausflur hat der „Balken“ eine Oeffnung, „Linke,“ die aber nicht mehr, wie in alten Zeiten, durch das Dach hindurch geht, da ja der Hausherr nicht mehr das Priesteramt ausübt, also auch nicht von seinem Sitze aus den freien Himmel zu sehen braucht. Gänse, Schweine u. s. w. besitzen ihre Gemächer in Nebengebäuden. Die Kotten haben niemals ein Kammerfach, ebenso nicht die älteren Wohnungen der Erbpächter und Neubauer.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Monatsregister April.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Das Kunstblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des **Kunstblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jetzt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das **Kunstblatt** bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend und beurtheilend seyn; in denen lezterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesezt, durch welche Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannigfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erscheinende Bücher und Kunstwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneter Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem **Kunstblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „**Morgenblatts**," mit Einschluß des „**Literaturblatts**" und „**Kunstblatts**," kostet . . . . fl. 20. oder Rthlr. 11. 10 Ngr.

Der Jahrgang des „**Morgenblatts**" ohne „**Literaturblatt**" und „**Kunstblatt**" fl. 14. oder Rthlr. 8.

Der Jahrgang des „Morgenblatts" ohne Literaturblatt oder Kunstblatt fl. 16. oder Rthlr. 9. 10 Ngr.

Der Jahrgang von jedem dieser Blätter, einzeln, nämlich das „**Literaturblatt**" fl. 6. oder Rthlr. 3. 10 Ngr.

das „**Kunstblatt**" fl. 6. oder Rthlr. 3. 10 Ngr.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Hauptpostamt in Stuttgart, das „**Morgenblatt**" in Württemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Erzählungen.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Korrespondenz.

Literaturblatt.

Nro. 24.

Nro. 25.

Nro. 26.

Nro. 27.

Nro. 28.

Nro. 29.

Nro. 30.

Kunstblatt.

Nro. 13.

Nro. 14.

Nro. 15.

Nro. 16.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dreiundvierzigster Jahrgang.

1849.

Mai.

Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem Morgenblatt bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das Morgenblatt kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Uebersetzungen oder Bruchstücke mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das Morgenblatt eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn sie dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

stellt sich die Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der sozialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 104. Dienstag den 1. Mai 1849.

In jährlich neuen Schätzen
Zeigt sich des Landmanns Glück,
Und Freiheit und Ergötzen
Erheitern seinen Blick.
Sein muntres Lied ergötzet
Und scheut den Kenner nicht,
Gefälligkeit ersetzet,
Was ihm an Kunst gebricht.

Hagedorn.

Erinnerungen aus der wendischen Lausitz.

(Fortsetzung.)

3. Gesellige Vergnügungen.

Frohsinn und Heiterkeit sind Haupteigenschaften des wendischen Stammes. Selbst in trüben Zeiten verleugnet sie der Wende nie, im Glück beherrschen sie all sein Thun und Treiben. Der Ruhe genießend in seiner umfriedeten Wohnung, wie bei angestrengter Arbeit auf Flur und Feld verkündet er durch Gesang, wie wohl ihm zu Muthe ist, und ist das Tagewerk vollbracht, bannt ihn die rauhe Jahreszeit in's Haus, so vertreibt er sich auch hier die Zeit mit Singen und Jauchzen, mit Spiel und Tanz. Besonders sind es die langen Winterabende, die diesem Hange, das Leben von der heitersten Seite zu nehmen, Vorschub leisten. In keinem deutschen Orte ist das Gesellschaftsleben so ausgebildet wie auf wendischen Dorfschaften. Hier vergeht im Herbst und Winter kein Tag ohne fröhliche Zusammenkünfte der Jugend, und bei diesen Zusammenkünften spielt der Gesang vom Volke gedichteter Lieder, denen poetischer Gehalt nicht abzusprechen ist, eine Hauptrolle. Diese Gesangeslust der Wenden hat dem wendischen Volksliede eine Ausbildung gegeben, die bei dem Mangel einer selbstständigen Literatur überraschen muß. Die Zahl der Volkslieder ist sehr groß und sie sind im Munde jedes Wenden. Der Sohn lernt sie vom Vater, die Schwester vom Bruder, und kaum möchte ein Jahr vergehen, in welchem nicht neue entstehen, ohne daß irgend Jemand die Verfasser anzugeben weiß. Der Eine dichtet in fröhlicher Laune nach bekanntem Rhythmus und ansprechender Melodie einen Vers, der Andere fügt antwortend einen zweiten hinzu. So hat sich ein reicher Liederschatz unter diesem rundum von Deutschen dicht eingeschlossenen kleinen slavischen Volksstamme gebildet, der leider viel zu wenig gekannt ist. Man schätzt im Ganzen die Zahl dieser Lieder auf mehr als 500, die ihrem Inhalte nach in Feldlieder, Tanzlieder, Hochzeitlieder und Bittlieder zerfallen, ohne die sogenannten „Sätzchen“ und „Legenden,“ die ebenfalls im Liedertone gehalten sind. Bei der Arbeit auf dem Felde verkürzt sich der wendische Bauer die Zeit mit Absingen der erstern, bei Tanz, Hochzeiten und Bittgängen, wobei man scherzweise Brod und Bier von einem Hauswirthe erpreßt, werden die übrigen gesungen. Die „Gesetzchen“ stimmt der tanzende Bursche zu Ehren seines Mädchens an, wenn er ihr einen Tanz in der Schenke kauft und damit das Recht des „Vortanzens“ gewinnt. Außerdem kennt der Wende noch „Rundgesänge,“ die in den Gesellschaften von Burschen und Mädchen gemeinschaftlich gesungen werden. *

Das gesellige Zusammenleben der Wenden in der Familie beginnt seit undenklichen Zeiten regelmäßig am Burkhardstage (den 11. Oktober). Dieß ist die Zeit, wo die Spinngesellschaften (psaza) feierlich eröffnet werden und nun ununterbrochen den ganzen Winter hindurch bis zum Aschermittwoch dauern, an welchem Tage sie aufhören. Das Flachsspinnen ist den Wenden eine liebe Beschäftigung, der sich Männer und Frauen, das Alter und die Jugend hingeben. Es

* Eine höchst werthvolle Sammlung wendischer Volkslieder haben Haupt und Smaler herausgegeben, zwei gründliche Kenner wendischer Art und Sitte.

ist wichtig für das Hauswesen, für den Wohlstand der Familie, da in den fruchtbaren Gefilden, die sie bewohnen, der Flachsbau vortrefflich gedeiht und jeder Hauswirth seinen Bedarf an Linnenzeug durch eigenen Fleiß zu beschaffen sucht. Im Sommer können sich nur ältere Leute mit Spinnen beschäftigen, im Winter aber, wo die Feldarbeit ruht, spinnt Jedermann, und ein wendisches Dorf schnurrt daher an dunkeln Herbstabenden von schwirrenden Spinnrädern wie eine Spinnfabrik.

Um nun diese Spinnabende so unterhaltend wie möglich zu machen, treten bekannte und verwandte Familien eines und desselben Ortes zusammen und bilden ein Kränzchen. Die Mitglieder desselben versammeln sich um Sonnenuntergang in einem der dazu gehörigen Höfe, der dann für dieses Jahr der Sammelplatz Aller bleibt. In jedem Winter wechselt man, damit die Kosten der Gastfreundschaft auf Alle gleich vertheilt werden. Jede dieser Spinngesellschaften, die selten aus mehr als zehn bis zwölf Familien bestehen, hat zur Leitung des Gesanges ihre Vorsängerin, der es obliegt, die zu singenden Lieder anzufangen und auf Takt und Ordnung zu sehen. Solche Vorsängerinnen sind geachtet und nicht wenig gesucht. Daher kommt es, daß Personen, welche genöthigt sind bei Fremden Dienste zu nehmen, dann am liebsten von den Hofbesitzern genommen werden, wenn sie viele Lieder kennen und eine wohltönende Stimme besitzen. Außer bei Eröffnung der Spinnabende am genannten Tage wird während der Sitzungen sehr frugal gelebt, auch nie in der Arbeit eine Pause gemacht. Nur Sonnabends feiern die fleißigen Hände kurze Zeit zwischen neun und zehn Uhr Abends, und diese kurze Feierzeit heißt „die halbe Spinte" (pól psazy).

(Schluß folgt.)

Nach Genua.

(Fortsetzung.)

Ich ging die Straße hinab. Das Kaffeehaus neben der Post gefiel mir nicht: viele junge Leute, schreiend, lärmend, rollende Billardkugeln, von der Hitze stark angelaufene Fenster; dort rechts durch helle Fenster freundlich strahlendes Licht, zwei Männer über einer Zeitung niedergebeugt — ich trete ein und bestelle mir eine Tasse Kaffee. Der zeitungslesende Knäuel that sich auseinander und ich erkannte in ihnen junge Geistliche aus Genua, mit welchen ich einen Tag auf dem großen St. Bernhard zugebracht und die ich dann zu Chatillon wieder gefunden hatte, von wo sie über den Cervin nach Zermatt hinabsteigen wollten — ein Unternehmen, welches man ihnen als höchst gefährlich darstellte, von dem aber die rüstigen Bergsteiger, vielleicht dieser Einreden wegen, nicht ablassen mochten. Ich war sehr gespannt, ob und wie sie das Abenteuer bestanden, und bat sofort nach dem Willkomm um ausführlichen Bericht.

Der Jüngere begann: „Unser Weg von Chatillon bis Val Tournanche war wundervoll. Wenn wir aus der Kühle der Kastanienwälder traten, nahmen uns die himmelhohen Berge in ihren schattigen Schutz, während die Wasserfälle und Waldbäche zu beiden Seiten ihr Orgelspiel hören ließen. Zu Val Tournanche brachten wir die Nacht hin und der erste Strahl des kommenden Tages sah uns schon in dem Thale des Tournanche, dieses wilden Sohnes des Mont Cervin. Wir hatten zwei Führer, tüchtige Männer, bei uns. Als wir die Höhe von Briel erreichten, wehte uns ein lauer Südwind entgegen, welcher den Führern nicht behagte. Wir verrichteten unser Morgengebet im Kirchlein dieses Weilers und eilten weiter durch eine von Gletschern und schneebedeckten Bergmassen umstarrte Einöde. Der Cervin war fast ganz von Wolken umhüllt, und nur einmal hob er sein eisiges Haupt über die dichten Wolkenschichten, welche sich immer massiger um ihn zu drängen schienen.

„Jezt begann der eigentliche Ansteig. Leichte Schneeflocken umstöberten uns. „Ist nur das Vorspiel," sagte einer der Führer; „wird bald schlimmer kommen." Und nach zehn Minuten brauste ein Schneesturm daher, wie ich ihn nie in den Gebirgen erlebt hatte. Zu unserem Glücke erreichten wir einen Schuppen, welcher, nach der Aussage unserer Führer, bald den Hirten als Zufluchtsstätte, bald den Mauthnern als Lugplatz diente. Nach einer Viertelstunde waren Himmel, Berge und Thäler wieder so klar, wie am ersten Schöpfungstage, und wir wateten durch den frischgefallenen Schnee rüstig fort, bis wir die Eisregion erreichten. Der ältere Führer stieg nun mit seinem langen Stabe voran, um die Sprünge und Klüftungen in dem Eise aufzusuchen, und wir folgten ihm, einer hinter dem andern, der zweite Führer zulezt, Schritt vor Schritt. Troz aller Vorsicht von unserer und der Führer Seite, versank bald mein Freund hier, bald ich bis an den Gürtel in die Schneespalten. Die Richtung des Pfades überhaupt, so wie gefährliche Stellen waren durch in das Eis gerammte Stöcke bezeichnet, und wo zwei solche Stöcke einander gegenüber standen, bezeichnete dieß eine Eisbrücke über eine große Klüftung, die bedenklichsten Stellen unseres mühevollen Weges. Mit jedem Schritte mehrten sich die Schwierigkeiten und der daraus erwachsende Aufenthalt. Bald hatte sich eine Gletscher-

wand quer über den Pfad gelegt und wir mußten sie überklettern oder einen gefährlichen Umweg versuchen; bald brannte die Sonne mit unerbittlicher Glut auf uns nieder, und zu der Ermüdung gesellte sich ein brennender Durst; bald wälzten sich so dichte Wolkenmassen um uns, daß wir die Signalstöcke nicht mehr sahen.

„Wir mochten in dieser Weise drei Stunden hingebracht haben, als uns die Führer in kleiner Ferne einen jäh sich abplattenden Felsklumpen zeigten. „Dort haben wir die Höhe des Passes erreicht," sagten sie, und das Wort war uns wie eine Stimme vom Himmel. Das Wetter wechselt in diesen höhern Regionen jeden Augenblick. Eben noch von schwarzen, im Fluge dahinziehenden Wolken umhüllt, hatten wir die Höhe des Passes kaum erreicht, als wir uns nach allen Seiten von Klarheit umgeben sahen. Welche Aussicht! Dieser Moment belohnte uns für alles, was wir gelitten hatten. In unbeschreiblicher Schönheit und in den schönsten Formen hob sich zu unserer Rechten der Monte Rosa vom blauen Himmel ab; vor uns zogen sich die Walliser Alpen hin, hinter welchen die Riesen des Berner Oberlandes neugierig herausschauten. Die Krone dieses Rundgemäldes aber war der Cervin, eine weiße Marmorpyramide, welche sich fünftausend Fuß hoch in die Luft empor thürmte und an deren Seiten blaue und grüne Gletscherstreifen wie Edelsteine glänzten.

„Nachdem wir uns an dem mitgebrachten Wein und Brod erlabt hatten, ging es rasch nach Wallis hinab, bald rittlings auf unsern Alpstöcken, bald auf noch naturgemäßere Weise, bis wir die Eisregion hinter uns hatten und nun, wenn auch mühsamer, doch gefahrloser, durch tiefe Schluchten, über Felsblöcke und Geröll weg, im Geleite eines wildschäumenden Baches, dem Dörfchen Zermatt entgegeneilten, wo wir mit der einbrechenden Nacht ankamen und beim Pfarrherrn die freundlichste Aufnahme und Pflege fanden. Am nächsten Abend waren wir in Brieg, zogen über den Simplon und betraten bei der St. Markuskapelle die Grenzen unseres Vaterlandes wieder."

Ich war der Erzählung des jungen Mannes mit um so größerer Theilnahme gefolgt, als ich fünf Jahre früher durch anhaltende Stürme abgehalten worden war, das Matterjoch zu überschreiten und dem Matterhorn, das die Sardinier Cervin zu nennen pflegen, manchen sehnsüchtigen Blick zugeworfen hatte, ohne daß es mir vergönnt gewesen wäre, es so nahe zu sehen wie meine zwei genuesischen Bekannten. — Wenn rüstige Bergsteiger zusammenkommen, reißt der Faden der Unterhaltung nicht ab, und Mitternacht war längst vorüber, als wir uns trennten. Die Genuesen hatten sich bereits einen Wagen nach Piacenza gemiethet, von wo sie einen sehr abenteuerlichen Gebirgsweg einzuschlagen und Genua auf Pfaden zu erreichen gedachten, wie nur Hirten und verwegene Schützen sie suchen und kennen.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Westphalen, April.

(Fortsetzung.)

Das sociale Leben.

Es ist bereits gesagt, welche Stellung der jedesmalige Besitzer eines Bauernhofs in der Geschichte desselben einnimmt, daß er sich nämlich als einen nur Gott und seinem Gewissen verantwortlichen Verwalter des väterlichen Erbes ansieht, als ein Glied in der Kette der Hofbesitzer, das nicht befugt ist willkürlich zu handeln. Diese Stellung prägt sich in der ganzen Haltung des Bauern seiner Umgebung gegenüber aus, und erzeugt das Gegentheil von dem, was sie beim ersten Nachdenken erzeugen zu müssen scheint: sie erzeugt nämlich eine feste, sichere Haltung, eine Energie und Beständigkeit des Charakters, und endlich ein Selbstgefühl, das nicht selten in starres und herrisches Wesen ausartet. Im Allgemeinen ist sein Verhältniß zum Gesinde und zu den Köttern ein patriarchalisches. Er wird von den Knechten, Mägden, Kindern und Köttern zwar mit dem Taufnamen genannt, niemals mit dem Familiennamen, aber in der Rede mit „Dui" angeredet, während er sich gegen seine Umgebung des Taufnamens und des „Diu" bedient. Ist eine genauere Bezeichnung als der Taufname erforderlich, so tritt der Familienname als Genitiv vor den Taufnamen. Heißt also der Bauer Gerhard Holtkamp, seine Tochter Marie, sein Knecht Albert, einer seiner Kötter Heinrich Vogelsang, so nennt man diese Personen im Dorfe: „Holtkams Geierd," „H. Marie," „H. Alwert," „H. Hinnack." Ist der Bauer bereits bei Jahren, so wird er von den Kindern der Kötter „Hiusvah" (Hausvater), seine Frau „Hiusmeime" genannt. Die Knaben des Bauern

helfen, sobald das Alter es zuläßt, auf dem Acker oder in der Schrune, die Töchter zu Hause den Mägden. Wo noch alte Sitte herrscht, nehmen diese Kinder, selbst dem Gesinde gegenüber, eine höchst untergeordnete Stellung ein. In die Tisch- und Abendgespräche dürfen sie sich nicht einmischen. Kinder müssen auf das achtzehnte Wort passen, heißt ein altes Sprüchwort. Den Anordnungen des Gesindes haben sie stets Folge zu leisten. Kommen sie dagegen mit Kindern ihres Alters von geringeren Bauern, von Neubauern, Erbpächtern und Köttern in Berührung, so macht sich das Bewußtseyn, daß sie Kinder großer Bauern sind, ebenfalls nicht selten in einer höchst schroffen Weise geltend, so daß die Geistlichen beim Confirmationsunterricht sich oft dieserhalb zu Ermahnungen veranlaßt sehen. Die Verheirathung der Mädchen geschieht in der Regel schon im frühen Alter. Der Wille der Kinder ist dabei unwesentlich. Die Eltern treten mit ihren beiderseitigen Verwandten in Berathung, markten und feilschen oft Tage lang um die Mitgift und theilen nach abgemachter Sache den Beschluß ihren Kindern mit. Gemildert wird die hierin liegende Härte nur einigermaßen dadurch, daß auch die Hausfrau ein gewichtiges Wort zu reden hat, und die Tochter zu ihrem Herzen leichter einen Weg findet, als zu dem des Vaters. Das Hauptstreben geht natürlich dahin, daß die Kinder auf Bauernhöfe ausgebracht werden. Daß der Erbe des Hofs — der jüngste Sohn, oder in Ermanglung von Söhnen die jüngste Tochter, deren Mann dann den Namen des Hofs annehmen muß — nur eine Bauerntochter mit einer genau der Größe des Hofs entsprechenden Mitgift heirathen darf, versteht sich bei dem nüchternen Sinne, mit dem das Heirathen betrieben wird, von selbst. Die Mitgift besteht in baarem Geld und im „Brutwagen." Zu lezterem gehören Pferde, Wagen, Kühe, Vorräthe von Leinenzeug und eine genau bestimmte Summe von Hausgeräthen, während die Vorräthe an Lebensmitteln und Flachs zum Spinnen von den Nachbarn und Verwandten am Morgen des Hochzeitstags als freiwillige Gabe dargebracht werden.

(Fortsetzung folgt.)

Frankfurt a. M., April.

(Schluß.)

Die Piepmeyer. — Theater.

Dazu kommt die politische Eitelkeit aller jener, die Detmold so vortrefflich in seinem Piepmeyer geschildert hat und die zum Theil ein verlorenes Leben wieder durch die Bewegung in integrum restituiren wollen, zum Theil die leztere als eine Quelle der nüchternsten Existenz zu benützen bereit sind. Nicht die rothe Demokratie, sondern die Demokratie unserer Piepmeyer ist die gefährlichste für unsere Entwicklung. Sie wird von demselben Edelsinn, von derselben Tugend, von derselben Vaterlandsliebe beseelt, wie jene; aber sie hat die Klugheit, keine andern Interessen zu verletzen, keine andern Vorurtheile zu lästern, als die derer, an deren Stelle sie sich setzen will; sie schmeichelt dem Volke nicht nur, sondern auch den Philistern, indem sie allen Dummen die Anwartschaft auf die materiellen Vortheile der neuen politischen Ordnung zur Verfügung stellt, die sonst nur einigen Dummen und eben so viel Tüchtigen zu Gebote gestellt war. Daß sie von keiner Leidenschaft getrieben wird, versteht sich von selbst; aber sie ersezt dieselbe durch ein kräftiges Organ und durch sonore Phrasen, die nichts gefährden, am wenigsten sie selbst. Menschlichkeit, Gleichheit, Brüderlichkeit ist ihre Devise; aber wenn von Ersparnissen des Staats die Rede ist, so denkt sie an die Vortheile, die sie daraus ziehen kann; wenn sie ihre Diäten nicht für sich braucht, so legt sie sie für ihre Familie zurück. Diese Demokratie der Piepmeyer verlangt jegliche Aufopferung von Andern, während sie sich selbst von jeder Aufopferung fern zu halten weiß. Sie bietet in den verschiedenartigsten Nüancen und Schattirungen das Durchschnittsmaß der Bewegung, die sich von unserer Frankfurter constituirenden Versammlung auf so viele andere constituirende Versammlungen erstreckt. — Wie man hört, werden jene Skizzen Detmolds zu dramatischen Tableaux benüzt werden. Gelingen dieselben einigermaßen, so würden wir auf der Bühne keinen vortrefflicheren Piepmeyer sehen, als unsern Hassel. Bis dahin unterhält uns Tichatscheck, ein Tenor ersten Rangs, mit jenem elegisch-tragischen Ausdruck in ernsten Partien, der vorzugsweise den Slaven zu Gebote steht. Tichatscheck ist ein Böhme. Wir haben in Cornet, der längst aus der deutschen Oper geschieden ist, einen geistreicheren Sänger bewundert, aber die angeborene Kraft, die in jenes Vortrag herrscht, reißt uns im Sturm über die Kritik hinaus. Und die Schule! Wir verlieren bei den meisten Opern wenig, wenn wir den Text nicht verstehen; Tichatscheck aber durchdringt die flachsten Worte mit der ganzen poetischen Weihe, die in der Composition enthalten seyn mag; was der Componist nur als Melodie und Harmonie bieten konnte, das erhebt er zum höchsten dramatischen Ausdruck. Wollten wir etwas tadeln, so wäre es nur die äußerste Kraftanwendung, die in einzelnen Momenten den Gesang beeinträchtigt, ein Fehler, der leider daran erinnert, daß dieser Sänger an der Schwelle seiner Mittel steht. Tichatscheck ist von Dresden, wo neben ihm, dem Sänger, Emil Devrient und die Baier im Schauspiel deutsche Lorbeeren erndten. Man sage nicht, daß die deutschen Höfe der deutschen Bühne größern Schaden als Nutzen gebracht haben. Wie wir unsere Schauspieler kennen, wird es mit der auf wissenschaftlich artistischer Grundlage zu errichtenden Nationalbühne noch gute Weile haben. Wie aber wird es jenen hervorragenden Talenten ergehen, die wir jezt freilich nur noch spärlich bei den Hoftheatern finden, wenn sie auf die Kasseneinnahmen, die ihnen die Nation gewährt, verwiesen werden? Die Künstler sollen in diesem Falle die Kunst durch gegenseitige Aufopferung und Hingebung stützen und heben; aber das aufrichtige Zusammenwirken der Schauspieler für die deutsche Bühne ist nur allzusehr zu bezweifeln. Wenn nicht dem Genie eine materielle Garantie durch eine vernünftig geregelte Intendanz geboten wird, so muß es an dem Coulissengetreibe, das hier in roheren Umrissen, dort, je nach der Individualität der Schauspieler, in vornehmeren Nüancen hervortritt, zu Grunde gehen. — Die Bühne war, neben einem großen Elephanten, die einzige Unterhaltung der dießjährigen Meßfremden. Da Tichatscheck je um den andern Abend sang, so war das Theater beinahe stets überfüllt. Nichts desto weniger bemerkte man, daß die unmittelbare Theilnahme durch die politischen Einflüsse bedeutend geschmälert wurde. Die Revolution nivellirt Alles, selbst den Geist und den Geschmack. Für die Tragödie, selbst wenn sie vortrefflich dargestellt würde, haben wir nur dann noch Sinn, wenn sie die Sympathien der Masse berührt. Dieselbe Wahrnehmung macht man in Allem, was Wissenschaft und Kunst betrifft. Auch die Presse wirkt nicht mehr durch den feinen charakteristischen Gehalt, sondern nur durch die Parteifärbung. Von einer Achtung selbst vor der höchsten Individualität ist nicht mehr die Rede. Es ist traurig zu sehen, wie einförmig sich dadurch Alles gestaltet. Wir werden uns aber noch an Vieles gewöhnen müssen, bevor wir zur Nationalität und der mit ihr verbundenen Freiheit gelangen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 31.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

№ 105. Mittwoch den 2. Mai 1849.

Leben und Weben ist hier, aber nicht Ordnung und Zucht.
Goethe.

Nach Genua.

(Schluß.)

„Auf Wiedersehen in Genua!" riefen sie mir auf der Straße nach, als unsere Wege sich trennten. Die Post lag in Schlaf begraben; nur der unermüdliche Oberkellner war noch auf seinem Posten und konnte nicht begreifen, wo ich so lange geblieben war. Nach den Amerikanern sind die Italiener das neugierigste Volk auf Erden; während aber der Amerikaner seine Neugier offen, oft rauh zur Schau trägt, weiß der Italiener sie in die gefälligsten, einschmeichelndsten Formen zu kleiden. So hatte der verschlagene Oberkellner sich in den Besitz meines kleinen Geheimnisses gesezt, ehe ich ahnte, daß er mich aus eitler Neugier zum Reden brachte. Dafür hatte er mir auch eine Neuigkeit zu berichten. Mein Freund hatte bemerkt, daß einer seiner Schuhe ihm den Fuß wund gerieben, und war ohne weiteres mit einem Vetturin über zwei Plätze in seinem Wagen einig geworden. Wie im Ehestand, so ist auch auf Reisen gegenseitiges Nachgeben und Willfährigkeit in unwesentlichen Dingen erste und lezte Bedingung eines ungetrübten, glücklichen Zusammenseyns, und wenn ich mich nicht freute, einen Weg im Wagen zurücklegen zu sollen, welchen ich so gern zu Fuß gemacht hätte, so tröstete mich die Aussicht, vier bis fünf Stunden früher in dem ersehnten Genua anzukommen, und ich erkletterte mein himmelhohes Bett so vergnügt, als wenn Alles beim Alten geblieben wäre.

Der Tag graute kaum, als die Reisetasche schon in den Wagen geschafft und die Pferde bereit waren. Wenn man in einem italienischen Gasthause Kaffee bestellt, wird er in dem gewöhnlich unmittelbar daran stoßenden Kaffeehause geholt, und man bezahlt das Doppelte, was er kosten würde, wenn man sich die kleine Mühe nähme, selbst in das Kaffeehaus zu gehen. Während unsere Koffer, Päcke und Schachteln auf und in unsern Wagen „beigestaut" wurden — stivare, die Genuesen sagen »stovare,« wie sie denn, nebenher bemerkt, eine Menge Wörter aus der Seesprache in Beziehungen anwenden, die mit der See nichts gemein haben — tranken wir unsern Kaffee in aller Behaglichkeit und ergözten uns an den langen schläfrigen Gesichtern der Reisenden, welche sich im Saale sammelten, um sich für die Fahrt zu stärken, und deren übertrieben sorgfältige Vermummung uns sogleich gewahren ließ, daß wir uns unter lauter Italienern befanden, denn keine Nation ist empfindlicher gegen den geringsten Grad von Kälte, als die durch stets milde Lüfte, üppige Sonnenwärme und Unthätigkeit verwöhnten und verweichlichten Italiener, besonders der höhern Stände.

Der Wagen hielt vor dem Kaffeehause; in seinem Innern hatten bereits drei Erwachsene und zwei Kinder, im Cabriolet ein Herr mit einem Knaben Platz genommen; mein Freund, der nicht rücklings fahren konnte, sezte sich in das Cabriolet, und ich wurde in den Wagen gepackt. Wo der Kutscher eigentlich saß, habe ich nie recht erfahren können; ein Schalk, wie die Vetturine es gewöhnlich sind, sagte er mir auf deßfallsiges Befragen, er sitze abwechselnd auf der linken und rechten flachen Hand; er müßte aber kein

Italiener gewesen seyn, wenn er mir dieß mit Worten gesagt hätte; er zeigte mir bloß die rechte und dann die linke flache Hand und machte eine Bewegung damit, für welche ich nicht sogleich den passenden Ausdruck finde. Die Pferde waren jammervolle Thiere; Rozinante war ein stattliches Streitroß im Vergleich mit diesen fleischlosen, abgetriebenen alten Bestien, die überdieß alle Staubarten, welche der Weg zwischen Mailand und Genua aufzuweisen hat, auf der fast haarlosen Haut hatten. Als ich den Vetturin unterwegs fragte, warum er sein Pferd nicht rein halte, meinte er, dieß sey in einer so staubigen Jahreszeit doch vergeblich, und dann sähen seine Thiere so doch „etwas voller" aus.

Ein tüchtiger Peitschenhieb, welcher aber weder die Pferde treffen sollte, noch auch die geringste Wirkung auf sie hervorbrachte, galt als erstes Abfahrtssignal; beim zweiten spizte sich eines der vier Pferdeohren fast unmerklich, und beim dritten zogen die armen Thiere mit allen Kräften an und klapperten in einem sogenannten Hundetrab die genuesische Straße hinab. Wir sagten Novi Lebewohl.

Erinnerungen aus der wendischen Lausitz.

(Schluß.)

Abwechslung ist die Würze des Vergnügens. Auch das fröhlichste Herz wird matt, der munterste Geist stumpft sich ab, wenn es an frischer Anregung fehlt und in geselligem Verkehr immer nur ein und dasselbe getrieben wird. Darum sorgen die jungen Burschen dafür, von Zeit zu Zeit frisches, wo möglich keckes Leben in die Spinngesellschaften zu bringen. Dieß geschieht, indem sie bald da, bald dort sich zu Besuch anmelden, öfter aber noch durch unerwartetes Erscheinen, was denn jedesmal mit Kurzweil und allerhand ergötzlichem Maskenspiel verbunden ist. Wird der Besuch vorher angemeldet, so legen die spinnenden Mädchen zusammen, um ihre Gäste zu bewirthen, die ihrerseits es ebenfalls nicht an mitgebrachten Lebensmitteln fehlen lassen, wie man sie auf dem Lande liebt. Bis zehn Uhr, wo die Arbeit regelmäßig eingestellt wird, tragen bei solchen Besuchen die jungen Bursche die Kosten der Unterhaltung, indem sie Wettgesänge anstimmen, Mährchen erzählen und allerhand Possen treiben. Hat es zehn geschlagen, so verstummt das Schnurren der Räder, die tanzenden Spillen werden bei Seite gelegt, die Paare ordnen sich zum Tanze und die ganze Spinngesellschaft jubelt und tobt oft bis zum dämmernden Morgen, wo dann die Burschen die ländlichen Schönen nach Hause begleiten. Unangemeldete Besucher erscheinen maskirt, gewöhnlich in der Verkleidung eines ungestalten Pferdes, das durch seine possierlichen Sprünge die Mädchen ergözt, manchmal wohl auch erschreckt. Es läßt sich von den Spinnerinnen füttern, und nachdem es genug Tollheiten getrieben hat, entpuppt es sich, um mit seinen Gefährten die Mädchen zum Tanz zu führen.

Am lezten Spinnabende, dem Aschermittwochstage, ist es Brauch, diese winterlichen Vergnügungen feierlich zu tödten. Die Spinte wird „erstochen." Zu diesem Behufe erscheint einer der lustigsten Burschen mit einem Spieß oder Degen bewaffnet, in deren Ermangelung auch eine Ofengabel nicht verschmäht wird, und durchsticht einen aufgepuzten Rocken. Mit diesem lustigen Rockenmorde schließen jedes Jahr die ländlichen Gesellschaftsabende der Wenden.

Wir haben gesehen, daß es um die Osterzeit bei den Deutschen der Lausitz Sitte ist, von Hof zu Hof zu ziehen und geistliche Lieder oder Motetten mit Musikbegleitung zu singen. Auch bei den Wenden begegnen wir einer ähnlichen Sitte. Nur sind es hier nicht die angestellten Chorsänger der Gemeinde, sondern die Mitglieder der Spinngesellschaften, und zwar meistens bloß die jungen Mädchen jedes Ortes. Diese treten während der ganzen Fastenzeit zusammen und singen Abends geistliche Lieder. Wie in den Spinnstuben, richtet sich die Gesellschaft auch bei diesen Singübungen nach einer leitenden Vorsängerin. Am feierlichsten begeht man die heilige Osternacht. Mit dem Glockenschlage zwölf verlassen sämmtliche Singgesellschaften ihre Versammlungsorte und wandeln singend durch das Dorf. Bei diesem „Umgange" ist es gebräuchlich, vor jedem Hause anzuhalten und die Zahl der zu singenden Lieder nach der Zahl der einzelnen Hausbewohner zu bemessen, worüber denn gewöhnlich die ganze Nacht vergeht. Ein zweiter von Gesang begleiteter Umzug beginnt nach beendigtem Nachmittagsgottesdienste. Zu diesem sammeln sich die Sängerinnen im höchsten Feiertagsstaate in der Kirche und eröffnen den Umgang durch einen auf dem Kirchhofe anzustimmenden Gesang. Mädchen fremder Orte, die keine eigene Kirche haben, pflegen singend durch die Felder zu wandeln und mit dem Eintritt in ihr Dorf den gewöhnlichen Umgang zu halten.

Die wendischen Burschen, ungenügsamer als die Mädchen, schaffen sich lustigere Vergnügungen. Das beliebteste unter diesen sind die sogenannten „Wurstbrüderschaften." Ihr tolles, ausgelassenes Wesen treiben dieselben nur in der eigentlichen Fastnachtswoche. Hauptzweck dieser Brüderschaften ist, von Haus- und Hofbesitzern möglichst viel Geldgeschenke und andere Gaben, namentlich Butter, Eier, geräuchertes

Fleisch ꝛc. zu erbetteln. Sie ziehen zu diesem Behufe in Maskenkleidern mit lärmender Musik durch die Dörfer, machen vor jedem Hause Halt, treiben tolles Zeug und lassen die Musik dazu aufspielen. Mit Anbruch des Abends begibt sich die Wurstbrüderschaft in den Krug oder Kretscham, läßt für das empfangene Geld Bier auftragen, traktirt mit den gesammelten Eßwaaren die sich einfindenden Mädchen und durchschwärmt tanzend die Nacht. Besonders lustig geht es zu am lezten Tage dieser Maskopei. Jeder Theilnehmer, Burschen wie Mädchen, erscheinen in festlichem Schmucke. Den Mädchen wird in besonders lebhafter Weise der Hof gemacht, wofür sie jedoch ebenfalls eine Gabe an Geld erlegen müssen, um für die zusammenkommende Summe recht lange jubeln und schwärmen zu können. Gewöhnlich aber ist man so freigebig, daß alle Gaben nicht ausreichen die Kosten zu decken, weßhalb am Ende des wendischen Carnevals die Wurstbrüder in ihre eigene Tasche greifen und das Fehlende ergänzen müssen.

Aus der Zeit.

Fragen.

Ein neuer Tag schien aufgegangen
Dir, deutsches Volk, so hell und groß;
Mit morgenröthlich süßem Bangen
Lag dein Geschick in seinem Schooß.
Ihr, hoher Ahnen Heldenherzen,
Saht leuchtend wie des Himmels Kerzen
In's heimathliche Land herein:
War denn umsonst all euer Hoffen?
Habt ein Geschlecht ihr nur getroffen,
Verderbt und eitel, schwach und klein?

Wer mag sich selber noch vergessen
Im Einen großen Vaterland?
Hat schon zu tief das Mark zerfressen
Der Selbstsucht unheilvoller Brand?
Soll wieder Alles nur zerfahren?
Will der zu russischen Barbaren,
Ihr schnöder Günstling und Vasall,
Will Jener, wie in alten Tagen,
Zu Frankreich sich, dem Erbfeind, schlagen,
Deutschland verleugnen überall?

Hinweg, ihr tückisch kleinen Seelen,
Was stachelt ohne Unterlaß
Ihr neu hervor aus finstern Höhlen,
Worin er schlief, den alten Haß?
Soll heute noch erzürnter Welfen
Und Gibellinen Schlachtruf helfen
Das Volk zerrütten, nimmer müd,
Die Lust in den verwandten Stämmen
Des neuen Bruderbundes hemmen,
Die Eintracht zwischen Nord und Süd?

Soll euch im Hader überraschen
Ein fremder Feind, soll er geschwind
Die Thoren, gleichwie Spreu, erhaschen,
Wenn drein fährt Glut und Wirbelwind?
Ein Riese steigt dann wohl aus Flammen,
Schlägt morsches Flickwerk schnell zusammen
Mit Eisenfaust: doch wird nach Wehn
Und Wunden, über Gräbern, Trümmern
Ein neuer Tag dem Volk aufschimmern,
Wird er in Knechtschaft untergehn?

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, April.

Der Belagerungszustand und die Demokratie.

Ohne den Belagerungszustand wäre die leztvergangene eine Zeit gewesen, in der Volksredner und Anordner von Demonstrationen ein reiches Feld für ihre Thätigkeit gefunden hätten. Die Märztage waren zu feiern, die Kaiserfrage war zu verhandeln. Aber der Belagerungszustand trat hemmend entgegen; durch sein Fortbestehen wurde der beredteste Mund zum Schweigen verurtheilt; das muthigste Herz mußte seine Schläge mäßigen, denn das Blut, zu rasch umgetrieben, führte zu Schritten, die sich mit denen der Wächter für die öffentliche Ordnung kreuzten. So mußten die trefflichsten Gelegenheiten, neue Lorbeeren zu sammeln, eigentlich unbenuzt vorübergehen; die Helden des vorigen Jahrs, insofern sie nicht in den Kammern Platz gefunden, haben die Tribüne der Oeffentlichkeit nicht mehr betreten, keine ihrer Philippiken von Ecksteinen, Treppenrampen oder von hohen Balkonen herab gegen die verrätherischen Rathgeber der Krone ertönen lassen können. Aber es sind auch Stellen offen für neue Talente; denn einige aus der Vorzeit sind jezt nicht mehr möglich. Theils sind sie wirklich der Vergessenheit, theils sind sie wegen offenkundig gewordener Feigheit und Gesinnungslosigkeit der Verachtung des souveränen Volks verfallen, noch andere aber hat der strafende Arm der Justiz ergriffen und sie sind an der Fortsezung der Bestrebungen, die ihres und auch des Volkes Wohl fördern sollen, verhindert. Auch die also, die jezt Hoffnung hatten sich auf die leeren Stellen zu schwingen, befriedigt auf ein Heer bärtiger Gesichter, zerdrückter Hüte, eingehüllt in Cigarrendampf, herabblicken zu können, auch diese sind durch den Belagerungszustand getäuscht, zurückgehalten, während die Zeit drängt vorwärts zu kommen, jede Minute ein unersezlicher Verlust zu achten ist. Kein Wunder, daß die Aufhebung des eisernen Drucks, der auf Berlin lastet, dringend gewünscht wird von allen, die sich durch ihn in der Entfaltung ihrer Talente gehemmt sehen; aber auch diejenigen wünschen es, die durch ihn die nöthige Einwirkung von außen auf die Abstimmungen in den Kammern vermissen, wie

ein Mitglied der Linken im Verein der Maschinenbauer bedauernd bemerkte und das sehnsüchtige Verlangen nach der Wiederherstellung dieses trefflichen Mittels Erfolge zu sichern lebendig aussprach. Durch den Mangel desselben ist daher auch die Haltung der Kammern eine andere als die der Nationalversammlung. Nicht etwa, daß dieselbe würdiger wäre als im vorigen Jahre, sie ist nur insofern eine andere, als jezt die Rechte dem Berge drüben nichts schuldig bleibt. Während im vorigen Jahre nur die Linke die Seite ihr gegenüber niederdonnern, und diese sich höchstens abwehrend, niemals aber angreifend verhalten durfte, denn die Wunden, die sie oben im heißen Wortgefecht ausgetheilt, hätte sie unten vor dem Hause von derben Fäusten in ächter Färbung wieder erhalten können, wagt es diese niedergedonnerte Seite jezt wirklich den hingeworfenen Handschuh nicht nur aufzunehmen, sondern ihn zurückzuschleudern, ohne viel darnach zu fragen, welchen Eindruck das Wurfgeschoß auf die Getroffenen macht. Den Reden von drüben, von blutlechzendem Fanatismus eingegeben, wird von der andern Seite des Hauses entgegengetreten, es wird ausgesprochen, was ein Jahr lang zurückgedrängt werden mußte in die kochende Brust. Es ist als ob man alles vom Herzen haben wollte, was diese Zeit über wie ein Alp auf ihm lastete, als ob man nicht eher transigiren könnte mit denen drüben, als bis man sich von diesem Druck befreit hätte. Dazu benuzt man jede der übermüthigen Herausforderungen, die von drüben ausgestoßen werden, und man braucht auf die Gelegenheit nicht zu warten. Welche Auftritte die Folge gewesen, zu welcher Heftigkeit sie sich gesteigert haben, ist bekannt; sie erreichte ihren Culminationspunkt am lezten Sitzungstage vor Ostern, an welchem ein Abgeordneter der Rechten es wagen durfte, der Seite gegenüber, den Herrschern des vorigen Jahrs, ihnen, die durch die Märztage, an denen sie nicht mitgekämpft, groß geworden, die Worte entgegenzuschleudern: der Straßenkampf am 18. März ist keine Revolution! — Diese Worte sind gesprochen worden, und das Volk ist nicht aufgestanden; es hatte keine Stricke in Bereitschaft, keine Fackeln, um den Brand zum Morde zu fügen; das Volk ist theilnahmlos geblieben. — Das ist der Belagerungszustand, sagst du. Ja, er ist es, aber er ist es nicht allein. Die großen Massen lassen sich jezt nicht mehr so ohne Weiteres aufstacheln von denen, die durch sie gehoben seyn wollen, für die sie dem Geschoß sich entgegenstürzen, das Blei, das Eisen mit ihrer Brust auffangen sollen. Sie wissen, daß jezt keine königliche Langmuth mehr die Truppen unbesiegt das Feld räumen ließe. — Berlin blieb also äußerlich ruhig. Aber was im Verborgenen wühlte und es noch thut, die Fäuste ballen macht in der Tasche, nach dem Dolch im Busen greifen, den Hahn des Pistols spannen läßt, das kann man freilich mehr ahnen, als daß man im Stande wäre die Thatsachen auszusprechen. So viel ist sicher, daß man einer weit verzweigten, wohl organisirten Verschwörung zum Umsturz dessen, was noch besteht, zur Herstellung der tabula rasa, denn nur auf einer solchen kann man das neue Staatsgebäude construiren, auf die Spur gekommen ist. Was davon verlautet, möchte den so viel verspotteten, gewiß übertriebenen, aber doch nicht ohne Grund geschriebenen „Enthüllungen früherer Zustände," jezt noch einen gewissen Glauben verleihen. Diese Entdeckungen, verbunden mit den aufregenden Momenten des vorerwähnten Sitzungstages mögen die Behörden zu den umfassenden Vorsichtsmaßregeln veranlaßt haben, die für die Nacht, die jenem Tage folgte, das Militär, besonders das in den Ministerhôtels lagernde, unter den Waffen, die Schutzmannschaften auf ihren Sammelplätzen wach erhielt. Aber die Nacht war still und ihr folgte der Tag, der im Munde des Volks der stille Freitag heißt. Für diesen konnte man der Ruhe ziemlich sicher seyn. Sünden aller Art, Verbrechen gar, mögen an diesem Tage begangen werden, wie an jedem andern, aber Tumult war nicht zu erwarten. Auch die Revolution hat diesem Tage seine Bedeutung nicht rauben können, die ihm der protestantische Norden verleiht. Eine Revolution an diesem Tage begonnen hätte vollständig die öffentliche Meinung gegen sich gehabt.

(Schluß folgt.)

Aus Westphalen, April.

(Fortsetzung.)

Das sociale Leben.

Das Gesinde eines Hofes ersten Ranges besteht der Reihe nach in folgenden Personen: aus dem Kuhhirten, dem Schweppen- oder Pferdejungen (Schweppe, Peitsche), dem kleinen und dem großen Knecht, der kleinen und der großen Magd. Beide Reihen gipfeln zwar in dem Hausherrn und der Hausfrau, in deren Abwesenheit aber im großen Knecht und in der großen Magd. Das Fortrücken zu diesen höchsten Stufen hin richtet sich nach der Länge der Dienstzeit, nach der Tüchtigkeit und Gewissenhaftigkeit im Arbeiten. Namentlich hat das Gesinde auch nach außen hin die Ehre des Hauses zu wahren. Ein Knecht, der nicht stiehlt, taugt nichts; d. h. ein Knecht, der nicht seinem Herrn das Korn zu stehlen sucht, um damit die Pferde zu füttern, strebt nicht darnach, mit den besten Pferden des Dorfes zu fahren, hat keine Ehre im Leibe. Fährt gleichwohl ein Knecht mit magern Pferden, gibt er dem Geiz seines Herrn nach, statt ihm den Dienst aufzukündigen, so hat er wenig Aussicht auf einen anderweitigen guten Dienst, wenn er solchen zu suchen in den Fall kommt. Belohnt wird das Gesinde mit baarem Geld, mit Leinwand und mit einer „Leinsaat," welch leztere darin besteht, daß der Bauer den Knechten und Mägden ein Stück Land von bestimmter Größe mit Leinsaamen zu besäen und ihnen den Ertrag an Flachs zu überliefern hat. Dieser wird an den langen Winterabenden zu Garn versponnen, und dadurch ein guter Nebenverdienst möglich gemacht. Wird die Gelegenheit nicht benuzt, bleibt der Flachs liegen oder wird er gar verkauft, so ist das in hohem Grade schimpflich und bringt der Magd nimmermehr einen Mann. Uebrigens ißt der Bauer mit dem Gesinde an demselben Tische, während der wärmeren Zeit auf der Hausflur, während der kälteren am großen Tische auf der Hauptstube. Tafelt dagegen der Bauer mit seiner Frau am „lütken" (klein) Tische hinter dem Ofen, welche Sitte in neuerer Zeit überhand genommen hat, so wird das vom Gesinde sehr übel bemerkt, und gibt selbst im Dorfe zu vielfachen gehässigen Bemerkungen Anlaß. Sicher gereicht ein solches Vornehmthun dem Bauern zum Nachtheil. Haben ein Knecht und eine Magd sich während des Dienstes den für eine kleine Haushaltung erforderlichen Bedarf an Kleidungsstoffen zurückgelegt, dazu noch so viel Geld, daß eine Kuh und das nöthigste Hausgeräth gekauft werden kann, so steht die öffentliche Meinung der Heirath nicht entgegen und sie können auf die Unterstützung ihrer Brodherren rechnen. Die „jungen Leute" miethen sich nach der Trauung auf irgend einem Hofe als Kötter ein, und wenn ihnen das Glück besonders wohl will, können sie es zu einer Erbpacht oder gar zu einer Neubauerei bringen. Lezteres kommt am häufigsten bei Bauernkindern vor, die als Kötter mit einem verhältnißmäßig großen Vermögen ihre Ehezeit beginnen können.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 106. Donnerstag den 3. Mai 1849.

Haec sunt spolia, et de rege superbo
Primitiae.

Virgil.

Deutsche Flottenbilder.

I.

Eckernförde.

Der Frühmorgen war kalt und rauh, schneidend blies der scharfe Ostwind uns entgegen, dem wir auf dem offenen requirirten Bauernwagen schutzlos preisgegeben waren. Mein Gefährte, ein junger bayerischer Offizier, war, wie alle seine Kameraden aus Süddeutschland, nicht sehr erbaut vom Klima Schleswig-Holsteins, dieses offen in das Meer sich hineinstreckenden Landes, wo der Gott der rauhen Winde fast beständig sein Hauptquartier aufgeschlagen zu haben scheint. Erst vor wenigen Wochen waren wir im Münchner Bierhause mit einander bekannt geworden, und jezt hatte uns der Zufall am Bivouakfeuer bei einem schleswigschen Dorfe wieder zusammengeführt. Gern unternahm er mit mir die Fahrt nach Eckernförde, obgleich der Dienst ihm nur karge Zeit dazu gewährte. Hatten wir doch am ganzen Tage vorher, zwei Meilen vom Kampfplatz entfernt, die furchtbare Kanonade recht gut gehört, war doch auch zu uns der Flammenschein des in die Luft fliegenden Linienschiffes, gleich einem riesigen Meteor, gedrungen. Unsere Ungeduld, bald den Kampfplatz zu erreichen, war daher nicht gering und der kalte Wind mochte zur Vermehrung derselben noch beitragen.

Langsam zottelten die dicken, schweren holsteinischen Bauernpferde daher, und auch ihr halb schlafender Lenker schien nicht unsere Ungeduld zu theilen; nur hin und wieder schwang seine träge Hand mechanisch die Peitsche. „Tom Dunnerwäder, föhr dreister to!" (zum Donnerwetter, fahr rascher zu) rief ich alle Augenblicke, ohne andere Wirkung, als ein bedächtiges „Hü" von den Lippen des Burschen, das auf seine Rosse nicht den mindesten Eindruck machte. „He hät god uppe Wagen schnacken, mein Pier aber hebt dat Loopen" (er hat gut auf dem Wagen sprechen, meine Pferde aber haben das Laufen), brummte er endlich verdrießlich halblaut vor sich hin und brachte mich durch diese naive Aeußerung zum lauten Lachen, in das mein Gefährte, dem ich dieselbe verdollmetschte, herzlich einstimmte.

Doch nur noch den Hügel langsam hinauf, und jezt lag Eckernförde mit seiner Hafenbucht vor unsern Augen. Ein jubelndes Hurrah drang unwillkührlich aus unserer freudig bewegten Brust, denn dicht an der Stadt ankerte eine große, schöne Fregatte, an ihrem Maste aber flatterte prächtig die schwarz-roth-goldene Flagge in den Lüften; die erste deutsche Fregatte, vor wenigen Stunden erst im offenen, ehrlichen Kampfe dem übermüthigen Feind durch deutschen Muth und deutsche Beharrlichkeit abgerungen. Mußte solcher Anblick nicht unser Herz zu rascheren Schlägen treiben, mußte er nicht einen Eindruck auf uns machen, der für das ganze Leben unvergeßlich seyn wird? Mein Gefährte vollends, ein Binnenländer, dem Alles hier ganz neu war, war außer sich vor Freude. Sah er doch hier das Meer zum erstenmal in seinem Leben, und so empfand er denn die Macht dieses Augenblicks doppelt. Zwar war da nur ein Meerbusen, hier von der freundlichen Stadt Eckernförde, dort von Wiesen und mit Bäumen bewachsenen Hügeln eingerahmt, aber es war doch das Meer mit seinem unendlichen Zauber. Dazu trieb der Ostwind die

Wellen brausend und schäumend gegen den Strand, die hellstrahlende Sonne versilberte den weißen Schaum derselben, daß es glitzerte und blizte, als wären Millionen funkelnder Edelsteine auf der weiten blauen Fläche umhergesäet.

Nicht weit von der Fregatte fesselte bald ein anderer Gegenstand unsere Aufmerksamkeit: ein ungeheures Wrack, kaum einige Fuß aus dem Meer hervorragend, aus dessen Mitte bald schwächer, bald stärker eine Rauchsäule in die blaue Luft empor stieg. Noch vor wenigen Stunden war diese jezt formlose Masse das stolzeste Linienschiff, das Dänemarks Flotte besaß, nach dem Ausspruch aller Sachverständigen ein Meisterstück der Schiffsbaukunst, bemannt mit 800 kräftigen, kühnen Seeleuten, befehligt von ausgesuchten Offizieren. Ein Schrecken für uns sollte dieses mächtige Schiff werden, und jezt trieben seine Reste zerschellt umher, seine Mannschaft schlief entweder den ewigen Schlaf im kühlen Schooß der See, oder lag, vom Schicksal gebeugt, ermattet von den Strapazen des Kampfes, gefangen auf dem Strohlager, das man in der Kirche zu Eckernförde für sie aufgeschüttet hatte. Wirklich wunderbar ist dieser Sieg zu nennen, wenn man die beiderseitigen so ungleichen Mittel erwägt. Zwei Batterien mit je vier schleswig-holsteinschen Geschützen, von Soldaten und Unteroffizieren bedient, von denen vor einem Jahre sich noch kein Einziger diesem Berufe gewidmet hatte, und vier leichte, frei auf den Strand hingestellte nassauische Feldgeschütze vermochten es, einen zehnstündigen Kampf gegen 130 schwere Schiffskanonen zu bestehen, um endlich als Sieger aus demselben hervorzugehen. Der Eindruck, den dieser Sieg hier im ganzen Lande und unter allen Ständen gemacht hat, ist unbeschreiblich. Selbst unser phlegmatischer Rosselenker drehte sich auf seinem Strohsack zu mir herum und sagte mit behaglichem Lächeln um den breiten Mund, wenn er doppelten Jahreslohn bekommen hätte, wäre es ihm nicht so lieb als das dort, und damit deutete er mit der Peitsche auf die Rhede.

Unsere Ungeduld hielt es indessen nicht länger auf dem Berge aus; wir mußten rasch hinunter, die Siegesbeute und den Kampfplatz in der Nähe zu betrachten. In Eckernförde selbst, einem Städtchen von 2000 bis 3000 Einwohnern, dessen niedrige schmale Häuser sich freundlich längs dem Strande hinziehen, herrschte das regste Leben. Hunderte von Wagen mit Gästen aus naher und ferner Umgegend, die Alle die genommene Fregatte und die Trümmer des Christian sehen wollten, waren angekommen. In den Wirthshäusern war ein Drängen und Treiben, daß mit aller Mühe kaum ein Platz zu finden war. Wir verweilten auch nur einige Augenblicke und dann ging es rasch der „Gefion" zu.

(Fortsetzung folgt.)

Krisen in der Geschichte des deutschen Volks.

(s. Nr. 219. 1848.)

Deutschlands Zukunft.

Alle Reiche großer Völker, welche wesentlich in die Geschichte eingegriffen, haben eine bestimmte Zeit der Entwicklung, wie jedes lebendige Wesen, jede Pflanze, jedes Thier. Auch sie sind ein innerlich verbundenes Ganzes, und sie wurden deßwegen in der Bilder- und Traumsprache der alten Hebräer ganz treffend öfters als Thiere, als Löwen, Adler, Bären, Panther, Widder, Ziegenböcke bezeichnet. — Wir begegnen nun aber auch einer merkwürdigen Uebereinstimmung in der Zeit ihrer Dauer.

Das Reich der Deutschen von Chlodwigs bekanntem Auftreten in der Geschichte bis zum Ende des Reichs im Jahr 1806 dauerte 1320 Jahre, und wenn man die unbekannte Zeit des Anfangs der Regierung Chlodwigs zu zehn Jahren annimmt, etwa 1330. Und mit dieser Zeit trifft die Lebensdauer der bekanntesten Reiche zusammen. Die Griechen erhielten ihre Selbstständigkeit von Deukaleon bis zur Unterjochung durch die Römer während eines Zeitraums, der 1329 Jahre umfaßt. Das römische Reich von der Erbauung der Stadt bis auf Odoacer währte 1236 Jahr, und wenn man den Anfang von Alba Longa dazu rechnet, wahrscheinlich hundert Jahre länger.

Eine merkwürdige Uebereinstimmung in der Zeitdauer unter sich und mit den genannten Reichen stellt sich heraus bei den uralten Reichen der Assyrer, Babylonier, Phönizier, Egypter, Lydier. — Wie diese alle bald nach dem Jahr 2000 vor Christus aus dem Dunkel der Kindheit hervortraten, so gingen sie im sechsten Jahrhundert, also nach Ablauf jener Periode von 13 bis 1400 Jahren der innern sittlichen und politischen Verwesung entgegen, von welcher die alten Schriften der Hebräer ergreifende Schilderungen enthalten. Gerade zu derselben Zeit begann der Sturm durch wilde, aber noch unverdorbene Völker aus dem Norden, besonders die Perser, zu toben, der die innere Zerstörung rasch vollendete und die vermoderten Staaten niederwarf. In diesen Zeiten des Untergangs lebte am Hofe des lezten assyrischen Königs in hohem Ansehen der Hebräer Daniel, dem alle Schätze des Wissens, alle Ueberlieferungen aus

der ältesten Zeit zu Gebot standen und den ein hoher Geist erleuchtete. Dieser Mann nun bezeichnete die Zahl 1290 und mit Hinzurechnung einer Periode für den Uebergang die Zahl 1333 als die Zeit der Dauer eines Reichs. Wenn ihn dabei auch die vor ihm liegenden Erfahrungen leiteten, so ist doch die von ihm in der Bildersprache seiner Zeit verkündigte Uebereinstimmung dieser Zahl mit der Lebensdauer späterer Reiche und das Eintreffen dieser Verkündigung überraschend. Diese Zahl stimmt auch überein mit einem Zeitmaß, welches der Grieche Herodot, den Angaben der Egypter folgend, mittheilt, wornach ein Menschenalter gerade 33¼ Jahre seyn soll. Vierzig Menschenalter sind dann wieder 1335. Nicht weit entfernt von dieser Zeitlänge ist ferner die große Phönixperiode der Griechen, und fast ganz fällt mit ihr die Zahl 666 des Verfassers der Apokalypse zusammen, wenn man dieselbe doppelt nimmt.

Im Ganzen wären dieß ziemlich unnütze und für uns Deutsche, besonders in diesem Augenblick, trostlose Betrachtungen. Könnten sie uns doch nur zum Schlusse treiben, unsere Zeit sey schon seit 1806 vorüber, Deutschland habe seinen Lebensfaden abgesponnen, die jetzigen Stürme seyen nur die Zeichen des Untergangs, der Anfang vom Ende, nur fruchtlose Versuche, Leben in den erstarrten Körper zurückzurufen, die Vorboten der Unterjochung durch fremde Völker, der Geist der Freiheit, des Heils wandere unaufhaltsam weiter westwärts in eine neue Welt. — Unzählige Deutsche sind auch schon in diese gehoffte neue Heimath des Weltgeists eingewandert, und Unzählige, die nicht wandern können, wenden verzweifelnd ihre Gedanken und Kräfte von dem Werk der Errichtung eines neuen Reiches ab. Sie alle hätten auch ganz recht, wäre die Geschichte jener alten Reiche allein in's Auge zu fassen. Die Staaten der alten Egypter, Phönizier, Assyrer, Babyloner sind fast spurlos verschwunden, so daß man kaum noch weiß, wo ihre Hauptstädte gestanden und welches ihre Grenzen gewesen. Der Weltgeist ist seit Jahrtausenden ohne Unterlaß von Asien westwärts gezogen.

(Schluß folgt.)

Aus der Zeit.

Wahre Freiheit.

Ist Freiheit in der Menge tollem Rasen?
Ist sie in Planen, die wie Seifenblasen
Zuerst im bunten prahlerischen Schimmer
Sich blähen und zerplatzen dann auf immer?
Ist Freiheit in der stolzen Republik,
Die sich endlos mit Ruhm und Größe brüstet,
Und doch stets, ohne Ruh und ohne Glück,
Die Haut zu wechseln schlangengleich gelüstet?
Die ausgeheckt schon dreimal war, und doch
Sich jezt von dem ehrzeizigen Tyrannen
Läßt knechtisch kriechend in sein eisern Joch,
Vor seinen Siegesdonnerwagen spannen,
Jezt einem Graukopf dient, der aller List,
Bestechung, Lugs und Truges Meister ist,
Jezt vor dem Prinzen leichtesten Gewichts
Zurücksinkt schmählich in das alte Nichts?
Mag Freiheit wohnen unter einem Volke,
Wo stets ein Giftkelch bösen Dampfes Wolke
Aushaucht und kocht und schäumt in wildem Brande,
Wo vor dem Heiligen entwich die Scheu,
Das Laster ohne Zügel, ohne Schande
Am hellen Tag herrscht: ist dieß Volk wohl frei?

J. Krais.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Westphalen, April.

(Fortsetzung.)

Das sociale Leben.

Der Kötter muß, so oft es gefordert wird, auf dem Hofe arbeiten. Eine Weigerung würde die Kündigung der Wohnung zur Folge haben und gegen allen Gebrauch streiten. Das Verhältniß, das er zum Bauern einnimmt, ist nicht unähnlich dem Verhältnisse des Clienten zum Patricius. Hat er eine Kuh zu kaufen, so kauft sie in der Regel der Bauer für ihn, oder überläßt ihm dieselbe aus seinem eigenen Stalle. Hat er einen Prozeß zu führen, so führt ihn der Bauer, wenigstens that er dieß in frühern Zeiten. Ist endlich das dem Kötter zur Miethe übergebene Land zu bearbeiten, so geschieht dieß abermals mit dem Pfluge des Bauern. Nahrungsmittel, Geldvorschuß bei vorkommenden Verlegenheiten, Weide für die Kuh u. s. f., alles das wird dem Kötter nach Maßgabe des Bedürfnisses zugestanden und am Ende des Jahrs auf billige Weise in Gegenrechnung zu dem verdienten Tagelohn gebracht. Außerordentliche

Fuhren werden auch wohl umsonst vom Bauern besorgt; von dem Fortführen der Leichen versteht es sich von selbst. Arbeitet der Kötter zugleich mit der Frau auf dem Hofe, so essen und trinken dort auch die „Kötterkinder“ und ohnedieß immer, wenn der „Hiusvah“ und die „Hiusmoime“ gerade große Kinderfreunde sind. Sind die Kötterkinder zu Jahren gekommen, so dienen sie ihrem zweiten Vater und ihrer zweiten Mutter als Mägde, als Kuhhirten, als „Schweppenjungen,“ als kleine und große Knechte. Für alle diese Vortheile, so wie dafür, daß er nur einen geringen Zins aus seiner Wohnung und seinen Ländereien zahlt, hat der Kötter allerwege den Vortheil seines Bauern wahrzunehmen. Er muß um geringen Lohn arbeiten, muß sich bereit finden lassen zu außerordentlichen Dienstleistungen, ohne dafür außerordentliche Vergütungen beanspruchen zu können. Im Fall der Kötter reich ist, so gilt das als ein böses Zeichen, da dann die Versuchung sehr nahe liegt, daß der Bauer sich mit Geld von demselben aushelfen läßt. Je reicher der Kötter, desto ärmer der Bauer, sagt daher ein Sprüchwort mit Recht; denn der Kötter kann mit seinem dem Bauern geliehenen Gelde dadurch wuchern, daß er sich als Gläubiger desselben an allen Ecken und Enden den üblichen Verpflichtungen entzieht.

Die bisher näher aufgeführten Elemente geben die nothwendige Grundlage für den Bestand eines Bauernhofes, sind Glieder eines Organismus, richten ihre Thätigkeit auf einen gemeinsamen Zweck, wenn sie auch mit dieser Thätigkeit lediglich ihr eigenes Interesse im Auge zu haben scheinen. Dagegen sind die Leibzüchtner und Erbpächter zufälligere Elemente. Leibzüchtner im weitesten Sinne ist der Bauer, sobald sich der Anerbe verheirathet, und diesem, was damit in der Regel verknüpft ist, der Hof übergeben wird. Nach dieser Uebergabe können nun die bisherigen Besitzer im Haupthause bleiben, sich nach Belieben um diese oder jene Arbeit kümmern und am kleinen Tische hinter dem Ofen essen und trinken, oder sie können die auf jedem Hofe sich befindende Leibzucht beziehen, und sie sind dann Leibzüchtner im engern Sinne. Die Größe der Leibzucht richtet sich genau nach der Größe des Bauernhofs. Sie besteht aus einer Wohnung, aus einem Garten und aus Ackerland, aus Lieferungen des Bauern an Holz, an baarem Geld und Korn. Zugleich hat der Bauer alle Leibzuchtsländereien umsonst zu bewirthschaften.

(Fortsetzung folgt.)

Berlin, April.

(Schluß.)

Die Kaiserdeputation und die Menge.

Die leztvergangene Zeit hat auch gelehrt, daß die große Masse des Volks für Vorgänge von wahrhaft politischer Bedeutung ohne alles Verständniß ist. Als die Kaiserfrage wohl alle für das wahre Wohl des Vaterlands empfängliche Gemüther bewegte, ja in jenen Tagen da die Frankfurter Deputation erwartet wurde, kam und — nicht den Erfolg hatte, den warmblütige Herzen gehofft hatten, in eine Aufregung versezte, die sich freilich nicht in Volksversammlungen und Monstrepetitionen äußern durfte, war es nur die Neugier, die die große Menge bewog, in hellen Haufen nach dem Bahnhofe zu strömen, um zu sehen, wie die fremden schwarzgekleideten Herren von hiesigen schwarzgekleideten Herren empfangen und in die Stadt geführt wurden. Aber in noch größerer Menge strömte man nach dem Bahnhof, als die sächsischen Truppen auf ihrem Durchmarsch nach Schleswig hier ankamen. Da war mehr zu sehen: andere Uniformen als die hiesigen, andere Menschen; Musik erschallte, es wurden militärische Höflichkeiten zwischen den Ankommenden und den Empfangenden gewechselt, kurz es war ein Schauspiel, und die fröhlichen Weisen unserer Regimentsmusiken doch jedenfalls lustiger anzuhören als die langathmigen Reden einer Volksversammlung. Auch der ärgste Demokrat aus den untern Schichten, obgleich er es nicht eingesteht, sieht so etwas ganz gern mit an. Er hat wohl selbst gedient, und wenn er jezt auch die verthierten Söldlinge mit Beschimpfungen überhäuft, denkt er doch mit Selbstgefühl seiner Dienstjahre; er erinnert sich, wie gut er in der kleidsamen Uniform ausgesehen hat, und macht seine Betrachtungen über die Fremden, die gewiß nicht zum Vortheil derselben ausfallen. Was aber weiß die große Masse eigentlich von dem, was in Frankfurt vorgegangen, was von denen, die von dort hier ankamen? Selbst der ehrwürdige Arndt, der, von dem man glauben sollte, daß sein Name im Munde des Volks lebe, ist doch im Verhältniß nur Wenigen bekannt; sie wissen kaum, daß er derselbe ist, der das Lied erdacht, das sie so oft haben singen hören, dessen Melodie sie wohl auch mitgebrummt haben. Was er sonst gethan, was er gewirkt, was er gelitten hat durch den Unverstand und den bösen Willen von Wichten, die mit Recht dem Gericht der Mit- und Nachwelt verfallen sind, und von denen noch Trümmer hier umherschleichen, jezt die Kokarde am Hut, die sie mit allen Hülfsmitteln der Inquisition verfolgten — man frage, ob Einer unter den Hunderten, die den Graubart angafften, etwas weiß von dem, was er für sie gewirkt, als sie noch in den Windeln lagen, was er für das Vaterland gethan, als sie noch nicht geboren waren, und wahrhaftig, Besseres hat er gethan als sie und ihre Führer zu fassen vermögen. — Im vorigen Jahr war eine Volksversammlung ausgeschrieben auf den Exercierplatz vor dem Schönhauser Thor. Es war in der Zeit, als das Aufgehen in Deutschland hier beliebt war. Die Volksversammlung wurde abgehalten, um festzustellen, daß Preußen nicht an die Spitze von Deutschland gelangen dürfe. Ein Redner bewies, daß Preußen es nicht dürfe, darum nicht, weil in seiner Hauptstadt achtzehn Stunden lang mit Kartätschen auf das Volk geschossen worden, und daß nur Oesterreich den Reichsverweser zu liefern berechtigt sey. Ein anderer suchte den Vorredner zu widerlegen; er fragte das versammelte Volk, ob denn in Wien mit Pomeranzen geschossen worden sey? So verhaßt war Preußen dem Volk von Berlin, daß der kühne Fragesteller unter einem Höllenlärm die Tribüne räumen mußte. Am Schlusse der Versammlung, nachdem eine Adresse, ich weiß nicht mehr an wen, genehmigt worden, sollte das Arndtsche Lied gesungen werden. Die Männer auf der Tribüne begannen, aber ihre Stimmen waren schwach, vom Reden heiser, und unter zehn- bis fünfzehntausend Theilnehmern waren nicht so viele, die nur die Melodie, viel weniger das Lied wußten, daß die Sänger oben von einem vollständigen Chor unten hätten unterstüzt werden können. Es ging nicht; man beschloß endlich, sich auf die lezte Strophe zu beschränken, und nachdem einer die Worte laut vorgesprochen, wie es in den Conventikeln geschieht, gelang es einem schwachen Häuflein, diese wenigstens zu Ende zu bringen. Hätte einer „Heil dir im Siegerkranz“ angestimmt, die Volksversammlung hätte unwillkürlich mitgesungen; diese Melodie steckt den Leuten in den Knochen, im Blute, sie hätten mitgesungen, wie verpönt das Lied auch war und obgleich ein Sänger den andern unterm Singen und wegen des Singens gewiß weidlich zerbläut hätte. An den Hergang dieser Volksversammlung dachte ich, als Wien bombardirt, als die deutsche Kaiserkrone dem König angetragen wurde, und jezt als Vater Arndt nach Berlin kam.

Beilage: Kunstblatt Nr. 17.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 107. Freitag den 4. Mai 1849.

— Sie prophezeiten,
Daß an des ersten Tempels Stell'
Erbauen einen zweiten
In Zukunft würde Gottes Macht,
In solchem Glanz und solcher Pracht,
Daß ihm sich zu vergleichen
Nicht jener sollte reichen.

Rückert.

Krisen in der Geschichte des deutschen Volks.

(Schluß.)

Wir begegnen bei genauerer Betrachtung der Geschichte einer weitern merkwürdigen Erscheinung, der Kraft der neuern Völker, wieder aufzustehen, sich wieder zu erheben aus dem Grab nach kurzer Zeit des Uebergangs, des Todesschlummers. Wir finden diese Kraft bei allen Völkern, welche die Gedanken der Christuslehre in sich aufgenommen haben, und dieselbe zeigt sich um so stärker, je inniger diese Aufnahme gewesen ist. — Die Griechen empfingen diesen geistigen Hauch der Wiedergeburt erst nach dem Verlust ihrer Unabhängigkeit, gleichsam als Schatten. Dennoch konnten sie unter Constantin wieder zu einem neuen Reich sich vereinigen, das über 1100 Jahre dauerte, und konnten sie sich in unsern Tagen noch einmal erheben. Wer aber, der diese Völker kennt, wollte bestreiten, daß das Religionsbekenntniß, trotz der mangelhaften Auffassung desselben, einen beherrschenden Einfluß auf die Entwicklung derselben geäußert hat? Den Römern kamen diese belebenden Gedanken erst in der Zeit ihres der Verwesung entgegeneilenden Reiches zu. Dennoch erhob sich bald nach dem Untergang ihrer weltlichen Macht ein zweites geistliches Reich, zwar klein der äußern Gestalt nach, aber im Geist mächtig, weltbeherrschend, ein Reich, das einzig durch die Religion und durch eine bestimmte Form des Bekenntnisses bedingt ist.

Die Deutschen dagegen empfingen diese Worte der Wiedergeburt nicht erst, wie die Griechen, nach ihrem Untergang, nicht erst, wie die Römer, in der Stunde des Todes, sondern schon bei ihrem ersten Auftreten in der Geschichte, von ihrer Kindheit an, als die Weihe für ihren weltgeschichtlichen großen Beruf. Sie opferten diesen Gedanken der Erhebung in allen Jahrhunderten ihres Daseyns ihr bestes Blut, ihre reichsten Schätze, ihre Einheit, Freiheit und Unabhängigkeit den andern Völkern gegenüber. So werden sie denn auch berufen seyn, die Zeiten der Prüfung, des Uebergangs zu überdauern, um eine schönere Auferstehung zu feiern, als es Griechen und Römern vergönnt war. Sie werden wieder ein zweites Reich aufrichten, in dem alles Gute, Große und Edle wieder kommt, das einst in Deutschland gelebt, nicht mehr vereinzelt, sondern zu einem Ganzen verbunden. Sie werden trotz aller Stürme und Kämpfe, ja während derselben, ein zweites Reich stiften, in welchem siegreich wieder aufstehen die Geister aller großen Männer, die einst für ihr Vaterland gekämpft und geduldet, nicht nur der Geist Kaiser Friedrichs, der in der Volkssage nur schläft, sondern auch der Geist des großen Heinrichs, der die ersten Städte gebaut, der Geist Winfrieds, der die ersten Kirchen errichtet, der Geist Hussens und Luthers, welche die Kirche gereinigt.

Der Weltgeist zieht seit Jahrtausenden freilich westwärts dem Abendlande zu; aber es geht auch eine geistige Strömung vom fernen Abendlande zu den Ländern des schlummernden Morgenlandes. Diese Strömung begann schon im vierten Jahrhundert, als von Irland aus die neue Religion nach Deutsch-

land und dem Norden vordrang; sie setzte sich fort in den siegreichen Zügen der deutschen Ritter gegen den Nordosten Europas; sie zeigte aber besonders ihre weltbeherrschende Macht in unsern Tagen nach der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten von Nordamerika, dem Anfang und Anstoß zu allen politischen Erschütterungen Europas seit sechzig Jahren. Diese Strömung vom Abendland zum Aufgang, welche die Völker bewegt und aufrichtet, hat nun auch das Herz von Europa, Deutschland, ergriffen, und Deutschland hat die Bestimmung, der Mittelpunkt dieser Richtung zu seyn, sie durch die Länder der Donau und durch Kleinasien in die Mitte des Morgenlandes, in die Geburtsstätte der Menschheit, zur alten Heimath der germanischen Völker fortzuführen.

In welcher Zeit sich dieß vollenden wird, selbst darüber sind Muthmaßungen möglich. — Die Macht der Zahlen in der Vergangenheit hört nicht auf in der Zukunft. Die ewigen Gesetze, nach denen die Vergangenheit sich entwickelt hat, werden auch für die Folgezeit gelten. Aus dem was geschehen ist, lassen sich Schlüsse ziehen auf das, was kommen soll, und die ganze Geschichte des ersten deutschen Reichs, das wir haben zu Grab gehen sehen, ist eine warnende, aber auch heilverkündende Prophetin des zweiten herrlicheren Reichs, das da kommen wird. — Davon vielleicht ein andermal.

Deutsche Flottenbilder.

(Fortsetzung.)

Nur fünfzig Schritte vom Hafendamm lag die schöne Fregatte von 48 Kanonen, an starken Tauen befestigt. Schon vom Lande konnte man die Verwüstungen erkennen, welche die deutschen Kugeln im gestrigen Kampfe angerichtet hatten. Lange Splitter flatterten von der Schanzbekleidung herab, breite Risse klafften überall in den Seitenwänden, überall große runde Löcher, wo die Kugeln durchgeschlagen hatten; das sonst so schön und streng symmetrisch geordnete Takelwerk hing unordentlich und halb zerschossen umher; die Masten und Raaen waren an vielen Stellen nur von halber Stärke, so viel Holz hatten die schweren Geschosse der Strandbatterien von denselben abgerissen.

Aber noch viel grausiger sah es am Bord selbst aus, wo uns meine nähere Bekanntschaft mit einem jungen Offizier der deutschen Marine bald Zutritt und einen kundigen Führer verschaffte. Furchtbar hatte der Kampf hier gehaust; wohin der Blick sich wendete, begegneten ihm die schrecklichen Spuren der Geschützkugeln. Zwar waren die Leichen und die Verwundeten bereits fortgeschafft, aber Blutlachen standen noch überall umher, an den Deckwänden klebte noch das angespritzte Gehirn der Zerschmetterten, einzelne abgeschossene menschliche Gliedmaßen lagen da und dort umher, dazwischen Splitter aller Art, Trümmer kostbarer Geräthe aus den Offizierskajüten, zerrissene, mit Blut getränkte Kleidungsstücke, zerbrochene Gewehre und Säbel, Alles bunt durcheinander. Wer nicht starke Nerven hatte, dem mußte hier unheimlich zu Muthe werden; aber einen vollständigen Begriff von der Furchtbarkeit eines Seetreffens bekam man am Bord dieser Fregatte; interessant, ungemein interessant war Alles, was man hier sah und hörte. Die Gefion hatte bei 500 Mann Besatzung 70 todte oder schwer verwundete Offiziere und Matrosen. Dreimal war die ganze Bedienung der einen Spiegelkanone erschossen worden, so daß zuletzt kein Mann mehr auf diesen Posten wollte, wo sicherer Tod im nächsten Augenblick seiner wartete. Eine Kugel, die durch die ganze Länge des Schiffs fuhr, schlug vierzehn Mann zu Boden. Da entsank zuletzt den übrigen der Muth und Abends gegen sechs Uhr strich die Fregatte die Flagge, nachdem der Christian VIII., an dessen Bord bereits das Feuer wüthete, einige Augenblicke zuvor ein Gleiches gethan hatte.

Jetzt war die Fregatte, die künftig den Namen „Eckernförde“ tragen wird, bereits mit 240 Mann Matrosen unserer Flotte unter dem Befehl des Flottenkapitäns Donner und einiger anderer Seeoffiziere besetzt. Mit den Kanonenbooten hatten diese unweit Kiel gelegen, waren aber gleich nach der Uebergabe der Fregatte hieher beordert worden, um dieselbe zu bemannen. Es sind frische, tüchtige Bursche, größtentheils von den schleswig-holsteinschen Seeküsten an Ost- und Nordsee, besonders auch aus Dithmarschen. Sie jubelten, statt auf den offenen kleinen Kanonenbooten am Bord eines stattlichen Kriegsschiffs zu seyn, und waren geschäftig, die Spuren der Verwüstungen, die es erlitten, möglichst zu verwischen. Lange blaue wollene Friesjacken, um den Leib am schwarzen Ledergurt ein breites Seitengewehr, auf dem Kopf eine runde dicke Wollenmütze nach baskischem Schnitte, das ist ihre Uniform.

Was die Gefion selbst betrifft, so bedarf diese einer gründlichen Reparatur, und besonders die Masten müssen theilweise neu hergestellt werden, da sie von den Kugeln zu sehr mitgenommen sind, um den vollen Segeldruck aushalten zu können. Man wird das Schiff daher vorläufig ganz abtakeln, entlöschen und auf das Werft bringen. In sechs bis acht Wochen und mit dem Aufwand von 12 bis 16,000 Thalern hofft man die Fregatte so gut als neu wieder herzu-

stellen. Die Gefion ist erst im Jahr 1845 vom Stapel gelaufen, vom besten Eichenholz sehr sorgfältig gebaut und als die vorzüglichste und namentlich am schnellsten segelnde dänische Fregatte bekannt. Sie war mit 48 großen und zwei kleinen sehr schönen eisernen Geschützen armirt, in jeder Weise vollständig zum Kriege ausgerüstet und mit 500 Mann Matrosen unter dem Befehl des Kapitäns Meyer, eines anerkannt tüchtigen Offiziers der dänischen Flotte, bemannt. Ihre Eroberung ist daher ein guter Anfang für unsere deutsche Flotte, ein neuer Sporn, um diese bald auf einen Achtung gebietenden Stand zu bringen.

Einige Stunden waren uns schnell auf der Fregatte vergangen, und das gute Schiffsbier, so wie der Schiffszwieback, die man auf derselben gefunden, hatten uns ganz gut gemundet. Wir wollten nun auch das Wrack des Christian VIII., das in der Hafenbucht festsitzt, besehen, und unsere Bootsleute gaben sich alle Mühe, uns so nahe als möglich an dasselbe zu bringen. Aber der Ostwind, der scharf in die Bucht hereinblies, trieb die Wellen zu hoch auf, und unsere Schiffer fürchteten auf eines der im Grund festsitzenden Wrackstücke mit dem Boote geworfen zu werden. So viel wir sehen konnten, war der untere Boden des Linienschiffs, der an dreihundert Fuß lang ist, noch ziemlich zusammenhängend. Fortwährend schlug noch dicker Dampf, bisweilen sogar eine helle Flamme aus demselben hervor. Wahrscheinlich wüthete das Feuer noch in den Steinkohlen, die im untersten Raum geladen waren. Das merkwürdigste Schauspiel bot aber die umherwogende See und der nahe Strand, an dem wir jezt landeten. Man hatte hier das vollständigste Bild eines gewaltigen Schiffbruchs. Spielend trugen die Wellen die vielen tausend Trümmer des in die Luft geflogenen Schiffes auf ihrem schäumenden Rücken und warfen dieselben an den schon ganz damit bedeckten Strand. Welch Allerlei der verschiedensten Gegenstände lag hier zusammengewürfelt durch einander! Die riesigen Maste des Schiffes, zum Theil noch in ansehnlichen Stücken, zum Theil von der Gewalt des Pulvers in Splitter kaum von der Dicke eines Fingers zerrissen, leere und volle Wasser-, Wein- und Biertonnen, Fetzen der Hängmatten, Tische und Stühle aus den Offizierskajüten ohne Lehnen und Füße, vergoldete Spiegelleisten, drei, viermal geborsten, Montirungsgegenstände, Hüte, Bretter und Planken aller Art, unzählige große und kleine Enden Tauwerk, Lappen von Segeln, getödtete Enten, Hühner, Kälber, Schafe, Alles über- und untereinander. Auch die großen Schiffsboote, in denen die gerettete Mannschaft an's Land gekommen, waren auf den Strand gezogen. Einwohner von Eckernförde fielen über diese reiche Beute her und schleppten Sachen aller Art, so viel sie erwischen konnten, nach Hause. Da aber diese Plünderung zulezt ausartete und viele Sachen, die man noch recht gut zum Bau einer kleinen Korvette wieder benutzen konnte, z. B. die vielen Kupferplatten und Bolzen, verschleppt wurden, stellte man starke Posten sachsen-meiningischer und reußischer Infanterie zur Bewachung des Strandes aus. Seltenes Spiel des Schicksals! meiningische und reußische Soldaten zündeten ihre Wachfeuer mit den Trümmern des größten dänischen Linienschiffes an und tranken lustig das kräftige Bier, das für die dänischen Matrosen gebraut war.

Uebrigens waren nicht alle Stücke des aufgeflogenen Schiffes in die See gefallen; mehrere tausend Schritte entfernt fand man vieles auf dem Lande zerstreut. Hat man doch viele Stücke der Leichen der mit in die Luft gegangenen 175 Menschen in einem Gehölze gefunden, das über eine Viertelstunde vom Kampfplatz entfernt liegt, sind doch brennende Papiere bis auf ein eine halbe Meile entferntes Gut geflogen und hätten dort fast ein Dach angezündet. Aber welche Kraft müssen auch die 6000 Pfund, die aufgingen, gehabt haben! Ueberall sieht man Spuren davon. So sind z. B. mehrere Zoll dicke eiserne Stangen von einander gerissen, dicke kupferne Platten zusammengerollt, als wären sie von Papier.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Die Socialisten.

Die sogenannte Volksbank des berüchtigten Proudhon hat nicht lange Bestand gehabt; sie ist bereits wieder eingegangen, und die Leute, welche dem Manne ihr Geld gegeben haben, müssen froh seyn, wenn er sein Versprechen, es ihnen sobald als möglich zurück zu erstatten, zu erfüllen im Stande ist. Sein Blatt ist zu Geldbußen verurtheilt, die sich zusammen auf eine

ansehnliche Summe belaufen, und die Volksbank hatte bisher troz so vieler herrlicher Verheißungen nur etwas über siebzehntausend Francs eingenommen, womit sie wahrlich keine großen Unternehmungen machen konnte. Man kann denken, wie sich die Tageblätter anderer Parteien über dieses armselige Resultat einer Anstalt lustig machen, an welcher das Heil der französischen Nation hängen sollte. Proudhon war nicht einmal im Stande, die täglichen Kosten derselben, welche sich auf etwa fünfzig Francs beliefen, zu bestreiten, und dieß waren doch bloß die Comptoirkosten. Da nun zu gleicher Zeit Cabet aus Nordamerika den übeln Erfolg seines Ikariens meldet, und daß sich die Expedition nach dem gehofften, aber nicht gefundenen Paradiese an einen ruhigen Ort am Missisipi zurückgezogen habe und sich daselbst anbauen wolle, gerade wie es alle aus Europa Ausgewanderten dort machen, so ist es wirklich schade, daß Considérant, der von der Nationalversammlung einen Landstrich von zwölfhundert Hectares und hunderttausend Francs verlangt hat, um einen Versuch mit seinem Phalanstère zu machen, dieselben nicht erhalten hat. Es wäre unterhaltend und belehrend gewesen, auch dieses Luftschloß in Dunst aufgehen zu sehen, und einen neuen Beweis von der Unhaltbarkeit aller jener socialistischen Träumereien zu erleben, durch welche seit Einführung der Republik das Land beglückt werden sollte. Considérant hätte vor einiger Zeit gerne vier Sitzungen in Anspruch genommen, um der Nationalversammlung seinen Plan zur Beglückung der Menschheit zu entwickeln; man konnte sich aber vor einigen Tagen kaum entschließen, ihn zwei Stunden lang anzuhören, und wenn man bedenkt, daß so viele andere Fragen drängen, und eine französische Versammlung wenig Geduld zu haben pflegt, wenn sie socialistische Plane anhören soll, so muß man gestehen, daß sie ihrem Herrn Kollegen schon viel zugestanden hat. Man hat ihm bemerklich gemacht, der Staatsschatz könne nicht dazu dienen, alle Plane, welche die Einbildungskraft der Socialisten ausheckt, im Lande zu verwirklichen, und es sey nicht anders als billig, daß die, welche dergleichen Projekte entwerfen, sie auf eigene Kosten oder auf Kosten ihrer Anhänger ausführen und durch die That die Vortrefflichkeit derselben erweisen. Proudhon hat freilich nichts vom Staate verlangt, und jezt, da sein Plan völlig gescheitert ist, ein Unglück, das er allerdings nicht dem Plane selbst, sondern den erlittenen Verfolgungen zuschreibt, läßt er denselben fahren; es hat sich aber, wie es scheint, eine Gesellschaft von Socialisten zusammengethan, welche zwar keine Volksbank, wohl aber eine Association von Arbeitern, eine Mutualität, wie sie es nennen, in's Werk setzen will, wahrscheinlich nach den Ideen des geflüchteten Louis Blanc, der im vorigen Jahr eine Zeitlang im Luxemburg seine Ideen weitläufig auseinandersezte und bei den Arbeitern so populär geworden war, daß sie den kleinen Mann auf den Händen trugen. Ueberhaupt ist jezt das Associiren der Arbeiter sehr an der Tagesordnung, und es werden fortwährend neue Handwerkerverbindungen angekündigt, welche mit Beseitigung der Meister die in ihr Fach einschlagenden Arbeiten übernehmen und Werkstätten und Magazine eröffnen. Natürlich steht es den Meistern frei, ähnliche Verbindungen unter sich oder mit Kapitalisten oder auch mit Gesellen zu stiften. Bekanntlich hat im vorigen Jahre die Nationalversammlung eine bedeutende Summe zur Aufmunterung solcher Vereine unter den Handwerkern ausgesezt, und diese Vereine sollen künftig auch, wenn der Staat öffentliche Arbeiten den Mindestfordernden zuschlägt, zugelassen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Westphalen, April.

(Fortsetzung.)

Das sociale Leben.

Die Erbpächter sind, wie schon erwähnt worden, dadurch unabhängiger geworden, daß sie ihre Kühe zum Ziehen verwenden. Die „Ehrenfuhren," wie das Führen der Leiche, des Hochzeitwagens u. s. f., besorgt indeß nach wie vor der Bauer. Auch bequemt sich derselbe wohl gegen gute Bewirthung zu außerordentlichen Fahrten. Die Neubauer sind ganz unabhängig, nehmen aber, wie sich das von selbst versteht, eine untergeordnete Stellung in der Gemeinde ein, da ja die Wucht der Lasten und Abgaben auf den Schultern der Bauern ruht, und der westphälische Bauer die moderne Schätzung nach Köpfen nicht kennt. Die Handwerker arbeiten gegen Tagelohn und Kost in den einzelnen Häusern. Die geehrtesten von ihnen sind Tischler und Schmiede. Leztere arbeiten aber nicht gegen Tagelohn, sind in der Regel kleinere, jedoch vermögende Bauern, und stehen im Ruf der Zauberei, ein Loos, das sie mit den Schäfern theilen. Der Unterschied zwischen beiden ist nur der, daß der Schäfer seine geheimnißvollen Künste zur Heilung von Krankheiten und zu Entzauberungen verwendet, der Schmied dagegen Rath weiß, um den Dieb ausfindig zu machen und auf eine ebenso geheimnißvolle Weise zu züchtigen. Ein merkwürdiger Glaube, der so oft erschüttert worden ist, und sich immer von neuem wieder geltend gemacht hat.

Allgemeinen Zwecken des Dorfes dienen hauptsächlich folgende Personen. Zuerst der Schulmeister. Wie ich häufig aus den Erzählungen alter Leute habe schließen können, haben die Schulmeister des vorigen Jahrhunderts nicht selten tiefere Blicke in die Schwarzkunst gethan. Jezt sind sie ganz moderne Figuren, und für den Beobachter des Volksthümlichen nur insoweit von Interesse, als sie bei der Dorfjugend auf Ausrottung alles Volksthümlichen, als da sind alte Sagen, Mährchen, Lieder, Gebräuche u. s. f., hinarbeiten. Bei den Hochzeiten, zu welchen sie von den Bauern meist eingeladen werden, haben sie das Amt, die freiwilligen Gaben der Gäste zu verzeichnen. — Der „Feldschütter" wird gewählt aus der Zahl der Neubauern oder Erbpächter, und hat zum Lohn für seine Mühen das Recht, nach der Erndte zu sammeln. Hat er seinen Dienst gut verwaltet, so wird es mit dem Geben nicht so genau genommen; ist er hier oder da nachlässig gewesen, so wird ihm selbst das Schuldige nicht ohne handgreifliche Ermahnungen verabreicht. Der Koch des Dorfes, d. h. derjenige Einwohner, der bei Hochzeiten, Kindtaufen und andern Schmausereien die Küche zu besorgen hat, ist gewöhnlich zugleich Leichen- und Hochzeitbitter, ein Kötter, und wenn es seyn muß, die lustige Person bei den Schmausereien. Zu seinem Amt ist eine gewisse Gewandtheit und Geistesgegenwart erforderlich, weil er sich sehr oft als Volksredner bewähren muß. Sobald nämlich bei den hochzeitlichen Gelagen das Essen beendet und das Trinken im besten Zuge ist, nimmt er die eiserne Feuerschüppe, schlägt damit an die „Wendesäule" des Herdes und beginnt, sobald die Gäste die erforderliche Aufmerksamkeit beweisen, eine drollige Rede des Inhalts, daß man nunmehr, nachdem man sich satt gegessen und ziemlich vollgetrunken habe, auch des Kochs, der Alles so tadellos bestellt, durch freiwillige Gaben zu gedenken habe. Weiß er seine Worte so zu setzen, daß er allgemeinen Beifall erndtet, so ist sein Lohn ansehnlich, weil der eine oder andere Bauer beim Trinkgelage nicht so genau rechnet, als er sonst zu thun pflegt.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 108. Sonnabend den 5. Mai 1849.

Quanto quisque sibi plura negaverit,
Ab Dis plura feret.
Horaz.

Aus London.

Die Naturforscher haben längst die Entdeckung gemacht, daß den Körpern ein verborgener Wärmestoff inwohne, der erst durch chemische Verwandtschaft entbunden und zu Tage gefördert wird. Will Jemand die Sache bezweifeln, so braucht er zu seiner Belehrung und Ueberzeugung nur ein Stück ungelöschten Kalks in die Hand zu nehmen; dasselbe wird sich nicht besonders warm anfühlen; dann werfe er es in etwas kaltes Wasser, rühre es mit dem Zeigefinger um und der Finger wird ihm bald eine Empfindung von dem beibringen, was die Naturforschung unter latenter Wärme versteht. Daß dem Gelde eine solche versteckte Eigenschaft beiwohnt, soll vor noch längerer Zeit gefunden worden seyn. Wenigstens ist die Redensart sehr alt: das Geld brennt in der Tasche. Ich erkannte die Wahrheit derselben namentlich während des ersten Jahres meines Aufenthaltes in London. So oft ich eine ungewöhnlich große Summe bei mir hatte, erhizte sie sich nach und nach zu einem solchen Grade, daß ich, um mein Taschenfutter zu retten, mich in den nächsten Laden oder in die nächste Taverne zu flüchten und des versengenden Metalls zu entledigen pflegte.

Eines Tages, auf dem Wege nach der City, erhielt ich in der Regentstraße eine halb und halb verloren gegebene Zahlung. Dieses unerwartete Ereigniß war mir keineswegs unangenehm, und in meiner Heiterkeit ging ich langsamer als vorher die Reihe der prächtigen Verkaufsgewölbe hinab, bis ich vor einem Magazin fertiger Kleidungsstücke stehen blieb, gefesselt von einer Sammetweste, die ganz nach meinem Geschmacke war — Preis ungefähr vierzehn Thaler. Ich wollte sie nicht kaufen, nein, sie war mir zu theuer; aber je länger ich sie betrachtete, desto heißer wurde es mir in der linken Beinkleidertasche, der Bewahrerin des empfangenen Geldes. Ich nahm es heraus, steckte es in die rechte Tasche und sezte meinen Weg fort bis zu einem funkelnden Juwelirladen, hinter dessen Schaufenstern eine Menge goldene Dinge lagen, die mir gefielen und die ich brauchen konnte. Auf einmal drohte die rechte Tasche in Feuer aufzugehen. Da rollte ein Omnibus heran; er fuhr in die City. Ich riß mich von dem goldenen Plunder los und sprang in den Wagen. Das Rütteln löschte die Flamme, mochte aber für den lieblichen Duft, welcher kurz nach meinem Aussteigen in Cornhill mir an Birchs Restauration entgegen kam, mich doppelt empfänglich gemacht haben, und da ich der Sammetweste und der Uhrkette widerstanden, war ich nicht mehr stark genug, der Schildkrötensuppe zu widerstehen.

Schildkrötensuppe bei Birch! Ich hatte oft davon gehört, weder aber sie, noch überhaupt je Schildkrötensuppe gegessen, diese mit einem Londoner Alderman, mit dem Lord Mayor und seinem Diner so eng verknüpfte Schüssel. Jezt wollte ich das glorreiche Gericht kosten, und nach dem mystisch schwelgerischen Mahle ein Glas Punsch. Birch's Punsch ist eben so berühmt wie seine Schildkrötensuppe. Das Geld in meiner Tasche hüpfte und ich eilte es los zu werden.

Welcher Unterschied zwischen den Restaurants des Westendes und der City! In jenen Teppiche auf den Dielen, weich gepolsterte Bänke und venetianische Spiegel, dünne Suppen, schale Fische und halbgedünstetes Fleisch; in lezteren mit Sägespänen bestreute

Dielen, nackte Bänke und kahle Wände, Schildkröte, Austern und Wildpret. Im Vorhause bei Birch ruhte eine lebende, mächtige Schildkröte auf Stroh; in der Küche funkelten die kupfernen Kasserolen, loderten die Feuer, glühten die Kochmaschinen und wurden die Teller sorgsam gewärmt. Aus der Küche trat ich in das Suppenzimmer. Nichts von Pfefferkuchenvergoldung und Firlefanz, aber Alles gewissenhaft rein; nichts Buntes, aber Alles nett; blüthenweißes Tischzeug, Krystallwasser in Krystallkaraffen und weiße Porzellanteller mit gerösteten Brodschnitten. Ich sah nicht den alten wohlbeleibten Herrn in dem dunkeln Winkel, welchen ich später gewahrte; aber ich hörte das Behagen, womit er seine Suppe schlürfte, und das Husten einer ältlichen Dame unweit der Thür war Folge eines Versehens des Kellners, welcher ihr zweites Glas Punsch ein klein wenig zu stark gemacht hatte. Ich wählte meinen Platz, aber obgleich das Geld in meiner Tasche weiß zu glühen schien, bestellte ich weder Suppe noch Punsch, sondern fragte, was beides koste. „Drei und einen halben Schilling die Suppe, zwei Schillinge der Punsch." Ich fügte im Geiste einen halben Schilling für den Kellner hinzu, erachtete zwei Thaler zu viel für eine Thorheit und war alsbald wieder auf der Straße.

Mir war unendlich wohl. Es war das Wohlgefühl der Zufriedenheit mit mir selbst, kein Verschwender gewesen zu seyn inmitten von tausend Hungernden. Ich ging weiter und kam zu einem gewöhnlichen Speisehause. Wie immer stand ein Haufe armer Menschen am Fenster, sich weidend an den vollen Schüsseln, an dem saftigen Schinken und dem markigen Lendenbraten. Unter den Knaben, die im Kreise standen, sah mir einer besonders hungrig aus, und doch lag keine gemeine Begehrlichkeit in seinem Blicke. Er stand gekrümmt, die Hände auf dem Rücken; gewiß hungerte er sehr und ich winkte ihn zu mir in's Speisehaus. Nach kurzem Zögern kam er. „Zweimal Suppe," sagte ich zum Aufwärter, „zweimal Rindfleisch mit Kartoffeln, zweimal Brod und einmal Salat." — Warum nur einmal Salat, und diesen für mich? — Weil ich die gegenwärtig grassirende Nivellirungssucht nicht theile, weil ich einen Unterschied der Stände für nothwendig, das Geltendmachen desselben im geselligen Verkehre für Pflicht halte, weil ich zwischen reich und arm, zwischen hoch und niedrig eine, wenn auch noch so schmale und feine Grenzlinie fordere und in vorliegendem Falle der Salat diese Grenzlinie seyn sollte.

„Hätte ich einen Löffel," sagte der Knabe, als der Aufwärter ihm die dampfende Suppe vorgesezt, „so könnte ich bequemer essen." — Ich befahl dem Aufwärter, einen Löffel zu bringen. „Daß du ihn nicht stiehlst!" drohte derselbe, dem Knaben den Löffel hinwerfend. — „Wäre ich gewohnt, Löffel zu stehlen," erwiderte der Knabe und das Blut trat ihm in die bleichen, hohlen Wangen, „so hätte ich heute nicht bis jezt hungern müssen." — Man hat England im Allgemeinen und London insbesondere den Vorwurf gemacht, daß, wenn Armuth überall ein Unglück, sie hier ein Verbrechen sey. Damit hängt eine Volksunsitte zusammen, welche die Armuth hier drückender und schmerzlicher macht als anderwärts. Der Geringe sucht einen Genuß darin, sie den Geringern, der Arme, sie den Aermern empfinden zu lassen.

(Fortsezung folgt.)

Deutsche Flottenbilder.

(Fortsezung.)

Nur etwa zweihundert Schritte von der Stelle des Strandes, wo die Schiffstrümmer antrieben, liegt die „Süderbatterie," deren Feuer im Gefecht so wirksam gewesen war. Als wäre ein schlechtgeführter Pflug hier herumgegangen, so zerwühlt ist von den feindlichen Kugeln die Feldfläche und die äußere Brustwehr; die Pallisaden, welche die Batterie umgeben, sind halb zerschossen, das Blockhaus in derselben droht den Einsturz, die Spitze des Ofens, in dem die Kugeln, die den Christian VIII. anzündeten, glühend gemacht wurden, ist abgeschossen. Die ganze Batterie bot ein Bild der gräßlichsten Verwüstung; aber die dreißig Kanoniere, die mit Hülfe von dreißig Mann des dritten schleswig-holsteinischen Reservebataillons Tags zuvor diesen Kampf so siegreich bestanden hatten, waren schon wieder frisch und munter und sangen und jubelten und besserten rüstig ihre Schanzen aus, denn ein neuer Angriff dänischer Schiffe war jeden Augenblick zu befürchten. Nur taub vom unaufhörlichen Gekrache waren fast Alle noch, und zwei oder drei, die von herumfliegenden Splittern verwundet worden, trugen den Kopf oder den Arm in der Binde. Nach dem Tode des wackern Preusser, der bekanntlich mit dem Linienschiff aufgeflogen, kommandirte hier der Unteroffizier Stinde, der als zweiter Befehlshaber das gestrige Gefecht mit geleitet hatte, ein junger, gebildeter Mann, der früher sich der Oekonomie gewidmet und erst im vorigen Frühling zur Vertheidigung seines Vaterlandes die Waffen ergriffen hatte. Kommandant beider Batterien, die durch den Meerbusen von einander getrennt sind, war der Hauptmann Jungmann, ein in schleswig-holsteinische Dienste getretener preußischer Artillerieoffizier, direkt aus der

Türkei, wo er die Befestigung eines Dardanellenschlosses geleitet hatte, hieher gekommen. Aber auch die Geschicklichkeit und Tapferkeit der halben nassauischen Batterie, die in den lezten zwei Stunden des Gefechtes so thätig mitwirkte, wurde von allen Augenzeugen rühmend anerkannt. Arg zerschossen war auch die deutsche Fahne, die auf der Schanze der Süderbatterie flattert. Zwei Kartätschenkugeln waren durch das Gold, eine durch das Schwarz derselben gegangen und der Fahnenstock selbst war umgerissen, aber vom Unteroffizier Stinde mitten im Feuer wieder aufgepflanzt worden. Unsere Farben müssen sich erst im Feuer als ächt erproben. Das Roth muß sich mit feindlichem Blute, das Schwarz mit dem Pulverdampf der Geschütze vermählen.

Kaum konnten wir uns von diesem Schauplatz eines so bedeutungsvollen Kampfes losreißen, immer fesselte wieder ein neuer Gegenstand unsere Aufmerksamkeit, gab es noch weitere Fragen an die Soldaten zu richten. In ihrer ächt norddeutschen, etwas langsamen Weise, weit entfernt von jeglicher Ruhmrednerei, erzählten uns die braven Bursche den Hergang. Einer derselben meinte, das Schlimmste bei der ganzen Sache sey gewesen, daß sie gar kein Mittagessen bekommen hätten; ein anderer beklagte sehr den großen Topf mit Butter, den ihm die Mutter erst vor wenigen Tagen geschickt und den die Dänen nun entzwei geschossen. Daß sie nicht alle erschossen worden, komme daher, daß sie das Aufblitzen der feindlichen Kanonen immer zuvor gesehen und sich dann hinter der Brüstung der Schanzen platt niedergeworfen. So seyen sie zwar jedesmal mit Erde und Schmutz ganz bedeckt, aber nicht getroffen worden. Wie furchtbar aber der Kugelregen gewesen seyn muß, geht daraus hervor, daß allein der Christian VIII. 72 volle Lagen mit je vierzig schweren Geschützen gegen die Süderbatterie gerichtet, diese aber aus ihren vier Geschützen an 430 Schüsse gethan hat. Zu einer gewissen Zeit konnte man nur noch mit zwei Geschützen feuern, da die zwei andern durch die feindlichen Kugeln von den Lafetten geworfen waren. Man benuzte aber rasch den zweistündigen Waffenstillstand um Mittag, um Alles wieder in Ordnung zu bringen.

Mit herzlichem Händedruck verabschiedeten wir uns endlich von den Männern, die dem deutschen Namen so viel Ehre erworben, und wanderten wieder dem Städtchen zu, wo das Gewühl der neugierigen Fremden sich allermittelst noch gesteigert hatte. Manche interessante Einzelheiten erfuhr man hier über den gestrigen Kampf, der alle Gemüther noch bewegte. Eckernförde selbst hat nicht sehr gelitten, obgleich an zweihundert Kugeln von den dänischen Schiffen in die Stadt geflogen sind. Nur einige Schornsteine, Dächer, Eckpfeiler sind dabei beschädigt und eine alte Frau ist im dänischen Invalidenhause, das durch seine Lage dem feindlichen Feuer sehr ausgesezt war, erschossen worden. Uebrigens haben die Bürger der Stadt mit ehrenwerthem Muthe erklärt, man möchte auf sie und ihr Eigenthum keine Rücksicht nehmen, sondern den Kampf bis zur Uebergabe der dänischen Schiffe fortsetzen, wenn auch ganz Eckernförde dabei zu Grunde ginge. — Interessant war es auch, die dänischen Gefangenen zu sehen, die, etwa tausend an der Zahl, in der Kirche von Eckernförde einstweilen untergebracht waren. Es waren darunter viele tüchtige, ächt verwetterte Seeleute vom Kopenhagener „Holm," bekannt als die besten Kriegsmatrosen der Welt, aber auch viele, die man mit Gewalt gepreßt hatte und die zum Theil früher nie einen Fuß auf eine Schiffsplanke gesezt hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Westphalen, April.

(Schluß.)

Das sociale Leben.

Das Amt des Schulzen oder „Vorstehers" wechselt unter den Altbauern und trägt nichts ein. Seine Boten sind oft originelle Individuen, die ihr Amt mehr der Ehre als des Verdienstes halber gewählt haben. Die Hebamme des Dorfes ist meist eine Säuferin, oder wird dazu allmählig herangebildet. So erhält sie bei den Kindtaufen von jedem der Gevattern ein Stück Geld, das dieser in ein großes Glas Branntwein wirft und das sie nicht eher in Besitz nehmen kann, als bis sie das Glas geleert hat. Eine ebenso liederliche Person ist der „Musikant," obwohl nicht jedes Dorf einen solchen hat. Vor allen Dingen muß er im Lügen und Aufschneiden zu Hause seyn. Nachtwächter sind bis jezt noch nicht üblich geworden.

Wir haben im Bisherigen die verschiedenen Elemente der Bewohnerschaft eines Dorfes aufgezählt, und das sociale Verhältniß

des Hauptelements zu den übrigen Elementen nüchtern und prosaisch dargelegt, wie denn das Verhältniß selbst ein höchst nüchternes und prosaisches ist. Es kommt aber auch noch das Verhältniß der Haupthöfe zu einander in Betracht, die Art und Weise, wie der Bauer durch Sitte und Herkommen an den Bauern gefesselt ist. Diese gegenseitige Beziehung der Hofatome zu einander ist aber mehr eine geistige, eine mehr gesellige als sociale. So hat jeder Bauer für seinen Nachbar, für seine Verwandten, ja für jeden Bauern des Dorfes gewisse Dienstleistungen zu verrichten, ohne daß diese Dienstleistung als Hauptsache den damit verbundenen traurigen oder freudigen Ereignissen gegenüber in den Vordergrund zu treten vermöchte. Zweckmäßiger behandeln wir deßhalb diese Seite des socialen Lebens in einem andern Abschnitte, in dem wir das gesellige Leben darzulegen gedenken. Das gesellige Leben ist die Frucht des socialen, ist als ein reiches und mannigfaltiges nur auf einer tüchtigen socialen Basis möglich; aber es ist das gesellige Leben auch hinwiederum der das sociale Leben bestimmende Geist, also daß das sociale Element ohne das gesellige die wahre Weihe und damit den Grund seines Daseyns verliert. In der socialen Welt wird in unsern Tagen viel reformirt, wenigstens mit Worten, aber Eines wird stets vergessen, daß nämlich eine Reform socialer Verhältnisse von einem gesunden nationalen Leben getragen seyn will. Das mechanische Zurechtlegen des Lebens ist der Uebergang des Lebens zum Tode, deutet auf den beginnenden Zersetzungsprozeß hin, der bekanntlich erst mit dem Tode seinen Anfang nimmt. Lehrt das Volk fröhlich seyn und sich seines eigenen Daseyns freuen, und die socialen Mißverhältnisse werden sich von selbst heben.

H. V.

Paris, April.

(Fortsetzung.)

Die Legitimisten. — Der englische Besuch. — Der Prophet.

Die legitimistische Partei, welcher doch sonst jede Neuerung bedenklich vorkommt und die sicher lieber das alte Zunft- und Gildenwesen wieder herstellen möchte, wenn es von ihr abhinge, hat die Nothwendigkeit begriffen, in die neuen Ideen und Plane etwas einzugehen, sich ebenfalls des Associationswesens zu bemächtigen und dasselbe zu patronisiren. Vermuthlich gedenkt sie wie andere Parteien sich der Handwerksvereine zu ihren politischen Zwecken zu bedienen und wenigstens einen Theil der arbeitenden Klassen durch dieses Patronat zu ihrer Verfügung zu bekommen. So hat denn Graf v. Larochejaquelin einen Associationsplan für Handwerker entworfen und bekannt gemacht, und angefangen Gelder dafür zu sammeln, und da die Partei immer jede Gelegenheit benuzt, um ihren Herzog von Bordeaux sprechen zu lassen, so ist auch alsbald ein Schreiben aus Frohsdorf eingelaufen, in dem der Prätendent Heinrich den Plan gutheißt, Geld einschickt und bedauert, daß er zur Linderung der allgemeinen Noth in Frankreich nicht mehr thun könne. Dem kleinen Hofe zu Frohsdorf scheint die Zeit lang zu werden, da die Stunde des Einzugs in Frankreich sich immer wieder hinausschiebt. Seine Schmeichler hatten dem Prätendenten weiß gemacht, die Republik könne unmöglich länger als einige Monate dauern, und nicht lange, so werden sich an der Grenze alle Schlagbäume öffnen, damit der Prätendent Besitz vom leeren Throne nehmen könne. Die Legitimisten haben sich jedoch selbst getäuscht, oder absichtlich den Prätendenten hintergangen; dieser ist aber nicht der einzige, der mit leeren Hoffnungen hingehalten wird. Auch die bonapartistische Partei ist noch lange nicht an ihr Ziel gelangt, und es bleibt sehr zweifelhaft, ob es ihr troz aller Bemühungen gelingen wird, aus ihrem Prätendenten mehr als einen Präsidenten auf drei Jahre zu machen. So lange die sogenannte rothe Republik nicht wieder zu den Waffen greift und ihre Theorien bloß durch die Presse durchzusetzen sucht, haben die monarchischen Parteien allerdings keine große Angst vor ihr, und sie suchen ihre eigenen Plane zu verfolgen, ihre verschiedenen Prätendenten vorzuschieben, aber sie stehen dabei einander im Wege. Deßhalb räth ihnen Guizot von London aus, wo auch er seinen Prätendenten in petto hat, einstweilen an die Zukunft gar nicht zu denken, sich bloß mit der Gegenwart zu beschäftigen und die bürgerliche Gesellschaft vor den socialistischen Umwälzungen zu bewahren. Dieser Rath ist nun freilich bald gegeben, aber nicht so leicht ausgeführt; denn jede monarchische Partei tritt dem Bund gegen die rothe Republik nur bei, um ihren Prätendenten auf den Thron zu setzen, und nebenbei, um ihr Eigenthum nicht zu verlieren.

Zwei Tagesbegebenheiten haben in den lezten vierzehn Tagen die politischen Debatten und Wirren auf Augenblicke unterbrochen: der Aufenthalt der fünfhundert Engländer, welche den Einfall hatten, den im vorigen Jahr von der hiesigen Nationalgarde den Londonern abgestatteten Besuch zu erwiedern, und dann die erste Aufführung der seit Jahren verheißenen Meyerbeerschen Oper, „der Prophet oder die Wiedertäufer.“ Was den Besuch der Engländer betrifft, so hat derselbe eigentlich gar nicht die Bedeutung, welche der Besuch der Nationalgarde in England hatte; denn die Nationalgarde ist eine vom Staat anerkannte und geleitete Anstalt, und steht in bedeutendem Ansehen; wenn also ein Theil derselben sich nach England begab und dort in der Montur auftrat, so hatte dieser Besuch etwas Feierliches. Die nach Frankreich gekommenen Engländer dagegen sind bloße Reiselustige, die sich zu diesem Ausfluge vereinigt haben. Man hat sie auf Subscription traktirt, und der Präfekt des Seinedepartements, als oberster Beamter der Hauptstadt, hat ihnen eine Soirée gegeben. Uebrigens werden sie sich vortrefflich amüsirt haben, denn an Belustigung fehlt es in Paris niemals, und für Engländer ist schon der Umstand sehr ergötzlich, daß sie den Wein drei- oder viermal wohlfeiler hier trinken als zu Hause. — Für die Aufführung des Meyerbeerschen Propheten war der Zeitpunkt eben nicht der günstigste, und der Tonkünstler sowohl als die Operndirektion wären besser gefahren, wenn die Oper schon vor zwei Jahren hätte aufgeführt werden können. Damals lebte man in Ruhe und eine dramatische Neuigkeit war noch im Stande die Geister aufzuregen. Seitdem hat sich die Zeit gar sehr geändert, und man hat nicht Seelenruhe genug in den Stürmen der politischen Welt, um eine große musikalische Composition, die man mehrmals hören müßte, um sie gehörig zu beurtheilen, nach Verdienst zu schätzen. Nach der ersten Aufführung urtheilten einige Kritiker, die neue Oper Meyerbeers komme seinen frühern, besonders seinem Robert dem Teufel, bei weitem nicht gleich, und der Tonkünstler scheine es zu keiner klaren Entwicklung seiner musikalischen Phantasien zu bringen, sondern meist nur dunkle Gedanken an einander zu reihen; auch tadelt man die von ihm eingeführte besondere Art des Recitativs.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 32.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 109. Montag den 7. Mai 1849.

— See the brave fleet
With silken streamers the young Phoebus fanning! —
Grapple our minds to sternage of this navy!

Shakespeare.

Deutsche Flottenbilder.

(Fortsetzung.)

Die Stimmung der Leute war sehr verschieden; manche sahen ernst und niedergeschlagen aus und finsterer Trotz sprach aus ihren Gesichtern; andere waren heiter, pfiffen und sangen, und sagten uns, sie freuen sich gefangen zu seyn, es sey hier viel besser als auf dem Schiffe. Aeußerlich waren fast alle furchtbar anzusehen; ihre Gesichter waren vom Pulverdampf geschwärzt, die Augen vom Rauch und der Hitze in den engen niedern Schiffsräumen roth unterlaufen, die Kleider so zerrissen und beschmuzt, daß man kaum ihre Farbe erkennen konnte, dabei waren manche leicht verwundet und hatten Arme und Köpfe dicht umwickelt. Die schwerer Verwundeten hatte man sogleich in das Militärlazareth gebracht und sie dort ganz wie unsere Soldaten verpflegt und behandelt. Alle Offiziere, neunzehn an der Zahl, waren frei auf Ehrenwort und wohnten im Gasthause. Die, welche ich sah, waren sehr niedergeschlagen und verstimmt. Den Kapitän Meyer, Befehlshaber der Gefion, dem ich in der Stadt begegnete, mochte ich nicht anreden, obgleich ich mit ihm bekannt bin und er mir einmal das dänische Wachtschiff auf der Elbe, das er lange befehligte, gezeigt hatte. Beim Hamburger Brande hatte er sich mit seiner Mannschaft durch rasche und unerschrockene Hülfe sehr ausgezeichnet.

Die Zeit drängte, beim Scheiden warfen wir noch einen freudigen Blick auf die eroberte erste deutsche Fregatte mit ihrer schönen Flagge und eilten dann jeder seiner Bestimmung zu, mein Gefährte zu seinen Soldaten, ich nach den nördlichsten Gegenden der Herzogthümer.

II.

Die Nordseeflotte vor Bremen.

Bremerhafen ist eine wahre Hafenstadt. Man sieht nichts als Schiffe, oder was auf das Seewesen Bezug hat, im kleinen, aber ungemein lebhaften Ort. Mast an Mast liegen hier die großen Amerika-, oder Ostindien-, oder Südseefahrer, die Bremen in so großer Menge aussendet. Eine Menge Flaggen sind hier vertreten, und auch die schwarz-roth-goldene sah ich zu meiner großen Freude auf dem Hauptmast manches stattlichen Dreimasters. Die Mehrzahl der Bremer Schiffe, welche nach Nordamerika fahren, wo unsere allgemeine deutsche Flagge bereits feierlich anerkannt ist, segelt schon unter diesem schönen Zeichen unserer Einheit. Am Strand herrscht die regste Thätigkeit; tausende von fleißigen Händen sind eifrig mit dem Einladen und Ausladen der verschiedensten Waaren beschäftigt. Aber nicht allein mit todten Waaren werden die hiesigen Schiffe befrachtet, die Mehrzahl der größern segelt ab mit lebendiger Fracht, mit deutschen Auswanderern. Bremerhafen ist wohl der Punkt des deutschen Vaterlandes, der die meisten Söhne desselben von ihm scheiden sieht. Tausende und aber Tausende betreten hier Jahr für Jahr zulezt den theuern Boden der Heimath, richten hier den lezten thränenden Blick auf die deutsche Küste.

Viel Interessantes erfuhr ich noch am Abend der Ankunft von den Schiffskapitänen, deren Gesellschaft ich aufsuchte; wackere, wohlerfahrene Männer, den

guten Ruf, dessen die Bremer Schiffskapitäne in so hohem Grade genießen, schon durch äußere Bildung bewährend. Der Abend verstrich mir sehr schnell in ihrer angenehmen Gesellschaft. Es war sehr kalt, als am andern Morgen die Schiffsglocke mich und meinen Gefährten, einen sehr unterrichteten jungen hannöverschen Seemann, der als Schiffsfähnrich in die deutsche Kriegsflotte eintrat, auf das Dampfboot rief, das uns nach Brake führen sollte. Dort war das vorläufige Ziel meiner Reise, die beiden Kriegsdampffregatten, welche die deutsche Centralgewalt erst kürzlich in England erstanden hatte.

Das gute Glück ließ mich auf dem Schiff einen Mann treffen, dessen Verdiensten Bremen so unendlich viel verdankt und durch dessen Energie Bremerhafen fast allein entstanden ist, den im deutschen Vaterland mit Recht hochgeehrten Bürgermeister Schmidt, und gerne hätte ich gesehen, daß die Räder des Dampfers weniger rasch in die gelben Fluthen der uns entgegenströmenden Weser eingegriffen hätten. Der Fluß ist zwischen Bremerhafen und Brake sehr breit, die Ufer sind flach und ohne besondern Reiz. Interessant ist aber das geschäftige Leben auf und am Strom; man fühlt so recht, daß man sich hier auf einer Hauptstraße des Weltverkehrs befindet. Viele große und unzählige kleine Schiffe aller Art begegnen einem fort und fort, manche dicht mit Auswanderern besezt. Die großen Seeschiffe können mit voller Ladung nur bis Bremerhafen gehen, es bedarf daher vieler kleiner Leichterschiffe, um ihnen die Fracht von Bremen aus zuzuführen; daher dieser geschäftige Verkehr.

Brake, ein kleines oldenburgisches Städtchen, von Bremen ebenfalls als Außenhafen benuzt, war in einigen Stunden erreicht. Von ferne schon fesselten zwei riesige Dampfschiffe, alle andern noch so großen Kauffahrer weit überragend, unsere Aufmerksamkeit. An ihrem Hintermast glänzte in der hellen Morgensonne das deutsche Banner. Es waren unsere zwei großen Dampffregatten, „Barbarossa“ und „Erzherzog Johann.“ Der Dampfer legte hier an und ich eilte auf unsere Kriegsschiffe. Nach einem tüchtigen Frühstück in der guten Hafenschenke, denn die Seeluft befördert gewaltig den Appetit, brachte mich mit wenigen Ruderschlägen ein Nachen an Bord des Barbarossa, auf dem ich den hier befehligenden Fregattenkapitän Brommy finden sollte.

Der Auftrag, der mich zu diesem führte, war rasch erledigt und gern willfahrte der gefällige Mann meiner Bitte, mir das Schiff zu zeigen. Der „Barbarossa,“ wie der neben ihm liegende „Erzherzog Johann,“ beides Dampfschiffe ersten Ranges, gehörten früher der englischen Paketschifffahrts-Compagnie zwischen Liverpool und Nordamerika, und hatten unter dem Namen „Britannia“ und „Acadia“ einen sehr guten Ruf unter den zahlreichen Schiffen derselben. Da bei ihrem Bau, wie fast bei allen größern englischen und nordamerikanischen Dampfschiffen, auf den Kriegsgebrauch Rücksicht genommen ist, so eigneten sie sich für den beabsichtigten Zweck vollkommen, und es bedurfte nur einiger Verzimmerungen, um sie zu tüchtigen Kriegsschiffen umzuwandeln.

(Schluß folgt.)

Aus London.

(Fortsetzung.)

Mit Unlust hatte ich die Drohung des Aufwärters, mit Vergnügen die Antwort des Knaben gehört. Ich hieß ihn noch vier vor dem Fenster hungernde Knaben hereinrufen. Zu seiner Strafe sollte der Aufwärter sie bedienen. Und die ganze Zeche, sagte ich zu mir, wird für uns Sechs höchstens sechs Schillinge betragen; dem Aufwärter gebe ich nichts. Mag seyn daß die Suppe, das Rindfleisch, die Kartoffeln, das Brod und der Salat minder lecker waren als bei Birch die Schildkröte und der Punsch; mir mundeten sie keinenfalls schlechter; sie waren unter den gegebenen Umständen gut genug für mich, und was der Gesellschaft am Gewähltseyn abging, ersezten mir die heitern Gesichter meiner fünf Jungen. Die Rechnung war überraschend billig; sie betrug nur fünf Schillinge zwei Pence. So vertheilte ich die von den sechs Schillingen verbleibenden zehn Pence gleichmäßig an die fünf Jungen, und jeder sagte beim Abschied: »God bless you, Sir!«

Als ich eine oder zwei Stunden später Holborn hinaufging, fragte eine Stimme neben mir: „Haben Sie vielleicht für einen armen Jungen etwas zu thun?“ Die Frage war an mich gerichtet, der Frager war mein erster Protegé im Speisehause. Wie konnte ich Arbeit für ihn haben, ich, ein Ausländer, der von der Feder lebte! Es gehört zu den schmerzlichsten Empfindungen, wenn der Wunsch, Gutes zu thun, von den dazu befähigenden Mitteln nicht unterstüzt wird, und diese Empfindung ist vorzugsweise das Loos derer, welche mit dem keiner helfenden Hand bedürfenden Mechanismus ihres Gehirns arbeiten. Der Kaufmann, der Handwerker, der Unternehmer — sie haben Gelegenheit den Fleiß zu beschäftigen und gutes Betragen zu belohnen, zu ihrem eigenen Vortheile Andern zu nützen. Nicht so, wem sein Gehirn und seine Feder Alles in Allem sind, dessen Hand allein dem Produkte seines Kopfes Ausdruck und Wirklichkeit geben kann. Er muß arbeiten, so lange er lebt, empfängt nur

Lohn, so lange er arbeitet, kann selten Jemand beschäftigen, noch seltener seinen Dank bethätigen. Indessen beschränkte sich doch bei mir die Möglichkeit, dem armen Jungen nützlich zu seyn, nicht auf den bloßen Wunsch. Neben meiner Wohnstube stand ein Kämmerchen leer; darin war eine Bettstelle mit Strohmatraze und Decke. Meine Wirthin, das wußte ich, würde das Fehlende für ein Billiges herbeischaffen und gegen die Aufnahme des armen Jungen nichts einwenden.

Wie schnell auch der Vorsatz in mir gekeimt hatte, und obgleich das ganze Wesen des Knaben mir gefiel, trat ich doch mit meiner Absicht erst hervor, nachdem er mir gesagt hatte, daß er eine vater- und mutterlose Waise sey, daß er sein nächtliches Unterkommen in einem gemeinen Logirhause suchen müsse, daß er noch keines Vergehens gegen das Eigenthum sich schuldig gemacht, und worin wesentlich sein Erwerb bestehe. Derselbe bestand Morgens und Abends in der Hülfleistung beim Ausheben und Einsetzen der Gewölbeladen. Selbst dazu war er nicht ohne Mühe und Drangsal gelangt. Nicht selten, wenn er zugegriffen, weil der Portier oder Lehrling einer Hülfe benöthigt schien, war er mit einer Ohrfeige oder einem Fußtritt abgefertigt worden. Statt dadurch sich abschrecken zu lassen, hatte sein kluger und praktischer Sinn Ohrfeige und Fußtritt als Aufgeld künftigen Verdienstes hingenommen. Aus den Schlägen war mit der Zeit ein unfreundliches Wort, aus diesem ein karger Dank, aus dem Danke ein Schluck Bier und eine Brodrinde, daraus zulezt ein halber oder ganzer Penny geworden. Da meine Wohnung zufällig in der Gegend seiner Kundschaft lag, willigte er doppelt gern in meinen Vorschlag; er gab mir keine Ursache, denselben zu bereuen, gewann sich in kurzer Frist die Gunst der Wirthin und zeigte mir eines Abends, wozu er seine ersten ersparten Pence verwendet.

Ich saß einsam mit meinen Gedanken im Halbdunkel meines Zimmers, als mein Stubennachbar eintrat, in der Linken ein brennendes Pfenniglicht und ein Dintenglas, unter dem Arm eine Schiefertafel und einen Bogen Papier, hinter dem Ohr eine geschnittene Feder. „Würden Sie so freundlich seyn," sagte er, „mir einige Buchstaben vorzuschreiben?" — Es gibt vielleicht wenige Dinge, welche dem Herzen wohler thun als das sichtbar werdende Bestreben eines Menschen, sich aus der Armuth emporzuarbeiten und mittelst seines Geistes sich in der Welt Bahn zu brechen. Im Geiste ist er dann schon unabhängig und auf dem rechten Wege, es auch im Fleische zu werden, während Einer, der mit seiner Unwissenheit, mit dem Brachliegen seines Geistes, mit dem Fortschlummern der ihm von Gott gegebenen Vernunft zufrieden ist, sein ganzes Menschseyn eigentlich in Frage stellt.

Als mein Schützling durch mich und seinen Fleiß wunderbar schnell schreiben gelernt und er im Rechenunterricht auf seiner Schiefertafel bis zu einfachen Brüchen vorgeschritten war, verließ er mich und sein Kämmerchen und wurde in einer der angesehensten Shawlhandlungen des Westende wohlbestallter Laufbursche. Diese Gewölbe gehören zu den glänzendsten Londons. Die orientalische Pracht ihrer Draperie, der herrliche Farbenwechsel an den Schaufenstern, der Reichthum und die Ruhe in der von Säulen getragenen Halle, die blanken Tische von Rosenholz, die Porzellanvasen mit künstlichen, der Natur abgelauschten Blumen und die krystallenen Kronleuchter versetzen die Phantasie in den Divan eines fabelhaften Kalifen und entrücken die Sinne dem Londoner Dunst- und Nebelkreise. Ich leugne es nicht, daß ich sehr gerne vor den Shawlgewölben stehen bleibe, und wenn Sonnabends mein Weg mich in der Regentstraße am stattlichen Portale von Swan and Edgar vorbeiführt, werfe ich immer einen langen, zögernden Blick in die innern Räume.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, April.

Wie es geht.

Die kürzlich schriftlich an mich gerichtete Frage eines norddeutschen Freundes: wie geht es in Wien? sezte mich in nicht geringe Verlegenheit. Dieselbe wuchs, als ich weiter las: „Was wird aus Oesterreich werden, dem Lande, das mir lieber ist als die wirkliche heimathliche Erde? Wird der Friede bald zurückkehren, und werden Oesterreichs Völker die Früchte so mancher Opfer endlich ruhig und glücklich genießen können? Werden Ungarn und Italien sich nicht beruhigen und ihr Bestes einsehen? Kommt Ihr junger Kaiser bald nach Wien? Werden sich Handel und Wandel wieder beleben? Wird Wien wieder das alte

gemüthliche werden?“ Und so ging das Fragen fort; aber schon bei den ersten Punkten wurde mir bang; bei andern ging mir das Herz weit auf, und es wollte mir gewissermaßen vormärzlich zu Muthe werden, d. h. es wurde mir so gemüthlich wienerisch um's Herz, wie in den Tagen, wo bei uns die Dame Politik keine erste Partie spielte. Ob mein norddeutscher Freund, der in Einem Athem mehr gefragt, als sich in langen Pausen antworten läßt, mit meiner Erwiederung zufrieden gewesen, weiß ich nicht. Was hätte ich ihm auf die erste seiner Fragen auch anders sagen können, als: wir haben eben zur Zeit noch den Belagerungszustand, und wenn Sie etwa nach Wien kommen, so nehmen Sie ja Taschen und Gepäck wohl in Acht; trotzdem, daß wöchentlich hunderte von Vagabunden von den Linien Wiens zurückgewiesen werden, wimmelt es hier von Gaunern, Industrierittern und Taschendieben; wie es scheint, eine von den Malerrungenschaften und eines der Barrikadenvermächtnisse. „Backhändl“ gibts zur Zeit auch wenige und darum schenkt wohl auch der Vorstadtpossendichter Elmar, derselbe, der seiner Zeit das holde Kind des Nordens, Jenny Lind, als „menschgewordene Lyra“ besungen, den Wiener Kapitalisten „Paperl“ auf Reisen um die Welt (eines der neuesten Kassen- und Spektakelstücke des Theaters an der Wien). Auch der Walzerkönig Strauß macht es wie heutzutage viele Fürsten und Herren dieser Welt: er ist auf Reisen gegangen und treibt in dem stockrepublikanischen Paris arglistige Reaktion, indem er den rothen Republikanern vormärzliche Wiener Walzer vorgeigt; ein für die arglosen Pariser höchst gefährliches Experiment, und ich fürchte, sie gehen in die gelegte Falle und tanzen sich wieder in die alte Monarchie hinein, was sehr vom Uebel wäre, d. h. für die Republikaner, nicht für Meister Strauß, der sich mit den Monarchen gar gut verträgt, und es unter Kaiser Ferdinand zum „Hofballdirektor“ brachte, obgleich er bereits „Walzerkönig“ war, ich weiß nicht ob von Gottes oder von Volkes Gnaden. Es geht übrigens in Wien überhaupt so, daß es in manchen Stücken gar nicht geht. So stecken noch immer die meisten Gewerbe, besonders diejenigen, die auf Luxusbedürfnisse angewiesen sind, oder den meisten Verkehr mit Ungarn und Italien unterhielten, und auch der Handel kann sich nicht erholen, wie er sollte und möchte, zumal donauabwärts, wo die Magyaren in dem die Donau beherrschenden Comorn einen sehr schwer zu beseitigenden Riegel vorgeschoben haben. — Auch die Wühler gehen nicht von hier fort; aber wie es so eben heißt, wird allen beschäftigungs- oder ausweislosen Fremden, insbesondere aber Ungarn, Italienern, Polen und Franzosen, diesen vier nationalen Hauptfaktoren der modernen Revolutionen, von Polizeiwegen, d. h. von der Sicherheitsbehörde, denn Polizei darf man in der nachmärzlichen Zeit nicht mehr sagen, der Laufpaß gegeben. Der einzige gangbare Artikel sind die sogenannten „Heuler,“ eine eigene Sorte nachmärzlicher Menschen. Ihre Koffer sind beständig gepackt, und ihr liebes Ich ist beständig auf dem Sprung, um sich bei dem geringsten Anschein von Gefahr, oder wenn die geheimen Bewegungen der rastlos operirenden demagogischen Maulwürfe in einzelnen stillen Zwischenräumen etwas hörbarer werden, sogleich wenigstens nach Hietzing oder Baden in Sicherheit zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Paris, April.

(Fortsetzung.)

Der Prophet. — Conzerte.

Dem Verfasser des Textes, dem berühmten Scribe, macht man es zum Vorwurf, daß er die Geschichte fast ganz bei Seite gelassen, und aus dem Oberhaupte der Wiedertäufer keinen fanatischen, von glühendem Religionseifer beseelten Sektirer, sondern einen Betrüger gemacht habe, wie Voltaire hinsichtlich Mahomeds in seinem Trauerspiele gethan. Dadurch habe er dem Tonkünstler all die schönen Motive religiöser Begeisterung entzogen und in das Ganze eine Kälte gebracht, welche nothwendig die Wirkung beeinträchtigen müsse. Ein anderer mißlicher Umstand ist, daß Meyerbeer nicht berechnet hat, daß eine Oper, um nicht Sänger und Zuhörer zu ermüden, mäßig lang seyn muß. Erst als es zu den lezten Proben kam, bemerkte man, daß die Oper sechs Stunden dauerte; sie mußte also beschnitten werden, wenn sie gefallen sollte. Das Abgeschnittene soll hinreichen, um ein Conzert zu füllen, in dem man dasselbe geben will, und dennoch sind einige Rollen noch so ermüdend für die Sänger, daß schon nach der zweiten Aufführung die Hauptsängerin, Madame Viardot, eine Frist begehrte, um sich zu erholen. Mit dieser großen Oper, welche Jahre lang so bedeutende Erwartungen erregt hat, so daß man glaubte sie werde als ein Meisterwerk zu den Wolken erhoben werden, könnte es also gehen, wie es mit lang und sehnsuchtsvoll erwarteten Dingen sehr häufig geht. Indessen ist es auch möglich, daß wenn das Publikum die Oper öfter gehört hat, und wenn der Tonkünstler die Sänger in Stand sezt ihre Rollen vorzutragen, ohne daß sie der Last erliegen, das Urtheil über Meyerbeers neue Leistung sich ändert, und daß der Prophet so viel Glück macht als Robert der Teufel. Einige Musikkenner in den Tageblättern sprechen mit Entzücken vom ländlichen Chor zu Anfang des Stücks, vom Traume Johanns, vom Auftritt zwischen ihm und seiner Mutter im Dom zu Münster, und einigen andern Nummern, die den besten Schöpfungen Meyerbeers an die Seite zu setzen seyen. An wohlwollenden Aeußerungen des Publikums hat es bei der ersten Aufführung keineswegs gefehlt; die meisten Arien und Chöre wurden lebhaft beklatscht und Sänger und Sängerinnen mehrmals gerufen. Aber lange und ernsthafte Opern können in der jetzigen bewegten Zeit nicht wohl Glück machen, und die große Oper ist auch an den Abenden, wo sie kein Ballet gibt, lange nicht so stark besucht als die komische Oper, welche kürzere und heiterere Stücke gibt. Aus demselben Grunde will es mit den großen Conzerten seit der Revolution nicht mehr recht fort, und die Conzertmusik beschränkt sich so ziemlich auf die im Wintergarten und andern Anstalten der Art aufgeführten Musikstücke, welche mehr für's große Publikum als für die Musikkenner bestimmt sind. Das Musikconservatorium hat zwar wie bisher einige Conzerte gegeben, und es hat dabei nicht an Zuhörern gefehlt; aber sie machen bei weitem nicht mehr so viel Aufsehen als sonst, und es war eine Neuerung dabei eingetreten, welche beweist, daß die klassische Musik nicht mehr hinreicht das Publikum anzuziehen; man gab nämlich auch Werke jezt lebender französischer Tonkünstler. Sehr wenige hiesige Virtuosen haben im lezten Winter eigene Conzerte gegeben, und Berlioz und David konnten seit der von ihnen wie von so vielen Künstlern verwünschten Revolution ihre Oratorien und musikalischen Scenen nicht wiederholen. Die Politik war der Musik so verderblich als den andern Künsten und die Nationalversammlung hat sehr wohl gethan, daß sie im dießjährigen Budget von den zur Unterstützung der Künste oder vielmehr der Künstler bestimmten Summen nichts abgezogen hat; niemals ist diese Unterstützung nothwendiger gewesen als seit einem Jahr; viele hiesige Virtuosen suchen daher in andern Ländern ein Conzertpublikum.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 110. Dienstag den 8. Mai 1849.

Di probos mores docilis juventae,
Di senectudis placidae quietem
Date!

Horat:

Aus London.

(Schluß.)

Während ich mich eines Sonnabends wieder dieser Liebhaberei ergab, trat Jemand neben mich, die Hand am Hute. Ich hatte Mühe, in dem hübschen, sauber gekleideten jungen Menschen meinen Schützling zu erkennen. Er war in der Handlung, vor welcher ich stand, vom Laufburschen zur verantwortlichen Stelle eines sogenannten leichten Austrägers aufgerückt, hatte eben seinen Wochenlohn empfangen und sagte mir, weil das mehr sey als er brauche, wolle er nach der Sparkasse gehen, um den Ueberschuß dort einzuzahlen. Ich begleitete ihn.

Die Scene auf einer Londoner Sparkasse wird am kürzesten und treffendsten bezeichnet als das Gegentheil der so oft beschriebenen Scenen vor und in einem Londoner Branntweinpalaste. Wie Thorheit und Verbrechen, haben Vernunft und Redlichkeit ihre Physiognomien. Die Gewohnheiten des innern Menschen prägen sich in seinem Aeußern ab und das Auge ist wohl der richtigste Barometer des moralischen Charakters. Die Physiognomie der Leute, welche ich beisammen fand, zeugte von Selbstbeherrschung und in deren Folge von Selbstachtung. Sie hatten fast ohne Ausnahme reine, offene Gesichter und Blut in den Wangen, trugen bescheidene, aber warme, ihrem Stand und Alter angemessene Kleider; sie waren mit Einem Worte, wenn auch nicht im herkömmlichen Londoner Sinne des Wortes, respektable Menschen, respektabler als Mancher, den London so nennt, weil er reich scheint und Equipage hält. Das einzige Gig vor der Hausthüre des Sparkassenbureau gehörte einem anwesenden Milchmanne. Er war darin mit einem strammen welschen Milchmädchen gekommen, das an der Kasse ein ledernes Beutelchen aus dem Busen zog und in sechs blanken goldenen Sovereigns die muthmaßliche Ersparniß der letzten sechs Monate niederlegte. Zwei, beim Wiegen zu leicht befunden, wurden ihr zurückgegeben. Mit unnachahmlichem Ausdruck von Geradheit, halb ernst, halb lächelnd, sagte sie zum Milchmann: „Es ist unrecht von Euch, Herr, daß Ihr schwere Arbeit mit leichtem Gelde lohnt." Ohne Erwiderung wog der Milchmann die beiden Goldstücke in der Hand und ersezte sie durch zwei vollwichtige.

„Platz, wenn's beliebt!" rief eine kräftige Stimme vor der Thüre durch den Saal. Die Menge theilte sich, und Arm in Arm, sich gegenseitig stützend, schwankten ein greiser Mann und eine greise Frau heran. Die Zeit war stark genug gewesen, ihre Häupter zur Erde niederzubeugen und ihre Glieder zittern zu machen; aber die Bande der Liebe hatte sie in den beiden alten Menschen nicht zu lockern vermocht. Sie brachten den Sparpfennig vieler Jahre, die runde Summe von dreißig Pfund Sterling — zur Sicherung eines anständigen Begräbnisses. „Wir haben ohne das Kirchspiel gelebt," sagten sie zum Kassier, „wir wollen auch ohne das Kirchspiel sterben und bestattet werden." Sie sprachen damit, wohl ohne es zu wissen, den Wunsch aus, unabhängig zu leben und zu sterben, dieses ächte, dem Engländer in's Mark gewachsene und ihn charakterisirende Princip, das mehr gethan hat als seine Kohlen, sein Eisen, sein Dampf und alle seine

Erfindungen, um die Nation zu dem zu erheben, was sie ist, zur ersten Nation der Welt.

„Auf wessen Namen soll ich das Geld eintragen?" fragte der Kassier. — „Auf meines Mannes Namen," antwortete die Frau. — „Besser, mein guter Herr," fiel der Mann ein, „Sie stellen es auf ihren Namen. Sie versteht besser damit umzugehen, wenn ich nicht mehr bin." — „Daß ich den Tag nie erlebe!" rief die Frau. Dann vereinigten sich Beide, daß das Geld auf beider Namen eingetragen werden solle. Ich glaubte darin das Gebet zu hören, daß, wie sie zusammen gelebt, sie auch zusammen sterben möchten.

Deutsche Flottenbilder.

(Schluß.)

Der Barbarossa hat vier treffliche Maschinen von zusammen 480 Pferdekraft, eine Länge von 280 und eine Breite von 40 Fuß. Ausgezeichnet ist die neue Einrichtung der Maschine, welche durch zwei Stockwerke des Schiffes gehend eine Höhe von einigen 40 Fuß hat. Diese zahllosen Kolben und Stangen und Hebel vom besten Stahl, vom feinsten Messing sind so blank und hell, als sollte das ganze Werk im Boudoir einer Dame aufgestellt werden. Wahrhaftig, eine solche Maschine ist ein Triumph des menschlichen Geistes, und man erstaunt immer wieder von neuem, je genauer man sie betrachtet. Auf dem Barbarossa hat man dieß sehr bequem; eine elegante Treppe führt in den untern Raum der Maschine, ein Gang mit zierlichem Messinggeländer läuft um die Mitte derselben. Man sieht, das Schiff war früher für viele wohlhabende Reisende eingerichtet, die während der langen Fahrt nach Amerika oft auch das Werk betrachten wollten, dessen Kraft sie so leicht durch die wilden Wellen des Oceans trug. Auch die großen Kajüten, die weiten hohen Deckräume zeigen deutlich die frühere Bestimmung des Schiffes als Paketboot. Jezt sah es aber wüst und unheimlich in denselben aus; Tischler und Zimmerleute wirthschafteten darin, um die nöthigen Veränderungen vorzunehmen. Die Offiziere werden übrigens große bequeme Kajüten bekommen, und auch die Mannschaft hat wohl auf wenigen Schiffen so hohe Lagerräume. Sollten wir im Frieden unsere Kriegsdampfschiffe zu Paketfahrten und Handelsexpeditionen benutzen, wie es in manchen andern Staaten geschieht, so werden der Barbarossa und der Erzherzog Johann treffliche Dienste dabei leisten. Jezt erwarten diese Schiffe noch ihre Kanonen aus England, um vollständig armirt zu werden. Neun große 84Pfünder soll jedes derselben auf dem Verdeck erhalten. Damit mag schon ein Kampf mit einer Fregatte bestanden werden, da diese selten mit so schwerem Geschütze versehen ist, das Dampfschiff dieselbe also aus der Ferne beschießen und bei seiner Beweglichkeit sich fortwährend in dieser Distanz halten kann. Leider ist der Erzherzog Johann bei seiner Fahrt von England hieher an der holländischen Küste so stark beschädigt worden, daß er wenigstens für die nächste Zeit ganz unbrauchbar seyn wird. Zwar erwächst der deutschen Marinekasse dadurch selbst im schlimmsten Falle kein pekuniärer Nachtheil, da die englische Assekuranzcompagnie, bei welcher das Schiff versichert war, den Schaden tragen muß; aber die Entbehrung desselben gerade im jetzigen Augenblick ist ein sehr unangenehmer Zufall. Uebrigens ist der Erzherzog Johann von derselben Größe und innern wie äußern Einrichtung wie der Barbarossa. Erwartet wird noch ein größeres und stärkeres Dampfschiff, die „United-States," das in Nordamerika für uns angekauft ist. Dasselbe soll 800 Pferdekraft haben und ein Meisterwerk der neuern Schiffsbaukunst seyn. Da in Hamburg auch schon drei gute Dampfschiffe von je 240 Pferdekraft liegen, die der Centralgewalt gehören, und in Stettin eines von 300 Pferdekraft, so zählt die deutsche Kriegsflotte jezt schon sieben große, gute und zweckmäßig ausgerüstete Dampfschiffe, ferner eine Fregatte von 48 Kanonen zu Eckernförde, eine Fregatte „Deutschland" von 36 Kanonen zu Hamburg, und eine Korvette, „die Amazone," von 18 Kanonen zu Stettin. Es ist dieß kein übler Anfang, wenn man erwägt, daß erst seit einem Jahre überhaupt von einer deutschen Kriegsflotte die Rede ist.

Interessant war mir die Bekanntschaft des Kapitäns Brommy, des Oberbefehlshabers der deutschen Flotte in der Nordsee. Ich habe viel zum Lob des Mannes gehört; namentlich die in solchen Dingen kompetenten Bremer Schiffskapitäne haben mir denselben als einen Seemann von ächtem Schrot und Korn geschildert. Kapitän Brommy, ein Leipziger von Geburt, diente in seiner Jugend lange in der nordamerikanischen Marine, trat dann beim Ausbruch des griechischen Unabhängigkeitskriegs in griechische Dienste und befehligte ein Kriegsschiff, bis er endlich Marinekommandant auf Paros wurde. Der Wunsch, seinem Vaterlande zu dienen, ließ ihn dem ehrenvollen Ruf der Centralgewalt, das Kommando unserer Flotte in der Nordsee zu übernehmen, willig Folge leisten, und wir haben ohne Zweifel eine gute Wahl getroffen. Er ist ein kleiner, gewandter Mann mit scharfgeschnittenen Zügen, sehr lebendigen, ausdrucksvollen Augen, fest und bestimmt,

wenn er als Befehlshaber am Bord seines Schiffes auftritt, ungemein artig und von sehr angenehmen Formen in allen übrigen Verhältnissen des Lebens. Den Sachsen verleugnet er in Sprache und Wesen keinen Augenblick, obgleich er schon so viele Jahre von der Heimath entfernt ist. Der Schöpfung einer tüchtigen deutschen Flotte ist er mit Leib und Seele ergeben, und es ist eine Lust, ihn seine Wünsche und sichern Hoffnungen in klaren, lebendigen Worten aussprechen zu hören.

Die übrigen Offiziere sind theils junge englische und belgische Flottenoffiziere, theils gebildete Steuerleute deutscher Handelsfahrzeuge. Die meisten sind junge, lebendige Männer, die sich schon auf weiten Fahrten versucht haben, große Vorliebe für ihren Beruf hegen und mit großem Eifer an ihre Aufgabe gehen, uns eine tüchtige Kriegsflotte zu bilden. Hübsch und kleidsam ist ihre Uniform: kurze blaue Röcke mit goldenen Epauletten, Knöpfe mit dem Anker, blaue Mütze mit breitem goldenem Streif, vorne der große doppelte Reichsadler, ein kurzer Säbel an goldener Schnur um die Hüften. Die dänische und die holländische Seeuniform sind sehr ähnlich. Die Matrosen, großentheils von den oldenburgischen, hannöverschen und mecklenburgischen Seeküsten, tragen als Paradeanzug blaue Jacken und Beinkleider mit Ankerknöpfen und dem Reichsadler, und schwarze niedere Hüte von Glanzleder, vorne mit dem Namen des Schiffes, zu dem sie gehören, in Metallbuchstaben.

Sehr befriedigt von Allem was ich gesehen und gehört, verließ ich den Barbarossa, und die Hoffnung, daß eine tüchtige deutsche Flotte kein Traumbild mehr sey, erfüllte meine Brust. Viel, sehr viel ist noch zu thun, aber wir haben doch das hinter uns, was in Deutschland immer so schwer ist, den Anfang.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Fortsetzung.)

Wohlthätigkeit. — Associationen der Arbeiter.

Es herrscht überhaupt so viel Noth in Familien, welche früher ihr gutes Auskommen hatten, daß die Regierung wie die wohlthätigen Seelen unter den Reichen die Nothwendigkeit erkennen, für diese Unglücklichen etwas zu thun. Es werden zu ihrem Besten Bälle, Conzerte und Lotterien gegeben. So eben ist wieder eine Lotterie im Gange, von deren Ertrag hundert Familien je fünfhundert Francs erhalten sollen. Die verschiedenen Parteien scheinen sich zu diesem Akt der Wohlthätigkeit vereinigt zu haben; denn unter den auszuspielenden Sachen werden Geschenke von Ludwig Bonaparte, von Heinrich von Bourbon u. s. w. genannt. Beinahe eine Million ist zusammengekommen zur Errichtung von Häusern für Tagelöhner, eine Angelegenheit, die um so wichtiger ist, als jezt die Cholera vorzüglich unter den Unbemittelten wüthet, deren dumpfe, feuchte Wohnungen, neben dem Mangel an Reinlichkeit und an gesunder Nahrung, der Seuche nur zu sehr Vorschub leisten. Wie viele Häuser müßten aber errichtet werden, um allen Taglöhner- und Handwerkerfamilien gesunde Wohnungen zu verschaffen! Im Innern der Stadt fehlte es an Raum dazu; man müßte also außerhalb der Barrièren bauen, wo bereits viele Tagelöhner wohnen, weil sie dort wohlfeiler leben als in der Stadt. Aus einem vor einiger Zeit in der Akademie der politischen und moralischen Wissenschaften erstatteten Berichte des Akademikers Blanqui, der in die Provinz geschickt war, um den Zustand der Arbeiterfamilien zu untersuchen, sieht man, daß zu Lyon, wo die Seidenarbeiter erbärmlich wohnen, viele Familien sich in der Umgegend niedergelassen haben. Da sie hier viel wohlfeiler und dabei bequemer wohnen als in der Stadt, so können sie auch für geringern Lohn arbeiten, und diese Landarbeiter schaden durch Herabsezung des Tagelohns, und mithin des Preises ihrer Arbeiten, den Seidenwirkern in der Stadt. Ebenso kann es hier gehen, und die Lage der Arbeiter in der Stadt muß dadurch noch mißlicher werden als bisher. Die großen Mittelpunkte für Gewerbe und Manufakturen sind eine schöne Sache und bereichern den Staat, aber sie machen den Staatsmännern schwere Sorgen; neben dem regen Fleiße sieht man zahlreiche Quellen des Elends, und wenn der Handel stockt, ist überall Zunder der Empörung und des Aufruhrs. Es liegt etwas Furchtbares im Gedanken, daß zu jeder Stunde vierzig- bis fünfzigtausend Arbeiter, wenn sie mit ihrem Lohn unzufrieden sind, und wenn Aufhezer ihnen ein besseres Loos vorspiegeln, ihre Werkstätten verlassen und sich auf den Gassen zusammenrotten können. Mit dem gewaltsamen Zurücktreiben ist wenig gethan. Es wird sich nun zeigen, was die Association der Arbeiter untereinander und mit den Unternehmern für Früchte trägt. Girardin, der Eigenthümer des Tageblatts »la Presse,« der bekanntlich seine Arbeiter mit sich und den andern Aktionärs associirt hat, versichert, daß im vorigen Jahr der Antheil jener am Gewinn sich auf mehr als dreißigtausend Francs belaufen hat, und daß dieser Antheil in der Sparkasse angelegt worden sey; er sagt aber nicht wie viele Arbeiter er hält, und wie viel der Antheil eines jeden beträgt. In einer großen Wagenfabrik sind die Handwerker ebenfalls an dem Gewinnste der Unternehmung betheiligt; andere Verbindungen sind ohne Vermittlung von Meistern und Kapitalisten zu Stande gekommen und

dieselben werden oft in den Zeitungen angekündigt; aber vom Erfolg läßt sich noch nicht urtheilen.

(Schluß folgt.)

Wien, April.

(Fortsetzung.)

Der Gemeinderath. — Staatsnoth.

In immerwährender Bewegung ist denn auch eines der sensibelsten Dinge der Welt — die Börse. Das steigt und fällt wie der leiseste Windzug erwacht, oder von hier nach dort umspringt. Man nennt die Börse heutzutage den Puls der öffentlichen Gesundheit, und es kann nichts Komischeres geben, als die peinliche Genauigkeit, womit tagtäglich die skrupulösen Pulsfühler das Befinden des leider höchst reizbaren Patienten melden, und die ängstliche Theilnahme, womit diesen Bulletins gelauscht wird. Man hat sich hier im Punkte des allgemeinen Ganges der Dinge eine stereotype Berliner Phrase angewöhnt, man pflegt mit resignirtem Achselzucken zu sagen: „Es jinge wohl, aber es jeht nich." Das ist aber auch das Einzige, worin man mit den Preußen übereinstimmt, und wie oft ist von hier aus sowohl nach Frankfurt als nach Berlin in der leidigen deutschen Kaiserfrage bereits gerufen worden: „Es jinge wohl, aber es jeht nich!" Auch können Sie mitunter die Aeußerung hören, daß es uns beiläufig geht, wie dem Nackten im Dorngebüsche; er blutet eben überall, weil er sich rizt, wie er sich rührt, und will er entwischen, so bleibt er immer wieder auf's Neue hängen. Diese Lage ist schrecklich. Es geht im Allgemeinen eben schlecht, insbesondere der Stadtgemeinde Wien, die die Oktoberrevolution aus ihrem Säckel, ja über ihren Säckel bestreiten und sich darüber in gewaltige Deficits und Schulden stecken mußte; insbesondere aber dem Gemeinderathe, der sich von dem hohen Reichstagsausschusse am Narrenseile herumführen ließ und sich nun in der peinlichsten Verlegenheit befindet, wie er über alles Gethane und Verfügte Rechenschaft ablegen, tausenderlei an ihn gestellte Forderungen und Entschädigungsansprüche befriedigen, oder auch nur befriedigend beantworten soll, und von dem wir noch immer einer urkundlichen Denkschrift über die Oktoberwirren entgegensehen. Dazu kommt noch, daß er, so eben in der Selbstconstituirung der Gemeinde begriffen, mit dem alten Magistrate, der sich forian zu ihm wie die Exekutivbehörde zur legislativen verhalten wird, in allerlei Collisionen geräth, zumal der leztere, eingedenk der alten Macht und Herrlichkeit, die sich allen Revolutionen zum Troze nicht so leicht vergißt, dem ersteren allerlei Fallstricke legt, in die sich derselbe in jugendlicher Uebereilung um so leichter verstrickt, als er im Sinne der neuen Zeit alle Geschäfte zwar mit genialer kurzer Hand behandeln möchte, wozu aber größere Erfahrung gehört, als er eben besizt. In Folge der Auflösung der einzelnen Herrschaftsgebiete, welche im städtischen Gesammtgebiete bisher Enclaven gebildet, und der Erweiterung des Stadtrayons, nämlich der Einschließung mehrerer vor den Linien liegenden Orte in die Bannmeile, wird der Wirkungskreis des Gemeinderaths ein riesiger. Hört man jezt schon einzelne Gemeinderäthe über die Masse von Geschäften und das dem allgemeinen Besten gebrachte große Zeitopfer klagen, wie wird es erst werden, wenn die Autonomie des Gemeindelebens vollständig entwickelt und in's Leben getreten ist! So ein Gemeinderath ist allerdings ein Stück Volkssouverän, allein dieses Bewußtseyn kann ihn doch nicht für die zum Opfer gebrachte Zeit und die gänzliche Vernachläßigung aller seiner übrigen Geschäfte entschädigen, er wäre denn ausschließlich Herr seiner Zeit und ein gentleman at large, was aber nur bei den wenigsten der Fall ist, denn ein großer Theil der Gemeinderäthe sind Beamte, Advokaten und Geschäftsmänner aller Art, denen ihre Zeit in der Regel sehr theuer ist. — Mein Norddeutscher fragte weiter: „Was wird auch aus Oesterreich werden?" Das wissen die Götter allein! gewiß aber keine große, einheitliche, nach innen feste und nach außen starke Monarchie, gewiß keine Achtung gebietende europäische Macht ersten Ranges, wenn es nach dem Willen der Ultraczechen und Südslaven, die so eben ein sogenanntes dreieiniges Königreich erfunden, so wie nach dem Willen der Magyaren und Italiener, vollends aber nach den Absichten der Paulskirche zu Frankfurt ginge; gewiß kein Oesterreich, „an Ehren reich," gewiß kein Staat, dem von der Vorsehung eine hohe weltgeschichtliche Sendung im Osten Europa's geworden. Das arme Oesterreich, von innern Feinden verwüstet und zerrissen, und von äußern Widersachern bedrängt, muß jezt mit dem Blute seiner besten Söhne auf's Neue zusammengekittet werden, um nicht für immer zu zerfallen. Die Sibylle, die uns leider Einiges bereits ganz richtig vorausgesagt, so daß man beinahe fürchten muß abergläubisch zu werden, bemerkt in ihrer Weissagung unter anderem: „Wer die Jahre 1849 und 1850 übersteht, der besizt einen eisernen Kopf." Einen solchen scheint nun in der That der Mann zu besitzen, der ehedem mit allzu starrer Hand und allzu straffem Zügel Oesterreichs Geschicke lenkte, und nun abgetreten vom Schauplatze, aus seiner bequemen, vielleicht auch nicht bequemen, jedenfalls aber sichern Loge zu Brighton, ruhigen, und wie es scheint auch klaren Auges in die Stürme auf der Weltbühne hineinblickt. Gezwungen, das lange gehandhabte Ruder fahren zu lassen, unterschrieb er seinen Rücktritt mit den denkwürdigen Worten: „Ich unterzeichne den Zerfall der österreichischen Monarchie!" Wir werden heutzutage oft genug an diese Worte gemahnt. Scheinen sie gleich, als sie gesprochen wurden, nur den Sinn gehabt zu haben: Oesterreich muß ohne mich Unentbehrlichen zu Grunde gehen, so hat der Erfolg dennoch die Wahrheit dieses Ausspruchs nahezu gerechtfertigt; freilich mag dabei ununtersucht bleiben, wie viel der Mann hätte thun können, um uns diese bittere Wahrheit zu ersparen. Und was spricht der greise Staatsmann heute? Es circulirt nämlich hier ein Schreiben des Fürsten an den berühmten Verstorbenen, das, vom December 1848 datirt, mit salomonischer Weisheit und diplomatischer Feinheit über die heutigen Zustände urtheilt und die philosophischen Lebensmaximen des einst Gefeierten entwickelt. Der Brief ist vielleicht apokryph; jedenfalls ist er ein Meisterstück in seiner Art. Der Verfasser blickt darin mit souveräner Verachtung über die modernen Staatsdoktrinen weg und appellirt für seinen Theil an die einzig und allein rechtmäßige Jury, an die Geschichte. Für ihn gibt es nur Vergangenheit und Zukunft, die Gegenwart ist nur die jene beiden Ufer verbindende Brücke, auf der es nicht der Mühe werth ist stehen zu bleiben. Es gibt für ihn nur ein Recht, das „Recht bei der Ordnung." Die „Ostdeutsche Post" nimmt sich in einem Feuilleton die Mühe, die Ansichten des greisen Exdiplomaten zu commentiren und mit den in Guizots Wahlmanifeste ausgesprochenen Grundsätzen zu parallelisiren. Die immer im blendenden stylistischen Gewande einherschreitende, oder vielmehr flatternde Dame ist zwar unendlich geistreich, wie immer, wenn es darauf ankommt, die Wahrheit sylphenartig zu überhüpfen und dem Publikum eine Handvoll Sonnenstaub in's Gesicht zu werfen, aber dieser ganze Geistesreichthum ist im Grunde doch nur glänzende Geistesarmuth, sophistisch bemäntelt.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 33.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 111. Mittwoch den 9. Mai 1849.

— Charmante solitude,
Séjour fait pour n'être habité,
Que par l'heureuse liberté,
L'amitié, l'amour et l'étude,
La sagesse et la volupté!

Gresset.

Soirées de Grandval. *

I.

Etwa drei Stunden südöstlich von Paris, unweit des großen Bogens, welchen kurz vor dem Ende ihres vielgewundenen Laufes die Marne bildet, stand im vorigen Jahrhundert ein Schloß, wie so viele andere mehr in der Umgebung der Hauptstadt, aber durch den Geist seiner Bewohner und der Gesellschaft, die sie um sich versammelten, ausgezeichnet. Von einem Herrn Charon hatte es der Requetenmeister d'Aine, oder eigentlich dessen Gattin, erkauft, deren Lieblingssitz es bald wurde und die auf seine Verschönerung beträchtliche Summen verwendete. Geräumige, wohnliche Gebäude, von Wassergräben umschlossen, und eine Kapelle auf dem Hof; links ein Gehölz, von einem Bach durchrauscht, wo man im Sommer Kühlung fand, während in der schlimmen Jahreszeit seine hohen dichten Bäume dem Schlosse gegen den Nordwind Schutz gewährten; auf der Rückseite ein großer Garten mit wohlgehaltenen Rasenplätzen, Blumenrabatten, von Buchs eingefaßt, beschnittenen Bäumen und Hecken, Statuen und Springbrunnen, ein reiches Gewächshaus nicht zu vergessen. Aber auch die weitere Umgegend bot mannigfaltige Reize. Stieg man von der erhöhten Ebene, auf welcher das Schloß lag, hinunter, so gelangte man an das Ufer der Marne, die hier, in ihrem Laufe aufgehalten, und wie in Verlegenheit, wohin sich wenden, sich theilt und kleine mit Weiden bewachsene Inseln bildet, zwischen denen ihre Gewässer in rauschenden Wasserfällen sich ergießen. Verschiedene Ortschaften, auf engen Raum zusammengedrängt, beleben die Scene: hier in der Tiefe St. Maur, dort auf den Anhöhen Chenievres und Champigny, zwischen beiden, mit Wiesen auf der einen, Weinbergen auf der andern Seite, der Fluß.

Ein junger Pfälzer von Adel, reich, gebildet und angenehm, hatte im Hause des Herrn d'Aine Zutritt gefunden, erst die eine, dann, nach deren frühzeitigem Tode, vermöge päpstlicher Dispensation die andere Tochter geheirathet, und pflegte nun mit dieser einen Theil des Jahrs, besonders die Herbstmonate, auf dem Schlosse der Schwiegermutter zuzubringen. Es war auch wirklich gut seyn bei dieser Schwiegermutter. Obwohl schon in Jahren, war die wohlbeleibte Dame doch noch rüstig und munter, eine Hausfrau, die lieber selbst Hand anlegte als befahl, in der Gesellschaft jederzeit wohl aufgelegt, von derbem, oft cynischem Humor, als wäre sie aus der Schule jener pfälzischen Elisabeth Charlotte, der originellen Herzogin von Orleans, hervorgegangen. In ihrem gastfreien Hause lebte man ohne Zwang; so besorgt sie für die Bequemlichkeit ihrer Gäste war, so wenig legte sie ihnen dafür gesellige Pflichten auf; sie mochten für sich seyn so lange sie wollten, und jede Stunde, die sie der Gesellschaft zu widmen angenehm fanden, war als freie Gabe willkommen. Nur in Einem Punkte verstand sie keinen Spaß: von ihrer Tafel sollte man

* Der Verfasser verwahrt sich bescheidentlich gegen den Ruhm, als gäbe er hier eine Art von Roman zum besten. Im Gegentheil, es ist kein Zug in seinem Gemälde, den er nicht getreulich aus seinen Quellen (den Briefen Diderots, der Grimmschen Korrespondenz u. a.) geschöpft und zum Theil wörtlich übertragen hätte. Nur Auswahl und Gruppirung sind seine Zuthat, für Lob wie Tadel kaum der Rede werth.

sich nicht dispensiren; auf diese hielt sie etwas und hatte freilich auch ein Recht, etwas auf sie zu halten. Denn wo speiste man reicher und leckerer als auf dem Schloß zu Grandval? Die nahe Marne lieferte die herrlichsten Aale; aber auch das ferne Astrachan wurde um seine berühmten kleinen Melonen in Anspruch genommen; Rebhühner und Wild aller Arten und in allen erdenklichen Zubereitungen fehlten nicht; aus der Küche der geistesverwandten Prinzessin schien das deutsche Sauerkraut geborgt, und welche pikanten Pasteten, welche wundervollen Torten wußten Koch und Conditor der Madame d'Aine zu bereiten! Man hätte an Unverdaulichkeit sterben müssen, wäre nicht ihr Schenktisch eben so reich und ausgesucht bedient gewesen: und auch so kamen die philosophischen Mägen, die sich auf Grandval gütlich thaten, nicht immer ohne Beschwerden davon. — Philosophische Mägen! denn der erwähnte Schwiegersohn der Madame d'Aine war kein anderer als der bekannte Baron v. Holbach, welcher die materialistische Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, die er als Franzose praktisch ausübte und gesellig in Witzworten ausgab, zugleich als geborener Deutscher in ein System brachte, vor dem selbst Voltaire erschrack, während seine Praxis von der Art war, daß sie seine bigotten Gegner in Verlegenheit sezte. Es ist wahr, auch er hielt große Stücke auf eine wohlbesezte Tafel; auch bei ihm in Paris, dem ersten Haushofmeister der Philosophie, wie seine Freunde ihn scherzweise nannten, speiste diese ausgezeichnet: aber eben so wie die Freuden der Tafel wußte Holbach die des Studiums, und wie diese so die des Wohlwollens und Wohlthuns zu schätzen und zu genießen.

Von so viel Gast- und Geistesfreiheit, so guten Herzen und so guter Küche angezogen, gingen im Schlosse zu Grandval in den 50ger bis 80ger Jahren die ausgezeichnetsten Köpfe der Nation, die Führer der geistigen Bewegung jener Tage, aus und ein. Es war ein sinnliches und doch zugleich geistiges, müßiges und doch arbeitsames Leben; jeder Tag brachte Neues, wenn auch äußerlich ein Tag nahezu wie der andere verfloß. Den Vormittag hatte Jedes für sich; der philosophische Gast mochte studiren, der Baron kam wohl einmal auf sein Zimmer, doch um nur, wenn er ihn müßig traf, zu bleiben; fand er ihn beschäftigt, so trat er mit einem stummen Gruße wieder ab; um halb zwei Uhr ging's in den Salon zur Tafel; nach Tische zog man sich zurück, um sich's bequem zu machen; zwischen drei und vier Uhr schickte man sich zum Spaziergang an, die Damen meistens für sich, der Hausherr mit seinen Freunden, wobei Geschichte und Politik, Literatur und Kunst, Naturwissenschaft und Moral die Gegenstände der Unterhaltung bildeten. Mit Sonnenuntergang kam man heim, traf die Frauen im Hauskleide, Lichter und Karten auf den Tischen. Ein Gespräch, ein Spiel, durch das Souper unterbrochen; nach der Tafel das Spiel ausgemacht, dann noch ein halbes Stündchen geplaudert; um eilf Uhr zu Bette: dieß war die gewöhnliche Haus- und Tagesordnung auf dem philosophischen Schlosse zu Grandval.

(Fortsezung folgt.)

Aus der Petersburger Umgegend.

1. Peterhof.

Durch dieselbe Triumphpforte römischen Styls, welche wir, aus den Ostseeprovinzen kommend, durchfuhren, geht der Weg aus Petersburg nach Peterhof. Wieder fliegen die prächtigen Landhäuser (Datschen) der Vornehmen an uns vorbei, wir passiren die äußerlich so idyllische, innerlich so tief entsittlichte deutsche Kolonie dieser Petersburger Seite, Strelna; das einst von Alexander geliebte, nun vergessene Lustschloß schaut traurig, eine gefallene Hofgröße, aus den Bäumen hervor, und endlich erhebt sich Peterhof nach der Seite des Meerbusens vor unsern Blicken.

Peterhof ist jezt der erklärte Günstling des Kaisers, die fast ausschließliche Sommerresidenz, besonders seit in Zarskoe-Selo die Großfürstin Alexandra starb und mit ihr die Erfüllung mancher wichtigen Staatshoffnung wieder in weite Ferne hinausrückte. War doch überhaupt das Jahr 1844 für Rußland, ja selbst für den Begriff des absoluten Herrscherthums bedenklich genug geworden. Freilich sind seitdem die Erinnerungen an jenes Jahr durch die neuen Weltereignisse weit in den Hintergrund geschoben. Indessen mag man sich immerhin fragen, ob Rußland, wo vor der Hand noch die Gleise des Bestandes der Dinge so genau eingehalten werden, nicht dereinst vom Jahr 1844 den Beginn neuer Gestaltungen datiren wird. Geschah es doch im Jahr 1844 zum erstenmal, daß sich sogar in Petersburg eine Art von öffentlicher Meinung kund gab, welche — freilich nur flüsternd und im vertrautesten Kreise — die Vorgänge der lezten Jahre seit 1840 auf eine Weise zusammenstellte, daß auf die Allmacht der Krone und die unbedingte Unfehlbarkeit des Kabinets manch trüber Schatten fiel. In England hatte der Besuch des Kaisers den beabsichtigten politischen Zweck verfehlt, die Persönlichkeit des Czaren hatte zum erstenmal jenen imponirenden Eindruck nicht hervorgebracht, an dessen Folgen das nichtrussische Europa durch die kaiserlichen Reisen gewöhnt gewesen war. Die freiere Politik des jungen Schwedenkönigs

ließ gleichzeitig in Finnland vergessen geglaubte Erinnerungen auftauchen, und die eifrige Bearbeitung der finnischen Sprache, das Aufsuchen der Denkmale finnischen Alterthums und finnischer Bedeutsamkeit im Norden ließ sich nicht mit irgend haltbaren Gründen durch Ukase verbieten. Sie schien auch vor der Hand eben nur eine ganz unbefangene Gymnastik des Geistes und der Gelehrsamkeit auf nationalem Gebiet. Aber die Bedenklichen erinnerten an die gleichen Anfänge der slavischen Entwicklungen, welche freilich damals noch für russisch hegemonistische Hoffnungen brauchbar erschienen, seitdem aber eine um so ungünstigere Wendung genommen haben, deren Rückwirkung auf das russische Volk sich nur durch strengste Abschließung noch abhalten läßt. Und wie lang noch? Zeigte sich auch im Königreich Polen durch die Verleihung von Grundstücken an russische Staatsdiener eine Verflechtung der Interessen der polnischen Magnaten mit diesen, schien sich damit auch eine Annäherung zwischen dem moskowitischen und dem sarmatischen Slaventhum anbahnen zu lassen, bildete sich auch ein gleichsam conservatives Element, so waren dagegen die großen Massen des kleinen Adels durch die Forderung des Adelsnachweises und die Gefahr des Verlustes aller Rechte, wenn jener nicht geliefert wurde, von Neuem aufgeregt und zu engerem Anschluß an die posenschen und galizischen Bewegungen geneigt. Auch hatte sich der Staat durch die Ukase gegen die Juden in den westlichen Provinzen der möglichen, ja wahrscheinlichen Bundesgenossenschaft einer leicht käuflichen und bisher stets dienstbereiten Bevölkerungsschichte für seine Absichten beraubt. In den baltischen Provinzen entwickelte sich gleichfalls eine Art von Opposition, herbeigeführt durch die zu unvorsichtig, nackt und gewaltsam vorschreitende Russifizirung. Dazu kam in der Residenz selber, sowie in andern städtischen Brennpunkten des Reiches die mächtige Wirkung der Cüstineschen Schrift, welche, obgleich strengstens verpönt, sich dennoch in aller Welt Händen befand und um so größern Einfluß äußerte, als die offiziellen Widerlegungen in ungeschickter Hast am Beiwerk zerrten, ohne den Kernpunkt zu treffen.

Wir führen diese Petersburger Bedenken nicht hinab nach dem Süden, wo wenigstens in Griechenland die russische Politik für den Augenblick ihre Plane mißlingen sehen mußte, auch nicht nach Persien, wo damals der alte Russenhaß dem englischen Einflusse neuen Spielraum darbot. Diese Fehler sind ja seitdem glänzend reparirt worden, wie Jedermann bekannt ist.

Peterhof ist nur um acht Jahre jünger als Petersburg. Peter der Erste ließ den Palast vom Architekten Leblond erbauen und durch Abdämmen und Hierherführen eines Flusses die berühmten Wasserleitungen beginnen, welche erst Elisabeth vollendete. Denn obgleich Peter der Erste bis zu seinem Tode abwechselnd in den beiden Peterhofer Schlössern Marly und Monplaisir die Sommermonate zugebracht hatte, vergaßen doch Katharina I., Peter II. und Anna Iwanowna diesen Wohnsitz gänzlich. Auch Elisabeths Sorgfalt erstreckte sich nicht über die Wasserkünste hinaus; die Parkanlagen entstanden erst unter Katharina II., und Alexander vollendete die Schöpfung in ihrer heutigen Gestalt.

Die Neigung des Petersburger Publikums zu Peterhof hielt natürlich immer genau Schritt mit der kaiserlichen Stimmung. Darum blieb Peterhof auch so lang ein vollkommen ländliches Städtchen, als die Czaren diesen ihren Lustschlössern keine andere Bestimmung gaben, als bei flüchtigem Besuch mit kleinstem Gefolge eine augenblickliche Unterkunft zu bieten. Selbst heute noch sieht die dem Peterhofer Residenzschloß zunächst gelegene Straße, obschon sie gerade von den nächsten Hofangehörigen bewohnt wird, beinahe bäuerlich aus. Das ist nun freilich keineswegs nach Petersburger Art. Man zeigt sonst seinen Stand und seine Pracht so gern, weil der Czar in den kaiserlichen Schlössern darauf hält und selber an der Pracht Geschmack findet. Es existirt also hier eine ähnliche Ausnahme wie in Forme und Katharinenbusch, den Demidow'schen Landsitzen hinter Siworitz an der Smolensk'schen Poststraße. Auch dort glaubt man nur einfache russische Bauernhäuser zu erblicken und ist beim Eintritt in das Innere um so mehr überrascht und geblendet von den prachtvoll getäfelten Wänden, von der fürstlichen Einrichtung.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, April.

(Schluß.)

Ungarn.

Der „ostdeutschen Post" ist Guizot der auf der Brücke stehende Mann der Ordnung. Und Metternich? Sucht er nicht auch das „Recht bei der Ordnung?" Doch genug! Weder von der eisernen Stirne des Diplomatennestors, noch von der grazienumspielten der ostdeutschen Post wollte ich Ihnen schreiben, sondern von der eisernen Stirne des Mannes, der jetzt in Ungarn für Oesterreichs Integrität das Schwert schwingt und die

kühne Tapferkeit eines fanatisirten Volks brechen und den schrecklichen Verheerungen endlich, und zwar ein baldiges Ziel stecken soll. Feldzeugmeister Welden bedarf einer eisernen Stirne und einer eisernen Hand. Wider alles Vermuthen besaß der so arg gescholtene und verschrieene Feldmarschall Fürst zu Windischgrätz weder die eine, noch die andere, sonst ständen die Dinge in Ungarn zur Zeit anders. Der greise Fürst glaubte durch langmüthiges Zuwarten und versöhnende Maßregeln das Ziel ebenso schnell, oder wenigstens ebenso sicher als durch einen siegreichen Feldzug erreichen zu können. Einmal im Besitze der Hauptstadt des Landes glaubte er an der Unterwerfung des leztern nicht zweifeln zu dürfen; er meinte, der kühne Agitator Kossuth werde einsehen, daß jeder weitere Versuch fruchtlos sey. Sein ritterlicher Sinn sträubte sich, der „großen" und „großherzigen" Nation, wie sich die Ungarn so gerne nennen lassen, Arges zuzumuthen, und seine Aeußerung: „Hätte man ihn statt des unglücklichen Lamberg nach Ungarn gesendet, es wäre längst anders geworden," ist in dieser Hinsicht charakteristisch. Wie sich der Marschall hierüber getäuscht — es wäre ihm gerade so schlimm ergangen wie dem armen Lamberg, außer er wäre an der Spitze von hunderttausend Mann eingerückt — in so arger Täuschung befand er sich in vielen andern Beziehungen. Während er in Buda-Pesth temporisirte und sich, wie Simson von der Delila, von den Honigworten der ungarischen Aristokratie einschläfern und bethören ließ, gewann der schlaue und gewandte Kossuth, treu seinem Grundsatz: im Himmel und in der Hölle seine Hülfsmittel zu suchen, hinlänglich Zeit, in dem von den Morästen der Theiß geschüzten Debreczin neue Kriegsplane zu schmieden, das Volk allenthalben zu fanatisiren, den Aufstand in Masse zu organisiren und zahlreiche polnische Hülfskräfte an sich zu ziehen, so zwar, daß sich der Kern der polnischen Revolutionspropaganda im Kossuth'schen Lager befindet und den eigentlichen Rahmen des gewaltig angewachsenen Insurgentenheeres bildet und an der Spitze desselben steht. Die ungarische Rebellion ist in diesem Augenblick auf's innigste mit der polnischen verquickt, so daß es schwer ist, beide von einander zu scheiden. Zu allen diesen Uebeln gesellte sich nun auch die gänzlich verfehlte, kaum zu begreifende Wiedergestattung des vom Ministerium bereits verbotenen Umlaufs der Kossuth'schen Banknoten, was eben so viel hieß, als einen Preis auf die Fortsetzung des Aufruhrs ausschreiben. Viele Sympathien gingen dadurch verloren und eine unglaubliche Verwirrung ward in alle Verhältnisse gebracht. Während so Mißgriffe um Mißgriffe begangen wurden, während zugleich die Unbilden der Jahreszeit den Operationen des österreichischen Heeres Verlegenheiten und die Fehler unfähiger Unterfeldherrn Nachtheile bereiteten, erhob sich die Hyder der Insurrektion kühner und trotziger denn je, und war ganz in der Lage die Offensive zu ergreifen. Sie hat dieß auch gethan; mit welch bedrohlichem Erfolge, ist bekannt. Es gilt nun, alles Versäumte gleichsam im Fluge nachzuholen und mit vereinten Kräften die Hauptstärke des Feindes zu brechen. Schon sind von allen Seiten neue Truppenmassen unterwegs und der Feldzug beginnt gewissermaßen von Neuem. Die Armee vertraut dem strategischen, auf den Schlachtfeldern Italiens erprobten Talente ihres neuen Führers; aber die Aufgabe ist eine ungeheure und bedarf des Aufgebots aller Kräfte. Ungarn ist in diesem Augenblick Oesterreichs Achillesferse. — Fürst Windischgrätz, obgleich unter auszeichnenden Formen an des Kaisers Seite berufen und nominell Oberbefehlshaber des gesammten Heers, mit Ausnahme jenes unter Radetzkys Befehl, soll sich auf seine Güter zurückziehen wollen. Es schmerzt, den Stern dieses vielverkannten Mannes so schnell erbleichen zu sehen. Um so heller strahlt Radetzkys Gestirn. Doch hierüber nächstens mehr.

Paris, April.

(Schluß.)

S p i e l.

In grellem Contrast mit dem öffentlichen und Privatelend steht die herrschende Spielwuth, welche in mancherlei Gestalt die Gesellschaft durchdrungen hat. Sehr zahlreich sind die Häuser, wo sich Abends eine hübsche Gesellschaft versammelt, und wo die Frau vom Hause, meistens eine schöne, graziöse Lorette, ein Spiel vorschlägt. Diese anscheinend unschuldige Belustigung dauert die ganze Nacht hindurch und die meisten Eingeladenen gehen mit leerem Beutel davon. Fortwährend wird in den Tageblättern gemeldet, die Polizei habe eine solche Gesellschaft beim Spiel überrascht, mehrere bekannte Betrüger dabei gefunden und die Kasse in Beschlag genommen. Die Frau vom Hause wird dann vor's Polizeigericht gezogen und zu einer Geldbuße, auch wohl zu einigen Monaten Haft verurtheilt. Aber alsbald versucht eine andere Lorette dieselbe Spekulation mit Hülfe einiger Schelmen, benimmt sich dabei etwas vorsichtiger, und theilt den Gewinn mit den Beutelschneidern. Aber der Unfug dauert selten lange in einem und demselben Hause fort; denn unter den Gimpeln, welche um ihr Geld gebracht worden und zu spät merken, in welche Gesellschaft sie gerathen sind, findet sich meist einer, der das Haus der Polizei angibt. Es gehört aber List und große Gewandtheit dazu, ein solches Nest auszunehmen. Die Spielunternehmer sind auf ihrer Hut und stellen Vedetten auf die Lauer, um bei Zeit vom Anrücken des Feindes benachrichtigt zu werden und sich vor Ueberrumplung zu schützen. Der in dergleichen Kriegsoperationen geübten Polizei gelingt es indessen meistens mitten in's Hauptquartier einzubrechen, sich der Kasse zu bemächtigen und die Spieler zu zwingen, ihre Namen und Wohnung zu Protokoll zu geben. Fast jede Woche findet ein solcher Feldzug statt, und gewöhnlich trägt die Polizei den Sieg davon. Die demokratischen Blätter bemerken, das Spekuliren an der Börse auf Staatseffekten sey um nichts besser als ein Hazardspiel, und man sollte die Spieler dort eben so verfolgen und bestrafen, wie die, welche man am grünen Tisch in Winkelgesellschaften überrascht. Die heftigen Ausfälle jener Blätter wider „Bankiers, Geldmenschen und Wucherer" haben den Zweck, diese Leute als die Urheber und Begünstiger des verderblichen Börsenspiels dem Publikum verhaßt und der Regierung verdächtig zu machen, und es ist bereits in der Nationalversammlung der Vorschlag gemacht worden, die Börsenspekulationen zu besteuern. Dieß wäre so übel nicht, wenn damit andere drückende Steuern wegfielen. Durch die lezte Revolution ist es wenigstens dahin gekommen, daß die Salzsteuer und das Briefporto bedeutend herabgesezt worden sind. Da aber im vorigen Jahr eine außerordentliche Steuer ausgeschrieben wurde und Handel und Gewerbe stockten, so war der finanzielle Nutzen der Revolution bis jezt nicht sehr beträchtlich.

D g.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 8

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenzblatt.

Nr. 8. Mittwoch den 9. Mai 1849.

[38]

Molken und Kräuter-Molken-Kuranstalt
in Heiden,
Kanton Appenzell A. R. in der Schweiz.

Die bezeichnete Anstalt, welche voriges Frühjahr auf Vieler Wünsche hin errichtet und zum erstenmale eröffnet worden, hat ihr Probejahr unter der thätigen Mitwirkung mehrerer hiesiger, erprobten Herren Aerzte auf's Befriedigendste bestanden, indem bei vorgekommenen sehr verschiedenartigen Krankheiten die erfolgreichsten Kuren gemacht wurden, wofür manche Zeugnisse sprechen.

Sie liegt höchst angenehm mitten in dem neu und regelmäßig erbauten Dorf Heiden, 2400′ über dem Meere, in der Nähe des Bodensees, wie auch der Ortschaften Rheineck, Altstädten, Trogen, St. Gallen, Rorschach u. s. w. Die Luft ist gesund und rein, die Aussicht reizend über den Bodensee und in weit entfernte Gebirge und Thäler.

Als Heilmittel werden da ganz die nämlichen Molken aus den Appenzeller-Bergen verabreicht, wie an den übrigen appenzellischen Kurorten. Die Kräuter-Molken sind mit frischen vegetabilischen Stoffen verstärkte Molken und je dem individuellen Zustande des Kranken möglichst anpassend zubereitet. Auch für Solche, welche Bäder benutzen wollen, befindet sich eine Badeanstalt ganz in der Nähe, zwei andere liegen in geringer Entfernung.

Mit kommendem 1sten Mai wird die Anstalt nun in gleicher Weise, wie voriges Jahr, wieder eröffnet, und der Besitzer derselben hofft um so mehr auf zahlreichen, geneigten Zuspruch, als nun auch die Lokalität allen billigen Forderungen entspricht.

In Beziehung auf entsprechende, gute und zugleich möglichst billige Bedienung wird sich des bisher genossenen Zutrauens auch ferner würdig zu machen suchen

Heiden, im März 1849.

Der Unternehmer
Kellenberger-Sturzenegger.

---

[52] Das französische Original der Comödie „Eigenthum ist Diebstahl"

La propriété c'est le vol

erschien so eben als Nro. 353 des Repertoire à 5 Sgr.

Berlin, *Schlesinger*'sche Buch- und Musikhandlung.

---

[54] Neue Musikalien im Verlage von Friedrich Hofmeister in Leipzig:

Anacker, Op. 27. 3 Lieder f. Bass (od. Alt) mit Begl. d. Pfte. No. 1. Das stumme Herz (5 Ngr.) N. 2. Was kettet uns an ein verwandtes Herz (10 Ngr.) No. 3. Der Schmidt und seine Werkstatt (7½ Ngr.) 22½ Ngr.

Battanchon, Op. 4. 24 Etudes p. Violoncelle. Liv. 1, 6 Etudes (dans le Manche). 15 Ngr.

Bergt, Ad., Op. 7. Fünf Charakterstücke für Pfte. Heft 1, 2 (à 15 Ngr.) 1 Thlr.

Duvernoy, Op. 180. Fantaisie sur Lucie de Lammermoor p. Pfte. 17½ Ngr.

Flügel, Op. 21. Neue Nachtfalter f. Pfte. Heft 1, 2 (à 17½ Ngr.) 1 Thlr. 5 Ngr.

Gutmann, Op. 8. Deux Nocturnes f. Pfte. Nouv. Edition. 12½ Ngr.

Labitzky, Beliebte Walzer und Polka für 2 Viol., Bratsche, Flöte, Klarinette, 2 Hörner u. Bass, Vcllo. ad lib. No. 1, Die Orientalen. Walzer. (Op. 109.) 18 Ngr. No. 2, Gruss an Prag. 3 Polka. (Op. 111.) 18 Ngr.

---

[56] Bei Unterzeichnetem ist in 2ter, gänzlich umgearbeiteter und stark vermehrter Auflage erschienen und in allen guten Buchhandlungen vorräthig:

Deutschlands Balladen- und Romanzendichter, von G. A. Bürger bis auf die neueste Zeit. Eine Auswahl des Schönsten und charakteristisch Werthvollsten aus dem Schatze der lyrischen Epik, in Balladen und Romanzen, Mären, Legenden und Erzählungen, nebst Biographien und Charakteristiken der Dichter unter Berücksichtigung der namhaftesten kritischen Stimmen von Ig. Hub.

106 Bogen, 848 doppelspaltige Seiten in großem Lexikonformat, auf fein weiß Velinpapier. Ladenpreis 6 fl. 30 kr. oder 4 Rthlr.

Karlsruhe, im April 1849.

W. Creuzbauer.

---

[53] Bei E. Kummer in Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen gratis zu erhalten:

Katalog im Preise bedeutend herabgesetzter Bücher Nro. IV. enthaltend: Geschichte, Geographie, Reisebeschreibungen, Biographien, Mythologie ꝛc.

---

[48] **Vollständig** ist jetzt erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

System
der
Physiologie.
Von
K. G. Carus.
Zweite, völlig umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage.
Zwei Theile.
Gr. 8. Geh. 8 Thlr.
(Auch in 8 Heften zu 1 Thlr. zu beziehen.)

Leipzig, im März 1849.

F. A. Brockhaus.

[55] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Dinglers Polytechnisches Journal.

Dreißigster Jahrgang.

Erstes Aprilheft.

Inhalt: Bemerkungen über Hochdruckdampfmaschinen, meine neueren Beobachtungen, Erfahrungen, Versuche, Erfindungen und Verbesserungen auf dem Felde derselben berührend, von Dr. Ernst Alban. Mit Abbildungen. (Forts.) — Verbesserungen an Dampfmaschinen sowie an Maschinen zum Heben von Flüssigkeiten, von Humphrys. Mit Abbild. — Verbesserungen an Dampfkesseln und Küchenherden, von Knowlys und Fillis. Mit Abbild. — Neuer Schraubstock mit Hebelwirkung. Mit Abbild. — Beschreibung einer Vorrichtung, um mittelst der Drehbank die Seitenflächen von vier- oder sechskantigen Schraubenmuttern bearbeiten zu können, von Cavé. Mit Abbild. — Kimberleys Instrument zum Vereinigen der Dielen beim Legen von Fußböden. Mit Abbild. — Ueber den neuen Stubenofen des Herrn Chaussenot jun.; Bericht von Payen. Mit Abbild. — Ueber Compressions-Apparate für Leuchtgas; Bericht über eine Abhandlung der HH. Fortin-Hermann, erstattet von Pouillet, Regnault und Combes. — Ueber das photochromatische Bild des Sonnenspectrums und Becquerels Versuche darüber; Bericht der HH. Biot, Chevreul und Regnault. — Calorimetrische Probe zur Bestimmung des Kupfergehalts von Legirungen und Erzen. — Ueber eine neue Anwendung des Platins in der Porcellanmalerei, von Salvetat. — Ueber die Anwendung des reinen Saflorroths als Blendfarbe beim Porcellanmalen, von Salvetat. — Ueber die durch Galvanoplastik erlangten Resultate, von G. Büttner. — Praktische Erfahrung über galvanische Vergoldung und Versilberung. — Verfahrungsarten zum Reinigen und Entfärben aller Sorten arabischen Gummis; patentirt für Piciotto in London. — Ueber die Alpaka, ferner den Bastard derselben und der Vicunne. — Miscellen. Ueber die Anwendung der ausgedehnten Luft als Motor. — Ueber die in Deutschland angestellten Versuche, den unter der Erde fortzuführenden Draht elektrischer Telegraphen mittelst Gutta-percha zu isoliren. — Probe für Uranerze. — Ueber die aus Ungarn in den Handel kommenden Nickelerze. — Ueber die Benutzung der Schlacken vom Schmelzen des Scheidegoldes mit Salpeter. Veränderungen in der Struktur des Eisens bei Gewehrläufen. — Chemische Untersuchung gallisch-römischer Malerfarben, von Chevreul. — Ueber die wasserfreie Salpetersäure, von Deville. — Ueber den Gehalt des Saflors an rothem Farbstoff, von Salvetat. — Violette Färbung verschiedener Thrane durch Schwefelsäure. — Hanf, ein anästhetisches Mittel. — Verordnung der Regierung der Vereinigten Staaten hinsichtlich der Einfuhr verdorbener oder verfälschter Droguen und Präparate zum pharmaceutischen Gebrauch.

* * *

Von diesem alle Zweige der Technik umfassenden Journal erscheinen auch ferner wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit etwa 30 Tafeln Abbildungen und im Text abgedruckten Holzschnitten bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus und kostet bei den Buchhandlungen und allen königl. bayerischen Postämtern nur 16 fl. oder 9 Thlr. 10 Ngr. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

Die Verlagshandlung kann vom

Polytechnischen Journal

noch einige ganz vollständige Exemplare, welche sie aufgekauft hat, und zwar 1ster bis 29ster Jahrgang oder Band 1 bis 110 zu 464 fl. oder 270 Rthlr. 20 Ngr. anbieten. Einzelne Jahrgänge sind fortwährend zum Preise von 16 fl. oder 9 Thlr. 10 Ngr. zu haben.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Reiseleben in Südfrankreich und Spanien

von

Aug. Ludw. von Rochau.

2 Thle. gr. 8. broch. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 15 Ngr.

Touristen von Profession und Militärs von der karlistischen Partei oder von der Fremdenlegion haben sich in der letzten Zeit in die Schilderung Spaniens getheilt, wobei häufig entweder der Enthusiasmus oder die Geringschätzung übertrieben wurden und zuweilen die interessante Persönlichkeit des Verfassers im Vordergrunde die Beschreibung des fremden Landes ganz in den Hintergrund drängte. Von allen diesen Mängeln ist das vorliegende Buch freizusprechen, der Verfasser sieht mit gesundem unbestochenem Auge tief und fein in die fremde Welt hinein: er bringt noch jenes ehrliche Wahrheitsgefühl mit, was uns Deutsche so lange auszeichnete, und er vergißt im fremden Lande nie die eigene Nationalität und Pietät, die er ihr schuldet. Diese Eigenschaften, gepaart mit der feinsten Bildung und edelsten Anspruchslosigkeit, machen uns mit dem liebenswürdigsten Charakter bekannt, der nur immer berufen seyn kann, uns fremde Länder und Sitten zu schildern.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Geschichtliche Darstellung des

Galvanismus

von

Otto Ernst Julius Seyffer,
Philos. Doctor.

8. brochirt Preis fl. 5. oder Rthlr. 3.

Durch die Entdeckung des Galvanismus trat das gesammte Gebiet der Physik in eine neue Aera ein, es wurde eine ganz neue Welt von Erscheinungen aufgeschlossen, welche nicht allein für die Wissenschaften von der grössten Wichtigkeit waren, sondern auch für das praktische Leben unendlichen Nutzen stifteten. Was diese Lehre für die Zukunft noch werden dürfte, kann kaum geahnt werden. wenn man bedenkt, wie viele neue merkwürdige Erscheinungen und Räthsel jedes Jahr noch daraus hervorgehen. Der Herr Verfasser hat es unternommen, eine Geschichte dieser wichtigen Lehre, welche vor allen andern Theilen der Physik ein schönes Beispiel der Entwicklung der Wissenschaften in diesem Jahrhundert abgibt, zu bearbeiten, um einestheils ein klares Bild des Gegenstandes zu geben, anderntheils um aus der Unzahl von Thatsachen das festzustellen und zu begründen, was in der Sache bis jetzt geleistet wurde. Die streng wissenschaftliche Haltung des Ganzen, die umfassende Uebersicht über die gesammte galvanische Lehre, ohne das kleinste Detail derselben zu übergehen, und die genaue Literaturgeschichte macht es zu einem für jeden Physiker auch wegen der darin vorkommenden ausführlichen Geschichte der Elektrochemie für den Chemiker unentbehrlichen Handbuche, während z. B. die Geschichte der elektrischen Telegraphen, der technischen Anwendung der Elektrochemie u. s. w. für Laien und Techniker von grossem Interesse ist.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Israelitische Gedichte

von

Eduard Arnd.

gr. 8. 1 fl. 24 kr. oder 25 Ngr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 112. Donnerstag den 10. Mai 1849.

Der grünen Wänden Sammetmatten,
Schnurwege, kunstgerechte Schatten,
Cascadensturz, durch Fels zu Fels gepaart,
Und Wasserstrahlen aller Art;
Ehrwürdig steigt es dort, doch an den Seiten,
Da zischt's und pischt's in tausend Kleinigkeiten.

Goethe.

Aus der Petersburger Umgegend.

(Fortsetzung.)

In Peterhof liegen die eleganteren Datschen mehr am Saume des Städtchens, und in den an die Kaiserfamilie zunächst angrenzenden Kreisen sagt man, es sey eigentlich nicht »de bon genre,« ein äußerlich großartiges Landhaus dort zu besitzen. Man stellt sich durchaus an, als sey man hier nur und ausschließlich au sein de sa famille, vielleicht gerade deßhalb, weil das innere Leben von Peterhof das entschiedenste Gegentheil ist, nichts als eine sommerliche Uebertragung des ganzen Winterpalastes mit allen Anhängseln auf das Land. Sogar sämmtliche Minister, alle Großwürdenträger, die Mehrzahl der Gesandten haben ihre Häuser und ihre volle Einrichtung in Peterhof. Es fehlt durchaus nichts, als daß hier auch für die Bureaux sogenannte „Sommerlager“ erbaut würden, wie sie bei den Kasernen, Schulen und Hospitälern gebräuchlich sind.

Reizend ist die Lage Peterhofs auf den bewaldeten Uferhöhen des Meerbusens. Diese dehnen sich auch in der Richtung gegen Esthland aus und erheben sich dort, in Felsen übergehend, zu einer bedeutenden Höhe. Der Weg von Riga nach Petersburg führte in Esthland (bei Waiwara) einst dicht an diesen schroff abstürzenden Uferfelsen hin. Unten rauscht und wogt das Meer, jenseits dunkeln die finnischen Küsten, lustig flattern die weißen Segel auf der gelblich grünen Seefläche hin, während landeinwärts die steinige Heide und öde Schwarzwaldgegend den schärfsten Contrast zum lieblichen Ausblick bieten.

Der Abfall des Hügelufers bei Peterhof würde übrigens keineswegs so steil erscheinen, wenn es nicht für Gartenanlagen terrassirt wäre. Dieser sogenannte „Untergarten“ ist ein dicht verwachsener Park im englischen Geschmack. Indem seine Baumgruppen und vielverschlungenen Wege uns mählig bergab an's Meeresufer führen, kommen wir zu einem einfachen Bau. Es ist „Alexandrofsk,“ der Lieblingssitz der jetzigen Kaiserin und vom Kaiser ihr zum Geschenk verliehen. Dieses Alexandrofsk bildet durch solche Abgeschiedenheit vom lauten Peterhof den eigentlichen und wirklichen Ruhesitz der kaiserlichen Familie. Die Landhäuser der Hofleute sind noch nicht hiehergedrungen; dagegen hat der Großfürst Thronfolger unweit davon ein Lustschloß ganz im bekannten Geschmacke der Schweizer Häuser aufgeführt, und der Leuchtenbergsche Palast tritt auf einer Anhöhe aus den Bäumen hervor an das Meerbusenufer. Endlich folgt in der Richtung nach Petersburg noch Oranienbaum, das von Katharina II. so heißgeliebte Versteck, jetzt freilich als Lustschloß vollkommen vergessen, wichtig dagegen als Nebenwerk der Kronstädter Befestigungen.

Doch kehren wir nach der Peterhofer Schloßhöhe zurück. Das Schloßgebäude selbst ist nicht eben ausgezeichnet: langgestreckt, in altfranzösischem Geschmack, mit allerlei Rococozierde geschmückt und grell gelb getüncht. An seine Rückseite schließen sich weite Höfe und allerlei Zubehör eines fürstlichen Landaufenthalts; die Vorderfronte blickt über die Bergterrassen herab auf den schnurgeraden Hauptstrom der tausend und abertausend Wasserkünste, welche diesen altfranzösischen Gartenanlagen („Obergarten“) ihren eigenthümlichen Reiz verleihen. Schon auf der Höhe des Berges, vor der Rampe des Schlosses, gießen bronzene Bildsäulen fortwährend neue Fluthen in ein weites Becken.

Aus diesem stürzen die Wasser zwischen breiten steinernen Treppen hinab. Fast auf jeder Stufe wirft wieder eine mythische Gestalt in die verschiedenen Becken neue Wogen, welche auf der halben Berghöhe schäumend in einem Bassin zusammenfließen, in dessen Mitte ein trefflich gearbeiteter Simson auf einem Felsen den Löwen zerreißt. Ein Springstrahl, gleich einer krystallenen Säule, steigt aus dem Thier zu gleicher Höhe mit der Zinne des Schlosses empor und wirft sich dann endlich hinab in den schon erwähnten, nichts weniger als schönen Kanal, dessen Ausfluß eine Uferbucht bildet.

Am Tag erscheinen freilich die Nebenpartien dieser Wasserkünste, deren größter Theil noch dazu meistens verschlossen ist, zwischen den geraden Linien der altfranzösischen Gartenanlagen beinahe lächerlich. Diese halbtrockenen Bassins allenthalben, diese kupfernen Thiergestalten, diese Ungeheuerköpfe, diese Tritonen und andere Berggestalten stehen so vollkommen zwecklos da, so widerlich mit ihren aufgerissenen trockenen Schlünden. Dazu kommt wohl hie und da, aber selten, ein Stückchen Blumenland, hier eine Laube, dort eine wohl beschnittene Hecke; es ist aber Alles so gezwungen, so unnatürlich. Und außerdem mahnen die allerwärts aufgestellten Wachen den Beschauer fortwährend daran, daß dieß keine ächten Ueberbleibsel altfranzösischen Königsgeschmackes sind, sondern nur Nachahmungen der Mode, mit ungeheuern Opfern hergestellt, ohne geschichtliche Beziehung zum Schlosse dort oben, wie zum Volke, welches sich unten am Landungsplatze der Dampfboote drängt.

Das Volk kommt jezt auch nicht herein in den vornehm stillen Garten. Seine Wege sind meistens leer, nur hie und da tummelt ein Gardeoffizier sein Rößlein müde, oder es jagt eine kleine Droschke hoftorystischen Aussehens an uns vorüber. Nur an einem einzigen Tage im Jahr sind alle diese Wege, sind die Rasenplätze und Ruhesitze bedeckt mit einer wimmelnden Menschenmenge. Das ist am 1. Juli, dem Geburtsfest der Kaiserin; unter Alexander war's am 22. Juli. Dann erscheint aber auch die ganze Gartenanlage so vollkommen verändert, daß wir Mühe haben, sie wieder zu erkennen. Da strömen all jene abenteuerlichen Gestalten ihren scheinbar unerschöpflichen Inhalt an Wasser nach allen möglichen Richtungen aus, in auf- und abwärts steigenden Strahlen, in schwellenden Wogen und zerstäubenden Garben, in kühnen Bogen und murmelnden Quellen. All die häßlichen Vertiefungen des Gartens sind gefüllt bis zum Rande mit lustig glitzerndem Krystall, und scheinbar ungebändigt hüpfen die schäumenden Wogen aus einem Becken zum andern. Nirgends sind wir sicher, trockenen Leibes zu bleiben. Nicht genug an der offenen, kaum zu vermeidenden Gefahr, lauern auch noch hundert versteckte Spielereien auf den unvorsichtigen Spaziergänger. Wir wollen uns unter einen Baum flüchten, und so wie wir unter sein Blätterdach treten, überschüttet uns ein voller Guß; dort die Felswand soll uns decken, aber dem Nahenden zischt ein feiner Staubregen entgegen; drüben die Bank in der Grotte verheißt endlich Ruhe, aber so wie wir uns darauf niedersetzen, sind wir mit Wasser überströmt. Schier verzweifelnd sieht man sich um nach einem einzigen trockenen Punkt, aber umsonst. So weit man auch durch die Bäume blickt, überall glitzern und blitzen die feuchten Rubinen, Diamanten und Smaragde der neckischen Wassergötter.

(Fortsetzung folgt.)

Soirées de Grandval.

(Fortsetzung.)

II.

So wenig der Baron und seine Freunde es mit Wetter und Weg genau zu nehmen pflegten, so war es doch heute unmöglich auszugehen. Der Regen goß in Strömen und schlug abwechselnd vom Winde gepeitscht gegen die Fenster. So brachte die Gesellschaft den Nachmittag im Salon zu, in dessen Kamin ein großer Kloz brannte; Madame d'Aine verdauend im Lehnstuhl, ihre Tochter am Stickrahmen, eine junge Frau von anmuthigen Gesichtszügen, frischer, gesunder Farbe, in rothen, mit weißer Gaze überdeckten Tafft gekleidet; der Baron in Schlafrock und Nachtmütze, ein wenig unpäßlich, ungewiß, ob in Folge des Wetters oder der Tafelfreuden, welchen beiden er gestern mit bewundernswerthem Muthe sich ausgesezt hatte; ihm zur Seite, die Augen halb geschlossen, den Kopf in die Schultern gedrückt, die Hände auf die Knie gestüzt, eine getrocknete, runzlichte Figur, ein schottisches Original, Namens Hoop; endlich, auf- und abwandelnd, eine hohe Gestalt, mit der Stirne des Denkers, Augen voll Empfindung, feiner, ein wenig gebogener Nase, den Mund von Witz und Freundlichkeit umspielt — es war Diderot. Eben stand er am Ende des Saales vor einem Gemälde still, das er betrachtete, mehr in seine eigenen Gedanken, wie es schien, als in die Anschauung des Bildes versunken.

„Nun, mein kritischer Freund,“ rief ihm Holbach zu, „lassen Sie jezt dem Meister Oudry Gerechtigkeit widerfahren? Das Gemisch von Mutterliebe

und Wildheit im Gesichte der säugenden Hündin, als könnte es ihr einfallen, den, der ihren Kindern zu nahe tritt, beim Rockschoß zu packen, die drollige Zudringlichkeit der Jungen, sind sie nicht wundervoll ausgedrückt? und dann der Sonnenstrahl, der durch die Lucke dort auf den Kopf der Bestie fällt, scheint er nicht wirklich außerhalb des Gemäldes herzukommen?“ — „Weit entfernt, dem Verdienste der Ausführung zu nahe treten zu wollen,“ erwiederte Diderot, immer noch den Blick auf das Bild geheftet, „so ist es doch mehr seine Bedeutung, die mir so eben zu denken gab. Der Trieb der Mutterliebe, das Individuum, das mit einem seinesgleichen andere seinesgleichen hervorbringt, in diesen andern sich selber liebt, und ihnen am Ende seinen Platz auf der Bühne des Daseyns überläßt, das ist ja eben die innerste Kraft der Natur, die Seele der Welt, dieses Bild mithin ein Symbol dessen, was der höchste Gegenstand unseres Philosophirens ist.“

„Ein würdiges Altarblatt unserer neuen Kirche,“ fiel Holbach ein, „das ich also für meine hundert Pistolen noch billig genug erworben habe.“ — „Ein Bild aber,“ versezte der Schotte, indem er sich ein wenig aufrichtete, „auf welchem der heiligen Natur bedeutend geschmeichelt ist. Es stellt sie nur von der einen Seite, gleichsam in ihrer guten Stunde dar. Aber sie hat deren auch verdammt böse. Sie gibt nicht bloß das Leben, sondern sie nimmt es auch; sie ist ein Saturn, der seine eigenen Kinder frißt, und neben der säugenden Hündin müßte nothwendig der Wolf, wie er das Lamm zerreißt, die Katze, wie sie mit der Todesangst der gefangenen Maus ihr Spiel treibt, der Würger, wie er Bienen an den spitzen Dorn spießt und da zappeln läßt — solche Bilder müßten jedenfalls noch daneben gehängt werden, um die gute Mutter vollständig darzustellen, deren wohlgerathene Kinder wir Menschen sind, nämlich um kein Haar besser als sie.“

Der Baron wollte etwas erwiedern, aber ein Wagen, den man vorfahren hörte, zog die Gesellschaft an's Fenster, und gleich darauf trat ein Mann in's Zimmer, den seine Gesichtszüge als Italiener ankündigten, und den der Baron dem Schotten als den Doktor Gatti vorstellte. Er kam von einem kranken Gutsherrn in der Nähe, von dessen Befinden sich die Unterhaltung, wie das so zu gehen pflegt, bald auf seinen Charakter, sein Thun und Treiben wendete.

„Ein achtbarer, aber wunderlicher Mann, dieser Herr M.,“ bemerkte Holbach; „kenntnißreich, von richtigem Urtheil und klugem Benehmen, gewissenhaft in Erfüllung seiner Amtspflichten, besucht er die Messe, ohne recht an sie zu glauben, achtet die Religion und lacht doch in die Faust über den Spott, den man mit ihr treibt, glaubt an eine Auferstehung, ohne über die Unsterblichkeit der Seele im Reinen zu seyn — kurz ein dicker Knäuel von Widersprüchen, die seine Unterhaltung äußerst possierlich machen.“ — „Und mit dieser Schilderung,“ versezte Diderot, „die auf einen Einzelnen berechnet ist, bemerken Sie nicht, Baron, wie Sie damit drei Viertheile, ich will nicht sagen unserer höhern Stände, sondern selbst der wirklich Unterrichteten und Aufgeklärten gezeichnet haben? Dieses Gemisch von Verstand und Vorurtheil, von Freigeisterei und Aberglauben findet sich —“ — „Selbst noch in den Köpfen unserer Philosophen,“ fiel Madame d'Aine ein; „habe ich Recht, Herr Philosoph, oder nicht?“ — „Recht, wie immer,“ erwiderte dieser; „nur beweist es nicht für die Wahrheit des Aberglaubens, sondern lediglich für die Macht der Erziehung und Gewohnheit. Um jedoch unserer gütigen Wirthin ganz nach Wunsch zu dienen, will ich eine Schwäche von mir selbst zum Besten geben. Als mich vor Jahren die schönen Augen der Madame Dupré de St. Maur in den Thurm von Vincennes gebracht hatten, da wurde mir endlich nach einem Monat Gefangenschaft die Zeit lang, und ich hätte gern gewußt, wie lange es noch dauern könne. Es fiel mir ein, das Loos zu befragen: ich hatte einen kleinen Platon bei mir, er sollte mir mein Schicksal verkündigen. Ich schlug auf, und die ersten Worte der aufgeschlagenen Seite waren: „Diese Sache ist von der Art, daß sie bald ein Ende nehmen muß.“ Ich lächelte und nach Verfluß einer Viertelstunde hörte ich den Schlüssel in das Schloß meines Kerkers stecken: es war der Polizeilieutenant Berryer, der mir auf den folgenden Tag meine Freilassung ankündigte.“

Nachdem die Gesellschaft über ein so merkwürdiges Zusammentreffen ihre verschiedenen Empfindungen und Gedanken geäußert, wandte Doktor Gatti sich mit der Frage an Diderot, was denn das mit den schönen Augen zu bedeuten habe? „Die Ursache Ihrer Gefangenschaft war doch wohl die Encyclopädie; wie hängt das mit schönen Augen zusammen?“ — „Und was, frage ich Sie,“ erwiderte Diderot, „hängt denn in diesem unserem Frankreich nicht mit schönen Augen zusammen? Die Encyclopädie war der Vorwand; ohne Zweifel hätte sie später von selbst meine Verfolgung herbeigeführt; daß aber diese eben damals ausbrach, damit ging es, wie ich angedeutet. Ich arbeitete um jene Zeit an meinem Brief über die Blinden; Herr von Reaumur hatte einen Blindgebornen bei sich, der operirt werden sollte. Natürlich war mir der Fall unter solchen Umständen doppelt interessant. Ich ließ Herrn von Reaumur durch gemeinschaftliche Freunde den Wunsch nahe legen, den

ich überdieß selbst im Gespräch mit ihm durchblicken ließ, bei der Abnahme des ersten Verbandes gegenwärtig zu seyn. Vergeblich; ich und andere Gelehrte, die den gleichen Wunsch gehegt hatten, mußten bald darauf vernehmen, daß einzig Madame Dupré de St. Maur das Glück gehabt habe, dabei gegenwärtig seyn zu dürfen."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Mai.

Der dänische Krieg. — Die Kaiserkrone. — Der Prediger Schell.

Der Sieg bei Eckernförde über den übermüthigen Dänen war die schönste Osterfeier, die uns bereitet werden konnte. Möchte der so schön eingeweihte grüne Donnerstag für das Gesammtvaterland ein Tag des Glücks, des hoffnungsreichsten Siegs werden über alle äußern und innern Feinde! Auch der heftige und blutige Kampf bei Düppel, obwohl anfangs sehr übertrieben, gereicht den deutschen Waffen nur zur Ehre. Daß bei diesem Kampfe unsere sächsischen Truppen so wacker mitgefochten, erregte hier die größte Freude; nur die zahlreichen Opfer, die dabei gefallen, beklagt man tief und sucht die so mancher Familie geschlagenen Wunden durch Sammlung milder Beiträge zu heilen, die man für die Hinterlassenen der Gefallenen veranstaltet. Mit Ausnahme weniger Dänomanen ist man hier zu Lande sehr für kraftvolle Fortführung des Kriegs in den Herzogthümern eingenommen, weil denn doch Jedermann einsieht, das die Ehre des Vaterlands diesen Kampf, möge er auch noch so große Opfer kosten, gebieterisch erheischt.

Da Schwerterklang und Kanonendonner mit dem Flammenscheine eines in die Luft gesprengten Linienschiffes selbst das lauteste gesprochene Wort, und flöße es von den Lippen eines dreimal Weisen, mächtig übertönt, so drängten die Siegesnachrichten vom Belt die wichtigen Beschlüsse der Nationalversammlung in Frankfurt etwas in den Hintergrund. Hier zu Lande war ohnehin die Kaiserwahl nicht sehr populär. Man glaubte nicht an die Willfährigkeit des Königs von Preußen, die angebotene Krone sich auf's Haupt zu setzen, und daß man in dieser Beziehung richtig fühlte, haben die lezten Wochen und Tage gelehrt. Etwas mehr politischer Instinkt wäre den Frankfurter Kaisermachern wohl zu wünschen gewesen; sie hätten dem Gesammtvaterlande viele Wirren, in die es nunmehr unausbleiblich stürzen muß, erspart. War man nun aber auf die Nichtannahme der Kaiserkrone von Seiten des Königs von Preußen gefaßt, so hatte doch Jedermann eine andere, eine männlichere Antwort erwartet. Dieses Frommthun, Sichgeehrtfühlen und doch halb Ablehnen, dem später ein ganzes folgte, ärgerte alle Welt, die Erklärung des Ministeriums vom 21. April in der zweiten preußischen Kammer erbitterte wo möglich noch mehr, als Oesterreichs frech klingende Lossagenote von Deutschland. Die Stimmung im ganzen Lande, bisher sehr ruhig, ist seitdem gewaltig erregt. Wie in Württemberg will das Volk die Verfassung pure, wie sie in der Paulskirche beschlossen worden ist, und während ich dieß schreibe, geht bereits eine Adresse von hier an König und Ministerium ab, welche dringend um schleunige Annahme und Bekanntmachung der Reichsverfassung bittet. Sollte, was Gott verhüte! abschläglich oder auch nur ausweichend darauf beschieden werden, so stehen wir wieder mitten in der politischen Agitation des vorjährigen März, die mit Bajonetten und Belagerungszuständen schwerlich niedergehalten werden würde. Hätte Friedrich Wilhelm von Preußen mit dem Muthe eines deutschen Mannes die Krone angenommen, zugleich mit der Verfassung, so würden auch die Widerstrebenden sich beruhigt und gefügt haben, jedenfalls wäre Deutschland zum größten Theil den Gefahren entgangen, die jezt von allen Seiten drohen und neue revolutionäre Stürme hervorrufen können. Sollte es zu einem abermaligen Ausbruche des Volksunwillens in deutschen Landen kommen, dann wehe unserm zermarterten Vaterland, und dreimal wehe denen, die es dahin brachten durch Starrsinn, Egoismus und Mangel an historischem Verstand!

Seit Wiens Fall leben hier eine Menge Oesterreicher, die als Leidensgenossen ziemlich eng zusammenhalten. Andere, ebenfalls meistens Nichtsachsen, ihre Gesinnungen theilend, schloßen sich ihnen an. So bildete sich ein ziemlich zahlreicher Klub, an dem auch Arnold Ruge sich betheiligte, der »Philosophus abstractissimus,« wie Dr. Schwetschke ihn in seinem bekannten Büchlein nennt, sowie ein deutsch-katholischer Prediger Joseph Schell, der theils als Gast in der hiesigen deutsch-katholischen Gemeinde predigte, theils lange urradikale Reden in dem „linkischsten" Vaterlandsvereine hielt. Was die guten Leute in ihrem Klub berathen haben, weiß Gott allein; mit den Sendlingen des demokratischen Comités mögen sie wohl häufig verkehrt haben. Das hatte eine auswärtige Regierung glücklich gewittert, und so fand man sich gemüßigt, eines schönen Morgens den Ort, wo der Klub zusammen zu kommen pflegte, nach Papieren und Schriften zu durchstöbern, auch Arnold Ruge's Wohnung mit einer Haussuchung zu beehren. Ob man dabei gegen die Grundrechte gesündigt hat, wie Ruge in seinem offenen Proteste behauptet, weiß ich nicht; die Ausbeute wird nicht sehr groß gewesen seyn, obwohl man anfänglich von sehr bedeutenden Funden sprach. Nur für Schell, den höchst demokratischen deutsch-katholischen Prediger, hatte die Aufhebung des Klubs auch Ausweisung zur Folge. Diese in neuerer Zeit bei uns nicht mehr übliche Strenge fand zum Theil wohl ihre Begründung in dem Auftreten Schells als Kanzelredner. Eine gedruckt vorliegende Predigt dieses Mannes, die übrigens nicht zu den schalen Produkten dieser Art gehört, redet leider an einer Stelle unverkennbar der Unsittlichkeit das Wort, indem sie nur das für sittlich erklärt, was die Zeit just dafür hält, und schlechthin behauptet, es gebe an sich nichts Unsittliches, nur der Glaube, die Ansicht, die Ueberzeugung, sey's des Einzelnen oder einer Mehrheit, mache es dazu. Solche Dinge mögen auf dem Katheder vor lauter gebildeten oder nach tieferer philosophischer Bildung strebenden Zuhörern am Platze seyn, die Kanzel gegenüber einer Gemeinde, die größtentheils aus wenigstens nicht logisch gebildeten Köpfen besteht, ist nicht der Ort dazu. Mit vollem Recht ward deßhalb dem Prediger die Kanzel verboten, und als sich eine schickliche Gelegenheit zeigte, suchte sich die Behörde des unbequemen Menschen, der mit seiner Zunge möglicherweise Unglück anrichten konnte, still zu entledigen.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

// Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 113. Freitag den 11. Mai 1849.

— To die, — to sleep; —
To sleep! perchance to dream; ay, there's the rub!
Shakespeare.

Soirées de Grandval.

(Fortsetzung.)

„Also hat Herr v. Reaumur, schrieb ich hierüber im Eingang jenes Briefs, der bald darauf gedruckt wurde, ein so wichtiges Experiment lieber vor zwei schönen Augen ohne Bedeutung, als vor sachkundigen Männern vornehmen lassen. Nun gefiel sich aber bekanntermaßen diese Dame ebensowohl in ihrer vermeintlichen Gelehrsamkeit, als ihre Augen dem Herrn v. Argenson gefielen; was Wunder also, daß nach wenigen Tagen von ihm gesendet ein Commissär mit drei Mann mir auf's Zimmer stieg, um meine Papiere zu untersuchen und mich abzuführen!"

„Nun, aber das eigentliche Verbot der Encyclopädie," bemerkte der Doktor, „erfolgte doch erst später, und zwar auf Requisition des Generaladvokaten Omer de Fleury?" — „Ganz richtig." — „Und wissen Sie wohl, daß dieser nämliche Generaladvokat jezt vom Großen an's Kleine, von den Herrn Philosophen hinter uns arme Impfärzte gekommen ist?" — „Nicht möglich!" — „Gestern hat das Parlament von Paris den Ausspruch gethan, daß im ganzen Stadtbezirke das Impfen vorläufig verboten seyn solle, bis die medicinische und theologische Fakultät ihr Gutachten in der Sache abgegeben haben würden."

„Die theologische? das ist lustig," sagte der Baron; „wahrscheinlich um die Gefahr für Sitten und Religion zu berechnen, falls es künftig mehr hübsche Menschen geben sollte." — „Man könnte sich's gefallen lassen," meinte Diderot, „wenn von jeher Gegenseitigkeit stattgefunden, wenn man auch die medicinische Fakultät befragt hätte, ehe man gewisse theologische Lehren und kirchliche Satzungen feststellte. Uebrigens finde ich natürlicher, daß sich die Blatterimpfung von der Provinz in die Hauptstadt, von den niedern Klassen zu den höhern verbreite. Haben die lezteren weniger Vorurtheile, so legen sie dafür auf ihr Leben ein Gewicht, das mit dessen Werthe zwar meistens in umgekehrtem Verhältniß steht, aber sie vor dem leichtesten Versuche beben macht."

„Schade," sagte Hoop, „daß mich die natürlichen Blattern schon so gründlich durchgeackert haben, wie Sie sehen, sonst würde ich mich Ihrem Experiment um so williger unterwerfen, je weniger ich auf seine Gefahrlosigkeit Vertrauen setze." — „Das heißt also, daß Ihnen Ihr Leben wenig werth ist?" fragte der Doktor. — „O, was das betrifft," bemerkte Madame d'Aine, „so habe ich unsern melancholischen Freund in ein Zimmer logirt, dessen Fenster geradezu nach dem Graben gehen; hoffentlich wird er sich nicht beeilen die Gelegenheit zu benutzen." — „Oder wenn Ihnen das Wasser im Graben zu kalt ist, Vater Hoop," sagte der Baron, „so wollen wir uns schlagen." — „Mit Vergnügen," versezte der Schotte, „unter der Bedingung, daß Sie mich tödten."

„Aber ich kann doch in Ihren Verhältnissen, geehrtester Freund," fiel Madame Holbach mit sanfter Stimme ein, „das Unglück nicht entdecken, das Ihnen das Leben so unerträglich machen sollte." — „Unglück?" erwiderte Hoop, „das größte Unglück ist, zu existiren, und ich existire." — „Da irren Sie sich," bemerkte Diderot; „das größte Unglück in Ihrem Sinn ist nicht, zu existiren, sondern immerfort zu existiren." —

„Das wird glücklicherweise nicht der Fall seyn." — „Möglich; doch wer weiß? Wenn es gewiß ist, daß etwas wirklich Lebloses niemals Leben gewinnen kann, sollte es möglich seyn, daß etwas Lebendiges jemals das Leben verlieren könnte? Man muß nur zwischen verschiedenen Formen des Lebens unterscheiden. Jezt leben Sie als Ganzes; in zwanzig Jahren vielleicht werden die unendlich vielen Theilchen, die jezt mit einander dieses Massenleben ausmachen, jedes für sich sein besonderes Leben führen. Dieß ist der einzige Unterschied zwischen Leben und Tod, den ich verstehe." — „Noch zwanzig Jahre!" murmelte Hoop, „das ist lang." — „Von diesem Gesichtspunkte aus," fuhr Diderot fort, „sind vielleicht diejenigen, welche sich im Leben geliebt haben und sich nun im Tode neben einander begraben lassen, so närrisch nicht, als es den Anschein hat. Vielleicht daß ihre Asche sich vermischt, daß ihren Resten in der Tiefe der Erde noch eine Art von Empfindung, von Erinnerung sogar, geblieben ist. O ein schöner Gedanke, daß die aufgelösten Theile des gestorbenen Liebenden die zerstreuten Reste der Geliebten im weiten Raume der Natur aufsuchen werden, um nach Ablauf von Jahrhunderten endlich Ein Ganzes mit ihr auszumachen! Ein Traum wahrscheinlich, aber welch ein süßer Traum!" — „Nun sagen Sie mir: ist das ein Philosoph oder ein Schwärmer?" fragte Holbach den Arzt, der sich zum Aufbruch anschickte, um zeitig nach der Hauptstadt zurückzukommen.

III.

Der Himmel hatte sich aufgehellt, nur ein starker Wind ging noch, der aber Diderot und Hoop nicht abhielt, ihren Spaziergang zu machen. Der Franzose richtete an den Schotten eine Menge Fragen über die englische Staatsverfassung; das Parlament, seine Stellung und Zusammensetzung, die Einrichtung der Parlamentshäuser, Zuhörertribünen und Schnellschreiber — das alles waren Dinge, von denen im damaligen Frankreich selbst ein Mann wie Diderot nur sehr unbestimmte Vorstellungen hatte. Von der Politik kamen die beiden Wanderer auf das Leben und Lebensglück zu sprechen und der Philosoph, für welchen der sonderbare Schotte ein Gegenstand war, dem er gern auf den Grund gekommen wäre, fragte diesen, welches von den Gütern des Lebens er am höchsten schätze?

„Dasjenige," antwortete dieser nach einem Augenblick des Besinnens, „was mir immer gefehlt hat, die Gesundheit." — „Und das größte Vergnügen, das Sie genossen haben?" — „Um Ihnen das verständlich zu machen," erwiderte Hoop, „muß ich Sie von meiner Familie unterhalten. Wir sind unserer zwei Brüder und drei Schwestern. In Schottland, wie in einigen Provinzen von Frankreich, wendet ein unvernünftiges Gesetz Alles dem Erstgebornen zu. Mein ältester Bruder war das Schooßkind von Vater und Mutter, d. h. sie wandten Alles an, einen schlechten Menschen aus ihm zu machen, was ihnen nur allzugut gelang. Sie verheiratheten ihn so früh und so reich als möglich, und entäußerten sich zu seinen Gunsten ihres ganzen Besitzthums. Doch der ungerathene Sohn ließ sie bald die Schwäche bereuen, ihn so unabhängig gestellt zu haben. Er verlezte die kindliche Achtung, behandelte sie hart, ließ sie fühlen, daß sie ihm zur Last seyen, und nöthigte so seine guten alten Eltern, mit ihren Töchtern ihr Haus zu räumen, kaum mit den Mitteln zu ihrem nothdürftigen Lebensunterhalt versehen, geschweige daß sie an eine Ausstattung der bereits erwachsenen Mädchen hätten denken können; denn deren Bruder hatte die Sache so zu stellen gewußt, daß man nicht einmal die Mitgift seiner Schwestern von ihm fordern konnte."

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Petersburger Umgegend.

(Fortsetzung.)

Auf jedem freien Platze des Gartens sind an diesem Tage Tempel, Säulenhallen, Pyramiden und Obelisken in buntem Gemisch und frischglänzend in grellem Farbenschmuck erstanden. Aber all dieß sind nur die Vorbereitungen für den Abend. Dann strahlt Alles im bunten Lichte unzähliger Lampen, und dieß ist der eigentliche Glanzpunkt des sogenannten Festtags. — Dicht über der Wasserfläche der Becken, Seen und Teiche, rings um die emporgeschleuderten Wassermassen, hinter den herabstürzenden Fluthen der Cascaden, längs der Ränder und Kanten der Kanäle — überall Feuer und Wasser, die herrlichsten Farbenspiele zeugend, in gemeinschaftlicher Prachtwirkung. Darüber rauschen und schwanken, streifweise von mächtigen Lichtblitzen erhellt, die mächtigen Buchen und Linden des Gartens, und mitten unter den Wassern, scheinbar auftauchend aus ihren Tiefen, dann verschwindend in den farbigen Dämmerungen, wälzt sich eine unermeßliche Menschenmenge hin und her. Den ganzen Tag hat sie des abendlichen Schauspiels geharrt. Schon beim grauenden Morgen sind sie aus der Residenz hierhergefahren zu Wasser und zu Land, haben im übelsten oder doch bedenklichsten Wetter auf dem Platz ausgehalten, haben sich gedrängt, gestoßen, den müden Gliedern keine Ruhe gegönnt, dem hungrigen Magen für schweres Geld kaum einige elende Bissen geboten, haben am ganzen Tage nicht laut

gelacht, kaum gesprochen, nur geflüstert, um von der straflustig und zahlreich umgehenden Polizei nicht als Ruhestörer fortgewiesen zu werden. Wahrlich eine schwere Prüfung! vielleicht nur in Petersburg zu ertragen. Und dieß Alles um den Preis jenes Schauspiels? Darum, und um einige andere Hoffnungen.

Denn wer's just glücklich traf, konnte schon am Nachmittag noch ein anderes Vorspiel des Abends erblicken. Da ritt der Kaiser in voller Uniform mit seinem Stabe durch die Hauptalleen. Alles Volk verneigte sich tief, und schwenkte Hüte und Mützen mit Hurrahgeschrei, während der schöne Mann mit seinem eiskalten Lächeln rechts und links hin grüßte. Am Abend ist dann Hoffest dort oben in den glänzenden Sälen des Schlosses. Jedem, der einen Frack oder einen russischen Kaftan trägt, steht der Eingang offen; aber wie wenige von den Tausenden gelangen dahin! Und auch da gilt es, jenen glücklichen Moment zu treffen, wo der Kaiser mit der Kaiserin, gefolgt von der Familie und den Großwürdenträgern, die Säle durchschreitet. Hier aber darf sich die Menge nur in stummer Verehrung beugen und staunend hängt ihr Blick an der Pracht der kaiserlichen Gewänder, an den Edelgesteinen des Gefolges, die in den tausend und abertausend Lichtern der Kronleuchter an Größe und Menge vervielfacht erscheinen.

Da dröhnt ein Kanonenschuß von draußen herein. Es ist das Signal, daß das Feuerwerk beginnt. Alles drängt sich in tiefem Schweigen, aber in höchster Spannung wieder in's Freie. Da schießen jezt Flammen in allen Farben zum Himmel empor, überstrahlen meteorisch den ganzen weiten Raum und zerstieben prasselnd in der doppelt dunkeln Nacht über der staunenden Menge, die da zusammengedrängt ist Leib an Leib, Gesicht an Gesicht, Vornehm an Gering, Arm an Reich, Häßlich an Schön, Pracht an Schmutz, scheinbar ein einziger lebendiger Körper mit unzähligen Gliedern, deren keines selbstständiger Bewegung fähig ist. Man denkt unwillkührlich an ein allegorisches Bild des russischen Volks bei dieser stummen, dichten Menge inmitten der künstlichen Wasser ohne belebende Kraft, unter den spielenden Lichtern ohne Wärme, neben den scheinbar lebendigen Göttern aus Bronze.

Endlich erlischt ein Licht nach dem andern im Garten, verrauschen die Wasserkünste, löst ein Theil nach dem andern sich ab vom Menschenknäuel, verschwindet ein Wassergott nach dem andern im murmelnden Dunkel. Aber stoßweise unterbrach schon lange das Brausen des Meeres die unruhige Stille. Jezt rollen die Wogen lauter, ein scharfer Wind streicht durch die rauschenden Bäume in die Nacht hinein, und draußen klingelts zur Abfahrt der Dampfboote, knallen, pfeifen und schreien die heimwärts drängenden Wagenführer. Endlich wird's ganz still, ganz dunkel aller Orten; nur oben vom Berggipfel strahlt feenhaft die Erleuchtung des Schlosses den Davonfahrenden nach, und in der Nähe erblicken wir bei den Streiflichtern der Fenster regelmäßig von Minute zu Minute die scharf gezeichneten Gestalten hin- und herschreitender Wachposten.

(Schluß des ersten Artikels.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Meyerbeers Prophet.

Meyerbeers Prophet, von dem seit einer Reihe von Jahren die Rede war, der wie der Messias erwartet wurde und nicht erschien, dessen Existenz die Skeptiker in Frage und die Gläubigen außer allen Zweifel stellten, der nach Einigen selbst durch den Kaiserschnitt nicht hatte aus der erschöpften Phantasie des Componisten lebenskräftig an's Tageslicht gefördert werden können, der nach Andern vielmehr längst schon, wie aus Zeus Haupte Pallas Athene, in vollem Kriegsschmuck aus des Meisters genialer Stirn entsprungen war und unter dem Verschluß eines Notars lag, aus welchem ihn nur eine Verjüngung des verknöcherten Opernpersonals befreien konnte — Meyerbeers Prophet, der nachgerade zur Mythe geworden war, ist denn endlich erschienen und hat am 16. April seinen Triumphzug über die Bühne gehalten. Für Paris ein wahres Ereigniß. Vorläufig können wir von dieser neuen Oper nur sagen, daß es ein kolossales Tonwerk ist und als solches die Hugenotten wohl noch übertrifft. Eine Kritik des musikalischen Theils später; für heute begnügen wir uns mit der Erzählung der Handlung, die im sechzehnten Jahrhundert spielt, und nicht, wie anfangs geglaubt wurde, den Propheten Mohamed zum Helden hat, sondern Johann von Leyden.

Der erste Aufzug versezt uns auf die Güter des Grafen Oberthal in der Nähe von Dordrecht. Liebliche Landschaft; Hütten, Werkstätten, Windmühlen; rechts die gräfliche Burg mit hohen Zinnen und Zugbrücke. Chor der zum Morgenimbiß versammelten Landleute. Die junge Bäuerin Bertha ist mit einem frischen Gesellen, Namens Johann, Gastwirth in einer der Vorstädte Leydens, verlobt, dessen Mutter Fides herübergekommen, um sie zu holen und dem Bräutigam zuzuführen. Im Augenblick, da beide die Schloßtreppe betreten, um die erforderliche Einwilligung des Gutsherrn einzuholen, ertönt ein fremdartiger choralmäßiger Gesang von düsterm Charakter: »Iterum ad salutares undas, ad nos, in nomine Domini, ad nos venite, populi!« und feierlichen Schritts steigen von einer Anhöhe langsam drei schwarze Gestalten herab. Es sind Apostel der Wiedertäufer, Jonas, Matthiessen und Zacharias, die um-

herziehen im Lande und die neue Lehre verkünden. Die Bauern stutzen ob der ungewohnten Erscheinung und lassen sich allmählig mit den Männern ein. Was bringt Ihr? — Freiheit, Erlösung aus der Knechtschaft. — Und die Obrigkeit? — Wird abgeschafft. — Der Frohndienst? — Abgeschafft. — Die Zehnten, die Abgaben und Lasten? — Abgeschafft. — Aber die mächtigen Gutherren? — Niedergemacht. — Und ihre Burgvögte und Reisigen? — Eure Knechte. — Und ihre Schlösser? — Sind euer. — Und ihre Güter und Reichthümer? — Euer Eigenthum. — In der That, eine treffliche Aussicht; auch scheint die neue Lehre dem Volke sehr zu munden. Der Groll über die erlittenen vielfältigen Bedrückungen erwacht; sie erkühnen sich, demselben Ausdruck zu geben; die Gemüther erhitzen sich, die finstern Männer schüren mit ihrem Erlösungsgesang, die Scene wird tumultuarisch; vom Geiste des Aufruhrs gepackt, greift das aufgeregte Landvolk zu Hacken, Dreschflegeln, Knitteln, und dringt zum Angriff der Burg die Stufen hinan, als plötzlich die Thore sich öffnen und der Burgherr, Graf Oberthal, mit einigen Rittern im Gefolg erscheint und wissen will, von wannen der seltsame Gesang, dessen Töne zu ihm gedrungen.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Mai.

(Fortsetzung.)

Emancipation der Juden. — Messe. — Theater.

Die Einführung der Grundrechte in Sachsen hat nun auch die Juden bei uns faktisch emancipirt. Leipzig als Meßstadt wird dieß wahrscheinlich am ehesten fühlen, und es dürfte Viele geben, die gern die Nase darüber rümpften, wenn sie es wagen zu können glaubten. Die Freiheit, die ganze Freiheit wollen zwar Alle, leider aber nur für sich, nicht für Jedermann. Diese werden im Stillen grollen, daß zum erstenmal in gegenwärtiger Ostermesse den jüdischen Kaufleuten gestattet ist, wie allen übrigen Meßbeziehern, während der ganzen Dauer derselben Handel zu treiben. Früher durften sie nur in der eigentlichen Meßwoche von Jubilate bis Cantate feil halten, was jedoch die Hausirer nicht abhielt, ihren Kleinschacher vom ersten bis zum lezten Tage der Messe zu betreiben. Ernst, würdig und erhebend war der Gottesdienst in der hiesigen deutsch-jüdischen Synagoge, welcher die endliche Erlösung vom uralten Druck Juda's feierte. Der Prediger dieser Gemeinde, Adolph Jellineck, ein älterer Bruder des in Wien von Windischgrätz standrechtlich Hingerichteten, hielt dabei eine treffliche, tief ergreifende und geistvolle Rede, die alle Zuhörer, jüdische wie christliche, gleich sehr erschütterte. Sie ist seitdem im Druck erschienen. Ueberhaupt gehört Jellineck zu den wenigen geistlichen Rednern, die mitten in den politischen Bewegungen der Zeit sich durchaus frei erhalten haben von allem Fanatismus, allem einseitig in Dogmen befangenen Lehrerdünkel. Seine Religion predigt die edelste Humanität.

Von unserer Messe hört man nur Gutes. Der Fremdenzudrang ist groß, noch größer freilich auch die Zufuhr von Waaren aller Art. Von ausländischen Nationen sind Griechen, Moldauer und überhaupt die Südslaven wohl am stärksten vertreten. Wüthete nicht der Bürgerkrieg in den Donauländern, so würden dorthin große Waarenzüge abgehen. Stark war die Nachfrage nach Leder, auch Tuchen. Geschäfte in diesen beiden Artikeln kamen schon in den ersten Tagen der Messe zur Zufriedenheit der Verkäufer zu Stande. Die Preise waren verhältnißmäßig gut und bedeutend höher als im vorigen Jahr. Der Krieg mag nicht geringen Einfluß auf so raschen Absatz dieser Artikel haben. Hat doch allein die sächsische Regierung, wenn ich nicht irre, mehr als vierzigtausend Ellen Tuch gekauft und fast eben so viel Leinwand, die wohl zur Anschaffung von Waffenröcken und überhaupt zur Equipirung der Armee verwendet werden sollen. Auch andere Artikel, sowohl inländische wie ausländische gingen zu guten Preisen ab, so daß das Endresultat dieser Messe im Allgemeinen sich als ein befriedigendes herausstellen dürfte. — Für Zerstreuung und Vergnügen Fremder und Einheimischer ist, wie immer, durch eine Menge von Sehenswürdigkeiten zur Genüge gesorgt. Die Kunstreitergesellschaft Guerra's aus Rom, die Leipzig lange Jahre nicht mehr besucht hat, lockt Freunde schöner Rosse und glänzender Trachten allabendlich in ihren Circus. Professor Becker sezt das Publikum durch seine anmuthigen Zauberkunststücke in Verwunderung und hat sich, um Abwechslung und Mannigfaltigkeit in seine Darstellungen zu bringen, mit einer Seiltänzergesellschaft verbündet, die außer ihren charakteristischen Tänzen auch durch Gruppen, antiken Kunstwerken nachgebildet, anzieht. Ein paar sehr gut dressirte, nicht besonders große afrikanische Elephanten, einige Thierbuden, Thienots lustiges „Affenhaus," ein höchst spaßhaftes „Affentheater," Panoramen in Menge, gute und schlechte, die „ganz naturgetreu" alle vorjährigen Revolutionsscenen, die Schlachten in Schleswig-Holstein, das Auffliegen des Christian VIII. bei Eckernförde ꝛc. darstellen, fehlen natürlich nicht, und damit dem Ganzen die Krone aufgesezt werde, zeigt sich noch ein italienischer Riese von wirklich enormer Größe, mit Händen und Füßen ausgestattet, aus denen sich bequem einige Paare gewöhnlicher menschlicher Füße und Hände machen ließen. — Um diesen die Masse stets anlockenden Meßwundern die Spitze bieten zu können, sah sich der Direktor des städtischen Theaters genöthigt, bei Zeiten für ein Spektakelstück zu sorgen, das er auch glücklich gefunden hat in „Luzifers Töchtern," einem Zauber-, Sing- und Possenspiel von Friedrich, dem bekannten und fleißigen Uebersetzer fremdländischer Bühnenstücke. Dem guten Geschmack muß dieses non plus ultra tollsten Unsinns ein Greuel seyn, denn es geht darin so bunt über Eck, daß einem wirklich der Verstand still stehen bleibt. Hölle und Teufel, Cerberus und seine Frau, sieben oder acht malerisch diabolisch gekleidete hübsche Teufelinnen, die sich gegen den Papa empören und auf Erden Heirathscandidaten suchen, das Schlaraffenland, wo die Würste auf den Bäumen wie Eicheln wachsen, und Torten und Champagnerflaschen, nebst Messern und Gabeln spazieren gehen, Wühler und demokratische Schuljungen, die den Teufel sammt allem Anhange aus der Hölle verjagen u. s. f., bilden den zusammenhangslosen, buntscheckigen Inhalt des tollen Machwerks. Indeß gefällt das Ding eben des bodenlosen Unsinns halber, so daß es wöchentlich bei stets überfülltem Hause mehrmals gegeben wird. Vor der Kritik kann es keine Gnade finden, selbst die paar guten Witze, die darin vorkommen, berechtigen es nicht dazu. Vielmehr bin ich überzeugt, daß, wenn solche Tollheiten häufig auf der Bühne erscheinen sollten, das Publikum sehr bald allen Geschmack an werthvollen Erzeugnissen dramatischer Literatur verlieren würde. — Auch Halevys neue Oper, „das Thal von Andorre," ist in dieser Woche zur Aufführung gekommen und hat Beifall gefunden. Für nächste Woche wird eine Oper von Lortzing, dem beliebten Componisten des „Czaar und Zimmermann," einstudirt. Die Musik beider Werke soll gefällig und ansprechend seyn. Mehr verlangt in der Regel die Masse nicht, am wenigsten ein so gemischtes Publikum, wie es in den Messen hier zusammenströmt.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 21.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 114. Sonnabend den 12. Mai 1849.

— Hier liegt begraben
Ein ganzes Volksgeschlecht,
Väter, Mütter, Brüder, Töchter, Knaben,
Zusammen Herr und Knecht.

Rückert.

Berliner Briefe.

III.

Der Friedrichshain am Charfreitag 1849.

Es war Charfreitag, der Gottesdienst in den Kirchen war beendet und abermals die Erinnerungsfeier gehalten worden an den Tod des Mannes, der die Welt vor achtzehnhundert Jahren erlöst hat aus den Fesseln der Knechtschaft zur Freiheit der Liebe. — Von den lezten Tönen der Kirchenglocken geleitet, traten wir unsern Weg nach der Königsstadt an, um den Friedrichshain zu besuchen, in dem die Opfer des Berliner Freiheitskampfes beerdigt worden sind. Es mag zwei oder drei Jahre her seyn, daß man diesen Hain anlegte, um den Bewohnern der jenseits der Spree gelegenen Königsstadt dereinst einen Spazierort zu verschaffen, wie die Friedrichsstadt Berlins ihn im Thiergarten besizt. Das Unternehmen war ein sehr verdienstliches, denn Berlin ist von einer strauch- und baumlosen Sandwüste umgeben, so weit das Auge reicht.

Jenseits des Alexanderplatzes, auf dem das Königsstädter Theater liegt und wohin die italienische Oper die reiche, vornehme Gesellschaft lockt, hört für diese das eigentliche Berlin auf; es beginnt die Terra incognita, von deren Daseyn, von deren Bewohnern die schöne Welt der Linden und der Behrenstraße so viel erfährt und weiß als von den Feuerländern, obgleich in der Königsstadt und in all diesen jenseits der Spree gelegenen Stadttheilen die gewerbtreibende, produzirende Berliner Bevölkerung wohnt, welche die Stadt reich und bedeutend macht.

Wir gingen die Landsberger Straße entlang; sie sah sonntäglich still aus. Mädchen und Frauen saßen an den Fenstern, der Strickstrumpf, das Lesebuch selbst, diese Erholung nach der sechstägigen Arbeit der Woche, waren den Händen entglitten, die Ruhe wurde vollständig genossen. Den Kopf auf den Arm gestüzt, guckte hier ein blondes Mädchen träumend auf die Straße hinaus, dort tändelten auf dem Fensterbrett ein paar Kinder, denen Vater und Mutter zusahen. Die Dienstboten standen plaudernd vor den Thüren, Knaben spielten mit Marmelsteinen und Männer und Weiber der handarbeitenden Klassen gingen mit ihren Kindern spazieren. So gelangten wir vor das Landsberger Thor. Der Boden erhebt sich hier um einige Fuß und gewährt so in der vollkommenen Ebene schon einen Ueberblick der Gegend. Einige Droschken und Miethwagen hielten am Fuße des Hügels, viele Menschen gingen mit uns zugleich hinauf, und mit einemmale befanden wir uns auf der Ruhestätte der im März des vorigen Jahres Gefallenen.

Sie liegen in einem Cirkel begraben; man glaubte damals offenbar, daß sie die ersten und lezten Opfer seyn würden, welche die Freiheit von Preußen forderte; so hat man den Cirkel geschlossen, ohne Raum zu lassen für spätere Zeit. Um einen runden Rasenplatz ziehen sich die Gräber in doppelter Reihe hin; es mögen ihrer über zweihundert seyn. Die Mitte des Rasens ziert ein junger Baum, der sobald als möglich durch ein Denkmal ersezt werden soll. Eine Windmühle liegt dicht neben der Grabstätte und dreht langsam ihre Flügel nach dem jedesmaligen Hauch der Luft.

Schweigend und doch so beredt, ein in sich abgeschlossenes Faktum, blicken diese Gräber uns an. Zu unsern Füßen liegt das große, prächtige Berlin — Berlin, überragt von den Thürmen seiner Kirchen, von der neuerbauten stolzen Kuppel des Königsschlosses, welche, als der ursprünglich von den Gründern desselben beabsichtigte Schlußstein des Gebäudes, von Friedrich Wilhelm IV. im Augenblicke beendet ward, als die Revolution ihre ersten Hammerschläge gegen die Grundfesten dieses Königshauses richtete. Die Natur und die Weltgeschichte haben dieselben Grundbedingungen, dieselben unabweislichen Gesetze. Der Zeit der vollen Blüthe folgt das Zerstäuben derselben, damit die Frucht sich entwickle und reife. — Rings um den Todtenhügel strecken viele tausend junge, noch blätterlose Bäume aus dem weißgelben Sandboden ihre kahlen Aeste empor, von der Luft Nahrung und Wärme erflehend, welche dieser dürre Boden ihnen nur spärlich zu bieten vermag; aber der Himmel war kalt und grau bewölkt, kein Sonnenstrahl für die jungen Bäume zu entdecken. Man müßte verzagen an ihrem einstigen Gedeihen, könnte man nicht auf die innere fortzeugende Triebkraft rechnen.

Aus dieser Pflanzschule des künftigen Friedrichshains erhebt sich seit einigen Monaten auf grauer Marmorsäule die Erzbüste des alten Fritz, nach dem die Anlage genannt wurde. Ein Berliner Bürger hat sie hierher geschenkt, den Friedrichshain und die Todten zu ehren, als habe der historische Instinkt ihn getrieben, das Denkmal eines der genialsten absoluten Herrscher neben das Denkmal der Männer zu setzen, welche im Kampfe gegen den Absolutismus gefallen sind. Die Revolution und der Absolutismus, Gewaltherrschaft und Empörung berühren sich hier als die Extreme, welche sich immer zusammenfinden.

Von der Betrachtung des Terrains wendete sich unser Auge bald den Gräbern zu. Welch ein Unterschied zwischen der Wahrheit dieser Todtenfeier, und der zur Sitte gewordenen Form der Grabverzierungen und Inschriften auf andern Kirchhöfen! Große Erschütterungen geben den Menschen sich selbst wieder, helfen ihm zum Bewußtseyn seines wahren Werthes, im Gegensatz zu der herkömmlichen, von den Bevorzugten bestimmten Taxe desselben. Weil das Volk sich der Gewalt gegenüber als eine Macht hatte empfinden lernen, ist ihm der Muth gekommen, seine eigene Sprache zu sprechen. Jede Persönlichkeit gibt sich hier im Gefühle der Berechtigung voll und ganz ihrem Schmerze hin, und einer jeden wird Theilnahme und Achtung, eben weil sie sich für berechtigt erklärt.

(Fortsetzung folgt.)

Soirées de Grandval.

(Fortsetzung.)

„Der Plan der unglücklichen Familie," fuhr Hoop fort, „war Edinburg zu verlassen und nach Castilien auszuwandern, um dort ihr Elend und den schmählichen Undank ihres Sohnes zu verbergen. Mittlerweile hatte mich die Schwermuth, die mich fast in allen Ländern der Welt herumgetrieben hat, nach Carthagena geführt. Hier war es, wo ich den Unfall und die Noth meiner Eltern erfuhr. Ich suchte sie zu trösten und für Gegenwart und Zukunft zu beruhigen. Ich verkaufte das Wenige, was ich hatte, und schickte ihnen den Erlös. Und da mir nicht unbemerkt geblieben war, mit welch reißender Schnelligkeit Andere um mich her ihr Glück machten, so legte ich mich auf die Handelschaft. Es gelang mir, in weniger als sieben Jahren war ich ein reicher Mann. Nun beeilte ich mich in die Heimath zurückzukehren, setzte meine Eltern wieder in Wohlstand, züchtigte meinen Bruder, verheirathete meine Schwestern und war so, wie ich glaube, der glücklichste Mensch auf der Welt."

Am Schlusse seiner Erzählung war der Schotte sichtlich erschüttert und Diderot drückte ihm still die Hand. Nach einer Pause befragt, warum er seine Heimath wieder verlassen habe, bemerkte er, daß ihm Reisen Bedürfniß sey. — „Das Reisen," entgegnete Diderot, „finde ich am Platze vom achtzehnten bis zum fünf-und-zwanzigsten Jahre. Der junge Mann soll hinaus, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, daß es auch anderswo Verstand und Muth, Fleiß und Talent gibt, um das Vorurtheil abzulegen, daß außer seiner Heimath Alles schlecht sey; ist aber diese Zeit vorüber, dann gehört er nach Hause zu seinem Weibe, seinen Kindern, seinen Mitbürgern, seinen Freunden. Ein Mensch, der sein Leben auf der Reise zubringt, kommt mir vor wie einer, der sich von Morgen bis Abend mit nichts beschäftigte, als vom Dachboden in den Keller hinab und wieder aus dem Keller zum Dachboden hinaufzusteigen und alle Theile seines Hauses zu besichtigen, ohne sich einen Augenblick an der Seite derjenigen niederzusetzen, welche es mit ihm bewohnen."

„So viel ich höre," versetzte Hoop, „spricht man auch hier zu Lande viel vom englischen Spleen. Man betrachtet ihn als eine Grille, die Manche von uns sich in den Kopf gesezt und die wir los werden könnten, wenn wir nur wollten. Man thut uns Unrecht. Ich bin leider im Stande, über das, was man englischen Spleen heißt, Ihnen aus eigenster Erfahrung Auskunft zu geben. Wohl seit zwanzig Jahren empfinde

ich ein allgemeines Mißbehagen, das mich bald mehr, bald weniger belästigt. Niemals habe ich den Kopf frei; er ist manchmal so schwer, daß er einem Gewichte gleicht, das uns vornüber zieht und das einen aus dem Fenster auf die Straße oder in den Fluß stürzen würde, wenn man am Ufer stände. Ich habe schwarze Gedanken, bin niedergeschlagen und verdrossen, es ist mir nirgends wohl, ich will nichts, kann nichts wollen, ich suche mich zu erheitern, zu beschäftigen — vergeblich; die Heiterkeit Anderer kränkt mich, es ist mir widrig, sie lachen oder reden zu hören.' Kennen Sie jene Stumpfheit oder üble Laune beim Erwachen, wenn man zu lang geschlafen hat? Da haben Sie meinen gewöhnlichen Zustand; das Leben ist mir zur Last, die geringsten Veränderungen in der Atmosphäre wirken auf mich ein, ich weiß nirgends zu bleiben, ich muß fort und weiß nicht wohin. In dieser Stimmung habe ich die Welt durchreist. Ich schlafe schlecht, von seltsamen Träumen beängstigt, mir fehlt der Appetit, die Verdauung stockt, nirgends befinde ich mich wohl als in der Kutsche. Ich bin das Widerspiel anderer Menschen: mich verdrießt, was ihnen behagt, und was sie verdrießt, behagt mir; es gibt Tage, wo mir das Tageslicht zuwider ist, ein andermal wirkt es wieder beruhigend auf mich, und wenn ich dann plötzlich in's Dunkel trete, meine ich in einen Abgrund zu stürzen. Doch das Lästigste bleibt immer, sich stumpf und dumm zu fühlen und doch zu wissen, daß man von Hause aus nicht dumm ist; seinen Kopf gebrauchen zu wollen, arbeiten, sich unterhalten zu wollen, sich alle Mühe zu geben und am Ende der Anstrengung zu unterliegen. Unbeschreiblich ist der Seelenschmerz, den man da empfindet, wenn man sich unrettbar verdammt sieht, etwas zu seyn, das man doch nicht ist. O mein Freund, auch ich bin jung gewesen, auch ich ging leicht auf der Erde dahin wie jezt Sie; mich entzückte das Schauspiel der Natur, ich wußte mich eines heitern Tages, eines schönen Weibes, eines guten Buches zu erfreuen; das Gespräch weiser Männer erhob, das Treiben der Thoren belustigte mich; noch lebt in mir die Erinnerung dieses Glücks, aber in der Wirklichkeit habe ich für immer darauf verzichtet."

Sehr bewegt kamen beide Männer von ihrem Gang nach Hause, wo sie den Kreis der kleinen Gesellschaft durch einen deutschen Offizier, einen Herrn von Dieskau, vermehrt fanden, der im englisch-französischen Krieg in Canada zum Krüppel geworden war. Der Baron hatte ihn kürzlich in Paris kennen gelernt und zum Besuch auf Grandval eingeladen. Die Erzählungen, welche der wackere Invalide von seinen Abenteuern und Schicksalen machte, waren nicht geeignet, die ungünstige Meinung, welche Holbach von der menschlichen Natur hegte, zu widerlegen. „Nun, Freund," rief er jezt Diderot zu, „unser tapferer Gast hier trägt an seinem Leibe die Denkmale von der ursprünglichen Vortrefflichkeit, dem angebornen Edelmuthe der menschlichen Natur, wovon Sie so viel Rühmens machen. Freilich, habe ich Ihnen nicht diesen Morgen erst auf nur zwanzig Seiten eines Bandes der allgemeinen Weltgeschichte nicht weniger als hundert Verbrechen und Gräuelthaten nachgewiesen, ohne Sie zu bekehren? Doch er mag erzählen und sehen, was er ausrichtet."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Fortsetzung.)

Meyerbeers Prophet.

Beim Anblick des Burgherrn entweicht der Geist des Aufruhrs, die langjährige Gewohnheit der Knechtschaft macht sich geltend, rasch werden die verrätherischen Zeichen der Widersetzlichkeit versteckt, weggeworfen, aus dem Gesichtskreise des gestrengen Herrn entfernt, und stolzen Schrittes geht dieser mit verächtlich musterndem Blick unter den ehrerbietigen Unterthanen einher, die ihn so eben erst zu erschlagen gedachten. Einen der Wiedertäufer, den er schärfer in's Auge faßt, erkennt er als seinen vormaligen Kellermeister Jonas, der in einer Vorahnung der Proudhon'schen Theorie von Eigenthum und Diebstahl in seinem Keller aufräumend, ihn um die besten Weine gebracht und ob solcher Einführung der Gütergemeinschaft mit Schimpf

und Schande fortgejagt worden ist. Der Graf befiehlt den Predikanten sein Land zu meiden und droht, falls sie sich wieder auf seinem Grund und Boden betreten lassen, mit kurzem Prozeß. Langsam entfernen sie sich, wie eine finstere Gewitterwolke, voll verhaltenen Ingrimms; darüber unter den Landleuten großer Unwille, grimmiges Gemurmel; aber die sich lockernden Bande des Gehorsams vollends zu sprengen, dazu bedarf es, woran es gestrenge Herrn in jener Zeit selten fehlen ließen, aufreizender Willkür, empörender Unbill, und die Gelegenheit die Machtfülle seiner Lehensherrlichkeit zu entwickeln, bietet sich dem Grafen von selbst. Bertha und Fides treten mit ihrem Gesuch vor. Der hohe Herr aber, der das junge Blut nach seinem Geschmack findet, will von der Verheirathung der Schönen nichts hören, und läßt, troz ihres Flehens und der Bestürzung der Bauern, die beiden Frauen durch seine Pagen in die Burg abführen. Die Thore fliegen hinter dem Grafen und seinem Raube zu; finster, in sich gekehrt, aber lautlos steht das tiefempörte Volk da, wie vom Bliz getroffen. Da ertönt aus der Ferne wieder jener unheimliche Gesang und fährt, wie ein Funke in ein Pulverfaß, in die ergrimmten Gemüther. Die drei Schwarzen erscheinen und drohen mit geballter Faust der Burg den Untergang; das Volk stürzt ihnen entgegen, der Sturm bricht los.

Der zweite Aufzug zeigt uns Johanns Schenke in einer Vorstadt Leydens. Draußen vor den Fenstern im Garten Gesang und Tanz; drinnen müde Tänzer, die sich am Biertische neue Kräfte holen und von Johann, der voll Ungeduld Mutter und Braut erwartet, bedient werden. Auch die Schwarzen haben an einem Tisch Platz genommen und bereiten sich zu neuer Missionswanderung vor. Da gewahren sie Johann und seine überraschende Aehnlichkeit mit einem wunderthätigen Bilde des Königs David, das im Münsterlande weit und breit beim Volk ein Gegenstand religiöser Verehrung ist. Johann muß gewonnen und das merkwürdige Zusammentreffen zum Vortheil ihres Missionswerks benuzt werden. Einer der anwesenden Bauernbursche wird heimlich über den Schenkwirth ausgeforscht. Die Auskunft lautet erwünscht: ein trefflich Gemüth, rechtschaffen Herz, muthig, aber grillenhaft, reizbar und furchtbar im Zorn, tapfer dreinschlagend; im Uebrigen etwas überspannt, ein Schwärmer, dabei aber fromm und bibelfest wie Wenige; beständig in der heiligen Schrift studirend, die er fast auswendig weiß. Was können die Schwarzen besseres wünschen, als einen solchen Gesellen, der ihnen durch seine Gemüthsrichtung schon halb und halb verfallen ist? Die Gäste verlaufen sich nach und nach, die Wirthsstube wird leer, nur die drei geheimnißvollen Gäste sind geblieben, und betrachten den jungen Mann, der in unruhiger Erwartung vor ihnen steht und von absonderlichen Empfindungen bewegt scheint.

(Fortsezung folgt.)

Leipzig, Mai.

(Schluß.)

Die Buchhändlermesse. — Vorlesungen. — Witterung

Jezt, wo die Buchhändlermesse vor der Thür ist, mag es erlaubt seyn, einen Blick auf das hinter uns liegende Revolutionsjahr zu werfen und uns zu fragen, was diese Zeit der Neugestaltung Literatur und Kunst gebracht hat? Die Antwort auf solche Frage lautet betrübend genug. Wie leider in politischer Hinsicht in Deutschland nichts fertig geworden, nichts zu einem Abschluß gebracht, wohl aber Alles umgestaltet und umgestürzt worden ist, so hat auch die Literatur nichts Neues, Schönes, Großes geboren. Sie ist uns fast abhanden gekommen, sie, das Symbol unserer Einheit, die wir politisch nicht finden können. Es sollen im ganzen Jahr — gezählt habe ich sie nicht — kaum dreitausend Bücher erschienen seyn, und davon dürfte die Hälfte aus Sammelwerken und Uebersezungen bestehen. Der dicke Rest sind Broschüren, die noble Eckenliteratur und Zeitungssudelei nicht mitgerechnet. Den Buchhändlern graut vor der Messe und ihren leicht voraus zu sehenden Resultaten. Es wird an Absaz gefehlt haben und schließlich wenig Geld zu bekommen seyn. Nicht unwahrscheinlich ist es bei so bewandter Sachlage, daß mancher unbemittelte Verleger nach der Messe genöthigt seyn wird, sein Geschäft zu schließen. „Untröstlich ist's noch allerwärts," können wir mit Uhland singen und uns damit die Grillen vertreiben, so gut es möglich ist. Wovon aber, wenn es noch ein paar Jahre so fortgeht, Buchhändler und Schriftsteller leben sollen, mag Gott wissen. Es thäte Noth, man wählte sie alle in die Kammern.

Doktor Wolffsohns Vorlesungen über deutsche Dichter des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts sind leider kaum beachtet worden. Der kleine Kreis von Zuhörern schmolz gegen das Ende hin noch zusammen, so daß es wirklich der liebevollen Aufopferung des Vortragenden und seiner warmen Begeisterung für die Sache bedurfte, um die Vorträge überhaupt nur fortzusetzen. So kurz die einzelnen hervorragenden literarischen Größen jener Zeit behandelt werden mußten, so ansprechend waren doch die Skizzen, die Wolffsohn gab. Warum unsere gebildet seyn wollende weibliche Jugend derartige Vorträge fast ganz unbeachtet läßt, ist nicht wohl einzusehen. Die meisten kennen die Namen der Männer, dessen Wirken wir doch die Bildung unserer Sprache und Literatur zu verdanken haben, gewiß nicht, viel weniger ihre Werke. Das leztere kann man Dilettanten nicht zumuthen. Allein, gerade weil Niemand die Werke eines Zincgreff, Opiz, Hoffmannswaldau, Gryphius rc. heutzutage mehr liest, müßte man sich angeregt fühlen, in geschmackvollen Vorträgen sich mindestens etwas von ihnen vorerzählen zu lassen. Mehr Zulauf hat K. Grün, ein Demokrat vom reinsten Wasser, der seit einigen Wochen Vorlesungen über Socialismus hält. Er besizt das Talent, populär zu sprechen, und man muß ihm zum Lobe nachsagen, daß er den schwierigen Gegenstand nicht vom Standpunkte eines Parteimannes behandelt.

Die lezten Wochen haben uns wieder in den Winter zurückversezt. Unfreundlicher, stürmischer, rauher ist seit langen Jahren der April nicht aufgetreten. Starke Nachtfröste wechselten ab mit täglichen Schneestürmen, wodurch die Vegetation sehr in's Stocken gerieth, wohl auch die Baumblüthe hin und wieder gelitten haben mag. Erst vor wenigen Tagen fiel in den Gebirgsgegenden, am meisten in dem unwirthbaren Erzgebirge, ein so ungeheurer Schnee, daß weder mit Wagen noch Schlitten fortzukommen war. Reisende aus jenen Gegenden versicherten, daß alle Wege und Stege mehrere Ellen hoch mit Schnee bedeckt gewesen seyen. Wir haben in Folge dieses unerwarteten Nachwinters, der denn doch den wärmenden Strahlen der Frühlingssonne weichen muß, bedeutende Ueberschwemmungen. Bei Bestellung des Ackerlandes im Erzgebirge ist so verspäteter hoher Schnee immer sehr störend. Das Getreide kommt zu spät in die Erde, und wenn nicht ein schöner Sommer und ein anhaltend milder Herbst folgen, fällt die Erndte gemeiniglich sehr spärlich aus. In solchem Falle muß dann das übrige Land die armen Erzgebirger durch milde Gaben ernähren.

Beilage: Kunstblatt Nr. 19.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 115. Montag den 14. Mai 1849.

Tantum religio potuit suadere malorum!
Lucret.

Soirées de Grandval.

(Fortsetzung.)

„Ich will erzählen," erwiderte der Deutsche, „doch nicht zum Beweis irgend eines Satzes, sondern nur ganz einfach, wie es mir ergangen ist. In der That liegt auch in der Geschichte meines Unglücks eben so vieles, was für, als was gegen die Güte der menschlichen Natur sich brauchen läßt. — Vor fünf Jahren kommandirte ich in der Gegend von Quebec und Montreal eine kleine Schaar Franzosen und Canadier; wir wurden von einem beträchtlichen Corps Engländer und wilder Irokesen angegriffen. Des Feindes Ueberzahl war bedeutend; nichts desto weniger hielten wir Stand, alle meine Leute wurden in Stücke gehauen, ich selber blieb mit mehreren Wunden und einem gebrochenen Bein auf dem Schlachtfeld liegen. So wäre ich vielleicht davon gekommen; allein nach dem Gefecht, als man die Gefallenen auszog, kam ein französischer Deserteur an mich, und wie er noch Leben in mir bemerkte, schoß er, statt mir zu Hülfe zu kommen, sein Gewehr in meinen Unterleib ab. Auch das tödtete mich nicht, wie Sie sehen; man trug mich in ein Zelt, in welchem der feindliche General mit gebrochenen Rippen lag. Der edle Feind! Glauben Sie, er hätte zugelassen, daß jezt nach seinen Wunden gesehen würde? Erst mußten die meinigen verbunden werden. Kaum war dieß besorgt, als die Anführer der wilden Irokesen in das Zelt traten. Es entspann sich zwischen ihnen und dem General Johnson eine lebhafte Unterhaltung, die ich, ihrer Sprache unkundig, nicht verstand. Nur so viel sah ich an ihren Geberden, daß es sich von mir handelte und daß sie von dem Engländer etwas verlangten, das er ihnen verweigerte. Endlich zogen sich die Wilden unzufrieden zurück und ich fragte den General, was sie wollten. — »By God!« erwiderte er mir, „was sie wollen! an Ihnen den Tod von drei oder vier ihrer Häuptlinge rächen, die im Gefecht zusammengehauen worden sind, Sie nehmen, Sie rösten, räuchern und auffressen. Aber fürchten Sie nichts, das wird nicht geschehen. Sie drohen mich zu verlassen; sie können mir noch etwas Schlimmeres thun, aber entweder bleiben Sie leben, oder man wird uns Beide umbringen." — Während wir uns so unterhielten, kamen die Wilden wieder; der Streit begann von Neuem, doch mit weniger Hitze; nach und nach gaben sich die Männer zufrieden. Ehe sie sich zurückzogen, näherten sie sich meinem Lager, reichten mir die Hand; und der Friede war geschlossen. Doch kaum waren sie aus dem Zelte, als General Johnson zu mir sagte: „Mein Freund, wenn Sie jezt in Sicherheit zu seyn glauben, so täuschen Sie sich; Sie müssen fort von hier, ich will Sie in die Stadt bringen lassen." Alsobald wurden etliche Baumzweige zusammengeflochten, man legte mich darauf und trug mich mit einer Eskorte von vierzig Mann nach der Stadt. Des andern Tags kamen die Wilden, von dieser Entweichung unterrichtet, in die Stadt; sie schlichen sich in das Haus, wo ich in Pflege lag. Mit einemmale zücken sie die Dolche, die sie unter ihren Gewändern versteckt hatten, stürzen sich auf mich und würden mich erstochen haben, wäre man mir nicht schnell zu Hülfe gekommen. So erhielt ich nur noch zwei oder drei weitere Wunden zu denen, die ich bereits hatte."

„Nun," rief Holbach, als der deutsche Krieger innehielt, „wo ist nun die natürliche Güte? wer hat diese Irokesen so verderbt, wer ihnen den Geist der Rachsucht und des Verraths eingehaucht?" — „Die Götter," entgegnete Diderot, „die Götter; die Rachgier ist bei diesen Unglücklichen eine religiöse Tugend. Sie glauben, daß der große Geist, der hinter einem Berge nicht weit von Quebec wohnt, sie nach ihrem Tode erwarte, daß er sie richten und ihren Lohn nach der Zahl der feindlichen Skalpe bestimmen werde, die sie ihm bringen. Wenn daher der Irokese einen Feind mit einem Schlag seiner Keule niederstreckt, sich dann über ihn beugt, sein Messer zieht, ihm die Stirnhaut spaltet und mit den Zähnen die Haut vom Kopfe reißt, so thut er dieß, um seinem Gott zu gefallen. Es gibt kein Land, kein Volk in der Welt, wo göttlicher Befehl nicht irgend ein Verbrechen geheiligt hätte. Nein, meine Freunde, die Natur hat uns nicht schlecht gemacht; die üble Erziehung, das böse Beispiel, die verkehrte Gesetzgebung sind es, die uns verderben. Sollte dieß ein Irrthum seyn, so schätze ich mich doch glücklich, ihn im Grunde meines Herzens zu finden, und es wäre mir sehr leid, wenn jemals Erfahrung oder Nachdenken mich enttäuschen würden. Was sollte auch aus mir werden? Es bliebe mir nichts übrig, als entweder in der Einöde zu leben, oder mich beständig von Schurken umgeben zu glauben: eines mir so unerträglich wie das andere." — „Ein ehrenvoller Rückzug, und zur rechten Zeit," sagte der Baron. — „Ja wohl zur rechten Zeit," setzte Madame d'Aine hinzu; „denn die Abendtafel wartet."

(Fortsetzung folgt.)

Berliner Briefe.

(Fortsetzung.)

Nebem dem Marmordenkmal des Studenten Gustav v. Lenski, das seine Mitstudirenden ihm errichtet, ruht ein Dienstmädchen. Das Comité für die Gefallenen hat ihr das Kreuz gesezt. „Sie ward im Zimmer erschossen," heißt es nach der Angabe ihres Namens und Alters. — Wir gingen von Grab zu Grab, und wie wir selbst, mag der Leser bei einzelnen Monumenten verweilen. — „Hier ruht in Gott mein unvergeßlicher zweiter Sohn Karl August Theodor Deichmann (Zimmerpolier), geboren den 24. September 1823, gestorben den 18. März 1848 in dem Freiheitskampfe durch zwei Schüsse in dem Leibe. Er folgte seiner vor sechs Wochen vorangegangenen Mutter im Grabe nach. Mein dritter Sohn wurde durch fünf Kopfwunden an demselben Ort, Friedrichs- und Dorotheenstraßen Ecke, verwundet, ist aber wieder hergestellt. Gewidmet von ihrem betrübten Vater." — „Das sind die beiden Deichmanns," sagte ein neben uns stehender Handwerker zu einem Gefährten, „die sie aus Vaterhause wehrlos herausgeholt haben. Der Jüngste sagte zu dem Lieutenant, der dabei war: „Herr Lieutenant, Sie sehen, daß ich keine Waffen habe, beschützen Sie mich; der aber war der Erste, der ihm mit dem Degenknopf vor den Kopf stieß, und dann fielen die Andern über ihn her. Und da soll man Frieden halten mit den Soldaten? Zehn Feuerkübel voll Gift möcht' ich den Kerlen einrühren, die auf unbewaffnete Landsleute schießen und hauen!"

Sie gingen weiter sprechend von dannen. Wir traten an eines der nächsten Gräber. „Hier ruht der Schlosser Julius Frankenberg, 29 Jahre alt. Im Kampfe für des Volkes Freiheit sterben — So heißt das Testament, nach dem wir erben." — Eine andere Inschrift lautet: „Hier ruht in Gott mein heißgeliebter Gatte, der Konditor Gustav Ripperecht. Im friedlichen Beisammenseyn an meiner Seite erschossen den 18. März. Gewidmet von seiner Gattin." — „Hier ruhet in Gott Wilhelm Brüggemann, Tapezier, gestorben im Kampfe für die Freiheit den 18. März. Dieß Denkmal sezt ihm seine hinterlassene verlobte Braut." Die Redeweise, selbst die Sprachfehler des Volkes sind in diese Inschriften übergegangen und erscheinen rührend und heilig.

Wo die Mittel zur Aufstellung auch des kleinsten Holzkreuzes fehlten, hat die Liebe neue Grabzeichen erfunden, kleine hölzerne Kasten mit gläsernem Deckel, der ein beschriebenes Blatt Papier bedeckt und zeigt. In einem dieser Kasten lag folgendes Gedicht, das den Stempel der Volksdichtung deutlich an sich trägt:

> Ein heil'ger Schauer andachtsvoller Rührung
> Ergreift mich stets, wenn ich der Stätte nah.
> Hier ruht die Hülle edler, guter Menschen,
> Die hier vollendet haben ihre Bahn.
>
> Begeistrung flammt jedoch in meine Seele,
> Daß viele sich dem Tode nicht gescheut;
> Von einem Lichtblitz himmlisch hoher Tugend
> Entzündet, selbst ihr Leben hier geweiht.
>
> Die Stelle, wo so viele schlummern,
> Sie wird geheiligt seyn für alle Zeit.
> Prangt auch kein Denkmal auf das Grab gestellet,
> Wahr ist die That, die wahren Werth verleiht!

„Diese Zeilen schrieb dem Schlosserlehrling Karl Lamprecht sein lieber Freund." — Am 18. März 1849 war auf dieses Grab ein zweiter Zettel hingelegt worden, mit den deutschen Farben um den Rand geziert, und mit der Inschrift: „Für diese Farben hast du

gefochten im Leben, du sollst sie auch tragen im Tode!"

Andere Kästchen tragen, aus farbigem Papier sauber geschnitten, wie spielende Kinder es zu machen pflegen, die Namensschiffer der Gestorbenen. — Niemand hat sich gescheut das Liebesopfer darzubringen, das seinem Herzen ein Bedürfniß, seinen Mitteln möglich war. Die Armen haben sich auf den Barrikaden diesen Kirchhof erobert, das Recht erobert, frei von aller Convenienz ihre Todten zu ehren auf ihre Weise, nach ihrem eigenen Empfinden. Wer bisher nicht das herkömmliche Kreuz zu errichten vermochte, begnügte sich fast immer, wortlos Kränze und Blumen auf die Gräber zu legen, da diese von den Reichen ebenfalls verwendet wurden. In schlechter Schrift, auf grobem Papier zu sagen: „so habe ich geliebt, das habe ich verloren," das wagte die Armuth selten, aus falscher, ihr aufgedrungener Scham. Auch hätte die Polizei es kaum geduldet; denn selbst die Leichensteine und Grabinschriften unterlagen vor dem 18. März in Preußen der Censur. Wer hätte von Freiheit schreiben dürfen, wäre es auch auf einem Leichensteine gewesen!

Und wie viel rührender klingen diese geschriebenen Worte auf den Gräbern der ersten Freiheitsopfer des Vaterlandes, wie viel empfundener, als das kalte: „Hier ruht Herr N. N., tief betrauert von den Seinen," oder irgend eine andere der stereotypen, mit Bibelversen aufgestutzten Floskeln, welche die Mehrzahl unserer prächtigen Monumente bezeichnen. Es ist ein Unterschied wie zwischen der bezahlten Leichenrede des Pastors und dem Schmerzensschrei aus wundem Herzen vor der geliebten Leiche.

Viele der Gräber waren am Jahrestage mit schwarzem Flor, mit neuen Kränzen geschmückt worden, andere hatten, wie schon gesagt, eine zweite Widmung erhalten. Ein Grab zeigt nur eine kleine herzförmige Papierplatte an grob geschnitztem Tannenholz. Auch sie war mit den deutschen Farben bemalt und ein Grobschmiedlehrling hatte sie dem gefallenen fünfzehnjährigen Kameraden hergerichtet. Regen und Wind hatten das Papier bereits zusammengerollt, aber die Hand der treuen Liebe wird es sicher immer neu ersetzen, bis die Dankbarkeit der Mitbürger für jeden der Gefallenen das Grabzeichen gestiftet haben wird.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wiesbaden, Mai.

Nachwehen des Jahrs 1848. — Die Ständeversammlung.

Zweimal habe ich Ihnen im verflossenen Jahre von hier aus geschrieben: das erstemal unmittelbar nach der Erhebung des deutschen Volks, das zweitemal im Spätherbste des vorigen Jahres, als nach der Revolution sich das bereits eingestellt hatte, was man im gewöhnlichen Leben mit dem Namen Katzenjammer zu bezeichnen pflegt. Materielle Triebfedern waren es vorzugsweise gewesen, die am 4. März in den Vordergrund des Denkens getreten waren. Man glaubte die Welt über Nacht so behaglich organisiren zu können, daß von da an ein wahres Schlaraffenleben seinen Anfang nehmen müsse. Man hatte sich verrechnet, man zahlte nur um so höhere Steuern, und mit der Begeisterung für die Märzerrungenschaften hatte es ein gründliches Ende. Es kam nach der schlechten Kur des Sommers der fruchtlose Herbst, es kam der Winter und mit ihm die Gelegenheit, sich eine gründliche Kenntniß des Geldbeutels zu verschaffen. Der jedem Menschen angeborene Egoismus, der ewig der Brüderlichkeit und Gleichheit spotten wird, hat dafür gesorgt, daß jene Gelegenheit benutzt worden ist, so daß wir reicher an Erfahrungen und Kenntnissen den Frühling begrüßen, der uns von Wald und Feld, von Berg und Thal entgegenlacht. Glücklicher Mensch, daß du nicht an Alles deine Hand zu legen vermagst, daß du die Natur wandeln lassen mußt nach ihren ewigen göttlichen Gesetzen, um von ihr Trost und Beruhigung zu holen, wenn deine Leidenschaften das Unterste zu oberst gekehrt haben! Gestehe nur, daß die Regierung Gottes zwar oft nicht volksthümlich ist, daß sie aber die beste Regierung ist, die im Bereiche der Möglichkeit liegt.

Ich schreibe Ihnen heute in einer bessern Stimmung als im vorigen Herbste. Zwar sind die geschlagenen Wunden noch nicht geheilt, zwar ist die beste Aussicht vorhanden, daß sie noch weiter auseinanderklaffen werden, als je zuvor, aber das sind doch nur Wunden des Materialismus; wir sind besser geworden, besser darum, weil wir Unglück gehabt haben, weil unser Leben um dieses Unglück reifer geworden ist, weil wir darauf hingewiesen worden, das wahrhafte Leben in etwas Anderem zu suchen, als in der Verfolgung von materiellen Interessen. Ich reihe an diese Vorbemerkung die Einzelnheiten an, die aus der jüngsten Geschichte unserer Stadt dem Leser von Interesse seyn können. Durch den März 1848 haben wir bekanntlich eine constituirende Ständeversammlung erhalten. Fragt der Leser nach dem Ende der Versammlung, so antworte ich: den Anfang haben wir gesehen, das Ende sieht Gott allein. Treten Feiertage ein, so vertagt sich die Versammlung; nach

den Feiertagen nimmt sie ihre Arbeiten wieder auf, und wie lange das währen wird, das vermag, wie gesagt, kein Sterblicher zu berechnen. Es ist eine constituirende Versammlung, unauflösbar vor der Beendigung des Verfassungswerkes. Wenigstens behauptet sie selbst diese Unauflöslichkeit. Wenn Sie nun fragen, wie weit sie mit dieser Verfassungsarbeit vorgeschritten ist, so werden Sie über die Antwort erstaunen, daß nächstens mit dem Anfange der Anfang gemacht werden wird. Zwei Entwürfe liegen zur Berathung vor, ein Regierungsentwurf, der in „reaktionärer Verblendung" wiederum zwei Kammern einführen will, und ein „linkischer" Entwurf, der sich aus einer Destillirung der dessauischen Verfassung ergeben hat. Womit sich sonst die Kammer in den Jahren 1848 und 1849 hauptsächlich beschäftigt hat, das sind Gesetze über die Zehntablösung, über die Gemeindeordnung, über das Schwurgericht, über eine progressive Einkommenssteuer u. s. f. Das Gesetz über die Zehntablösung ist für den Landmann in hohem Grad günstig ausgefallen. Das Gesetz über die progressive Einkommenssteuer, eine deutsche Fortsetzung des Louis Blanc'schen Pappels, ist an der Ausführung gescheitert. Niemand getraute sich, Ebbe und Fluth seines Geldbeutels auf ein Jahr im voraus zu bestimmen, und so blieb es beim Alten. Die neue Gemeindeordnung ist das Beste, was das Jahr 1848 bis jezt gebracht hat. Zwar sind hin und wieder Excesse verübt worden, indem sich die Gemeinde für das Gemeindevermögen einen Rausch eintauschte; aber die Hauptsache bleibt, daß sich die Leute in nächster Nähe mit dem zu thun machen, was sie verstehen, und die Erleichterung ihrer Lasten nicht dadurch erreichen zu können glauben, daß sie in's Blaue hinein rumoren. — Von den Persönlichkeiten der Ständeversammlung muß ich hier absehen, weil sich unter denselben keine hervorstechenden Charaktere finden, die dem auswärtigen Leser Theilnahme abzuzwingen vermöchten. Bei den Neuwahlen hat in der Regel die Linke Zuwachs erhalten, natürlich, weil bei unserem Charakter und unserer Philisterei nur dem Bummler das Wohl des Vaterlandes am Herzen liegt. — Mit der deutschen Frage hat sich die Versammlung erst seit der Aufstellung des demokratischen Wahlgesetzes und des Kaisers auf Kündigung befreundet. Ein Kaiser auf Kündigung: denn etwas Anderes kann das suspensive Veto doch vernünftiger Weise wohl nicht sagen wollen, wenn auch vielleicht auf lange Jahre die Anträge der Linken auf Beseitigung des Kaisers in einer äußerst geringen Minorität bleiben sollten. Aber was der Denk- und Anschauungsweise des Volks nothwendig als ein bloßer Hemmschuh erscheinen muß, das beseitigen schon die Verhältnisse ohne gesetzliche Beschlüsse. Davon abgesehen ist das Suspensivveto von größerem Gewicht als das absolute; das erstere darf in Anwendung treten, das leztere ohne Gefahr niemals, wenigstens nicht gegen so entschiedene Majoritätsbeschlüsse, wie sie die übrigen Bestimmungen der Reichsverfassung fordern.

(Fortsetzung folgt.)

Paris, Mai.

(Fortsetzung.)

Meyerbeers Prophet.

Die Schwarzen reden den jungen Mann an und fragen, welche Sorge ihn quäle. „Seltsames," sagt er, „ist mir begegnet, und könnet ihr, deutet mir den Traum, den ich zweimal geträumt. Ich stand unter dem hohen Gewölbe eines prachtvollen Doms; zu meinen Füßen lag auf den Knieen das Volk und rief, während auf mein Haupt sich eine Königskrone niederließ: David ist's, der Messias, des Herrn eingeborener Sohn! Unten aber aus einer Marmortafel drang in feurigen Schriftzügen ein glühender Weheruf gegen mich empor. Ich will zum Schwert greifen, mich lähmt ein Blutstrom, der mich umkreiste; ich rette mich auf einen Thron, der stürzt mit mir zusammen, und während der Engel der Finsterniß meine Seele entführt, ertönt von der Erde das Schreckenswort mir nach: Verflucht! dann aber eine Stimme, die zum Himmel drang: Gnade! Gnade! Dieß mein Traum, der Gedanke, der mein Gemüth erfüllt." Nun erheben sich die drei Schwarzen und spannen seine gereizte Phantasie durch lockende Vorspiegelungen. „Ja," rufen sie ihm zu, „du bist zum Herrscher geboren, du trägst im Antlitz ein Mahl als heiliges Zeichen," und ihr dreimal feierlich wiederholtes „Johann, du wirst König seyn!" erschüttert den Jüngling in tiefster Seele. Doch wirft er bald den ehrgeizigen Gedanken weit weg und will, troz ihrer Aufforderung und seines Wunderglaubens, lieber am häuslichen Herde mit Frau und Mutter ein friedlich und glücklich Regiment führen, als mit den Schwarzen ausziehen auf die Entdeckung seines künftigen Reichs. Jene gehen ihrer Wege, er bleibt allein zurück. Da erschallt plözlich Hufschlag; die Thüre fliegt auf und herein stürzt verstört, athemlos die Braut und erzählt ihr Mißgeschick. Von des Grafen Leuten mit der Mutter nach einer fernen Burg abgeführt, ist ihr die Flucht gelungen; aber ihr folgen die Knechte auf den Fersen, sie müssen sogleich erscheinen; wohin sich retten? Kaum hat Johann die Arme versteckt, als die Kriegsknechte eintreten und ihren Raub zurückverlangen. Johann weigert sich; sie aber haben Mittel, ihn zu zwingen. „Das Mädchen her, oder deiner Mutter Tod!" rufen sie, und von den wilden Reisigen wird die geängstete Fides hereingeschleppt, die zusammenknickt und vom Sohne Rettung erfleht. Johann, voll Grimm und Entsetzen, sieht, daß Eine der Lieben geopfert werden muß; er kämpft den heftigsten innern Kampf. Schon blitzen die geschwungenen Streitäxte über der Mutter Haupt; da siegt die Kindesliebe; verzweifelnd holt er aus dem Versteck die Geliebte hervor und schleudert sie vor Wuth knirschend den Söldnern in die Arme, um die zu retten, die ihm das Leben gab. Die Reisigen ziehen mit ihrer Beute ab, und er bleibt vernichtet vor der knieenden Mutter stehen. Vergebens dankt sie für die Rettung und verheißt dem geliebten Sohne für solch Opfer das Himmelreich; vergebens segnet sie ihn einmal über das andere, und will durch mütterliche Zärtlichkeit ihn trösten für den herben Verlust; stumm und kalt steht er da, in sich gekehrt, sinnend auf furchtbare Rache, und bittet die Mutter ihn zu verlassen. Sobald er allein ist, bricht seine volle Wuth aus. Rache! Rache! blutige Rache! Da ertönt unfern der Anabaptistenpsalm. „Die führt der Himmel mir zu! Nur her zu mir, ihr finstern Männer auf nächtigen Wegen! Tretet ein! Redet leise, die Mutter schläft. Sprecht, was bringt ihr?" — „Wenn du folgst, eine Krone." — „Meinen Feinden?" — „Tod und Verderben." — „Auch dem verhaßten Grafen?" — „Noch diesen Abend." — „Genug, ich bin euer. Doch was thun?" — „Das Vaterland befreien. Der Befreier, der Messias bist du." — „Was sagt ihr?" — „Dein Antlitz, dein Traum, sind's nicht Zeichen, die dir der Himmel selbst gesendet?" — „Ja, so ist's, ich fühle es, ihr redet wahr." — Und theils von grimmer Rachsucht getrieben, theils von fanatischer Schwärmerei ergriffen, verläßt der Jüngling Mutter, Haus und Hof, um in den heiligen Kampf zu ziehen. Unter dem Rufe: Mutter, Mutter, lebe wohl! wird er von den schwarzen Männern fortgezogen und zu wunderthätiger Wirksamkeit eingeweiht.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 116. Dienstag den 15. Mai 1849.

> Ein kleines Denkmal, das als Ehrenschild
> Nur ihren Staub vor Schmähsucht decken soll,
> Ein harter Reim, ein schlecht geformtes Bild
> Verlangen eines Seufzers leichten Zoll.
>
> Seume
> nach Gray.

Berliner Briefe.

(Schluß.)

Zwischen diesen Gräbern gingen und kamen die Leute, als ob man Allerseelen feierte in einem katholischen Lande, und ein Allerseelentag war auch der furchtbare 18. März. Soldaten in Uniform standen neben uns, in ernster Trauer, der Erzählung einer Bürgerfrau lauschend, welche uns berichtete, wie man den Mann, an dessen Grabe wir uns befanden, in seiner Wohnung vor den Augen seiner kleinen Kinder ermordet habe, obgleich er keinen Antheil genommen am Kampfe. Die erzählende Frau hatte in demselben Haus gewohnt; sie war Zeuge gewesen, wie der Mann sich vor den eindringenden Soldaten hinter eine Feuerkufe auf dem Hofe geflüchtet, von den Soldaten hervorgeholt und erschlagen worden war. — „Hier ruhet in Gott der Bürger und Schneidermeister Löffler, geboren den 15. März 1795. Am 19. März 1848 aus dem Schooße seiner Familie vom Militär gefangen genommen, wehrlos, mit fünfzehn Wunden bedeckt, woran er am 23. März seine irdische Laufbahn vollendete," so sagte das Grabkreuz.

Daneben las man: „Hier ruhet der Bürger und Meister F. W. Schwarz. Wehrlos von der Leipziger bis zur französischen Straße geschleppt und mit neunzehn Wunden bedeckt, wodurch er am 22. März seine irdische Laufbahn vollendete." — Zwei Frauen, die im Zimmer erschossen wurden, ruhen zunächst. Wohin das Auge blickt, Jammer der Ueberlebenden, Klage gegen die brutale Rohheit der Truppen, welche der Wehrlosen nicht schonten. Und daneben standen Soldaten derselben Regimenter und weinten über die Todten, jezt, wo sie als Menschen menschlich empfanden, wo das bannende Wort der Disciplin nicht mehr die selbstbewußten Menschen zu Exekutionsmaschinen entwürdigte.

Erhebend war es zu sehen, wie freudig, wie muthig die Epithaphien auf den Gräbern klangen, welche die Jugend der Jugend geweiht hatte. Junge Maschinenbauer schrieben auf das Denkmal ihres Kameraden: „Sein lezter Will war auch sein leztes Handeln, Er ruft uns zu, den gleichen Weg zu wandeln." — Von einem Studiosus Weiß heißt es: „Gefallen für die Freiheit seiner Brüder am 18. März. Stark war dein Geist, rein dein Leben; frei bist du immer gewesen, stets in Liebe!" — Das klingt so freiheitssicher, so zuversichtlich in die Ferne, wie Trompetengeschmetter im Siegesjubel des Tedeums. Bei den leise geflüsterten Erzählungen der Umhergehenden, bei der ehrerbietigen Scheu vor der Ruhe der Todten hätte man laut seine Freude ausdrücken mögen über diese Heiterkeit, über diese frohe Erhebung an der Gruft geliebter Todten.

Ueberall wurden die Gewaltthaten besprochen, welche von den Soldaten vor dem Ausbruch der Revolution acht Tage lang gegen die Bürger verübt worden waren, um durch Einschüchterung jenen Muth in ihnen zu brechen, der in Paris und Wien den Dynastien so gefährlich geworden war. Lebhafter noch wurden die Tage des Kampfes geschildert, besonders jene Nacht, welche die Flammenstrahlen der Kartätschen erleuchtet hatten.

Das Leben der arbeitenden Klassen, der gewerbtreibenden Bürger ist so arm an zerstreuenden Ereig-

nissen gegenüber dem der Reichen; darum ist aber auch das Gedächtniß des Volks treuer und zuverlässiger. Die Bewohner der Paläste und Prachtgebäude, welche bald in diesem, bald in jenem lebensvollen Badeorte die Sommermonate verleben, welche im Winter an Hoffest, Ball und Carneval zu denken haben, werden leicht des 18. März und der Todten im Friedrichshain vergessen. Das Volk aber, das keine andere Sommerfreude hat, als den Spaziergang vor die Thore seiner Vaterstadt am Tage des Herrn, und kein Wintervergnügen außer der Plauderstunde am Abend, das Volk wird immer nach dem Friedrichshain zurückkehren und nie die Gefallenen, nie die Revolution des Jahres achtzehnhundert acht-und-vierzig vergessen, noch die Ereignisse, durch welche diese Revolution hervorgerufen worden.

Soirées de Grandval.

(Fortsetzung.)

IV.

Wer glaubt wohl, daß in dem Frankreich der vorigen fünfziger Jahre schon die Befreiung des Genies vom Zwange der Regel verhandelt worden? Wir stellen uns gewöhnlich vor, diese Streitfrage sey zum erstenmal in den neuern Zeiten, zwanzig Jahre später in Deutschland aufgetaucht, als der jugendliche Goethe und seine Freunde den Sturm und Drang gegen die Schranken der poetischen Convenienz eröffneten; allein wir sollten uns, wenn auch nur aus unseres Lessings Dramaturgie, erinnern, daß ein Franzose, und zwar einer, dem wir auf Schloß Grandval wiederholt begegnet sind, daß Diderot es war, der schon lange zuvor versucht hatte, die dramatische Poesie seiner Landsleute von der Etikette zur Natur zurückzuführen.

Es war dießmal die Marquise d'Epinay mit ihren gefährlich schönen schwarzen Augen, in Begleitung ihres Freundes Grimm von ihrem Gute la Chevrette herübergekommen; jenes Grimm, der seit Jahren am Hofe der französischen Literatur und Gesellschaft der Geschäftsträger mehrerer deutschen und nordischen Fürstlichkeiten war, denen er von allen Neuigkeiten des Pariser Buchhandels und Theaters, der Hof- und scandalösen Chronik fortlaufenden Bericht erstattete. Zugleich waren verschiedene Personen aus Paris angelangt; außer einigen Angehörigen des Hauses ein Herr le Roy, ein liebenswürdiger junger Libertin, und ein kurzer dicker Neapolitaner, der Abbé Galiani, der sich durch nationalökonomische Schriften einen Ruf erworben hatte, im Kreise seiner Bekannten aber durch seine nie versiegende Laune und die Gabe, Alles in einen Apolog, eine sinnbildliche Erzählung, zu kleiden, beliebt war. Die Pariser Ankömmlinge erschreckten Diderot durch die Nachricht von einer unfern seiner Wohnung ausgebrochenen Feuersbrunst; doch versicherten ihn einige derselben, den Brand gelöscht und die Gegend seiner Wohnung unversehrt gesehen zu haben.

„Wäre dieser Herr von Bacqueville kein alter Narr gewesen," sagte le Roy — „gewesen, denn er ist nicht mehr — so konnte das ganze Unglück verhütet werden. Von seinen frühern tollen Streichen haben Sie ja wohl gehört. Daß er einmal mit einer Maschine das Fliegen probirt und dabei den Schenkel gebrochen hat, das ist noch keiner von den ärgsten. Aber er ließ einmal ein böses Pferd im Stalle hängen, zum warnenden Beispiel für die übrigen, wie er sagte. Schon gestern Mittag entstand Feuerlärm; man wollte in sein Hotel dringen. Anfangs weigerte er sich das Thor zu öffnen, und drohte, dem ersten, der seinen Hof beträte, eine Kugel vor den Kopf zu schießen. Wie es hernach gegen fünf Uhr schien, als sey man des Feuers Meister geworden, ging er, als wäre nichts geschehen, in die Oper. Aber bald kam ihm dahin ein Diener nach mit der Botschaft, daß der Brand von Neuem ausgebrochen sey. „Nun gut," war seine Antwort, „so wird bis zur Nacht ein Haus verbrannt seyn; man lasse mich in Ruhe." Nach dem Schauspiel, von dem er keine Scene verlor, begab er sich nach seinem brennenden Hause; man wollte ihn nicht hinein lassen, vergebens: er sagte, daß die Möbeln verbrannt seyen, kümmere ihn wenig, er werde andere kaufen; noch weniger, daß sein Gold und Silber geschmolzen sey, man werde es in Klumpen im Schutte finden; aber seine Papiere müsse er retten. „Aber, Herr, Sie sind verloren!" — „Ich werde nicht verloren seyn; mein Haus hat verborgene Ausgänge, die nur mir bekannt sind und durch die ich entkommen werde. Keine Sorge, wenn man mich nicht wiederkehren sieht! ich bin dann mit meinen Papieren in einem meiner unterirdischen Gewölbe." .... Man hat die Gewölbe untersucht, die Papiere fanden sich, aber der Mann nicht. Noch eine besondere Freude hatte er sich davon versprochen, seinen Sohn anzuführen. „Der Taugenichts," sagte er, „wird mich verbrannt glauben und hocherfreut seyn; ich weiß, er wartet auf meinen Tod; dafür soll es mir Vergnügen machen, wieder zum Vorschein zu kommen, wenn er es am wenigsten erwartet."

Das Gespräch ging durcheinander, man hatte sich mancherlei zu erzählen, mancherlei zu fragen; bald sehen wir jedoch Grimm und Diderot, le Roy und den Abbé bei Seite getreten und in ein Gespräch verwickelt, das nach und nach zum Streit wird. Es

handelte sich um das Verhältniß des Genies zur Regel, des Genies, das schafft, der Regel, welche ordnet. Grimm, dieser Mann nach der Schnur, der gewählten Toilette wie der korrekten Feder — aber er war der Busenfreund Diderots — zeigte sich als eifrigen Verfechter des schrankenlosen Genies; le Roy schien, je ungebundener sein Lebenswandel war, desto mehr in der Dichtung an der Regel festzuhalten.

„Was Methode!“ rief Grimm, „sie ist nichts als Pedanterie. Wer nichts versteht, als zu ordnen, der bleibe lieber ganz zu Hause, und wer nur nach Regeln gerührt werden kann, um dessen Empfindung gebe ich nicht viel.“ — „Aber die Regel ist es doch,“ warf le Roy ein, „welche das Genie leitet.“ — „Und mißleitet!“ entgegnete Grimm.

Der Streit wurde lebhaft, Grimms Augen schienen noch weiter hervorgetreten als gewöhnlich, und gewiß hätten auch seine Wangen eine erhöhte Röthe gezeigt, wäre dieß nicht vermöge der Schminke, die er aufzulegen pflegte, unmöglich gewesen. Jezt unterbrach sie der Abbé. — „Meine Freunde,“ fing er an, „da fällt mir eine Fabel ein. In der Tiefe eines Waldes erhob sich eines Tags ein Streit zwischen der Nachtigall und dem Guckguck. Jedes von beiden rühmte seine Gaben. Welcher Vogel, sagte der Guckguck, hat einen so einfachen, natürlichen und gemessenen Gesang wie ich? — Und welcher Vogel, sagte die Nachtigall, hat einen lieblichern, mannigfaltigern, glänzendern und rührendern Gesang als ich? — Der Guckguck: Ich mache wenig Worte, aber sie haben Gewicht, Ordnung, und man behält sie. Die Nachtigall: Ich bin redselig, es ist wahr, aber dafür bin ich auch immer neu und nie ermüdend. Der Guckguck ist so anhänglich an die mütterliche Lection, daß er keinen Ton wagt, den er nicht von ihr gelernt hat. Ich erkenne keinen Meister an, ich spotte der Regeln. Gerade wenn ich sie verletze, bewundert man mich am meisten. Wie kann seine langweilige Methode mit meinen glücklichen Ausschweifungen sich vergleichen! — Einigemal versuchte der Guckguck die Nachtigall zu unterbrechen; allein die Nachtigallen singen an Einem fort und hören nicht; das ist ein wenig ihr Fehler. Endlich jedoch wurden die beiden Streitenden dahin einig, sich dem Urtheilsspruch eines dritten Thiers zu unterwerfen. Aber woher einen zugleich sachkundigen und unparteiischen Schiedsrichter nehmen? Lange suchten sie vergebens nach einem solchen. Endlich kamen sie über eine Wiese, und da fanden sie einen Esel, so ernst und feierlich wie nur einer; seit Erschaffung des Eselsgeschlechts hatte keiner so lange Ohren getragen. Ah! rief der Guckguck, als er diese sah, das trifft sich glücklich; unser Streit geht die Ohren an: siehe da unsern Richter! Gott hat ihn eigens für uns geschaffen. Der Esel fraß. Unsere beiden Vögel machten ihm ein Compliment, sezten ihm ihre Streitsache auseinander und baten ihn demüthig, sie anhören und sodann entscheiden zu wollen. Aber der Esel fraß, er würdigte sie keines Blickes und machte nur mit den Ohren ein Zeichen, daß er beschäftigt sey und jezt nicht Zeit habe zu Gericht zu sitzen. Die Vögel drangen in ihn, er fraß ruhig weiter. Endlich war sein Appetit gestillt. Am Rande der Wiese standen etliche Bäume. Wohlan, sagte er, da setzet euch darauf, ich will mich darunter legen, ihr möget singen, ich will verdauen, euch zuhören und dann meine Meinung sagen. — So, nun fangt an; der Gerichtshof hört.“

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Fortsetzung.)

Meyerbeers Prophet.

Zwischen diesem und dem folgenden Aufzuge hat sich gar Vielerlei und Wichtiges begeben. Die neue Lehre hat sich überallhin verbreitet, die Wiedertäufer sind nach Deutschland gedrungen, überschwemmen Westphalen und bieten, zur furchtbaren Kriegsmacht angewachsen, nicht allein dem Adel die Spitze, sondern den Kurfürsten und dem Kaiser selbst. Ihr Name verbreitet Entsetzen; Sengen und Brennen, Raubmord und Zerstörung bezeichnen allerwegen die Spuren ihres Durchzugs. Burgen und Paläste werden in Staub und Asche gelegt, Burgherren nebst Frauen und Kindern getödtet, Schätze geraubt, Zerstörung, Verwüstung überall. Von überall her schwillt der verheerende Strom an durch die mitziehenden Schaaren der befreiten Leibeigenen, unzähliger Abenteurer und Freibeuter. Sie alle führt der Glaube an den Furchtbaren zum Sieg, den sie den Propheten nennen und der unbezwinglich als Würgengel an ihrer Spitze einherzieht. Er, in dessen Namen aller Gräuel geschieht, das Ungeheuer, vor dem alles zurückschaudert, dem alles flucht, ist selbst der ihm aufgedrungenen unseligen Rolle müde, die ihn zwar zum unbedingten Beherrscher der Fanatiker

machte, aber auch zum Werkzeug und Spielball in einiger Ehrgeizigen Händen, die er stets zu fürchten hat. Unter solchen Betrachtungen seit mehreren Tagen in sein Zelt zurückgezogen, allen unsichtbar, finden wir ihn zu Anfang des dritten Aufzugs, wo wir am Saum eines Waldes in Westphalen einen Theil des Lagers der Wiedertäufer erblicken. Winterlandschaft; im Hintergrund ein gefrorener Landsee, der sich fern im Nebel verliert; Boden und Bäume mit Eis und Schnee bedeckt. Der Tag neigt sich zu Abend; in der Ferne nahendes Schlachtgetümmel. Unter Wehklagen und Angstgeschrei stürzen reich gekleidete gefangene Ritter, Frauen und Kinder herein, von den Siegern vor sich hergetrieben, und drängen sich in einen Knäuel zusammen, um den die Weiber und Kinder der Anabaptisten einen fröhlich wilden Siegestanz aufführen. „Blut! Blut! der Herr fordert Blut!" singt der Krieger Chor, und dazwischen Alle: »Te Deum laudamus, Preis und Ruhm dir in der Höh!" worauf die Gefangenen geschlachtet werden sollen, aber von Matthiessen in der Hoffnung reicher Lösung gerettet werden. Siegesmarsch und Chor aus der Ferne: Zacharias zieht mit reicher Beute in's Lager: „Ihrer waren wie Sand am Meer, wie Sterne am Himmel; der Herr erhob seinen Arm: wo sind sie geblieben? wie Spreu verschwunden; unser der Sieg! u. s. w." Es lagern sich die Ermüdeten in Erwartung der zu vertheilenden Erfrischungen. Diese werden auf Schlitten und Karren herbeigebracht. Nun thut sich eine auf den Brettern der Oper ganz neue Scene auf: Schlittenfahrt, Eislauf und ähnliche Winterbelustigungen, Schlittschuhtanz von Männern und Frauen in den anmuthigsten Figuren und Verschlingungen, auf Rollschlittschuhen, die alle möglichen schwebenden, kreisenden Bewegungen und Wendungen des wirklichen Eislaufes gestatten.* Der Prophet, über den ein finsterer Geist gekommen, hält sich von den Volksbelustigungen fern; sein Zelt ist für Alle unzugänglich. Auch geht im Lager selbst Unheimliches vor. Man sieht Zacharias in langem geheimnißvollem Gespräch mit Matthiessen begriffen, und endlich diesen mit einer versiegelten Botschaft abgehen. Ohne Wissen des Propheten hat Zacharias einen nächtlichen Ueberfall der nahen Stadt Münster beschlossen, deren Besatzung von Oberthals Vater befehligt wird. Ein Wanderer, der aufgefangen worden, wird vorgeführt, und muß, um sein Leben zu retten, sich anwerben lassen und durch Eidschwur sich anheischig machen, den Gesetzen der Wiedertäufer Folge zu leisten. Schonung den Hütten, Krieg und Vernichtung den Schlössern, den Klöstern Einäscherung, dem Adel und der Geistlichkeit Tod, den beiden Oberthal der Strang: das ist das Gelübde. Beim Lichte einer Lampe wird der Angeworbene genauer betrachtet: „Graf Oberthal! Nieder mit ihm! führt ihn zum Tode!" Im selben Augenblick erscheint der Prophet. Im langen weißen Gewande über der glänzenden Rüstung schreitet er mit verschränkten Armen gedankenvoll daher. Er ist des wilden Treibens müde und glaubt durch den Siegeszug der Wiedertäufer sein Gelübde erfüllt zu haben. „Nicht eher, als bis du in Münster gekrönt bist!" versezt Zacharias, der mit dem Dolch in der Hand seinen Schritten folgt. Entrüstet über die Vermessenheit der Schwarzen, die ohne seinen Spruch abzuwarten einen Gefangenen zum Tode führen, begnadigt er den Verurtheilten und fährt entsezt zusammen, als er Oberthal erkennt, während der grimmige Zacharias seine voreilige Milde verhöhnt.

(Fortsetzung folgt.)

* Als vor einigen Jahren der Verfasser dieser Zeilen um Mitternacht heimkehrend in die Straße einbog, die auf den Vendomeplatz führt, sah er um die Napoleonssäule im Mondschein eine dunkle Gestalt schweben, dann verschwinden, bald wieder erscheinen und nach allen Richtungen hin mit unerklärlicher Blitzesschnelle gespenstisch vorübergleiten. Erst in der Nähe fand das Räthsel seine Lösung. Der Erfinder der Rollschuhe war es, der dort auf der großen Asphaltfläche seine Versuche anstellte.

Wiesbaden, Mai.

(Fortsetzung.)

Das Volk und die Kammer.

Die Stimmung des Volks ist soweit entschieden für Frankfurt, als es durch das neue Kaiserreich einen ewigen Frieden erreichen zu können glaubt. Sonst herrscht hier selbst in Wiesbaden, obwohl es ein Kurort ist, ein partikularistischer Sinn, der selbst von Männern der Wissenschaft praktisch gehandhabt wird. So wird, um ein Beispiel anzuführen, der vortragende Rath in Schulsachen als Ausländer dermaßen verfolgt, daß ich die Geduld dieses Mannes nicht zu begreifen vermag. Eine große Rolle spielen namentlich die Elementarlehrer, die Staatsdiener werden wollen in einer Zeit, in der tagtäglich die Verminderung der Staatsdiener anempfohlen wird. Ich vertheidige nicht die geringe Besoldung der Lehrer, ich streite nicht gegen den unentgeldlichen Unterricht für Arme. Daraus folgt aber noch immer nicht, daß der Staat, statt die Besoldung zu beaufsichtigen, dieselbe selbst übernehmen muß. Die Gemeinde mag nöthigenfalls gezwungen werden, ihre Lehrer nach Gebühr zu honoriren. Sie weiß aber dann, wo ihre Steuern bleiben, der Vater weiß, was ihn die Kinder kosten, die Kinder, was sie den Eltern danken, der Lehrer endlich, daß er seinen Gehalt von der Gemeinde erhält. Ist die Gemeinde zu arm, so mag der Staat die Defekte durch theilweisen Steuererlaß decken, denn dafür ist die Gemeinde ein Glied des Staats. Das Schematisiren von oben führt zur Leiche, um so schneller, wenn eine souveräne Kammer an der Spitze steht. — Die Kammer ist übrigens den Gelehrtenschulen nicht hold. Schon vor geraumer Zeit stellte die Linke den Antrag, dieselben überhaupt in Nassau aufzuheben, „da ja in den benachbarten Ländern Gymnasien genug vorhanden seyen." In der neuesten Zeit sind die Ausgaben für Schulprogramme gestrichen worden, weil dem Staat natürlich an dem Daseyn gelehrter Abhandlungen nichts liegen kann. Die Zukunft kann auch noch das bringen, daß das hiesige Realgymnasium gänzlich aufgehoben wird. Das Theater, das im verflossenen Winter sehr viele nützliche Reformen erfahren hat, ist ohnehin nicht mehr vor dem Untergange zu retten, da die Unterstützung desselben von der Kammer jezt auf Null reducirt ist. Was kümmert sich die Demagogie um Kunst und Wissenschaft? wie sollte sie fähig seyn, den Werth eines Theaters zu würdigen?

Wie ich schon erwähnte, hatte man am 4. März auf eine radikale Verbesserung der materiellen Verhältnisse gehofft. Als diese aber nicht eintrat, als die Steuern sogar stiegen, die Kur schlecht ausfiel, die Gutsbesitzer des Rheingaus ihren Wein nicht verkaufen konnten, stellte sich allmählig eine gewisse Niedergeschlagenheit ein. Viele hatten das Ihrige verschleudert, so daß am Ende des Jahrs die Zahl der Mau's, um den vielsagenden chinesischen Ausdruck für Abenteurer zu gebrauchen, bis zu einer Höhe stieg, daß Mancher mit Bangen der Zukunft entgegensah. Den Sommer hindurch hatte man fleißig exercirt, sich ergözt an blanken Waffen, geträumt von Kampf und Krieg und das Wirthshaus statt der Kirche besucht. Alles das stellte man nun im Herbste ein.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 35.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 117. Mittwoch den 16. Mai 1849.

Sie streiten sich, so heißt's, um Freiheitsrechte;
Genau besehn sind's Knechte gegen Knechte.

Goethe.

Die Volksversammlung zu Bingen.

Es war am Morgen des 28. April, als in den Städten des Mittelrheins an allen Straßecken Plakate des Inhalts sich fanden, daß am Sonntag den 29. April zu Bingen eine große Volksversammlung stattfinden werde, um die Lage des Vaterlandes in ernste Erwägung zu ziehen. Ich hatte noch nie einer solchen Versammlung beigewohnt. Ich ersah aus den Plakaten, daß die Düsseldorfer Dampfschifffahrtsgesellschaft die Sache in die Hand genommen hatte, mithin sowohl der Besuch der Frankfurter Linken als der Demokraten aus Baden in Aussicht stand. Dieß lockte mich, und so ging ich Morgens an den Rhein, mit dem festen Entschlusse, mich harmlos allen äußern Eindrücken hinzugeben und nur den Beobachter zu spielen.

Als ich an den Fluß kam, fuhr schon ein Kölner Dampfschiff vorüber, voll von Menschen mit demokratischen Bärten und Hahnenfedern auf den Hüten. Es war ein schöner Sonntag Morgen und ich hatte allen Parteigroll vergessen, als meine Augen dem Schiffe rheinabwärts folgten und ihnen im Hintergrunde die blauen Höhen des Taunus entgegen lachten. Wäre nur erst das Düsseldorfer Boot da, um den Davoneilenden folgen zu können! Ein Boot kam, aber leider ein niederländisches, vollgepfropft mit Auswanderern, deren nächstes Ziel London, deren weiteres die neue Welt war. Auswanderer vom Rhein! Mir summte gerade das herrliche Volkslied in den Ohren:

„Was soll ich in die Fremde ziehn?
Die Heimath ist so schön,
Wenn grün der Berg, wo Reben blühn,
Und linde Lüfte wehn."

als ich an das Boot trat, das inzwischen angelegt hatte. Es war das erstemal in meinem Leben, daß ich auf einmal so viele Menschen sehen sollte, die im Begriff standen, in der Ferne das Glück zu suchen, das sie in der Heimath nicht finden zu können glaubten. Unglückselige, was lockt euch aus der Heimath der goldenen Trauben, was von den trauten Ufern des segensreichen Stromes? Ist denn Geld und Gut das Einzige, weßwegen ihr das Land verlasset, wo ihr den süßen Traum der Jugend geträumt? Geht auf den Zinnen der Burg kein holdes Mädchen, um euch zuzusingen:

„Zieht hin, zieht hin! sucht fern das Glück,
Wo reichre Länder sind:
Ich bleib an meinem Rhein zurück,
Obschon ein armes Kind."

Unter diesen Fragen und dem Schluchzen derer, die am Ufer Abschied nahmen, ertönte plötzlich Gesang vom Verdeck, das Heckerlied. Was für ein Wahn treibt euch fort! Ich trete näher an das Schiff. Ein anderes Lied wird angestimmt von einem jungen, schlanken, schwarzgekleideten Manne mit blassem, eingefallenem Gesicht. Die Umstehenden fallen ein. Ich konnte nur das oft wiederkehrende Wort Freiheit verstehen, bei dem der blasse schwarze Mann alle Kraft seines, wie es schien an der Auszehrung leidenden Körpers zusammen nahm, um es jedesmal weithin vernehmlich zu singen. Armer Mann, was that dir das Vaterland, daß deine Muskeln krampfhaft zucken und dein Auge fanatisch aufleuchtet, wenn du das Wort Freiheit singst? Doch lebe wohl! Ich kann dir

deinen Wahn nicht nehmen. Ich könnte dir allerlei sagen, z. B. das, daß wir uns im verflossenen Jahre für Alles, nur nicht für die Freiheit als reif gezeigt haben, eben weil wir zu viele Freiheitshelden haben, weil wir Rechte verlangen und uns nicht kümmern um die Pflichten; ich könnte dir sagen, daß gerade Hecker, dein Ideal, ob seines herrischen Wesens bei dem verständigen und freien Amerikaner in neuester Zeit sehr in der Achtung gesunken ist; aber es wäre vergeblich, dein Wahn kann nur durch das Leben geheilt werden. Darum noch einmal, lebe wohl!

Noch vor der Abfahrt des niederländischen Bootes durchschnitt das Düsseldorfer Boot die Wellen, das uns nach Bingen führen sollte. Es war die „Königin Elisabeth;" aufgehißt waren die schwarz-roth-goldene und die schwarz-weiße Flagge. Lauter loyale Dinge! Aber auf dem Schiffe waren Mainzer, und nicht allein Mainzer, sondern auch Mainzerinnen, die gleichfalls ihr Scherflein zur Rettung des Vaterlandes beitragen zu müssen glaubten. Selbst die Töchterschule in Mainz war durch eine ihrer Lehrerinnen vertreten. Die Passagiere theilten sich, wie ich bald erfuhr, in zwei Heerlager, in das der socialen Republik, wie sie das Nirgendheim nennen, und in das der constitutionellen Monarchie. Was will Saul unter den Propheten? dachte ich, und knüpfte mit dem Vorsitzenden der Constitutionellen ein Gespräch an. „Wir wollen die Reichsverfassung aufrecht erhalten wissen, und zwar um jeden Preis, sey es mit friedlichen Mitteln, sey es durch Gewalt, und darin stimmen wir mit den Demokraten überein." — „Wenn also der constitutionelle König von Würtemberg einen Willen haben will, so erklärt ihr, das sey gegen die constitutionelle Monarchie?" — „Das nicht; einen Willen soll er haben, aber nur im Guten, nicht im Schlechten; denn das ist ja eben das Wesen der constitutionellen Monarchie." — „Gut, wenn aber ein beliebiger Theil des Volks das Schlechte und der König das Gute will, wie dann? wer soll hier entscheiden? Und wie ist ein menschlicher Wille denkbar, der nur das Gute wollen kann? Doch um hievon abzusehen, wozu wollt ihr die Reichsverfassung, weil ihr den Frieden, die Einheit oder die Freiheit wünschet?" — „Wir wollen alle drei Dinge, Frieden, Einheit und Freiheit." — „Das ist doch nicht gut durch Einführung der Reichsverfassung möglich." Dieselbe wird die Revolution nicht schließen, sondern sie vielmehr legalisiren, so daß ihr Ende gar nicht abzusehen ist. Ihr wißt nur zu schimpfen auf den König von Preußen, aber bedenkt ihr auch, daß derselbe vielleicht gute Gründe zur Ablehnung der Kaiserkrone hatte? Die Belgier riefen ihren König aus fremdem Lande und gaben ihm das absolute Veto. Der König von Preußen ist ein einheimischer und mächtiger Fürst, und ihr verlangt, daß er die Krone der Hohenzollern aufgebe, um eine Krone von Papier anzunehmen, die jeden Augenblick in Frage gestellt werden kann! Und was den Namen Kaiser anlangt, um wie viel wird denn Preußen durch den Beitritt der kleinen Staaten größer, als es jezt ist, wenn sich die Königreiche ausschließen?" — „Nun, der König von Preußen soll so gut Opfer bringen als die kleinen Fürsten." — „Ich gebe das zu, aber es bleibt immer noch die Frage, wem er die Opfer bringen soll, der Freiheit und Ordnung, oder der Anarchie. Und damit kommen wir wiederum auf das Kapitel von der Reichsverfassung zurück. Das suspensive Veto raubt der Krone zwar nicht geradezu die Macht, aber wohl indirekt, indem es ihr allen sittlichen und moralischen Halt nimmt. Die Monarchie soll eine bloße Zahl im Rechenexempel seyn, sie ist aber keine Zahl, sondern eine sittliche Größe, die von einer gleichen Macht getragen seyn will. Das Wahlgesetz ist ferner der Art, daß am Ende nur die Straßendemokratie Vertreter stellen wird. Denn gerade der Landmann, den der Boden an die Heimath fesselt, wird seine Stimme nicht hören lassen, weil er sich scheuen wird, Meilen weit zum Wahlorte zu reisen, um hier einen Vertreter seiner Interessen zu bestimmen. Und wenn er wirklich hingeht, wird er aufkommen gegenüber einer eingeübten und wohlorganisirten städtischen Demokratie? Und welche andere Folgen wird das haben, als daß ehrgeizige Volksführer mit dem Wohle des Volkes spielen?"

Mein Constitutioneller aus Mainz schwieg. Das Schiff war rasch gefahren, indem wir bereits die Rochuskapelle in Sicht hatten. Goethe hat von derselben eine treffliche Beschreibung gegeben, deren ich mich erinnerte. Aber ein anderes Fest lockte damals die Bewohner aus den umliegenden Ortschaften, und eine andere Freudigkeit mußte auf ihren Gesichtern glänzen, als auf den Gesichtern derer, mit welchen ich zur Volksversammlung nach Bingen fuhr.

(Fortsetzung folgt.)

Soirées de Grandval.

(Fortsetzung.)

„Herr Richter," sprach der Guckguck, „merket wohl auf, um nichts von meinem Gesange zu verlieren, fasset seinen Charakter genau und achtet insbesondere auf die Kunst und Methode in demselben. Dann warf er sich in die Brust, schlug mit den Flügeln und sang: Guckguck, Guckguckguck ...., und

nachdem er dieß in allen möglichen Zusammensetzungen wiederholt hatte, schwieg er. Die Nachtigall, ohne Umschweif, erhob ihre Stimme, warf sich in die kühnsten Modulationen, in die überraschendsten, ausgesuchtesten Weisen, schlug Triller und hielt den Ton, daß man meinte, der Athem müsse ihr ausgehen; bald ließ sie die Töne sinken und in der Tiefe ihrer Kehle murmeln wie die Welle des Bachs, die sich dumpf zwischen Felsen verliert, dann hob sich der Ton wieder, schwellte sich allmählig, erfüllte die Luft und schien in ihr zu schweben; nach einander war ihr Gesang lieblich und glänzend, leicht und pathetisch: aber — es war kein Gesang für Jedermann. Hingerissen von ihrer Begeisterung würde die Nachtigall noch lange fortgesungen haben; doch der Esel, der schon einigemal gegähnt hatte, unterbrach sie mit den Worten: Ich zweifle im geringsten nicht, daß Alles, was du mir da vorgesungen hast, recht schön ist; aber ich verstehe nichts davon, es kommt mir wunderlich vor, ich finde keine Ordnung, keinen Zusammenhang darin. Du hast vielleicht mehr Geist als dein Mitbewerber, aber er hat mehr Schule, und ich meines Orts, ich bin für die Schule."

Dieß Alles hatte der Abbé mit der belustigendsten Mimik vorgetragen. Er streckte den Hals und machte die Stimme fein für die Nachtigall, blies sich auf und nahm einen rauhen Ton an als Guckguck, ahmte die dumme und schwerfällige Gravität des Esels nach, und das Alles ganz leicht und ungezwungen. Jezt, gegen le Roy gewendet und mit dem Finger auf Grimm zeigend, sagte er: „Das ist die Nachtigall, Sie sind der Guckguck und ich bin der Esel, der Ihnen den Preis zuerkennt. Ihr Diener."

Die Nacht war angebrochen, ein Theil der Fremden entfernte sich; man sezte sich zum Spiel, und der Rest des Abends verfloß wie gewöhnlich. Bereits war Alles zu Bette, als ein Allarm eigener Art die Schläfer des Hauses weckte. War es die Erzählung von dem Brande bei Bacqueville, oder was sonst, genug der Madame d'Aine fiel ein, daß im Kamin des Salons ein brennender Kloz liegen geblieben; vielleicht hatte man überdieß vergessen, das Feuergitter vorzuschieben, so konnte der Kloz auf das Parket herausrollen, wie es schon einmal geschehen war. Angst ergreift sie, und wie sie nicht gern etwas durch Andere thun läßt, was sie selbst thun kann, so steht sie auf, steckt die bloßen Füße in ihre Pantoffeln und geht in Hemd und Nachtjacke, eine kleine Lampe in der Hand, hinaus, wo sie um diese Stunde Niemand mehr zu begegnen glaubt. Sie geht die Treppe hinunter, eben als le Roy, der bis jezt lesend im Salon geblieben war, hinauf will. Sie bemerken einander, Madame d'Aine will sich flüchten, le Roy ihr nach, holt sie ein und küßt sie; sie ruft um Hülfe. Allerwärts öffnen sich die Thüren, man tritt auf den Gang heraus und findet da Madame d'Aine beschäftigt, in der Finsterniß ihre Nachtmütze und Pantoffeln zu suchen, denn ihre Lampe war ausgegangen und der muthwillige Freund hatte sich auf seinem Zimmer verschlossen. Noch um zwei Uhr des Morgens erscholl auf dem Gang ein Gelächter wie das der homerischen Götter, und noch lange gab dieses Abenteuer Stoff, die Alte damit zu necken, welche jedoch selbst auf die derbsten Späße die entsprechende Antwort nicht schuldig blieb.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wiesbaden, Mai.

(Schluß.)

Volksversammlungen. — Zeitungen.

Die hiesigen Agitatoren hatten bereits im Sommer die Flucht ergriffen; ihre Hoffnung auf Amnestie erfüllte sich nicht, hat sich sogar bis jezt nicht erfüllt. Und das ist ein großes Glück; denn nichts zerstört so schnell den sittlichen Kern des Volks, als eine Verwirrung der Rechtsbegriffe. Durch Beschluß des Frankfurter Parlaments sind die Spielbanken aufgehoben, und zwar wegen ihres depravirenden Einflusses. Ich vermag diese Maßregel nicht zu billigen, nicht deßhalb, weil dieselbe der Stadt Wiesbaden einen unersetzlichen Verlust zufügt, auf den man hätte Rücksicht nehmen können, auch nicht deßhalb, weil ich das Spiel nicht für verderblich hielte, sondern weil meines Erachtens eine einseitige, willkürliche Vernichtung von Verträgen unvermerkt eine weit nachhaltigere schlechte Wirkung auf das Volk ausübt, als das Spiel. Und wie leicht war hier ein Uebergang zu finden! — Die Volksagitatoren weilten also, wie gesagt, im Auslande. Die Volksversammlungen wurden immer seltener und auf dem Lande sogar unmöglich, weil die Bauern sich mit energischer Faust dagegen auflehnten. Sie hatten dieselben Anfangs in der Hoffnung auf gänzliche Befreiung von den üblichen Steuern besucht; als nun aber die Steuern sogar stiegen, verloren sie den Glauben an die Worte der Füh-

rer, und ihr Grimm war auf dem Sprunge zur That überzugehen. In Wiesbaden fand die lezte Volksversammlung am 4. März, dem Jahrestage der Revolution, statt. Die Frankfurter Linke hatte sich zahlreich eingefunden, aber ihr Erscheinen war von keinen Folgen. Ebenso hat sich die demokratische Partei nicht, wie man beabsichtigte, an jenem Tage mit der constitutionellen versöhnt. — Wie die Volksversammlungen, so ist auch die Bürgerwehr allmählig eingeschlafen. Sie ist jezt ein Kapitel, von dem man nicht gern spricht. — Von den Zeitungen, die im Frühjahre 1848 auftauchten, und die ich damals namentlich aufführte, leben nur noch zwei: die „Allgemeine Nassauische,“ das Organ des Heio-popeio-Vereins und der Regierung, und die „freie Zeitung,“ das Organ der Demokratie. Die „Allgemeine Nassauische“ verfolgt seit einigen Monaten eine bestimmte und energische Richtung, was um so nothwendiger ist, als die conservativen Männer, die aus Grundsaz und mit Bewußtseyn conservativ sind, hier nur mit der Laterne gesucht werden können. Der Heio-Verein — ein von den Demokraten herrührender Name; „Heio“ wird deßhalb auch jeder Conservative benamst — scheint, so weit ich vom Hörensagen zu urtheilen vermag, recht eigentlich dem Conservatismus der vis inertiae zu huldigen. Die „freie Zeitung“ ist ein Ausbund von Gemeinheit, weiß sich aber troz der geringen Anzahl von Demokraten, die Wiesbaden aufzuweisen hat, noch immer zu halten. — Der Herzog kämpft augenblicklich, wie Ihnen bekannt seyn wird, in Schleswig-Holstein. Die Nassauer thun sich sehr viel zu gut auf ihre Theilnahme an diesem Kriege. — Die Kurgäste sind noch selten. Was der Sommer bringen wird, darüber wagt Niemand eine bestimmte Muthmaßung auszusprechen; deßhalb hierüber im nächsten Herbst.

Paris, Mai.

(Fortsezung.)

Meyerbeers Prophet.

Auf einen Wink des Propheten entfernen sich Alle, und nun erfährt er vom Grafen, daß Bertha sich durch einen Sprung in die Fluthen der Schande entzogen, aber gerettet worden und nach Münster geflüchtet sey, wohin er, der von Reue Erfüllte, sich eben begeben wollen, als er von streifenden Kriegsknechten aufgegriffen und in's Lager geführt worden. Johann läßt den Verhaßten in sichere Haft bringen; Bertha, die schnöd Mißhandelte, soll über ihres Verfolgers Schicksal entscheiden. Plözlich wilder Aufruhr im Lager. Die angreifenden Anabaptisten haben in einem Ausfall der belagerten Münsterschen eine Niederlage erlitten; die Flüchtigen eilen herbei; „Tod! Tod dem falschen Propheten, der uns dem Feind verrathen!“ ertönt es von allen Seiten. „Uns überwältigt der wachsende Aufruhr, nur du vermagst den Sturm zu beschwören! Rette, rette! sonst ist Alles verloren!“ ruft der athemlos herbeistürzende Führer Matthiessen dem Propheten zu. Gebieterisch tritt Johann den Empörern entgegen, und auf die Frage, wer gegen seinen Willen den nächtlichen Zug unternommen, stehen die Schuldigen zitternd vor ihm. „Beugt euch vor dem Zorn des Herrn, die ihr den Gehorsam gebrochen!“ ruft der Prophet feierlich, „der Herr ist wider euch, büßt, was ihr verbrochen!“ Bei diesen Worten fällt das Heer auf die Kniee, und in gebieterischer Haltung, in Rüstung und Anstand dem Erzengel Michael gleich, steht der Prophet da. Gebet und Chor, mit hineingellenden Trompetenstößen des Feindes aus der Ferne; begeisterter Schlachtruf des Propheten, den das Volk, von neuer Zuversicht durchglüht, als den Erwählten des Herrn begrüßt. Psalmartiger Triumphgesang. Von Kampflust entbrannt schaaren sich die Wiedertäufer um den begeisterten Seher zur Erstürmung der Stadt, deren Thürme im Augenblick, da er Sieg verkündend auf sie hindeutet, aus den schwindenden Nebeln, bestrahlt von der aufsteigenden Sonne, im Hintergrunde hervorblizen.

Vierter Aufzug. Rathhausplaz in Münster. Die Stadt ist eingenommen, die neue Lehre siegreich im Lande, das Volk von der Tyrannei der Adelsherrschaft befreit. Schwerer aber noch als diese lastet die Willkür der Befreier auf der geängsteten Bevölkerung. Keiner ist vor den Wüthrichen seines Lebens sicher. Gruppenweis ziehen die gedemüthigten Bürger über den offenen Plaz und schleppen, dem Sieger gehorchend, ihre Habe auf's Rathhaus, wo die Höllenbrut sie als Strafgelder und Sühnopfer in Empfang nimmt. Der Prophet, das Satanskind, soll zum König ausgerufen werden; der Tag der Krönungsfeier ist nah. Chor der Bürger, Trauer und Jammer, Fluch und Verwünschung, oder Preis und Ehre dem Propheten, je nachdem die wilden Kriegsknechte in der Nähe sind oder sich entfernen. An einem Ecksteine des Plazes steht eine ärmlich gekleidete Alte, Almosen erbettelnd zu Seelenmessen für den verstorbenen Sohn. Es ist Fides, die am Tage, da der Sohn verschwand, dessen blutige Kleider gefunden und den verabscheuten Propheten, der alles Leid in's Land gebracht, der Mordthat beschuldigt. „Sein Haupt,“ so rief, als sie die Kleider entdeckte, eine unsichtbare Stimme, „ist höherer Hand verfallen; nimmer wieder siehst du den Sohn, so will es der Prophet!“ So erzählt die Alte einem Pilger, der sich mit ihr eingelassen. Der Pilger schreit auf bei der Kunde von Johanns vermeintlichem Tod; Bertha, die dem Tod in den Fluthen entronnen, hat sich in Pilgertracht aufgemacht, um den Geliebten aufzusuchen, und gibt sich zu erkennen. Sie schwört, den Gemordeten am Mörder zu rächen, und rennt davon. — Verwandlung. Das Innere des Doms; Krönungsfeier, gaffende Volksmassen, glänzende Züge von Rittern und Reisigen, Geistlichen und Chorknaben; unter hohem Thronhimmel einherschreitend der Prophet im langen weitfaltigen weißen Gewande mit Goldgurt. Chor von Blechinstrumenten und Trompetenfanfaren wetteifernd mit dem Orchester. Großer Marsch, Orgel, Hochamt, Gesang der Gemeinde mit altkirchlichen Intonationen, Gesang der Chorknaben; Gruppen knieenden Volks; im Vordergrunde Fides, des Himmels Rache auf den Fluchwürdigen herabrufend, dem die Gebete gelten, abwechselnd mit ihrem Weheruf das Domine, salvum fac regem nostrum prophetam! Krönung im Hintergrunde. Ergriffen von der Erinnerung an sein prophetisches Traumgesicht, kommt mit Krone und Scepter, seine Großwürdenträger hinter sich, Johann feierlichen Schritts die Stufen herab, die vom Chor zur Vorderbühne führen. „Mein Sohn! es ist mein Sohn!“ Diesen Schrei der Freude und des Entsezens stößt die Bettlerin aus; Fides hat ihren Sohn erkannt. Seine erste Bewegung ist, mit offenen Armen der Mutter zuzueilen; aber der gekrönte Seher darf keines Menschen Kind seyn, er muß die Mutter verläugnen, oder sie unter den Dolchen der Schwarzen fallen sehen, wie sie ihm drohend zuflüstern. „Elende!“ ruft er ihnen in tiefster Empörung zu; aber er muß gehorchen. Gefaßt wendet er sich darauf zur Mutter mit der Frage: „Wer ist die Frau?“ — „Wer sie ist? du fragst? Undankbarer, verläugnest du die, die dich unter dem Herzen getragen?“ — „Weh! weh ihr! sie lästert!“ ruft das Volk in wildem Zorn gegen die Freche, die sich am Auserwählten versündigt; aber bald wendet sich auch gegen den Seher selbst der Verdacht des Betrugs und der Fanatiker Wuthgeschrei. Ruhe gebeut der Prophet, der die Mutter retten will und sich als Seher bewähren muß.

(Fortsezung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 118. Donnerstag den 17. Mai 1849.

— Mediocribus esse poëtis
Non homines, non Di, non concessere columnae.
Horat.

Soirées de Grandval.

(Fortsetzung.)

V.

Wir lassen eine Reihe von Jahren vorübergehen und kehren mit unserem Philosophen in den Kreis von Grandval erst da noch einmal zurück, als die Arbeit seines Lebens gethan, sein Schicksal für den Rest seiner Tage festgestellt war. Er empfing die Glückwünsche seiner Freunde zur Vollendung der Encyclopädie.

„Auch mir,“ bemerkte Madame d'Aine, die wir noch immer als dieselbe wiederfinden, „gratulire ich, daß diese Sokoplie (so pflegte sie das fremdartige Wort zu radebrechen) endlich fertig ist; wie oft habe ich lange Reden von ihr und aus ihr anhören müssen, wo ich lieber von meinem Buchs und meinen Rabatten mich unterhalten, oder auch ein wenig Böses über meinen lieben Nächsten gesprochen hätte!“

„Mein Gefühl,“ sagte Diderot, „wenn ich auf diese Arbeit zurücksehe, ist ein sehr gemischtes. Nicht der Haß, die Verleumdung und Verfolgung, nicht die wiederholten ernstlichen Gefahren, denen die Unternehmung mich aussezte, trüben meine Empfindung; auch nicht der Umstand, daß die saure Mühe von zwanzig Jahren mir nicht einmal Versorgung für mein Alter, die Mittel zur Ausstattung meiner Tochter eingebracht hat; für beides ist ja nun durch die Großmuth meiner kaiserlichen Beschüzerin gesorgt; sondern das ist es, daß ich die beste Zeit meines Lebens auf Arbeiten verwenden mußte, die meinem Talent wie meiner Neigung nur zum kleinsten Theil entsprachen, daß ich diese Jahre für mein eigentliches Selbst großentheils verloren habe.“

„Es ist nicht zu viel, theurer Freund,“ erwiderte Madame Holbach, „was Sie von Ihren Mühen, und leider auch nicht zu wenig, was Sie von dem schmalen Lohn Ihrer Arbeit sagen; aber desto reicher wird der Ertrag auf einer andern Seite seyn: Sie haben der Menschheit einen Dienst geleistet, Ihr Werk wird und muß mit der Zeit eine Revolution in der Geisterwelt hervorbringen, es wird die Ketten der Unterdrückung und Intoleranz brechen helfen, und wenn Sie und Ihre Mitarbeiter längst Staub geworden sind, wird man Ihr Andenken noch segnen.“

„Schade nur,“ warf der Baron ein, „daß die Ehrenmänner dann nichts mehr davon spüren werden. Warum lobt und lohnt man die Leute nicht bei Leibesleben?“ — „Da müssen wir uns,“ sagte Diderot, „an das Gebet jenes weisen Muselmanns halten. Mein Gott, sprach dieser, vergib den Schlechten, bedenke, daß du für sie nichts gethan hast, da du sie ja schlecht werden ließest; die Guten haben nichts weiter von dir zu erbitten, denn indem du sie gut machtest, hast du schon Alles für sie gethan. — Erinnern Sie sich noch unserer Wette, Baron, die Sie immer noch nicht gewonnen haben?“ — „Welcher?“ — „Mir in der ganzen Geschichte einen Bösewicht nachzuweisen, dessen Leben bei allem äußern Glanz und Glück nicht die bestimmtesten Spuren eines innern Unglücks zeigte, das mit seiner Schlechtigkeit im Verhältniß steht; und eben so einen Rechtschaffenen, der im tiefsten Elend uns nicht eine verborgene Glückseligkeit in ihm ahnen ließe, die dem Grade seiner Tugend entspricht.“

„Seyen Sie ruhig," bemerkte Madame Holbach, „im Stillen ist er der gleichen Ueberzeugung." — „Wie er," setzte Grimm hinzu, „seine Reden von der Schlechtigkeit der menschlichen Natur durch seine eigene Handlungsweise Lügen straft."

Man kam auf Wohlthätigkeit und Dankbarkeit zu reden, und Holbach sagte: „Was mich betrifft, so bin ich, wenn es seyn muß, gar wohl im Stande, mich mit der trockenen Rolle des Wohlthäters zu begnügen; doch gestehe ich, daß einige Erkenntlichkeit mir Freude macht, wäre es auch nur, weil ich die Menschen gern so finde, wie ich sie haben möchte." — „Je häufiger namentlich in unserer literarischen Welt der Fall vorkommt," sagte Diderot, „daß wohlgemeinte Rathschläge, die wir einem ertheilen, von der Eitelkeit nicht befolgt, ja uns mit Haß und Undank vergolten werden, desto erfreulicher sind Erfahrungen vom Gegentheil. Eine solche habe ich dieser Tage gemacht, und zwar eine recht lustige. Es mag jetzt wohl zwölf Jahre seyn, daß eines Morgens ein junger Mensch zu mir kam, wie deren nur zu viele mich zu beehren pflegen. Nach den gewöhnlichen Komplimenten über mein Talent, meinen Geschmack, meine Wohlthätigkeit — wovon ich kein Wort glaube, ob man mir es gleich schon seit zwanzig Jahren wiederholt — zieht der junge Mann ein Papier aus der Tasche. Es sind Verse, sagt er. — Verse! — Ja, mein Herr, und ich hoffe, Sie werden die Güte haben, mir Ihr Urtheil darüber zu sagen. — Lieben Sie die Wahrheit? — Ja, mein Herr, und ich bitte Sie darum. — Sie sollen sie erfahren. — Wie? fiel hier der junge Mann ein, Sie glauben also wirklich, daß ein Poet zu Ihnen kommt, um die Wahrheit zu hören? — Ja. — Und Sie wollen sie ihm sagen? — Gewiß. — Ohne Schonung? — Warum nicht? wäre doch die Schonung nichts als eine grobe Beleidigung; richtig ausgelegt würde sie ja nur heißen: Sie sind nicht bloß ein schlechter Dichter, sondern, da ich Sie nicht für stark genug halte, um die Wahrheit zu ertragen, überdieß ein gemeiner Mensch. — Und diese Freimüthigkeit hat Ihnen immer eingeschlagen? — Wenigstens schlug sie mir nicht immer fehl. — Ich durchlief die Verse des jungen Mannes in seiner Gegenwart, und darauf sagte ich ihm: Ihre Verse sind nicht nur schlecht, sondern ich bin auch überzeugt, Sie werden nie gute machen. — So muß ich also schlechte machen, denn keine zu machen wird mir unmöglich seyn. — Das ist eine arge Verdammniß; begreifen Sie denn auch, mein Herr, in welche Schmach Sie sich stürzen? Nicht Götter, nicht Menschen, nicht Buchläden verzeihen den Dichtern die Mittelmäßigkeit: Horaz ist es, der dieß sagt. — Ich weiß es. — Sind Sie reich? — Nein. — Arm? — Sehr arm. — Und Sie wollen auf den Jammer der Armuth noch die Lächerlichkeit des schlechten Dichters häufen? Sie werden sich um Ihr Leben betrügen; Sie werden alt werden. Alt, arm und ein schlechter Poet: o mein Herr, welche Rolle! — Ich begreife es; aber ich kann mir nicht helfen. — Haben Sie noch Eltern? — Ja. — Was ist ihr Stand? — Juweliere. — Würden sie etwas für Sie thun? — Vielleicht. — Nun gut; gehen Sie zu Ihren Eltern, machen Sie denselben den Vorschlag, Ihnen ein Päckchen Juwelen zu borgen. Damit schiffen Sie sich nach Pondichery ein; unterwegs machen Sie schlechte Verse, dort machen Sie gute Geschäfte. Ist Ihr Glück gemacht, so kommen Sie zurück, um hier so viele schlechte Verse zu machen als Ihnen belieben wird, vorausgesetzt, daß Sie dieselben nicht drucken lassen, denn man muß Niemanden zu Grunde richten. — Wie gesagt, das ist jetzt gewiß zwölf Jahre; nun vorgestern kommt mir ein Besuch, den ich nicht kenne. — Ich bin es, mein Herr, den Sie nach Pondichery geschickt haben; ich bin dort gewesen und habe mir ein hunderttausend Francs erworben. Zurückgekehrt, habe ich wieder angefangen, Verse zu machen, die ich Ihnen hier bringe. Sind sie immer noch schlecht? — Immer noch; aber Ihre Verhältnisse sind jetzt geordnet und so habe ich nichts dagegen, daß Sie fortfahren schlechte Verse zu machen. — Das habe ich auch im Sinn, antwortete er und empfahl sich."

(Schluß folgt.)

Die Volksversammlung zu Bingen.

(Fortsetzung.)

Armes Volk, wo ist dein Glaube, wo dein Vaterland? Du gleichst dem Baume, der an der Wurzel abgehauen ist; denn auch du hast dich abgelöst von der lebendigen Wurzel der Geschichte, um ein neues, voraussetzungsloses Leben zu beginnen. Aber ein voraussetzungsloses Leben ist kein Leben, und deßwegen lebst du das Leben dessen, dem das Gedächtniß abhanden gekommen ist, dem jegliche Erinnerung fehlt, der nicht weiß, was er ist, der nicht weiß, was er werden wird, und der sich deßhalb dem Spiele der Wolken und Winde hingibt, um zu verschwinden, ohne die Spur eines freudigen Daseyns zu hinterlassen. Volk, wo hast du deine Vergangenheit, wo deine Geschichte, daß sie dich bewahre vor der hereinbrechenden Barbarei?

Der Versammlungsort zu Bingen war dicht am Rheine, ein sehr geräumiger Platz, der immerhin gegen 20,000 Menschen zu fassen vermochte. Die

roth überkleidete Rednerbühne war geschmückt mit den Bildnissen von Hecker, Blum, Struve und Metternich aus Mainz. An beiden Seiten derselben schwenkten Turner die schwarz-roth-goldene Fahne, während die Hüte meist rothe Kokarden trugen. Eine wilde Musik war nicht vergessen und das Pulver wurde nicht geschont. Die neuesten Nachrichten, die von allen Seiten einliefen, waren äußerst beunruhigender Natur: in Berlin und Hannover die Stände aufgelöst, in den Straßen zu Berlin furchtbarer Kampf, in Stuttgart wahrscheinlich schon die Republik, die Ungarn bereits in Wien, und dergleichen Dinge mehr. Bei der durch solche Nachrichten gegebenen Stimmung eröffnete „Bürger" Rensel die Versammlung mit einer Philippika gegen die Fürsten und schlug nach Beendigung derselben den Bürger Zitz aus Mainz zum Präsidenten vor. Das souveräne Volk jauchzte Beifall. Zitz ernannte darauf mit Acclamation die Vicepräsidenten und Sekretäre. Die Zahl der Anwesenden mochte sich auf 8000 bis 10,000 belaufen, wenigstens schlug sie selbst Zitz nicht höher an. Den bei weitem größten Theil bildeten die Mainzer, den geringeren die Bewohner und die Schuljugend von Bingen und Umgegend; aus Nassau waren nur wenige erschienen. Zitz nahm davon Gelegenheit, am Schlusse mit Energie die Lauheit des Volkes zu tadeln. Die Frankfurter Linke hatte sich wegen ihres Nichterscheinens entschuldigt, da in Frankfurt unter obwaltenden Verhältnissen jeder an seinem Platze bleiben müsse. Jedoch bemerkte ich später den Deputirten Wiesner aus Wien. Aus Baden war, wie ich glaube, Niemand erschienen.

Der Leser wird nicht wünschen, daß ich ihm eine Charakteristik der nacheinander auftretenden Redner gebe, da es bei derartigen untergeordneten Volksversammlungen, die nur einen Tropfen im ganzen Strome bilden, mehr auf die Sache ankommt, als auf die Personen, mehr auf die Sonne, die sich in dem Tropfen spiegelt, als auf die individuelle Art der Spiegelung. Der Zweck der Versammlung war, sich über die Mittel und Wege zu einigen, um die Reichsverfassung auch gegen den Willen der constitutionellen Fürsten in Deutschland einzuführen. Diese gewaltsame Einführung glaubte ein Theil vor der Hand noch ohne Blut versuchen zu müssen, während ein anderer Mord und Todschlag predigte. Die Trennung der politischen Parteien trat erst bei der Frage nach dem endlichen Ziele der Bewegung hervor. Eine Partei empfahl schlechtweg die Republik, wenn es nicht anders gehen wolle, die rothe Republik, eine zweite die sociale Republik, eine dritte endlich die constitutionelle Monarchie, aber so, daß sie diese ihre Theorie als eine vergangene und damit gewissermaßen als einen Irrthum hinstellte. Für die leztere Ansicht sprach hauptsächlich Müller aus Mainz, für die sociale Republik Bamberger aus Mainz, Redakteur der Mainzer Zeitung, für Mord und Todschlag Wittmann, ebenfalls aus Mainz. Ueberhaupt bestiegen, mit Ausnahme von Fenner von Fenneberg, nur Mainzer die Rednerbühne. Am besten sprach unbedingt Zitz, am populärsten der Fleischer Mann, und zwar zum größten Aerger des Bürgers Zitz. Denn nachdem man Stunden lang das Volk zu fanatisiren gesucht hatte, entwickelte Fleischer Mann plötzlich eine so derbe Komik, daß Zitz alle Kräfte aufbieten mußte, um die lächerliche Stimmung der Menge zu verscheuchen. Fenner von Fenneberg sprach herzlich schlecht. Sämmtliche Redner wurden dem Volke als Bürger präsentirt, Schütz aus Mainz jedoch als Proletarier, der sich dieses Wortes auch als Anrede gegen die Versammelten bediente.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

Die Saison. — Die Kunst.

Nujh ist todt und Jenny Lind singt wieder in der Oper — dieß sind die Tagesgespräche für den Mai in dieser bunten seltsamen Welt, die Londoner Saison genannt. Hell steht der Mond am nächtlichen Himmel und zwingt die glänzende Gasbeleuchtung fast zum Erbleichen. Wagen rollen, Fenster klirren, Instrumente tönen, blinde Bettler bellen ihr monotones Miserere, Alles bewegt sich um die Pole der Erdare, den Genuß und die Erhaltung des Lebens, und Keiner weiß, um was es sich eigentlich handelt, Keiner beantwortet die Frage: wozu? Dort steht der Palast Hudsons, dessen gigantischer Gelderwerb ihm so schnell Herzen und Thüren öffnete, die sich ihm jezt nur zu eilig schließen werden, sobald die galonirten Diener seine Equipage zu zieren aufgehört haben. Schade! England hätte ihm noch

Altäre errichtet; denn ist man gleich weit entfernt, den Teufel zu verehren, wie die Yezedis, so ist doch jedem Engländer ein gewisser blinder Respekt vor dessen Stiefbruder, dem Mammon, angeboren, von dem er sich nie frei machen kann. Aber keine Regel ohne Ausnahme. Dort drüben schleicht eine solche in langer hagerer Gestalt dahin; der Kopf ist vorgebeugt, der Hut mit breiter Krempe beschattet das schöne, ernste, ausdrucksvolle Gesicht. Es ist Thomas Carlyle. Eine schmächtige Männergestalt, hoch, dünn, ein Leichenantlitz, aus den schlotternden abgetragenen Lumpen hervorsehend, tritt jezt vor ihn hin und fordert den Pfennig, der ihn vom Hungertode rette. Großer Gott! wann wird dieses Land lernen sich so zu regieren, daß Jeder sein Stückchen Brod findet! So denkt der Diogenes von Chelsea und kehrt betrübten Herzens in seine stille, abgelegene Wohnung zurück, wo er geduldig harrt und horcht, „welche Stunde es geschlagen.“ — Indessen sizt das Parlament und hält Reden lang und kurz; die Königin feiert ihren Geburtstag im rosenrothen Gazekleide, mit grünen Blättern geziert, auf denen zahllose Brillanten funkeln; Strauß stimmt eine Polka an, und die schönsten Stoffe wirbeln im Takte rings um den weiten Saal, den heute sechzehnhundert Personen füllen und zugleich sechzehnhundert Glückliche; denn wer könnte sich eines gewissen Hochgefühls entwehren beim Gedanken, den Ball der Königin geziert zu haben? wer wäre so wenig „Snob“ in dieser weiten Metropolis, um nicht durch eine dort getanzte Polka in seiner eigenen Achtung zu steigen? Die Königin hat sechzehnhundert Herzen in Wonne schlagen lassen, und möchten an jenem Freudentage nicht mehr der Hungrigen in ihrer Hauptstadt den Wehruf der Verzweiflung ausgestoßen haben! Aber Elend und Pracht wohnen hier noch gar nahe zusammen, und das ohne sich zu kennen und zu finden.

Es herrscht ein sehr buntes Leben hier. Die Kunst, die heimathlose, die überall ihre Werkstatt aufschlägt, wo ihre Blüthen sprossen und gedeihen können, sie hat sich unter diesen unwirthbaren Himmel geflüchtet, wo sie sich ohne Gnade zur Sklavin heruntergewürdigt sieht. Der Engländer verehrt den Wohlstand, und jeder Betrieb ist ihm recht, der denselben erzeugt; das heißt, sobald das Resultat da ist, achtet er die Mittel, so lange dasselbe aber zweifelhaft bleibt, betrachtet er mit Mißtrauen das Individuum, das noch auf dem Wege zum Ziele schwankend steht. Und wann stünde die arme Kunst anders als schwankend in dieser Beziehung? Wie selten gebietet sie über eine volle Börse, oder hat nur auch die Hoffnung, einst über eine solche gebieten zu können!

(Fortsezung folgt.)

Paris, Mai.

(Fortsezung.)

Meyerbeers Prophet

„Die Lästerung muß sie büßen, so befiehlt der Herr!“ rufen mit gezücktem Dolch die Schwarzen. „Halt!“ ruft der Prophet, „ihr werde kein Haar gekrümmt! Das Weib ist sinnverwirrt; ein Wunder nur kann sie befreien vom Bösen; so gebe denn der Himmel mir Erlösungskraft. Knie nieder, Weib, auf daß dich der Geist des Herrn erleuchte!“ Ergriffen, aber empört ob so frechem Betrug, weicht sie, während er mit starrem Blick und feierlichen Schritts auf sie zuschreitet, vor ihm zurück und sinkt überwältigt im Vordergrunde vor ihm zu Boden. „Weib!“ spricht er nun mit bedeutungsvollem Blick, „blicke auf zu mir! Du liebtest ihn, deinen Sohn?“ — „Ob ich ihn liebte!“ ruft sie, seinen flehenden Blick und die dem geliebten Sohne drohende Gefahr endlich begreifend. — „Wohlan denn! seyd bereit zum blutigen Werk! hier meine Brust! Spreche ich unwahr, so treffe mich der Tod! Weib, Weib, bin ich dein Sohn?“ — Und sie, sich zusammenraffend, ruft mit kräftiger Stimme: „Hört es Alle! ich habe gelogen; er ist nicht mein Sohn! — Und ich hab' mein Kind verloren!“ stöhnt sie fast besinnungslos dahintaumelnd. — „O Wunder! Wunder!“ ruft das Volk im Chor, ehrfurchtsvoll in die Kniee sinkend, während im tiefsten Gemüth ergriffen, aber mit der Haltung eines begeisterten Sehers der Prophet dasteht und die unglückliche Mutter zusammenbricht. Chor des Volks: Domine, salvum fac regem nostrum, prophetam!

Im fünften Aufzuge sehen wir Fides in einem Kerker des vom Anabaptistenkönige bewohnten Palastes. In grauen Mantel gehüllt steigt Johann eine dunkle steinerne Treppe in den Kerker herab und will sich der Mutter an die Brust werfen. Diese weist ihn mit Unwillen und Verachtung zurück, und wir sehen das Gegenstück zum vorigen Auftritt. Den Vorwürfen der Mutter erliegend, muß der Sohn sich demüthigen; den königlichen Reif, der sein Haupt schmückt, von sich werfend, sinkt er reuig und um Vergebung flehend vor der Zürnenden in den Staub und findet endlich in zärtlicher Umarmung Versöhnung. In diesem Augenblick erscheint Bertha, die durch ihren Großvater, den vormaligen Schloßvogt, die geheimen Gänge des Palastes kennt, und den Ort, wo bedeutende Pulvervorräthe aufgehäuft sind. Sie hat dem Propheten, dem Urheber alles Uebels, das über das Land hereingebrochen, dem Mörder ihres Geliebten, den Untergang geschworen und will durch Sprengung des Gebäudes das Rachewerk vollführen. Freudig überrascht durch das unerwartete Wiedersehen des Todtgeglaubten, theilt sie Mutter und Sohn, der seinen Mantel wieder umgeworfen, ihren Anschlag mit, und fordert beide auf, ihr durch den ihr bekannten Ausgang zu folgen und zu entfliehen. Johann gibt sich einen Augenblick der süßen Hoffnung hin, mit Mutter und Gattin am häuslichen Herde das stille Glück zu finden, das er einst geträumt, und schon stehen die drei im Begriff die Flucht zu ergreifen, als einer der Hauptleute mit einigen Getreuen die Treppe herabkommt und schlimme Botschaft bringt. „Du bist verrathen,“ ruft er, „die bestochenen Führer wollen dich mitten im Krönungsfest ergreifen und dem Feinde überantworten. Auf, Prophet, und räche dich!“ Bei diesen Worten stößt die unglückliche Bertha einen furchtbaren Schrei aus: der fluchbeladene Prophet ihr Geliebter! Nach einem heftigen Kampfe der Leidenschaften, worin Johann die Braut vergebens zu beschwichtigen sucht, und alles Flehen der Mutter für den wiedergefundenen Sohn an der Verzweiflung des Mädchens scheitert, macht diese durch einen Dolchstoß ihrem Leben ein Ende. Johann, den nun nichts mehr an's irdische Daseyn fesselt, beschließt mit der Feinde Verderben den eigenen Untergang. Er hat durch Bertha den Ort erfahren, aus dem beides hervorgehen soll. Noch einmal will er in voller Königspracht erscheinen und im Augenblick des Verraths mit den Feinden und Verräthern untergehen. — Verwandlung. Prachtvoll erleuchteter Saal im Palast; glänzendes Festgelag der Wiedertäufer. Auf hohem Siz, an goldstrozender, reich besezter Tafel der Prophet, von trunkenen Nymphen umlagert, die ihm und sich in goldenen Schaalen den perlenden Wein kredenzen. Rauschende Musik, Jubelgesang, üppige Tänze der leichtgeschürzten Mädchen, die, mit andern abwechselnd, gruppenweise in lebenden Bildern auf den Stufen des mächtigen Throns sich hinstrecken und von der bacchantischen Wuth ausruhen. Allgemeiner Sinnenrausch, aufgestachelt durch die glühenden Trinklieder des Propheten, der zwischendurch Boten empfängt und mit geheimen Aufträgen absendet.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr 119. Freitag den 18. Mai 1849.

Be brave then, for your captain is brave, and vows reformation. All the realm shall be in common, and I will make it felony, to drink small beer.

Shakespeare.

Die Volksversammlung zu Bingen.

(Schluß.)

Merkwürdig war mir der Umschwung, den die demokratische Rhetorik seit einem Jahre erlitten hat. Die Führer, so scheint es, glauben nicht mehr an die Kraft der alten Wendungen, als da sind „verthierte Söldlinge," „Camarilla," „Knute" u. a. Selbst am Schluß verabschiedete man sich nicht mit dem Wiedersehen auf den Barrikaden, sondern mit dem Wiedersehen auf dem Schlachtfelde. Man sträubte sich gegen jede Beifallsbezeugung: es handle sich nicht darum, Lärm zu machen, sondern zu handeln, zu handeln mit den Waffen in der Hand. Der Jüngling solle nicht eher sein Mädchen küssen, als bis der blutige Morgen der Freiheit tage. Kämpfe man jezt nicht, so seyen wir, unsere Kinder und Kindeskinder verloren. Wer nicht zugegen war, kann sich schwerlich einen Begriff machen, mit welchem Eifer sich die Redner gegenseitig in ihrem Fanatismus zu überbieten suchten, aber auch keinen Begriff von dem Contraste zwischen den Mienen der Redner und denen der zuhörenden Bauern, die bei Allem mit der äußersten Gemüthsruhe ihre Pfeife rauchten.

Zitz leitete die Abstimmung über folgende Punkte: 1. Ist die Reichsverfassung es werth, bietet sie uns solche Keime der Entwicklung, daß wir für ihre Einführung den Kampf wagen mögen? Bejaht. — Meine bäuerischen Nachbarn streckten ebenfalls die Hände in die Höhe. 2. Soll eine allgemeine Bewaffnung angebahnt und zu diesem Behufe ein Comité ernannt werden, dem sich die einzelnen Gemeinden des Landes in ihrem Vorstande anschließen können? Bejaht. — 3. Soll die Staatsregierung ersucht werden, die vorräthigen Waffen diesem Comité zu überantworten? Verneint, weil die Zeit des Bittens vorüber sey. Wahrscheinlich lag der Grund noch tiefer. — 4. Sollen Aufforderungn um Geldbeiträge zur Anschaffung von Waffen an die Constitutionellen ergehen? Bejaht. — 5. Soll an die Soldaten ein Manifest ergehen, auf daß sie nicht kämpfen gegen die Brüder? Bejaht. — 6. Soll das Parlament zur Zurückberufung Heckers aufgefordert werden? Verneint, weil das Parlament zu schlecht sey, als daß man mit demselben unterhandeln könne. Zum Schluß Grüße von den Demokraten in Frankfurt und der Wittwe Blums. Darauf ein allgemeines Trinkgelag.

Bevor ich den Leser zur Rückfahrt auf das Dampfschiff einlade, noch einen kurzen Gang auf die Ruine von Bingen, auf die Klopp. Das Gedränge, die Sonne, das beständige Schießen und noch mehr die fanatisirenden Reden haben den Geist so mürbe gemacht, so abgespannt, daß dieser Gang eine wahre Erholung seyn muß. Eine herrliche Aussicht in das gesegnete Land des Rheingaus, eine noch herrlichere auf die Berge des unterhalb der Nahemündung beginnenden Rhein-Querthales! Dann und wann verräth der an den Bergabhängen aufsteigende Dampf das Herannahen eines Dampfschiffes; Schleppschiffe schneiden mit mächtigen Wellen die Fluthen. Was aber hinter den Krümmungen des Rheins liegt, wer mag es errathen? Treibt vielleicht die Loreley noch ihr altes Spiel? Ich muß gestehen, daß die Dampfschiffe in meinen Augen nicht in der Weise den

Rhein entweihen, wie das oft behauptet wird. Von einer gewissen Höhe aus angesehen, geben sie dem Flusse ein außerordentliches Leben, die anmuthigste Bewegung. Selbst der Dampf berührt auf keine unangenehme Weise das Auge. Freilich kann die Loreley nicht mehr ihr altes Spiel treiben und der Zauber muß weichen vor der modernen Klarheit, die nur das Handgreifliche gelten läßt. Aber was klage ich über die Handgreiflichkeit unserer Zeit? Der Mensch war im Grunde von jeher derselbe, Ehrgeiz und Eigennutz haben ihn stets bestimmt und werden ihn in alle Ewigkeit bestimmen. Da unten im Thale habe ich mich vermessen, das Verdammungsurtheil über die lebende Generation auszusprechen, und hinter meinem Rücken erhebt sich der Thurm, in dem einst der deutsche Kaiser Heinrich IV. von seinem Sohne gefangen gehalten wurde. Blumen blühen üppig in der Nähe des düstern Verließes und mildern das Grauen, das wir sonst an diesem Orte empfinden müßten. Die Geschichte hat gerichtet, die Strafe folgte der Schuld, und die Zeit hat das Herbe und Grelle in Harmonie aufgelöst. Auch für Deutschland wird, so hoffen wir, die Zeit kommen, in der ein glücklicheres Geschlecht mit Wehmuth zurückblicken wird auf die Schwächen und Sünden unserer Tage, eine Zeit, in der sich die Widersprüche gelöst haben werden zur Einheit, die das Einzelne verbindet mit dem Ganzen, das Niedere mit dem Hohen, eine Zeit, in der Ein Geist alle Söhne des Vaterlandes erhebt über die Noth des Lebens und über den Eigennutz eines rohen Materialismus.

Wir treten die Rückkehr an. Der Abend war schön, aber die Anzahl der Betrunkenen und der noch Trinkenden und Lärmenden so groß, daß die Natur unbeachtet bleiben mußte. Ein Polizeibeamter aus Mainz hielt sich für berufen, in dieser Gesellschaft mit aller Energie die Regierungen zu vertheidigen. Und das war in diesem Augenblicke sehr unklug und hätte ihn das Leben kosten können, wenn sich nicht einige Besonnene in's Mittel geschlagen hätten, um das „über Bord werfen" zu hindern. Nicht weit vom Dampfkessel predigte ein Demokrat eine Stunde lang, daß die „Paffen" an allem Unheil in der Welt Schuld seyen, und in dieser Meinung bestärkte er sich um so mehr, je größerer Widerspruch dagegen laut wurde. Zuletzt brüllte er seine unmaßgebliche Meinung und sank zusammen. Ihm gegenüber saß ein Mann mit leichenblassem Gesichte, schlotterndem Haupte und lallender Zunge. „Wir sind verloren," rief er in wimmerndem Tone, „wenn wir jetzt nicht unsern Schwur halten und für die Freiheit sterben! Wir sind verloren, unsere Kinder sind verloren, unsere Kindeskinder sind verloren, verloren, ewig verloren!" Auch er sank zusammen.

H. B.

Soirées de Grandval.

(Schluß.)

Man lachte über die drollige Geschichte und Grimm meinte, daß sie ein Lustspiel in nuco sey. Das Gespräch wendete sich auf die Encyclopädie zurück, auf das Licht, das sie schon verbreitet habe und immer mehr verbreiten werde. „Gewiß," sagte Diderot, „sind die Fortschritte, welche die Aufklärung vor Ablauf dieses denkwürdigen Jahrhunderts noch machen wird, unberechenbar; gleichwohl bin ich überzeugt, daß dieser Fortschritt seine Grenze hat: das Licht wird nicht in die Vorstädte dringen. Das Volk steht dort allzu tief, ist zu beschäftigt und zu gedrückt."

„Ich gestehe," sagte die Baronin, „daß mir diese Ungleichheit oft im Stillen ein schmerzliches Gefühl erregt, und daß mir die Aussicht auf einen Zeitpunkt tröstlich wäre, wo dieselbe im Fortgange der Civilisation sich ausgleichen wird." — „Ich zweifle an der Möglichkeit einer solchen Ausgleichung," versetzte Diderot, „obwohl das Schroffe des Gegensatzes zwischen dem Loose der obern und der untern Stände der Gesellschaft gewiß noch manche Milderung zuläßt, welche herbeizuführen zu den heiligsten Aufgaben des Menschenfreundes gehört. Uebrigens muß ich auch hier wieder meine Ueberzeugung aussprechen, daß wir in der Beurtheilung des Menschenlooses allzusehr am äußern Scheine hängen bleiben. Da höre und sehe ich, seit ich wieder auf dem Schlosse wohne, jeden Tag die Arbeiter unter meinem Fenster. Kaum graut der Morgen, so stellen sie sich ein mit dem Spaten in der Hand, schaffen den Boden um und rollen den Schubkarren. Zu Mittag essen sie ein Stück schwarzes Brod und stillen ihren Durst am fließenden Bach, dann genießen sie eine Stunde Schlaf auf der Erde; bald begeben sie sich von Neuem an die Arbeit. Sie sind heiter, sie singen, sie machen unter sich plumpe Späße, die sie belustigen, sie lachen. Am Abend gehen sie heim; da finden sie um einen rauchigen Herd ihre nackten Kinder, ein schmutziges Weib und ein Lager von getrocknetem Laub: — und glauben Sie mir, meine Freunde, ihr Loos ist weder schlechter noch besser als das unsrige. Der Hausherr und sein Portier — in Absicht auf Glückseligkeit können sie auf gleicher Stufe stehen, ja nach Umständen der Diener über dem Herrn.

Das Gute thun, das Wahre erkennen, das unterscheidet einen Menschen von dem andern; der Rest ist nichts. Das Leben ist so kurz, seine wahren Bedürfnisse sind so nahe beisammen, daß, wenn es ein Ende hat, nichts daran liegt, ob man darin etwas oder nichts vorgestellt hat. Da bedarf man nichts mehr, als ein schlechtes Stück Leinwand und vier tannene Bretter . . . .“

Kaum war es wahr geworden mit der Leinwand und den Brettern für unsern Philosophen, als es sich zeigte, wie sehr er sich in Bezug auf die Vorstädte geirrt hatte. Das Licht, das er und seine Freunde zu verbreiten bemüht gewesen, ergriff jezt, von andern Händen als wilde Fackel geschwungen, eben jene Vorstädte und steckte mittelst des dort gehäuften Zündstoffes das ganze Gebäude der Gesellschaft in Brand. Seinen andern Satz, daß zwischen dem äußern Loose verschiedener Klassen der Gesellschaft stets eine Kluft werde befestigt bleiben, diesen zu widerlegen, werden jezt in seinem wie in unserem Vaterland alle Anstrengungen gemacht: mit welchem Erfolge, wird vielleicht schon die nächste Zukunft denjenigen lehren, der es im gegenwärtigen Augenblicke noch nicht begriffen haben sollte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Schluß.)

Meyerbeers Prophet.

Die drei Schwarzen, Jonas, Matthiessen und Zacharias, schleichen herbei und nehmen, vom Propheten aufgefordert, an seiner Tafel Platz. Plötzlich fliegen zu beiden Seiten des Saals die Thüren auf und herein dringen einerseits mit dem Schwert in der Hand der Bischof von Münster, der Kurfürst, die Häupter des Reichsheers, andererseits die Verräther, die sich um Zacharias sammeln. Vom Throne herab trinkt ihnen Johann Willkomm zu. „Dieser ist's, ergreift ihn!“ ruft auf ihn deutend Zacharias. „Dank dir, Judas!“ versezt der Prophet mit mächtiger Stimme, und bei diesem Wort hört man das äußere Gitter zuschlagen. „Dieses eherne Thor ist des Grabes Thor!“ ruft Johann. „Unser ist der Tyrann!“ jubeln die Schwarzen. „Gottes bin ich,“ entgegnet er, „und ihr alle in meiner Gewalt!“ Plötzlich furchtbares Krachen, überall dringt dichter blauer Qualm aus dem Boden hervor, seltsame Flämmchen schießen auf und umlecken in neckischem Spiel die Füße der Tänzerinnen; mit Feuergluth röthen sich die hohen Fenster, wie trunkene Riesen schwanken die Säulen und stürzen zusammen; wachsendes Getöse, wilde Fluchtversuche. Mit fliegendem Haar und zerseztem Gewand stürzt eine Frau herbei und in Johanns Arme: die Mutter will mit dem Sohne sterben. Mitten durch die wachsenden Flammen und Rauchwolken Ritter, Wiedertäufer, Volk und Tänzerinnen in wildem Durcheinander. Schauerlich schöne Feuersbrunst mit lebenden Bildern; ein furchtbarer Knall, ein Schrei des Entsetzens — und unter entsetzlichem Getöse stürzt alles zusammen.

Dieß der Inhalt des Scribe'schen Textes. In seiner Art ein gelungener Wurf. Um die Geschichte kümmert sich freilich Scribe in seinen Musiktexten wenig oder gar nicht. Das Ding ist ein Meisterstück, insofern es, mit Ausnahme des stiefmütterlich behandelten Ausdrucks der Liebeszärtlichkeit, an Situationen darbietet, was ein Componist wie Meyerbeer nur wünschen kann. Dagegen mußte die geringe Anzahl von Trägern, auf welchen die mächtige Handlung sich fortwälzt, ein Hinderniß für den Tonsetzer seyn. Denn wenn auch die drei Apostel durch das Ganze gehen und demselben die eigentliche Färbung verleihen, so sind, genau genommen, doch nur zwei Glanzrollen im Stück, Mutter und Sohn, und erstere, die eine Zeitlang sehr in den Hintergrund tritt, sogar nur in einzelnen, aber dann auch höchst glücklichen und gewaltig ergreifenden Momenten, zu deren voller Wirkung es indeß einer so vollendeten Künstlerin wie Madame Viardot Garcia bedarf, während der Braut, die ebenfalls in der Handlung zurücktritt, nicht einmal der Vortheil ähnlicher Momente zu gut kommt. Aber es herrscht große, beständige Bewegung in den Massen, was dem Ganzen den Charakter des Gewaltigen, des Riesigen verleiht, und das war der eigenthümlichen Weise des Componisten sehr angemessen. Auf den musikalischen Theil hier näher einzugehen, ist, wie bereits bemerkt, nicht meine Absicht. Die Ausführung war, sowohl von Seiten der Sänger als von Seiten des Orchesters, ausgezeichnet. Madame Castellan sang und spielte die Bertha mit großer Gewandtheit, Roger den Propheten mit wahrer Meisterschaft, zumal in jenen gewaltigen Momenten, wo er der Mutter gegenübersteht. Ob er, der mit dieser Rolle zum erstenmal die Bühne der großen Oper betrat, solche Partien anhaltend wird singen können, ist eine andere Frage. Die geniale Viardot war in Allem, bis auf das Geringste herab, in Gesang, Spiel und Tracht, unübertrefflich und wußte durch Tiefe der Empfindung der etwas abgenuzten Stimme Kraft und Glanz zu verleihen. Nach Tracht und Haltung war sie wie aus einem Hemmling'schen oder van Eyck'schen Bilde herausgeschnitten, wie denn überhaupt die musterhafte Beachtung der Kostüme fortwährend an Hans Holbein, Albrecht Dürer und andere altdeutsche Meister erinnert. Daß aber, nach Teophile Gauthiers Ausspruch, die ganze Partitur, als aus tiefster Auffassung des deutschen Mittelalters hervorgegangen, einem riesigen Freskogemälde eines jener Meister zu vergleichen sey, dürfte, bevor es als Glaubensartikel empfohlen wird, einer genauern Prüfung zu unterziehen seyn.

A. G.

London, Mai.

(Fortsetzung.)

Schicksal der Kunst.

Die kleine Jenny Lind freilich steht bereits als freie Fürstin da, doch ist ein bischen mehr immer eine starke Versuchung, der sie für jezt noch unterliegt; denn mit ihrer Heirath und dem Bischof von Norwich war es nun einmal nur leeres Gerede, alles ersonnen, um den Zweck zu erreichen, ein vortheilhafteres Engagement bei Lumley, und dieß ist erreicht. Die deutsche Oper, die jezt als Rivalin auftritt, machte Lumley geschmeidig. Ueberdem steht zu erwarten, daß Viardot Garcia, die in Paris so hoch Gefeierte, die Künstlerin par excellence, in kurzem erscheinen wird, und mit ihr der „Prophet" und Meyerbeer, und was wäre dann aus Lumley geworden ohne Jenny? In solcher Krisis muß die Börse schon ein Opfer bringen, muß die Linke nicht sehen, was die Rechte thut. Garcia, der Bruder der Malibran, hat sich schon seit längerer Zeit hier eingefunden, um seine Kunst als Gesanglehrer an den englischen Kehlen zu erproben; denn in einer Republik konnten sanfte Melodien unter dem vielstimmigen Geschrei sich kein Gehör mehr verschaffen. Garcia singt selbst nicht, er kann nur Andere singen machen; aber das versteht er als Meister. Es muß hart für ihn seyn, daß er von der Natur nicht mit dem bedacht worden, was ihm das Liebste gewesen wäre, mit einer Nachtigallenstimme. Aber sonderbarer Weise kann seine Kehle nur Töne hervorbringen, wie sie ein Löwe in der Sahara heulen mag. Er wird meistens nur von Künstlern und Künstlerinnen als Lehrer aufgesucht; die fashionable Welt fürchtet ihn, weil ihre Töchter nicht so gut singen sollen wie Opernsängerinnen, und man muß gestehen, den Weg zu einer anständigen Mediocrität haben sie mit vielem Takt aufgefunden. Garcia weiß das und erträgt sein Schicksal geduldig, sobald man ihm das Zuhören erspart. Er gibt in seiner Wohnung, Georgesstreet, Hannover Square, den ganzen Tag Unterricht, die Stunde zu einer Guinee, und läßt es sich gefallen. Wenn es nur allen so wohl würde! Aber wie Viele versuchen hier vergeblich ihr Glück! Die Concurrenz ist so groß, daß die Seelenleiden der Söhne Apells den dreizehnten Kreis von Dante's Hölle ausmachen könnten. In London ist es ihnen nun einmal nicht möglich „auf der Menschheit Höhen zu wandeln." Ihr Pfad ist der der Intrigue; wer sich am besten auf diese versteht, gilt am meisten. Nach Garcia's Ausdrucksweise muß man cinq diables au corps haben, um sich durchzubeißen. Miß Nissen, die zweite schwedische Sängerin, hat deren wahrscheinlich nicht Einen aufbringen können, weil ihre Laufbahn hier eine ganz verfehlte ist, ohne daß man äußerlich einen Grund davon sieht, außer eben das fehlende Teufelchen. Sie ist ein höchst liebenswürdiges, einfaches Mädchen, das die schwarzen Roggenkuchen, die man, wie sie sagt, in ihrem Vaterlande für ein ganzes Jahr backt, mit rührendem Patriotismus anpreist und buttert, und dazu Schuberts Lieder entzückend vorträgt. Auch Pischek ist hier; doch wer wäre nicht hier? Ihnen allen aber wäre vielleicht besser in Californien, wo die Goldgruben wenigstens handgreiflich daliegen und ohne moralische Opfer ausgebeutet werden mögen. Es liegt den Leuten heutzutage aber gar wenig an ihrer unsterblichen Seele, seit sie sich mit Hegels Hülfe zu Halbgöttern emporgehoben. — Eine neue Erscheinung hier zu Land ist ein französischer Künstler, Eter, der mit einer Menge Kisten und Kästen sich hierher vor Louis Napoleon und dem Communismus gerettet hat. Er hat seine Schätze jezt in Old Bond Street ausgestellt, und dieselben bestehen in Statuen, Gemälden und Büsten, von seiner eigenen Hand gefertigt. Antoine Eter ist der Verfertiger der großen Gruppen auf dem Triumphbogen de l'Etoile zu Paris und vieler anderer bedeutender Bildhauerarbeiten daselbst. Unter den hieher gebrachten Stücken ist besonders eine Gruppe zu bemerken, die Hero und Leander lebensgroß darstellt, im Moment, wo Hero mit der Ahndung dessen, was Leander bevorsteht, von diesem Abschied nimmt. Stellung und Haltung beider Figuren sind vortrefflich, der Kopf der Hero ist reizend. Zwei Basreliefs, eines die Medici, das andere Francesca da Rimini darstellend, sind außerordentlich schön, so daß selbst ein ganz gewöhnliches englisches Matter of fact-Herz mit Entzücken davor stehen blieb. Die Büsten sind meist Porträts von Männern der Zeit, wie Thiers, der einen bitter sauern Mund hat, Cavaignac, wie immer ehrlich dumm aussehend, Pierre Leroux, mit fettem weinerlich gutmüthigem Angesicht, Proudhon, mit einem drei Zoll vorstehenden Affenuntergesicht, und Lablache, mit einer Wallfischgurgel rc. Unter den Gemälden aber ist ein wunderbarer Moses, das heißt, wunderbar schön, was den Ausdruck des Auges, den Schnitt des Gesichtes betrifft, sonst aber schrecklich schön. Moses sieht die Gottheit auf dem Sinai. Sein Auge spricht es so ganz aus, wie ein großes königliches Herz wie das seine die Gottheit empfindet und den Anblick derselben erträgt. Sein Haar ist lang und weiß, sein Bart ebenfalls; beide flattern wie vom Winde zurückgeweht, und stechen seltsam ab von der dunkeln Hautfarbe und dem flammenden Auge des Israeliten. Es ist ein köstliches Bild, das vor allen ein Jude besitzen sollte. — Eter ist ein sehr geistreicher Künstler, der aber im Leben fast nur Unglück gehabt hat. England will ihm gar nicht gefallen. Es machte schon den widerlichsten Eindruck auf ihn, als er auf der Reise hierher die kleinen Kinder in den Dörfern so demüthig vor jedem Monsieur knieen und ihm jede Pforte zu öffnen bemüht sah, und in London vollends brachte ihn die Demuth der Künstler zur Verzweiflung, die mit der Miene eines Schuhputzers vor die Herrn Engländer hintreten, gerade als wären sie als Menschen und Künstler unwürdig, einem Gentleman gerade in's Gesicht zu sehen. Eter begreift noch nicht, daß die Schuld nur halb auf der Seite der Künstler ist. Der Engländer betrachtet den, der für ihn arbeitet, als seinen Untergebenen und behandelt ihn so. Bei den Amerikanern stellt sich das ja noch schroffer heraus. Arme Kunst! Du mußt hier Sklavendienste thun, es hilft nichts. — Neulich kam eine kleine Kaufmannsfrau zu mir mit einem Briefe. „Sehen Sie!" rief sie, „diese Unverschämtheit! Herr Sal... will ein Concert für Arme geben und bittet mich Billette zu nehmen. Das hätt' ich auch gethan, aber welche Idee! Er schreibt »Dear Madam! Was ist er denn, daß er sich so etwas herausnehmen kann?" — „Mehr als du jedenfalls," dachte ich, über diese sonderbare Beleidigung in mich hineinlächelnd, die ich übrigens allen deutschen Künstlern als warnendes Beispiel hersetze.

Der April war in London kalt und unfreundlich, Hagel und Schnee machten der Sonne in gewaltigen Schauern das Terrain streitig, und die keimenden Blüthen und Blätter zogen sich traurig zurück vor dem unfreundlichen Elemente. Nur zwei Tage waren bis jezt warm genug, um der künstlichen Wärme entbehren zu können, die beim grau umwölkten Himmel wenigstens den tröstenden Schein des Comforts in das halbdunkle Gemach wirft. Das Osterfest fiel in diese Zeit. Der Adel brachte es wie immer auf seinen Landsitzen zu, die Juden in London, wo sie sich geduldig zehn Tage lang von ungesäuertem Brod nährten.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 120. Sonnabend den 19. Mai 1849.

My heart hath one poor string to stay it by,
Which holds but till thy news be uttered;
And then all this thou seest, is but a clod,
And module of confounded royalty.

Shakespeare.

König Konrads Tod.

Scenen aus einem dramatischen Gedicht: „Heinrich der Vogler."

Von Emanuel Geibel.

Die königliche Pfalz zu Weilburg.

König Konrad tritt auf, geführt von seiner Gemahlin Kunigunde und dem Erzbischof Hatto.

Kunigunde.

Hier laß dich nieder, mein Gemahl und Herr.
Die stete Unrast, die bei Tag und Nacht
Dich durch der Burg Gemächer wandeln heißt,
Erschwert die Heilung und verstärkt das Uebel.
Zwei Nächte schon entbehrtest du des Schlafs.
Drum laß dich nieder, Ruhe thut dir Noth.

Konrad.

Wohl, rückt den Sessel mir an's Fenster dort!
Doch löscht das Feuer aus. Mich fror vorhin,
Nun aber wühlet Glut durch mein Gebein,
Als trüg' ich in den Röhren flüssig Erz,
Und meine Wunde brennt wie Höllenqual.
Löscht aus, löscht aus! Mir däucht, vernehm' ich nur
Der Herdeslohe prasselnd Wehn nicht mehr,
So wird mir besser werden. — Erzbischof,
Was ist für Nachricht da vom Herzog Arnulf?

Kunigunde.

O denke jetzt nicht des Unseligen,
Den ich, weh mir! als Sohn dir zugebracht
Wie eine Viper an den eignen Herd.

Konrad.

Mahnt mich der Wunde Pein nicht stets an ihn?
Und könnt' ich ihn aus meines Sinnes Buch
Weglöschen, ist er damit ausgetilgt? —
Wie steht's mit ihm? sag an!

Hatto.

Du weißt, o Herr,
Vom Feld bei Forchheim, wo dein theures Blut
Den Sieg uns kaufte, floh er durch die Nacht
In schlechten Kleidern bis zum Donaustrand.
Wir setzten nach, doch er verzweiflungsvoll
Und deinen Zorn mehr scheuend als die Flut,
Sprang in den Strom, und schwimmend wie ein Hirsch
Entkam er uns; statt seiner fingen wir
Die schöne Judith, seine Buhle, nur.
Heut aber ward mir Botschaft, daß auf's neu
Sein wilder Geist auf Trotz und Schlachten denkt.
An seines Gaus Ostmarken lodern wieder
Des Aufgebotes düstre Flammensäulen
Von Berg zu Berg, die wald'gen Schluchten jauchzen
Schon tausendstimmigen Feldruf ihn zurück;
Ja zu den Ungarn selbst, dem Feind des Reichs,
Entsandt' er Boten, die —

Konrad.

Genug, genug!
Zuviel der Last schon für ein brechend Herz! —
So war denn unser ganzer Siegeszug
Nur eine Schrift in Wasser! Jedem Haupt,
Das ich dem Drachen abgehau'n des Aufruhrs,
Wächst zwiefach grausenvoll ein frisches nach! —
Arnulf in Waffen! Heinrich ungebeugt!
Und diese Rechte, die sie zügeln sollte,
Von Schmerzen morsch, vermag es nicht zu hindern,
Daß, einer schlechtgebundnen Garbe gleich,
Dieß deutsche Reich in seine Theile fällt!

Kunigunde.

Des Fiebers Hitze malt die Dinge dir
Entsetzensvoller als sie wirklich sind.
O schone dich, denn du bist wahrlich krank.

Konrad.

Ja, krank am Leibe, kränker an der Seele.
Ich will dir etwas sagen, Kunigunde:
Mein schwerstes Siechthum ist das Königthum.
O greife keiner nach der Herrschaft Purpur,
Der nicht zuvor wie ein verbrauchtes Kleid
Der Menschlichkeit Bedürfniß abgestreift.
Die höchste Vollmacht sey sich selbst genug,
So wie der Krone Cirkel rund sich schließt.
Des Reiches Lenker wollt' ich seyn, und doch
Bei guter Zeit des Sonnenscheins mich freu'n,
Zu richten kam ich, und beredte Neigung
Und Zorn und Laune färbten meinen Spruch. —
Den ganzen Ehrgeiz hatt' ich eines Königs,
Und nicht die ganze Kraft — das war mein Unglück,
Das meine Schuld, und schrecklich büß' ich sie.

Hatto.

Mein theurer Herr, du klagst zu hart dich an.

Konrad.

Zu hart nicht, doch zu spät. Nun sitz' ich hier,
Den dumpfen Psalter singend meines Wahns. —
Nein, spart den Trost — ihr redet in die Luft;
In meiner Seele trag' ich mein Gericht,
Ich bin gewogen und zu leicht erfunden.

Graf Siegfried (tritt auf).

Siegfried.

Ist hier der König?

Hatto.

Ja, allein dafern
Du andres uns als gute Zeitung bringst,
So spar es auf. Du triffst ein Siechbett hier;
Der König leidet schwer an seinen Wunden.

Siegfried.

Zehnfach verflucht die Hand, die sie ihm schlug!
Denn nie bedurft' er seiner Kraft so sehr.

Konrad.

Was gibt's, Graf Siegfried?

Hatto.

Herr, laß mich ihn hören;
In beßrer Stunde geb' ich dir Bericht.

Konrad.

Nein, nein, ein Unheil steht auf seiner Stirn;
Ich will den Becher bis zur Hefe schlürfen.
Was ist's?

Siegfried.

Du willst es selbst, doch lernt' ich nie
Verhaßtes Ding mit gutem Namen taufen.
Die Ungarn sind in's Reich gefallen, Herr;
In ungezählten Schwärmen, beutelüstern,
Wie grimme Wölfe, die der Hunger treibt,
So wälzen sie verwüstend sich heran.
Das ist kein Krieg, wie er das Herz erfrischt,
Von Männern gegen Männer, Schwert an Schwert,
Nein, Weiber, Kinder, Greise würgen sie.
An ihren Sattelgurten klebt das Blut,
Aus tausendfachem Greul emporgespritzt,
Und gräßlich zeigt ein breiter Feuerstreif
Am Firmament die Straße, die sie ziehn.

Kunigunde.

Und war kein Damm, den grausen Strom zu hemmen?

Siegfried.

Der tapfre Odo warf mit kleiner Schaar
Den Heiden sich entgegen, doch umsonst;
So wie ein edles Roß, zu Tod gestochen
Von hunderttausend Bienen, sank er hin.
Der Baierherzog aber, dessen Gau
Sie klug verschonten, ließ sie friedlich ziehn,
Ich fürcht', er spielt ein ehrvergessnes Spiel.

Kunigunde.

Weh mir, mein Sohn!

Konrad.

Ja, rufe Weh zum Himmel,
Zerreiß dein Kleid um den mißrathnen Sohn!
Ich hab' an meinem eignen Gram genug.
Der Erbfeind bricht herein mit Raub und Mord,
Das Land gehüllt in Qualm und Blut schreit auf
Nach Rach' und Rettung, und ich liege hier
Wie 'ne zerborstne Glocke, die nichts hat
Als dumpfen Klagelaut, wenn man sie schlägt.
Schlagt an, schlagt an! und heiser will ich stöhnen,
Wenn Seufzer helfen wider solche Noth!
Das ist das Heer, das einzig treu mir blieb.
Wo sind nun deine Schimmer, Majestät?
Wo, heilig Salböl, ist nun deine Kraft?
Ja, König bin ich, doch im Reich des Jammers,
Mein Schatz sind Thränen, und nicht die einmal,
Das Fieber sengt sie mir vom Auge fort.
Ich will verkünden: künftig soll man Herrscher
Mit Dornen krönen, und beim Feiermahl
Im güldnen Becher ihnen Galle reichen,
Zum ächten Vorschmack deß, was ihrer harrt;
Denn all ihr Amt ist eitel Bitterkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Petersburger Umgegend.

(s. Nr. 111—114.)

Kronstadt.

Vom prachtvollen englischen Kai, dicht am Isaaksplatze, mit Peter des Ersten Standbild auf dem zerbrochenen Felsen, fahren die Dampfboote in der guten Jahreszeit um neun Uhr Vormittags und Nachmittags vier Uhr nach Kronstadt. Wie überhaupt alles Straßenleben in Petersburg viel leiser und scheuer dahinschlüpft, als wir es in andern großen Städten gewohnt sind, so herrscht auch hier bei den Dampfschiffen eine von unzähligen Polizeisoldaten überwachte Ruhe und Ordnung, welche uns kaum daran glauben läßt, daß ein wirklich reger Verkehr stattfindet. Indessen ist das Fahrzeug immer reichlich besezt. Der Zug der vornehmen Russen nach dem Ausland geht ja vorzugsweise über Kronstadt, und denselben hatten selbst die erschwerendsten Ukase, die härtesten Steuern bis zum Jahre 1848 nur wenig zu verringern vermocht. Aber auch auf dem Dampfer selbst, wo man unter nichtrussischen Verhältnissen an rasche Gesprächsanknüpfungen gewohnt ist, herrscht dieselbe Abgeschlossenheit, dasselbe Schweigen, wie hier an allen öffentlichen Orten. Auch fehlt natürlich niemals militärische Begleitung, ob aus Zufall oder Absicht, weiß ich nicht zu sagen. Genug daß man sich dadurch gedrückt fühlt, weil man nie bestimmt weiß, wie viel polizeiliche Aufsicht unter dem doppelfarbigen Tuch verborgen ist. Man hat also Muße genug, sich die Ausfahrt aus der Stadt genau zu betrachten, und die Newaufer sind in der That schön und großartig. Sie sind indessen schon so oft beschrieben worden, daß wohl die flüchtigsten Andeutungen genügen. Zur Linken der Senatspalast, die Offiziersschule, die ganze Reihe der Aristokratenhäuser des englischen Kais, dann die kolossalen Pfeiler zur dereinstigen steinernen Newabrücke, hierauf die Beardschen Fabrikgebäude mit ihrem eigenen Dock, zulezt der neue Galeerenhafen. Zur Rechten begrenzt Wassili-Ostrow, der vorwiegend deutsche Stadttheil, den Fluß. Zunächst an der Isaaksbrücke ruht das Auge auf den herrlichen Verhältnissen des Akademiegebäudes; daneben die große Kadettenschule, darauf etwas weniger elegante Privathäuser, endlich aber die prächtige Bergakademie, und als Schluß die Zinnen eines großfürstlichen Lustschlosses. Dicht vor der Stadt weitet sich die schon sehr breite Newa in einen eigentlichen Golf aus.

Es dauert gar nicht lang, bis Kronstadt, oder vielmehr die Insel Kotlin, als graulicher Punkt in der Ferne aufsteigt. Gewöhnlich hat man eine falsche Vorstellung von Kronstadt; man indentifizirt Stadt und Insel, denkt sich leztere höchstens als einen schmalen Landsaum um eine eng zusammengedrängte Häusermasse. Die Stadt ist aber keineswegs zusammengedrängt, noch weniger die Insel so unbedeutend. Ihr Grundriß läßt sich der Gestalt eines Papierdrachen vergleichen, wie denn überhaupt diese Form im Newaarchipel, wie in andern großen Flußmündungen, die gewöhnliche der Inseln ist. Die größte Länge Kotlins beträgt acht Werste, die größte Breite dagegen allerdings kaum anderthalb Werste. Die Stadt beginnt am östlichen Ufer und zieht sich bis zum westlichen Rande herüber. Jener östliche Rand ist auch der höchste des Landes (acht Faden über der Meeresfläche) und fällt nach dem wohl erst viel später angeschwemmten westlichen Ufer so bedeutend ab, daß die dem finnischen Meer zugewendete schmale Spitze der Insel, worauf der Leuchtthurm steht, fast immer überfluthet und nur auf einem künstlichen Steinriff halbwegs trockenen Fußes zu erreichen ist. Allgemein bekannt ist ferner, daß das Fahrwasser rings um den ganzen Platz äußerst schmal, überall ziemlich seicht (an der Südseite vier bis fünf Klafter, an der Nordseite nur etwa zwei Klafter), durch wechselnde Sandbänke noch unsicherer und an der Nordseite durch Versenkung von Felsstücken, deren nicht wenige bei klarem Wetter sich selbst über die Meeresfläche erheben, vollkommen unwegsam für größere Fahrzeuge gemacht ist.

Selbst von Petersburg aus kann man nicht unmittelbar an der Insel landen. Eine fast einen Werst lange Pfahlbrücke ist hier herausgebaut und trägt auf ihrer Mitte das unentbehrliche Zollhaus. Auch bemerkt man, von dieser Seite anlangend, nur wenig von den Befestigungen. Die Stadt liegt halb versteckt und niedrig hinter den dicht an das Ufer reichenden Mauern, während mehr zu Rechten das ungeheure Marinehospital allein an die große militärische Bedeutung des Platzes erinnert. Man betritt zwar die Stadt selbst durch ein von starker Wache beseztes Festungsthor (Petersburger Pforte), welchem an der westlichen Stadtseite die Citadell- und Kronstädter Pforte entsprechen, aber der freie weite Platz hinter dem Thore, die schnurgeraden, breiten, mit niedrigen Häusern beſezten Straßen, in welche wir blicken, verscheuchen wieder jeden Gedanken an eine strategische Bestimmung des Orts.

Die Stadt Kronstadt ist im höchsten Grade uninteressant. Besonders unterscheidet sich der östliche, höhere Theil (Admiralitätstheil), den man von Petersburg her zuerst betritt, kaum von den andern Landstädten in der Petersburger Umgegend. Das einzige Auffallende ist vielleicht die Unzahl der Kneipen und Gasthäuser. Auch das Straßenleben ist fast null, und die Bevölkerung findet auch nur außerhalb

der Stadt, an der Südseite der Insel, einen Tummelplatz, wo sich unter dem Schutze des ältesten der hiesigen Festungswerke, Kronschloß, der große Hafen befindet, dessen westlicher Theil den Mittel- und Kauffartheihafen umfaßt, während die größere östliche Hälfte, als Hauptstation der baltischen Flotte, den Kriegshafen bildet. Der hier zunächst angrenzende niedere, westliche Stadttheil (Commandantentheil) enthält denn auch die wichtigsten Krongebäude, nebst allem Zubehör einer so wichtigen Seefeste.

Der Rest des Landes ist furchtbar unwirthlich: häßlich sumpfiges Land neben Sandflächen und dürren Viehweiden, oder mühsam aus dem Schlamm emporgearbeiteten Gemüsegärten. Hie und da langweilt sich ein einsames sogenanntes Landhaus zwischen einigen Bäumen, dort liegen die gut bevölkerten Kirchhöfe, drüben heben sich die Erdwände einer Artillerieschießstätte, hier kommen wir an den langen Bahnen einer Tauspinnerei vorüber, und jenseits erblicken wir mitten im Freien ein Paar niedrige Schlachthäuser — Alles höchst nützlich und nöthig, aber auch Alles von Aussehen ganz abscheulich. Wie kann's auch besser seyn? Treiben doch die Weststürme das empörte Meer so häufig weit hinein auf diesen immer schmaler auslaufenden Inselstrich. Man mag's den Kronstädtern gar nicht glauben, wenn sie uns versichern, da draußen sey doch der angenehmste Sommergarten der Stadt, zumal man noch drei Werste der Sumpföde durchfahren muß, ehe man ihn erreicht. Der Garten ist aber allerdings vorhanden und, obgleich unmittelbar auf dem Dünensand angelegt, durch russische Gartenkunst ein ganz lieblicher Aufenthalt; es fehlt nur an Bäumen und an Schatten.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

(Schluß.)

Auswanderung. — Uebersetzungsliteratur.

Sir Moses Montefiore ist im Begriff wieder nach Jerusalem zu reisen, wo es seinen Glaubensbrüdern sehr schlecht ergeht, und das „auserwählte Volk Gottes" darf doch im verheißenen Lande nicht Hunger leiden! Es wünscht dort auf communistische Weise zu leben; es möchte sich von seinen betriebsamen europäischen Brüdern erhalten lassen, möchte in der Burg Zion für einen neuen Messias beten und dabei die Hände in behaglichem far niente in den Schooß legen. Arbeitet und betet! Die Zeit bedarf überall dieser Mahnung, und die Prediger des Genusses, sie sind die Verderber. Es ist in der That eine ernste Zeit. Ueberall gewahrt man Uebersiedler aus der alten in die neue Welt; es ist eine Unruhe in den Leuten, eine Unzufriedenheit mit dem Bestehenden, die Unzählige hinaustreibt in eine fremde Welt, um das zu suchen, was sie hier viel leichter und besser besaßen — Luft und Leben. Jezt eben ist ein Amerikaner, Coltman, hier angekommen, um eine Auswanderung im Großen zu leiten, bei der fünf Personen zusammen kostenfrei übergeschifft werden und dort ein Stück Land und ein Haus erhalten, wofür sie hundert Pfund Sterling zahlen. Diese Summe ist sehr gering. Es wäre eine Wohlthat, wenn die vielen hier lebenden deutschen Maler, Aerzte und sogenannten Literaten, die alle unbeschäftigt sind und deßhalb sowohl moralisch als physisch leiden, sich zur Auswanderung entschlössen. Und nun gar die Unzahl deutscher Mädchen! Sonderbare Idee, daß die Engländer das an ihnen schätzen sollen, was man in der Heimath verachtete, ihre Unwissenheit. Sie müssen sich jezt hier einem Examen unterwerfen im neu errichteten Institut, Queens College genannt, wo denn Doktor Bernays, der Lehrer an demselben ist, zu seinem Leidwesen findet, daß unter zwanzig jungen Frauenzimmern kaum Eine ihre Sprache grammatikalisch versteht. Darum mögen sie in Zukunft doch ja nicht nach England kommen, bevor sie deutsch schreiben gelernt haben. Auch mag sich der süddeutsche Accent in Acht nehmen, der fürder nicht mehr so glücklich durchschlüpfen wird wie bisher. Und im besten Fall betten sich diese Mädchen eben auch nicht auf Rosen. Da sizt die kleine, stille, bleiche Fräulein Otté und übersezt acht Stunden lang täglich; sie hat den Kosmos beendet, und ihr Verleger, der mit ihrer Arbeit sehr zufrieden ist, Henry Bohn, gibt ihr drei Pfund Sterling für dreißig Seiten. Hat sie Wohnung und Nahrung berichtigt, so bleibt ihr eben genug für ihre andern Bedürfnisse; es ist ein Leben der Arbeit und Entbehrung. Bohn aber sieht recht wohl und behaglich dabei aus; ihm scheint es ganz gut zu bekommen, daß seine Uebersetzer ein mäßiges, arbeitsames Leben führen. Uebrigens aber ist es mit dem Uebersetzen jezt ziemlich vorbei. Kein Verleger, der anständig honorirt, wie z. B. Murray, will ferner etwas damit zu thun haben; denn der Nachdruck ist gleich zur Hand, ihnen den Markt zu verderben, und es ist ihnen unmöglich sich gegen denselben zu sichern. Und erscheint in England keine »rival translation,« so kommen die Amerikaner damit. Sogar Macaulays »History of England« ist sogleich in einem Nachdruck erschienen, der für zwei Schillinge hier zu haben ist, und da man in Amerika auf einen Absatz von zehntausend Exemplaren rechnet, so ist Murray dadurch sehr verkürzt. — Auerbachs „Wiener Tagebuch" ist jezt in den Händen von John Edward Tayler, der aber aus Neigung übersezt und daher sich leichter mit einem Verleger einigen kann. Rellstabs „1812" ist eben von Bentley angezeigt worden. — Die Kenntniß unserer deutschen Literatur ist hier noch immer sehr mangelhaft, und allein dem Zufall verdankt es ein lebender Autor, wenn er hier genannt und gelesen wird. Da findet man z. B. in einer Leihbibliothek „Lydia" von Louise Aston und die „Novalisten" von Sternberg, aber von Fanny Lewald und Bettina weiß man nichts. In einer andern wurde „Ilius Pamphilius" mit großer Mühe aufgefunden. Lewis hat eine Uebersicht unserer deutschen Philosophie geliefert und dadurch wenigstens die Namen unserer Philosophen in das Publikum gebracht, aber bei Hegel ist er stehen geblieben, und die Werke seiner Nachfolger findet man nicht einmal auf dem Lager der deutschen Buchhändler. Da sieht man, was es mit der angeblichen Verbreitung der deutschen Literatur in England auf sich hat.

Beilage: Literaturblatt Nr. 56.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 121. Montag den 21. Mai 1849.

Executées en choeur les chants russes prennent un caractère grave, et produisent des effets d'harmonie surprenants. La manière dont les différentes parties sont placées, la succession inattendue des accords, le dessin de la composition, les entrées de voix: tout cela est touchant et n'est jamais commun.

Custine.

Aus der Petersburger Umgegend.

(Fortsetzung.)

Das Interessanteste sind dort die russischen Nationallieder, die mitunter Abends vom Sängerchor der Preobradschenski'schen Garde vorgetragen werden. Sie bestehen meist aus Strophe und Gegenstrophe. Die von einer einzelnen Stimme gesungene Strophe endet gewöhnlich mit einem aufsteigend ausgehaltenen Ton, welchen der Chor, die Gegenstrophe beginnend, aufnimmt. Auch der Schlußton des Chors wird wieder von einzelnen Stimmen im Falsett ausgehalten, um von der Strophe des Solos aufgenommen zu werden. Cymbeln, Tamburin und Becken fallen dann von Zeit zu Zeit in diesen sonderbaren Gesang ein und erzeugen so allerdings eine Musik, die ein europäisches Ohr fremdartig genug berührt. Indessen mag das Wehmüthige, das man gewöhnlich als charakteristisches Merkmal der russischen Nationalgesänge bezeichnet, doch bei weitem mehr durch die große Monotonie, als durch die Molltonart erzeugt werden. Dieß läßt sich nun freilich weniger aus diesen, mit großer Kunstfertigkeit und sicher mit einiger Künstelei vorgetragenen Liedern abnehmen, als da, wo man die Nationallieder ohne Rücksicht auf Zuhörer wirklich aus dem Munde des Volks vernimmt. Beruhte die Melancholie des russischen Nationalgesangs wirklich auf den Mollakkorden, in denen sie sich wiegen, so könnte der höchst verschiedene und noch weit rohere finnische Nationalgesang nicht ganz denselben Eindruck, und zwar in noch höherem Grade hervorbringen. Aber mit den drei bis höchstens sechs Tönen einer Octave, welche die Melodie zusammensetzen, macht er geradezu die Wirkung, als sey dem Sänger das größte Unglück geschehen, wenn er auch die lustigsten Dinge singt.

Am originellsten erschien uns die von Pantomimen begleitete Brisjetka, deren Wortinhalt zu ergründen indessen trotz mannigfacher Nachfragen unmöglich war. Die auf einer Erhöhung befindlichen Chorsänger setzen sich, einer des andern Leib mit den Beinen umspannend, die Arme verschränkt, in zwei Reihen neben einander nieder und schwenken den Körper nach dem Takt eines Chorgesanges gleichförmig hin und her; dieß bedeutet eine Bootfahrt. Zwischen beiden Reihen bleibt ein Einzelner stehen, der den Bootsmann spielt. Halb singend, halb sprechend deklamirt er nach dem Schluß des Chorgesangs eine Ballade, deren Verse vom Chor beantwortet werden. Plötzlich wird dieses Spiel durch einen herbeilaufenden Mann unterbrochen, den der Bootsmann nach dem Grund seines Kommens zu fragen scheint. Die Antwort schreckt alle Sitzenden gleichzeitig auf, Cymbel und Tamburin machen den entsetzlichsten Lärm zu ihren drohenden Worten und Geberden. Auf das Ruhegebot des Bootsmanns setzen sich sämmtliche Leute wieder nieder und beginnen wieder das frühere Schaukeln nebst Chorgesang. Unterdessen wechseln die Gesänge des Bootsmanns und des Ankömmlings mit den Chorstrophen ab, bis plötzlich letzterer zwei ausgestopfte Haushähne hervorlangt und, diese auf den Händen haltend, die wundersamsten Sprünge ausführt. Der Bootsmann tanzt dem Singenden singend entgegen, einer nach dem andern aus dem Chor folgt dem Beispiel, Becken, Cymbel und Tamburin werden immer lauter; endlich wogt, tanzt,

singt, springt und klingt Alles bacchantisch durcheinander. Ein Ruf des Bootsmannes schafft mitunter augenblickliche Ruhe, der Hahnenträger macht die schwierigsten Groteskpas mit unbeschreiblicher Fertigkeit, ein stürmischer Chor und ein heilloser Spektakel der Instrumente folgen. Dann schweigt plötzlich Alles, steht Alles wie eingemauert, und die Brisjetka ist zu Ende.

Es war an einem prachtvollen Mondscheinabend, als wir dieses Schauspiel auf Kotlin zum leztenmal genoßen. Beinahe spuckhaft verfolgte uns das Bild der gleich Wahnsinnigen tanzenden schwarzgrauen Gestalten in den langen Kapotröcken auf der Estrade, die sich so dicht am Strande befand, daß man schon in geringer Entfernung meinen konnte, die Gestalten heben sich aus den Meereswellen und sinken in diese zurück. Dann flog die leichte Droschke durch die Inselöde zurück in die jezt todtenstille Stadt, durch welche nur von Viertelstunde zu Viertelstunde der wehklagende Ruf der Wachposten tönte.

Am andern Tage war Krönungsfest. Langsam aufeinanderfolgend dröhnten die Kanonenschüsse über die Insel hin und dazu lachte die heiterste Sonne aus einem so blauen Himmel nieder, als läge Kronstadt im adriatischen Meerbusen. Rasch eilten wir an aller Pracht und Großartigkeit der Marinegebäude und dem etwas schulmeisterlich aussehenden Standbilde Peters des Großen am innern Hafenplatze vorüber, hinab in eine Schaluppe. In raschem Takte ruderten zwölf Marinesoldaten das kleine Fahrzeug aus dem innern, dicht mit Kanonen besezten Bassin. Da öffnet sich der große Hafen. Linkshin liegen unzählige Kauffahrer, groß und klein, alle im besten Sonntagsschmucke, behängt mit unzähligen Wimpeln und Flaggen, und außerhalb ihres Ankerplatzes heben sich unmittelbar aus den Wogen Kronslot, Katharinenfort und noch mehrere viereckigte Thürme. In vier Stockwerken übereinander lugen aus ihrem dunkeln Gestein wirklich unzählige Geschützmündungen. Auf der Plattform erscheinen von Zeit zu Zeit die blinkenden Bajonette der Wachen. Aber schon ist das Boot rechtshin nach dem Ankerplatze der Kriegsschiffe geflogen. Da flaggts und wimpelts über den schwarzen Schiffskörpern an Masten, Tauen, Raaen, Laufseilen, und wie sonst die einzelnen Theile des Takelwerks heißen, daß man nicht die furchtbarsten Werkzeuge des Kriegs, sondern nur heiter geschmückte Gondeln in gigantischen Verhältnissen vor sich zu sehen meint. Selbst als das Boot flüchtig und leicht beweglich zwischen den kolossalen Leibern, oft fast bedeckt von ihnen, umherschlüpfte, überall angerufen, überall mit rascher Gegenparole vorbeischießend — selbst da meinte man lauter eben fertig gewordene Modelle zu erblicken, so rein, so sauber, so glänzend ist Alles an dieser Kronstädter Abtheilung der russischen Ostseeflotte.

Ueberhaupt nehmen sich Kriegsschiffe neben Kauffahrern immer viel eleganter und großartiger aus. Ihr schlankerer Leib läßt ihre Größe bedeutender, ihr höherer Bord ihre Kielform kühner geschwungen erscheinen. Alles polirbare Metall daran ist so blank wie die Knöpfe und Epauletten des jüngsten Lieutenants im Heere. Und hat man sich an der schwanken Strickleiter hinaufgeschwungen auf's Verdeck, so erscheint die bisher oft bewunderte Ordnung am Bord der Kauffarteischiffe wie eitel Liederlichkeit und Schmutz neben solcher Sauberkeit. Die Engländer haben zwar in ihren Beurtheilungen der russischen Kriegsmarine mancherlei an deren innern Einrichtung auszusetzen, und sie bezeichnen es besonders als schweren Fehler, daß die Seesoldaten acht Monate im Jahre im Landmilitärdienst geübt werden, so daß keine wirkliche Fertigkeit und Gewohnheit des Seedienstes bei ihnen zu finden sey. Indessen gestehen auch sie zu, daß die äußere Ordnung auf den Kriegsschiffen der auf den englischen ganz gleich komme.

(Fortsetzung folgt.)

König Konrads Tod.

(Fortsetzung.)

Kunigunde.

O mein Gemahl, welch unglücksel'ger Tag!

Siegfried.

Ermannt Euch, Herr. Die Noth will rasche That.
Dafern das Uebel so viel Rast euch gönnt,
Sagt mir mit kurzem Wort: was soll geschehn?
Wo nicht, ertheilt dem Erzbischof die Vollmacht.

Hatto.

Entlaßt uns, daß wir uns berathen, Herr.

Konrad.

Geht, geht und rathet, wenn ihr Rath noch wißt!
Mein Sinn ist dunkel wie erloschne Kohlen,
Und wirr im Haupte taumeln die Gedanken
Mir durcheinander ohne Pfad und Ziel.
Laßt mich allein; vielleicht daß ich mich finde,
Denn ich verlor mich selbst in diesem Sturm.

(Erzbischof und Siegfried ab.)

Kunigunde.

Mein theurer Herr, o sprich, wie du dich fühlst, —
Um Gott, dein Angesicht verwandelt sich —
Du bist sehr bleich —

Konrad.

Dieß wird mein Ende seyn.

Doch geh jezt —

Kunigunde.

Laß mich um dich bleiben, Konrad.

Dich so allein zu wissen ängstigt mich.

Konrad.

Geh zur Kapelle, sag' ich, wirf dich nieder
Am Hochaltar, und fleh zu Gott empor,
Daß er mich nicht in Irrsinn und in Schmach
Hinfahren lasse, jeder Würde bloß.
All meine Sehnsucht ist ein guter Tod.
So du mich lieb hast, thu' wie ich gesagt.

(Kunigunde entfernt sich langsam.)

Konrad.

Mein Gott, mein Gott! du suchest schwer mich heim.
Die Wasserwogen brausen wild und geh'n
Hoch über meine Seele — ich erliege.
Zeig' einen Fels mir oder reiche mir
Die starke Rechte, wie dem Petrus einst,
Da er schon sank, denn meine Kraft ist hin.
Ich weiß es, meine Schuld ist roth wie Blut;
Allein dein Name heißt Barmherzigkeit.
Du hörtest Davids Schrei'n, da er gesündigt,
O erhör' auch mein's! Ich flehe nicht für mich
Um Rettung — dieser Leib gehört der Gruft —
Doch dieses armen Volks, das hirtenlos
Anheimfällt jeder räuberischen Wuth,
Doch dieses deutschen Reichs erbarme dich!

Schickst du ein Zeichen deinem Knecht? — Die Sonne,
Die trüb in Wolken hing den ganzen Tag,
Füllt plötzlich dieß Gemach mit lauterm Gold.
Nun wird mir leichter, mählig ebbt der Schmerz,
Mir ist's, als spürt' ich in der Strahlenflut
Das linde Athmen deiner Gegenwart.
Von meiner dumpfen Stirne löst sich's los
Gleichwie ein ehern Band, und ein Gedanke,
Der irr durch meines Fiebers Dämmrung schweifte,
Steht fest und leicht gewappnet vor mir da.
Ja deutlich les' ich deines Willens Schrift.
Das ist's! das ist's! — Hinweg denn Eigensucht,
Fort, schnöder Stolz, der noch dagegen bäumt!
Den Pfad erkenn' ich, da ich wandeln soll,
Und reißt er auch mit Dornen in mein Fleisch,
Er führt zum Heile. — Sey gepriesen, Herr!

(Erzbischof Hatto und Siegfried kommen.)

Hatto.

Kannst du uns hören?

Konrad.

Sprecht, ich bin gefaßt.

Was fandet ihr uns aus?

Siegfried.

Ich will in Eil

Zum Herzog Burkhardt, der zu Oetting sizt.
Sein Heerbann steht in Waffenrüstung noch,
Und nicht verweigern darf er ihn dem Reich.
Vereinigt werfen wir den Ungarn dann
Bald dort, bald hier, je nach der Gunst des Orts,
Die Schild' als einen Wall von Erz entgegen,
Und suchen sie durch kleinen Kampf zu hemmen,
Bis stärkre Kriegsmacht naht zu offner Schlacht.

Konrad.

Thut so, doch kostbar ist der Augenblick;
Drum fort! Mein Segen steigt mit dir zu Roß.

Siegfried.

Er schweb' ob unsern Bannern, Herr. Leb' wohl!

(Graf Siegfried ab.)

Konrad.

Du aber, Hatto, ruf den Bruder mir,
Den Eberhard, und alle Grafen Frankens,
Die hier in unsrer Pfalz versammelt sind.
Ich will zum leztenmal mit ihnen reden.

Hatto.

Sie stehn im Vorsaal schon. Die Sorg' um Euch
Und um des Reiches Nöthe trieb sie her.

(Er öffnet die Flügelthüren und winkt.)

Graf Eberhard, Kunigunde, die fränkischen Grafen treten ein.

Eberhard.

Du rufst uns, Konrad, vor dein Angesicht,
Dem immer sonst mit Freuden wir genaht.
Heut aber kommen wir mit schwerem Herzen,
Denn böse Zeitung summt in unserm Ohr,
Und Schlimm'res noch aus deinem Mund zu hören
Befürchten wir. Doch ruhig ist dein Blick,
Und deine Stirne glänzt in Heiterkeit.
O sag' uns, daß du dich genesen fühlst!

Konrad.

Genesen bald, doch anders als du denkst;
All meine Heiterkeit ist Abendroth. —
Ja, Freund, ich fühl's, die Pfeiler dieses Bau's
Sind morsch und neigen sich zu ihrem Sturz.
Drum will ich, weil noch klarer Sinn mir blieb,
Mein Haus bestellen und ein ernstes Wort
Als lezte Gab' in eure Seele legen.
Gelobt mir, daß ihr's nicht verachten wollt.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Der Prophet. — Scribe's neues Drama.

Meyerbeers Oper hat nun über alle Schwierigkeiten gesiegt, und wird von Kennern und Nichtkennern als ein Meisterstück anerkannt; nur herrscht noch ein Zweifel darüber, ob der „Prophet" den beiden andern Stücken, welche er für die hiesige Oper gesezt hat, „Robert der Teufel" und „die Hugenotten," vorzuziehen sey, oder ihnen nachstehe. Merkwürdig ist, daß alle diese drei Opern auf dem Grunde religiöser Schwärmerei und kriegerischer Begeisterung ruhen. Meyerbeer scheint sich in der Verbindung des religiösen Musikstyls mit dem weltlichen zu gefallen, weil er sich die Kraft zutraut, mit dieser vor ihm nicht versuchten Combination gewaltige Effekte hervorzubringen. Der außerordentliche Beifall, der seinen beiden frühern Opern geworden, muß ihn aufgemuntert haben einen dritten ähnlichen Versuch zu wagen. Als Scribe den Text zu dieser Oper entwarf, das heißt vor etwa zehn Jahren, dachte er sicher nicht entfernt daran, ein politisches Stück zu schreiben, und noch weniger konnte er die Absicht haben, eine seitdem furchtbar gewordene politische Partei auf die Bühne zu bringen; aber der Zufall hat es sonderbar genug so gefügt, daß sein Text, gerade als die Oper zum erstenmal aufgeführt wurde, von Anspielungen auf gegenwärtige Zustände wimmelte. Die Wiedertäufer predigten den Communismus, und eben weil sie die Gütergemeinschaft einführen wollten, fanden ihre Lehren so leichten Eingang beim Volk, während Adel und Geistlichkeit, die keineswegs gesonnen waren ihre Güter mit dem Volke zu theilen, sogleich als entschiedene Gegner der neuen Sekte auftraten, welche übrigens ohne weiteres geistliche und weltliche Obrigkeiten bei Seite sezte und blindlings ihrem Propheten gehorchte. Proudhon, der Prophet des neuen Communismus, der sich vom alten dadurch unterscheidet, daß er ohne allen religiösen Zusatz eine rein weltliche, sogenannte sociale Angelegenheit ist, beklagt sich bereits in seinem Blatte über die neue Oper als über eine Verspottung des edeln socialistischen Systems, das sie noch immer zu verwirklichen hoffen, obgleich es jezt in der politischen Welt gar nicht darnach aussieht. Landeigenthümer und Besitzer von Kapitalien — beide Klassen sind bekanntlich sehr zahlreich in Frankreich — haben eben so wenig Lust, wie im sechzehnten Jahrhundert Adel und Geistlichkeit, den Nichtsbesitzenden ihre Güter abzutreten, und eben um dieses Unheil abzuwenden, vereinigen sie sich jezt, trotz ihrer verschiedenen Ansichten über Verfassung und Dynastie, hinsichtlich der künftigen Wahlen, um von den Socialisten nicht überflügelt zu werden, die, wenn sie die Macht in die Hände bekämen, keinen Augenblick anstehen würden, nach Art der Wiedertäufer zu verfahren, wie man kürzlich aus den schriftlichen Planen ersehen konnte, die bei einigen Verhafteten entdeckt worden sind. — Die Krönung Johanns von Leyden hat dem Tonsetzer Gelegenheit gegeben die ganze Macht der Musik zu entwickeln. Es gibt wohl wenige musikalische Scenen von imposanterem Effekt. Man denke sich eine Schaar sogenannter Saxhörner und anderer Blasinstrumente, einen mächtigen Chor von Männern, Weibern und Kindern, dann eine von vier Händen gespielte Orgel, und alles dieses in einem Opernsaale, der zwar geräumig, aber doch kein Dom ist. Die Oper dauert noch immer bis nach Mitternacht; wer nicht ein enthusiastischer Liebhaber der Musik ist, findet dieß ein wenig lang. Indessen ist für Augenweide auf's verschwenderischste gesorgt. Das Stück ist mit einer noch nicht gesehenen Pracht in Scene gesezt. Namentlich ist der Aufgang der Sonne mit überraschender Kunst dargestellt; wie es scheint hat man hiebei die neuen Entdeckungen im Fache des elektrischen Lichts benüzt. Prachtvoll ist auch die perspektivische Ansicht des Doms zu Münster. Was aber die Pariser am meisten überrascht hat, das ist die Ansicht des winterlichen Lagers der Wiedertäufer vor der Stadt Münster, wo sie freilich niemals ein Lager gehabt haben, denn sie waren nicht Belagerer, sondern wurden von den bischöflichen und fürstlichen Truppen belagert. — Seitdem der Prophet aufgeführt wird, hat die Oper wieder Einnahmen, wie seit Jahren nicht mehr. Man spricht von zehntausend Francs für den Abend. Auch erzählen die Tageblätter allerlei kurzweilige Geschichten von starken Summen, welche von eifrigen Musikliebhabern für ein Eintrittsbillet bei der ersten Vorstellung bezahlt, und von allerlei Listen, welche von ihnen gebraucht worden seyn sollen, um nicht um diese erste Vorstellung zu kommen. Meyerbeer hat bekanntlich das Commandeurkreuz der Ehrenlegion erhalten; sein Antheil am Ertrag der Oper muß sehr ansehnlich ausfallen; ferner wird der Verlag der Musik ein sehr bedeutendes Honorar abwerfen. Oper und Tonsetzer stehen sich mithin gleich gut bei der Aufführung des jahrelang erwarteten Werks, und wenn der Prophet zweihundert Vorstellungen erlebt wie Robert der Teufel, so werden beide für die lange Zögerung hinlänglich entschädigt. — Zur selben Zeit, als der Prophet erschien, feierte Scribe, der Unerschöpfliche, einen andern Triumph im Théâtre français — dießmal freilich mit einem Gehülfen, E. Legouvé — und zwar mit einem großen Schauspiel, betitelt: „Adrienne Lecouvreur." Was diesem neuen Theaterstück besondern Reiz für's Publikum gab, war, daß Demoiselle Rachel darin die Hauptrolle spielte. Eine tragische Künstlerin des Théâtre français pflegt sich streng an ihr Fach zu halten, besonders wenn sie die erste in diesem Fache ist. Bisher war auch die Rachel nie anders aufgetreten als in feierlichem antikem Kostüm, um Racines, Corneilles oder Voltaires Alexandriner zu deklamiren. Wenn sie sich kürzlich als Catulls Lesbia in einem kleinen Lustspiele versuchte, so konnte dieß als bloße Laune gelten, um sich einmal in einem andern Schmucke zu zeigen. Dießmal aber handelte es sich von einer großen Rolle in einem prosaischen Schauspiel, das weder in Rom, noch im alten Griechenland, sondern im achtzehnten Jahrhundert in Frankreich spielt. Adrienne Lecouvreur war eine sehr beliebte Schauspielerin in Paris unter Ludwig XV., und sie galt für die Maitresse des deutschen Fürstenbastards und französischen Marschalls Moriz von Sachsen. Dieses Verhältniß ist von den Dichtern veredelt worden; sie lassen die Lecouvreur mit schwärmerischer Leidenschaft an Moriz hängen. Sie wird von einer hochgebornen Nebenbuhlerin, der Herzogin v. Bouillon, gehaßt, verfolgt und zulezt vergiftet.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 19.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 122. Dienstag den 22. Mai 1849.

Tapfer ist der Löwensieger,
Tapfer ist der Weltbezwinger,
Tapfrer wer sich selbst bezwang.
Herder.

König Konrads Tod.

(Fortsetzung.)

Eberhard.

Wir wollen's treu in Ehren halten. Sprich!

Konrad.

Bruder, dir lass' ich unser Herzogthum,
Das schöne Franken, das dich selbst gebar;
Regier' es treu und schütz es gut und stark,
Doch höre meine lezte Bitte nun:
Laß dir an Franken gnügen, greife nicht
Verwegen nach des Reiches Diadem.
Die Wucht der Krone drückt mich früh in's Grab;
Sie würd' auch dir die schwarzen Locken bald
Fortsengen von der Scheitel und dein Auge
In Gram erlöschen lassen vor der Zeit.
Darum versprich mir's, bändige dein Herz.

Eberhard.

Vergib mir, Bruder, doch dein Spruch ist hart.
Aufgeben soll ich meinen höchsten Anspruch,
Wie einen Jagdhund man, ein Roß verschenkt?
Wer nach der Krone nicht zu greifen wagt,
Verdient sie nicht; und ich, bei meinem Eid,
Ich habe Muth dazu und hab' ein Schwert.

Konrad.

Du bist ein Kriegsmann, doch ein König nicht.
Zur Fehde rasch, verbannst du die Geduld
Aus deinem Rath und schaffst dir selbst Gefahr.
Auch hat dein weiches Herz zu rauhe Kruste,
Als daß ein fremder Stamm, der dich nicht kennt,
In rascher Huld'gung dir begegnen könnte;
Und mehr als dieß: das Glück ist dir nicht hold.
Wenn du die Stufen selbst des Throns erstiegest,
Zusammenbrechen würd' er unter dir.

Eberhard.

Es ist kein andrer da aus unserm Blut.
Willst du mit eigner Hand von unsrem Hause
Das Sinnbild reißen aller Majestät?

Konrad.

Kennst du in diesem Augenblick der Noth
Nichts Größ'res, Eberhard, als unser Haus?
Nein, greif' hinab in deines Busens Schacht,
Und forsche nach dem innersten Gefühl,
Das dort, ein unverfälschter Brunnen, quillt!
Das gilt nicht bloß dem Stolz des Frankenstamms,
Das gilt dem Vaterland, das gilt der Ehre,
Das gilt dem heil'gen Namen deutschen Volks.
Doch schau, um diese Dinge steht's nicht gut,
Denn unser Deutschland, auserwählt vor allen,
Das Herz der Welt, der Länder Preis zu seyn,
Es liegt wie ein verlechzend Wild im Staub,
Und seine bangen Seufzer schrei'n zu Gott
Um einen Retter auf, um einen König.
O welch ein Amt ist dieses Königs Amt!
Gefährdet ist das Reich, er soll es schützen,
In Trübsal weint es hin, er soll es trösten,
Zerfallen ist's, er soll es neu erbau'n.
Die frechen Räuber soll er wie ein Held
Zerschmettern, aber dann dem armen Volk
Den Blutschweiß trocknen von der heißen Stirn
Und Wein und Oel in seine Wunden gießen,
Wie der barmherz'ge Samariter that.
Sein Arm soll, siebenfach geglühter Stahl,

Hoch aufrecht halten des Gesetzes Tafeln,
Und sonder Ansehn treffen jede Schuld.
Und doch soll wohnen solche Mild' in ihm,
Daß, wo er schreitet, sich die wüsten Stätten
In Gärten wandeln voll von Blüth' und Laub,
Als ging' ein Frühlingssäuseln vor ihm her.
Versammeln soll er die zerstreute Heerde,
Und nach der Weisheit, die sein Herz ihn lehrt,
In Zornesfeuer und in Liebesglut
Der deutschen Gaun zerklüftet Stufenerz
Zusammengießen in ein einig Bild,
Das mit der Scheitel ragt bis an die Sterne,
Und wie die Säule Memnons Hymnen tönt.
Das soll er thun. Ich hab' es nicht gekonnt,
Und daß ich's nicht gekonnt hab', ist mein Tod;
Dich aber frag' ich nun auf dein Gewissen:
Bist du der Mann, der das vermag, so sprich. —
Du schweigst? —

Hatto.

Dein Wort versiegelt ihm den Mund.
Du aber wirst in dieser ernsten Stunde
Nicht Bilder malen in die leere Luft.
Des Amtes Riesenwucht hast du gezeigt,
Zeig uns die Schulter auch, die sie erträgt.

Konrad.

Ich weiß nur Einen, welchen die Natur
Mit solcher Hoheit, Mild' und Kraft gerüstet,
Daß er vermöchte, was die Zeit erheischt;
Den Einen drum laßt euern König seyn.
Ihr kennt ihn all: Heinrich von Sachsen ist's.

Eberhard.

Heinrich von Sachsen, unser schlimmster Feind!
Nenn' einen andern, Konrad, nur nicht den,
Nenn' einen andern — und ich beuge mich.

Konrad.

Die Wahl ist einzig zwischen ihm und dir. —
Bruder, der Tod führt mich auf einen Berg
Und zeigt die Dinge mir, nicht mehr gefärbt
Von jenem Licht, das uns im Auge wohnt.
Wie klein, gleich als ein Wölkchen Dunst, erscheint
Da unser ird'scher Zorn, und um dieß Wölkchen,
Das dir des Feindes Tugenden verhüllt,
Um dieses eitle Nichts vermöchtest du
Des deutschen Volkes Zukunft zu verwürfeln?
Nein, Eberhard, das kannst, das wirst du nicht.
Doch so dich Durst nach Größe treibt, schau her:
Du würdest nimmermehr dem Vaterland
Dein Blut verweigern; aber größer ist's
Ihm opfern, was dir lieber als dein Blut.
Gib deine Hoffnung für die seine hin,
So thust du mehr, als wenn vom Schlachtgefild
Du ihm den reichsten Kranz des Sieges brächtest,
Und der Entsagung demüthig Gewand
Wird mit mehr Glorie deine Schulter schmücken,
Als wenn der Purpur sie umfluthete. —
O wende dich nicht ab — gib mir die Hand!
Ich weiß, was ich begehre, ist nicht leicht;
Auch mahn' ich nicht an meine Liebe dich,
Und daß dein Endschluß diesem müden Haupt
Ein sanftes Sterbekissen würde seyn —
Nein, bei der theuren Heimath, unsrer Mutter,
Bei ihren Thränen einzig, bei dir selbst,
Der diese Heimath liebt, beschwör' ich dich:
Verzicht und gib die Krone hin an Heinrich;
Denn er ist auserwählt zu Deutschlands Hort.
Schau, Bruder, als in meines Herzens Angst
Zum Herrn empor ich schrie um Rath und Licht,
Da fiel es wie ein Strahl aus jenem Dornbusch
Auf Horebs Höhn in meine kranke Brust:
„So soll es seyn“ — und weggenommen war
Urplötzlich alles Kummers Last und Druck.
Sieh, das ist Gottes Finger; beuge drum
Dich unter seinen Rath und thu' Verzicht;
Sey größer als dein Stolz und als dein Zorn,
Und thu' Verzicht, so wird das Lied dereinst
Dich preisen, wenn es der Getreusten denkt,
Und eine Rede wird im Volke seyn:
Dem Reich zulieb gab er dem Feind die Krone,
Doch war er ihrer würdig.

(Schluß folgt.)

Aus der Petersburger Umgegend.

(Fortsetzung.)

Ein Kriegsschiff und das Leben am Bord desselben für denjenigen zu beschreiben, der es nicht aus eigener Anschauung kennt, würde ein ganzes Buch erfordern, und dem Kenner wäre selbst eine flüchtige Schilderung langweilig. Dagegen mögen einige Bemerkungen über die Eintheilung der russischen Flotte willkommen seyn. Sie zerfällt in 46 Equipagen zu ungefähr 1000 Mann, deren jeder drei Aerzte und drei Feldscheerer zugetheilt sind. Die Equipagen sind sehr verschiedenartig zusammengesezt. So z. B. faßt das Linienschiff Rossia (auf welches wir nachher zurückkommen) eine ganze Equipage. Gewöhnlich besteht indessen eine solche aus einem Linienschiff, einer Fregatte, zwei Dampfschiffen und mehreren kleinern Fahrzeugen. Das Verdeck der größern Schiffe ist ganz frei; im obern Zwischendeck befinden sich außer der Küche, der Kapitänskajüte und dem Speisesaal, die Offizierskojen, so wie das Lazareth; im untern Zwischendeck die Lager-

stätten der Soldaten, die etwa mit hundert Medikamenten versehene Apotheke, und dicht neben der mit eisernen Thüren geschlossenen Pulverkammer der ganz dunkle, nur durch künstliches Licht erhellte Operationssaal, ein doppelt unheimlicher Ort. Unter der Schiffsmannschaft bemerkt man besonders viel Einwohner der Ostseeprovinzen, auch befinden sich unter den Offizieren vorwiegend viele Deutsche und die Schiffsärzte sind fast durchgängig Zöglinge der Dorpater Hochschule. Man darf dieß indessen keineswegs als eine Bevorzugung des deutschen Elements in der Armee betrachten; denn der russische Seedienst ist nicht nur der schwerste, sondern auch der am schlechtesten belohnte, und Offiziere wie Aerzte avanciren hier am langsamsten.

Prachtvoll erscheint, wenn man aus dem Hafen zurückkehrt, die Umgebung des Landungsplatzes. Jenseits des großen freien Platzes mit dem Standbilde Peters des Großen sind in weitem Halbkreise die kolossalen Landbauten des Hafens hingebreitet. Boothäuser, Sägemühlen, Tauspinnereien beginnen dicht am Wasser. Weiter einwärts heben sich die Mastenniederlagen, die wunderschöne Steuermannsschule, umzogen von einem imposanten Geländer, dessen Pfeiler aus den größten Ankern bestehen, zwischen denen die schwersten Ankerketten im leichtesten Arabeskenschwung hinlaufen. Daneben dehnt sich in einer Ausdehnung von fast einem Werst das Arsenal, dessen drei Seiten mit drei, vier Reihen von Kanonenläufen des verschiedensten Kalibers umlegt sind, während außerdem noch drei vollständig kriegsgerechte Batterien die Hauptfronte des Hauses decken.

Aber der eigentliche Kern- und Glanzpunkt dieser Gebäudepracht ist damit noch nicht erreicht. Denselben erblicken wir in jenem ungeheuern, freilich von einem stinkenden Kanal umzogenen Bau, auf dessen Zinnen der unablässig arbeitende Telegraph verkündet, hier sey der Wohnsitz der all diese Anstalten bewegenden Macht. Es ist dieß das sogenannte Admiralitätsgebäude. Wenn auch an übertriebener Pracht, so steht es doch an Räumlichkeit dem Petersburger Admiralitätsgebäude wenig nach. Die Wohnung des Kaisers, die des Generalgouverneurs und seines Stabs, eine Kapelle, die Säle eines Offizierklubs, die erst 1832 gestiftete Bibliothek der Flotte (bis 1844 6618 Werke in 12,787 Bänden, mit einem jährlichen Fonds von sechstausend Rubeln, welcher durch den Abzug von einem Prozent an den Offiziers- und Beamtengehalten gebildet ist), die Kaserne für die Lehrequipage, vier andere Kasernen, Magazine und Arbeitssäle — dieß Alles findet Platz in diesem Einen Gebäudecomplex. Wer aber weiß, mit welcher Raumverschwendung, mit welcher Pracht und welchem Aufwand alle derartigen Staatsanstalten in der Nähe der Residenz ausgestattet sind, mag leicht ermessen, wie eine in's Einzelne gehende Beschreibung zur Unmöglichkeit wird. Und ringsum, wohin wir auch blicken, wühlt noch eine Unzahl russischer Arbeiter die Erde auf, oder steigen neue Grundmauern mit der hier gewohnten Raschheit zu immer neuen Hafenanstalten empor. Ein Lärmen, Hämmern und Pochen allenthalben, daß es selbst bei stürmischem Wetter das Brausen der Meereswellen übertäubt; dazu überall Wachen, welche den Nichtuniformirten fast aller Orten zurückweisen, in jeder Minute eine herbeimarschirende Soldatenabtheilung, unter deren Fußtritten der Staub in Wolken aufsteigt, und dazu in den Sommertagen eine tropische Hitze in einer von den Sumpfausdünstungen der Insel geschwängerten Luft. Wie gern flüchtet man da in den kühlen Sommergarten, der sich frischgrün und lieblich hinter dem Admiralitätsgebäude birgt! Freilich ist er nicht groß, und anderwärts würde man ihn wohl kaum beachten; hier aber ist man doppelt dankbar für die schattige Oase, die einzige wirkliche Baumgruppe auf der ganzen Insel. Doch auch hier vergessen wir nicht, daß wir uns auf einem durchaus dem Seedienste gewidmeten Stück Landes befinden. Der durch den Garten geleitete Kanal trägt auf seinem Mittelpunkt, dem sogenannten italienischen Teich, das Modell einer Fregatte, und ein künstlich aufgethürmter Berg läßt uns Stadt, Hafen und Festungswerke überblicken.

Wir wendeten uns jezt zu dem bereits erwähnten Arsenal. Die ganze Länge des Gebäudes umfaßt eigentlich nur zwei Räume, zwei über einander gelegene ungeheure Säle, an allen vier Seiten mit Fenstern versehen. Der ganze untere Raum ist mit dem Zubehör der vier Reihen von Geschützläufen vor dem Hause angefüllt. Lafetten, Pulver- und Protzkästen, allerlei Lade- und Reinigungswerkzeuge, Enterhaken u. s. w. sind hier in strengster Ordnung und peinlichster Zierlichkeit aufgestellt. Eine prächtige Treppe führt in der Mitte des Gebäudes empor, und wir blicken, oben angelangt, rechts und links in einen die Länge des ganzen Gebäudes durchschneidenden Gang, auf welchen von den Fenstern her zahlreiche Querwände stoßen. Dadurch entstehen sechs-und-dreißig nach diesem Mittelgange zu vollkommen offene Abtheilungen, deren Wände mit den prächtigsten Rosetten, Säulen, Arabesken und Friesen in bald matter, bald hell glänzender erhabener Arbeit so ganz überdeckt sind, daß von der Wand selber auch nicht das Geringste zu erblicken ist. Erst wenn wir näher hinzutreten, erkennen wir, daß das Material dieser Verzierungen aus lauter Waffentheilen besteht. Säulen aus Lanzenschäften und Flintenläufen, Sterne aus

Messerklingen, Sonnen aus Säbeln oder Bajonnetten, Blumen und Blätter aus Schwertgriffen und Theilen des Gewehrschlosses, Bänder, Schleifen und Arabesken aus Säbelscheiden, Riemen und Gurten u. s. w. Außerdem sind in jedem solchen Kabinet an 400 Flinten in Pyramiden zusammengestellt, im Ganzen ein Vorrath von etwa 15,000 Gewehren.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Fortsetzung.)

Theater. — Madame Duderant.

Da Adrienne Lecouvreur wirklich nach kurzer Krankheit starb, und zwar noch in den besten Jahren, so glaubte man damals allgemein, sie sey von ihren Feinden, namentlich von jener Herzogin, durch Gift aus dem Wege geräumt worden. Dieses Gerücht ist jedoch längst von glaubwürdigen Zeugen, unter andern von Voltaire, widerlegt. Aber die Dichter, welche ihren Vortheil bei der Vergiftung fanden, brauchten sich um jene Widerlegung nicht zu kümmern. Der tragische Tod der Schauspielerin gibt der Rachel Gelegenheit ihr ganzes Talent zu entwickeln. Meisterhaft stellt ferner dieselbe durch das ganze Stück die reine Zuneigung der Schauspielerin zum Helden dar, den sie verehrt hat, ehe sie ihn kannte. Die Dichter lassen die Lecouvreur verschiedene Scenen aus damals beliebten Tragödien vortragen, und haben so der Rachel eine sehr dankbare Rolle geschaffen. Das Stück ist ein neuer Triumph für diese, und die Theaterkritiker der neuen antiklassischen Schule fordern sie auf, die alte klassische Tragödie aufzugeben und sich auf ein minder pompöses, aber natürlicheres Spiel zu legen, wie es ihr das neue Stück von Scribe und E. Legouvé an die Hand gibt.

Man erinnert sich, daß in der ersten Zeit der jüngsten Revolution die Damen, welche auf die Emanzipation des weiblichen Geschlechts drangen, sich in die Revolution mischten, einen Klub bildeten und öffentlich Reden hielten. Der Klub unterlag aber dem allgemeinen Spott, und später wurde es den Weibern gar nicht mehr gestattet in den Klubs zu erscheinen, geschweige selbst Klubs zu bilden. Anfangs hatte eine Frau, die berüchtigte Madame Duderant, großen Einfluß bei der Regierung; sie ging Ledru-Rollin mit Rath und That an die Hand, arbeitete an seinen leidigen Bulletins de la république, und hatte ohne Zweifel Antheil an der Ernennung der Beamten, welche in die Provinz gesendet wurden, und dort viel Unheil stifteten und viel Geld durchbrachten. Da sie aber mit den Insurgenten, die am 15. Mai die Nationalversammlung sprengen wollten, unter einer Decke gesteckt hatte, so gab man ihr den Rath sich einstweilen von Paris zu entfernen, und sie war so klug, sich in die Provinz Berry, aus der sie gebürtig ist, zurückzuziehen. Aber sich dort still zu verhalten und wieder Romane zu schreiben, war ihr nicht möglich. Sie zeigte sich außerordentlich rührig und sezte ihre Umtriebe für die socialistische Demokratie fort, für welche sie immer leidenschaftlich eingenommen gewesen ist. Dieß ärgerte die Leute in ihrer Gegend, oder doch die, welchen die Ruhe über Alles geht, und sie beschlossen die Unruhestifterin wegzujagen und zuvor öffentlich zu beschimpfen. George Sand bekam jedoch Wind vom Vorhaben, machte sich aus dem Staube und soll sich seitdem zu Tours aufhalten. Da ihr Ledru-Rollin nicht mehr helfen kann und es mit den Klubs ein Ende hat, so scheint sie auf das Leben in Paris verzichtet zu haben. Kürzlich ist sie nun mit andern entschiedenen Republikanerinnen in einem Vaudeville: les dames saucialistes (was gleichlautend mit socialistes ist), durchgehechelt worden. Sie heißt im Stück Consuelo, wie einer ihrer socialistischen Romane, und Madame Niboyet, die eine Zeitlang den Vorsitz in dem weiblichen Klub führte, wird als Madame Giboyet aufgeführt. Die Franzosen, besonders die Pariser, sind sehr galant gegen das weibliche Geschlecht; wenn aber die Weiber aus ihrer Rolle fallen und sich mit Dingen befassen, die gar nicht ihres Berufs sind, so ist man unerbittlich und verfolgt sie mit Spott und Satire, bis sie vom Schauplatz verschwinden. Madame Duderant, die so vortrefflich schreibt, hat sich als Romandichterin wohlverdienten Ruhm erworben; seit sie aber die Egeria Ledru-Rollins geworden, ist ihr Charakter befleckt. Eine andere Dame Namens de Rouin hat noch jezt den Muth, als Sachwalterin der Emancipation der Frauen aufzutreten und auf eine Stelle in der künftigen Nationalversammlung Anspruch zu machen. Sie soll sich bei einigen Wahlvereinen gemeldet und ihre Candidatur vertheidigt haben. Man hat sie angehört, glimpflich behandelt, aber ihr wenig Hoffnung gemacht. Im vorigen Jahr wurde das Bestreben einiger Weiber, eine Rolle in der Republik zu spielen, mittelst einer Parodie der Marseillaise witzig verspottet. Es heißt darin unter anderem:

> Petites filles de nos meres,
> Depuis que nous ne tétons plus,
> Nous étudions les misères
> D'un sexe rempli de vertus.
> Du pot-au-feu qu'on nous destine,
> Nous saurons nous affranchir,
> Et combattrons jusqu' à mourir,
> Avant de faire la cuisine.

Allerdings sah man schon unter der vorigen Regierung Weiber, welche sich mehr mit Politik als mit ihrer Haushaltung abzugeben pflegten; dieß waren aber vornehme Damen, welche die diplomatische Welt um sich versammelten; z. B. die Gräfin Lieven, die man Guizots Egeria nannte, wie Madame Dudevant für Ledru-Rollins Egeria galt, und die Prinzessin Belgiojoso, die im vorigen Jahr in ihrem Vaterland Italien das fruchtbarste Feld für ihre Thätigkeit gefunden hat.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 37.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 123. Mittwoch den 23. Mai 1849.

L'empereur s'amuse à réaliser la pensée dominante de Pierre I.; mais quelque puissant que soit un homme, il est bien forcé tôt ou tard de reconnaitre que la nature est plus forte que tous les hommes. Tant que la Russie ne sortira pas de ses limites naturelles, la marine russe sera le hochet des empereurs, rien de plus.

Custine.

Aus der Petersburger Umgegend.

(Schluß.)

In verhältnißmäßig gleich großen Zahlen finden sich auch die andern vollkommen kriegsfertigen Waffen zwischen den Waffentheilen angebracht. Den Augenpunkt des langen Mittelganges bildet auf der einen Seite ein von eroberten Bannern umgebener kolossaler russischer Adler, der ebenfalls aus Gewehrschlössern zusammengesetzt ist. Davor steht der neue Plan von Kronstadt in erhabener Arbeit, aber überdeckt mit einem Tuche, damit kein profanes oder feindliches Auge die bis in die kleinsten Einzelheiten angedeuteten Festungsanlagen mustere. Am entgegengesetzten Ende des Ganges winken uns bunte Trophäen entgegen. Ueberschattet von englischen, französischen, schwedischen, türkischen und andern Fahnen, umstellt von ein paar kleinen Feldstücken, silbernen Pauken und Trompeten, lauter Beutestücken aus den Seekriegen Peters des Ersten, erhebt sich dessen ehernes Brustbild. Seltsam, auch dieses Kronstädter Conterfei des Schöpfers des heutigen Rußlands hat etwas Schulmeisterliches, keinen Zug der wilden Kraft, welche sich doch so charakteristisch in Peters Antlitz ausprägte. Vielleicht ward es von oben her gewünscht, daß man hier nur den Lehrer Rußlands erblicke, und die gefällige Kunst fügte sich auf Kosten der Wahrheit einem vielleicht nur flüchtig geäußerten Gedanken. Aber trotzdem entblößt man gern, der Sitte folgend, an dieser Stelle das Haupt. Bei allem Widerwillen gegen russisches Wesen erkennt man gern an, wie groß die geistigen Kräfte dessen waren, der die Anfänge der gesammten heutigen Machtentwicklung Rußlands mit so olympisch kühnem Griffe im stagnirenden Leben des Moskowiterthums aus dem Nichts hervorzauberte.

Nach der Besichtigung der zum Kriegshafen gehörigen Anstalten erscheinen die Gebäude und Einrichtungen am Kauffarteihafen keineswegs großartig. Der Kaufhof ist nur eine verkleinerte Nachahmung des Petersburger Gostinoi Dwor. Interessant sind dagegen die Reste des alten, noch von Peter I. selbst begonnenen und von Elisabeth beendeten (1719 — 1752) Docks. Es ist ein großes, tief in die Erde hinabgemauertes Viereck, welches durch drei Schleußenwerke mit dem Meer in Verbindung stand. Längst ist es nicht mehr in Gebrauch, ein gänzlich zerfallenes Schiff fault noch darin, doch scheinbar nur, um die ehemalige Bestimmung des Beckens anzudeuten, das man bereits auszufüllen beginnt. Dagegen hat man das neue Dock geradezu in das Meer hinausgeschoben. Mit seinen finnischen Granitquadern trozt es den Wellen wie die Wasserforts; nur wird der Umstand beklagt, daß sein obgleich ausnehmend großer Raum noch immer viel zu klein ist für die der Ausbesserung bedürftigen Schiffe. Man weiß ja, daß die Ostseeflotte, trotz ihrer glänzenden Aeußerlichkeit, unendliche Wiederherstellungskosten verschlingt. Das brackigte Wasser, sagen die Einen, das nicht genug ausgetrocknete Bauholz, behaupten die Andern, der zu große Tiefgang der Fahrzeuge, meinen noch Andere, tragen die Schuld, und die Engländer finden die Hauptursache in der ungeschickten Führung der Schiffe. Wir können nicht darüber entscheiden, fanden indessen im Mittelhafen, zwischen dem Kriegs- und Kauffartei-

hafen allerdings auffallend viele Invaliden, deren äußeres Ansehen auf kein hohes Alter schließen ließ; und besonders waren es große Kriegsschiffe, welche als die schwersten Patienten bezeichnet wurden. Aber sie mußten damals noch lang auf Hülfe warten, denn Rossia, der ungeheure Koloß, der eine ganze Equipage faßt, war nach kürzestem Streifzug, wie fast immer, schwer erkrankt in das Dock eingelaufen. — Höchst einfach und interessant ist die Oeffnung und Schließung dieses künstlichen Wasserbeckens. Ein quer vor den Eingang gelegtes Boot von den kolossalsten Dimensionen bewerkstelligt beides. Man versenkt dieses Fahrzeug durch Oeffnen mehrerer Zapfen, wenn das Meer vom Dock abgeschlossen werden soll; man entleert das Boot allmählig durch Pumpen, wenn die Fluthen wieder zuströmen sollen, worauf es gewendet wird und dem beschädigten oder ausgebesserten Schiffe der Einlauf oder Ausgang offen steht. Vier Dampfpumpen schaffen das aus dem Dock selbst wie aus jenem Boot ausgehobene Wasser nach dem Meer zurück.

Jezt lag der ungeheure viereckigte Granitraum trocken wie ein Zimmer. Steinerne Treppen von mehr als hundert Stufen führen in die Tiefe hinab. Dort stüzte mächtiges Gebälk von allen Seiten den Kiel und die Wandungen der Rossia. Erst wenn man ein Kriegsschiff so ganz auf fremdem festem Element erblickt und an seinem schmalen Fuße stehend hinaufblickt an der haushohen Ausbauchung, erst da bekommt man einen Begriff von der Masse eines solchen Baus. Im Wasser sind uns 45 Fuß der Rossia verborgen, und über dem Wasserspiegel zeigt sie vier Stockwerke, jedes mit Geschützpforten versehen. Im Ganzen trägt sie 130 Kanonen, eine schwimmende Citadelle. Nur schade, daß sie im finnischen Busen die Schwimmübungen wohl ganz wird aufgeben müssen. — Die innere Einrichtung des jezt freilich ausgeräumten Schiffes ist besonders in den weitläufigen und höchst comfortabeln Räumen der Admiralswohnung am Spiegel, so wie der Contreadmiralswohnung im obern Deck von blendender Pracht. Die Fußböden sind eingelegt, zierliche Holzarbeit bedeckt die Wände. Da sind besondere Wohn-, Schlaf- und Arbeitszimmer, aber der unvermeidliche Stubengenosse ist überall ein Geschütz. Aber freilich, je eleganter und weiter die Offizierswohnungen erscheinen, desto enger und unbequemer sind die der Unteroffiziere und vollends die der Soldaten. Die Raumverschwendung in den obern Etagen rächt sich in den untern furchtbar. Die drei Aerzte und ihre drei Assistenten müssen hier selbst bei kurzen, friedlichsten Uebungsfahrten immer vollauf zu thun haben, und wie es mit dem Genesen in diesen Räumen steht, mögen die Götter wissen. Man fühlt sich wie von einer schweren Angst befreit, wenn man aus diesen Verließen wieder hinaufsteigt, selbst jezt, wo Alles leer, kein Gepäck, kein Proviant, keines der unzähligen Bedürfnisse der in diese Höllen Verwiesenen den Rest von Luft, Licht und Raum in Anspruch nimmt. Wie mag es seyn, wenn tausend Menschen hier zusammengedrängt sind und der Bau auf wild empörten Wellen umherfliegt, wenn die feindlichen Kanonen prasselnd durch das Tafelwerk fahren und in die Seitenwände schlagen, wenn Verwundete ächzen, Todte umherliegen! Der Gedanke läßt sich kaum ausdenken, so furchtbar ist er. Die Rossia ist indessen noch niemals in diesen Fall gekommen. Sie hat den finnischen Busen noch nicht verlassen und man wird sie wohl auch nie im Seekrieg brauchen können; es wäre denn, man könnte sie mit behaglichster Vorsicht durch den Sund zur Nordsee schleppen und nähme erst dort, und auch dort nur an Stellen, wo das Wasser recht tief ist, ihre Kriegsdienste in Anspruch.

Endlich schieden wir und eilten zum Kauffarteihafen. Eine leichte Yacht trug uns pfeilschnell über die leicht gekräuselten Wellen nach Oranienbaum.

König Konrads Tod.

(Schluß.)

Eberhard.

Amen, Bruder.

Du hast mein Herz besiegt. Ich thu' Verzicht. —
Mag Heinrich Deutschlands Königskrone tragen!

Konrad.

Dank dir und ihm, der dir das Herz gelenkt!

Eberhard.

Doch kennst du mich. Nichts pfleg' ich halb zu thun,
Und hab' ich auch mit leichten Sinnen nicht
Der Kron' entsagt, ich will bei meinem Eid
Ein treuer Dienstmann seyn dem, der sie trägt.
Was mich von Heinrich schied, ist ab und todt.
Ihr aber, Freunde, seht nicht finster drein,
Wenn ich dem Manne, dem wir oft im Feld
Mit dräunder Stirn und scharfem Haß begegnet,
Nun huld'gend nahe, und dieselbe Hand
Ihm liebreich drücke, die uns Wunden schlug.
Denn in den Born der Majestät getaucht,
Erscheint sie jezt von allem Makel rein.

Einer der Grafen.

Des Reiches Heil gilt mehr als unser Hader.
Wir folgen dir zum Frieden wie zum Streit.

Ein anderer.

Dem König, dem du huldigst, huld'gen wir.

Konrad.

Gelobt sey Gott! Eu'r Wort fällt in mein Ohr,
Wie Frühlingsregen auf geborstnes Land;
Denn reiche Saat der Zukunft rauschet drin.
Wenn Sachsen erst und Franken einig sind,
Sie ziehn durch ihr Gewicht das andre nach.
Wohlauf denn, Eberhard, die heil'ge Lanze,
Die Krone nimm, den Purpurmantel hier,
Der Herrschaft Zeichen, bring' an Heinrich sie,
Und sag' ihm, sterbend schick' ihm Konrad dieß
Und seinen Segen —

Eberhard.

O mein theurer Bruder —

Konrad.

Zieh hin, zieh hin mit Gott! — Ich bin sehr müde.
Die Spannung hielt mich aufrecht; nun sie nachläßt,
Ist auch des Lebens letztes Oel versiegt.
Mein Aug' umschattet sich. — Wo ist mein Weib?

Kunigunde.

Fühlst du auf deiner kalten Rechten nicht
Die heißen Thränen, die sie überströmen?
So feurig brennt nur einer Gattin Schmerz.

Konrad.

Leb' wohl. Die Erde will ihr Recht an mir,
Der Staub den Staub — doch meine Seel' ist still
Und voll von Hoffnung. — Wie ein Säuseln kommt's
Geflossen durch die Dämmrung an mein Ohr —
Gott segne dich, du deutsches Reich!

(Er sinkt zurück.)

Hatto.

Er schläft,
Die schwere Stunde hat ihn tief erschöpft.

Kunigunde.

Nein, nein, er schläft nicht! — Alles kalt wie Eis! —
Klag' mit mir Deutschland, wir sind Wittwen worden!

Eberhard.

So rasch, mein Bruder? Eben noch voll Feuer
Für dein geliebtes Land, und nun — dahin!
Fürwahr, du trugst ein königliches Herz.
Nimm diesen letzten Kuß und meinen Schwur:
Ich halte treulich, was ich dir gelobt.
Doch jetzt an's Werk, ein jeder wie's gebührt!
Ihr, Erzbischof, laßt dumpfen Glockenhall
Dem Volk den thränenreichen Fall verkünden,
Und ordnet würdig der Bestattung Pomp.
Wir aber ziehen feierlich zum Harz
Und geben dem verwaisten Reich den Herrn.

Korrespondenz-Nachrichten.

Vom Main, Mai.

General Gagern und Hecker.

Unser Nachen glitt, eine Silberfurche ziehend, den Main hinab. Der Kaiserdom von Frankfurt blieb als romantisches Gemälde hinter uns, von der Wölbung der kürzlich vollendeten Eisenbahnbrücke eingerahmt, in deren Nähe wir am Ufer hielten. Die Septembersonne umfing mit jugendlich glühenden Blicken Land und Fluth. Der Sandhof war bald erreicht, an welchem sich Spuren früherer Befestigungen zeigen und den kleine Fichtenfamilien umgrünen. Dicht hinter dieser Herberge wies uns einer der Begleiter den Richtstein, auf welchem der wohlbekannte Schinderhannes sein Ende fand. In dem Wäldchen, dessen erquickenden Schatten wir betreten, halten die Frankfurter an Pfingsten „den Wäldchenstag." durch alle Stände, vom Schuhmacher bis zum Rothschild. Früh morgens werden die Proviantwagen vorausgeschickt, und da lagert man den ganzen Tag auf Moos unter Bäumen. In manchen Partien, da wo die untersten Volksschichten sich drängen, geht es sehr bunt und wild her: tanzende, spielende Gruppen, bacchantisches Toben, eine Walpurgisnacht. Hier machte Goethe Studien zu seinem Blocksberg. — Alle Dörfer in der Nähe großer Städte haben etwas sehr breit Philisterhaftes; auch Niederrad theilt dieses Schicksal. Und doch fanden wir im Garten einen stillen Rasenfleck, wo sich's von Natur hätte träumen lassen, wenn der Sinn nicht von Menschengeschichte und Völkerschicksal umstrickt gewesen wäre. Das Auge ruhte aus auf dem Grün, die staubgewohnte Brust athmete höher, aber Gedanke und Wort stahlen sich immer wieder auf den geistigen Markt und Kampfplatz drüben unter der Paulskuppel zurück. Ich weiß nicht mehr, wie sich das Gespräch auf den Schlachttag der Amnestiefrage im vorigen Jahr lenkte. Unser Freund, der Historiker, welcher, obschon bei ihm jeder Muskel ein Herz für das Volk ist, doch das Schöne und Wahre überall freudig begrüßt, gleichviel, von welcher Seite es erscheine, erinnerte sich etwas schalkhaft, daß, als Soirons Machtgebot damals gegen die Galerien erklang, die Damen wirklich sich am meisten sträubten, am spätesten sich entfernten, die Diplomaten hingegen am schnellsten verschwanden. — „Es war rührend," sagte er, „wie die große Gestalt Gagerns oben über alle Bänke stieg; denn er war es eigentlich ganz allein, der die Galerien räumte — durch seine Bitten. Er beschwor die Leute zu gehen, und sie wichen seinen Worten, seiner Stimme, seinen Blicken, in welchen an diesem Tage ein

höherer, der edelste Zauber liegen mochte, nicht den Bajonetten. Die Gefühle, welche zu dieser Stunde in der Brust dieses Mannes lebten, konnten ihm wohl etwas Hinreißendes für die Massen geben, eine magnetische Macht, welche er nicht bei jeder Gelegenheit wiederfinden dürfte." Während der Debatte hatte Gagern, weil er aus Zartgefühl die Verhandlungen über die Gegner seines Bruders nicht leiten wollte, neben Soiron gesessen. Und der Präsident selbst war ja ein Freund Heckers. So reißt das Leben Menschen, deren Hände sich fest wie für die Ewigkeit gefaßt, deren Herzen brüderlich geschlagen, unaufhaltsam auseinander auf weitentlegene Bahnen. Zwei Gletscherbäche, auf krystallnem Gipfel in Einem Granitbecken gewiegt, wo ihr vereinter Wellenschaum mit Alpenrosen spielte, stürzen sich über entgegengesezte Bergwände herab, um nach Nord und Süd zu eilen, mächtig schwellend, immer weiter, dem unendlichen Meere zu. Der Eine von jenen Männern, an die Spitze Deutschlands berufen, bot lange alle Kraft auf, dessen Geschicke zu lenken. Der Andere — ein beflügeltes Schiff trug ihn und seinen Schmerz über den Ocean nach fremder Hemisphäre in die Verbannung. Es ist auch ein Heldenthum, vielleicht das schwerste, sich loszureißen, wo man liebt und geliebt wird, sich selbst zu verurtheilen.

Aber nicht bloß das Leben trennt jene beiden Männer unwiederbringlich; auch ein Grab wölbt sich zwischen ihnen. Ueber den Leichen zweier Seelenbrüder, einer im Leben, einer im Tode verblichen, schreitet Heinrich Gagern weiter auf seinem dornenvollen Wege durch die öde Politik. Recht tragisch ist das Schicksal General Gagerns. Er hatte durch alles, was er von seinem Bruder und Andern über den Mann gehört, dem die Wiegengabe des hinreißenden persönlichen Zaubers geworden war, eine innige Vorliebe für Hecker gefaßt, ohne ihn je gesehen zu haben. Gagern empfand selbst aus der Ferne den Magnetismus, welchen dieser Mann auf andere Herzen übte. Es war jener geheimnißvolle Zug, der immer unabweisbar und der des Schicksals ist. Wohl mögen wir jezt erkennen, daß er etwas Dämonisches barg. Die Fatalität hatte das Geschick beider eng verwoben. — General Gagern muß eine liebenswürdige Natur gewesen seyn. Auch er liebte die Freiheit, unter deren frühesten und edelsten Opfern er selbst bluten sollte; er hatte seiner Begeisterung Klänge gegeben und zur Zeit des Vorparlaments schöne Freiheitslieder gedichtet. Eben jezt von seinen Reisen zurückgekehrt, empfand er die Sehnsucht doppelt, den unbekannten, gleichgestimmten Freund endlich einmal Aug in Auge zu schauen. Beide Brüder, der Soldat und der Staatsmann, gingen zu Buhl, welchem der Präsident nah verbunden ist und für den er ja auch in einer Sizung der Nationalversammlung, die Wahl von Thiengen betreffend, in eine heftige, wenn schon nicht unedle Wallung gerieth. Und Buhl ist es auch, der bei seiner Anwesenheit in Frankfurt, welche diese stürmische Parlamentsepisode herbeiführte, der nähern Umstände vom Besuch des Bruderpaars in Deidesheim gegen Bekannte gedachte. — Man sandte von dort nach dem nahen Mannheim Botschaft an Hecker, die Gagern seyen da und wünschten ihn zu sehen, er möge schnell kommen. Allein er war gerade zehn bis zwölf Stunden von Mannheim auf der Jagd. Die Brüder warteten mehrere Tage vergeblich, dann reisten sie ab. Der General mußte den unerfüllten Wunsch wieder mit sich nehmen und weiter durch die Welt tragen. Er und Hecker sollten sich damals noch nicht begegnen; das Verhängniß bewahrte ihnen ein anderes Zusammentreffen. Nur einmal durften sie sich sehen, und dieses einzige Erblicken mußte über beider Schicksal entscheiden. Wie viel liegt zwischen jenem Suchen und diesem Finden! Das ist ein Drängen und ein Sehnen; endlich stehen wir vor der heißbegehrten Gabe, und erkennen sie nicht wieder, und sterben wohl daran, nicht an der Versagung, sondern an der Gewährung.

(Schluß folgt.)

Paris, Mai.

(Schluß.)

Der Jahrestag der Republik.

Am 4. dieses Monats wurde der erste Jahrestag der neuen französischen Republik gefeiert. Im verflossenen Jahr ist viel Unfug und Unsinn begangen worden, und die schreckliche Empörung im Juni 1848 ist ein häßlicher Fleck im Gemälde des ersten republikanischen Jahrs; man darf aber hoffen, daß das Bedürfniß der Ruhe und Ordnung stärker seyn wird, als alle Hindernisse. Der Concordeplaz, sonst place de la révolution genannt, der allerdings jezt der prächtigste Plaz hier ist, scheint dazu ausersehen, der Republik zu ihren Festen zu dienen. Er ist unter Louis Philipp mit Säulen, Statuen, Guirlanden, Altar und Tribünen geschmückt worden. Die neue Republik ist sehr religiös und unterläßt nie den Klerus zu ihren Ceremonien zu berufen. So wurde denn auch dießmal auf dem Plaz ein feierliches Tedeum von der Geistlichkeit gesungen und vom Orchester begleitet. Drauf sollte eine große Heerschau der Linientruppen und der Nationalgarde stattfinden, wobei der Präsident mit einem glänzenden Generalstabe sich neben dem Obelisk aufstellen und die Truppen defiliren lassen wollte. Dieß unterblieb aber, vermuthlich weil man unangenehme Aeußerungen von Seiten der Demagogen fürchtete. Man müßte sich über die rasche Vollendung der Statuen wundern, welche bei diesem Feste den Concordeplaz schmückten, und wenige Tage zuvor bestellt worden waren, wenn man nicht wüßte, daß die Pariser Künstler, welche für die öffentlichen Feste arbeiten, beim Statuenmachen eine ganz eigene Methode haben. Sie beschmieren ein Stück Holz oder einen Stein mit dem vortrefflichen Pariser Gyps, bilden eine Figur, behängen sie mit einer Draperie aus Leinwand, tränken auch diese, nur viel dünner, lassen das Ganze trocknen, und so ist eine Statue fertig, die Monate lange Arbeit erfordert hätte, wenn man sie aus Stein hätte hauen wollen. Am Abend war der ganze Plaz auf's prächtigste und kunstreichste erleuchtet. Früher bestand eine Illumination in einer blendenden Masse von Lampen, welche die großen architektonischen Linien der Gebäude zwar gut darstellten, aber doch etwas Einförmiges hatten. Heutzutage hat auch die Kunst des Illuminirens Fortschritte gemacht; man hat es dahin gebracht, nicht allein mittelst verschieden gefärbter Gläser allerlei Farben, Nüancen und Schattirungen der architektonischen Glieder hervorzubringen, sondern auch die kleinen Details darzustellen. So bot denn der Concordeplaz einen wahrhaft zauberhaften Anblick, und von diesem Plaz erstreckte sich auf beiden Seiten der großen Landstraße durch die Champs Elysées ein beleuchteter Bogengang bis zum Triumphbogen der Barrière de l'Etoile, wo ein Feuerwerk abgebrannt wurde, das aber unbedeutend und der kleinlichste Bestandtheil des Festes war. Die Champs Elysées mit ihren zahllosen Kaffeehäusern und für das Fest errichteten Schaubuden wimmelten von Menschen. Sicher spazierten an diesem Abend einige hunderttausend Menschen dort umher, und da keine Wagen durchgelassen wurden, konnten die Fußgänger ungehindert die ganze Landstraße entlang wandern. Wer aber von der ganzen Feierlichkeit am meisten gehabt hat, das sind die Taschendiebe.

D g.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 124. Donnerstag den 24. Mai 1849.

Ihr seyd noch immer da! Nein, das ist unerhört!
Verschwindet doch! Wir haben ja aufgeklärt!
Das Teufelspack, es fragt nach keiner Regel.
Wir sind so klug, und dennoch spukt's in Tegel.

Goethe.

Das Spuckhaus in Westmoreland.

Eine Gespenstergeschichte aus diesen Tagen.

Eine Gespenstergeschichte! hört! In dem glücklichen England, das sich frei erhalten von den chaotischen Strudeln, die unser Alles, Gewohnheiten, Glaube, Liebe, Hoffnung, Daseyn zersetzen und fortspülen, gibt es noch einen stillen Winkel, wo es spucken kann, es gibt noch ein Publikum, das daran glaubt, Zeitungen, die es noch als wichtig und wahr unter den Geschichten von verbrannten Städten, Völkerschlachten, gestürzten Reichen und geflohenen Königin erzählen. Es erquickt ordentlich die Seele, daß es unter dem Krachen der zusammenstürzenden Schlösser und Kammern ein Spuckhaus gibt, das fest steht.

Freilich führt uns das nur auf das Phänomen zurück, oder wenn man lieber will, auf den unumstößlichen Erfahrungssatz, daß Unglaube und Aberglaube sich immer und überall die Hand bieten; sahen wir doch erst gestern das Wundermädchen in Berlin, das alle Krankheiten heilte, und wie viele Jahre war es vor der Revolution, daß die Seherin von Prevorst einen ganzen Schwarm Gespenster in einem Winkel des beglückten Schwabens entdeckte und mit ihrer Zauberruthe frei machte? Und ich zweifle gar nicht, daß Erscheinungen der Art auch in der Revolution selbst auftauchen werden, und sobald sie überwunden ist, neue kommen werden. Ihr schlagt umsonst mit euern skeptischen Keulen das Reich des Wunderbaren todt; je kleiner ihr es zerschlagt, um so weiter fliegen seine Atome und hecken und brüten wie Mehlthau und Schmeißfliegen, wo ihr es am wenigsten erwartet.

Aber ich spreche nicht von diesen tendenziösen Mysterien, die sich aller Zeit und ihren Krümmungen anpassen; hier haben wir es zu thun mit einer barocken, neckischen, oder, deutsch gesagt, albernen Gespenstergeschichte, und daß Phantasie oder Wirklichkeit noch so kindisch spielen mag in unserer fürchterlich klugen Zeit, das ist's, was dem Herzen einen kleinen Labetrunk gewährt. Hört also die Gespenstergeschichte ohne Tendenz, ohne Motive und ohne Ende, die dem Spuckhaus in Tegel, der Pfarre zu Quaritz aus dem vorigen philosophischen Jahrhundert, oder der berühmten Spuckgeschichte in Schloß Woodstock aus Karls II. Zeit sich nicht unwürdig an die Seite stellt. Letztere wurde später aufgeklärt. Schade! ich hoffe die unsrige wird es nicht.

Beim Städtchen Orlon in Westmoreland liegt eine ländliche Besitzung, ein Estate, Cowper House genannt. Ob es ein verwittertes, dunkles Haus aus dem Mittelalter, oder im Styl der guten Königin Beß ist, wird uns nicht gesagt; etwas Ehrwürdiges und Graues wird aber wohl dem Hause, Garten, Teich beiwohnen. Vordem war der Besitzer ein Master Robert Gibson. Wir wissen nichts von seinem Leben und seinen Thaten, außer daß er muthmaßlich ein Junggeselle war, denn bei ihm lebte sein Neffe William Gibson, der nach seinem Tode Haus und Besitzung erbte. Man fand einst den alten Master Gibson unfern seines Hauses in einem Teiche oder Graben ertrunken.

William Gibson heirathete vor vier Jahren, und ein Jahr nach des Oheims Tode, eine Tochter des Master John Bland von Bybeck und richtete sich häuslich mit ihr in dem Haus und der Besitzung ein.

Wir wissen von der Ehe des jungen Paares auch nichts, als daß wir vermuthen müssen, sie sey glücklich gewesen, denn man erzählt uns nichts von Zänkereien, und zwei Kinder, Mädchen, waren daraus entsprossen. Die Einwohner von Cowper House bestanden aus diesen, den beiden Eltern und einem Dienstmädchen. Keine menschliche Seele schlief sonst unter dem Dache.

Dienstag den 17. April dieses Jahrs 1849 ward die Nachbarschaft, bald die Stadt Orlon, dann die ganze Grafschaft Westmoreland von einem Gerüchte beunruhigt. An diesem Tage nämlich begann es in Cowper House zu spucken. Plötzlich hörte man es laut an die Wände und Thüren klopfen. Verschiedene Gegenstände, die auf Gesimsen und Consolen standen, fielen zu Boden, ein Stück rasch nach dem andern, und zum nicht geringen Schreck der Hausbewohner wiederholte sich dieses unbegreifliche Schauspiel, oder besser Spektakelstück, bis zum Abend. Alle Nachforschungen von Mann, Frau und dem bewährten Dienstmädchen waren umsonst. Es ließ sich gar keine natürliche Ursache ergründen. Etwas bang gingen sie zu Bette, aber die Nacht verging ruhig, und sie erwachten Morgens am 18. April frisch und gestärkt, und mochten nicht mehr viel an die Vorfälle des gestrigen Tages denken, die, wenn sie sich nicht wiederholten, einem bloßen Zufall leicht zugeschrieben werden konnten.

Aber dieser Mittwoch übertraf den gestrigen Dienstag. Um halb zwölf Uhr, also eine halbe Stunde vor Mittag, fing es wieder an zu klopfen. Es kam aus einem entfernten Theil des Hauses. Aber kaum, daß man darauf Acht hatte, als der Spuck im Saale selbst seinen Anfang nahm. Zwei Kinderstühle, die man in die Wiege gestellt, fingen an sich zu regen, die Wiege, ohne daß sie Jemand anrührte, wippte links und rechts und gerieth plötzlich in ein so tolles Schaukeln, daß beide Stühle hinausflogen, sammt Windeln und Linnenzeug, bis unter das Gitter des Kamins. Jezt regte es sich unter den altmodischen Stühlen. Sie hoben sich, drehten sich und geriethen in ein Tanzen, bis sie mit einer unbegreiflichen Schnelligkeit von einem Ort zum andern sich bewegten. Ein einziger Stuhl machte davon eine Ausnahme und blieb ruhig auf seinem Platze. Es war dieß einer, der erst vor kurzem in einer Auction gekauft worden, die übrigen rührten sämmtlich aus der Erbschaft des Oheims her.

Das Butterfaß, welches an der Thür auf dem Boden stand, schlug plötzlich um, doch im selben Augenblick schoß der Stampfer sammt dem Deckel heraus und flog in den Flur, der sich in einer Mauerkrümmung nach der Hausthür hinzieht. Von hier kam gerade das Dienstmädchen und sah zu ihrem nicht geringen Schrecken diese ihr wohlbekannten Werkzeuge wie einen Vogel bis an die Thür schießen, hier anschlagen und dann wie einen Ricochetschuß zurückfliegen. Stampfer und Deckel fielen dann wieder beim Butterfaß nieder, ohne daß sie sich Schaden gethan. Das junge Mädchen aber schrie, daß es das Herz zerriß.

(Schluß folgt.)

Armuth und Christenthum.

(s. J. 1848. Nro. 136—133., 141—145., 152—154., 165—170., 306—313. J. 1849. 13—20., 40—51.)

Das Lezte ist das Beste, aber auch das Schwerste, von der Schöpfung des ersten Menschen bis zur Schöpfung des jüngsten deutschen Kaisers. Daß der Schluß unserer Betrachtungen über Armuth und Christenthum praktisch sey und nicht bloß auf den flüchtigen Wellen der Unterhaltung vorüberrausche, sondern ein wenig zu That und Leben werde, legt gerade dieser ganze heutige deutsche Reichsjammer als lebendigen Wunsch wohl sehr nahe. Ein Bauen ohne Grund in der Tiefe und ohne Ziel in der Höhe, wie babylonisch verwirrt muß es enden! Gerade diese Versammlung und Verfassung, von denen auch wir in diesen Blättern das Doppelte zu unserem hohen Ziele erhofft, daß sie den holländisch englischen Grenzpfahl am Meer und den sonderbündlerischen Pfahl im Fleische der deutschen Throne und Völker ausreißen und Abzugskanäle für die politischen, gewerblichen, wissenschaftlichen, religiösen und sittlichen Sümpfe graben werden, wie traurig sehen wir sie im Begriffe, den Fuß über die Schwelle der dem Apostel des Glaubens und Vertrauens gewidmeten Kirche hinauszusetzen! Wie schnöde haben sich die Zeichen erfüllt! Der religiöse Theil des deutschen Volks hoffte auf ein Wort und Werk mit Gott und von Gott. Eine nordamerikanische Verfassung stellt an ihre Spitze das Bekenntniß: „Wir das Volk des Staates Neuyork, Gott dem Allmächtigen für unsere Freiheit dankbar, errichten, um die Segnungen derselben zu sichern, die Verfassung.“ Die Frankfurter tagten in einer Kirche, nur um ausdrücklich nichts in Gottes Namen thun zu lassen. Das Vorparlament hatte auf „die ewige Frage“ um Seyn und Nichtseyn der Armuth keine Erwiderung, als auf den Vorschlag seines Vorsitzenden „ihre Sympathien für die Lage der arbeitenden Klassen durch Aufstehen zu erkennen zu geben.“ Die Mutter hat eine würdige Tochter gefunden in dieser Nationalversammlung, deren Mitglieder nicht einmal die feierlich gelobte Monatsgabe für die deutsche Flotte zusammenbringen. Sie wird auch mitsammt ihrem berühmten Nothquellenverstopfungsausschuß im eigenen und fremden Egoismus versiegen müssen.

Die bayerische Regierung hat durch das Staatsministerium des Handels und der öffentlichen Arbeiten „über die Mittel zur Hebung des Nothstandes der untern Klassen der Bevölkerung" Preisaufgaben ausgeschrieben. Probatum est. Nicht weniger als sechshundert und zwei-und-fünfzig dicke Abhandlungen haben sich um die zweihundert Dukaten beworben. — Diese Preisaufgabe ist meisterhaft gestellt und ächt staatsmännisch, in wahrhaft großem, napoleonischem Styl. Es ist so bequem, durch Andere sich Preisaufgaben lösen zu lassen, und so wohlfeil, um zweihundert Dukaten ein Weltverbesserungsrecept zu bekommen, wo ein Königreich und noch ein Königreich für ein sicher über den vulkanisch rauchenden Boden hintragendes Pferd zu bieten nicht zu viel ist.

Der Preis für Hebung des Nothstandes der untern Klassen ist lediglich dadurch zu gewinnen, daß die Höheren und die Höchsten von ihrem Gotte lernen, ihre Herrlichkeit nicht für einen selbstsüchtig zu verschließenden und zu genießenden Raub zu halten, sondern sich derselben zu entäußern und ein wenig Knechtsgestalt anzunehmen und andern Menschenkindern, zumal den ärmsten, gleich zu werden. Dieß und nur dieses ist das ganz einfache Rezept der Welterlösung. Dazu braucht man keine Dukaten, nur ein Herz. — Wenn die Höchsten sich zuerst auf diese ewige Stufe der Ehren niederließen, um in der Erniedrigung sich erhöhen zu lassen, so würden die Hohen, die Mittlern und die Niedern folgen und die Armuth bald durch Christenthum gerettet und innerlich reich gemacht seyn. Für unser armes deutsches Vaterland ist staatlich und gesellschaftlich nur in diesem Einen Heil. Aber wie ist das Herabsteigen so schwer, das Selbstherrschen so süß, das Selberessen so fett, das selber den Kaiser mitspielen so prächtig!

Es ist ein Jammer um das arme deutsche Volk, das keine Hirten hat nach dem Herzen des Gottes, dessen Sohn sich demüthigte und gehorsam war bis zum Kreuze, auch nicht erst von einem Blanqui böswillig sich sagen lassen mußte: »quand le peuple est à jeun, personne ne doit manger.« sondern Angesichts des hungernden Volks fastete, betete und für Speisung sorgte. Ein Moses war gleichfalls der Mann, sein Volk aus Egypten durch Meer und Wüsten zu führen, denn er nahm für sich verlieb mit der gemeinen Speise und dem Volke ließ er Fleisch geben. Und ein Alexander mußte eine Welt erobern, weil er den Helm voll Wasser, das für ihn entdeckt war, in den brennenden Sand zu gießen vermochte, an der Spitze seiner verschmachtenden Krieger, für die sich kein Trunk in der Wüste fand. Freilich ist heute andere Zeit und Mode. Auch wo das Vaterland im Bettlerkleide Rath und That erfleht, soll der Hermelin sich nicht vergessen; und ihm nach zieht sich Ritter und Knappe den Glanzhandschuh an, wenn er je an „Hebung der untern Klassen des Volkes" die Hand mit anlegen soll.

Gegenüber jener bayerischen Ministerialpreisaufgabe, die so ganz der grauen deutschen Theorie entspricht, lobe ich mir, wenn einmal solche Aufgaben gestellt werden sollen, jenen praktischen Engländer, der seine Landsleute auf einen bestimmten faßbaren Punkt hinwies und damit auch alsbald in's Schwarze traf. Zwei Preise setzte er aus für die zwei besten Aufsätze über den materiellen und geistigen Nutzen des Sabbaths für die arbeitenden Klassen, von Arbeitern geschrieben. Es gingen 1055 Abhandlungen über den Gegenstand ein und weckten eine mächtige Bewegung zu Gunsten der Heilighaltung des Ruhetages für Leib und Seele. Angeregt von dem Erfolge, setzten mehrere Männer und Frauen unter Prinz Alberts Vorsitz achtzig nachträgliche Preise von fünf Pfund Sterling aus, wodurch die tief in's Volksleben greifende Frage noch eine viel größere Bedeutung erlangte und die allgemeinste Aufmerksamkeit erregte.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Tirol, Mai.

Neue Bilder aus Süd- und Wälschtirol.

Jetzt, wo noch vor Kurzem der Besitz einer der schönsten Grenzmarken Deutschlands durch freche Eindringlinge in Frage gestellt wurde, wo die sonst von uns verspottete Feigheit der Wälschen den Muth gewonnen hatte, von der Aufpflanzung des Banners der italienischen Republik auf dem Brenner zu reden — jetzt dürfte es wohl den Lesern nicht unwillkommen seyn, mit einigen lebendigen Pinselstrichen sich Volk und Land jener südlichsten Grenzmark vor Augen gestellt zu sehen. Mögen die folgenden Skizzen, die allerdings noch kurz vor dem Ausbruche

des österreichisch-lombardischen Kriegs erlebt worden sind, dennoch in jedem deutschgesinnten Leser die Ueberzeugung stärken helfen, daß auch nicht ein Fuß breit jenes herrlichen Landes, nicht ein Mann jenes Volkes uns verloren gehen darf.

I.

Aus dem Schnallser Thal nach Trient.

Ich war herabgestiegen über den mächtigsten jener schon oft beschriebenen Tauern des Oetzthales, den Hochjochferner. Oben hatte mich und meinen jungen Führer der Nebel und ein feines Schneegestöber überrascht. Wie froh waren wir, als wir, zuerst undeutlich durch den Nebel schimmernd, zuerst die beiden mächtigen Bergreihen erblickten, welche das tiefgrüne Schnallser Thal einhegen! Unsere Alpstöcke einsetzend machten wir den lustig gefährlichen Ritt durch die anderthalb tausend Fuß lange knietiefe Schneelage, welche den auf dieser Seite steil abfallenden Gletscher bedeckte; dann noch ebenso lang im Zickzack von Fels zu Felsen springend, erreichten wir endlich, während schon die Dunkelheit einbrach, das Bett des Schnallser Baches, der kräftig unter dem Gletscher hervorstürzt. Jezt noch ein paar hundert Schritte auf sammetweicher, auch noch sehr abschüssiger, grüner Alm, dann über eine Brücke, und das erste Gehöft des Schnallser Thals, dem sogenannten Kuschbauern gehörig, lag vor uns. Laut schlugen die Hunde an, das Hofthor that sich knarrend auf, und wir traten in die große, von einem mächtigen Kienspan erleuchtete Stube, in welcher die Familie sammt dem Gesinde an einem großen Tische sitzend die späten Ankömmlinge verwundert, aber freundlich willkommen hieß. — „Wo will Er denn noch hin?" fragte bald gereizt das ehrwürdige Oberhaupt der Schnallser Bauernfamilie, auf meine Erkundigung, ob denn auch hier wirklich das Wirthshaus sey. Es war eine stattliche patriarchalische Gestalt, dieser Kuschbauer, umringt von einer Menge blondgelockter, halb und ganz erwachsener Söhne und Töchter, und neben ihm seine würdige Ehehälfte, eine freundliche, recht mütterlich aussehende Frau. Ich sezte mich an den zweiten mächtigen Eichentisch, und bald dampfte vor mir eine tüchtige Schüssel voll leidlich hergerichteten „Gsträunnen" (Hammelfleisch), nebst einer großen Halben dunkelrothen Weins. Mein Führer, eingeladen mit mir zu essen, verschmähte das und blieb lieber bei seiner dicken Polenta. Ebenso hatte er oben auf dem Ferner ein Stück gebackenen Huhns, das ich ihm freundlich bot, als eine unbekannte Größe zurückgewiesen und lieber das härteste, trockenste Maisbrod mit seinen kerngesunden Zähnen zerknirscht. Dafür ließ ich ihm jezt wenigstens tapfer einschenken. Während ich aber selbst mit ziemlich gesundem Appetit zulangte, ließ sich plötzlich die ganze Familie auf die Knie nieder und begann jenes sonderbare Betgeräusch — anders kann man es nicht nennen — worin der Tiroler in der That unübertrefflich ist, und das von weitem gehört, mit dem Durcheinander wohlklingender Baß- und Diskantstimmen sich fast wie Glockengeläute ausnimmt, in der Nähe aber den Eindruck von etwas beinahe Unartikulirtem, Thierischem macht. Ich weiß nicht, wie viele Ave Maria's, Pater noster und Credo's einander folgten, weiß auch nicht, ob sie deutsch oder lateinisch oder wälsch gebetet wurden. Als das Gebet schon begonnen hatte, trat auch die Hausmutter ein. Mit einer Art Fanatismus warf sie sich in die Knie, bekreuzte sich wiederholt und suchte das Versäumte einzubringen. Da das Gebet fast eine halbe Stunde währte, ließ ich, der ich es mir sonst zum Gesetz gemacht habe, jede Glaubensform zu ehren, mich zu einigen Zeichen der Ungeduld hinreißen. Nach dem Gebet meinte der Hausvater gutmüthig, sie haben mir wohl zu lange gebetet. Ich erwiederte, ich glaube allerdings, ein einziges Vaterunser, so recht aus dem Herzen gesprochen, werde Gott mehr gefallen, als ihre ganze lange Litanei. Ob sie nicht in der Schrift gelesen hätten: wenn ihr betet, sollt ihr nicht viel plappern, wie die Heiden? Dieses Argument schien ihnen einzuleuchten; wenigstens wußten sie nichts darauf zu erwiedern, auch zeigten sie weiter keine Empfindlichkeit. Denn als ich nachher eine feine Havannahcigarre herauszog, nahmen all die jungen lustigen Bursche nun auch ihre kurzen Stummel zur Hand und sezten sich zutraulich zu mir.

(Fortsezung folgt.)

Vom Main, Mai.

(Schluß.)

General Gagern und Hecker

General Gagern sah Hecker erst bei Kandern. Die Sympathie, welche jener für Hecker fühlte, war es auch, was ihn so weit vertrieb; es war Gagern als könne ihm von diesem Mann nichts geschehen. Er sollte — wenn es auch jezt constatirt ist, daß *seine* Soldaten zuerst schossen und dann davon liefen und ihn allein ließen — gleichsam von der Hand sterben, die er brüderlich zu drücken wünschte. Tödtet uns nicht oft, was uns das liebste war? Hecker brachte Gagern den Tod, aber mit diesem Tod verließ auch Hecker das Glück. Ihm blieb ein Leben, schlimmer als der Tod. Dieser Tag kostete Deutschland zwei edle Söhne. — Bei Kandern! das war also der rechte Augenblick. Zu früh, zu spät — um dieß dreht sich alles auf Erden. Wenn die zwei Männer, welche das Vaterland beweint, früher, im *rechten* Augenblicke — wie *wir* ihn heißen — sich gesehen hätten, wie anders gestaltete sich beider Loos! Sie standen sich jezt mit den schmerzlichsten Enttäuschungen gegenüber; beide sahen ihre schönsten Gedanken, in denen sie zugleich Gegner und Brüder waren, im Staube, beiden ist die Poesie des Lebens untreu geworden. Gagern muß *gegen* das kämpfen, was ihm wie ein morgenrother Traum gewesen, und auch Heckern zerrinnt das Ideal, für welches er streitet, gleich einem Luftbilde unter der bewaffneten Hand. Er soll bald das fliehen, was er liebt, Gagern stirbt an dem, was er liebt. Dieser ist doch noch glücklicher, er empfängt den Tod mit einem vollen Herzen, nicht ohne Begeisterung; Hecker erlebt die Entzauberung, den leeren Alltag. Wie oft mag er um Gagern geseufzt, wie oft seinen Namen der jungen, von keinem Menschenblut, von keiner Menschenzähre getränkten Erde, den unentweihten Lüften Amerika's genannt und in der Einsamkeit seiner Wälder mit dem verklärten Geiste verkehrt haben, der sein Freund war und den ihm die Fügung auf Momente als Feind gegenüberstellte!

Auf unserem Heimweg, den der geheimnißvolle Mondstrahl beglänzte, während der Dom wie ein grauer Geist über der Stadt ragte, geriethen wir immer tiefer in die Gedanken, welche das Geschick dieser beiden Männer in uns anregte, bis uns zulezt das enge Labyrinth der Straßen von Sachsenhausen aufnahm. Vor einem wundersamen Miniaturhaus, das an den andern hoch und schmal wie ein Erker, wie ein zierliches Steinnest hängt, verweilten wir betrachtend. „Wer hat das gebaut und zuerst bewohnt? Gewiß ein junges Ehepaar," meinte Jemand von der Gesellschaft. So traut und lustig zugleich sieht das kleine Alterthum in die Neuzeit, als wollte es erzählen von dem gemüthlichen Stillleben der Vorzeit, aus dem die Menschen jezt längst hinausgewachsen sind, und von geheimem Glück. Lange Lichterreihen spiegelten sich im Strome. An einer Ecke der Fahrgasse, vor dem zweitältesten Hause, den Saalhof nicht eingerechnet, trennten sich die Wanderer.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 125. Freitag den 25. Mai 1849.

Sectamini charitatem, aemulamini spiritalia!

Paulus
ad Corinthios.

Armuth und Christenthum.

(Fortsetzung.)

Die Engländer wissen, worauf ein Staatswohl beruht, sie kennen die Hebel, womit man ein gesunkenes Volk hebt, und während sie durch tausend Fabriken und Segel die Welt beherrschen, versuchen sie keck und stark über dem Leopardenbanner die Fahne mit dem Zeichen zu pflanzen, in welchem sie über ihre eigenen Segel und Fabrikmaschinen, die sonst sie selbst zerquetschen müßten, siegen können. Man berichtet uns aus England: „Alle höhern Klassen sind dort thätiger als je, die Bedürfnisse der untern, materielle und geistige, kennen zu lernen, ihnen abzuhelfen und die Dinge nicht ihren Gang gehen zu lassen. Die alten Vereine verstärken sich und suchen ihren Wirkungskreis zu erweitern, ohne zu verhindern, daß neue mit ihnen wetteifern. Die Sekten insonderheit verbessern das Unterrichtswesen und suchen dem Volke dafür, daß es ihnen gestattet, seine Jugend geistlich zu erziehen und dieselbe an Selbstbeherrschung und Achtung vor göttlichen und menschlichen Gesetzen zu gewöhnen, etwas anzubieten, was dessen Lage auch in materieller Beziehung zu verbessern verspricht. So sucht man sich jezt besonders der Ladenbursche, der Commis u. dgl. zu bemächtigen, indem man einerseits die Bewegung zu Gunsten der Abkürzung der Arbeitsstunden befördert, andererseits Anstalt trifft, diese Mußestunden der jungen Leute durch nützlichen Unterricht und belehrende Unterhaltung auszufüllen. Dazu werden die Jünglingsvereine sehr ermuntert und eine Anzahl von Geistlichen und Laien in London hat es übernommen, Abends in verschiedenen Theilen der Stadt Unterricht in Sprachen und Wissenschaften zu ertheilen, wobei gut empfohlene junge Leute für einen kleinen Geldbeitrag zugelassen werden." Jeden Sonntag sind in der That an 20,000 christliche Männer und Jünglinge den ganzen Tag hindurch unter den ärmsten Klassen mit Besuchen, Lehren, Trösten, Helfen beschäftigt. Dazu hat der Bischof von London in zehn Jahren fünfzig Kirchen im Lande gebaut, um die Massen in ihrer Armuth auf Grund des Christenthums reich zu machen.

Wie in London, so anderwärts in England. Jene in den großen Städten auf Mission ausziehenden Männer, von denen ich schon wiederholt gesprochen, leisten außerordentliches für Beruhigung, Sittigung und also Beglückung des Volkes. So waren in einem Hofe zu Leeds vierzehn Wohnungen, unter denen dreizehn von den verworfensten und schändlichsten Personen bewohnt wurden. Die vierzehnte wurde frei, ein solcher Stadtmissionär miethete sie und hielt da religiöse Vorträge mit Hülfe einiger Genossen, mehrere Monate lang. Nach einem halben Jahre verdiente kein einziges Haus im Hofe mehr jenen übeln Ruf. Seitdem ist fast ein Jahr weiter verflossen und noch ist kein schlechtes Haus wieder da. Das ist eine der berüchtigten Straßen, von denen Lord Ashley in einer Rede sagte: „Ich kenne Plumtree-Court, ich habe es gesehen, ich habe es gerochen. Niemand, welcher einmal dagewesen ist, kann es je wieder vergessen. Das ist ein Nest, so unreinlich, daß Sie auf dem nächsten Düngerhaufen sich an einem reinlichen und wohlriechenden Orte dünken würden im Vergleich mit der Stelle. Die Sache ist so wichtig, daß ich

lieber möchte, wir Alle wären an diesem Werke thätig auf jenem Düngerhaufen, als daß wir hier auf damastenen Sophas und Stühlen von Gillow oder Dowbiggin sitzen. Am Begräbnißtag eines solchen Stadtmissionärs gingen aus dem vorher so verworfenen Distrikte Hunderte zu Fuß von Broadwall nach Kensalgreen und nicht weniger als dreihundert wurden bei der Waterloobrücke zurückgewiesen, weil sie das Brückengeld nicht bezahlen konnten. Wer das Herz dieser Leute aus dem verderbtesten Theil der Bevölkerung rührt, warme Theilnahme für Alles zeigt, was ihr zeitliches und ewiges Wohl betrifft, der mag Prediger oder Missionär oder Premierminister in Downingstreet seyn, er wird ganze Massen mit seinem kleinen Finger regieren können."

„Ich glaube nicht," schließt der wirklich „edle" Lord, „daß London vor zehn Jahren (wo dieses thätige Christenthum gegen die Armuth noch nicht seine Liebesfeldzüge eröffnet hatte) dem gewaltigen Stoße der Februarrevolution hätte widerstehen können. Wenn nun auch andere Stöße kommen, was ich nicht bezweifeln will, ermüden Sie nur nicht in Ihrem Werke, sondern rüsten Sie sich mit dem Harnisch des Glaubens, und thue Jeder in seinem Beruf und Amt für das Wohl der arbeitenden Klassen, was seine Schuldigkeit ist, so mag der ganze Continent umgewälzt und wie durch Erdbeben von einem Ende zum andern zerstört werden, es wird mich betrüben für die Betheiligten, aber nicht für unser Land."

Es gehört freilich der ganze sittlich religiöse Muth und die göttliche Zuversicht eines praktischen Christen wie Lord Ashley dazu, um nicht in den frohen Hoffnungen des in Liebe thätigen Glaubens durch die tausend Hemmnisse sich stören zu lassen, welche der Unverstand und die Bosheit, der Neid und der Geiz mit teuflischer Ironie dazwischen zu werfen eilen. So hat auch eben unserem großen Volksfreunde an jedes neue Gottes- und Armenhaus flugs der Teufel seine Kapelle angebaut, und erst neulich berichtete man, wie selbst die aus reinstem Menschengefühl heraus angeregte und durchgesezte sogenannte Zehnstundenbill umgangen und vergeblich gemacht wird. Mammonbesessene Fabrikherrn und gottverlassene Fabrikarbeiter haben ein Relaissystem eingeführt, wonach der Arbeiter alle acht Stunden die Arbeit wechselt und in eine andere Fabrik zu einem neuen Tagewerk geht, so daß er statt zehn vielmehr sechzehn Stunden arbeitet. Auch gehen die Baumwollenspinnereien und die Bergwerke jezt Tag und Nacht, um auch in lezterer eine zehnstündige Arbeit, also in 24 Stunden zwanzig Stunden Arbeit zu gewinnen. Ohnehin werden die Maschinen so vervollkommnet, daß fast gar keine Spinner, sondern nur noch Beaufsichtiger nöthig sind.

Gegen dieses Zeit und Raum, Leib und Seele verschlingende Ungeheuer der riesenhaften Fabrikgewerbsamkeit sind freilich menschliche Gegenkräfte nichts nütze. Anordnungen und Maßregeln, Polizei und Parlament müssen die Segel streichen. Aber soll man verzweifeln und fast Recht geben dem Communistenprediger Sebastian Seiler, dem würdigen Genossen jenes nur auf „Krieg, Blut und abermals Blut, auf ein Meer von Blut" seine Hoffnung für Deutschland bauenden, Humanität Wahnsinn nennenden und vor Allem das **Knallsilber** nicht vergessenden Heinzen? „Zwei Wege," sagt Seiler, „werden das Elend der Menschheit und somit die von uns beabsichtigte Umgestaltung derselben beschleunigen: erstens die Industrie, zweitens bessere Schulen. Erstere frißt gleich einem Drachen alle Mittelmäßigkeiten und die Kleinmeisterei und speit einen Bankerott nach dem andern. Und leztere steigern die Bedürfnisse des Lebens. Arme Bauern, die bis jezt wie das Vieh lebten und sich glücklich fühlten, lassen ihre Kinder studiren oder wenigstens aufklären; das gibt Unzufriedenheit, Aemterjagd, verzweifelte Kerle; mit Einem Wort: gute Schulen arbeiten dem Communismus in die Hände. Je höher die Bedürfnisse steigen, desto größer die Verzweiflung."

(Fortsetzung folgt.)

Das Spuckhaus in Westmoreland.

(Schluß.)

Von jezt an begann aber erst recht der Herensabbath. Tische mit Schüsseln und Tellern darauf hoben sich, kippten und schlugen um. Alle Gegenstände, die an Nägeln hingen, zitterten, die Hüte rollten, die Kleider blähten sich. Messer, Gabeln Tiegel, Fässer, Wannen geriethen in Bewegung, sogar die Wandspinden knackten, als wollten sie sich von der Mauer losreißen und an dem allgemeinen Tanze Theil nehmen. — Am lustigsten anzusehen war es, wie Salz und Pfeffer aus ihren Näpfen aufflogen und in der Luft durcheinander wirbelten wie ein Schwarm Bienen im Sonnenschein, und troz der Vermischung dieser feinen Körner sich wieder beim Hinuntersinken ordneten und das Salz in's Salzfaß, der Pfeffer in den Pfeffernapf zurückfielen. Die Butterscheibe erhob sich und schwebte eine Weile, wie der Mond um die Erde, um den Tisch, bis sie mit einemmale an die Decke klatschte und dort eine Weile sitzen blieb, worauf sie wieder herunter fiel, und glücklicherweise auf die Schüssel, auf der sie vorhin gelegen, nur umgekehrt.

Master Gibson und seine Frau waren muthige Leute, aber dieß war ihnen doch zu viel. Sie hielten es nicht mehr aus; sie packten einiges zusammen,

schlossen das Haus sorgfältig zu und machten sich dann, mit dem Dienstmädchen und den Kindern, auf den Weg zu einem Nachbar, Master Robert Bousfield, um sich daselbst von dem Schrecken zu erholen. Master Bousfield ist ein geachteter Mann, in gesezten Jahren, ohne Phantasien, und er gilt in der ganzen Umgegend als einer, auf den man sich vollkommen verlassen mag. Nachdem dieser sie beruhigt und, was an ihm, ihre Erlebnisse als Einbildungen ihnen auszureden versucht, begleitete er sie selbst gegen Abend nach dem Thee in ihr Haus zurück. — Aber kaum hatten sie aufgeschlossen, Licht angezündet und sich im Saale niedergesezt, als der Spuck fast eben so arg wie am Tage auf's Neue begann. Auch Master Bousfield überlief es kalt, er erklärte, hier könnten sie nicht bleiben, und er war jezt der erste, der aufbrach und in die Familie drang, mit ihm zu kommen und in seinem Hause zu übernachten.

Dieses war kein Spuckhaus. Die Nacht verging ihnen hier ruhig, und am andern Morgen, Donnerstag den 19. April (immer dieses Jahres), kehrten sie in ihr Haus zurück. Jezt blieb es still, sie verzehrten ihr Mittagbrod in Ruhe und empfingen einen angenehmen Besuch, den Bruder der jungen Frau, Master Thomas Bland von Bybeck. Kaum aber hatten sie sich miteinander an den Theetisch gesezt und der Gast seinen Hut auf denselben gelegt, als dieser plötzlich aufschnellte und in den Kamin flog. Jezt fingen die Mäntel und Röcke an den Nägeln an sich zu regen und zu bewegen. Ein Frauenrock blähte sich mit seinen Falbala's zum Reifrock auf, ein alter Reiterpaletot des seligen oder unseligen Robert Gibson gerieth in sonderbare Unruhe und bald streckte er den rechten, bald den linken Aermel aus, ja ein Paar alte Reiterstiefeln hörte man aus der Rumpelkammer auf dem Boden die Treppe herabkommen. Da ward dem jungen Mann, der vorhin über sie gespottet, auch unheimlich. Er stand blaß auf und erklärte ihnen, es wäre wohl besser, wenn sie alle mit ihm nach Bybeck gingen und dort einstweilen blieben. — Dieß geschah, und die Familie Gibson ist noch bis diesen Augenblick (in der zweiten Woche des Mai) in Bybeck, weil ihr die Geister ihr Haus streitig machen.

Die Sache blieb, wie gesagt, kein Geheimniß und war schon nächsten Tages in der ganzen Grafschaft bekannt, die ihr die größte Aufmerksamkeit schenkte. Man wollte ihr auf den Grund kommen, aber es ist bis diesen Augenblick nicht gelungen. Sonnabend den 21. April begab sich eine Gesellschaft junger Männer aus Orlon nach Cowper House, um Nachforschungen anzustellen. Die Familie war aber nicht dabei und man bemerkte nichts ungewöhnliches.

Dienstag am 24. April aber begaben sich mehrere ehrenwerthe Männer aus Orlon, zu den angesehensten Bewohnern gehörend, nämlich Master Jas. Elwood, der Wundarzt Master Torbuck, der jüngere Master Wilson, Master J. Robertson, Master M. Atkinson und Master St. Bland, zuerst nach Bybeck mit der Bitte, daß die Familie Gibson sie nach ihrem so verrufenen Hause begleiten möchte. Dieß geschah und die Commission machte sich etwas voraus mit den Schlüsseln auf den Weg. Sie fanden das Haus leer und in der Ordnung oder Unordnung, wie man ihnen beschrieben; aber wie sie auch jeden Winkel, vom Keller bis zum Dachfirste durchsuchten, sie konnten nichts finden, was zu jenen Störungen hätte Anlaß geben können, noch sonst irgend etwas Ungewöhnliches. — Kaum aber war die Familie im Hause, die man übrigens in allen ihren Bewegungen beobachtete, als es wieder zu klopfen anfing an verschiedenen Thüren; es krazte an den Wänden, die Hüte schüttelten sich an den Nägeln, einer flog ab, ein zweiter folgte, die Stühle fingen an zu rütteln, und mit einemmal sezte sich ein großer Eßtisch in Bewegung, der an der Wand gestanden, und placirte sich in die Mitte des Saals. Kurz es trat eine so vollkommene Confusion und autonomische Bewegung unter den leblosen Dingen ein, daß es der Commission ging wie allen Besuchern und Untersuchenden vorher, d. h. sie hielt es für das gescheidteste, sich schleunigst auf die Beine zu machen und mit seinen rechtmäßigen Bewohnern das Spuckhaus zu verlassen. Selbst das Protokoll über das, was sie beobachtet, nahm sie nicht mehr im Hause, sondern wo anders auf, vermuthlich in der Besorgniß, daß auch die leblosen Federn sich emancipiren könnten und etwas anderes auf das Papier schreiben, als ihre Meister und Herrn wollten.

So stehen die Sachen noch heut. Nur ist noch eine Wahrnehmung zu bemerken: wenn die Kinder im Hause sind, ist der Spuck vollends gar arg. — Ermittelt ist bis jezt nur Eines. Am 17. April dieses Jahrs fing der Spuck an, und fünf Jahre vorher, gerade am 17. April 1844, fand man die Leiche des früheren Besitzers, Robert Gibson, im Wasser.

Die Westmoreland-Gazette, welche uns den Fall erzählt, läßt es im Ungewissen, ob man vermuthet, daß der Oheim des gegenwärtigen Besitzers im Wasser verunglückt, sich selbst in's Wasser gestürzt, oder von andern hineingestürzt worden. Sie schließt ihre Erzählung nur mit den mysteriösen Worten: „Einige sind der Meinung, daß etwas geschehen sey, was sehr bös ist, oder es ist eine Warnung vor etwas sehr Schlimmem, was da kommen wird."

Wir werden uns in den englischen Zeitungen umsehen, ob es späteren Commissionen glücken wird, mehr zu erforschen, und finden wir Aufschlüsse, werden wir sie unsern Lesern nicht vorenthalten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Tirol, Mai.

(Fortsetzung.)

Neue Bilder aus Süd- und Wälschtirol.

Wie prächtig waren sie anzusehen, diese krausgelockten, rothbackigen Gesichter mit den frischen Augen und dem unendlich gutmüthigen Ausdruck! Ich mußte von meiner Bergfahrt erzählen, und wo ich „z'Haus bleibe." Unterdessen war es Schlafenszeit geworden. Die jungen Mädchen gingen zuerst, und jede küßte noch — andächtig das an der Thür hängende Kruzifix. Der kräftige Alte nahm ein Lichtstümpchen und geleitete mich die schwere Holzstiege hinauf in eine geräumige Kammer. Hier standen zwei ungeheure zweischläfrige Bettstellen nebeneinander. „Da, die Betten seind sauber," sagte er, auf die eine zeigend, und wünschte mir gute Nacht. Aufgeregt, wie immer, von einem starken Marsche, und seufzend unter der Last eines centnerschweren Deckbetts, schlief ich wenig. Als ich in der Nacht, oder vielmehr etwa Morgens gegen drei Uhr von heftigem Durst gequält, in der Unterstube nach etwas Wasser forschen wollte, siehe, da war die ganze Familie, auch mein Führer Jörgli, schon wieder wach und im eifrigen Gebet auf den Knieen. Sie hatten eine Wallfahrt vor zu unserer lieben Frau im Thal, um gutes Wetter zur Heuerndte zu erflehen. Deßhalb diese fromme Vorbereitung. Das ist die Schattenseite im Tiroler Volksleben, dieses gar zu viele und mechanische Beten. Und doch, wenn sie weniger beteten, wären sie wohl auch so tapfer, so arbeitsam, so zufrieden? — Ich hatte mich noch einmal schlafen gelegt und erwachte erst spät am Tage. Keine freundliche Sonne lachte über dem grünen Thal, sondern ein dichter Nebel hatte sich gelagert, der sich nach und nach in feinen Regen auflöste. Dennoch brach ich auf, um weiter zu gehen, nachdem ich recht leidlichen Kaffee getrunken und die beispiellos billige Zeche bezahlt hatte. „Eppen a Guldl," sagte die gutmüthige Hausmutter auf meine Frage, wie viel ich für mich und den Führer schuldig sey. Also einen Gulden für anderthalb Flaschen Wein, Nachtkost für mich und den Führer, Nachtlager, Kaffee und Reinigen der Kleider. Merkt's euch, ihr Wirthe am Rhein und in der Schweiz! — Obgleich nun die Wolken tief in's Thal herunter hingen und ein feiner Regen herabrieselte, war es doch ein wunderschöner Gang über die sammetweichen Wiesen hinter dem Dörfchen. Bisweilen blickte ich noch rückwärts und besah die weiße, schauerlich leuchtende Schneewand, die ich gestern hinabgeglitten, und schüttelte mich in der Erinnerung an die überstandene Mühsal und Gefahr. Bald führte der Weg wieder hinab an das lustige Schnallser Wasser, das mich nun mit der köstlichen Musik seines Rauschens, Murmelns und Plätscherns auf dem ganzen Gange nicht mehr verließ. Nicht weit von unserer Frau, dem Hauptort des Thales, einem ziemlich stattlichen Pfarrdorf mit Kirche, Pfarre und ansehnlichen Gehöften, begegneten wir auf dem steilen auf- und absteigenden Pfade schon wieder unsere Wallfahrer. Die jungen Bursche sahen höchst malerisch aus in ihren Spitzhüten und kunstlos statt Regenmänteln umgeschlagenen wollenen Decken. Auch die Mädchen erschienen nicht übel, trotz der geschmacklosen Tracht der braunen wollenen Kogelmützen und der brennend rothen Strümpfe. Eine darunter war wunderschön. Sie ging in Begleitung einer ehrwürdigen Matrone, ein rechtes Bild einer sittigen Kirchgängerin, sah sich aber doch auf meinen gar freundlichen Gruß noch einmal lächelnd nach mir um.

Bald hinter dem zulezt genannten Dorfe schließt sich das Thal wieder eng zusammen, und man wandelt, auf beiden Seiten von mächtigen, spärlich bewaldeten Bergwänden eingeschlossen, wieder unmittelbar neben jenem geschwätzigen Gesellen, dessen Gespräch, harmonisch mit der großartigen Natureinsamkeit, dem sinnvoll betrachtenden Wanderer immer das willkommenste seyn wird. Dann wendet man sich rechts über eine Brücke und sieht, sobald man den Blick links aufwärts richtet, in einer Höhe von vielleicht zweitausend Fuß über der Thalsohle, keck auf einen vorspringenden Felsen gebaut, ein Kirchlein, St. Katharina geheißen. Von hier an wird der Weg immer wilder, die Thalschlucht immer enger. Sie läßt nur noch Raum für den in hundert kleinen Cascaden sich muthwillig überstürzenden Bach, und man muß zwischen Felsblöcken und Lerchenholz eine Zeitlang aufwärts steigen. Gegenüber fällt eine kahle durch Regengüsse ausgewaschene Porphyrwand steil ab in das Thal und man hört wohl zuweilen das eingezwängte, wildgewordene Gewässer mächtige Blöcke auf dem Grunde daherrollen. Nicht lange aber ist man so gewandert, so treten rechts in mäßiger Höhe einige ziemlich stattliche Häuser mit einer alten Klosterkirche hervor. Dieß ist Karthaus, wie der Name schon sagt, ein Karthäuserkloster, das aber jezt säkularisirt ist und im Augenblick wohl Niemanden zum Aufenthalt dient. Hier öffnet sich nun auch ein prächtiger Blick in das reizende Vintschgau, dessen mildere Luft hier bereits ihren Einfluß auf die Vegetation äußert. Der Nußbaum, die edle Kastanie treten uns schon einzeln als willkommene Boten der uns erwartenden südlichen Ueppigkeit entgegen. Nachdem ich mich in der Schenke zu Karthaus gelabt, trat ich wohlgemuth den weiteren, nicht ganz gefahrlosen Weg nach dem alten Bergschlosse Jufahl an. Der Weg schlängelt sich immer am Abhange der rechten Bergwand auf einem zum Theil ziemlich schlüpfrigen und abschüssigen Boden so schmal hin, daß er an einigen Stellen kaum zwei Fußwanderern das Ausweichen gestatten würde. Bei Regenwetter möchte ich ihn in der That nicht passiren. Unwillkürlich tastet man sich an manchen Stellen mit den Händen an der Bergwand weiter. An der andern Seite des Thals führt ein ähnlicher Weg nach Naturns, der noch gefährlicher seyn soll, und deßhalb der verbotene Steig heißt. Man bemerkt ihn wie einen grauen Strich an der gegenüberliegenden röthlichen Felswand. Auf dem Pfade der rechten Seite dauert die Gefahr nur einige Minuten lang. In der Nähe des alten Bergschlosses wird er wieder breiter. Jufahl ist eine sehr stattliche Ruine, die im Innern noch einige sehenswerthe Fresken haben soll. Ich sah sie nicht, da mich mein Herz gewaltig nach Meran zog, das ich noch heute erreichen wollte. Ich stieg deßhalb durch reiche Weingärten eilends hernieder in das schon halb italienisch gebaute Oertchen Staaben, das erste des Vintschgau's, welches man auf diesem Wege berührt. Die schwüle Luft, die hier aus den überaus fruchtbaren, aber sumpfigen Niederungen der Etsch aufsteigt, fiel mir fast beengend auf die Brust.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 126. Sonnabend den 26. Mai 1849.

Nota quidem, sed non ambitiosa domus.
Ovid.

Zwei Sonntage im Hause des Reichsverwesers.

I.

An einem Sonntag im August ging ich zum erstenmal auf der Straße nach Bockenheim. Ein schattiger Weg, mit feinem Sande bestreut, kein Staub, reine, leichte Luft, im Hintergrunde der blaue Taunus, Landleute, Arbeiter mit ihrem Geräthe, Lustwandler; einzelne stolze Equipagen mit hohen Kutschersitzen, oder caprizióse kleine Droschken, welche an die alte Ueppigkeit, an das Frankfurt vor 1848, an die Größen der Börse und Diplomatie erinnern. Wagen voll hessischer Soldaten, einige stattliche Offiziere zu Pferde. Rechts und links von diesem Corso Villa an Villa, eine Musterkarte der schönsten Landhäuser, jedes in seinem Garten oder Park, die Altanen in die farbenreichsten Blumenbeete verwandelt, wie lebendige Malereien, blühende Fresken. Alle Style, ja alle zierlichen Launen der Architektur; hier griechisch, dort germanisch, maurisch, Renaissance, hier Norden, dort Morgenland. Wie viele innere Geschichten und Phantasiegemälde, wenn sich das Auge in die schimmernden Säulenhallen, in die grünen Dämmerungen verliert! Vergessene Blumendüfte und Klänge wehen zu dem Wanderer herüber.

Näher bei Bockenheim als bei Frankfurt, auf der rechten Seite, wenn man aus der Stadt kommt, liegt das Haus des ehemaligen sächsischen Gesandten Rositz, welches der Reichsverweser bewohnte. Dreistockig, blaßgelbe Färbung, der Balkon wie mit Blüthen gestickt, ein schlichtes Gitter, etwas Rasen und Blumengruppen, am Thor ein paar Cypressen; keine Schildwache; vor der äußern Gitterpforte, welche die Nummer 22 zeigt, eine einspännige Droschke. Aber ich fühlte doch etwas wie historischen Hauch, der über diesem Stillleben schwebte, und trat nicht ohne Herzklopfen durch die Glasthüre in einen stillen Corridor. Im ersten Stock erwartete mich ein Diener in dunkler Livree, dessen ehrliches junges Gesicht mit den gemüthlichen Lauten der österreichischen Sprache zusammenstimmte. Während er die Treppe hinauf lief, mich bei der Baronin Brandhof zu melden, fiel mein Blick auf die offene Thüre des rückwärts nach dem Garten hinausgehenden ganz einfachen, aber heitern Speisesaals. Er zeigte einen Tisch mit zwölf Gedecken, ohne allen Prunk, ein paar Krystallschalen mit Obst als einzigen Tafelaufsatz. Ich dachte mir die biedere Gestalt des Erzherzogs hier unter den Seinen, im Frieden schöner Häuslichkeit, die Frau, das Kind, ein paar Freunde.

Der Diener kehrte zurück, führte mich hinauf, öffnete ein Vorzimmer und zeigte auf eine Thüre rechts. Als ich in den Salon trat, kam mir eine mittelgroße, nicht mehr junge Dame mit herzlicher Güte entgegen, reichte mir die Hand und ließ mich auf dem Sopha neben ihr sitzen. Sie trug ein anspruchsloses Barègekleid, ich glaube ein rothes Band mit einer Broche und ein geschmackvolles Häubchen. Sie mag nie schön gewesen seyn, ist aber sehr angenehm. Justinus Kerner würde von ihr sagen: „sie hat einen guten Nervengeist." — Aus ihren treuen braunen Augen leuchtet so viel Wahrheit und ächt weibliches Wohlwollen. Die Einrichtung des Gemachs, so weit ich sie, gefesselt vom Gespräche, flüchtig bemerken konnte,

war die eines eleganten Miethlokals, einer improvisirten Häuslichkeit, anständig bequem, aber nichts weder für den Luxus noch für das Gefühl, keine Erinnerung und keine Kunst. Die Wand grau, über dem Sopha von rothem Sammt ein kleines Bild im goldenen Rahmen, ich glaube eine Landschaft; am Fenster vor dem Ruhebette das Arbeitstischchen, einige Bücher darauf; ein Schreibpult, eine leere Etagère; nichts Ueppiges an Kissen und Teppichen, keine Andenken, keine Spielereien und kostbaren Ueberflüssigkeiten. Die Erzählerin bittet um Vergebung für dieses weibliche Detail. Die kleinen Dinge einer Umgebung sind nicht unmerkwürdig, weil sie oft am schärfsten bezeichnen, am meisten verrathen. In der ganzen Einrichtung und Gewohnheit des Reichsverwesers stößt man auf nichts, was nicht mit der bescheidenen Stille und Würde eines Präsidenten im Einklang stände. Man sieht, er ist nur zufällig ein Erzherzog.

Frau von Brandhof erscheint weder vornehm noch gewöhnlich, so recht menschlich und fraulich. Ihr Wesen ist wie das jeder edlen deutschen Frau, und doch edel genug für die erste deutsche Frau. Aus ihr spricht der Adel, den die Liebe eines geistig bedeutenden Mannes dem Weibe gibt. Sie ist vor Allem gut und eine liebende Frau. Das andere ist Alles hinzugekommen, ist eine würdige, schlichte Einfassung um das Juwel, das Herz. Sie führte schnell und natürlich die Unterhaltung dahin, wovon dieses ihr Herz voll war und was auch für Alle damals so wichtig war. „Der Erzherzog," sagte sie — ich hörte dieses Wort so gern von ihr in der trauten weichen Betonung ihrer Heimathberge, welche den Accent eigenthümlich auf die zweite Sylbe, das „herz" legt — „der Erzherzog hat es recht in der Seele, was ihm aufgegeben ist; er liebt Deutschland so sehr und fühlt dessen Lage ganz." Sie war immer innerlich bewegt, wenn sie von ihm sprach, und oft traten ihr Thränen in die Augen. „Ich kenne den Erzherzog so viele Jahre," fuhr sie fort, „schon seit meinem siebten Jahre; er ist viel in das Haus meiner Eltern gekommen." — „Also so recht zu seinem Herzen hinan gewachsen!" entgegnete ich, während sie wiederholte: „Ich kenne ihn so viele Jahre, weiß was er ist, und bewundere ihn; und doch kann ich sagen, ich habe in der lezten Zeit wieder neue Tugenden an ihm kennen gelernt, diese Treue für das Vaterland, diese Hingebung!" — Sie ist in den darauf folgenden Monaten auf harte Proben gesezt worden, diese Hingebung, und der Reichsverweser hat den Kelch bis auf die Neige leeren müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Armuth und Christenthum.

(Fortsetzung.)

Die Staatsmänner der Paulskirche und anderer Kirchen in partibus infidelium, welche nichts als Gewerbsschutz diesseits und Aufklärungsschulen ohne Religion und Kirche jenseits ihrer lieben Barrikaden oder Katheder und Schreibtische wollen, mögen zusehen, welche Stricke ihnen dieser heilige Sebastian Seiler um den Hals dreht. Er findet wahrlich Hanf und Werg genug an der deutschen Reichskunkel und kann zufrieden seyn mit dem Fortschritt, den z. B. ein kleiner deutscher Staat von 270,000 Seelen in den Jahren 1845 bis 1848 in den Armenausgaben auf der trefflichen Stufenleiter von 96,000 bis 159,000 Thaler machen durfte, und das mit noch nicht entzügelten Fabriken und Schulen. Auch können die Herren, welche „als Hauptmittel der geschichtlichen Entwicklung den Mord" erkannt haben und bei der Aufnahme in ihre Verbindungen von den jungen Handwerkern ein entschiedenes Nein fordern auf die Frage: „Glauben Sie an einen Gott?" gewiß recht wohl zufrieden seyn, daß auf ihrer politischen Hochschule in der radikalen Schweiz die Kriminalfälle von 1843 bis 1847 von 342 auf 584 angestiegen sind. Das gibt ein lustiges Zechen und Toasten auf den unendlichen Fortschritt in der jungen Kneipe, die sich die Sippschaft an der Stelle des umgestürzten Klosters des heiligen Bernhards auf dem Gipfel der Alpen errichtet.

Aber ein Staatsmann und Christenmensch wie jener Lord Ashley erschrickt nicht von der Drachensaat, die ihm der Satan und sein Bruder der Mammon, ihre Großmutter die Selbstsucht und deren Enkel, die Fabrikmaschinen und Aufklärungsfabriken, in den Acker des armen Volks streuen. Er hat Glauben und weiß, daß ein Gotteswort, ob auch nur klein wie ein Senfkorn, dennoch ein Wachsthum hat und gibt, das von keinem Unkraut sich überwinden läßt. Wer jenes hat, dem ist nicht bange um die Wirkung auf arme Menschenherzen, von denen noch keines ernstlich und gründlich mit Nein geantwortet hat auf die Frage: Glaubst du an einen Gott? Es muß ja der Mensch einen Gott glauben und unter seinen Schutz sich stellen, und hat er keinen, so macht er sich einen, wie dort im Gefängniß zu Glückstadt, wo achthundert Gefangene und Verlassene sich befinden, zwei Verbrecher einen Bund schlossen, sich eine Hülfe zu verschaffen, da sie sich ganz verloren sahen. Weil sie keinen Gott kannten und nichts von ihm wußten, machten sie sich „einen Engel" zurecht, ihn anzubeten. So hat auch der in Norddeutschland berüchtigte Mörder Hinz auf dem Schaffot bekannt, wie er im Gefängniß am Ende

zum Teufel zu beten gelernt habe, worauf er freilich auch ausgegangen ist und einen Doppelmord begangen hat. Elisabeth Frey kannte diese wunderbaren, geheimnißvollen Tiefen des Menschen und des Satans, darum fand sie den Grundsatz: „Seelenpflege ist die Seele der Armenpflege," und „Eine gerettete Seele wiegt die Hingabe eines ganzen Lebens auf."

Solcher Glaube fürchtet sich nicht und sieht in der dunkelsten Nacht den Leitstern und in dem Chaos die göttliche Werdelust eines bessern Daseyns. Die Gesundheit ist doch mächtiger als die Krankheit; das rein Menschliche, um gar nicht zu sagen das Göttliche, schlägt doch durch alle Hüllen durch. Ein Mann voll Liebe wie Lord Ahley, ein Weib voll Glauben wie Elisabeth Frey nimmt's mit einer ganzen Welt auf, und ob sie auch voll Teufeln wäre, oder voll von Maschinenspulen und Schulmaschinen. — Es thut Noth in dieser unserer Zeit und in diesem armen deutschen Lande, wo die Großen und Hohen so wenig auf den Firsten des Glaubens und der Liebe stehen, und hoffnungslos gegen Demokraten nur Soldaten in die Straßen zu führen wissen, um an jene Alles zu verlieren, während sie mit einem Tröpfchen von Selbsthingabe und Selbsterniedrigung den Weltbrand löschen könnten — es thut Noth in solcher Zeit immer wieder auf solche Glaubensheldinnen und Liebesfürsten hinzublicken, die, je größer das Verderben ist, in desto freudigerer Zuversicht, und je furchtbarer der Haß ist, in desto heißerer Liebe, je selbstsüchtiger der Hochmuth ist, in desto demüthigerer Aufopferung vom damastenen Sopha zu den Düngerhaufen verpesteten Menschenelends niedersteigen.

Wahr ist es freilich, verderbt ist ein Geschlecht schneller als gerettet, und aushausen ist leichter als erübrigen. Es gehört Glaube und wieder Glaube und nochmals Glaube dazu, um im Angesichte des immer tiefer und weiter fressenden Giftes am Gesunden nicht zu verzweifeln und gegen das Massenelend im innern und äußern Leben der Gegenwart den göttlichen Heilskräften ihr unveräußerliches, unverjährbares Siegerrecht unbezweifelt zu lassen. Wir sind gewohnt, das Kleine und Einfache zu verachten, weil unser ganzes jüngstes Jahrhundert so unsäglich in den Schein des Großen und Herrlichen sich aufgeschraubt, durch gewaltsame und künstliche Reizmittel den natürlichen Wahrheits- und Lebenssinn verdorben und die Dinge und Menschen in eitler Selbstbespiegelung und Selbstanbetung allenthalben auf Stelzen gestellt hat. Leben, Kunst und Wissenschaft haben es überall auf's Blendende, massenhaft Wirkende abgesehen und haben auch nicht einmal mehr von den Maschinen lernen mögen, wie das Einfachste immer von sicherster und nachhaltigster Wirksamkeit ist. So kommen wir immer wieder in Versuchung, gegen die Massenarmuth unserer Tage wieder nur massenhafte Mittel zweckmäßig finden zu wollen. Auf Massenauswanderung, oder Massenproduktion, oder Massenkriege als gründliche Hülfsmittel hoffen, ist am Ende eben so kleinen Glaubens oder vielmehr eben so großen Unglaubens, als wenn Barbes die Milliarden Privatvermögen in eine Masse zu gleicher Vertheilung werfen oder Heinzen giftgefüllte, in der Luft zerplatzende Behälter Verderben auf ganze Regimenter niederregnen, durch unterirdische Kammern voll Knallsilber ganze Städte mit 100,000 Mordknechten in die Luft sprengen, auch sonst durch Mord und Todschlag eine Million Barbaren unter die Erde bringen, wo möglich aber gleich einen halben Welttheil in die Luft fliegen lassen will, in welchem Stücke beiläufig gesagt Caligula oder Marat noch bessere Virtuosen waren, wenn sie der ganzen Menschheit nur einen Hals zu Nutz und Frommen ihrer Messer wünschten.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Von der Ostküste Schleswigs, Mai.

Der Krieg.

Die Siege holsteinischer und deutscher Truppen bei Eckernförde und Düppel haben dem heurigen Feldzuge in den Herzogthümern unstreitig eine andere, von mancher Seite vielleicht weder erwartete, noch gewünschte Wendung gegeben. Ein Kampf, der so glänzend begann, der mit solchem Enthusiasmus geführt wurde, durfte nicht mit der Lässigkeit des vorigen Jahrs fortgesezt werden. Wie lange man dennoch zauderte mit dem Vorschieben deutscher Truppenkörper über die jütische Grenze, ist bekannt genug, und auch hier wäre die beliebte Zögerungspolitik unserer Kabinette wohl noch weiter beibehalten worden, hätten die bei Kolding siegreich gewesenen schleswig-holsteinischen Bataillone nicht der Unterstützung bedurft gegen die weit stärkere dänische Armee. So geschah denn, wenn auch ungern, das sehnlichst Gewünschte; deutsche Reichstruppen marschirten gerade einen Monat nach Ausbruch des Kriegs über die Grenzen Jütlands und schlugen ein paar Tage später die siegreiche Schlacht bei Veile, was die Dänen zu eiligem Rückzuge nach Fridericia nöthigte, den Deutschen aber ganz Jütland erschloß. Während ich dieß schreibe, ist bereits sichern Nachrichten zufolge Horsens

von den Unsrigen besezt und Fridericia nahe daran von den Dänen verlassen zu werden.

Ungeachtet dieses siegreichen Vordringens der Deutschen, wo immer Dänen sich zeigten, ist man in den Herzogthümern doch nicht zufrieden mit der Kriegführung. „Der Gebrannte fürchtet das Feuer," ist ein altes Sprüchwort, das auf die Lage hiesiger Bevölkerung volle Anwendung findet. Im vorigen Jahr war Jütland auch besezt, der pommersche Reitergeneral Wrangel hatte sogar das große Wort gesprochen, es solle für jedes an den deutschen Ostseeküsten in Brand geschossene Haus ein Dorf in Jütland brennen, und doch räumte die deutsche Armee das Land, ohne daß dänische Spitzkugeln sie behelligten. Was im vorigen Jahr — so calculirt der gesunde Menschenverstand der Schleswig-Holsteiner — die angeborene Liebe gewisser Deutscher zu Rußland möglich machte, kann auch in diesem Jahr wieder möglich werden, ja das unläugbare Erstarken des alten Absolutismus läßt noch weit mehr befürchten. Daher das hartnäckige Zweifeln an dem Einrücken der Reichstruppen hier zu Land, ein Zweifeln, das erst den offiziellen Nachrichten aus Jütland wich.

Ist es höchst erfreulich, den ächt deutschen Geist der hiesigen Bevölkerung, die Aufopferungsliebe für Wahrung und Erstarkung deutschen Rechtes, deutscher Macht kennen zu lernen; erfreut es ferner, wenn man das gute Einvernehmen der verschiedensten Truppentheile untereinander sieht: so muß man andererseits doch bedauern, daß dieser schöne und erhebende Beweis deutscher Einigkeit wenig Anklang, wenig Beifall findet in höheren Regionen. Es wäre ungerecht, wollte Jemand von Verrath sprechen, wo überführende Beweise dafür fehlen, erlaubt aber muß es seyn, den guten Willen in Zweifel zu ziehen, eine ächt deutsche Angelegenheit zu Deutschlands Ruhme zu Ende zu führen, wenn man das Gebahren gewisser Leute betrachtet. Die Herzogthümer wimmeln von Soldaten, alle Städte, Dörfer, Höfe, Scheuern und Ställe liegen voll. Wohin man sieht, wird exercirt, marschirt, paradirt, Geschützen, Munitions- und Bagagewagen begegnet man auf allen Hauptstraßen. Die Leute verschanzen sich Alsen gegenüber nicht bloß bis an die Zähne, nein bis über die Pickelhauben, aber kein Mensch kann sagen, ob dieß geschieht, um Alsen zu stürmen und den Dänen hinaus auf's Meer zu jagen, oder um die Truppen in Anlegung von Schanzen zu üben. Wozu dieses Zögern? fragen die hiesigen Einwohner, und geben selbst die sehr nahe liegende Antwort darauf: um den Dänen nicht zu wehe zu thun! Die Meinung, daß man die Herzogthümer durch den Krieg ausziehen will, ist vielfach verbreitet, und daß der Oberstcommandirende seine Operationen nach einer offenen und einer geheimen Instruktion einrichtet, läßt sich so leicht kein Mensch nehmen. Es ist traurig, aber wahr, daß dieses zweideutige Verhalten des Obergenerals einen Widerwillen, ja Haß gegen Preußen und leider auch gegen preußische Truppen erzeugt hat, der vielleicht nur noch übertroffen wird von dem Hasse gegen Dänemark. Dieß Alles sind die unvermeidlichen Folgen einer unvolksthümlichen, undeutschen und — sagen wir es offen — unehrlichen Politik.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Tirol, Mai.

(Fortsetzung.)

Neue Bilder aus Süd- und Wälschtirol.

Der Contrast war allerdings groß. Gestern um dieselbe Stunde fast neuntausend Fuß über dem Meer, in der unwirthbarsten Schneeregion, und jezt mitten im Weinlande unter den Strahlen einer glühenden Sonne. Diesen Contrast erlebt man in Tirol sehr häufig, und gerade er ist es, der die Fußwanderungen so anziehend macht. Da Post und Stellwagen schon vorüber und ein Wagen nicht zu haben war, so eilte ich zu Fuß auf der trefflich gebahnten Straße weiter über Naturns, rechts zur Seite das stattliche Schloß der Grafen von Mohr, durch Rabland nach der Töll und Partschins, wo man auf der Brücke stehend, unter welcher die Etsch in einer prachtvollen Cascade dahinschießt, nach oben und unten einen köstlichen Blick auf die saftigen, aber von himmelhohen Bergen bekränzten Gelände des Vintschgaues hat. Dann immer abwärts auf der herrlichen neugebauten Kunststraße nach dem reizenden Meran. — Das Herz schlug mir hoch und meine Augen füllten sich mit Freudenthränen, als ich die lachenden Gefilde, als ich das alte und doch nie alternde natur- und jugendfrische Städtchen mit seinem schlanken Thurme nach zweijähriger Trennung wieder sah. Es ist unglaublich, mit welchem Heimathsgefühl diese paradiesische Gegend Jeden umstrickt, der auch nur wenige glückliche Stunden oder Tage hier verlebt hat. Wie ein Rubin zwischen einem Kranz von Smaragden liegt das Städtchen mit seinen rothen Ziegeldächern im grünen Meer von Rebenhügeln und lachenden Triften. Aber der Vergleich hinkt; denn was sind die schönsten geschliffenen Steine gegen dieses blühende, warm pulsirende Leben der Natur! Der Strich von Meran bis Botzen ist das Granada Tirols. Zwar trägt die Vegetation noch nicht ganz jenen südlichen Charakter, den sie dort unter den Strahlen einer fast tropischen Sonne erreichen mag; die edle Rebe, die saftige Pfirsiche, das köstlichste Kernobst gedeihen, aber nur hin und wieder breitet der Feigenbaum, aus Felsenritzen wild hervorquellend, seine dunkelgrünen Blätter aus; dafür aber weht auch hier selbst im heißesten Sommer eine milde Kühlung aus den Schluchten des grünen Passeyerthales und aus den beiden rasch strömenden Flüssen, der Etsch und Passer, empor, während die hohen Gipfel zur Seite, ohne Schneeluft zu bringen, das Thal vor rauhen Nordwinden schützen.

In Meran wieder das alte Leben. Prächtige Trauben und sammtene rothbackige Pfirsiche, etwas derbe, aber schmackhafte Küche, trefflicher rother Küchelberger, wahrscheinlich von derselben Sorte, wie er durch den schneeweißen Hals der schönen Philippine Welserin schimmerte, schöne frische Kellnerinnen mit Wangen wie Milch und Blut, und dicken, hinten durch die große Knopfnadel zusammengehaltenen Zöpfen, lustige Tafelgesellschaft, gemüthliche Bayern und Oesterreicher, etwas vornehmer thuende Schwaben u. s. w. Der vornehmste Gasthof in Meran ist bekanntlich die Post; ich trat aber zur Veränderung im goldenen Adler ab, wo ich es eben so gut fand. Ein luftiges Sommerhaus, durch einen hölzernen Gang mit dem Gasthofe verbunden, wurde mir als Quartier angewiesen. Man bat mich zu entschuldigen, daß ich für die erste Nacht noch ein paar Gesellschafter haben werde. Als ich zu Nacht eintrat, schallte mir der italienische Gruß servos entgegen. Es waren zwei Herren aus einem Thal südwestwärts von Meran, der Eine, ein schlanker junger Mann mit gebräuntem, aber angenehmem Gesicht, ein Geistlicher; der Andere, eine kolossale herkulische Figur mit einem gewaltigen Haarschopf, an welchem Alles Kraft athmete; wenn er nieste oder pustete, dröhnte das Zimmer. Dergleichen Gestalten sind in den ladinischen Thälern nichts Seltenes. Er hatte seinen Sohn, der bis dahin wahrscheinlich unter der Obhut des jungen Geistlichen gestanden, nach Meran auf die Schule gebracht.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 9

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenzblatt.

Nr. 9. Sonnabend den 26. Mai 1849.

[58] **Neue Musikalien im Verlage von Friedrich Hofmeister in Leipzig:**

Labitzky, Op. 158. Die Rheinfahrt. Walzer f. Pfte. zweihändig 15 Ngr., vierhändig $17\frac{1}{2}$ Ngr., im leichten Arr. 10 Ngr., für Viol. mit Pfte. 15 Ngr., für Orch. 1 Thlr. 15 Ngr.

— Op. 159. Californier-Galopp für Pfte. zweihändig 10 Ngr., vierhändig $12\frac{1}{2}$ Ngr., f. Viol. m Pfte. 10 Ngr., Californier-Galopp und Lodoiska-Masurka f. Orch. 1 Thlr. 15 Ngr.

— Op. 160. Lodoiska-Masurka für Pfte. zweihändig $7\frac{1}{2}$ Ngr.

---

[49] Im Verlage von **F. A. Brockhaus in Leipzig** erschien so eben und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Neue Novellen

von

Karl Gutzkow.

I. Imagina Unruh.

Gr. 12. Geh. 24 Ngr.

Im Jahre 1845 erschien von demselben Verfasser daselbst:

Aus der Zeit und dem Leben.

Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

---

[57] In der **J. G. Cotta'schen** Buchhandlung in **Stuttgart** ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat April 1849.

Größere Aufsätze.

Die Bevölkerungskarte des Banats. 1. Nach nationalen Bestandtheilen; 2. in politischer Hinsicht. A. Das Provinziale; B. die freie Stadt Temeschwar; C. die privilegirten Städte, Märkte und Flecken; D. die Montanbezirke; E. die Militärgrenze und die freien Grenzkommunitäten. — Etwas über den Büffel in den nordamerikanischen Prairien. — Das niederländische Deficit und die Kolonien. — Besitzthum und Handel in Tuggurt. — Nachrichten über das Land und Volk der Ashantis. 1. Von der Geschichte der Ashantis. 2. Von dem Land, den Produkten und deren Verarbeitung. 3. Von der Staatsverfassung, dem König und seinem Schatz. — Ein neuer mohammedanischer Prophet. — Briefe über Celebes. VII. VIII. — Karagös, eine tscherkessische Skizze. — Die Folgen des Freihandels in England. — Skizzen aus Dalmatien: 1. Sebenico. — Die Bevölkerung des Chanats Chiwa. — Die Sultane in Java. — Beitrag zur physikalischen Geographie und zur Geologie der iberischen Halbinsel. 1. Einleitender Ueberblick über die geographische Lage und Plastik der Halbinsel. — Skizzen aus der Provinz Constantine. Dritter Abschnitt. Eine Wildschweinsjagd bei den Beni-Silin. — Die Eisenwerke in Wales. — Meteora. — Rothindianische Mythologie. — Boccaccio's Wohnung. — Arabisches Staatsrecht. — Die Ufer des Koti-Flusses. — Der unterirdische Reichthum von China. — Die Insel Skyro. — Die Preanger Landschaft auf Java. — Das brittische Museum. — Agram, geschildert im Jahre 1847. — Die Schlangen in Australien. — Rimnik und der Rothe-Thurm-Paß. — Algierische Zustände.

Chronik der Reisen.

Ein Ausflug in die Mandschurei im Jahr 1845.

Kleinere Mittheilungen.

Runkelrübenzucker in Frankreich. — Das Wasser in der Sahara südlich von Constantine. — Die archäologische Gesellschaft in Delhi. — Englische Reisende in Oberägypten. — Die Bevölkerung in Neuorleans. — James Moriers Tod. — Die arktische Expedition. — Die Oghamschrift. — Gannals neuer Prozeß. — Riesenhaftes Mastodontenskelett. — Das Pendschab und Balt. — Das Uebersetzungswesen in England. — Theorie der Wellen. — Lateinische Schulen in Niederland. — Mittel gegen den Rauch bei Feuersbrünsten oder die Rauchmaske. — Fabriken und Handwerker in Schweden. — Die Bevölkerung Frankreichs. — Die Prophezeihungen des Einsiedlers von Orval. — Die Moralität in Sidney. — Wetterbeobachtungen in England. — Vermögenszustand im Kanton Zürich. — Trigonometrische Vermessungen in Australien. — Die Ackerbaukolonie Marengo in Algerien. — Boccaccio als Zauberer. — Die Vernichtung der Eisenwerke von Reschitza. — Das allgemeine Wahlrecht und die Vermögensverhältnisse in Dänemark. — Rigas Handel und Schifffahrtsverkehr. — Die Universität Dorpat. — Zeitungen in Großbritannien. — Die Macht eines Scheich. — Die Londoner Kirchspiele. — Die Eisenbahn über die Landenge von Panama.

* * *

Preis des Jahrganges 16 fl. oder 9 Rthlr. 10 Ngr. Sämmtliche resp. Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf diese Zeitschrift an. Erstere liefern sie täglich, letztere von 8 zu 8 Tagen oder je nach dem Wunsche der Abonnenten auch in monatlichen Heften.

---

[59] In der **J. G. Cotta'schen** Buchhandlung in **Stuttgart** ist erschienen:

Dinglers Polytechnisches Journal.

Dreißigster Jahrgang.

Zweites Aprilheft.

Inhalt: Bemerkungen über Hochdruckdampfmaschinen, meine neuern Beobachtungen, Erfahrungen, Versuche, Erfindungen und Verbesserungen auf dem Felde derselben berührend, von Dr. Ernst Alban in Plau. Mit Abbild. — Beschreibung einer Schiffsdampfmaschine mit horizontal liegenden Cylindern, von den Gebrüdern Cochot in Paris. Mit Abbild. — Maschinen zum Biegen von Stahl- oder Eisenstangen für Lokomotiv- und Wagenfedern, von Turton, Stahlfabrikant zu Sheffield. Mit Abbild. — Maschinen zur Fabrikation von Schrot und andern Kugeln, von Newton. Mit Abbild. — Bryce's hydrostatischer Regulator für städtische Wasserleitungen. Mit Abbild. — Verbesserungen an Schornsteinkappen, von Hart. Mit Abbild. — Neues Verfahren zur Gewinnung des Kochsalzes aus der Soole oder aus Steinsalz, von Arrott. Mit Abbild. — Ueber die Zusammensetzung des kalifornischen Goldes, von Henry. — Ueber

die Zinnoberminen in Ober-Kalifornien und die Quecksilbergewinnung aus diesen Erzen, von Lyman. — Ueber das Verzinken und Verzinnen des Stabeisens und Gußeisens; neue Verfahrungsarten zum Beizen derselben, von Sorel. — Ueber die Anwendung des Quecksilbers mit Schwefeläther in der Photographie und über die Destillation des Quecksilbers, von Prof. Laborde. — Ueber die Anwendung des Chromoxyds zum Färben und Drucken der Baumwollenzeuge, von J. Persoz. — Ueber grüne und graue Chromoxydfarben im Baumwollenzeugdruck, von Dr. v. Kurrer in Prag. — Ueber die Gestehungskosten der Schießbaumwolle und die Gefahren bei ihrer Fabrikation und Aufbewahrung im Großen, von Maurey. — Ueber die Zusammensetzung des Weizens und die Verwendung der Kleie zum Brodbacken. — Erwiederung auf Bemerkungen von Herrn Peligot; von Millon. — Ueber den Stärkegehalt in Getreide und Kartoffeln, von Krocker. — Ueber mehrere Abhandlungen des Herrn Verguette-Lamotte, die Weine, insbesondere die Burgunderweine, betreffend, Bericht von Bussy. — Miscellen. Ueber Lokomotiven. — Ueber Cave's Verfahren, die Krustenbildung in den Dampfkesseln zu verhüten. — Ueber excentrische Universalmühlen. — Ueber den Einfluß der Feuchtigkeit des Windes auf den Gang der Hohöfen, von Richard. — Ueber das an den Ufern des Obersees in den nordamerikanischen Vereinigten Staaten vorkommende Gediegen-Kupfer, von Cordier. — Ueber die Verfälschungen des Chloroforms und die Mittel sie zu erkennen, von Dorvault. — Ueber die Entsäuerung des Weins, von Dr. Ure. — Caho, ein als Zunder dienendes Pflanzenprodukt aus den Hochebenen Nordafrikas. — Ueber den Einfluß vorheriger Kalkung auf die Knochendüngung. — Unfug beim Droguenverkauf in Frankreich.

* * *

Von diesem alle Zweige der Technik umfassenden Journal erscheinen auch ferner wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit etwa 30 Tafeln Abbildungen und im Text abgedruckten Holzschnitten bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus und kostet bei den Buchhandlungen und allen königl. bayerischen Postämtern nur 16 fl. oder 9 Thlr. 10 Ngr. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

Die Verlagshandlung kann vom

Polytechnischen Journal

noch einige ganz vollständige Exemplare, welche sie aufgekauft hat, und zwar 1ster bis 29ster Jahrgang oder Band 1 bis 110 zu 464 fl. oder 270 Rthlr. 20 Ngr. anbieten. Einzelne Jahrgänge sind fortwährend zum Preise von 16 fl. oder 9 Thlr. 10 Ngr. zu haben.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Rückert's Makamen des Hariri.

Dritte Auflage.

Die Verwandlungen

des

Abu Seid von Serug

oder die

Makamen des Hariri.

In freier Nachbildung

von

Friedrich Rückert.

Dritte Auflage.

2 Theile. gr. 8. in Umschlag brochirt. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 15 Ngr.

Dieses Werk des als Orientalist und Dichter gleich großen Verfassers, das schon bei seiner ersten Erscheinung vor achtzehn Jahren von den Sprachkennern des In- und Auslandes als ein in seiner Art einziges Meisterwerk von selbstschöpferischer Nachbildung mit dem entschiedensten Beifall begrüßt wurde, erscheint hier zum dritten Male in erneuter Gestalt, in welcher es nun auch bei der größeren Lesewelt als ein angenehmes Unterhaltungsbuch mehr und mehr den verdienten allgemeinen Eingang finden möge.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Wohlfeile Ausgaben von

Goethe's Gedichten und Goethe's Prosa.

In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Goethe's Gedichte.

Auswahl für Schule und Haus.

Herausgegeben von

Dr. Johann Wilhelm Schaefer.

8. Velinp. broch. Preis 1 fl. 30 kr. oder 27 Ngr.

Goethe's Prosa.

Auswahl für Schule und Haus.

Herausgegeben von

Dr. Johann Wilhelm Schaefer.

2 Theile. 8. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 24 Ngr.

Wilhelm Grimms ebenso schöne als wahre Aeußerung, daß „der Stab, mit dem Goethe an den Felsen schlug, eine frische Quelle über die dürren Triften strömen ließ, so daß sie wieder zu grünen und neue Frühlingsblumen zu treiben begannen," gilt ebenso sehr von Goethe's Prosadarstellung, als von seiner Dichtung. Es kann daher nicht dringend genug dahin gewirkt werden, daß dieser frische Strom mehr und mehr in den Kreis der Jugend hineingeleitet werde, und dadurch der Sinn für schöne Darstellungsform seine Weihe und Nahrung erhalte. Unser poetischer Ausdruck wie unsere Prosa bedürfen gleichmäßig der Rückkehr zu jener Klarheit und einfachen Größe, welche Goethe's Darstellungen auszeichnet; es ist die Aufgabe der Schule, den äußern Glanz des Modestyls nach seinem wahren Werth würdigen zu lehren und Goethe zum Mittelpunkt des stylistischen Unterrichts zu machen. Obige umfassende Auswahl der Gedichte sucht den ganzen Goethe als Lyriker zur Anschauung zu bringen; alle Lebensperioden des Dichters, alle Gattungen seiner Lyrik sind darin durch seine vollendetsten Produktionen vertreten. Ebenso hoffen wir mit der Auswahl der Prosa der Jugend eine Mustersammlung von Schilderungen und Abhandlungen in die Hände zu geben, welche neben der Schönheit der Form zugleich durch Mannigfaltigkeit des Inhalts anziehend ist und durch enge Beziehung zu den Lehrgegenständen höherer Bildungsanstalten einen reichen Stoff zur Belehrung darbieter.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Struensee

Trauerspiel in fünf Aufzügen

von

Michael Beer.

Zum Erstenmale dargestellt auf dem königlichen Theater zu München den 27. März 1828.

Zweite mit einem Nachtrag vermehrte Auflage.

8. broch. Preis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 6 Ngr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Pracht-Ausgaben.

Die Bibel
oder die
Heilige Schrift
des
Alten und Neuen Testaments
von
Dr. Martin Luther.

Mit Holzschnitten nach Originalzeichnungen.

4. kleine Ausgabe in 60 Lieferungen,
1ste bis 37ste Lieferung, jede Lieferung 12 kr. oder 3¾ Ngr.
große Ausgabe in 125 Lieferungen,
1ste bis 74ste Lieferung, jede Lieferung 12 kr. oder 3¾ Ngr.
(Verlag der Bibel-Anstalt.)

Goethe's
poetische und prosaische Werke
in zwei Bänden.
Mit 11 Stahlstichen.
Zweite Auflage.
Preis 24 fl. oder 14 Rthlr.

Hiezu erschien:

Goethe's
poetische und prosaische Werke
zweiten Bandes zweiter Theil.
Preis 10 fl. oder 6 Rthlr.
womit diese compacte Ausgabe mit der neuesten Taschen-Ausgabe in 40 Bänden, dem Inhalte nach, vollkommen in Uebereinstimmung gebracht ist.

Goethe's
Götz von Berlichingen.
Illustrirt
mit Holzschnitten nach Zeichnungen
von
Eugen Neureuther.
Preis 8 fl. oder 4 Rthlr. 20 Ngr.

Schiller's sämmtliche Werke
in 1 Band.
Mit einem Stahlstich
die Schillers-Statue zu Stuttgart vorstellend
und einem Facsimile seiner Handschrift.
Neue Auflage.
8 fl. oder 4 Rthlr. 20 Ngr.

Pracht-Ausgabe mit 13 Stahlstichen.
12 fl. oder 7 Rthlr.

Herders ausgewählte Werke.
Ausgabe in 1 Band.
Mit dem Bildniß des Verfassers und einem Facsimile seiner Handschrift.
Preis 14 fl. oder 8 Rthlr.
cartonnirt 14 fl. 24 kr. oder 8 Rthlr. 10 Ngr.

Herders Cid.
Mit Holzschnitten illustrirte Pracht-Ausgabe
in 1 Band.
Zweite Auflage.
Preis 6 fl. 24 kr. oder 4 Rthlr.

Pyrkers sämmtliche Werke.
Ausgabe in 1 Band.
Mit dem Bildniß des Verfassers.
Preis 7 fl. oder 4 Rthlr.

Platen gesammelte Werke.
Ausgabe in 1 Band.
Mit des Verfassers Bildniß in Stahl gestochen
und einem Facsimile seiner Handschrift.
Preis 7 fl. 30 kr. oder 4 Rthlr. 15 Ngr.

Homers Werke.
Uebersetzt von
Joh. Heinrich Voß.
Pracht-Ausgabe in 1 Band mit 25 Umrissen in Stahlstich. Preis 10 fl. oder 6 Rthlr.

Der Nibelungen Noth.
Illustrirt
mit Holzschnitten nach Zeichnungen
von
Julius Schnorr von Carolsfeld und E. Neureuther.
Pracht-Ausgabe in 1 Band.
Preis 8 fl. oder 4 Rthlr. 20 Ngr.
cartonnirt 8 fl. 36 kr. oder 5 Rthlr.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 127. Montag den 28. Mai 1849.

Fraget nicht: wann wird's geschehen?
Der seine Stunden sich ersehen,
Schafft eilends dieß zu seiner Zeit.
Boten schickt Er in die Runde,
Daß sie den Völkern bringen Kunde
Und sammeln, was verirrt, zerstreut.
Nun gilt's, mit Freuden thun
Sein Werk, und nimmer ruh'n
Bis zur Ernte.

A. Knapp.

Armuth und Christenthum.

(Fortsetzung.)

Ein Mensch hat mit zwölf Jüngern die Welt umgewandelt, indem er für sie in den Tod gegangen ist. Diese unendliche Liebesthat, dieser innerste Herzschlag unserer christlichen Religion ist in sich von ewiger Wirkung, selbst unüberwindlich weltüberwindend; sie ist das Anziehende und Festhaltende gegenüber dem Einzelnen, das Gemeinschaft stiftende gegenüber und in dem Ganzen. Eintracht macht stark; darum ist diese Religion der Liebe im innersten Kern und höchsten Ziele gemeinbebildend, und nur in der Gemeinde und nur als Gemeinde hat sie die Verheißung, auch durch die Pforten der Hölle nicht überwältigt zu werden. — Machtvolle, weil glaubenskräftige und liebeglühende Persönlichkeiten haben mit Willen und ohne Willen die Kreise gezogen, die Gemeinschaften gestiftet, die Vereinigungen gegründet, von welchen ich in den früheren Abschnitten dieser Betrachtungen als von den Licht und Leben verkündenden Zeichen in finsterer Todeszeit gesprochen. Was diese christlichen Vereine auch stofflich vermögen, schlägt gewiß kein Leser gering an, wenn ich anführe, wie im vorigen Jahre fünf-und-vierzig solche Gesellschaften in England eine Gesammtsumme von sechs Millionen und dreimalhunderttausend Gulden durch freiwillige Beiträge eingenommen haben, darunter eine Missionsgesellschaft (die Wesleyanische) allein fast eine und eine halbe Million. Ja, unsere Statistiker sollten aufschauen, wenn ich ihnen hier zusammenrechnen wollte, welch eine ungeheure Summe auch in den hunderten von deutschen Anstalten und Vereinen rettender Liebe umgetrieben wird und angelegt ist als wahrhaftiges Nationalvermögen bei dem großen Bankhalter der Liebe, der allen ihm vertrauenden und seinem Dienste sich widmenden Herzen, Häusern und Staaten königlich Zinse zahlt auf Heller und Pfennig, bis zum Scherflein der armen Wittwe herab.

Es ist uns also Angesichts dieser Thatsachen und Thätigkeiten nicht bang um die sieghafte Volksrettung. Jene Vereine werden der einst sich wieder bauenden und mitten im Leben wieder ihre heilige Opferstätte aufschlagenden Kirche, in die sie sich aufzulösen haben, ein tüchtiges Kapital an Samen und Frucht als Erbstück zur Weiterbildung überbringen. Daß aber diese Anstalten und Gesellschaften in der Kirche auszumünden haben, sobald letztere wieder erneuert und verjüngt unter die Lebendigen zurückgekehrt seyn wird; daß jene nur einstweilen Vorbereitungs- und Hülfsdienst thun können und niemals weder nach Grund und Ziel, noch nach Umfang und Wirkung die Erben der Kirche selbst seyn können, das erkennen und erklären sie neuerdings selbst ausdrücklich. In Folge des Wittenberger Kirchentages im vorigen September hat sich ein „Centralausschuß für die innere Mission" der deutschen evangelischen Kirche gebildet, dessen Sitz in Berlin und Hamburg ist und auf dessen Programm und Wirkung ich die Leser dieser Blätter aufmerksam machen möchte. Weil das kirchliche Gemeindeamt mit Predigt und Seelsorge schlechterdings heutzutage nur vereinzelt und persönlich wirken kann, aber außer Stande ist den Nothstand zu bewältigen, der gesellschaftlich und massenhaft durch Gemeinden und Länder wuchert, soll die freie thätige Liebe durch

Vereine und Gesellschaften und deren Mittel und Werkzeuge Missionswerk treiben in den Gebieten des Todes und Verderbens, in den Höhlen des Lasters, in den Häusern des Unglücks, in den Herbergen der Sünde, an zerrütteten Familien, verleiteten Handwerksgesellen, verwahrlosten Weg- und Fabrikarbeitern, namentlich an der ganzen Summe der hin- und herströmenden Bevölkerung, die ohne innern Halt, keiner Gemeinde angehörend, von keinem Amte gesucht und besorgt, sich und uns in den Abgrund zu reißen grimmig droht. Zu ihren Pflegebefohlenen sollen eben so gehören die vielen Tausende von Deutschen, welche in den Hauptstädten fremder Völker Europas dem Verderben ausgesezt sind, um als Werkzeuge zu Untergrabung der Ehre und der Herrlichkeit des Vaterlands und zur Schändung der Kleinodien des heiligen Glaubens der Väter zu dienen.

Wenn nun bisher schon die freien christlichen Gesellschaften, Vereine und Anstalten in kaum mehr zu übersehender Reihe mit dem Lichte sittlich religiöser Befreiung eingedrungen sind in die Nächte der Kerker, mit dem Schwerte des Geistes den Kampf begonnen haben gegen das Laster und die Schande, erbarmend der Jugend nachgeeilt sind und diese gesammelt haben in die verschiedensten Zufluchtsstätten, den Kranken die Wunden zu verbinden, die Nackten zu kleiden, die Betrübten zu trösten, den Nothleidenden Hülfe aller Art zu bringen, geistlich und leiblich als ihr Tagewerk übten in geräuschloser Stille, so soll das Vereinzelte und als solches leicht Gefährdete oder Erkrankende und Sterbende Nachdruck und kräftigern Erfolg gewinnen durch geordnete Einheit und Zusammenschluß der zerstreuten Kräfte. Diese im evangelischen Deutschland angebahnte Centralisirung ist so gut als die politische Einheit eine Grundforderung der Zeit und wird sich wie diese weite Bahn zu brechen wissen troz eigensinniger Kirchen und selbstsüchtiger Throne. Die schon bestehenden Enthaltsamkeitsvereine, Gesellenvereine, Frauenvereine, Rettungshäuser u. s. w. sollen demnach gliedlich zu einem freien Ganzen vereinigt, die noch nicht mit solchen Rettungsversuchen angefaßten Städte und Länder zu gleicher Thätigkeit gewekt und dem Ganzen angeschlossen werden. Ist einmal eine solche Durchbildung des kirchlich und frei geordneten Gemeindelebens wieder da, daß nicht diese unübersehbaren Massen geistlicher und leiblicher Armen zwischen der todten Kirche und dem ohnmächtigen Staate wie seither auf dem harten und verhärtenden Pflaster der Straßen liegen bleiben gleich dem armen Lazarus, ohne Fürsorge, ohne Liebe und Glauben, dann wird die innere Mission sich überflüssig gemacht und aufzulösen, die Kirche aber als Universalerbin der erbarmenden Liebe in's weltumfassende Werk des thätigen Glaubens einzutreten haben.

(Fortsezung folgt.)

Zwei Sonntage im Hause des Reichsverwesers.

(Fortsezung.)

Auf diesem ernsten Hintergrunde der Gedanken glitt das Gespräch noch leicht hier und dorthin. Die Baronin rühmte die schöne Aussicht, besonders hinten hinaus in die Gärten, die ihnen wohl thue, weil sie immer auf dem Lande gewohnt hätten. Mit Vorliebe gedachte sie Heidelbergs, das sie aber noch nicht kannte. Kürzlich erst war eine Freundin dort gewesen, die ihr viel davon erzählt hatte, und der Erzherzog hatte es ihr versprochen, so bald als möglich mit ihr hinzugehen. „Ich bin dafür, den Augenblick zu benüzen; wer weiß wie lange man uns ruhig in Frankfurt läßt? In dieser Zeit muß man auf alles gefaßt seyn.“ Auf meine Frage wegen der Begleitung des Reichsverwesers nach Köln erwiderte sie: „Ich habe in der lezten Zeit in einer solchen beständigen Aufregung gelebt, meine Nerven sind durch alle diese Erschütterungen so angegriffen, daß ich, da es nicht unumgänglich nöthig war mitzugehen und ich der Ruhe sehr bedurfte, diese vorzog. Auch ist mein Sohn durch diese stete Bewegung so aus seinem Lernen gekommen, daß man alles streng für ihn vermeiden muß, alle Zerstreuungen und Festlichkeiten.“ — Schon waren andere Festlichkeiten der düstersten Art nahe, den Grafen Meran von seinen Büchern abzurufen. Ich sah nach Kurzem das holde Knabengesicht aus den Fenstern des Palastes in der Eschenheimer Straße niederschauen auf eine Schaar von Särgen, auf blutige Leichen unglücklicher Krieger, die nicht für das Vaterland an seiner bedrohten Nordgrenze, sondern im Bürgerkampfe gefallen waren.

In erhöhter Stimmung verließ ich die Villa. In dem Eindrucke, den das Ganze hinterließ, trat hauptsächlich die Innigkeit des Gemüths, das scheinlos Wahre und der Ernst des Lebens hervor. Es schien mir fast wie ein Traum, daß ich plözlich in so nahem persönlichem Rapport mit dem gewesen, was uns geschichtlich so sehr und so allgemein beschäftigte. Aber über dem politischen Interesse stand mir noch das menschliche, dieser Bund zwischen Mann und Frau, dieses schöne weibliche Umranken des beschüzenden Stammes, dieses Aufgehen eines Herzens im andern. Das ewig Menschliche wird immer siegend wie der Geist Gottes über der Fluth schweben.

II.

Es war ein Sonntag im September, als ich nach der Eschenheimer Straße ging. Wie Vieles hatte sich in kurzen Wochen umgestaltet! Am Morgen weckte mich der Auszug eines preußischen Regiments, gegen Struve, wie die Leute sagten, und bald darauf tobte es gleich dem wilden Heere durch die Gassen; die ganze hier concentrirte Militärmacht rückte aus wegen der beabsichtigten Leichenfeier der Demokraten. Während die Kanonen über das Pflaster rasselten, sang ein Uhrmachergeselle im Hause, wo ich wohnte, leise die Treppe herauf das Heckerlied. Auf meinem Wege über die Zeil mußte ich mich durch die Bivouaks, durch Pferde und Helme von allen Formen drängen. Ich bog links ein nach der epheuumsponnenen Eschenheimer Thorwarte. Da steht der weiland Bundespalast, röthlich von Farbe, im schwerfälligen Styl der Renaissance, ähnlich dem deutschen Haus an der Mainbrücke, voll Säulen, Löwen und Wappenschildern. Wie auf einem Grabe ist über dem Wappen des Portals die deutsche Fahne aufgepflanzt. Vor Kurzem war ich, einer neugierigen Regung folgend, in den Hof getreten, der schon einen Anflug von Gras zeigt. Man hatte blühenden Oleander und andere Blumentöpfe an die Luft herausgetragen. Es wehte mir hier etwas entgegen, was dem Gefühl von Moder und trüber Oede verwandt ist, das um verlassene Fürstensitze schwebt. Das ganze Gebäude kam mir wie ein Gruft vor. Im Corridor des mittlern Flügels beschäftigte sich ein Diener mit dem Staubbesen. Ich sah in eine geöffnete Zimmerreihe; überall Kamine mit großen Spiegeln, die mich nicht an den erinnerten, welchen die Wahrheit als Attribut in der Hand hält. Ich ging auch durch den düstern Garten; alte schattenreiche Bäume, ein Tempelchen im Zopfgeschmack, mit der Statue einer schlagfertigen Minerva, die zum Ueberflusse auch noch einen Wappenschild trägt.

Wenige Häuser von diesem Denkmale deutscher Perrücken schimmert das weiße palastartige Gebäude, unter dem Namen des Mühlen'schen Hauses bekannt, welches der Reichsverweser am verhängnißvollen Abend des 18. Septembers bezog. Welch ein Contrast mit der heitern Villa, ihren freien Lüften und unbegrenzten blauen Fernen! Keine Blume, nichts als Steine; zwei Schildwachen, Hessen mit blanken Helmen, vor der Thüre. Als eine der kleinen Schelmereien des Zufalls erwähne ich, daß die braunen geschnitzten Thorflügel zwei schwebende Genien zeigen mit Füllhörnern, welche, aufrecht getragen, einigen bescheidenen Zweifel an ihrer Ueberschwenglichkeit erregen. Im Vestibul die Wände schlicht weiß, nur die Treppenbrüstung und die Thüren von rothem Sammt. Oben spielte der Graf von Meran, ein anmuthiges Kind, mit einigen Dienern, die, wie mir schien, eingesiegelte Gewehre trugen, welche er ihnen scherzend zu entreißen suchte.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Tirol, Mai.

(Fortsetzung.)

Neue Bilder aus Süd- und Wälschtirol.

Eine schöne Kellnerin trat ein mit Licht, felice notte wünschend. Sie war einige Zeit in Mailand gewesen und sprach etwas italienisch; indessen mußte ich doch zwischen ihr und den beiden Herren den Dolmetscher machen. Sobald man den Dicken schlafen hörte, war an kein Schlafen zu denken. Der junge Geistliche und ich, ausgestreckt auf unsern Betten, unterhielten uns die halbe Nacht, abwechselnd lateinisch und italienisch, und sprachen die Weltbegebenheiten durch.

Man kann unmöglich alle die zwanzig Schlösser um Meran besuchen. Schloß Tirol und Schönna hatte ich früher gesehen; dießmal suchte ich mir Löwenberg aus. Schon am zweiten Abend meines Aufenthalts in Meran trachtete ich in Gesellschaft eines der gemüthlichen Münchner hinaufzusteigen, verlief mich aber in den fetten Maisfeldern zwischen der Passer und Etsch. Das Schloß sieht so lockend nahe aus, daß man meint, jeder Weg müsse hinaufführen; es kommt aber darauf an, den Steg über die Etsch zu treffen. Als ich auf dem Rückweg von diesem vergeblichen Streifzug durch die Arkaden Merans strich, wurde ich durch den Anblick eines der schönsten Mädchen entschädigt, die mir in meinem Leben erschienen sind. Eine herrliche junonische Gestalt, ein Kopf mit reichem nußbraunem Haar, sanften und regelmäßigen Zügen und dunkelblauen Augen — so stand sie am Brunnen und ließ Wasser auf einen Korb mit grünem Gemüse laufen. Wie sie nun mit der natürlichsten Grazie von der Welt den Korb auf den Kopf hob und gemessenen Schrittes dahin wandelte, hatte sie etwas von einem antiken Götterbilde. Es war ein Bürgermädchen, eines Gerbers

Tochter und ehrbarer Leute Kind, und sie wohnt in Nro. 166 unter den Arkaden, wenn sie etwa ein Maler aufsuchen wollte. Ueberhaupt ist Meran reich an schönen weiblichen Gestalten, ein Vorzug, den sonst wenige Orte Tirols mit ihm theilen; denn bekanntlich sind in Tirol, namentlich im Süden, die Männer ungleich schöner, als die Frauen. — Am nächsten Morgen also brach ich abermals gen Löwenberg auf und verlief mich dießmal nur einmal. Unterwegs gesellte sich abermals ein Münchner zu mir, ein junger Studiosus medicinae, der die „große und kleine Welt" durchstudiren wollte, und sich selbst gehen ließ, wohin es Gott gefiel. Auf der Burg erfreuten wir uns an der himmlischen Aussicht, in welcher sich Meran selbst besonders schön ausnimmt. Die meisten der sechzig Zimmer der Burg sind noch im wohnlichen Zustande, bürgerlich gemüthlich eingerichtet. Die Burg hat ein Poetenstücklein aufzuweisen, einen anmuthigen, von Künstlerhand mit sinnreichen Arabesken und Schnörkeln verzierten Geleitsbrief, in welchem zum ersten Mai sämmtliche Junkherren und adelige Fräulein von Meran entboten werden gen Löwenberg und dem jetzigen Besitzer, Herrn Kirchleitner, bei schwerer Ahndung aufgegeben wird, ihnen den besten Rothen vorzusetzen, den er hätte. Verfasser und wohl auch Schreiber und Maler sothanen Briefes ist Herr Lentner, uns Allen wohlbekannt durch seine trefflichen Skizzen von Frauen-Chiemsee und andere liebliche Werke. Weil er zuerst einen etwas feineren Ton in Meran einführte, und das Unglück hatte, mit Herrn Ludwig Steub, dem genialen Verfasser der drei Sommer in Tirol, gut Freund zu seyn, sollen es die geistlichen Herren so weit gebracht haben, daß er ausgewiesen wurde und, obwohl brustkrank, nach München zurückkehren mußte. Vielleicht und hoffentlich ist es nicht wahr, und jedenfalls steht ihm jezt die Rückkehr frei, oder Tirol wäre noch immer unberührt vom frischen Winde der neuen Zeit.

(Fortsezung folgt.)

Von der Ostküste Schleswigs, Mai.

(Fortsezung.)

Der Krieg

Fragt man nun, wie sich die Bevölkerung dem Kriege mit Dänemark gegenüber verhält, so ist die Antwort leicht gegeben. Ganz Holstein und Südschleswig ist bereit, den lezten Blutstropfen zu verspritzen für sein gutes Recht, für Erkämpfung der Unabhängigkeit von Dänemark; die größeren Hafenstädte an der Ostküste dagegen, namentlich Flensburg, sähen zum Theil die Erhaltung des Status quo lieber, da sie materiell sich unter dänischer Herrschaft wohl befanden und namentlich einen sehr einträglichen überseeischen Handel mit den dänischen Colonien unterhielten. Aussprechen hört man solche Gesinnungen jezt freilich nirgends, da die deutsche Sache das Uebergewicht hat und Dänenfreunde sehr übel angesehen werden möchten. Gleiche Hinneigung zu Dänemark findet man auf dem flachen Lande nördlich von Flensburg, vorzüglich in der überaus fruchtbaren, an landschaftlichen Schönheiten reichen Halbinsel Sundewitt. Der Bauer auf seinem edelhofartigen Gute befand sich hier unter dänischer Herrschaft sehr wohl und wünscht deßhalb keine Aenderung. Er kennt das gute Alte und mag dieses, nach der Art des Landmanns, nicht vertauschen mit einem unsichern Neuen, so sehr man ihm dieses auch als ein Besseres anpreist. Dazu kommt, daß in diesen Landstrichen Schleswigs und weiter nordwärts die dänische Zunge Landessprache geworden ist, zwar ein schlechtes, plattes dänisch, aber doch immer dänisch. Hochdeutsch verstehen und sprechen nur die Gebildeteren, deren es indeß unter den sehr wohlhabenden Bauern nicht wenige gibt. In Schule und Kirche wird dänisch gelehrt und gepredigt, das neu heranwachsende Geschlecht also ganz dänisch erzogen. Es wäre thöricht, wollte man von diesem Theile der Bevölkerung Enthusiasmus oder nur Theilnahme für die deutsche Sache erwarten; sollten aber schließlich die Herzogthümer wirklich unabhängig werden von Dänemark und in innige und bleibende Verbindung treten mit Deutschland, so würde auch die Abneigung gegen das Deutsche in den dänisch gesinnten Landstrichen sich verlieren, sobald sie einsähen, daß ihnen aus dieser Verbindung kein Nachtheil erwüchse.

Die Herzogthümer sind anerkannt sehr wohlhabende Länder, die allenfalls auch kriegerische Zeiten überdauern können. Gewiß ist, daß Dänemark zehnmal eher an den Wunden, welche der Krieg schlägt, verblutet, als Schleswig-Holstein. Dennoch aber werden die Lasten der Kriegführung dem Lande bereits sehr fühlbar. Die Verpflegung einer Armee von nahezu einmal hunderttausend Mann zehrt enorme Summen auf. Das nordische Klima verlangt nahrhaftere Kost als der Süden Deutschlands, und schon die Herbeischaffung der Lebensmittel für so viele Tausende kostet viel. Dazu kommen nun noch die Erhaltung der Lazarethe, die Bestreitung zahlloser Fuhren für die Armee, die Unmassen von Heu, Stroh und Hafer, die zur Erhaltung der Pferde herbeigeschafft werden müssen. Es kommt vor, daß damit Beauftragte an einem Tage über dreihundert Wagen und mehr als sechshundert Pferde stellen mußten, woraus man einen Schluß ziehen kann auf die Opfer, welche das ganze Land zu bringen hat, die es aber bisher gern und ohne das geringste Murren gebracht hat. — Diese treffliche Verpflegung erhält auch die Truppen in guter Stimmung. Selbst unter dänisch Gesinnten hört man von den Soldaten keine Klage. Die Leute geben, was sie haben, und geschieht es auch nicht immer mit Freundlichkeit, so geschieht es doch ohne Weigerung, ohne Zwang. Dagegen hört man bei allen Truppengattungen Klagen über die Unthätigkeit, in der sie verharren müssen. Sie schlügen sich so gern mit dem Dänen, und sie würden auch bald mit ihm fertig werden, wenn es ihnen gestattet wäre. Höhere strategische Rücksichten, wie ja wohl die berühmte Redensart heißt, hinter welcher sich Zaudern, Rückzug und völlige Niederlage wohlklingend verbergen läßt, halten die Kampflust zur Zeit noch etwas nieder. Was geschehen wird, wenn die Dänen wirklich auch Fridericia, den lezten festen Punkt, den sie innehaben, räumen, kann gegenwärtig Niemand voraussagen. Wahrscheinlich gehen dann die alten Neckereien an den Küsten wieder an, denen die schwachen Anfänge unserer Flotte leider noch immer nicht gewachsen sind. Darüber vergeht wohl der Sommer, interim fit aliquid, und zum Herbst gibt's dann vielleicht wieder eine neue Auflage des Malmöer Waffenstillstands, troz aller Siege der deutschen Waffen. Das ist's, was Viele hier fürchten beim Hinblick auf die Art der Kriegführung. Die Dänen aber, obwohl sie sich gestehen müssen und dänische Blätter es jezt auch aussprechen, daß sie den deutschen Waffen nicht gewachsen sind, bauen Plane auf die Zerrissenheit der Deutschen und die leider immer näher rückende Zeit der Bürgerkriege, die sich unzweifelhaft in Deutschland vorbereiten. Sie werden dann unter den Vernichtungsstürmen allgemeiner Verwirrung im Trüben fischen, und wer weiß, ob die Netze der Dänen zu solchem Fischfange nicht besser geeignet sind, als die unserer zwar hochbegeisterten, aber unpraktischen deutschen Brüder! Viel wird abhängen von der Gestaltung, welche gegenwärtig oder doch in nächster Zukunft die Dinge in Frankfurt annehmen.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 128. Dienstag den 29. Mai 1849.

Juvit sumta ducem, juvit dimissa potestas.
Casta domus, luxuque carens, corruptaque numquam
Fortuna domini.

Lucan.

Zwei Sonntage im Hause des Reichsverwesers.

(Schluß.)

Durch den Vorsaal gelangte ich in eine Art von Rotunde. Zwischen Säulen in der Nische zeigte sich ein runder Divan mit abgetheilten Sitzen. In der Mitte desselben vor dem mit violettem Sammet eingerahmten Spiegel hatte Frau von Brandhof ihren Platz. Es waren noch einige Besuchende zugegen. Sie erschien mir heute jugendlicher; ein Shawl von blaßgrüner Seide schmiegte sich weich um die Gestalt. Von der Decke hing ein schwerer Kronleuchter von Glas. Alles war vornehm, aber einfach. Ich fand die Baronin tief ernst, aber ruhiger als das erstemal, und selbst als ich allein mit ihr geblieben, sah ich keine Thräne in ihren Augen, trotz der Erschütterung der lezten Tage. Das wirkliche Uebel findet uns stets gefaßter als das angedrohte. Unter den düstersten Eindrücken hatte sie dieses Haus betreten, zu unheilvoller Stunde, nicht ohne Gefahr den Weg von der Villa zurückgelegt, und ihr Herz mußte zittern für Mann und Kind. — Sie erzählte mir, wie sie aus dem Landhause hieher gekommen. Der Erzherzog verschmähte es, Wagen und Bedeckung zu nehmen. Ihren Sohn an der Hand führend, schlugen sie den Weg hinten hinaus durch die Gärten ein. Als sie etwa zwanzig Schritte zurückgelegt hatten, sahen sie auf dem Felde einen Haufen Männer, Gewehre ladend, und eilten unbemerkt vorüber zu kommen. Am Eschenheimer Thor begegneten sie einem Bürger, der sie warnte, ohne sie zu kennen, und ihnen mittheilte, daß eben erst nicht weit von da zwei Herrn erschossen worden seyen. Er meinte Lichnowsky und Auerswald; es war gegen sechs Uhr Abends. Die Familie war so rasch zu dem Entschlusse gedrängt worden, in die Stadt zu ziehen, daß alle Vorbereitungen fehlten und Frau von Brandhof und der Knabe die Nacht auf dem Divan zubringen mußten. — In der ersten Stunde ihres Einzugs hörte sie heftig im Corridor sprechen. Sie ging hinaus und fand „einen jungen Mann" in sehr erregter Stimmung, der, wie sie sich ausdrückte, „die Volksangelegenheiten genau kennen mußte." Ich denke mir, es war Simon von Trier oder ein anderer Deputirter der Linken. Er müsse mit dem Reichsverweser sprechen, sagte er; dieser wisse nicht wie es zugehe, man täusche ihn; wenn man die Preußen zurückgezogen hätte, dann wäre alles ruhig abgelaufen; man morde das Volk u. s. w. „Lieber Freund," redete ihn die Gemahlin des Reichsverwesers an, und dieser kleine Zug charakterisirt ihre Gemüthlichkeit; „beruhigen Sie sich, es wird gewiß alles geschehen, aber der Erzherzog hat jezt keine freie Minute, die Minister sind bei ihm; später wird er Sie hören" u. d. m.

„Der Erzherzog," äußerte sie in Beziehung auf die damalige Krise gegen mich, „der Erzherzog sagt: das muß alles anders werden; ich kenne das Volk nicht, und das Volk kennt mich nicht; ich vermag nicht einzudringen und zu wirken; ich bin ein Strohmann. Ich will in das Parlament, in die Clubs, die Menschen in ihren Leidenschaften kennen lernen, will selbst sehen und hören." — Es gibt wohl keinen Punkt der Tagesgeschichte und vaterländischen Zustände, der in unserem Gespräch unberührt blieb, und die

Baronin mag wohl, gleich mir, durch die später heranstürmenden Ereignisse mehr als einmal an manches damals ausgesprochene ahnungsschwere Wort gemahnt worden seyn, das ich hier nicht wiederholen darf. Ich schied gerührt von dieser Frau. Von wahrhaft guten Menschen nimmt man immer einen Segen mit fort in der Seele. Die hier überall vorwaltende Milde that sehr wohl, gerade an diesem Orte und in dieser Zeit. Es war mir merkwürdig, daß ich mitten in der Unwahrheit und Leidenschaft der Parteien nur im Hause des Reichsverwesers diese klare und milde Anschauung, diese völlige Unbefangenheit und Gerechtigkeit fand, die so schön menschlich ist und so gottähnlich macht. Man athmete ganz leicht, wie in reiner Atmosphäre, man athmete wahrhaft Gebirgsluft.

Während ich dieses schreibe, in banger Erwartung der Peripetie im großen vaterländischen Drama, im Angesichte der unschuldigen Blüthen des Mais von 1849, in welche so viel deutsches Blut fließt, hat der Reichsverweser beschlossen, statt sich zurückzuziehen von der lauten Weltbühne in den Frieden seiner Thäler, auszuharren bis zur Einsetzung einer neuen Centralmacht, hat, wie man sagt, Weib und Kind entfernt, das Sakrament genommen und seine Rechnung mit dem Himmel abgethan, um dem Schicksale auf der Erde ruhig entgegen zu treten. Als alter Soldat will er auf seinem Posten stehen oder fallen. Wie rührend ist diese greise lezte Schildwache am Rhein! Der Erzherzog soll davon gesprochen haben, seine Generalsuniform anzuziehen und nach Mainz zu gehen. Mögen die Würfel nun fallen! Ob aber die guten, ob die dämonischen Kräfte siegen, der Reichsverweser Johann von Habsburg wird nur ein Moment in der deutschen Geschichte seyn. Ich hätte ihn gern in die Berge heimkehren sehen mit den Seinigen. Mir schien er da außen und auf der Wahlstatt wie eine Alpenrose, die im Staube der breiten Straße liegt. Wer denkt nicht mit Wehmuth an die Blumen und Glocken und Lichter der Juliustage zurück? Der Reichsverweser war ein Jünglingstraum des Vaterlandes, er war wie eine erste schöne Liebe. Nichts bringt sie wieder, die glänzenden Täuschungen im Leben der Individuen und der Völker. Fahre wohl! Wann und wie auch die greise Schildwache abgelöst werde, wen auch das Loos treffe, an der Spitze zu stehen — nie wird es wieder so warm werden in deutschen Gemüthern wie damals. Du alter Gemsenjäger, fahre wohl!

Eine Süddeutsche.

Armuth und Christenthum.

(Fortsetzung.)

Mitten unter dem politischen Zeter von der Newa bis zum Dome von St. Peter, mitten unter den Rufern im Streite der Kronen und Nationen, mitten im Wirrsaal der Völkerbefreier und Völkerbändiger, während die Wetter Verderben brauen und ein allgemeiner politischer Hagelschlag sich vorbereitet, in solcher Zeit aufstehen vom Polster und, wie der milde Heinrich Suso einst und der gottentflammte Tauler, werkthätige Liebe empfehlen in einer sich hassenden Welt, das ist ein süßes, wenn auch von der Menge hoch und nieder selten bedanktes Geschäft. Sich und andere im Glauben an eine Zukunft der Liebe bestärken und zum Werke der leztern spornen, auf das große Wort hinweisen, daß geben seliger sey denn nehmen, und beides in der That bewähren, mit seinem leiblichen und geistigen Gesammtvermögen sich als einen Gottbetrauten, als in dem heiligen Amte der den Dürftigen dienenden Liebe stehend betrachten, allen Besitz nur als solchen Auftrag und nur als solch göttliches Amt ansehen und so der Gesellschaft nützen wie die Kerze, die leuchtend und Kummernächte erheiternd sich selbst verzehrt — wer möchte nicht Ritter werden des Ordens, auf dessen Band es noch ganz anders lautet als honny soi qui mal y pense? Wer wollte nicht dem großen Werberufe folgen und sich einreihen lassen in diese uralte und wieder ganz neue militia Christi, unter die Banner des Siegesherzogs, der in der Liebe zu den Brüdern sein Leben nicht geliebt hat bis in den Tod?

Gerade je mehr jezt die Hände sich einander zusammenreichen zu gemeinsamem Rath und That, desto eindringlicher ergeht an alle, auch die Zaghaftesten und Ungläubigsten, der Mahnruf der Religion der Liebe, und zwar an die Gebildeten unter ihren Verächtern, wie an ihre Verehrer unter den Gebildeten. Den Frauen zumal sey aus dem Munde der priesterlichen Elisabeth Frey der Fahnenspruch wiederholt: „Schon als natürliche Wesen sind wir Frauen gestellt auf das Gebiet der Liebe, der dienenden, der aufopfernden, der nie ermüdenden. Uns sind Kräfte der Liebe gegeben, an denen alle irdische Stärke erlahmt. Vor uns liegen alle Werke der Barmherzigkeit, für welche der Staat vergebens Sold und Ehre bietet, für welche vergebens seine Gesetzeswächter sich abmühen.“

Hunderte von Jungfrauen und Frauen haben den Ruf der Zeit verstanden und sich bereits mit festem Glauben das liebende Herz umgürtet. Unter den Nachfolgerinnen und Jüngerinnen der großen Elisabeth Frey, deren Bild unsern Leserinnen nie verlöschen möge,

hat sich in jüngster Zeit eine Engländerin so rühmlich hervorgethan, daß sie wohl auch hier eine Erwähnung verdient. Devenport, eine neuere Stadt bei Plymouth, wird fast bloß von Tagelöhnern und Matrosen bewohnt. Eine Beschreibung des verwahrlosten Zustandes dieser ärmsten Klasse der Gesellschaft veranlaßte eine Jungfrau Namens Sellon, ihre Wohnung in einer der innern Grafschaften Englands zu verlassen, und um für jene Verlassenen zu sorgen, nach Devenport zu ziehen. Dieß geschah im April vorigen Jahres. Bald hatte sie Bekanntschaft mit fünf bis sechs gleichgesinnten Frauen gemacht. Ihr erster Schritt war die Errichtung einer Schule, wobei sie einfach die müßig auf der Straße umherlaufenden Kinder fragte, ob sie lesen lernen wollten. Auf ihr Ja ging man zu den Eltern, um ihre Erlaubniß zu holen. Bald waren eine Warteschule und zwei Industrieschulen mit etwa dreihundert Kindern in Wirksamkeit. Deßgleichen wurde der Plan zu einer Industrieschule für erwachsene Frauenzimmer entworfen, damit durch Zusammenarbeiten ihr Geschäft erleichtert und ihre Arbeit werthvoller würde. Zugleich sollte durch Vorträge und Vorlesungen während der Arbeit auf Geist und Gemüth der Arbeiterinnen wohlthätig eingewirkt werden. Einige Waisenkinder nahm die unermüdliche Jüngerin der rettenden Liebe ganz zu sich in's Haus, um sie körperlich und geistig zu pflegen. Ihr bemerkenswerthestes Unternehmen aber war der Versuch, einen Haufen von wilden Jungen im Alter von zehn bis sechzehn Jahren, die in den Werkstätten der Regierung arbeiteten, christlich zu unterweisen. Ein Prediger, der es früher einmal vergebens versucht, rieth davon ab; sie verlor aber so wenig den Muth als Elisabeth Frey bei jenem Besuch in Newgate, und versuchte es, die Jungen während ihrer Essensstunde anzureden. Sechs von ihnen ließen sich bewegen, ihre Schule zu besuchen, und kamen auch ziemlich regelmäßig nach Feierabend. Die unerschütterliche Liebe der edlen Jungfrau zu den in ihrer Rohheit doppelt des Suchens und Anziehens werthen Mitgeschöpfen brachte es dahin, daß jezt über hundert Knaben sich herbeiließen, von denen zwischen vierzig und fünfzig täglich in die Schule kommen, ja theilweise ihr Abendessen versäumen, um vom Schulmeister lesen und schreiben zu lernen und von der trefflichen Jungfrau selbst Religionsunterreicht zu erhalten. Die dargebotene Geistesnahrung wird mit wahrem Heißhunger angenommen; die Schüler sind nicht wenig erstaunt über das, was sie hören, und namentlich war ihre Verwunderung groß, als sie zum erstenmal vernahmen, daß sie eine unsterbliche Seele hätten.

Das Alles hat diese Jungfrau fast allein vermocht, während ihre Gefährtinnen sich der Krankenpflege weihen, und zwar jede sechs Stunden täglich diesen Besuchen widmet. Dafür hatten sich auch am Morgen des lezten Weihnachtfestes mitten unter den andern Kindern auch etliche von jenen wilden, verwahrlosten Burschen unter den Fenstern ihrer Hülfebringerin versammelt, um dort einen hiezu eingeübten Choral zu singen. Da Fräulein Sellon damals gerade krank war, so warteten sie über eine Stunde in der größten Ruhe, bis sie Licht in der Stube der edeln, für sie Leib und Gut hingebenden Wohlthäterin sahen, zu neuem Beweise, daß wer Liebe säet, auch wieder Liebe ernten darf.

Indem ich die vorstehende Mittheilung dem Hauptorgane für alle dem Gebiete der innern Mission zu Hebung der Nothstände innerhalb der Christenheit angehörenden Bestrebungen, den fliegenden Blättern aus dem schon öfters angeführten rauhen Hause zu Horn bei Hamburg entnehme, dessen Leitung in den Händen des vortrefflichen J. H. Wichern, eines der wichtigsten Männer im gegenwärtigen Deutschland, liegt, komme ich zu gutem Ende auf eine ganz besondere Freundin und Nachfolgerin unserer Elisabeth Frey; ich meine die schon mehr erwähnte Amalie Sieveking in Hamburg. Hamburg, durch seine tiefen sittlichen Schäden in der Masse seiner niedern Schichten recht auf jede hülfreiche Thätigkeit hingewiesen, hat sich frühe in die neuen, von den Besten in England angebahnten Wege leiten lassen und Elisabeth Frey hat nicht umsonst die deutsche Weltmeerstadt selber besucht.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Von der Ostküste Schleswigs, Mai.

(Schluß.)

Der Krieg

Bisher hat die Erfahrung gelehrt, daß die Freiheitsbestrebungen des deutschen Volks unter dem Militär am wenigsten Anklang fanden. Der einzelne Soldat kann hinsichtlich seiner Gesinnung natürlich niemals in Frage kommen, da er als Einzelner oft nur eine Null ist, die mit zählen hilft. Die Führer deutscher Heere vom höchsten General bis herab zum jüngsten Lieutenant waren und sind zum größten Theil noch heutigen Tages Anhänger, ja schwärmerische Verehrer des Absolutismus.

Davon kann man sich hier zu Lande am besten überzeugen, gerade jezt, wo es in den mitteldeutschen Staaten wieder zum Kampfe gekommen ist. Von der Reichsverfassung, an die sich alles Volk als seinen lezten Rettungsanker klammert, mögen die Herren Offiziere schon gar nichts wissen. Sie gehen hier, wo das Schwert einmal regiert, viel freier mit der Sprache heraus, als anderwärts, und machen gar kein Hehl daraus, daß die deutschen Heere die Reichsverfassung niemals anerkennen würden, was denn eine Vereidung der Heere auf dieselbe unmöglich mache. Sprechen dieß auch nur Einzelne unverhohlen aus, so kann man diese einzeln laut werdenden Stimmen doch immerhin für den Ausdruck der Gesammtheit aller Führer halten. Eine Ausnahme hievon machen nur die Schleswig-Holsteiner. Das sind durch und durch freisinnige, dem alten verrotteten Plunder abgeneigte Leute. Ob gemeiner Soldat, ob Offizier, die freie Gesinnung ist bei Allen dieselbe, und wo sich nur Freiheitsbestrebungen kund geben, wo das Volk rüttelt an den alten Ketten, wo es sie zu brechen sucht, da findet es warme Theilnahme bei den schleswig-holsteinischen Truppen. Es ist dieß die erste und wohl auch die einzige wirklich demokratische Armee im guten Sinne des Wortes, und es nimmt wirklich Wunder, wie die aristokratischen Offiziere so vieler anderer deutschen Truppen mit diesen demokratisch gesinnten Kameraden sich vertragen können. Ein Heer, wie diese Holsten, ein Heer, so fröhlichen Muthes, so tapfern Armes, so voll jugendlicher Begeisterung für die große deutsche Sache brauchte das arme zerrissene, in tausend Intriguen verstrickte Vaterland; solch ein Heer thäte vor Allem der Nationalversammlung in Frankfurt Noth, um sich geschüzt zu wissen gegen jeglichen Angriff, komme er von welcher Seite er wolle. Mit solcher Heeresmacht wäre es, wenn nicht leicht, doch sicher möglich, alle renitenten Fürsten zur Anerkennung der deutschen Reichsverfassung zu zwingen, die, wie es jezt scheint, von dem Blute deutscher Bürger fortgeschwemmt werden soll.

Aus Tirol, Mai.

(Fortsetzung.)

Neue Bilder aus Süd- und Wälschtirol.

Wir hörten oben auf der Burg im Thale drunten schon lange schießen. Als wir hinabstiegen in das lang hingestreckte stattliche Dorf Lana, erfuhren wir die Ursache. Es war ein Freudenschießen der Bauern, welches dem Einzuge einer Schaar Bußprediger von den Liguorianern galt. Böller auf Böller, Schuß auf Schuß krachte. Im Wirthshaus in Unterlana, wo das treffliche Forellen liefernde Ultener Thal einmündet, saß ein Bäuerlein, hoch beglückt, daß es commandirt war, die Herren von Lana nach Vals, ihrer nächsten Station im Ueberetsch, zu führen. (Ueberetsch heißt Alles, was zwischen Meran und Margreid gegenüber Salurn auf dem rechten Etschufer liegt.) „Verschießt nur nicht zu viel Pulver,“ sagte ich, „sie möchten's doch am Ende nicht werth seyn.“ Der Bauer sah mich groß an. „Seyd ihr denn so gar schlecht,“ fuhr ich fort, „daß ihr die Bußprediger so nöthig braucht?“ — „Hören Sie,“ sprach er, sehr pfiffig lächelnd, „man legt nicht die guten Aepfel zu den schlechten, sondern die guten zu den guten;“ womit er sagen wollte: eben weil wir so herrliche Leute sind, so kommen die herrlichen Liguorianer zu uns. Das Gespräch wendete sich nachher auf Katharina von Mörl, das Wundermädchen in Kaltern, welches die Geschichte Christi an ihrem Leibe durchmacht. Hier lächelte er wieder pfiffig und sagte: „Bin zwar nur ein armes Bäuerlein,“ und dabei erhob er die rechte Hand und zeigte ein Nägelmaal in der Handfläche. Endlich erscholl der Ruf: „die Herren wollen fort!“ und seelenvergnügt rannte unser Bauer hinaus. Ich eilte den Herren zuvor zu kommen, um wo möglich ihren Einzug in Vals mit anzusehen. Der Fußpfad, den ich einschlug, zog sich aber sehr in die Länge und verführte mich zulezt in die sumpfigen Niederungen der Etsch, so daß ich erst vor Vals anlangte, als schon wieder das Freudenschießen anging. Im Wirthshaus hörte ich, daß um fünf Uhr Nachmittags die erste Predigt beginnen würde. Ich beschloß da zu bleiben, um den Eindruck dieser Predigt auf das Landvolk mit zu erleben. Das Dorf Vals liegt in einer ziemlich ernsten Gegend, die für Tiroler Verhältnisse sehr stattliche Kirche auf einer mäßigen Anhöhe, welche Dorf und Thal beherrscht. Ueberhaupt sind die Gotteshäuser in Tirol meist von verhältnißmäßig imponirender Größe. Man sieht, es ist Lieblingssache des Volks, und die heilige Kirche sorgt schon für hinlängliche Mittel. Ich war noch vor Anfang der Predigt oben. Still versammelte sich das Volk und betete. Plötzlich erscholl das Geläut einer mächtigen Glocke und zugleich begann draußen von neuem das Schießen. Die Bußprediger zogen in die Kirche, fünf an der Zahl, in einfacher Uniform, ein großes Krucifix vor sich hertragend, Krucifixe auf der linken Brust und Krucifixe in den Händen. Die Uniform bestand in einem schwarzen Talar, blauer Halsbinde und viereckigem schwarzen Käppchen. Der Augenblick, zumal wenn man sich lebhaft in die Seelen der schlichten Zuhörer versezte, hatte etwas Ueberwältigendes. Einer der Bußprediger bestieg die Kanzel. Der Hauptinhalt seiner ganz vernünftigen, aber ziemlich gewöhnlichen Predigt war, wie viel der Mensch der Pflege seines Leibes widme, und wie wenig seiner Seele. Nur mißfiel mir, daß er am Schlusse die Männer, die Ehefrauen, die Jünglinge, die Mädchen, jeden Stand einzeln aufforderte zur Beichte zu kommen. Die Bußprediger bleiben gewöhnlich eine ganze Woche an einem Orte, predigen täglich und hören Beichte, bis sie Alt und Jung bekehrt haben. Natürlich werden sie dafür auf's Beste verpflegt und zulezt weiter spedirt. Im Wirthshause war die Predigt noch lange Gegenstand eifrigen Gesprächs unter den versammelten Bauern.

Also wieder hinaus aus der schwülen Bußatmosphäre, hinaus in Gottes frische, freie Natur! Je weiter man auf dem Wege von Vals im Ueberetsch vordringt, desto üppiger, desto südlicher wird das Colorit der Vegetation. Auch jener eigenthümlich pikante Duft der Bäume und Sträucher, der sich mir jedesmal beim Eintritt in Italien bemerklich machte, findet sich hier ein. Ganz besonders schön gedeiht hier der Nußbaum. Die Früchte lagen häufig unbeachtet, zertreten am Wege. Auch Maulbeerbäume sieht man in ziemlicher Menge. Sobald man an dem artigen Kirchdorf Andrian vorüber ist, öffnet sich eine weite Aussicht nach Botzen hinüber. Man unterscheidet deutlich den mächtigen Thurm und das bunte Dach der schönen gothischen Kathedrale. Darüber die Berge des Eisackthals, welche wieder die mächtigen röthlich weißen Dolomitfelsen, vor allen der Schlérnkofel, majestätisch überragen; seitwärts, links am Wege, aber von Botzen rechts, die malerische Ruine Siegmundskron. Dießmal lockst du mich vergebens, du reizender Vorposten Hesperiens, citronenreiches, orangenumduftetes, aber auch glühend heißes Botzen! Ich gehe, das Vaterland der edlen Traminertraube aufzusuchen. Noch einige hundert Schritte, und der Weg biegt ein zwischen Rebenhügel, die jede Aussicht verdecken.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 38.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 129. Mittwoch den 30. Mai 1849.

— O War, thou son of hell,
Whom angry heavens do make their minister!
Shakespeare.

Aus den Briefen eines deutschen Offiziers in der Armee des Banus von Croatien.

(s. Nr. 72—70.)

Der Kampf hinter Pesth.

Daß ich noch lebe, ja nur noch ein unverlectes Glied an meinem Körper habe, begreife ich oft selbst kaum. Welche Strapazen ich in den lezten Wochen ertragen, welchen Gefahren ich entgangen bin, ist wirklich kaum zu beschreiben. Da ich noch immer bei den Vortruppen stehe, die leider in lezter Zeit oft die Nachtruppen unseres Corps geworden sind, und da ich mit meinem kleinen Häuflein meist allein umherschweife, so werden uns freilich Beschwerden und Gefahren mit doppeltem Maaße zugemessen. Wie ein Bett, wie ein Stuhl aussieht, hatte ich längst vergessen, und die Kleider sind seit dem Ausmarsch aus Pesth bis vorgestern, wo wir wegen der allzugroßen Ermüdung der Pferde — denn auf uns Menschen wird natürlich keine Rücksicht genommen — nothgedrungen einige Ruhetage erhielten, mir nicht mehr vom Leibe gekommen. Aber wie sehe ich auch aus! furchtbar, gräßlich! Ich mußte selbst über mich lachen, als ich mich zuerst wieder im Spiegel erblickte. Ein langer Bart, über Kinn, Wangen und Mund eben nicht sonderlich zierliche Wellen schlagend, das Haupthaar schlecht von einem Husaren verschnitten; über der Stirne ein schwarzes Tuch, wegen einer leichten Hiebwunde, die mir ein ungarischer Husar vor einigen Tagen beigebracht; mein weißer Mantel mit grauen, schwarzen, braunen, gelben Flecken bedeckt, mit Blutstreifen marmorirt, durchlöchert von Hieben, Kugeln und Feuerbränden der Bivouaks; der Tschako durchhauen und verbogen, statt der zierlichen „Tschismen" große Wasserstiefeln über den breit mit Leder besezten Hosen, die schwarz und gelbe Schärpe aller Fransen beraubt. Meine Klinge ist von den vielen Hieben, die sie ausgetheilt und parirt hat, ganz schartig und mit dickem Blutroste bedeckt; mein trefflicher Ali, mein edles Streitroß, ist dürr wie eine Katze und durch einen Säbelhieb eines Ohrs beraubt, dabei aber, wie gottlob sein Herr selbst, frisch und rüstig und stets zu neuen Kämpfen bereit. Auch meine Soldaten halten noch wacker aus, gleichen aber noch mehr einer Räuberbande als ich selbst einem Räuberhauptmann.

Uebrigens ist bereits weit über die Hälfte derer, die ich von Anfang bei mir hatte, gefallen oder schwer verwundet und mein kleines Corps hat schon wiederholt der Ergänzung bedurft. Nun, das große Kaiserreich hat noch viele Leute; was schadet es, wenn wir auch Alle hier zu Grunde gehen? Soldaten bekommt der Kaiser immer wieder. Das Menschenleben sinkt gewaltig im Werth, wenn man, wie wir, über ein Jahr im beständigen Kriege lebt.

Da wir stets in unmittelbarer Nähe des Feindes sind und oft kaum eine Viertelstunde von seinen Vorposten unsere Feldwacht aufschlagen, haben wir, besonders in der lezten Zeit, der Gefechte unzählige bestanden. Es verging fast kein Tag, wo wir uns nicht in größerem oder kleinerem Styl mit den feindlichen Husaren gerauft hätten, und oft hatten wir dieses Vergnügen Morgens zum Frühstück und Abends noch einmal, ja einige Tage gingen fast ganz in beständigen Plänkeleien hin. Häufig waren es nur einige Säbelhiebe, die einzelne Reiter mit einander

wechselten, oder die Vorposten schickten zur Abwechslung einige Karabinerkugeln herüber und hinüber, oder es galt, irgend einen schlau angelegten Ueberfall auszuführen oder abzuwehren. Bisweilen aber wurde die Sache auch ernsthafter; es gab tüchtige Gefechte, ja Schlachten, und die Kanonen knallten gehörig darein. Gar mancher Reiter mußte den Sitz im Sattel für immer mit dem Lager in kühler Erde vertauschen. Die größeren Gefechte waren zum Theil sehr blutig, denn es wurde von beiden Seiten mit größtem Muth, mit unbeschreiblicher Erbitterung gekämpft. So sah ich bei Gyöngiös, wie zwei Schwadronen Kossuthhusaren dreimal ansetzten, um in ein Carré unserer Infanterie zu kommen; zweimal trieb das ruhige, wohlgerichtete Feuer des Fußvolks sie zurück; schaarenweise waren Rosse und Reiter gefallen, da setzten sie mit einem lauten „Huzzah, eljen, eljen Kossuth!“ zum drittenmal an, und in vollem Rosseslauf, das feindliche Feuer gar nicht mehr achtend, brachen sie in das Viereck ein und ihre scharfen Säbel wütheten nun furchtbar in demselben herum. Leider konnten wir unsern braven Kameraden nicht zu Hülfe kommen; wir hatten es im Augenblick selbst mit einer überlegenen Schaar feindlicher Reiter zu thun. Obgleich wir endlich nach heißem Kampf das Schlachtfeld behaupteten, war doch auch unser Verlust nicht gering.

Es ist nicht zu läugnen, der größte Theil der Insurgenten, besonders ihre Reiterei, schlägt sich vortrefflich und zeigt einen Muth und dabei eine Geschicklichkeit, wie sie so recht die Eigenschaften des tüchtigen Soldaten sind. Was sind jene prahlenden, schwatzenden, feigen Italiener gegen diese kühnen Magyaren und todesmuthigen Polen! Mit Ausnahme eines Theils der sardinischen Armee, besonders der piemontesischen Regimenter, sind alle diese sogenannten Truppen der sogenannten Republiken zusammen nicht so viel werth wie vier Regimenter ungarischer Husaren. Ob wir aber nicht trotz der tapfern und geschickten Gegenwehr unserer Feinde größern Erfolg gehabt hätten, wenn bei uns von oben herab die Sachen anders angefaßt würden? Der Geist unserer Soldaten ist mit ganz geringen Ausnahmen fortwährend der beste geblieben, und sie haben namentlich in standhafter Ertragung all der unendlichen Beschwerden, die dieser Feldzug mit sich brachte, fast das Unglaubliche geleistet. Ja, unser Heer ist wacker und brav und der alte gute Geist lebt noch in ihm, und wird es nur gut geführt und richtig geleitet, so ist noch immer sehr viel damit auszurichten. Sollte es aber im Buch des Schicksals bestimmt seyn, daß Oesterreichs Macht auseinander gehe, daß dieses einst so stolze Reich zertrümmert werde, dann muß zuvor unser Heer vernichtet, aufgerieben werden. So lange dieses besteht, fest wie bisher zusammenhält, so lange steht Oesterreich auch noch fest. Auf seine Bajonette muß es sich stützen, diese wanken noch nicht; alle seine andern Stützen sind morsch und von geringem Werth.

(Fortsetzung folgt.)

Armuth und Christenthum.

(Fortsetzung.)

Seit anderthalb Jahrzehnten steht insbesondere Amalie Sieveking, ein Name besten Hamburger Klangs, an der Spitze weiblicher Thätigkeit für Armenwohl und Volkserrettung. Es liegt ihr sechzehnter Bericht über die Leistungen ihres weiblichen Vereins für Armen- und Krankenpflege vom Jahr 1848 vor mir. Mit gewandter Hand wendet sie sich vor Allem an die Gebildeten ihres Geschlechts, um sie zu reizen, aus Glauben in Liebe ein Salz der deutschen Erde gegen die sonst bevorstehende Auflösung zu seyn. „Wie durch die Beimischung eines natürlichen Salzes eine Menge fremdartiger Körper innig mit einander mögen verbunden werden, so soll die christliche Frau durch Liebe, Freundlichkeit und Milde vermittelnd einwirken auf die feindseligen Elemente, die in der Menschenwelt so gewaltige Conflikte hervorrufen. Keine darf es vergessen, daß sie nicht ausschließlich nur dem engern Familienbande angehört, sondern auch Pflichten zu erfüllen hat in einem weitern Kreise. Welche aber irgend den höhern Klassen der bürgerlichen Gesellschaft angehören, dürfen in dieser Zeit gewiß weniger als je in ihrer Liebesthätigkeit ausschließlich sich gebunden halten an die Kreise ihrer geselligen Verbindungen; sie müssen vielmehr in dem dringenden Nothstande der untern Volksklassen, sowohl im Leiblichen wie im Geistlichen, die unabweisliche Anforderung erkennen, dem Dienste dieser ihrer armen Brüder und Schwestern nicht allein einen Theil ihrer äußern Glücksgüter, sondern auch ihrer persönlichen Kräfte zu widmen.“

Schon eine wohlverstandene Politik, meint sie mit Recht, sollte diese Bestrebungen hervorrufen. Nach gewichtigem Urtheil, das sie vernommen, sey ein wohlthätiger Einfluß der weiblichen Vereine für Armen- und Krankenpflege auf die Stimmung der Geringeren im Hamburger Volke unverkennbar; doch verstehe es sich, daß der Beweggrund ein höherer seyn müsse als Sicherung der eigenen Anliegen. Auch wenn kein Aufstand der Proletarier mit dem Schrei der Verzweiflung drohte, müßte die Liebe Christi uns drängen, zu ihnen zu treten mit freundlichem Erbarmen, um ihre Thränen zu trocknen und den Ausbruch der Verzweiflung in Preis und Dank gegen den Herrn zu verwandeln.

Mit gründlichem, vielerfahrenem Blicke bezeichnet die Berichterstatterin das Mißverhältniß zwischen Arbeiter und Arbeitsgelegenheit, Arbeitslohn und Lebensbedürfniß als den eigentlichen faulen Fleck. Sie führt das Beispiel eines durchaus braven und tüchtigen Tischlermeisters an, der im besten Alter mit Frau und fünf Kindern in ihre Vereinsunterstützung aufgenommen wurde. So lang es nur irgend möglich war durchzukommen, hatte er zwar wohl geäußert, aber nie geklagt, wie schwer es ihm falle Weib und Kinder zu ernähren. Oft fehlt es an Arbeit, immer wird sie zu schlecht bezahlt. Nicht einmal der große Brand in Hamburg nützte diesen kleinen Meistern, nur große Tischler, denen es nicht an Verlag fehlte, konnten ihr Glück machen. Auch das that sich nicht, daß der kleine Meister in Taglohn bei dem großen ging, sonst hätte er seine Kundschaft verloren und nichts gehabt, wenn die Arbeit beim Großmeister aufhörte. Auch das kam noch hinzu, daß es in dem neugebauten Stadttheil nun nicht mehr so viel zu bessern und wiederherzustellen gibt, als in den alten Häusern früher.

Hier haben wir einen durchaus rechtschaffenen, geschickten und fleißigen Mann vor uns, der bescheiden, genügsam, gottesfürchtig, nichts verlangt, als sich redlich nähren zu können. So aber dieß am grünen Holz geschieht, was will am dürren werden? Kann die Herstellung einfacherer Zustände überhaupt, eine bessere Gewerbeordnung, ein Bürgerrechtsgesetz, das die Niederlassung an ernstere Bedingungen knüpft als bisher, eine andere Beschützung und Erleichterung des überseeischen Verkehrs den also sich anstauenden Sümpfen der Nahrungslosigkeit nicht bald Abzugsgräben öffnen und Dämme bauen, so ist allerdings ein Ende der bisherigen europäischen Welt unvermeidlich. Unmittelbar in diese Armuth hebend und bessernd einzugreifen vermag das Christenthum freilich mit allem Glauben und aller Liebe nicht. — Aber bleiben wir nur bei unserem Tischlermeister. Wäre derselbe, ohne Schule und Kirche, in Unglauben, Aberglauben und Laster aufgewachsen und dem communistischen Versucher anstatt dem christlichen Vereine für Armenpflege anheimgefallen, zu welcher Beule wäre diese Familie der Gesellschaft und dem Staate geworden, zu welchem Fluche für sich und ihre Kinder! — Wie viel geschieht da schon, wenn nur durch solche christliche Fürsorge größerem Uebel vorgebeugt, namentlich der innerliche Bruch und sittliche Verfall verhindert wird! Und das kann allein solche christliche persönliche Theilnahme, Hülfeleistung und Aufrichtung. Wo auch und wie immer der Staat, die Gemeinde, die politische Körperschaft, oder der bloß weltlich durch Schreibstube und Polizei gehandhabte Verein in diese Nothstände mildernd und unterstützend eingreifen mag, nie ist's von Dauer, nie von nachhaltiger, dankbarer Wirkung, immer mehr oder weniger entsittlichend.

Es kann auch gar keine Behörde sich der Armuth so annehmen, wie z. B. wieder jener Hamburger Frauenverein der armen jungen Frau, welche sich, zwanzig Jahre alt, mit einem Manne anscheinend sehr glücklich verheirathet hatte, aber bald durch dessen Liebe zum Branntwein von Stufe zu Stufe in's tiefste Elend sank, bis der Mann sie verließ und nach Amerika ging. Einen Monat darauf gebar sie ihr viertes Kind. Das Armengeld, das die Stadt ihr gibt, reicht nicht hin, die Miethe des Zimmers zu decken, in dem sie nichts als ein Bett, einen Tisch und zwei Stühle stehen hat, nachdem alles Uebrige verkauft und versezt worden. Mitten im Winter blieb ihr einziger Anzug ein ganz dünnes Kleid mit kurzen Aermeln und einem dünnen Umschlagtuche. Die Kinder wurden krank vor Schwäche in Folge des Hungers, und doch haben sie die Mutter, an die sie sich bitter weinend schmiegten, als sie ihnen erklärte, sie wolle sie lieber von sich geben zu andern Leuten, die sie dann satt machen könnten, auf's beweglichste gebeten, sie möge doch das nicht thun, sie wollten ganz stille seyn und ganz ruhig zu Bette gehen. Wenn sich nun dieser armen, vom Manne, vom Brode und wochenlang von allem Verdienste verlassenen Frau die würdige Vorsteherin des Armenvereins nicht persönlich dargestellt hätte als rettender Engel, indem sie dem geschickten und fleißigen Weibe sogleich etwas Arbeit nachweisen konnte und sie durch Verleihung einer wohlfeilen Wohnung im (Amalien-) Vereinsstifte und sonstige Unterstützung vor dem Hunger schützte, was wäre aus ihr geworden?

Und wenn nun allerdings weit nicht allen geholfen werden kann, da die Noth so groß ist, der Nothhelfer und Helferinnen so wenige sind, und selbst die heilige Ursula mit sammt ihren eilftausend Jungfrauen kaum für einen Theil Deutschlands ausreichte; — wenn demgemäß Amalie Sieveking offen erklärt, daß sie, wo sie bestimmt wisse, daß sie die gewünschte Hülfe nicht gewähren könne, mit aller Bestimmtheit die Arbeit und Hülfe Begehrenden abweise, um sie nicht mit leeren Hoffnungen hinzuhalten; — wenn sie mithin weiß, daß die völlige Hebung der Nothstände im Großen und Ganzen nicht im Bereiche der Privatpersonen und ihrer Vereine liegen kann: so ergibt sich ihr die Nothwendigkeit, daß „wir um so treulicher das Unsere thun im Kleinen und Einzelnen," obschon es nicht im Geiste der Zeit und ihrer völkerumfassenden Weltverbesserungspläne liegt, erst treu im Kleinen zu seyn und daran sich für's Große zu bewähren.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Tirol, Mai.

(Schluß.)

Neue Bilder aus Süd- und Wälschtirol.

Vor uns auf einer Anhöhe winkt der mächtige Thurm von St. Paul, einem artigen Flecken von schon ziemlich italienischem Aussehen. Dann folgt St. Michael, wo uns die ersten im Freien wachsenden Cypressen begrüßen. Der Calvarienberg, auf welchem die Kapuzinerkirche steht, gewährt eine wunderschöne, reiche Aussicht bis nach Meran hinauf. Gleich von hier aus kann man auf einem Schleifwege, wo man sich allerdings hüten muß, dem Weinbergswächter zu begegnen, an einer kleinen niedlichen Mühle vorbei nach Schloß Eppan gelangen. Dieser weiland hochberühmte Sitz eines reichen und mächtigen Grafengeschlechts, welches im eilften Jahrhundert an vierzig Schlösser besaß, aber nach einer unglücklichen Fehde mit dem Bischof von Trient schon im vierzehnten Jahrhundert ausstarb, liegt jezt theilweise in Trümmern. Das vordere Schloß aber, welches eine weite, reizende Aussicht gewährt, ist jezt solid und tüchtig wieder aufgebaut. Der beneidenswerthe Besitzer ist ein Baron von Teimmer. Hinter Hoheneppan schließt sich die Gegend und nimmt einen eigenthümlich idyllischen Charakter an. Die Berge verschwinden, und man erblickt nur noch Weingärten und anmuthiges Gehölz. Etwa eine Stunde von Hoheneppan liegt das heitere und wohlgebaute Städtchen Kaltern, dem man den aus dem Weinhandel gewonnenen Reichthum seiner Bewohner wohl anmerkt. Jezt war es überdieß mit Ehrenpforten, Triumphbogen und Guirlanden geschmückt, die man dem durchreisenden Fürstbischof von Trient zu Ehren errichtet hatte. Die stattliche Pfarrkirche enthält einige sehenswerthe Gemälde von Tiroler Meistern. — Das unweit davon gelegene Wirthshaus ist sehr zu empfehlen. Ich genoß hier zum erstenmal eine sehr gute Mehlspeise mit Pignoli (mandelähnliche Pinienkerne). Selbst bis zu einem Casino hat es der Ort gebracht, wo vier bis fünf Honoratioren Billard spielen und den Tiroler Boten, ja vielleicht gar die Augsburger Allgemeine lesen. Ich machte nach dem reichlichen Mittagsmahl einen Gang nach dem Franziskaner-Kloster, um, wenn das Glück gut wäre, das Wundermädchen Katharina von Mörl zu sehen. Der ziemlich mürrische, wortkarge Pförtner, der jedenfalls in mir sogleich den Ketzer witterte, verwies mich an ihren Beichtiger, den Pater Capistran, eine hagere, ehrwürdige Mönchsgestalt mit klugem Gesicht. Da dieser jedoch eben Beichte saß, und ich überdieß den erforderlichen Erlaubnißschein des Bischofs von Brixen nicht hatte, so mochte ich ihn nicht stören und begnügte mich, den Pförtner noch mit einigen Fragen zu quälen. Aus seinen Antworten entnahm ich, daß die gute Katharina jezt ißt und trinkt, wie andere ehrliche Leute, und daß es mit den Visionen und Entzückungen wohl zu Ende gegangen seyn mag. Ihre Leidensschwester Maria, im Fassathal, wenn ich nicht irre, ist vor Kurzem gestorben. — Hinter Kaltern bringt ein anmuthiger, wohl eine Stunde langer See eine freundliche Abwechslung in die Gegend. Von seinen schilfumkränzten Ufern bis an die Straße ziehen sich reiche Weingärten. Die mächtigen, allenthalben herabhängenden Trauben machten meinen Appetit rege. Ich bat einen Bauer auf italienisch, mir für Geld und gute Worte eine zu geben. Er verweigerte es mürrisch. Ich brachte meine Bitte noch einmal deutsch vor. „Ja,“ sagte er nun, „wenn der Herr deutsch redet, das ist was anderes,“ und schnitt mir sofort eine der schönsten Trauben ab, ohne eine Vergütung dafür anzunehmen. Ich freute mich der patriotischen Gabe jezt doppelt. Möchte diese deutsche Gesinnung in jener Gegend die allgemeine seyn!

Vom Ende des Kalterner Sees an steigt die Straße wieder allmählig und die Aussicht wird wieder weiter, die Gegend aber auch etwas steriler. In ziemlicher Höhe, etwa anderthalb Stunden von Kaltern, liegt der nicht sonderlich freundliche Flecken Tramin, dessen Umgebung der Stammsitz der berühmten Traminer Traube ist. Aber meine Hoffnung auf ein Glas des besten gekelterten Weins ging nicht in Erfüllung. Der Wein, den ich dort genoß, war einer der schlechtesten auf der ganzen Reise. Einige Privathäuser am Ende des Oertchens, wo die bessern Weine lagern sollten, fand ich verschlossen. Es war also hier, wie in den Weinlanden bei uns: den guten Wein führen sie aus, und den schlechten trinken sie selbst. Bald hinter Tramin gelangt man nun wieder in das eigentliche Etschthal, und erblickt gegenüber am linken Ufer des Flusses den weißleuchtenden Ort Neumarkt (italienisch Egna), und weiterhin das alte Salurn mit seiner malerischen, die Stadt beherrschenden Veste. An dieser Seite aber drängen sich die Felsen nahe herein, so daß die Oertchen Curtatsch und Margreid höchst romantisch gelegen sind, die Häuser zum Theil wie an den Felsen geklebt erscheinen. Ich gelangte unter Führung einiger freundlicher, wie es schien blutarmer Weiber, den Umweg über Curtinig vermeidend, quer durch das Thal über die Etschbrücke nach Salurn, wo ich im Wirthshaus zur Krone, welches als das beste des Städtchens gilt, ein nach italienischer Weise etwas unfreundliches und nicht sonderlich bequemes Obdach, dafür aber einen desto freundlicheren Wirth und um so billigere Zeche fand; übrigens ist dieser Wirth ein Deutscher.

Wir befinden uns jezt auf der großen Heerstraße nach Italien, und ich will daher die Leser nicht mit Bekanntem langweilen, sondern sie zwischen den zuweilen ziemlich eng zusammentretenden, etwas sterilen Kalkfelsen ebenso rasch dahinführen, als es der muntere Bursche aus Botzen that, der mich am nächsten Morgen als einzigen Passagier im Stellwagen führte. Es war ein Prachtexemplar eines deutschen Tirolers, dieser Kutscher, kräftig gewachsen, von blühender Gesichtsfarbe, behaglich, immerfort auf's schönste pfeifend und jodelnd, während seine wackern Thiere immer im gestreckten Trabe dahinflogen. So kamen wir bald nach St. Michele oder Wälschmichel, wo der Noce und mit ihm das Val di Non in das Etschthal einmündet, dann nach Lavis mit seinen auf Terrassen schwebenden Gärten, und schon vor zehn Uhr nach Trient, wo der Wagen an dem berühmten Hotel Europa in der Contrada larga hielt.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 130. Donnerstag den 31. Mai 1849.

Manifestati, quod epistola estis Christi, scripta non atramento, sed spiritu Dei vivi, non in tabulis lapideis, sed in tabulis cordis carnalibus.

Paulus
ad Corinth:

Armuth und Christenthum.

(Fortsetzung.)

„Wo man sich des redlichen Willens bewußt ist, mit Aufwendung aller verliehenen Kräfte zu thun, was man kann, da beruhigt man sich auch leichter über das, was man nicht kann, und stellt es freudig in die Hand dessen, von dem alle Hülfe kommt. Und wo geholfen wird im Geiste christlicher Liebe und zur leiblichen Gabe die geistliche sich fügt, da läßt sich der Segen gar nicht begrenzen nach Zeit und Ort."

Von solcher Gesinnung getragen und von solchen Werken begleitet, konnte denn eine Amalie Sieveking auch einmal und das anderemal geradezu die arbeitenden Klassen angehen und durch ein offenes, freies Wort sie dem bedrohten Frieden wieder zu gewinnen suchen. Sie erließ bereits ein „zweites Sendschreiben der Vorsteherin des weiblichen Vereins für Armen- und Krankenpflege an ihre Freunde unter den Armen," worin sie auf die politischen und gesellschaftlichen Fragen mit eigenem Geschick und Freimuth eingeht. Sie erklärt sich frisch für eine Freundin der vollkommensten Glaubens- und Gewissensfreiheit, des Fortschrittes überhaupt; sie redet aber um so frischer von der Mißfarbe, welche zumal der communistische Wahn über alle Güter und Fehler der Menschheit geworfen, als sie selber schon erfahren hat, was es heißt, durch der eigenen Hände Arbeit sein Brod verdienen mit stillem Fleiße, und noch davon übrig zu haben, um zu geben den Dürftigen. Dazu kann sie aus ihrem eigensten Leben sagen: „ich weiß kaum einen unglücklicheren Menschen unter der Sonne, als einen solchen, der keinen andern Beruf zu haben meint, als seinen Vergnügungen nachzugehen." Endlich muß ihr ja wohl Gehör werden für ihre Erzählung der Fabel des Menenius Agrippa, für ihre Hinweisungen auf die französische Revolution, für ihre Anweisung zu gutem Hausregiment vor Allem und dann zu Betheiligung bei den nächsten Zunft- oder Ortsanliegen, anstatt des Kannegießens in der großen Politik, für ihre Belehrungen über die unverbesserlichen Schäden der Concurrenz in übervölkerten Landen, für ihre Schilderungen des glänzenden Elends der Reichen — wenn sie hinzufügen kann: „mein Herz ist warm geworden gegen euch, meine Freunde, seitdem ich euch näher getreten, und ich bin gewiß, daß die meisten unter euch die euch bewiesene Liebe nicht unerwidert lassen. Auch die Undankbaren will ich gerne entschuldigen, so weit ich kann. Bei Manchem hängt es zusammen mit einem nicht verwerflichen Selbstgefühle, dem es drückend ist, Hülfe zu empfangen von andern. Es gibt freilich Menschen, die den Armen die Wohlthaten so vorrücken, daß sie mit bittern Empfindungen erfüllen müssen. Aber nicht wahr, meine Freunde, das ist nicht *unsere* Weise? — Daß wir euch Hülfe gewähren, so weit Mittel und Kräfte reichen, dazu halten wir uns *verpflichtet*. Wir sind berufen, die Liebesgaben, welche fremde Wohlthätigkeit in unsere Hände gelegt hat, auf möglichst zweckmäßige Weise unter euch zu vertheilen; wir sind die Almosenpflegerinnen unserer wohlhabenden Mitbürger, die nicht die Zeit haben, persönlich sich um eure kleinen Angelegenheiten zu bekümmern. Mit dieser gewissenhaften Verwaltung des Anvertrauten meinen wir nichts Sonderliches zu thun, und wehe uns, wenn wir es nicht

thäten! Wir lassen dabei den Hungrigen nicht allein Anderer und unser Brod finden, sondern auch unser Herz. Wir schenken ihm unsere herzliche Theilnahme, wir weihen seinem Dienste einen Theil unserer Zeit, unserer persönlichen Kräfte, wir geben ihm Liebe mit Einem Worte und werben damit um seine Gegenliebe. Wolltet ihr diese uns weigern? — So, meine Freunde, lasset uns einander die Hand reichen im Geiste christlicher Liebe; ihr sollet darin nicht bloß Nehmer, sondern auch Geber seyn."

Wer so vor das hungrige Proletariat tritt, der muß eine befriedende Wirkung auf dasselbe haben. Was eine Elisabeth Frey erlebt, was eine Amalie Sieveking erzielt, welche der Leserinnen könnte nicht dasselbe erreichen und ein Engel des Trostes, eine Botin des Friedens werden? — Weil aber in allen Dingen der Anfang das Schwerste und die Ausführung eine Freude ist, wenn man nur erst weiß, wie es anfangen, so lohnt es doppelt der Mühe, wenn wir zu gutem praktischem Schlusse unsere Fragen darum an eine so reich erfahrene, vielgewandte, freimüthige Martha richten, wie sie sich in den genannten Hamburger Jahresberichten, zumal im fünfzehnten vom Jahre 1847, uns gibt. Es sind in diesem Hefte so viele praktische Blicke und Winke, so gründliche Beiträge zu einer ergiebigen Wissenschaft der Armenpflege niedergelegt, daß die edle Verfasserin von der künftigen deutschen Reichsakademie Diplom und Stelle einer würdigen Honorarprofessorin der Armenpflege erhalten muß.

Ich denke, Leser und Leserinnen, die ein Auge für den Abgrund haben, an dem wir schweben, und ein Herz für das arme deutsche Volk, dessen Tod und Leben auf dem Spiele steht, heißen es willkommen, wenn ich die wichtigsten Punkte und Lehrsätze in aller Kürze hier an den Schluß meiner Fürsprache für Armuth und Christenthum stelle. Sie mögen daran ihre eigenen Erfahrungen und Ansichten ergänzen und desto eher finden, wie Lichtenbergs Vorschrift auch in diesem Stücke auszuführen sey, daß man nämlich, wenn die Kanonen brummen, nicht nach hinten, sondern nach vorne ausreißen soll.

Jener wirkliche Musterverein für Armen- und Krankenpflege hatte im Jahre 1847 eine Rechnungsablage über 15,656 Mark Banko Einnahme und Ausgabe zu stellen, im Jahre 1848 über 14,762 Mark. Seine Mitglieder verpflichten sich zu persönlichen Besuchen der Armen, um ihnen so viel möglich geistig und leiblich aufzuhelfen. Es sollen aber Hülfeleistungen eine Auszeichnung seyn für die bessere, rechtliche Klasse der Armen. In der Regel werden alle Unterstützungen nicht in Geld, sondern in natura gereicht. Aufgenommen werden regelmäßig nur solche Familien, in denen ein erwerbendes Mitglied ernstlich erkrankt ist, und zwar auf Empfehlung eines Armenarztes. Der Verein verschafft sich besonders genaue Auskunft, welche Unterstützung die Leute sonst erhalten, um das Weitere darnach zu bemessen. So weit es irgend ausführbar, wird den gesunden Armen nicht Almosen gegeben, sondern ihnen das wohlthuende Gefühl verschafft, durch Anwendung der eigenen Kraft in nützlichen Beschäftigungen sich selbst ihren nothdürftigen Unterhalt zu erwerben. Im Uebrigen erwartet der Verein das Meiste vom Wirken der Liebe im Geiste des Glaubens, der also gepaart ist mit Wahrheit, Weisheit und Ernst, indem eine weichliche Liebe das Uebel nur ärger macht. Dabei erfolgt religiöser Zuspruch, um den Sinn nach oben zu richten und Besserung und Ergebung zu pflanzen. Die meisten armen Familien werden wöchentlich einmal besucht, andere seltener, schwer Erkrankte öfter. Ueber die gemachten Besuche trägt jedes Mitglied nach einem gedruckten Schema einen schriftlichen Bericht ein, für jede Familie besonders. Dieses Heft wird der nächsten Besucherin eingehändigt, welche so eine fortlaufende Geschichte des Armen darin findet zu fortwährend schneller Verständigung und Uebersicht.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Briefen eines deutschen Offiziers in der Armee des Banus von Croatien.

(Fortsetzung.)

Doch zurück zu den Einzelnheiten meines Lebens seit meinem letzten Briefe. Alle die zahllosen kleinen Gefechte, die ich seitdem bestanden, zu beschreiben, wäre gar zu langweilig. Oft warfen wir die Magyaren zurück, bisweilen wurden auch wir wieder geworfen, wie das Kriegsglück es wollte. Traurige Auftritte gab es in Menge, heitere nur selten. Der frohe Uebermuth, mit dem wir in den Krieg gezogen, ist sehr herabgestimmt und hat einer männlichen Fassung Platz gemacht. Lustige Kriegs- und Trinklieder hört man jetzt selten und nur bei besondern Gelegenheiten in unsern Bivouaks. Meist sind es nur Einzelne, die dieselben anstimmen, die Mehrzahl ist zu ermüdet oder zu verdrüßlich. Alle Tage fast kommen Nachrichten, daß der oder jener Freund oder brave Kamerad seinen Tod von den feindlichen Kugeln oder Säbeln gefunden habe, oder doch schwer verwundet danieder liege. Wenn dergleichen Hiobsposten sich unaufhörlich wiederholen, müssen sie am Ende die Seele niederdrücken. Dazu ist es in den letzten Zeiten nicht vorwärts, sondern leider zurück, oft sogar recht

arg zurück gegangen, und dieß ist ein gar trübseliges Wort für das Ohr jedes braven Soldaten, das ihm leicht die freudige Stimmung raubt. Nun, hoffentlich geht es bald wieder vorwärts, tüchtig vorwärts, und wir holen wieder ein, was wir versäumt haben. Wann aber dieser unselige Krieg enden soll, ist noch gar nicht abzusehen. Die Ungarn werden es auf's Aeußerste treiben, es wird noch unsäglich viel Blut kosten, bis Oesterreich ganz Ungarn und Siebenbürgen völlig als eroberte Provinzen ansehen kann. Und wenn dieß geschehen, so wird eine Armee von 50,000 Mann hier stehen bleiben müssen, um jedes Aufflammen des Feuers, das noch lange, lange unter der Asche fortglimmen wird, zu unterdrücken. Doch was geht uns Subalternoffiziere dieß Alles an! Wir haben es nicht verschuldet und brauchen es nicht zu verantworten; unsere Pflicht ist es nur, für die Ehre der österreichischen Fahne zu streiten, und dieß wollen wir auch getreulich bis zum lezten Hauch des Lebens.

Was mir in der lezten Zeit den Kampf oft sehr unangenehm machte, war, daß ich so häufig den Husaren meines eigenen frühern Regiments gegenüberstand, ja mich wiederholt tüchtig mit denselben herumhauen mußte. So habe ich einmal fast einen ganzen Tag mit einem Reitertrupp geplänkelt, der größtentheils aus ehemaligen Husaren der Schwadron bestand, der ich lange Jahre angehört. Ein früherer Korporal meines Zugs, den ich selbst als Rekruten eingekleidet und abgerichtet hatte, führte jezt dort als Offizier das Commando, und man kann nicht läugnen, er machte seine Sache gut. Ich selbst schoß einen alten Husaren, der mich noch als Kadet gekannt und von dem ich einst viel Praktisches gelernt hatte, mit der Pistole durch den Kopf, so daß er gleich vom Pferde stürzte; er hatte zuvor zweimal nach mir geschossen, und seine Kugeln waren durch meinen Mantel und durch den flatternden Schwanz meines Pferds gefahren. Mit einem Husaren, der früher lange mein Privatdiener gewesen war und mir treu gedient hatte, bestand ich einen längern Zweikampf mit dem Säbel, wobei wir tüchtig auf einander loshieben, endlich aber von einander abkamen, ohne daß einer dem andern viel angehabt hätte. Frühere Kameraden, mit denen ich so manche Flasche geleert, so manche Stunde verspielt oder verplaudert, so manchen wilden nächtlichen Ritt gemacht hatte, wenn es aus den Trinksälen der gallizischen Schlösser in unsere entlegenen Dörfer ging, sie standen jezt als erbitterte Feinde mir gegenüber. Ein feindlicher Husar, den ich früher auch gut gekannt, rief mir einmal mitten im Gefecht auf ungarisch zu: „Früher warst du mein braver Offizier und ich war dir gut, jezt bist du der Feind meines Landes und ich schieße auf dich,“ und dabei feuerte er seine Pistole auf mich ab, so daß die Kugel mir am Kopfe vorüberpfiff, und sprengte davon.

Wenige Tage darauf traf ich wieder mit Husaren meines frühern Regiments in seltsamer Weise zusammen. Die kleinen Vorpostengefechte und Scharmützel waren mehrere Tage so anhaltend und besonders für die Pferde so anstrengend gewesen, daß diese bei beiden Parteien nothwendig einiger Ruhe bedurften, und so bei den Streifcorps, die sich gegenüber standen, von selbst eine Art Waffenstillstand eintrat. Ungefähr zweitausend Schritte von einander hatten wir unsere Feldwachten aufgeschlagen, beiderseits ziemlich unbekümmert wegen eines Angriffs, wenigstens wegen eines heimlichen Ueberfalls, denn Allen war wenigstens für einen Tag die Ruhe viel lieber als der Kampf. Bei uns war, wie schon so lange, Schmalhans Küchenmeister; mit den Vorräthen sah es sehr schlecht aus, und in den weiten Pusten, wo wir standen, war auch nicht viel zu holen, da die Magyaren so viel Lebensmittel, als sie nur konnten, fortgeschleppt, oder verborgen, oder auch vernichtet hatten. So sah ich denn ziemlich trostlos zu, wie meine Leute die ewige Mamaliga (Kukuritzbrei) am Wachtfeuer bereiteten. Es ist dieß ohnehin ein ziemlich fades Gericht, wenn es aber wochenlang mit geringer Abwechslung fast die einzige Nahrung bildet, so wird es einem förmlich zum Ekel, und an diese Mamaliga werde ich denken, so lange ich lebe. Auch in unsern Tschuttowas (hölzerne große Feldflaschen) war gar nicht viel Slikowitzer, und so saßen wir, Mehlbrei würgend und denselben mit schlechtem Wasser hinunterspülend, mißmuthig um unser spärliches Wachtfeuer.

Unsere Gegner mußten, wie gewöhnlich, besser als wir mit Proviant aller Art versehen seyn; hell und fast wie Spott klang ihr Lachen und Singen zu uns herüber. Auf einmal sah ich, wie zwei Husaren drüben aufstanden und mit einem weißen Tuche winkend auf uns zugingen. Neugierig, was sie wollten, ging ich ihnen entgegen und erkannte in denselben bald zwei Soldaten meiner alten Schwadron. Ehrerbietig grüßten sie mich, als ich bei ihnen ankam, und sagten, sie haben sehr guten Proviant, ein Faß Wein und eine fette Sau, und da sie wissen, daß wir nicht viel Gutes besitzen, so kommen sie, mich zu fragen, ob ich nicht einen Theil des Ihrigen annehmen wolle. Da ich wußte, daß ich ächte Magyaren vor mir hatte, die, wenn sie nicht gereizt sind, stets ritterlich handeln, so nahm ich dankbar das freundliche Anerbieten an und schickte ein paar meiner Husaren zu ihnen hinüber.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Mai.

Schmerling und Heckscher. — Der dänische Krieg. — Das Verfassungswerk.

Thatsachen klären am besten auf. So brauche ich nur die anzuführen, daß Herr v. Schmerling von unserer stets für conservativ gehaltenen Börse weggezischt wurde, als er den Muth hatte sich dort zu zeigen, um darzuthun, daß es auch bei uns keine zwei Partein mehr gibt, sondern nur noch eine einzige, die liberale. Noch vor einem Monat wäre ein solches Ereigniß nicht möglich gewesen, und der gewandte Diplomat wäre wohl gar von unsern Conservativen fêtirt worden, wenn auch zum nicht geringen Aerger der Liberalen. Jezt aber rief das Erscheinen dieses Mannes, den man nun einmal als den Miturheber des Unglücks unseres Vaterlandes betrachtet, einen solchen Sturm des Unwillens hervor, daß er die Flucht ergreifen mußte. Auch Heckscher, der einige Tage wieder hier war, mußte das Haus hüten, und es wäre ihm in der That übel bekommen, wenn er sich öffentlich hätte zeigen wollen. — Die Siege der wackern Schleswig-Holsteiner bei Eckernförde, im Sundewitt und bei Kolding in Jütland erregten stürmischen Jubel, nicht nur in den Herzogthümern selbst, sondern auch in Hamburg. Es fehlte nicht viel, so hätten sich die Leute auf der Gasse vor Freude umarmt, als die Nachricht von der Vernichtung der beiden großen dänischen Kriegsschiffe anlangte, und an der Börse gab es nur frohe Gesichter. Die Wagen des Eisenbahnzugs, der uns die frohe Botschaft brachte, waren mit Laub bekränzt, und so rief schon ihr Anblick, Gutes verkündend, unendlichen Jubel hervor. Gleich am folgenden Tag machte sich Jeder, der nur konnte, nach Eckernförde auf, um der Neugierde Genüge zu leisten, und Keiner kehrte ohne eine Trümmer des in die Luft geflogenen Schiffs zurück. Sie werden durch das, was sich in den lezten Monaten in den Herzogthümern zugetragen, davon überzeugt worden seyn, daß ich Ihnen nur Wahrheit berichtete, indem ich Ihnen die Bevölkerung derselben als durchaus wacker, tapfer, ausdauernd und zur Aufrechthaltung ihrer Freiheit zum Aeußersten entschlossen schilderte. Daß sich diese kaum ausgehobenen, noch nicht einmal vollständig eingeübten Krieger wie Helden geschlagen, daß sie vor Kampfbegierde brennen und es gern allein mit dem Feinde aufnähmen, bezeugt ihnen nicht nur General Bonin, dieses Lob ertheilen ihnen auch fremde Generale und Offiziere. Bonin soll geäußert haben, bessere Truppen als diese gebe es in der ganzen Welt nicht. Bei der Einnahme der jütländischen Stadt Kolding fehlte es nicht an rührenden Scenen. Der alte General Bonin, der den ganzen Tag zu Pferde gewesen war, konnte endlich nicht mehr fort, und ließ sich auf den Marktplatz der an mehreren Orten brennenden Stadt einen Stuhl bringen, auf dem er weiter kommandirte. Um diesen Stuhl drängten sich, nachdem der Sieg erfochten, die Soldaten, drückten dem alten Feldherrn die Hände und dankten ihm in ihrer naiven Sprache, „daß er ihnen eine so schöne Schlacht gemacht habe," was den alten General bis zu Thränen gerührt haben soll. Auch vergöttert man Bonin fast, und wohin man horcht, hört man die Worte: „der Alte meint's treu mit uns; er wird uns nicht wrangeln!" Auch die jungen Fürsten, welche in edler Begeisterung mit in's Feld gezogen, werden hoch geehrt und werden hier wahrscheinlich die Ansicht gewinnen, daß man die Freiheit lieben könne, ohne anarchische Gelüste zu hegen, und daß es etwas Großes und Herrliches sey, der Erste unter freiheitsliebenden Männern zu seyn. Denn welche Ordnung und Gesetzlichkeit herrscht auf diesem Schauplatze blutiger Schlachten! Man muß das mit seinen eigenen Augen sehen, um es glauben zu können. Nicht nur der in Reihe und Glied stehende Krieger gehorcht willig dem Führer, das ganze Land unterwirft sich, wie im tiefsten Frieden, den Gesetzen und der Obrigkeit. An eine Fortdauer der frühern Verhältnisse zu Dänemark ist nach den lezten Ereignissen nicht mehr zu denken, und dieses hat für immer die beiden glänzendsten und werthvollsten Juwelen aus seiner Krone verloren. Vor dem Wiederausbruche der Feindseligkeiten wäre die Personalunion noch möglich gewesen; jezt will man aber auch von dieser nichts mehr hören, sondern verlangt vollständige Trennung von Dänemark, ohne sich jedoch der republikanischen Regierungsform entschieden zuzuneigen. Ein wackerer, die auf Ordnung und Gesetz begründete Freiheit liebender Fürst dürfte hier leicht eine Krone finden, zumal die Augustenburger, welche die nächsten Ansprüche an dieselbe haben, es nicht verstanden, Sympathien in den Herzogthümern für sich zu erregen.

In Hamburg schreitet die Umgestaltung der Verfassung durch die dazu erwählte Constituante, wenn gleich langsam, doch vorwärts. Bei den vorherrschenden conservativen Elementen in dem in allen Fragen den Ausschlag gebenden Centrum fallen die Beschlüsse freilich nicht nach dem Wunsche der äußersten Linken aus; aber troß dem werden große Verbesserungen erzielt werden, zumal man den Beschluß gefaßt hat, die deutschen Grundrechte streng zur Ausführung zu bringen und den sich zur Zeit noch dagegen sträubenden Senat zur Anerkennung derselben zu zwingen. Darin wird man natürlich von Frankfurt aus unterstüzt. So noch vor Kurzem, als der Senat sich weigerte, die Stellvertreterschaft beim Heere aufzuheben. Die für das laufende Jahr ausgelooste junge Mannschaft forderte, auf die Grundrechte gestüzt, die Aufhebung der Stellvertreterschaft, und als ihr dieses nicht nur abgeschlagen, sondern sogar ein junger Mann mit Namen Hirsch gefangen gesezt wurde, weil er sie zum Widerstand aufgefordert hatte, wandte man sich mit einer Klage nach Frankfurt, von woher bald eine Aufforderung an den Senat kam, diesem gerechten Verlangen augenblicklich Genüge zu leisten. Unter diesen Umständen war man natürlich sehr in Verlegenheit, was man mit dem Gefangenen anfangen sollte, und wußte sich nicht anders zu helfen, als daß man, so wird erzählt, dem Hirsch zu verstehen gab, er möge sich mit der Bitte um ein gnädiges Fürwort an eine hiesige, sehr bekannte pietistische, in den höhern Kreisen viel geltende Dame wenden. Dieß wurde indeß von dem gutberathenen jungen Manne abgelehnt: er wollte sein Recht, und keine Gnade, und so sah man sich genöthigt, ihn unter dem Versprechen, daß er sich bis nach ausgemachter Sache nicht aus der Stadt entfernen wolle, in Freiheit zu setzen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilagen: Kunstblatt Nr. 20 und Monatsregister Mai

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Das Kunstblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des Kunstblatts als regelmäßiger Beilage des Morgenblatts veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jetzt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das Kunstblatt bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend und beurtheilend seyn; in denen letzterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesezt, durch welche Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannigfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erscheinende Bücher und Kunstwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneter Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem Kunstblatt ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „Morgenblatts," mit Einschluß des „Literaturblatts" und „Kunstblatts," kostet . . . . fl. 20. oder Rthlr. 11. 10 Ngr.

Der Jahrgang des „Morgenblatts" ohne „Literaturblatt" und „Kunstblatt" fl. 14. oder Rthlr. 8.

Der Jahrgang des „Morgenblatts" ohne Literaturblatt oder Kunstblatt fl. 16. oder Rthlr. 9. 10 Ngr.

Der Jahrgang von jedem dieser Blätter, einzeln, nämlich das „Literaturblatt" fl. 6. oder Rthlr. 3. 10 Ngr.

das „Kunstblatt" fl. 6. oder Rthlr. 3. 10 Ngr.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Hauptpostamt in Stuttgart, das „Morgenblatt" in Württemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dreiundvierzigster Jahrgang.

1849.

Juni.

Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem Morgenblatt bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das Morgenblatt kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Uebersetzungen oder Bruchstücke mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das Morgenblatt eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn sie dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt

stellt sich die Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der sozialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 131. Freitag den 1. Juni 1849.

Wo ritterlich der Gegner ist,
Da fürchtet nichts von Hinterlist.
W. Scott.

Aus den Briefen eines deutschen Offiziers in der Armee des Banus von Croatien.

(Fortsetzung.)

Bald kamen auch die Husaren mit etwa dreißig Kannen guten ungarischen Weins und einem Schweinsviertel beladen zurück, und nicht lange, so schmausten und zechten meine Soldaten seelenvergnügt und vergaßen ganz, daß sie dieß Alles von einem Feind erhalten hatten, dem sie in wenigen Stunden wieder auf Tod und Leben gegenüber stehen sollten. Eine Artigkeit ist übrigens der andern werth, und so nahm ich nach beendeter Mahlzeit eine große Blase mit feinem türkischem Tabak, von dem ich noch ziemlichen Vorrath besaß und der, wie ich aus Erfahrung wußte, bei den ungarischen Husaren ungemein beliebt ist, und ging auf das feindliche Bivouakfeuer zu. Ein Husar kam mir entgegen, um mir als Führer zu dienen. Als ich an das Feuer trat, sprang die ganze Mannschaft der Feldwacht, ungefähr fünfzig Husaren meines frühern Regiments, ehrerbietig auf; sie salutirten ganz als wenn ich noch ihr Offizier wäre, und dankten mir freudig, als ich ihnen den Zweck meines Besuches erklärte und den Tabak dem alten weißbärtigen Wachtmeister, der das Kommando führte, übergab.

Ich unterhielt mich noch einige Augenblicke mit den Husaren, die ich größtentheils von früher her persönlich kannte, und fragte sie, warum sie ihre Fahne verlassen haben und gegen ihren König fechten. „Das thun wir nicht," entgegneten sie sehr ernsthaft, „Ferdinand ist noch unser König und den wollen wir behalten, aber das Land soll nicht unter die Croaten und Deutschen getheilt werden, wie der Banus Jellachich und der Windischgrätz es wollen." Ich lachte und versicherte sie, das falle Niemand ein; aber sie meinten, Kossuth habe es gesagt, und was der sage, sey wahr, und sie würden Alle thun, was er ihnen befehle, und auch der Oberst und der Rittmeister haben ihnen befohlen, Alles zu thun was Kossuth wolle. Ich meinte nun, ob ich denn nicht früher so gut gegen sie gewesen sey wie der Rittmeister, der so viel Hiebe habe austheilen lassen, und sie riefen: „Besser, viel besser! Du bist ein braver Mann, aber ein Deutscher, und der Rittmeister ist ein Ungar, und so thun wir doch lieber, was dieser will." Einer von ihnen sagte: „Du bist ein guter Offizier gewesen, und wenn wir dich gefangen nehmen, wollen wir dich recht gut halten." Ich lachte und antwortete: „Ihr könnt sicher seyn, daß ich mich euch nicht gefangen gebe, sonder lieber todthauen lasse." Da klopfte mir der alte Wachtmeister vertraulich auf die Schulter und sagte ernsthaft: „Du hast recht; wer die Ehre gehabt hat, uns früher als Offizier zu kommandiren, darf sich jetzt auch nicht von uns fangen lassen." Als ich fortging, reichten mir noch viele die Hand und riefen mir zuletzt ein donnerndes „Eljen, Eljen" nach.

Nach einigen Stunden lösten Reiter von der polnischen Legion die Ungarn ab und griffen uns noch am Abend mit solcher Wuth an, daß wir uns ihrer kaum erwehren konnten. Uebrigens machten sich solche Waffenstillstände auf den Vorposten nur früheren regulären Truppen oder gut disciplinirten Honvédsbataillonen oder Schwadronen gegenüber. Es gab manche Abtheilungen im magyarischen Heere, denen auch nur einen Augenblick zu trauen sehr gefährlich gewesen wäre. Hätte eine Vorpostenabtheilung auf der

einen oder andern Seite gerne einige Stunden Waffenruhe gehabt, so ließ sie das Signal zum Füttern blasen. Wurde dasselbe von der feindlichen Seite erwidert, so war der Waffenstillstand geschlossen, wo nicht, so war er verworfen. Sollten die Feindseligkeiten wieder beginnen, so wurde „zum Satteln" geblasen und erst einige Minuten darauf wirklich angegriffen, oder es war dann wenigstens erlaubt anzugreifen. Trotz dieses freundlichen gegenseitigen Uebereinkommens wurde von beiden Seiten mit der äußersten Erbitterung gefochten und von Pardon geben und nehmen war nie viel die Rede. Die Magyaren nehmen fast nie Pardon; man hat ihnen zum Theil eingebildet, Windischgrätz lasse allen Gefangenen beide Daumen abhauen, um sie so ferner zum Kriegsdienst untauglich zu machen, und unsere Soldaten, die wohl wußten, wie viel unglückliche Gefangene einzelne wilde Honvédsabtheilungen unmenschlich geschlachtet hatten, fochten auch lieber bis zum lezten Athemzug, als daß sie ihre Säbel abgaben. Wie oft habe ich gesehen, daß auf unserer wie auf magyarischer Seite ein Reiter, über und über mit Blut bedeckt, sich gegen die Uebermacht verzweifelt wehrte, und statt Pardon zu nehmen, sich vollends vom Pferde hauen ließ. Ich selbst habe mich einmal fast eine halbe Stunde mit drei berittenen Honvéds herumgehauen und rettete mich endlich nur dadurch, daß mein Ali, der bei dieser Gelegenheit ein Ohr verlor, einen ungeheuern Satz über einen tiefen Graben machte, wobei die andern mir nicht folgen konnten. Ich trug dabei nur eine leichte Wunde auf der Stirne davon. Der Hieb wäre übrigens weit tiefer gegangen, wenn nicht ein seidenes Taschentuch, das ich im Tschako trug, die größte Kraft desselben gebrochen hätte.

Es ist doch etwas schönes, um einen solchen Reiterkampf, Mann gegen Mann, wo Kraft, Muth und Gewandtheit sich erproben. In diesem ungarischen Feldzug, in dem überhaupt die Reiterei eine so große Bedeutung hat, wurde uns Streifscorps und Vortruppen dieser Genuß reichlich genug zu Theil. Sonst kommen diese Gefechte immer mehr ab; alle Schießwaffen werden jezt so vervollkommt, daß die Kavallerie immer mehr zurücktritt. Auch dieser Rest des Ritterthums schwindet vollends. Hätte ich Söhne, die Soldaten werden wollten, ich ließe sie Kanoniere oder Ingenieurs werden; diese werden mehr und mehr den Ausschlag geben. Hier freilich sind sie übel daran; die Wege sind so grundlos, daß die Geschütze oft gar nicht, oder nur mit der größten Anstrengung fortzuschaffen sind. Sechzehn, achtzehn Pferde werden oft vor ein einziges Stück gespannt, und dennoch kommt man kaum von der Stelle. Diese schlechten, oft grundlosen Wege kommen überhaupt den Magyaren trefflich zu statten. Mit ihren leichten, kleinen, behenden Husarenpferden kommen sie überall ungleich besser fort als unsere Kürassiere, in denen gerade unsere Hauptstärke besteht, auf ihren großen, schweren, unbehülflichen Thieren; die armen Kürassierpferde sehen oft furchtbar mitgenommen aus. Dennoch haben gerade die Kürassiere, besonders die Regimenter Hardeg, Auersberg, Wallmoden, Prinz von Preußen, in diesem Feldzuge schon sehr viel geleistet und sich großen Ruhm erworben. Wir Husaren sind, was das Fortkommen betrifft, dem Feinde gleichgestellt, und da in unserem Heere ein bedeutender Mangel an leichter Reiterei herrscht, so sind wir sehr in Anspruch genommen und müssen oft Tag und Nacht im Sattel seyn. Doch wie gern wollte ich Alles dieß ertragen, wenn nur nicht dieser fluchwürdige Krieg Auftritte brächte, die mein Gemüth furchtbar erschüttern! Ja, in den lezten Wochen habe ich tiefen Schmerz empfinden müssen. Ich erzähle dir davon in meinem nächsten Briefe.

Armuth und Christenthum.

(Fortsetzung.)

Jede arme Familie wird wechselsweise von wenigstens drei Mitgliedern besucht. Die Vorsteherin muß, um eine Uebersicht des Ganzen zu behalten, abwechselnd alle Armen besuchen. Wöchentlich Mittwochs versammelt sich der Verein in zwei Hälften unter Vorsitz der Vorsteherin und ihrer Gehülfinnen zu gemeinsamer Mittheilung und Berathung über die eingegangenen Berichte. Dabei werden die Besuche auf die nächste Woche neu vertheilt. Jeden Monat findet eine Berathung statt, bei der alle Mitglieder des Vereins zu erscheinen das Recht, und sofern sie ein Amt verwalten, die Pflicht haben. Die Rechnungen werden von sechs gewählten Mitgliedern unter gegenseitiger Beaufsichtigung und besonderer Ueberwachung durch zwei achtbare Männer besorgt. Die Aufnahme der Mitglieder geschieht durch Kugelung. Die Vorsteherin wird vom Verein durch Stimmenmehrheit jedes Jahr neu gewählt. Auf die Frage, welche Verfassung denn wohl die zweckmäßigste sey für einen weiblichen Verein zur Armen- und Krankenpflege, erklärt sich Amalie Sieveking „für eine ständische Verfassung, sey sie nun mehr monarchisch oder republikanisch." Der Mehrzahl müsse und könne man sich um so mehr unterwerfen, je weniger man das Eigene suche und nur das im Auge habe, was für das Ganze frommt.

Man sieht, dieses auf bestimmte Liebeszwecke gerichtete Vereinswesen kann auch eine gute politische

Schule für unsere lieben Frauen werden, denen es bisher wenigstens Börne nachgesagt hat, daß sie schwerer als die uneinnehmbarste Festung sich unterwerfen, und wenn man glaube, den lezten Wall ihrer Einwürfe erstiegen zu haben, erst noch hinter einen neuen breitesten Graben sich verschanzen. Da sey zwar Gott vor, daß sie sich in ihren Liebesvereinen zur wirklichen Politik schulen lassen sollten. Aber die Einführung des Grundsatzes, daß man sich nicht bloß in Bezug auf Bandschleifen und Modehüte, sondern auch in den Ansichten der Mehrheit unterwerfen müsse, käme dem armen Ehemann trefflich zu statten, der sich bisher so vergeblich auf den Apostel berief, welcher „einem Weibe nicht gestattet, daß sie lehre, auch nicht, daß sie des Mannes Herr sey, sondern stille sey, denn Eva hat die Uebertretung eingeführt." Das war ja nur eines Mannes Ansicht; aber nun können wir uns auf die „Mehrheit" der Männer berufen, die gewiß dieselbe Ansicht theilt und welcher sich denn die gestrenge Hausfrau laut ihren vereinspolitischen Grundsätzen ohne Weiteres unterwerfen wird. Was so dem Hause zu gut kommt, davon wird auch der Staat seinen Vortheil haben, dem solche Mütter und Gattinnen und Bräute auch minder eigensüchtige und eigensinnige Bürger schenken werden.

Der Hamburger Frauenverein hat sich auf den erwähnten Grundlagen seit sechzehn Jahren kräftig auf dem großen Ernteselde des Armensegens umgethan. Eine Hauptsache zur Sicherung des Erfolgs durch Planmäßigkeit und Ordnung ist die richtige Theilung und Vertheilung der Arbeit. Da ist denn ein Arbeitsausschuß, und dessen Mitglieder beaufsichtigen je die einzelnen Arbeitszweige, die einen das Spinnen und Weben, die andern die Strickerei, wieder andere die Näthrerei und Stickerei, weitere das Seidezupfen, die Schmiede- und Klempnerarbeit, das „Ausrebbeln" alter Strümpfe, die Bürstenbinderarbeit, die Papparbeiten u. s. f. Dann kommt ein Feuerungs- und Kartoffelausschuß, ein Ausschuß für's Kinderhospital, für Anstellung der Wärterinnen, zur Bezahlung der Armenwäsche, zur Zuweisung von Aufwärterinnen, Laufburschen &c., zur Auszahlung der Miethprämien, zur Eintragung der Schulzeugnisse in die Armenhefte, zur Einlösung der versezten Sachen, zur Vertheilung der Fleisch- und Brodbücher, zur Aufbewahrung der geschenkten Kleider und Vorräthe, zur Aufsicht über die den Armen geliehenen Sachen (Lehnstühle, Wiegen, Kinderwagen &c.) und ihre Rückgabe nach dem Gebrauche.

Es ist gewiß anziehend, diesen Blick in den innern Gliedbau eines solchen Vereins zu werfen, der offenbar nach Mustern im durch und durch praktischen England sich gebildet hat. Nur durch solche genaue Gliederung und Theilung ist es den fünf-und-siebzig thätigen Mitgliedern des Vereins möglich, sich den 233 Familien in obiger Weise durch persönliche Besuche und Handreichung zu widmen, ohne daß die edlen Wohlthäterinnen ihrem gewöhnlichen häuslichen und sonstigen Berufe entrissen würden, und ohne daß sie mit ihrer Hülfeleistung, die schlechthin bloß eine ergänzende bleiben soll, sich an die Stelle der öffentlichen Armenverwaltung, oder gar an die Stelle der Vorsehung selbst eindrängen zu wollen den bösen Schein gäben.

Ist für diese ganze Thätigkeit der leitende Stern der Gedanke an das Reich Gottes, dessen Kommen in die arme und reiche Welt ein jeder Christenmensch nach seinen Kräften zu fördern hat, ist der Glaube an den Stifter dieses Reiches der innerste Halt für ein kern- und wurzelhaftes Liebeswerk, und nur die gemeinsame religiöse Ueberzeugung das dauerhafte Band des Friedens und der Geduld bei so schwieriger Arbeit, so ist für die Ausführung nichts nöthiger als jene Weisheit von obenher, die weit über der Praxis bloß menschlicher Vorsicht und Klugheit nur die besten Mittel zu den reinsten Zwecken wählt und Alles nach dem Maßstabe der Ewigkeit richtet. Nur mit dieser Weisheit läßt sich der Grundsatz aufstellen und befolgen, daß keine bedeutende Gabe ohne vorgängige Untersuchung des Falles verabreicht werde. Nur wer vergißt, daß er nichts als Haushalter ist an Gottes Statt über anvertraute Gaben, kann sagen: ich will lieber zehnmal betrogen seyn, als nur einmal einen Würdigen unerhört lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Mai.

Der Austritt in Masse.

Der lezte Glanz ist vom deutschen Parlamente gewichen, seit Gagern mit seinen Gesinnungsgenossen vorgestern ausgeschieden ist. Die edelsten Männer, die das Vaterland hat, gingen mit Gagern von dannen. Ich nenne Ihnen nur Dahlmann, den tiefen Forscher und unbeugsamen Einheitsfreund; Waitz, den klaren Denker und liebenswürdigen Redner; Beseler,

den poetischen, von Begeisterung für Deutschland glühenden Lehrer aus Greifswald; Droysen, den kernigen, scharfsinnigen Gelehrten; E. M. Arndt, den edlen, jugendlichen Greis, Deutschlands begeisterten Sänger; Ed. Simson, den biedersten, redlichsten Mann des Parlaments, den jeder liebte, vielleicht das Muster eines Präsidenten für eine große gesetzgebende Versammlung; Sauken, diese edle Natur mit dem kernigen, ehrenwerthen, soldatischen Aeußern, der Repräsentant des würdigsten Theils des deutschen Adels; Sylvester Jordan, den ganz Deutschland kennt und liebt, und in dessen Nähe es einem wohl wird wie in einer stillen, gemüthlichen Frühlingslandschaft u. s. w. Diese Männer dauerten in der Versammlung aus bis zur lezten Minute, wo noch Hoffnung war, daß sie dem Vaterlande dienen, oder daß sie durch den Einfluß und das Gewicht ihrer Stellung und ihres Namens die Versammlung halten könnten. Als dieß aber nicht mehr möglich war, als die Mission des Parlaments vollendet schien und die Schwierigkeiten von einer Seite her sich häuften, von der man sie gar nicht erwartete, als endlich, durch die Ermattung und das Heimweh auf der rechten Seite des Hauses, der Schwerpunkt sich nach der linken Seite neigte und man von dieser Seite her anfing den Boden der Gesezlichkeit im Namen der deutschen Verfassung zu verlassen, da war für jene Männer des Bleibens nicht mehr in dieser Versammlung, und sie schieden, siebzig an der Zahl, aus der Paulskirche, worin sie nun gerade ein Jahr lang gewirkt hatten. Man nimmt es Gagern und seiner Partei übel, daß sie in dieser gefährlichen Krisis nicht am Platze blieben; der urtheilslose Haufe nennt sie sogar Verräther an der Sache des Vaterlands, und namentlich über Gagern hört man jezt ganz anders sprechen, als man es früher gewohnt war. Das ist in Zeiten der Bewegung ganz natürlich, wo die edelsten und größten Charaktere verbraucht und verlästert werden. Ich meinerseits finde die Erklärung, durch welche diese Männer vor dem deutschen Volke ihren Austritt motivirten, so überzeugend, daß ich all jene mißliebigen Urtheile nur als Ausbrüche der Leidenschaft betrachte, und wenn ich etwas beklage, so ist es das, daß diese Männer nicht schon zwei Monate früher die Paulskirche verlassen haben. Auch sie waren, getrieben von edlem Ehrgeiz, von Liebe für das Werk, das sie geschaffen, der Versuchung kaum widerstanden, die deutsche Verfassung mit Hülfe einer allgemeinen Erhebung zur Geltung zu bringen. Allein ihr guter Genius warnte sie zur rechten Zeit und die bekannten Beschlüsse vom 4. Mai waren die lezten, denen sie ihre Zustimmung gaben, und diese stehen noch dießseits der Linie, wo sich Gesezlichkeit von Ungesezlichkeit scheidet. Sie schieden, treu ihrer festen Ueberzeugung, und übergaben das Verfassungswerk für jezt den gesezlichen Organen der Einzelstaaten und der selbstthätigen Fortbildung der Nation. Nun ist die Linke Herr in der Paulskirche, regiert aber vor leeren Bänken; sie hat Niemand, der ihr opponirt, sie muß ihre Bitterkeiten selbst verschlucken. Dieses halten die Koryphäen der Linken nicht lange aus und sie werden nicht nöthig haben, ihre Beschlußfähigkeit auf hundert Mitglieder herabzusetzen, denn sie werden der salz- und gewürzlosen Sitzungen bald müde seyn. Nicht einmal ein Ministerium ist mehr da, das man ärgern kann; die neuen Minister haben mit der Versammlung gebrochen, oder sie mit ihnen, und auf der Ministerbank sitzen jezt die Minister der Zukunft, die noch lange von uns fern bleiben möge. So wird dieses stolze Parlament geräuschlos hinsiechen und eines schönen Morgens an Maraemus verblichen seyn.

(Schluß folgt.)

Hamburg, Mai.

(Fortsetzung.)

Der Krieg. — Journalistik.

Der Krieg mit Dänemark und die Blokade der Elbe rufen dießmal nicht die Verstimmung an der Börse hervor, wie das erstemal. Man hatte sich auf ein solches Ereigniß besser vorbereitet, und es sind ungeheure Waarenvorräthe angehäuft worden, die jezt durch die Eisenbahnen mit geringen Kosten in's Innere geführt werden und durch einen Preisaufschlag, der die natürliche Folge der Sistirung des überseeischen Handels seyn mußte, bedeutenden Gewinn abwerfen. Nur die Papierspekulanten sind rath- und trostlos; doch haben wir troz dem noch nicht ein einziges großes Falliment zu beklagen gehabt. Die Papiere sind in sichern Händen, sagt der Kaufmann; das will so viel sagen: sie sind in den Händen Solcher, die nicht nöthig haben, sie um jeden Preis loszuschlagen, sondern vielmehr mit dem Verkauf warten können, bis sich bessere Aussichten zeigen. Die durch ein Extrablatt der von Olshausen trefflich redigirten „norddeutschen freien Presse" bekannt gewordene Nachricht, daß jezt nicht nur andere Bundestruppen, sondern auch Preußen in Jütland eingerückt seyen, hat belebend auf alle Gemüther gewirkt, indem es das baldige Ende des Krieges verheißt. Der Friede wäre gewiß längst um jeden Preis von Dänemark geschlossen worden, wenn sich Preußen seither nicht wieder eben so zweideutig wie im vorigen Jahre gezeigt, wenn es von vornherein den Krieg tüchtig mit angefaßt hätte. Indeß dürfte es noch nicht zu spät seyn; aber täuschen wir uns darüber nicht, daß allein der mit jedem Tage sich steigernde Unmuth der wackern preußischen Truppen, sich einem winzigen Feinde gegenüber zur schmachvollen Unthätigkeit verdammt zu sehen, dieses so sehnlich gewünschte Vorrücken der Bundestruppen herbeiführte und die dänischen Sympathien am Berliner Hof zum Schweigen brachte. Wie groß diese waren, möge man aus dem Umstande entnehmen, daß die dänischen Gefangenen aussagten, auf die schwarzen Pickelhauben (Preußen) hätten sie nie geschossen, und auf die Frage weßhalb nicht? erhielt man die Antwort, es sey ihnen verboten worden. Wenn nun die Preußen auch nicht auf die rothen Jacken schießen dürften, so gäbe es einen sonderbaren Krieg. Indeß glaube ich nicht, daß die wackern preußischen Truppen sich Conventionen der Art gefallen lassen würden, selbst wenn ihr Oberbefehlshaber, ein naher Verwandter Wrangels und Manteufels, die Hand dazu bieten wollte, zu welcher Annahme man übrigens durchaus nicht berechtigt ist.

Seit dem Erscheinen der „freien Presse," welche sich mit jeder Nummer mehr in der Gunst des Publikums befestigt, scheinen unsere übrigen politischen Blätter aus der Lethargie zu erwachen, in die sie, gestüzt auf ihre Privilegien, versunken waren. So erscheint der „Altonaer Merkur," ein sehr altes Blatt, um der Concurrenz mit der jungen Nebenbuhlerin nicht zu erliegen, jezt zweimal täglich, als Morgen- und als Abendblatt, jedesmal in einem halben Bogen, und unsern Hamburger politischen Zeitschriften sieht man es an, daß ein frischer Sporn sie treibt. Auch sind dieselben weit liberaler geworden als seither. Die „Nachrichten" scheinen ihrem ultraconservativen Wiener, wie ihrem ekelhaft geschwätzigen Frankfurter Korrespondenten den Abschied gegeben zu haben, oder wenn diese reaktionären Geister noch im Blatte spucken, so geschieht es doch mit mehr Vorsicht und Manier als seither. Es liegt am Tage, daß die „Nachrichten" im Begriff stehen, die Farbe zu wechseln; wenigstens öffnen sie ihre Spalten nicht mehr so willig, als noch vor ganz Kurzem, den Ergüssen des plumpsten Conservatismus.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

// Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 132. Sonnabend den 2. Juni 1849.

Such the ungentle sport that oft invites
The spanish maid, and cheers the spanish swain.
Nurtured in blood betimes, his heart delights
In vengeance, gloating on another's pain.

Byron.

Ein Madrider Thierkampf.

Noch vor anderthalb Jahren mußte dem deutschen Zeitungsleser der Artikel Spanien in seinem Tagblatt höchst sonderbar vorkommen, wenn er über das, was in jenem Lande vorging, nur ein wenig nachdachte. Ein so gut und vielregierter Mensch, der für das Geld, das ihm der Staat abnahm, weit mehr und vielartigeren Schutz genoß, als er selbst verlangte, ein Patriot, der gewöhnt war im einheimischen Kampf der politischen Parteien nur unsäglich viel Dinte und Druckerschwärze verspritzen zu sehen — wie mochte sich ein solcher in Zustände versetzen, wo das Wohl des Staatsbürgers die geringste Sorge einer Regierung war, die sich selbst kaum halten konnte, und wo brennende Städte und blutige Schlachtfelder die Stellen bezeichneten, wo es zwischen den kriegführenden Repräsentanten der Parteien zu einer etwas lebhaften parlamentarischen Verhandlung gekommen war! Seit einem Jahre aber haben die Einwohner von fünfzig deutschen Städten solche Erfahrungen gemacht, daß ihnen Aufruhr, Brand und Blutvergießen nicht mehr so spanisch vorkommen können wie früher, und über ein Kleines kann es dahin kommen, daß Deutschland das ritterliche Spanien um keinen der romantischen Züge, wie der Bürgerkrieg sie mit sich bringt, zu beneiden haben wird. Die Rauflust, welche es im politischen Streite rasch von Worten zu Hieben kommen läßt, wurde im spanischen Volke trefflich genährt durch die nationale Lustbarkeit des Stiergefechts, die auch durch den wildesten Bürgerkrieg selten unterbrochen wurde. Und man muß gestehen, ein lebendiges, aufregendes Drama, wie der jüngste Madrider Thierkampf, den wir im Folgenden beschreiben, paßte ungleich besser in eine Zeit allgemeiner Zerrüttung, als wenn das deutsche Residenzpublikum am Vorabend eines Barrikadenkampfes mit gewohntem Gleichmuth Marquis Posa erschießen oder Ferdinand von Walter Gift nehmen sieht. Der Kultus der ächten dramatischen Musen ist ja längst schon bei der Masse der Gebildeten bloß Sache der Form, wie bei so vielen das Christenthum. Der Materialismus auf der Bühne hat in der lezten Zeit die siegreichsten Fortschritte gemacht, und man könnte ohne zu großen Sprung das deutsche Hof- und Nationaltheater in einen Thiercircus auslaufen lassen, wo die Furcht und das Mitleid ganz unmittelbar, ohne langweiligen Umschweif, durch das strömende Blut erregt und die Leidenschaften so wenig als durch das bisher übliche Drama gereinigt werden.

Seit einiger Zeit bewunderten die Madrider im türkischen Garten einen prächtigen bengalischen Tiger, den ein französischer Thierbändiger Namens Charles, nach Spanien gebracht hatte. Schon länger beklagten sich die Liebhaber des Stiergefechts bitter über die Mittelmäßigkeit der Truppe und den geringen Gehalt der Vorstellungen. Diese Mißstimmung der Dilettanti wurde in den Zeitungen laut, und so mußte die Intendanz am Ende etwas thun. Sie verschrieb aus dem Süden den Chiclanero, eine der besten „Spadas“ in Spanien, seit der große Montes nicht mehr auftritt; da aber auch jezt das Publikum ziemlich flau blieb, so griff die Intendanz zu einem außerordentlichen Mittel.

Mit hoher Bewilligung des Schultheißen und der Gemeindebehörden von Madrid vermoch teste Herrn

Charles, daß er seinen bengalischen Tiger zu einem Zweikampf zwischen demselben und einem Stier des berühmten Viehzüchters Don Jose Benjumea von Sevilla hergab. Auf die Kunde davon gerieth die Welt der Liebhaber in große Bewegung, und alsbald wurden zahlreiche Wetten eingegangen. Auf den Stier hielten nur die alten Aficionados, die Verehrer des klassischen Stiergefechts, die Leute, die sich auf den ersten Bänken des Tendido (Parterre) niederlassen, dicht am Strick, um den Gang des Gefechts recht genau beobachten zu können, und Stier und Picador, die sich gegenüber stehen, durch Geberde und Zuruf anzufeuern. Die jungen Leute dagegen, die weder wissen was der ächte Stierkampf ist, noch dafür schwärmen, welche die großen Meister nicht gesehen und kaum von ihnen gelesen, die Kinder, welche das Brüllen des Tigers mit Entsetzen und seine gewaltigen gelenken Sprünge im Käfigt mit Bewunderung erfüllt hatten, all dieses Volk wettete auf die Bestie des Franzosen gegen das Thier des Don Jose Benjumea.

Die Vorstellung sollte am 17. Mai stattfinden. Man erfuhr, die Königin und der König werden dazu von Aranjuez herüberkommen, und so waren mehr als vierzehn Tage zuvor alle Plätze bestellt und keine Billets mehr in der Straße Alcala zu haben. Zu der natürlichen Spannung auf ein so seltenes Schauspiel gesellte sich ein dunkles Gefühl von Bangigkeit, das für die Einbildung nur ein Reiz weiter war. Die Behörde und die Verwaltung der Stiergefechte machten in den Zeitungen bekannt, es seyen alle Vorsichtsmaßregeln getroffen, um ein Unglück zu verhüten, „falls der Tiger über die Schranken setzen und in den Zuschauerraum einbrechen sollte."

Um halb sechs Uhr fing die Vorstellung an. Schon um zwei Uhr wimmelte die Straße Alcala, die zum Circus führt, von Reitern, Wagen und Fußgängern; ganz Madrid und die Umgegend strömte herbei. Ueber 20,000 Menschen bedeckten den Platz, als ein Viertel nach fünf Uhr die Musik die Auffahrt Ihrer Majestäten verkündete. Höchstdieselben wurden mit begeistertem Zuruf empfangen. Die Königin trug ein blau und weißes Kleid, der König war in schwarzem Anzug. Nach dem Brauch traten die Direktoren, bevor das Schauspiel seinen Anfang nahm, vor die königliche Loge und überreichten der Königin und dem König den Zettel in einem Blumenstrauß. Die Königin nickte zustimmend, und die Musik gab das Zeichen zur Eröffnung des Kampfes.

(Schluß folgt.)

Armuth und Christenthum.

(Fortsetzung.)

Wohlthaten an Unwürdige verschwendet sind diesen nicht Segen, sondern Verderben. Das landläufige Almosengeben wirkt rein entsittlichend. Unter zwanzig fremden Bettlern sind regelmäßig neunzehn faule Lügner und heuchlerische Betrüger, und vollends wenn sie mit amtlichen, für einen bestimmten Fall lautenden Bettelzetteln herumlaufen. Das sind meistens die Landstreicher, die zeitweise Stadt und Land durchziehen, sofort heimkehren, mehrere Tage bei Wein und Kuchen sich's wohl seyn lassen und dann wieder auf die Streife gehen. Das sind Leute, welche mit kläglichem Nothrufe von Haus zu Haus wandern, während sie noch eigene Vorräthe auf dem Speicher haben; das sind die Bursche, welche das reichlich Erbettelte sogleich zu Geld machen und vertrinken; das sind die Weiber, wie sie nicht bloß Elisabeth Frey entdeckt hat, welche für ihre Kinder noch fortbetteln, nachdem sie längst im Krankenhause wohl untergebracht sind, und in dem Kinderwägelchen, das ihnen für ihre kranken Kinder geliehen wird, fremde Kinder um's Geld zu Leckereien spazieren führen, während die armen Würmer zu Hause verkümmern.

Gewiß ist, was mit Elisabeth Frey und Amalie Sieveking ein anderer vortrefflicher Beobachter unserer Nothstände aussprach: „das blinde Almosengeben ist von höchst schädlichem Einfluß auf den ökonomischen und sittlichen Zustand der Gesellschaft." Am furchtbarsten verpestet der Bettel die arme Kinderwelt nach Leib und Seele. Bettelkinder sind die besten Kunden der Conditoreien. Schon Luther hat in seinem noch erhaltenen Haushaltungsbuche unmittelbar nach den „Bettlern" die „Diebe" aufzuführen gehabt. „Wer den Hausbettel nährt, der nährt auch den Hausdiebstahl." Und es ist keine Frage, „unter den Ursachen des gegenwärtigen Verderbens nimmt die große Sorglosigkeit der Leute gegenüber dem Bettel nicht die lezte Stelle ein." Ein Volks- und Armenfreund berechnet, daß eine Stadt von etwa 8000 Seelen täglich sechzig Bettelnde in ihren Mauern hat. Ein jeder dieser Bettler trägt durchschnittlich den Werth von dreißig Kreuzern davon — bei einem bettelnden Handwerksburschen fand man für zwölf Gulden Kreuzer in den Stiefeln — das macht täglich dreißig Gulden und in einem Jahre 10,950 Gulden. Und wenn man dieß auf den dritten Theil ermäßigt, so macht das für ein Land wie Württemberg jährlich 775,426 Gulden, und auf sechs Bettler nur je fünf unwürdige gerechnet, bleiben 600,000 Gulden übrig, als blind und entsittlichend für Almosen vergeudet. Was könnte damit

geleistet werden von gegliederten Vereinen; und was wird damit durch die verkehrte Einzelnwohlthätigkeit in Wahrheit zu Gunsten der Siechenhäuser, Gefängnisse und Barrikaden geleistet!

Mit vollstem Rechte stellt die ächte christliche Vereinswohlthätigkeit sich der Planlosigkeit des gewöhnlichen Wohlthuns mit aller Macht entgegen, denn nur Weisheit führt zum Ziele, Thorheit frißt ihr eigenes Werk. Wer nicht selber Zeit und Fähigkeit hat, vorher zu untersuchen, ehe er gibt, dem ertheilt die treffliche Hamburger Berichterstatterin den guten Rath, er solle sich lieber nicht mit Vertheilung seiner Gaben befassen und die den Armen bestimmten Summen (möchten sie überall der Zehnte des Einkommens seyn!) solchen Gesellschaften zukommen lassen, welche weise und liebreiche Vermittlerinnen zwischen den Gebenden und den Armen sind. Doch ja nicht, als ob diese Vereine sich in der Weise der alten Klöster zwischen Geber und Empfänger eindrängen dürften; wenn sie vielmehr nur das wirken könnten durch ihr Beispiel und ihre Erfolge, daß jeder Vermöglichere einen Theil seiner Wohlthaten durch persönliches Hinabsteigen zu den Armen zu segenvoller Berührung mit ihnen weise vertheilte und das Uebrige den organisirten Armenvereinen überließe. Aus allem seither Angeführten bleibt als leitender Grundsatz für die einzelne, wie für die organisirte Liebesthat, daß nur durch die Hülfe dem Armen wirklich, weil sittlich geholfen wird, welche zu innerer Erhebung und äußerer Selbstthätigkeit anregt, mithin es darauf anlegt, nicht durch Versprechen und Geben, vielmehr durch Auffordern zum Mitwirken und Mitgeben — sey es auch nur des Scherfleins — den armen Menschen in die Nähe, wo nicht in die Höhe des nur im Geben seligen Gottes zu rücken.

So mögen denn insbesondere die theilnehmenden Leserinnen dieser Blätter von einer so treuen und erfahrenen Armenfreundin wie die edle Agnalie Sieveking sich nochmals an ihr hohes Vorrecht im Wettkampfe gegen die fressenden Schäden unserer betrübten Zeit mahnen lassen. Dieselbe hält ihnen dabei ihre Pflicht als so weit sich erstreckend vor, daß sie sich ein Gewissen daraus machen sollten, zu dem ungünstigen Verhältnisse der Armen dadurch mitzuwirken, daß sie die Kunst des Sparens für die Kardinaltugend und als Inbegriff aller Hausfrauenpflichten ansehend, zwar hin und wieder ein Almosen reichen, aber um so öfter sich gleichsam dafür rächen, daß sie die Armen, die erst um die Arbeit, dann um den sauer verdienten Lohn betteln müssen, die vorwurfsvolle Bemerkung hören lassen: bei dem oder der könne man es wohlfeiler haben, und wenn der Arbeiter oder die Arbeiterin sich keinen Abzug gefallen lasse, müsse man von ihnen doch wieder abgehen. Solch Sparen und Abbrechen bringt keinem Hause Segen. „Almosen geben so wenig als möglich, aber genügenden Lohn den fleißigen Arbeitern, das ist ein Hauptgrundsatz einer wohlgeordneten Armen- und Volkspflege."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Mai.

(Fortsetzung.)

Der Unfall auf der Eisenbahn. — Die Bank.

Man legt in diesem Augenblick zwischen den beiden Schienenwegen der Eisenbahn einen elektro-galvanischen Telegraphen von Hamburg nach Berlin und ist fast damit fertig. Obgleich man die Drähte zwei Fuß tief legt, dürfte doch bei einem großen Unfalle, wie wir ihn vor Kurzem auf unserer Bahn erlebten, die Telegraphenlinie in Gefahr kommen, da die bei solchen Ereignissen eintretenden Zerstörungen an's Unglaubliche grenzen. Es waren acht- und -zwanzig schwerbeladene Güterwagen, die Morgens halb sieben Uhr vor der Friedrichsruher Station in Unordnung geriethen, wodurch zwei-und-zwanzig Wagen mit ihrem Inhalte zertrümmert und die Wagen selbst haushoch übereinander gethürmt wurden. Ein Wagen war aus dem Geleise gekommen, und dieß hatte den Unfall herbeigeführt. Die dadurch an der Bahn selbst verursachten Zerstörungen mußten in Erstaunen setzen; so war nicht nur der Boden gänzlich aufgewühlt, sondern die mächtig dicken Eisenschienen ganz zusammengebogen. So groß auch der Verlust an Geld und Gütern war, ging doch kein Menschenleben dabei verloren. Zwei der Schaffner wurden zwar verwundet, allein sie leben und werden bereits wieder hergestellt seyn. Nur mit Schaudern konnte man daran denken, wie groß das Unglück gewesen wäre, wenn es sich bei einem der gerade zu jener Zeit so häufigen Truppentransporte ereignet hätte. Ein solcher war von Berlin her eben im Anzug, als sich das Unglück ereignete. Bewunderungswürdig war

aber die Schnelligkeit, mit der die Bahn wieder fahrbar gemacht wurde. Schon am selben Nachmittag um drei Uhr war Alles wieder in Ordnung, und doch hatten zwei- und zwanzig Wagen mit ihrem Inhalt auf die Seite geräumt, das Erdreich wieder geebnet, neue Schwellen gelegt und die Schienen erneuert werden müssen. Freilich strömten auf das gegebene Hülfesignal — zwei ganz gerade liegende Flügel des Telegraphen — sofort Hunderte von Helfenden herbei, die von Locomotiven geführt die Stelle in kaum drei Viertelstunden erreichten und zugleich alles Nöthige mitbrachten.

Eine Zeit lang wurde die hiesige Bevölkerung durch die Furcht in ängstlicher Spannung erhalten, daß die Dänen es auf den Raub unserer Bank abgesehen hätten, und so unwahrscheinlich die Sache auch erschien, so fand das Gerücht doch vielen Glauben. Allerdings konnten die zu Curhafen getroffenen Anstalten die Feinde nicht am Einlaufen in die Elbe hindern; indeß schüzt uns die Versandung des Flusses, gegen die man seit Jahren mit den größten Anstrengungen vergebens ankämpft, so ziemlich gegen das Einlaufen großer Kriegsschiffe, und sich mit Booten zwei so bedeutenden Städten wie Hamburg und Altona zu nähern, wäre eine an Unsinn grenzende Tollkühnheit, die sicher ihre gerechte Strafe fände. Freilich würde der Raub, wenn er gelungen wäre, der großen Finanznoth der Dänen auf einmal ein Ende gemacht haben, denn unglaublich große Baarsummen lagern in den Gewölben unter unserer Bank, da bei der Flauheit des Handels nur ein geringer Theil des Geldes flüssig gemacht werden konnte und man seine Kapitalien lieber dort in Sicherheit brachte, als sie in gefährlichen Spekulationen auf's Spiel sezte.

(Fortsetzung folgt.)

Frankfurt a. M., Mai.

(Schluß)

Das neue Reichsministerium.

Da ich eben vom Reichsministerium sprach, so möge hier eine Charakteristik desselben folgen. Gagern konnte, wie einst Thiers, sagen: „nach mir mag regieren, wer kann;“ denn wenn Gagern als Mann des Fortschritts nicht einmal mehr vor der Nationalversammlung, und als Mann der Ordnung und Gesezlichkeit nicht einmal mehr vor dem Reichsverweser bestehen konnte, wie war da zu erwarten, daß ein anderes Ministerium, das keine solche Garantien nach beiden Seiten hin zu geben hatte, zu Stande kommen und bestehen werde? Aber wie nach Thiers Frankreich doch regiert wurde, und sich auch Minister fanden, so gings auch in Frankfurt. Das Ministerium Grävell bildete sich, zuckte beim Mißtrauensvotum des Parlaments die Achseln und stellte sich auf den Vereinbarungsstandpunkt des Reichsverwesers. Freilich wurde inzwischen die Erhebung im Norden von Deutschland erdrückt und im Südwesten des Vaterlands sorgte die Demokratie für so viele extreme Schritte, daß für ein Ministerium Grävell Boden gewonnen ward und die Vereinbarung kühner hervortreten konnte. — Aber auf solche Wechsel der Dinge muß man in so bewegten Tagen wie die unsrigen rechnen. Dieses that das Ministerium, und darum besteht es mit seinem Pessimismus besser als Gagern mit seinem Optimismus. Die Männer der neuen Verwaltung sind nun folgende: Dr. Grävell aus Frankfurt a. d. O., der Ministerpräsident, ein Greis von noch kräftigem Ansehen, der seit einem Jahr auf demselben Plaze der äußersten Rechten saß, der die Versammlung manchmal langweilte durch einstudirte Reden, die der Staatsweisheit einer andern Zeit Ehre gemacht hätten und an denen das beste war, daß man sie nicht verstand, weil der zahnlose Greis nicht mehr öffentlich reden kann. Zuweilen aber hat Grävell die Versammlung auch ergözt durch possierliche Anträge, die er zu Haus fein ausheckte, die er drucken und vertheilen ließ, die aber nie ein Mensch unterstüzte. Dann lachte das ganze Haus und Grävell lachte mit; man konnte dem Manne nicht bös werden, denn man hielt ihn für beschränkt und schonte seine weißen Haare. Grävell stimmte nicht immer mit den Conservativen, sondern manchmal aus Laune auch mit der Linken, zuweilen sogar mit den Ultramontanen; er bemühte sich sichtlich, zu zeigen, daß er keine Farbe habe und daß er höchstens ein guter Preuße sey. Ein solcher Mann war in diesem Augenblick nöthig, wo der gordische Knoten mit dem Schwert zerhauen werden soll; man griff nach Grävell, weil er eben nichts seyn wollte, und Grävell griff nach dem Ministerportefeuille. — Detmold aus Hannover, der Justizminister. Ich glaube nicht, daß je ein so kleiner Minister in dem Kabinet eines großen Staats gesessen hat; aber die Regierung zu Frankfurt, die selbst so klein ist, kann schon vier Fuß hohe Minister brauchen. Detmold stand früher in Hannover im Geruche des Liberalismus, und diesem Umstand verdankte er seinen Platz in der Paulskirche. Er gehörte zum Klub der strengsten Partikularisten, hatte bei dieser Partei Einfluß und leitete ihre Abstimmungen. Als nun alles verdorben war und diese Partei davonlief, blieb Detmold noch immer in der Paulskirche. Ueber den Ruf, der an ihn erging, einen Ministerposten einzunehmen, lachte und wizelte er selbst erst; als er aber sah, daß es nicht Ironie war, griff er zu. Detmold ist sehr geistreich und wizig. — Merk aus Hamburg. Auch dieser Minister trägt keine Lorbeeren aus der Paulskirche; sein ganzes Verdienst ist, daß er ein paar unverdaute Reden über Freihandel gehalten hat und daß er dieser Lehre mit Begeisterung anhängt, was sein Vorgänger Duckwiz nicht that, weßhalb Merk auch immer an dessen Maßregeln etwas zu tadeln hatte. Zwar ist Merk bloß Finanzminister und hat, wie er sagt, gerade seiner Freihandelsgrundsäze wegen, sich vom Handelsministerium fern gehalten, um nicht anzustoßen; allein die Finanzen des Reichs sind zur Zeit sehr unbedeutend, und wenn Merk für die Handelsfragen nichts thun will, so wird er seine zwölftausend Gulden jährlich leicht verdienen. — General Jochmus, Minister des Auswärtigen, eine bis jezt hier unbekannte Größe, obwohl er sich längere Zeit hier aufgehalten. Auch er ist ein Hamburger, Sohn eines Bankiers daselbst, ein Mann, der viel Abenteuerliches erlebt, unter dem besondern Schutze der englischen Regierung eine glänzende Carriere in der Türkei gemacht, früher in Portugal gefochten und in Syrien die Schlacht von Nissib gegen Ibrahim Pascha verloren hat. Man nennt ihn den Türken im Ministerium, aber er scheint in der auswärtigen Politik hinreichend bewandert zu seyn, um in Frankfurt das Ministerium des Aeußern zu leiten, zumal die großen auswärtigen Mächte nur in officiöser und nicht in officieller Weise mit den Gesandten der Centralgewalt verhandeln. — Das Ministerium des Kriegs hat Fürst Wittgenstein, bisher General in hessen-darmstädtischen Diensten, ein Freund des Prinzen Emil, erhalten. Er ist ein tüchtiger Soldat von streng aristokratischen Grundsätzen, für ein Ministerium der Reaktion und für ein Soldatenregiment wie geschaffen. — Diese fünf Männer haben nun das Wohl und das Weh von Deutschland in den Händen, schwerlich aber auf lange, und sie machen sich selbst darüber keine Illusion.

Beilage: Literaturblatt Nr. 39.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 133. Montag den 4. Juni 1849.

> Mulierum non sit extrinsecus indumenti vestimentorum cultus, sed qui absconditus est cordis homo, in incorruptibilitate quieti et modesti spiritus, qui est in conspectu Dei locuples. Sic enim aliquando et sanctae mulieres, sperantes in Deo, ornabant se.
>
> Petrus.

Armuth und Christenthum.

(Fortsetzung.)

So kann unsern Leserinnen auch nicht vorenthalten bleiben, wie unrecht es sey, wenn manche den gebildeten Ständen angehörenden Frauen keinen höhern Ruhm zu kennen scheinen, als den Ruhm der Geschicklichkeit und des Fleißes mit der Nadel. „Ich weiß den Werth dieses zur weiblichen Ausbildung nöthigen Stückes aus eigener, selbst bitterer Erfahrung zu würdigen, ihr aber nicht den hohen Werth beizulegen, wie es Sitte ist. Im Leben der wohlhabenden, höhergestellten Frau sollte der Nadel eine untergeordnete Bedeutung beigelegt werden. Die Mutter namentlich thäte, däucht mir, viel besser, sich mehr den geistigen Interessen ihrer Kinder zu widmen, als den größten Theil ihrer Zeit mit der ganz materiellen Sorge für ihren Anzug auszufüllen. Die Aufsicht soll sie behalten, die Ausführung untergeordneten Personen übertragen. Mit geringem Geldopfer erwiese sie diesen die größte Wohlthat und gewänne für sich eine kostbare Zeit für so manche höhere Zwecke;" insbesondere für die eigentliche Armenfürsorge, wie sie als „der Beruf des Weibes in dieser Zeit" am Musterbilde der seligen Elisabeth Frey geschildert wurde.

Amalie Sieveking läßt ihren deutschen Schwestern keine der Entschuldigungen hingehen, womit sich die Verehrten allerdings von einer regelmäßigen, festgegliederten, pedantisch erscheinenden, in Wahrheit allein praktischen Armenpflege freisprechen möchten. Am allerwenigsten läßt sie den Schnupfen gelten, den man sich bei solchen Gängen bei schlechtem Wetter in den feuchten Straßen und Kellerwohnungen der Armuth holen könnte, während man unbedenklich zu derselben Zeit denselben Weg in Theater oder Concert geht. „Es sind vielmehr Fälle vorgekommen, wo Aerzte kränklichen Frauen und Jungfrauen angerathen haben, sich solchen Vereinen anzuschließen, wo sie trotz Wind und Wetter gehen müssen und ihren mit den eigenen Zuständen zu sehr beschäftigten Gedanken einen wohlthätigen Ableiter schaffen können. In Kopenhagen sprach ein trefflicher, erfahrener Arzt, Dr. Jakobsen, es unverholen aus, wie nach seiner Ueberzeugung der hysterischen und nervösen Leiden bei unserem Geschlechte so viel weniger seyn würden, wenn Frauen und Mädchen mehr gewöhnt wären an eine regelmäßige und selbst anstrengende Thätigkeit in einem ihre Zeit wirklich **ausfüllenden**, alle ihre Kräfte in Anspruch nehmenden, Geist und Herz befriedigenden Berufe. Als Arzt wisse er es am besten, wie der Mangel daran so traurige Folgen für sie habe im Physischen und Moralischen, und wie manche junge Dame, deren Nervensystem jezt ganz zerrüttet ist, gesund und frisch seyn würde, hätte sie nur ordentlich zu thun gehabt."

Noch mehr! Zur Bestätigung unserer obigen Bemerkung über die wohlthätige Wirkung solcher organisirten und persönlichen Liebesthätigkeit außer dem Hause auf das eigene Haus und die Familie, führt unsere liebenswürdige Berichterstatterin das Zeugniß eines Freundes an, der ihr mit rühmender Anerkennung versicherte, daß seine Frau, eben seitdem sie einen nicht unbeträchtlichen Theil ihrer Zeit den Armen widmet, in Erfüllung ihrer häuslichen Pflichten einen Eifer zeige und eine Thätigkeit und

Ordnung, wie er früher das in dem Grade bei ihr nicht gekannt.

Auch das hat Elisabeth Frey schon erfahren, worauf Amalie Sieveking die Mütter heranwachsender Töchter hinweist, wie heilsam es ist, den jungen Mädchen frühe schon einen Eindruck zu geben davon, daß es für das weibliche Geschlecht eine segensreiche und befriedigende Thätigkeit gebe, die nicht gebunden ist an den engen Familienkreis. „Sollte es nicht zu den Aufgaben höherer Erziehungsweisheit gehören, in den jugendlichen Gemüthern frühe die Ueberzeugung zu gründen, daß die Ehe nicht einzige, nicht unerläßliche Bedingung sey unseres Lebensglücks und der Bedeutung unseres Daseyns?" — „Ueber die den Frauen zustehende häusliche Eingezogenheit hatte das christliche Alterthum gewiß strengere Begriffe, als sie heute gewöhnlich sind; aber nie fiel es der christlichen Kirche ein, das Weib in den Erweisungen thätiger Menschenliebe auf das eigene Haus zu beschränken. Vielmehr war es in den ersten Jahrhunderten, nach der Schilderung des Kirchenvaters Tertullian, ganz besonders das Geschäft der christlichen Hausfrau, die Armen und Kranken in ihren Hütten, die gefangenen Bekenner in den Kirchen zu besuchen und ihnen jede Handreichung der Liebe zu leisten, die in ihren Kräften stand."

(Schluß folgt.)

Ein Madrider Thierkampf.

(Schluß.)

Zwanzig Männer in altrömischer Tracht mit Schilden und langen Spießen hielten Wache vor dem Käfigt des Tigers. — Der erste Aufzug machte nur geringen Eindruck auf das Publikum. Man ließ einen unglücklichen Hirsch in die Arena und hezte eine Meute Hunde auf ihn, die ihn auch alsbald erwürgt hatten. — Anziehender und lebendiger war das zweite Tableau. Der Thierbändiger trat auf mit zwei gestreiften Hyänen aus Marocco. Die eine fuhr mit einem so ungeheuern Satz aus ihrem Käfigt, daß sie im engen, kreisrunden Raume, der das Publikum vom Kampfplatze trennt, zu Boden fiel. Hier fuhr sie nun herum, wies den Zunächstsitzenden die Zähne und machte solche Augen, daß die Bänke sich rasch entleerten. Da trat ihr der Bändiger entgegen. Nach ziemlich hitzigem Kampfe schleppte er sie mitten auf den Platz, wo er es nun mit beiden zugleich zu thun hatte. Die Gefahr, in der er schwebte, versezte Alles in die ängstlichste Spannung. Eine der gereizten Bestien packte ihn einmal an der Hüfte, im Augenblick wo die andere ihm gegenüber zum Sprung auf ihn ansezte. Aber er erwehrte sich ihrer mit so außerordentlicher Gewandtheit, daß beide Hyänen, zumal von ihm getroffen, vier Fuß von ihm weg mit kläglichem Gebrüll niederstürzten. Ob solcher Kraft, Gewandtheit und Kaltblütigkeit brach das Volk, das in Fährlichkeiten der Art Kenner ist, in wahnsinnigen Jubel aus. Hüte, Fächer, Orangen, Düten mit Confekt fielen von allen Seiten wie ein Schauer auf die Arena.

Um zwischen den Hyänen und dem Tiger die Gemüther sich verkühlen zu lassen, wurde jezt ein weißer grönländischer Bär einer Meute wilder Hunde preisgegeben. Ihr Sieg wollte aber nicht viel besagen; man hatte, grausam und unehrenhaft genug, den allein stehenden Feind durch Kette und Strick in seiner Gegenwehr gelähmt. — Aber die Ungeduld des Publikums war jezt nicht mehr länger zu bändigen: es wollte den Tiger haben, und es bekam ihn. Die Käfigte der zwei wilden Kämpfer wurden zumal geöffnet. Der Stier trat zuerst heraus. Er war, nach den Madrider Zeitungen, „etwas gedrungen, schwarz, hatte tüchtig aufgesezt und kündigte sich in seinem ganzen Wesen als ein Bravo an." Er kam im Sprung herbei und das gewaltige Blasen seiner Nüstern hallte auf dem ganzen Platze wieder. Der Tiger dagegen hielt sich zurück und machte sich fertig den Angriff abzuschlagen.

Als der Stier des Tigers ansichtig wurde, machte er einen Satz ihm entgegen und blieb dann rasch stehen. Die beiden Feinde sahen sich starr an, und dieß war der bedeutendste Moment des ganzen Abends. Auf den bisherigen Lärm war lautlose Stille eingetreten. Jeder sah athemlos einem furchtbaren Auftritt entgegen, wie er ihn sich in der Einbildung ausgemalt. Die Spannung war indessen bald vorüber. Nicht lange, so fielen die beiden wilden Thiere übereinander her, und alsbald war der Ausgang des Kampfs vorauszusehen. Der Tiger griff von vorne an, nicht von der Seite, wie die Dilettanti vorausgesezt hatten, und sein matter Sprung zeigte gleich, daß der Aufenthalt in engem Käfigt und der Mangel an Bewegung ihn um einen Theil seiner Kraft gebracht hatte. Der Stier, der sich ihm zu gleicher Zeit entgegengeworfen, nahm ihn auf die Hörner, und der Tiger ward ziemlich weit weggeschleudert und lief davon.

Wüthendes Beifallklatschen und tausendstimmiges Bravo verkündigte, mit welchem Theile es die Mehrzahl des zuschauenden Volkes hielt. Bravo toro! bravo toro! schrie Alles und schwenkte Schnupftücher, Hüte und Stöcke, und ein Regen von Blumensträußen stürzte auf den Stier nieder. Die Classiker des Stiergefechts waren außer sich vor Entzücken. — Der gereizte Stier

jagte seinen eingeschüchterten Feind vor sich her; dieser lief zweimal rund um den Platz und drückte sich dann unter den Schranken nieder. Ein Vaquero im Parterre rief dem Stier ein paar aufmunternde, schmeichelnde Worte zu und schwenkte ein rothes Tuch gegen den Tiger hin. Da stürzte sich der Stier wieder auf seinen Gegner und brachte ihm am Hals eine sehr starke Wunde bei. Jezt schleppte sich der Tiger mit dumpfem Geheul längs der Schranken hin und stürzte vor der Thüre seines Käfigts nieder, und von da war er nicht mehr wegzubringen, so sehr ihn auch die nächsten Zuschauer am „Toril," meist Toreros, reizten und hezten. Der Stier lief noch zwei-, dreimal um den Platz, unter betäubendem Beifallsgeschrei, und die Zeitungen hoben es hervor, daß er, gleich großmüthig wie tapfer, seinen Sieg nicht mißbraucht habe.

Eine Zeitlang war man unschlüssig, was jezt zu thun sey. Das Gefecht war vorbei, aber der Besiegte war noch am Leben, was den Regeln der Tauromachie zuwider läuft. Man beschloß endlich, den Stier vom Platze zu schaffen, und nachdem man, zur äußersten Vorsicht, eine Schlinge um den Tiger geworfen, trieb man die alten Ochsen herein, welche darauf abgerichtet sind, die Stiere von der Weide zum Kampfplatz zu führen (cabestros), und nicht ohne Mühe brachten sie den Sieger hinaus. Jezt, um dem grausamen Theil des Publikums zu genügen, ließ man gegen den Tiger acht bis zehn Hunde los, die ihm bald den Garaus machten. Aber noch im Todeskampf raffte er Kraft genug zusammen, um verschiedenen seiner neuen Feinde mit der Tatze tüchtig die Flanken zu zerfleischen. Ihre Majestäten waren aufgebrochen, sobald der eigentliche Kampf vorüber war. — Abends war auf Spaziergängen und in Kaffeehäusern von nichts die Rede als vom braven Stier des Don Jose Benjumea, dem Ueberwinder des bengalischen Tigers, der bei der schönen Welt der Löwe des Tages gewesen war.

Die Maienstunden in Paris.

Lenzlich, wie es der Mai gestattet und halb es gebietet,
Ist für das Abendgebet heute die Kirche geschmückt.
Dunkel schimmerndes Grün, mit Wiesenblumen durchflochten,
Zieht in Guirlanden geformt sich an dem Schiffe hinauf.
An den Säulen erblickst du bunte, duftige Kronen,
Doch um das Kreuz am Altar schmiegt sich der herrlichste Kranz.
Karg, wie der Ruhe Gemach, ist das heil'ge Gebäude beleuchtet,
Nur in der Mitte des Raums glänzet ein hellerer Tag.
Von der Orgel herab ertönen ernste Choräle,
Aber es scheinen mir auch weltliche Lieder dabei.
Wohl wird hier das Gemüth entzündet zu brünstiger Andacht,
Doch auch süßere Gluth flößet die Feier ihm ein.
Aber umstrickender noch als die Kränze duftender Blumen,
Lockender als die Musik, welche die Kirche durchströmt,
Ist die Blüthe der betenden Frauen; ich nenne sie betend,
Findet auch nicht zum Gebet jede von ihnen sich ein.
Manche Liebende hat hieher den Geliebten beschieden,
Und Schalk Amor ist Herr in dem Hause des Herrn.
Notre Dame de Lorette wird der zierliche Tempel geheißen,
Engelskönigin wird seine Patronin genannt.
Aphrodite jedoch, die Notre Dame der Loretten,
Uebt hier christlich vermummt täglich ihr heidnisches Recht.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Mai.

(Fortsetzung.)

Ein Meuchelmord. — Der Kirchenbau.

Ein aus Rache verübter Mord in unserer Nähe, in dem nur wenige Stunden entfernten Dorfe Wellingsbüttel, gibt zu traurigen Betrachtungen über die tiefe sittliche Gesunkenheit so vieler Individuen Veranlassung. Ein zahmer Hirsch war gestohlen worden. Man ermittelte die Thäter und belegte sie mit Gefängnißstrafe. Kaum von dieser frei, begab sich der eine Entlassene zu dem ihm bekannt gewordenen Angeber und machte den Versuch, diesen mit einem mitgebrachten Gewehr niederzuschießen. Die Frau des Bedrohten hatte die Geistesgegenwart, den Lauf des auf ihren Mann angelegten Gewehrs wegzuschlagen, und der Schuß ging durchs Fenster. Die Sache hatte keine weitern Folgen, da die Bedrohten nicht klagbar wur-

den. Bald darauf fand sich der Wilddieb wieder bei dem Angeber ein und forderte ihn mit der größten Freundlichkeit auf, mit ihm in die nahe Schenke zu gehen, um sich dort bei einem Glase Branntwein mit ihm auszusöhnen, wozu der andere bereit war. Kaum aber hatten die beiden Platz am Tische genommen, so zog der Rachsüchtige eine Pistole und schoß dem Manne eine Kugel durch den Unterleib, mit dem er eben noch auf völlige Versöhnung angestoßen! Der Schuß tödtete den Unglücklichen auf der Stelle und der Mörder wurde ergriffen.

Daß das Goldfieber sich auch bei uns zeigen würde, war anzunehmen. Kaum war die Kunde von dem Goldreichthum Californiens bis zu uns gedrungen, als sich auch schon ein Häuflein Beutelustiger zur Fahrt dahin meldete und die Spekulation sich gleichfalls auf das neue Eldorado warf. Zwei unternehmende Kaufleute, die Gebrüder S., rüsteten in aller Eile ein Schiff aus und beluden es mit all den Waaren, wofür sie im Goldlande gute Preise zu erzielen hoffen durften. Indeß war das zu diesem Zweck ausgerüstete Schiff, nach dem Urtheile Sachverständiger, nicht mehr seetüchtig, wenigstens nicht zu einer Reise von mehreren tausend Meilen, und so traf das von ihnen vorhergesagte Unglück denn auch ein. Schon in der Mündung der Themse sank das Schiff und von Mannschaft und Ladung wurde nichts geborgen. Nur eine Schiffstrümmer mit dem Namen des Schiffes: „Steinwärder,“ wurde aufgefischt und bezeugte die Katastrophe.

Am Jahrestage der Einäscherung unserer herrlichen Petrikirche im Jahre 1842 bei dem großen Brande, wurde die neuerbaute Kirche durch den ersten Gottesdienst feierlichst wieder eingeweiht. Ob der Thurm, früher eine der schönsten Zierden der Stadt und ein Wunder der Baukunst, sich je wieder in die Luft erheben wird, ist zweifelhaft, da es in jetziger Zeit schwer halten dürfte, die dazu erforderlichen bedeutenden Summen zusammen zu bringen; es steht sogar dahin, ob unsere Zeit ein Baugenie aufzuweisen hätte, das befähigt wäre diesen Riesenbau auszuführen. Denn das steht fest, daß die Kirche entweder ohne Thurm bleiben, oder einen dem abgebrannten völlig ähnlichen wieder erhalten soll. Den Bauriß des leztern hat man in einem Wandschranke der abgebrannten Kirche entdeckt und gerettet. Wie verlautet, sind die zum Wiederaufbau der zweiten im Unglücksjahre 1842 niedergebrannten Kirche, der von St. Nikolai, zusammengebrachten Geldmittel bereits dermaßen erschöpft, daß man den Bau einstellen lassen muß, nachdem kaum der Grund gelegt worden. Zwar werden die zu diesem Zwecke angeordneten wöchentlichen Schillingssammlungen noch fortgesezt; allein der fromme Eifer scheint immer mehr zu erkalten, die Zahl der Geber verringert sich mit jedem Monat, und zwar so, daß wöchentlich keine tausend Mark (vierhundert Thaler) mehr eingehen.

(Fortsezung folgt.)

Naumburg a. d. S., Mai.

Lage und Charakter der Stadt.

Wundern Sie sich nicht, daß Sie einen Brief aus einem Städtchen erhalten, das vielleicht noch nie in diesen Blättern genannt worden ist, wenn schon daselbst das Morgenblatt nicht selten genannt wird. Ihr Korrespondent aus Halle hat es nämlich für gut gefunden, den Schmutz und Staub und Rauch, der eine Zugabe des attischen, wollte sagen halleschen Salzes bildet, mit dem weiter stromaufwärts liegenden Naumburg zu vertauschen. Gott sey Dank! da gibt es einmal wieder reinliche Straßen, fließende Brunnen, frische Luft, freie Spaziergänge, grüne Waldungen und andere zu einem vollständigen Gedeihen unentbehrliche Dinge mehr, nach denen man sich in jenem lutetiae **Hallorum** vergeblich umsieht. Naumburg liegt unstreitig an einer der schönsten Stellen des Saalethals, gerade der Unstrutmündung gegenüber, und Sie werden mir daher erlauben, mit einigen Zügen die Gegend zu schildern. Die Haupteigenthümlichkeit der Umgebung Naumburgs, die den fremden Besucher sehr überrascht, weil er sie so weit nördlich nicht erwartet, sind die zahlreichen Weinberge, welche beide Thalwände der Saale bedecken und mit ihren vielen Winzerhäuschen und Bergthürmchen dem Thale ein sehr buntes und belebtes Aussehen geben. Der hier in großer Quantität gewonnene Wein geht nach Magdeburg, Berlin und Hamburg, um von da unter andern Namen sich über den deutschen Norden zu verbreiten. Zwischen den jezt noch kahlen Weinbergen erblickt man auf den Höhen grünende Saaten und dichtbelaubte Waldungen, in der Tiefe des Thals, an den Windungen der Saale, freundliche Dörfer, üppige Wiesen und blühende Obstbaumwäldchen. Ich kenne wenige Thäler, die auf mich einen so traulichen, so friedlichen und idyllischen Eindruck gemacht haben, als dieses. Dazu kommen noch die zahlreichen Denkmäler aus dem Mittelalter, die sich hier in einem engen Umkreis zusammengedrängt finden und mit den imposanten Neubauten der thüringischen Eisenbahn einen seltsamen Contrast bilden. Ich nenne nur die Rudelsburg, Saaleck, die Schönburg, das alte Kloster Goseck (Gotteseck), die hart an der Eisenbahn liegen, und drüben an der Unstrut Stadt und Schloß Freiburg, die zwei höchst interessante Denkmäler altdeutscher Architektur aus dem eilften und zwölften Jahrhundert aufzuweisen haben, jene die in verschiedenem Baustyle aufgeführte und kürzlich von aller spätern Verunzierung gereinigte Stadtkirche, dieses eine im reinsten Rundbogenstyl erbaute Kapelle, die aus zwei Stockwerken, eigentlich aus zwei Kapellen über einander besteht. Auch Naumburg selbst hat einen uralten Dom aufzuweisen mit einer merkwürdigen Krypte, dergleichen es nicht viele geben mag. Naumburg ist ein schmuckes, reinliches Städtchen mit etwa fünfzehntausend Einwohnern, dessen rothschimmernde Dächer sich auf jedem Spaziergange in der Umgegend freundlich präsentiren. Seine Hauptzierde ist außer dem Dom und den andern Kirchen das Oberlandesgerichtsgebäude, das sich auf einer kleinen Anhöhe wie ein glänzender Palast über der Stadt erhebt und für dieselbe wegen des zahlreichen Beamtenheers, das damit zusammenhängt, von nicht geringer Bedeutung ist.

Naumburg hatte früher in der Provinz Sachsen eine gewisse Berühmtheit erlangt durch den Liberalismus seiner Stadtbehörden, die dem alten Regime zu wiederholtenmalen einen passiven Widerstand entgegensezten. Im vorigen Jahr ging derselbe, freilich nicht von Seiten der Stadtbehörden, in einen aktiven über; Straßenkrawalle wechselten mit dem Säbelregiment, ohne daß Naumburg so glücklich gewesen wäre, es bis zum Belagerungszustande zu bringen. In der lezten Zeit hat sich nun auch hier ein merkwürdiger Umschwung der politischen Gesinnung gezeigt: die Naumburger sind der großen Mehrzahl nach conservativ geworden. Eine Anzahl von Bürgern bittet zwar um Entfernung des Militärs, aber gleich spricht sich eine Majorität für Beibehaltung desselben aus; ja in den lezten Tagen petitionirte man sogar von hier aus um Abänderung des Wahlgesetzes.

(Fortsezung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 134. Dienstag den 5. Juni 1849.

— Let me see! Is this a foeman's face?
Ah! no, no, no! —
See, see, what showers arise,
Blown with the windy tempest of my heart,
Upon thy wounds, that kill mine eye and heart!
Shakespeare.

Aus den Briefen eines deutschen Offiziers in der Armee des Banus von Croatien.

(s. Nr. 129—131.)

Wir hatten, wie so oft, ein ziemlich ernsthaftes Gefecht mit den Magyaren, wobei von beiden Seiten wohl 10 bis 12,000 Mann im Feuer waren. Besonders hatte der Feind wieder sehr zahlreiche treffliche leichte Reiterei und wußte diese sehr geschickt auf dem für ihn günstigen Terrain zu gebrauchen, so daß unser Fußvolk wiederholt den heftigsten Angriffen ausgesezt war und nur mit größter Mühe dieselben abwehrte. Namentlich zwei Schwadronen sehr gut organisirter und ausgerüsteter Honvéds zeichneten sich durch ihre wüthenden Angriffe gegen croatische Infanteriebataillone aus, und konnten endlich nur durch mehrere Kartätschensalven, die große Verwüstungen in ihren Reihen anrichteten, zum Rückzug gebracht werden. Der Führer jener Schaar, ein schlanker, hochgewachsener Mann, im reichen Anzug eines Magnaten, auf einem schönen muthigen Schimmelhengst, den er mit großer Gewandtheit tummelte, war unermüdlich, seine Leute immer wieder zu sammeln und gegen unsere Infanterie zu führen. Als wären die Kugeln, die um ihn pfiffen, nur lose Schneeballen, so unbekümmert sprengte er umher, stets die blitzende Sarrasklinge hoch schwingend. Die Gestalt des Reiters kam mir sehr bekannt vor, ich konnte aber seine Züge nicht unterscheiden, da wir mehrere hundert Schritt von ihm hinter unserer Infanteriekolonne aufgestellt waren. Zweimal war er unverlezt dem Feuer unseres Fußvolks entkommen, als, wie gesagt, einige Kanonen, die inzwischen herbeigekommen waren, mit Kartätschen zu feuern anfingen. Der ersten Salve derselben schien er gleichfalls nicht zu achten, denn ich sah ihn noch immer frisch und munter vor seinen Reitern herumsprengen; die zweite mußte besser getroffen haben, denn wie der Pulverdampf sich etwas verzogen hatte, lag der Schimmel mit seinem Reiter am Boden. Im selben Augenblick erhielten wir auch das Zeichen zum Einhauen. Die Glieder unserer Infanterie öffneten sich rasch, uns durchzulassen, und in vollem Galopp ging es nun auf die feindliche Reiterei los. Diese wich zuerst rasch zurück, um aus dem Bereich unserer Geschütze zu kommen, sammelte sich dann, warf uns, dann warfen wir sie wieder, und so ging es hin und her, bis sich zulezt, wie gewöhnlich in Ungarn, das Ganze in Einzelgefechte auslöste, wo Mann mit Mann sich herumhieb.

Es dunkelte beinahe schon, als ich endlich mit meinem Trupp, von dem mehrere geblieben, andere schwer verwundet waren, todtmüde wieder beim Hauptcorps ankam. Wir hatten kaum abgesattelt und ich wollte mich eben an das mit den Trümmern niedergerissener Häuser unterhaltene Wachtfeuer strecken, um wo möglich einige Stunden zu ruhen, als ein zum Lazarethdienst kommandirter Infanterist mit der Meldung zu mir trat, ein schwer verwundeter gefangener Offizier der Insurgenten, der meinen Namen erfahren habe, wünsche mich zu sprechen. Troz aller Müdigkeit folgte ich rasch meinem Führer in den Hürdenstall, der zum Lazareth eingerichtet war. Furchtbar sah es im dunkeln niedrigen Raum aus, der spärlich durch die Handlaternen der Aerzte und Wärter erhellt war, die mit hochaufgestreiften blutigen Aermeln und

eben so blutigen Schürzen geschäftig umhereilten. Dicht aneinander lagen die Verwundeten auf dem schmuzigen Stroh, das stellenweise durch das viele Blut ganz naß und schlüpfrig geworden war. Lautes und leises Wimmern, Aechzen, Stöhnen, Zähneknirschen, dazwischen Flüche in böhmischer, polnischer, ungarischer, deutscher, croatischer Sprache. Ich mußte mich zusammennehmen, um nicht zurückzuschaudern.

Im hintersten Winkel des langen Gebäudes lag auf einer Strohschütte der Verwundete, der mich zu sprechen wünschte. Wie erschrack ich, als das Licht der Laterne des Wärters auf das Gesicht desselben fiel und ich Br. St. in ihm erkannte! Auf unserem Marsch durch Croatien nach Wien hatte ich, wie ich in einem frühern Briefe erwähnt, zwei Tage auf seinem Schlosse zugebracht, hatte ihn, umgeben von zwei reizenden Weibern, seiner Frau und seiner Schwester, in der Fülle alles Glücks gesehen, und jezte mußte ich ihn so finden. St. ein Magyar bis in die innerste Faser seines Herzens, hatte mir freilich schon damals gesagt, er werde die Waffen für Kossuth ergreifen, aber ihn so wieder zu finden, darauf war ich doch nicht gefaßt gewesen. An der Seite des bleichen Freundes, auf dessen edlem Antlitz sichtlich baldiger Tod geschrieben stand, niederknieend, faßte ich dessen kalte Hand und fragte ihn, womit ich ihm dienen könne. „Dank dir, daß du gekommen," antwortete er mit leiser, kaum hörbarer Stimme, und schon diese Anstrengung verursachte ihm sichtbar großen Schmerz; „ich erfuhr, daß du hier seyst und schickte zu dir. Ich sterbe, meine Brust ist zerschmettert. Wenn ich todt bin, nimm das Taschenbuch aus meiner Uniform und schicke es meiner Frau, die in K. lebt; es enthält mein Testament und andere Papiere." Hier machte er eine lange Pause, während ich ihm Trost zusprach. „Laß das, es hilft nichts; wir scheiden als Freunde, ich habe für mein Vaterland gefochten, du bist deiner Fahne treu." Stumm drückte ich ihm die Hand. „Wo ist deine Schwester Helene?" fragte ich endlich. „Beim Heere, sie kämpft für Ungarn."

Lange vermochte jezt St. kein Wort vorzubringen, er stöhnte nur leise vor sich hin, und ein Regimentsarzt, der zu uns trat, machte bedeutungsvoll mit dem Finger das Zeichen des Kreuzes. Endlich nach einer langen Stunde richtete er sich plötzlich wieder auf und sagte: „So, nun ist es aus! Lebe wohl, grüße Marie (der Name seiner Frau) — Marie!" — und dabei streckte er sich, die Augen brachen, seine Seele war ausgehaucht. Mit einer Thräne im Auge nahm ich von der ganz zerschossenen Brust das Taschenbuch, ganz mit Blut getränkt, so daß die Schrift fast unleserlich geworden war, schnitt dem Todten einige der schönen schwarzen Locken und den langen gekräuselten Schnurrbart ab, der immer seine Freude gewesen war, nahm auch die beiden Ringe von seiner Hand, um Alles wohleingepackt so schnell und sicher als möglich der unglücklichen Wittwe zu senden. Der Oberarzt versprach mir noch, dafür Sorge zu tragen, daß St. ordentlich und allein begraben würde, und so hatte ich gethan was ich konnte. — St. war einer meiner vertrautesten Freunde im Heere gewesen. Jahre lang waren wir als Kadetten und Offiziere fast unzertrennlich gewesen. Immer hatte ich gewünscht, einige Urlaubsmonate bei ihm auf seinen schönen Besitzungen in Ungarn zu verweilen, und jezt hatte ich ihn als meinen Feind begraben.

(Fortsetzung folgt.)

Armuth und Christenthum.

(Schluß.)

Also selbst die Kirchenväter müssen mit ihren ehrwürdigen Folianten als Zeugen für das unserer Zeit Zuständige herbei! Was bedarf's noch weitern Zeugnisses? und welche Leserin, die vielleicht zu dem „Beruf des Weibes in dieser Zeit" den Kopf geschüttelt, wollte der liebenswürdig eifernden Führerin, die ihren Werberuf so männlich entschieden und weiblich bescheiden in die deutschen Lande ausgehen läßt, auch ohne die gelehrten Citate nicht glauben und folgen? Freilich ist der Glaube heute nicht nur nicht jedermanns, sondern auch nicht jedes Weibes Ding, aber in ihrem ewigen Bedürfniß zu lieben ist stets auch der Glaube beschlossen, der nur wagen darf zu seyn, was er zu seyn sich wünscht. An den Mann muß erst die Noth gehen, bis er beten und glauben lernt. Judas hat seinen Herrn verrathen, Petrus hat ihn verleugnet, selbst Johannes ist davongelaufen, wo es daran ging das Kreuz auf sich zu nehmen und für die Brüder in Noth und Tod zu gehen. Die Frauen aber hielten unter'm Kreuze aus und waren die ersten, die den Auferstandenen sahen. Sie müssen auch die Erstlinge von den Auferstandenen dieses in Selbstsucht und Genußsucht erstickten, in Trotz und Haß ersäuften, in Grimm und Neid erstorbenen Geschlechtes seyn und an dem Grabe der schlechten Vergangenheit und schlechten Gegenwart die Verkündigerinnen einer Auferstehung zu froherem Familien-, Staats-, Kunst-, Kirchen- und Völkerleben werden. Wenn die Stöße des Erdbebens den Stein von des Grabes Thüre gesprengt, gehört der alten Liebe der erste Platz und die erste Stunde am neuen Frühlingsmorgen.

Dem Umsturze unserer Gesammtverhältnisse scheinen wir, wie die Sachen stehen oder vielmehr Stufe

um Stufe in den Abgrund stürzen, nicht mehr entgehen zu können. Ja wenn seit zwanzig Jahren im Dienste der Liebe schon überall geschehen wäre, was nun allenthalben geschehen will in der eilften Stunde, da die Thüre bereits in's Schloß fällt und der einzig eine glückliche Zukunft auch für uns Epigonen noch eröffnende Schlüssel der Reform in die Gruft unseres Friedens und Segens geworfen scheint! Das Wort von Carlyle will auch uns wahr werden: daß es eine thörichte Bemühung ist, die Revolutionen zu segnen oder ihnen zu fluchen, aber wichtig, sie zu studiren; daß es verdrießlich ist, ihnen durch Schlamm und Regen zu folgen, unräthlich, ihnen zu dienen, nutzlos, sie zu bekämpfen, rühmlich, mitten in die Trümmer, wenn der Wiederaufbau beginnt, einige sittliche Ideen, einige Keime des Glaubens an Wahrheit und Tugend auszustreuen, einen Stein zum projektirten Bau zu liefern.

Wenn es irgend vergönnt ist, eine baumeisterliche Idee für eine frische europäische Zukunft zu säen, so ist es die der Liebe, die aus Glauben thätig ist im Dienen für die Brüder. Die Zukunft nicht nur, schon die Gegenwart gehört den Herzen und den Kräften, die dieses Werk der Liebe im Kampfe gegen den Egoismus zu treiben lernen. Und wollt ihr zweifeln, ihr zarten Frauen, ihr ängstlichen Seelen, ihr ledernen Gemüther, an der Frucht solchen Wirkens, an dem Sieg solcher Thaten der glaubigen Liebe über die Welt nicht bloß, sondern auch über die glühendste Hölle, so höret, vor wem selbst jener „Satan im Narrenhause," der wirklich so teuflische als wahnsinnige Proudhon, sich nach allen verruchten Lästerungen am Ende beugen muß. Er weiht den Namen, der so lange das lezte Wort des Gelehrten, die Weihe des Richters, die Hoffnung des Armen, die Zuflucht des Reuigen gewesen, von nun an der Verachtung und dem Fluche: »Car Dieu c'est sottise et lâcheté, Dieu c'est hypocrisie et mensonge, Dieu c'est tyrannie et misère, Dieu c'est le mal... Esprit menteur, Dieu imbecille, ton regne est fini... Dieu, retire toi! car dès-aujourd'hui guéri de la crainte et devenu sage, je jure la main étendue vers le ciel, que tu n'es que le bourreau de ma raison, le spectre de ma conscience.« Derselbe Mann, der seine Leser nicht vergessen heißt, daß die Frömmigkeit, das Heil und die Tugend, gleichwie das Vaterland, die Religion und die Liebe nur Masken seyen, derselbe muß es bekennen: „die barmherzige Liebe so vieler Frauen von hoher Geburt, Erziehung und Besitz, welche die Pflegerinnen ihrer Schwestern machen, bis eine bessere Gesellschaft ihre Mitarbeiterin an dem Werk der Liebe wird, rührt mich im Innersten, und es wäre mir schrecklich, wenn meiner Feder ein einziges Wort des Hohns oder der Verachtung entflöße, während ich von den Pflichten spreche, welche diese edeln Frauen mit so viel Liebe erfüllen, ohne daß Jemand oder irgend etwas sie dazu nöthigte. O ihr heiligen und heldenmüthigen Frauen, eure Herzen sind der Zeit vorangeeilt, und wir sind es, wir elende Praktiker, wir falsche Philosophen, falsche Gelehrten, welche die Vergeblichkeit eurer Anstrengungen zu verantworten haben. Möchtet ihr einst euern Lohn empfangen und möchtet ihr auf immer überhören können, was die Dialektik der Hölle, denn das ist die heutige Gesellschaft, die mir's in meine Seele wirft, mich auch über euch zu sagen zwingen wird."

Sagt das der Satan im Narrenhause, was wird euch Gott im Himmel über solch Werk der barmherzigen Liebe sagen?

Dr. Heinrich Merz.

Korrespondenz-Nachrichten.

Naumburg a. d. S., Mai.

(Fortsetzung.)

Politische Stimmung.

Es besteht hier ein Lesemuseum, das sich „die Erholung" nennt und aus fast lauter conservativen Elementen zusammengesezt ist, denselben, die früher den Ruhm des Liberalismus genossen. Natürlich hat dieses Museum nicht die Ausdehnung wie das einer großen Stadt; vor dem kürzlich von mir berührten Halleschen hat es aber dennoch den Vorzug, daß ein Spiel- und Sprechzimmer, ein Billard und eine Wirthschaft damit verbunden sind. Außer den bedeutendsten politischen Zeitungen werden mehrere Journale gehalten, unter denen die fliegenden Blätter, die Grenzboten, die Europa und das Morgenblatt die gelesensten sind. Die deutsche Sache hat, in dieser Lesegesell-

schaft wenigstens, alle Sympathien verloren. Es wird dort sehr frei und offen politisirt und man hört meist nur sehr entschiedene Stimmen gegen Frankfurt laut werden. Namentlich die Reichsacht, in die Preußen erklärt werden, hat das preußische Bewußtseyn zu sehr verlezt, als daß man den Kaiserlichen noch gewogen seyn könnte. Man sah mit einem gewissen Stolz die preußischen Grenadiere nach Dresden marschiren und erzählte sich von dem Eindruck, den ihr Erscheinen gemacht, und von den unglaublichen Wirkungen, welche sie mit den Zündnadelgewehren erzielt. Und nun sollte in Frankfurt dieser Ruhm vernichtet werden und man nannte die Tapferen undeutsche Truppen oder gar deutsche Russen! Das brachte hier die Reichsversammlung um die lezten Sympathien. Zu wiederholtenmalen hörte ich die Aeußerung: „je mehr sie auf uns schimpfen, desto besser." Dazu kommen die Nachrichten vom Rhein, aus Elberfeld, aus der Pfalz und aus Baden, die in der That nicht geeignet sind, gesunde Elemente für das Frankfurter Werk zu gewinnen.

Großen Eindruck hat auch hier die Ansprache des Königs an sein Volk gemacht, die seit einigen Tagen an allen Straßenecken zu lesen ist. — Die Landwehr hat sich hier, gerade in einem der schlimmsten Landwehrbezirke, ganz ruhig einkleiden lassen, und irre ich nicht, so werden die Frankfurter Agitationen, die mit friedlichen Mitteln die noch immer nicht aufgegebene Verfassung durchzuführen bezwecken, in der ganzen Provinz Sachsen keinen Erfolg haben. Natürlich gibt es auch hier in Naumburg sehr radikale, selbst republikanische Elemente, allein dieselben haben bis jezt noch in keinerlei Weise eine Schilderhebung für Frankfurt gewagt, obgleich der Naumburger Abgeordnete zur zweiten Kammer, Parrisius, der ein entschiedener Linker ist, jezt wieder in der Stadt weilt, und kürzlich auch Ruge seinen hiesigen Gesinnungsgenossen einen Besuch abstattete. Man thut nichts für die deutsche Sache; keine Adresse, keine Volksversammlung, nicht einmal eine gewichtige Stimme in den hiesigen Lokalblättern, deren es übrigens vier gibt, läßt sich für dieselbe vernehmen. Im Gegentheil zürnt eines derselben mehr als je, daß die Frankfurter es gewagt, „mit ihrer Krone von Katzengold vor Preußens Thron zu treten."

(Fortsetzung folgt.)

Hamburg, Mai.

(Fortsetzung.)

Claus Harms. — Die freie Gemeinde. — Frauenvereine

Die sogenannte „freie Gemeinde," an deren Spitze ein Mann von Geist, Talent, Gesinnung und großer Rednergabe, Georg Weigelt, steht, gewinnt hier immer mehr Anhänger. Daß ein Mann der Art den Strenggläubigen ein Dorn im Auge seyn würde, stand zu erwarten, auch hat es ihm und seiner Lehre nicht an Anfeindungen gefehlt. Von Weigelts Seite wurde der Kampf mit dem höchsten Anstand und zwar siegreich geführt, und dieser Sieg hat zwar keinen wirklichen Frieden, aber doch eine Waffenruhe herbeigeführt, über die sich Jeder freuen muß, der es mit der Religion ernstlich meint. In diesen unerquicklichen Kampf mischte sich, zu meinem großen Bedauern, auch eine sonst hoch von mir verehrte Dame, Amalie Sieveking, die als Freundin und Trösterin der Armen so unendlich viel Gutes stiftet, und so reichlichen Segen durch That und Wort aus der Fülle ihres edeln, liebenden Herzens spendet, daß man ihr Liebe und Bewunderung nicht versagen kann, selbst wenn man in religiöser Hinsicht eine entschieden von der ihrigen abweichende Richtung eingeschlagen hat. Sie ließ sich durch ihren religiösen Eifer zu einem Angriff auf den jungen talentvollen Prediger der freien Gemeinde verleiten und zog sich dadurch nicht nur eine Niederlage, sondern auch den Spott solcher Blätter zu, deren Herausgeber es nicht verschmähen, das Strahlende zu schwärzen, sobald es nur einmal den Anschein des Lächerlichen auf sich geladen. — Höchst interessant ist es, zu sehen, wie sich unsere Hamburger Frauen jezt nach allen Seiten regen und mit welchem ruhmwürdigen Eifer sie in Vereinen für das Wohl der Armen und Unterdrückten wirken. Nicht nur sind unsere Frauen, bis auf wenige Ausnahmen, sehr liberal, sondern auch so thätig für die leidende Menschheit nach allen Richtungen, daß ihre Muße fast gänzlich dadurch in Anspruch genommen wird. Ich glaube, daß keine andere Stadt, möge sie größer oder kleiner seyn als die unsrige, etwas Aehnliches aufzuweisen hat. Eine treffliche Stiftung ist namentlich die Pestalozzistiftung, in der Kinder aus den niedern Ständen zu tüchtigen Menschen herangebildet werden, indem man ihnen zugleich so viele Jugendfreuden, als nur irgend möglich, zu gewähren sucht. Edle, zum Theil reiche Frauen waren die Gründerinnen dieser schönen Stiftung und stehen ihr noch jezt mit dem löblichsten Eifer vor. Eine andere Stiftung ist nicht minder segensreich. Durch einen wöchentlichen sehr geringen Beitrag von nur einem Schilling (drei Groschen machen vier Schillinge) werden Arbeiterinnen gegen Arbeitslosigkeit geschüzt und wird ihnen zugleich in Krankheiten ärztliche Hülfe, Pflege und Wartung zugesichert. Seit Kurzem ist auch ein Frauenverein zur Unterstützung der Verwundeten und Kranken in Schleswig-Holstein in's Leben getreten. Manche unserer ersten Damen stehen drei bis vier solcher Vereine zugleich vor und entwickeln dabei eine Thätigkeit, die nur von ihrer Menschenliebe übertroffen wird. Als die Mutter aller solcher Vereine muß man aber Amalie Sieveking betrachten, da sie den ersten der Art in's Leben gerufen und durch ihren Eifer gezeigt hat, wie man es anzufangen habe, um reichen Segen zu erzielen. Freilich suchten die Mitglieder der spätern Vereine einen solchen auf ganz anderm Wege, als Amalie Sieveking, die noch weit mehr religiöse, als wohlthätige Zwecke verfolgt; allein das Beispiel und der Anstoß wurde doch durch sie gegeben, und daher wird ihr Ehre und Anerkennung selbst von denen zu Theil, die in anderer Hinsicht nicht mit ihr auf gleichem Wege wandeln mögen.

Vor Kurzem kam ein merkwürdiger Prozeß vor unserm Handelsgerichte zur Entscheidung. Ein Kapitän Basse, wahrscheinlich ein Franzose von Geburt, lief mit dem Dampfschiff „Paris" in den hiesigen Hafen ein und weigerte sich, seine sehr reiche Waarenladung zu löschen, da er, wie er angab, dem Kapitän des dänischen Blokadegeschwaders, Steen Bille, der ihn in der Nordsee angehalten, sein Ehrenwort gegeben, in Hamburg nur Kohlen einnehmen zu wollen. Die bei der Ladung Interessirten wollten von diesem Uebereinkommen mit dem Feinde der Stadt nichts wissen und verlangten, daß das Schiff „an die Kette gelegt," d. h. am Auslaufen verhindert werde. Zugleich machten sie einen Prozeß gegen Kapitän Basse vor dem Handelsgericht anhängig und dieses entschied dahin, daß der Kapitän bei Strafe in vier-und-zwanzig Stunden seine Hamburger Kaufleuten angehörenden Waaren löschen solle. Dem Beklagten, dessen Ehre durch diesen Befehl gerettet war, mochte dieses Erkenntniß, das ihm Zwang anthat, wohl eben so recht seyn, als den Interessenten, und so ereignete sich der gewiß seltene Fall, daß Gewinner und Verlierer mit gleicher Befriedigung den Gerichtssaal verließen.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 40.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 135. Mittwoch den 6. Juni 1849.

Do you not know I am a woman? When I think, I must speak.

Shakespeare.

Jeanne Deronie.

Alles wird in Paris lächerlich gemacht, selbst der Poeten Günstling, der holde Lenz, wird von dem Alles berührenden Spotte nicht verschont; aber auch nirgends in der Welt dürfte sich dem Spott mehr Stoff darbieten, nirgends dürfte er muthiger herausgefordert werden. Ein Pariser gab die reine, hehre, fast himmlische Gestalt der Jeanne d'Arc gottlosem Hohne preis; dafür scheut sich eine neue Jeanne nicht, als Kämpferin auf dem politischen Schlachtfeld aufzutreten und, ein weiblicher O'Connell, die Theilnahme an der Gesetzgebung für das schöne Geschlecht in Anspruch zu nehmen. Nur ein Pariser vielleicht konnte über jene Johanna, die Frankreich wunderbar befreite, lachen und lachen machen, und vielleicht gehörte eine Pariserin dazu, um die Lächerlichkeit nicht zu scheuen, die mit einer weiblichen Candidatur für die Nationalversammlung unausbleiblich verbunden war.

Jeanne Deronie ist keine freche Liebhaberin revolutionärer Abenteuer, wie man sie nach den Februartagen in den Weinschenken mit der rothen Mütze sah, keine tolle Heldin des Aufruhrs, wie eine in dem Junikampf, groß und bildschön, mit fliegenden Haaren und die rothe Fahne in der weißen Hand, auf der Barrikade erschien und einige Minuten darauf, von drei Kugeln durchbohrt, zusammenstürzte; Jeanne Deronie ist eine anständige und gesezte Person, die sich über die Formen der Gesellschaft und die Sitte ihres Geschlechts nicht hinaussezt, eine sanfte Schwärmerin, die mit Ueberlegung handelt und in dem unerschütterlichen Glauben an den früheren oder späteren Triumph ihrer Sache den Grund und die Kraft zu ihrer ruhigen Haltung findet.

Die Socialisten hatten sich gegen ihr Auftreten als Candidatin erklärt, und Proudhon hatte ihre Ansprüche mit mehr Schärfe als Zartheit bekämpft. Dennoch wollten sie ihr die Mittel nicht nehmen, sich geltend zu machen, und ließen sie sprechen in ihren Clubs. Ich hörte sie in dem Club der Brüderlichkeit. Der Präsident kündigte ihr Erscheinen auf der Rednerbühne an. „Ich muß," sagte er, bevor er ihr das Wort gab, „über den Redner, der sich jezt an die Versammlung wenden wird, ehe ich ihn sprechen lasse, mich erklären. Sie werden eine Dame hören, die als Bewerberin für einen Plaz in der gesezgebenden Versammlung auftritt. Sie will die Rechtfertigung dieses kühnen Schrittes Ihnen vortragen. Das Bureau des Vereins ist weit entfernt, die Ansichten dieser Dame zu theilen und ihr Unternehmen zu billigen; allein es ist Grundsaz der Socialisten, jedem Gedanken, der in dem Trieb zum Fortschritt seine Wurzel hat, freie Aeußerung zu gestatten und ihm die Möglichkeit des Siegs zu geben. Darum erhält auch Frau Jeanne Deronie hier das Wort. Zwar hätten wir gewünscht, sie möchte darauf verzichtet haben. Nicht als ob wir an ihrer Begabung zweifelten; ich hatte schon zweimal die Ehre sie zu hören und muß sagen, daß sie jedesmal mit Takt und Verstand gesprochen und mir viel Vergnügen gemacht hat. Aber es ist, denk' ich, nicht gut, daß unsere Partei, die schon so vielfach sich verzweigt, durch neue Anträge neue Theilungen erleide. Darum wär' es uns lieb, sie machte von dem Rechte, das ihr zusteht, in unserem Kreise ihre Sache zu verfechten, keinen Gebrauch,

und noch einmal stell' ich die Bitte an sie, demselben zu entsagen."

Diese Rede wurde in der größten Stille und mit allen Zeichen vollkommener Achtung angehört. Sogar die Stelle, wo es hieß, der Redner, der jezt sprechen werde, sey eine Dame, rief keine beleidigende Heiterkeit, nicht einmal ein allgemeines Lächeln hervor, und ich selbst, so sehr ich Lust hatte, dem komischen Eindruck, den ich hiedurch empfing, durch eine ungezwungene Kundgebung Luft zu machen, wagte es nicht die allgemeine Andacht zu stören.

Jeanne Deronie nahm auf den Wunsch und die Bitte des Präsidenten keine Rücksicht. Sie bestieg die Rednerbühne. Sie war mit Geschmack, aber ohne Aufwand gekleidet und trat festen Schrittes, doch ohne alle Gespreiztheit vor die Zuhörer. Sie ist nicht mehr jung, und ich will nicht entscheiden, ob sie den Vierzigen nah oder schon darin ist. Ihr Gesicht ist nicht so oval wie das der meisten Pariserinnen höhern Standes, ihre kastanienbraunen Haare waren auf dem bloßen Haupte glatt gestrichen, sie trug keine Handschuhe und ihre Füße waren von dem langen Kleide fast ganz bedeckt. Sie sprach mit starker und resoluter Stimme, die mehr dem Gebiet des Alt, als der Sphäre des Sopran anzugehören schien, stieß die Worte nicht rasch heraus, wie es Personen thun, die in Verlegenheit oder eingeschüchtert sind, sondern trennte sie von einander durch manchmal auffallende Pausen und hob diejenigen, mit welchen sie etwas Besonderes sagen wollte, durch sehr scharfe Betonung hervor.

(Schluß folgt.)

Aus den Briefen eines deutschen Offiziers in der Armee des Banus von Croatien.

(Fortsetzung.)

Wenige Tage darauf sollte wieder ein harter Schlag mein Herz treffen. Wieder hatten wir uns, wie so oft, auf weißer Heide — Schnee bedeckte die ganze Gegend — mit den Magyaren herumgeschlagen. Die drei croatischen Bataillone von uns waren ziemlich ernsthaft mit einem starken Haufen feindlichen Fußvolks zusammen gerathen und hatten dieses endlich mit dem Bajonnet zurückgetrieben. Auch wir waren ziemlich vorgedrungen und hatten die Reiter uns gegenüber vom Schlachtfeld verdrängt. Auch hatten wir einige feindliche Fouragewagen mit Wein, Speck und Maismehl erbeutet, für unsere Leute ein höchst willkommener Fang. Wie gewöhnlich lag ich auf der äußersten Vorhut und meine Posten standen weit dem Feinde entgegen vorgeschoben. Da ziemlich viel Holz in der Gegend wuchs, woran wir in den weiten Ebenen oft den empfindlichsten Mangel litten, so hatten meine Husaren ein mächtiges Wachtfeuer angezündet, dessen Flammen hoch emporschlugen, und brieten und sotten daran in hellem Jubel und ließen die jezt wieder mit Wein gefüllten Feldflaschen herumgehen, ihre Lieder in vollem Chor dazu singend, als ob weit und breit kein Feind wäre und sie das angenehmste, vergnüglichste Leben von der Welt hätten.

Ich theilte diese fröhliche Stimmung nicht, im Gegentheil, eine trübe Ahnung peinigte mich, und so sehr ich es sonst liebe, wenn meine Husaren Abends am Wachtfeuer frohen Muthes sind und ihre Lieder singen, heute war es mir unangenehm. Da ich überdem fürchtete, meine Vedetten möchten etwas zu viel Wein getrunken haben, um die gehörige Wachsamkeit zu üben, so nahm ich zwei von den Seressanern mit, um zu Fuß meine Postenkette zu besichtigen. Alle Posten waren wachsam, und obgleich ich mich an mehrere derselben leise und vorsichtig von der Seite heranzuschleichen suchte, so riefen sie mich doch Alle zur gehörigen Zeit an und benahmen sich wie es sich gebührt. Zufrieden darüber, trat ich mit meinen beiden Begleitern den Rückweg zum Wachtfeuer an, dessen hohe Flamme uns freundlich entgegen leuchtete, als wir beim ziemlich hellen Mondschein eine menschliche Gestalt an einem Baume liegen sahen. Wir traten näher: es war ein Weib in ungarischer Magnatentracht, als Mann gekleidet; die langen Haare, die ihr über den Nacken fielen, verriethen ihr Geschlecht.

Meine Seressaner drehten sie um und ich erkannte beim bleichen Mondstrahl Helene, die schöne Schwester meines Freundes St. Furchtbarer Schmerz durchzuckte mich in diesem Augenblick, es fehlte nicht viel, so hätte ich mich über den Leichnam geworfen. Gewaltsam ermannte ich mich und gab meinen Leuten Befehl, die Leiche zum Feuer zu tragen. Hier untersuchten wir die Todte genauer, und mit unendlicher Angst forschte ich, ob nicht noch Hoffnung sey, sie wieder zum Leben zu bringen. Vergebens, schon mehrere Stunden war ihre Seele entflohen; die Büchsenkugel eines unserer Scharfschützen war ihr mitten durch's Herz gegangen. Aus der kleinen rothen Wunde sickerte noch das Blut in einzelnen Tropfen, die ich sorgsam in meinem Tuche auffing, um sie als Reliquie aufzubewahren. Mein einziger Trost war, daß die Todte nicht lange gelitten haben konnte, daß sie im Augenblick, wo das Geschoß sie traf, auch geendet haben mußte. Diese reinen, edlen, noch jezt wunderschönen Züge waren von keinem Schmerze verzerrt, auf ihrer Stirne thronte Ruhe und Friede, die Lippen lächelten fast. Gleich einer ruhig Schlummernden lag

sie da, und doch sollten diese Augen sich nie wieder öffnen, diese Lippen nie wieder geistreiche oder gemüthliche Worte aussprechen. Auch meine Husaren waren sichtbar gerührt und meinten, es sey doch Schade, daß ein so junges, hübsches Mädchen so früh habe sterben müssen. Viele, die auf unserem ersten Marsche durch Ungarn mit mir zwei Tage lang auf St's Schlosse gewesen waren, erkannten Helene gleich wieder und bedauerten doppelt ihren Tod, da sie so freundlich gegen sie gewesen war.

Wir thauten nicht weit von einem Ahornbaum die Erde durch ein Feuer auf, und gruben dann fast die ganze Nacht mit unsern Handbeilen und Säbeln an einem großen, tiefen Grab. Als die ersten Morgenstrahlen erglühten, waren wir fertig, während ein Husar, der zimmern konnte, ein einfaches Kreuz aus jungen weißen Ahornstämmen zurecht gemacht hatte. Die Todte wurde nun in ihrer vollen Uniform, den Kolpack mit blitzendem Reiherbusch auf dem Haupte, ihren leichten Türkensäbel an der Seite, in eine reine, große, wollene Decke, die wir bei uns hatten, sorgfältig gehüllt, und so in die Grube gelegt, die wir dann wieder mit Erde füllten und mit dem Kreuze schmückten. Dann ließ ich, unbekümmert um Alles, eine volle Salve mit unsern Pistolen über dem Grab geben. Einen kleinen Goldring und eine Locke habe ich zum Andenken behalten. Als unser trauriges Geschäft beendet war, zogen wir ab, dem Feinde nach, der ziemlich eilig zurückwich. Welche Gefühle in mir tobten, vermag ich nicht zu schildern. Helene hatte, wie ich später erfuhr, Adjutantendienste bei ihrem Oheim mütterlicher Seite, der ein bedeutendes magyarisches Corps befehligte, gethan, und war so im erwähnten Gefecht von unsern Soldaten erschossen worden. So habe ich in einer Woche zwei mir so theure Wesen verloren, die mir beide als Feinde gegenüberstanden, und außerdem wie viele treffliche Kameraden auf der Seite der Insurgenten wie auf der unsrigen! Wie viele tüchtige Offiziere haben wir schon eingebüßt! wie gräßlich haben namentlich die braven Kürassierregimenter gelitten! Und was ist bis jezt gewonnen? Nichts, gar nichts; unsere Sache steht schlechter als seit Monden, es kostet uns Mühe genug, nur Pesth zu halten, und vom Einmarsch in Debreczin, den ich mir selbst so leicht dachte, sind wir wieder weit entfernt. Aber alles dieß darf unsern Muth keinen Augenblick wanken machen; wir werden auch ferner unverzagt in's Feuer und immer wieder in's Feuer gehen, und führt man uns nur gut, am guten Willen unserer Soldaten soll es wahrlich nicht fehlen.

Seit zwei Tagen liege ich mit meinem Kommando ruhig in einem einsamen Wirthshause, vor einem Angriff des Feindes vollkommen gesichert; daher auch die Muße, die ich zum Niederschreiben dieser Zeilen benütze. Diese Rast war eine Nothwendgkeit für uns, sollten nicht Pferde, Waffen, Kleider ganz zu Grunde gehen. Der Ort, wo ich schreibe, was mein Auge trifft, wenn ich vom Papier aufblicke, ist so seltsam, daß ich es beschreiben muß.

Eine lange niedere Wirthsstube mit ungepflastertem Fußboden, die Wände schwarz geräuchert vom Feuer des Herdes, der in einer Ecke steht, die kleinen Fensterscheiben fast alle zerbrochen und durch Strohwische ersezt, so daß das meiste Licht durch die offene Thür fallen muß. Das ganze Geräthe besteht aus einem langen Tisch von schmutzigem Holz und einigen aus Binsen geflochtenen Stühlen. Ueber die Hälfte des Gemachs nimmt ein mächtiges Strohlager ein, auf dem etwa zwanzig meiner Husaren in ihren jezt meist sehr abenteuerlich aussehenden Uniformen, in allen möglichen Lagen ausgestreckt sind und den festen Schlaf der Ermüdung schlafen und dabei mit Schnarchen und Schnauben ein gräuliches Concert aufführen. Ich selbst, der Schreiber dieser hoffentlich an ihr fernes Ziel richtig gelangenden Zeilen, balancire auf einem der erwähnten Binsenstühle, der nur noch drei Füße hat, aber der wenigst schadhafte unter allen ist, habe mein Papier auf eine Ecke des Tisches gelegt und lasse meinen Silberstift fleißig darauf umherwandern.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Mai.

(Fortsetzung.)

L e h m a n n.

Ein anderer Prozeß, der an die Universität gewiesen und auf dessen Ausfall das hiesige Publikum seit Jahren gespannt war, ist in diesen Tagen zu Gunsten des von Seiten des Staats verklagten Professors am Gymnasium und Direktors des botanischen Gartens, Herrn Lehmann, entschieden worden. Der Angeklagte war der Unterschleife als Direktor des botanischen Gartens angeklagt, und seufzte unter dem Druck

dieser entehrenden Anklage Jahre lang. Zuerst war dieser Prozeß in lezter Instanz an die Universität Rostock gewiesen worden, und erst nach Jahresfrist wurde von derselben die Erklärung abgegeben, daß die Gerichtsbank dort nicht hinlänglich besezt sey, worauf er einer andern Universität überwiesen und von dieser Lehmann nicht nur für völlig schuldlos erklärt, sondern auch der Fiskus in alle Kosten verurtheilt wurde. Was soll man aber von einer Universität sagen, die einen Prozeß, wovon die Ehre eines Mannes, seine Ruhe, sein Glück, die Achtung seiner Mitbürger abhingen, auf eine so unverantwortliche Weise verschleppt? Hätte der Freigesprochene nicht das Recht, ihr seinerseits den Prozeß zu machen und auf Schadenersatz zu dringen? Professor Lehmann ist ein Oheim des berüchtigten, vor Kurzem bei Kolding gefangen genommenen frühern dänischen Ministers Orla Lehmann, und beide sind geborene Holsteiner. Ueber dieser Gefangennahme des für die Herzogthümer so verderblichen Mannes schwebt noch ein Dunkel, indem kaum zu leugnen steht, daß er sich fast freiwillig derselben darbot. Von einer Seite wird die Behauptung aufgestellt, er habe sich gefangen nehmen lassen, um so besser die Plane der Deutschen gegen sein Adoptivvaterland auskundschaften zu können; von der andern, er habe nur mit Schick in die Nähe des preußischen Obergenerals kommen wollen, um mit diesem Unterhandlungen anzuknüpfen. Mir scheint die eine Behauptung so abgeschmackt wie die andere, und von Seiten des Gefangenen nur große Unbesonnenheit und Unvorsichtigkeit vorzuliegen.

Die fast nur auf dem Papier bestehende dänische Blokade ruft, der Beeinträchtigung des Handels wegen, sowohl in Holland als in England, große Mißstimmung hervor, und es wird von Wohlunterrichteten die Behauptung aufgestellt, daß von Seiten dieser beiden Staaten nächstens energische Schritte gethan werden würden, dieser Vexation ein Ende zu machen. In der That ist die dänische Blokade eine bloße Spiegelfechterei, indem fast täglich Schiffe sowohl in die Elbe als in die Weser einlaufen. Es gehört nur Muth, guter Wind und etwas Geschicklichkeit von Seiten der Kapitäne dazu, um den Dänen ein Schnippchen zu schlagen, deren Muth überdieß seit dem Siege bei Eckernförde sehr gesunken zu seyn scheint. Da Gerechtigkeit selbst dem Feinde gegenüber Pflicht ist, muß hier bemerkt werden, daß die dänische Landarmee sich in den lezten Gefechten weit tapferer gezeigt hat, als im vorjährigen Kriege, wo sie sich mit Schmach belud.

(Fortsezung folgt.)

Naumburg a. d. S., Mai.

(Fortsezung.)

Reaktion. — Jahn.

Dieses Lokalblatt fordert sogar in einem Gedichte auf, der Kaiserdeputation einen eben so unerwünschten Gegenbesuch zu machen:

„In Frankfurt spricht man Preußen Hohn,
Man rühmt, es sey nur Sprosse
Zur Republik der Kaiserthron,
Das Kaiserthum nur Posse.
Und Preußens König sollte seyn
Hanswurst bei diesem Spasse?
So schlag' ein Donnerwetter drein!
Nach Frankfurt unsre Straße!

Nach Frankfurt laßt uns zieh'n, dem Siz
Des Ehrenbürgers Gagern,
Wo mit ihm Vogt und Radowiz,
Simon und Jahn abmagern,
Und viele And're, Eifers voll,
Deutschland im Sturm zu einen:
Da sizen sie verfassungstoll
Und strampeln mit den Beinen.

Doch wenn die preuß'sche Trommel schallt,
Dann wittern sie Gefahren,
Und wenn die preuß'sche Büchse knallt,
Sie auseinander fahren.
Drum auf! nach Frankfurt zieht hinein,
Zersprengt die ganze Bande:
Dann wird es wieder Friede seyn,
Dann ist getilgt die Schande."

Wenn ich Ihnen nun noch den Beweis liefere, daß selbst das als volksfeindlich verschriene Ministerium begeisterte Verehrer findet, so werden Sie sich überzeugen, daß eine allgemeine Volkserhebung in Preußen für die deutsche Sache nicht zu erwarten steht, ja noch mehr, daß die Reaktion in Preußen zur Wahrheit geworden, weil man so lange den Teufel an die Wand gemalt. In demselben Blatte heißt es:

Die Männer, die ich meine,
Sind Männer durch und durch.
Manteuffel heißt der eine,
Der and're Brandenburg
Seht, wie sie allzeit stehen
Kampffertig auf dem Plan,
Vom Wirbel bis zur Zehen
Jedweder Zoll ein Mann.

Und Schritt vor Schritt gewannen
Sie wiederum das Feld.
Herbei mit seinen Mannen
Kam noch ein dritter Held.
„Die Schwerter sind geschliffen,
Die Kugeln in dem Lauf."
Das Liedlein hat gepfiffen
Der alte Marschall Drauf

Der Verfasser dieser lezten Strophen nennt sich F. Jahn, nicht zu verwechseln mit G. Jahn, dem Dichter des hohen Liedes, einer religiösen, mit großem Beifall aufgenommenen Dichtung, und noch weniger mit Jahn, dem alten Turnvater, den wir hier ebenfalls in nächster Nähe haben. Wollen Sie mir einen Augenblick „in's Thüringische" hinüberfolgen, wie die Naumburger sagen, wenn sie ihren Freiburger Nachbarn einen Besuch abstatten, so kann ich Ihnen wenigstens das berühmte Haus des berühmten Mannes vorführen. Ihn selbst würden wir schwerlich daheim antreffen, da er es sicher vorziehen wird, der Abberufung aus Frankfurt nicht Folge zu leisten. Das Haus liegt hart an der steilen Burgstraße, die von dem Städtchen Freiburg zu dem sehr alten Schlosse Neuenburg hinaufführt, in welchem sich die Anfangs erwähnte Kapelle befindet. Es ist das lezte in der sich aufwärts erstreckenden Häuserreihe und liegt schon auf einem ziemlich hohen und freien Platze. Es liegt parallel mit der Straße und zeigt auf dieser Seite nur den Eingang zu einem Keller, dessen gewaltige Wölbungen für große Weinvorräthe berechnet zu seyn scheinen. Die Vorderseite, zu der man über einen kleinen Hofraum gelangt, ist mit einer Art Säulenhalle ausgestattet, die aus zwei großen Bogen besteht. Darüber liest man die Worte: „frisch, frei, fröhlich, fromm" in großer rother Schrift.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 136. Donnerstag den 7. Juni 1849.

We are but warriors for the working day;
Our gayness, and our gilt, are all besmirch'd
With rainy marching in the painful field.

Shakespeare.

Aus den Briefen eines deutschen Offiziers in der Armee des Banus von Croatien.

(Schluß.)

Fast unmittelbar neben mir auf dem Tische, so daß ihre weitausholenden Arme dicht über meinem Kopf wegfahren, haben sich zwei Husaren als Schneider etablirt. Sie nähen mit einem Eifer, als hätten sie ihr ganzes Leben nur die edle Schneiderkunst getrieben, und ein großer Hause buntgeflickter Dolmans, Mäntel, Reithosen, der vor ihnen liegt, zeugt von ihrem Fleiße. Viel Farbensinn scheinen sie aber nicht zu besitzen; so eben sehe ich, daß einer auf meine graue Reithose vorne über'm Knie einen rothbraunen Fleck gesezt hat, der wahrscheinlich einem alten Seressanermantel entnommen ist. Nun, wenn es nur gut hält, auf die Farbe kommt es jezt eben nicht sehr an.

Die andere Ecke des Tisches ist eine Sattlerwerkstätte geworden, wo einige Husaren sich eifrig bemühen, schadhaft gewordene Riemen an Sätteln und Zäumen durch andere zu ersetzen. Der Schuhmacher, auch nur ein Dilettant in seinem so nützlichen Fache, hat sich auf dem Fußboden niedergelassen, und da es ihm an Leder zum Flicken fehlt, so nimmt er einige weichgemachte Stücke von einem Kalbfell, von dem man die Haare mit dem Messer abgeschabt hat. Man muß sich im Felde nur zu helfen wissen, und dieß verstehen die Husaren vortrefflich. Wenn auch sehr bunt herausgeflickt, so werden wir doch unsere Station wieder in heilen Kleidern und Stiefeln verlassen, und damit ist schon viel gewonnen. — Auch eine Waffenschmiede haben wir hier im Zimmer. Einen großen Feldstein, den er an den Feuerherd gewälzt hat, als Ambos benützend, ist ein alter verwitterter Husar, der so und so viel Jahre Haiduck in einem Grenzkomitate gewesen, emsig bemüht, Scharten und Beulen aus den Klingen und Scheiden der Säbel herauszuhämmern. Auch meine arg mitgenommene Damascenerklinge wollte er in Arbeit nehmen, aber der treffliche Stahl widerstand seinen Werkzeugen, so daß er sie unwillig brummend wieder bei Seite legte.

Das meiste Interesse erregen aber unsere Kochkünstler, die eifrig um einen großen Kessel am Feuerherd herum wirthschaften. Obgleich das Wirthshaus ganz unbewohnt stand, denn der Mann und seine zwei Söhne sollen bei den Insurgenten seyn, die Frau aber sich nach Pesth geflüchtet haben, entdeckten wir doch noch eine magere, fast verwilderte Sau, die im Hofe herumlief, und bald darauf einen zugeworfenen Erdkeller mit einigen Säcken Kukuruz, einem Beutel Paprika (rother türkischer Pfeffer) und einem Fäßchen Sklikowitzer (Pflaumenbranntwein). Da war denn der Jubel groß; die Sau hatte bald unter den Säbelstichen der Husaren ihr Leben ausgehaucht und jezt ward gebraten und gesotten und geschmaust wie im Hause des Odysseus. Gar mannigfache Gerichte, die übrigens so ziemlich auf ein's heraus kamen, wußten unsere Köche (meine schöne Seressanerin ist leider nicht mehr bei uns, sondern mit ihrem schwer verwundeten Vater nach der Grenze zurückgegangen) aus den drei Bestandtheilen Schweinefleisch, türkischer Weizen und Pfeffer zu bereiten, und einige darunter waren wirklich recht wohlschmeckend. Mir wenigstens mundeten sie köstlicher als das beste Diner, das ich je an fürstlichen Tafeln genossen.

Auf der langen Diele des Hauses, wo unsere Pferde stehen, und beim Brunnen vor derselben herrscht eben so große Thätigkeit verschiedener Art wie im Zimmer selbst. Dort wird der Beschlag der Pferde nachgesehen, Hieb-, Schuß- oder Druckwunden, welche manche Rosse haben, werden ausgewaschen, mit frischem Schweinefett verschmiert, die Fesseln ausgeschoren, die Mähnen, die oft arg verwildert sind, wieder etwas in Ordnung gebracht. Hier im Zimmer wird für die Menschen gesorgt, draußen für die treuen Rosse, unsere zweite Hälfte, der wir schon so oft Leben und Freiheit verdankten. Wenn ich aber manche dieser kleinen magern Pferde betrachte, wie sie den Kopf gesenkt umherstehen, so kann ich selbst oft kaum begreifen, daß es dieselben Thiere sind, die so unermüdliche Ausdauer, so viel Kraft und Schnelligkeit bewiesen haben und die besten Soldatenrosse von der Welt für einen anstrengenden Feldzug sind.

Eben wird mein Ali zum Trinken auf den Hof geführt. Das edle Thier, ein ächter türkischer Hengst, zwar auch schon sehr mitgenommen, sieht doch gegen unsere Husarenpferde noch stolz genug aus. Ich pfeife auf dem Finger, er spizt sein einziges Ohr und kommt zu mir durch die offene Thür in's Zimmer gelaufen, schnoppert neugierig auf dem Tische herum und wirft den schneidernden Husaren alle ihre Arbeit herab. Unser Schuster arbeitet unbekümmert fort, obgleich der Hengst fast über dem am Boden Kauernden steht und ihn leicht treten könnte. Aber unsere Pferde, und vollends Ali, so böse sie gegen Fremde sind, kennen uns längst so genau und sind so vertraut mit uns geworden, daß wir uns sorglos unter ihre Hufe legen. Wie oft habe ich geschlafen, den Kopf auf mein ebenfalls ruhendes Roß gelegt! Wir sind halbe Centauren geworden. Welch edles Geschöpf das Roß ist, das fühlt erst der Reiter im Felde recht.

Eben meldet unser Koch, das Essen sey fertig, was überall Behagen verbreitet und Alle von ihren verschiedenen Arbeiten an den Kessel ruft. Ich als Offizier erhalte mein Theil vorweg in einer eigenen blechernen Schüssel; dieß ist mein einziger Vorzug. Man hatte mir mein Lager in einer halbzerfallenen Kammer auf einer halbzerbrochenen Bettstelle bereitet; es wimmelte aber so furchtbar von Ungeziefer, daß ich es vorzog, nach gewohnter Weise mit Mantel, Satteldecke und Sattel draußen auf der Diele zwischen den Pferden zu schlafen.

So ist unser Erholungsquartier beschaffen, das wir morgen Abend wieder verlassen; du kannst daraus abnehmen, wie es mit uns oft im offenen Felde stehen mag und was wir Alles durchzumachen haben. Und doch, wie gern wollte ich alles dieß und noch viel mehr ertragen, wenn es nur ein anderer Krieg wäre, wenn wir nicht in unserem eigenen Fleisch und Blut herumwüthen müßten. Wann ich wieder schreiben kann, weiß ich nicht. Hoffentlich nennt man meinen Namen bald unter den Gefallenen. *

---

* Der Verfasser dieser Briefe ist wenige Tage nach der Absendung des lezten sehr schwer verwundet worden und man zweifelt an seinem Aufkommen.

Anm. des Einsenders.

Jeanne Deronie.

(Schluß.)

Sie begann etwa folgendermaßen: „Meine Herrn! Ich bin mir bewußt, daß ich etwas unternehme, was wohl nur Wenige unter Ihnen gutheißen, Manche sogar als eine Verletzung der Schicklichkeit bedauern, fast Alle als eine Verwegenheit tadeln werden (nein, nein, riefen hier einige Stimmen! „Keine Unterbrechung!“ antwortete ihnen der Präsident). Wenn ich also troz der geringen Ermuthigung, die mir zu Theil wird, dennoch auf meinem Vorhaben bestehe, so werden Sie, dieses Zutrauen hege ich zu Ihrem Wohlwollen und Ihrem Rechtsgefühl, hieraus den Schluß ziehen, daß ich von einer tiefen, lebendigen, unwiderstehlichen Ueberzeugung zu dem was ich thue angetrieben werde. Ich trete als Candidat für die gesetzgebende Versammlung auf; aber ich mache mir keine Täuschung, meine Candidatur hat nicht den geringsten Erfolg zu hoffen; sie ist kein Vorschlag, sie ist nur eine Idee (Beifall); sie ist nicht das Werk thörichten Ehrgeizes, sie ist ein Wegweiser in die Zukunft (allgemeiner, anhaltender Beifall). Ich weiß, daß die Zeit, in der die von mir gestellte Frage gelöst werden kann, noch lange nicht gekommen ist, aber gestellt darf die Frage jezt schon werden; dürfte sie das nicht, wir lebten nicht in einer freien Zeit, nicht in einem freien Lande (hier rufen mehrere Stimmen Bravo). Die französische Republik ist gastlich für alle Ideen (stürmischer und anhaltender Beifall). So lange die französische Republik besteht, wird in diesem Lande kein Gedanke zu kühn und kein System zu neu seyn (Aeußerungen der Zustimmung von mehreren Seiten). Und wo ist der Vermessene, wo, sag' ich, ist der Gottlose, der die Republik anzutasten sich erkühnen mag? Er ist noch nicht geboren; Viele möchten es, aber keiner wagt es (der Beifall will kein Ende nehmen). Die Aufmunterung, die mir wird, ist ein Beweis, daß Sie wahrhaft freie Bürger sind. Der freie Bürger ist unbefangen; er nimmt freundlich auch die Meinung auf, mit der es ihm schwer wird sich zu befreunden. Sie sind der Ansicht noch nicht gewogen, daß auch Frauen an der Abfassung der Landesgesetze Theil nehmen sollen; allein Sie hören

mich mit Ernst und Aufmerksamkeit an und scheuen sich nicht, so oft ich etwas sage, was aus Ihrer Seele gegriffen ist, Ihre Sympathie mit meinen Gefühlen mir auf eine Weise zu erkennen zu geben, von der ich noch viel mehr gerührt als geschmeichelt bin (Bravo, Bravo). Es gibt andere Vereine in Paris, in welchen die bloße Ankündigung meines Auftretens einen Sturm des Hohnes hervorgerufen hätte." — Hier läßt an zwei, drei Punkten des Saals ein schwaches Kichern sich vernehmen, das aber sogleich von einem heftigen Zischen im ganzen Saal überstimmt wird.

„Hinaus mit dem Spion! hinaus mit dem Spitzel!" so schreien einige, allein der Präsident legt sich in's Mittel und bemerkt, jenes Kichern sey ohne Zweifel unwillkürlich gewesen (lautes, herzliches Gelächter) und nicht aus böser, unehrenhafter Absicht entstanden. (Der Lärm legt sich, Jeanne Deronie fährt fort): „Sie aber, meine Herrn, wenn Sie auch nicht überzeugt werden, wollen doch erst meine Gründe hören, ehe Sie mich verdammen. Ich brauche Ihnen nicht darzuthun, daß die Logik der Gleichheit uns die Berechtigung zur Theilnahme an der Gesetzgebung gewährt. Ich entwickle Ihnen diesen Satz nicht, er lebt in Ihren Herzen (ja! ja!) Aber auf einige Gründe, die aus dem praktischen Leben genommen sind, werden Sie mir erlauben näher einzugehen."

Jeanne Deronie sezte hier auseinander, welche Dienste die Gegenwart von einsichtsvollen Frauen in allen Erörterungen, die sich auf Erziehung, auf Unterstützung der Nothleidenden, auf Regelung der ehelichen Verhältnisse, auf die Stellung der Geistlichkeit zur Familie und manche andere in der Nachbarschaft liegende Gegenstände beziehen, mit Recht erwarten könnte. Sie verweilte hiebei wenigstens eine halbe Stunde und sprach verständlich, sprach angenehm über Dinge, die gerade nicht sehr geeignet zu fashionabler Unterhaltung sind. Dann dankte sie noch der Versammlung für die Güte und Geduld, mit der sie angehört worden, stimmte einen Hymnus auf die Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit an, rief aus voller Kehle: „Es lebe die Republik!" und verließ die Rednerbühne unter unglaublichem, eine Viertelstunde währendem Jubel. Mehrere der Anwesenden verlangten, man solle sie sogleich auf die Candidatenliste setzen, andere widersprachen: noch sey der Augenblick zu einer solchen Reform nicht gekommen, der Geist der Revolution könne nicht auf einmal seinen ganzen Inhalt geben; darauf erwiderten jene mit Redensarten von Emancipation und Fortschritt; kurz der Lärm ward so groß, daß der Präsident für gut fand die Sitzung aufzuheben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Naumburg a. d. S., Mai.

(Schluß.)

Jahn. — Schulpforte.

Ueber den Hof gelangt man in einen kleinen terrassenartigen Blumengarten, der die andere Seite des Hauses begrenzt. Hier hat das unterste und einzige Stockwerk einen kleinen Aufbau, der mit einem großen, steinernen Wappen, einen aufwärts springenden Hund in der Mitte, geschmückt ist. Unter der Terrasse zieht sich eine Reihe rother Dächer her und hinter denselben rauscht die Unstrut über eine sogenannte Schwelle hinab. Die Rückseite des Hauses endlich, mit vier großen F. verziert, bietet die Aussicht auf den Burgpfad und das oben liegende Schloß dar. Die Fenster des Hauses sind alle mit Rundbogen bedeckt, wobei der Baumeister die alte Stadtkirche oder oben die Kapelle vor Augen gehabt zu haben scheint. Man muß gestehen, die Einrichtung des Hauses scheint ganz einladend, und die Aussicht auf Stadt und Fluß ist reizend. Nicht so die Entstehung dieses eigenthümlichen Bau's, mit der es folgende Bewandtniß hat. Das Haus, in welchem Jahn zur Miethe wohnte, brannte ab und sofort ergingen Aufrufe zu Beiträgen, nach deren Wortlaute man glauben mußte, daß ein eigenes, unversichertes Haus Jahns durch die Flammen zerstört sey. Da nun sofort reichliche Beiträge zusammen kamen, so faßte Vater Jahn den kühnen Entschluß, sich ein eigenes Haus zu bauen, und legte dasselbe ziemlich großartig nach dem beschriebenen Plane an. Allein die Quellen hörten eher auf, als jener gehofft hatte, und es trat der Fall ein, daß das mit fremdem Geld vollendete Haus verkauft werden mußte. Nachdem Jahn, der eine Pension von tausend Thalern bezieht, sich vergeblich an den König gewendet, wendete er sich mit einer Bitte an das Dahlmanncomité, in dessen Händen sich noch dreitausend und einige hundert Thaler befanden, deren Verwendung durch die Anstellung von Dahlmann zweifelhaft geworden war. Allein in dem seit mehreren Jahren gefangen gehaltenen Jordan hatte Jahn einen zu gefährlichen Concurrenten. Trotz einer Anzahl von Unterschriften, die seinen Wunsch unterstüzten, wurde auch dieses zweite Gesuch abgeschlagen. Nun erfolgte von einem Anhänger Jahns ein öffentlicher Aufruf, um Hülfe für den Mann in Anspruch zu nehmen, der sich für das Volk geopfert habe und dem der König nicht helfen wolle. Zugleich erschienen in verschiedenen Blättern anonyme Aufsätze, deren Abfassung Jahn selbst nicht fremd gewesen seyn soll. Franz von Florencourt, der gegenüber bei Naumburg in einem kleinen, bescheidenen Weinberghäuschen wohnt, und der in seinen „Zeitbildern" den ganzen, in nächster Nähe von ihm beobachteten Hergang unter der Ueberschrift: „über Nationalbelohnung mit besonderer Beziehung auf den Professor Jahn," weitläufig erzählte — dieser behauptet wenigstens,

von Einem jener Aufsäze nachweisen zu können, daß er von Jahn selbst verfaßt oder doch durch ihn befördert sey. Jahn hat freilich wegen dieser Beschuldigung eine Injurienklage gegen Florencourt erhoben, dieselbe jedoch wieder fallen lassen, als dieser erklärte, den Wahrheitsbeweis antreten zu wollen. Man hat also bis jezt keinen Grund, an der Wahrheit jener Aussage zu zweifeln. Werfen Sie mir nicht vor, es sey rücksichtslos, an solche Antecedentien zu erinnern, sie geflissentlich an's Licht zu ziehen. Jahn ist seit diesem ersten Bau wieder, und zwar ein öffentlicher Baukünstler geworden. Er sizt seit einem Jahr mit in Frankfurt, um den Dom der deutschen Einheit zu bauen, und muß sich daher jede öffentliche Beurtheilung gefallen lassen. Was liegt aber näher, als an jenen Privatbau zu erinnern, wenn dadurch die Art und Weise, wie derselbe Baumeister an Deutschlands Einheit und Größe mitzubauen bemüht war, auf's Treffendste in's Licht gesezt wird? Mag man's hören wollen oder nicht: auch dort in Frankfurt hat gerade die Partei, der Jahn angehört, auf unverantwortliche Weise gemarktet, ja gebettelt, und es ließen sich treffliche Parallelen ziehen mit dem Gesuche an den König von Preußen, den Adressen an das Dahlmanncomité und endlich der Appellation an das Volk. Doch genug, ich fürchte schon zu viel; wer aber keine halbe Ueberzeugung hat, den drängt es, seinem Unwillen gelegentlich einmal Luft zu machen, wenn er sieht, wie man Gemeines und Schönes, Unedles und Edles durcheinandermengt.

Noch einen andern Punkt in der Nähe Naumburgs möchte ich Ihnen vorführen, nämlich das eine halbe Stunde oberhalb Naumburg gelegene Schulpforte. Diese berühmte Erziehungsanstalt, die in ihren alten Klostermauern eine neue, gothisch gebaute Kirche einschließt, eben so kühn emporstrebend, so schmuck und fast so blätterreich als die waldfrischen Buchenhallen, die dicht daneben den Bergabhang bedecken, besteht aus Freistellen für hundert- und -siebzig Alumnen, die zum Theil vom König, zum Theil von Magistraten und andern Patronen vergeben werden. Manche tüchtige Männer, ja mehrere Berühmtheiten erster Größe haben hier ihre Knabenschuhe ausgetreten; ich nenne nur zwei Namen, an die Deutschland, besonders jezt, leider nur zu selten sich erinnert, Klopstock und Fichte. Ich möchte wohl wissen, was für Reden der leztere im Jahr 1849 an die deutsche Nation richten, und was für eine Ode der erstere, der schon hier den Plan zu seinem Messias entwerfen, auf die Erhebung des Jahrs 1848 dichten würde. In Beziehung auf Klopstock sagt Goethe von „der Pforte“:

Ehre, Deutscher, treu und innig
Des Erinnerns werthen Schaz;
Denn der Knabe spielte sinnig
Klopstock einst auf diesem Plaz

An dem stillbegrenzten Orte
Bilde dich, so wie's gebührt;
Jüngling! öffne dir die Pforte,
Die in's weite Leben führt.

Auf welche Weise sich die Alumnen noch jezt diese Pforte öffnen, darauf läßt sich etwa aus einer kürzlich stattgefundenen Festfeier schließen zu Ehren eines Lehrerjubiläums, wobei die Schüler die Antigone aufführten in den von Berlin herbeigeschafften Kostümen des königlichen Theaters.

Hamburg, Mai.

(Fortsezung.)

Die Verfassung. — Theater.

Auch in Hinsicht der Behandlung der Gefangenen scheint man Fortschritte gemacht zu haben; wenigstens hört man jezt keine Klagen über gegen diese verübte Grausamkeiten, wie man sie von den Unglücklichen auf den rasirten Linienschiffen vernehmen mußte. — Daß der König von Preußen noch warme Anhänger hat, zeigte sich vor Kurzem in einem hiesigen Bilderladen, wo eine Karrikatur auf diesen Monarchen ausgehängt war. Ein feingekleideter Herr trat in diesen Laden, brachte sämmtliche dort vorhandene Exemplare des Spottbildes käuflich an sich und zerstörte sie im Beiseyn des Verkäufers.

Die Frage, welche uns in diesem Augenblick in Bezug auf unsere innern Angelegenheiten am meisten beschäftigt, ist die: ob unsere künftigen Senatoren nur auf eine gewisse Zeit oder für die Dauer ihres Lebens gewählt werden sollen? Die Demokraten stimmen für eine Wahl auf sechs Jahre mit dem Rechte der Wiedererwählung, während die Rechte und ein Theil des Centrums unserer Constituante sich für die Lebenslänglichkeit erklären. Auch über die Zahl der Mitglieder unserer Exekutive ist man noch nicht einig. Nach den Vorschlägen des Verfassungsausschusses soll der Senat aus neun Senatoren und sechs Syndici bestehen, und die Wahl der Rathsmitglieder der Bürgerschaft anheimgegeben werden, während der Rath die Syndici zwar wählt, dieselben aber nur mit Genehmigung der Bürgerschaft in Funktion treten können; die Syndici sollen auf Lebenszeit gewählt werden. — Die räthselhafte Weigerung des Königs von Hannover in dem sehr dazu geeigneten Stade, wie im vorigen Jahr dänische Kriegsgefangene aufzunehmen, hat ihre Erklärung in einem für die Dänen eben nicht schmeichelhaften Umstande gefunden. Diese armen Leute sollen im vorigen Jahr dermaßen mit einer lebendigen Einquartierung, sowohl an ihrem Körper, als an den Kleidungsstücken behaftet gewesen seyn, daß die Kaserne, worin man sie untergebracht, völlig unbrauchbar geworden, woraus der Kriegskasse ein bedeutender Schaden erwachsen. Am Ende siegen die Dänen dadurch, daß sich kein Deutscher mehr damit befassen mag, Hand an sie zu legen.

Troz den bösen Zeiten fehlt es unserer Stadt weder an Aufforderungen zu Belustigungen aller Art, noch an Sehenswürdigkeiten. So haben wir zur Stunde zwei Kabinette mit anatomischen Wachspräparaten, und beide werden überaus stark besucht, selbst von Damen, für die man aber besondere Stunden angesezt hat, da es sich doch nicht schicken würde, wenn sie in Gesellschaft von Männern die sogenannte anatomische Venus, ein Meisterwerk der Kunst, besähen. Auch die Direktion der beiden vereinten Bühnen, Maurice und Wurda, regen sich wacker, dürften aber bei dem gänzlich gesunkenen Kunstgeschmack und der ernsten, nahrungslosen Zeit, es sehr schwer finden, die von ihnen übernommenen Institute aufrecht zu erhalten. So weit es irgend möglich ist, werden Ersparnisse eingeführt und neue Bühnenmitglieder nur unter der Bedingung engagirt, daß sie nach Erforderniß auf beiden Bühnen auftreten. Das Orchester des Stadttheaters, das sich dieser Bedingung nicht fügen wollte, ist abgedankt worden, worüber es denn natürlich ein großes Geschrei erhob. Indeß kann man der Direktion beistimmen, wenn sie solche Maßregeln ergreift, welche es ihr möglich machen, den eingegangnen Verpflichtungen nachzukommen. Aber verdenken muß man es ihr, daß sie das Kunstinstitut durch das Auftreten Klischnigs als Affen in Nestroy's „Affe als Bräutigam“ entweihte, wenn gleich dieser Affenmensch oder Menschaffe — zu unserer Schande sey es gesagt — die sonst oft so leeren Räume des Theaters füllte.

(Schluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 21.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 137. Freitag den 8. Juni 1849.

— Es ist
Ein Jude, freilich übrigens, wie's nicht
Viel Juden gibt.

Lessing.

Hartwig Hesse.

Wer ist Hartwig Hesse? Er ist nicht mehr, er starb vor wenigen Monaten in Hamburg, einer der geachtetsten Bürger dieser Stadt. — Kurze Zeit vor seinem Tode hatte mich eine Geschäftsreise nach Hamburg geführt; in dem Hause eines dortigen Bankfürsten stand ich betrachtend vor einem der Oelgemälde, welche die Empfangszimmer schmücken, als sich ein junger Hamburger Maler mit der Bemerkung zu mir wendete: „Sie sollten, wenn Sie Freude an Bildern haben, sich einmal die Sammlung des Herrn Hartwig Hesse ansehen, die zwar klein, aber vortrefflich ausgewählt ist. Haben Sie Lust dazu, so bin ich bereit Sie hinzuführen, und will uns vorher anmelden, damit wir sicher sind, ihn selbst zu Hause zu finden.“ — Ich nahm es an, und schon am nächsten Morgen holte mich der freundliche junge Mann zu dem Besuche ab.

Auf der Sonnenseite der Esplanade lag ein stilles Haus in sauberer Stattlichkeit. Ein paar Stufen führten zur Thüre hinan. Mein Begleiter klingelte, ein Diener öffnete und führte uns in eine zu ebener Erde gelegene Hinterstube, in der Herr Hartwig Hesse uns empfing, indem er uns mit gutmüthiger Zutraulichkeit die Hand bot.

Hartwig Hesse mochte nahe an siebzig Jahre alt seyn. Er war mittlerer Größe, hatte ein volles rothes, scharf geschnittenes Gesicht, aus dem unter ungewöhnlich starken Augenbraunen ein paar schwarze Augen eben so klug als freundlich hervorsahen. Sein weißes Haar war sauber geordnet, so auch die ganze Kleidung. Der braune, festzugeknöpfte Ueberrock, welcher die Brustnadel in der feinen Wäsche sehen ließ, die Art, wie Hesse sich trug, verriethen den an gute Sitten gewöhnten, formvollen Mann, während doch zugleich die höchste Einfachheit und Anspruchslosigkeit seinem ganzen Wesen aufgeprägt waren. Was Hesse für seine äußere Erscheinung that, geschah nicht mit Rücksicht auf Andere, er war eine saubere Natur und hatte Gefühl für das Schöne. — Aus dieser Persönlichkeit ging auch die Art seiner Kunstliebe, die ganze Einrichtung seines Hauses hervor, wie ich sie an diesem Tage und bei spätern häufigen Besuchen kennen lernte.

Hartwig Hesse war der Sohn wohlhabender jüdischer Eltern und hatte später selbst ein so großes Vermögen erworben, daß er in dem reichen Hamburg zu den reichen Leuten gezählt wurde. Dennoch, und obschon er das Familienleben liebte, es als beneidenswerth schilderte, hatte er sich nicht verheirathet, war ein Hagestolz geworden. Früh empfänglich für geistige Bildung, die er in dem Kreise, in welchem er geboren, nicht überall gleich vorherrschend finden mochte, hatte er bedeutende Reisen durch Deutschland, England, Italien und Frankreich gemacht, auf denen ihn zum Theil eine seiner Schwestern begleitete, welche er vorzugsweise liebte. Die Geschwister hatten längere Zeit in Berlin, Wien und Paris gelebt und vielfache Bekanntschaften mit den bedeutendsten ihrer Zeitgenossen anzuknüpfen Gelegenheit gehabt. Später wurden diese Reisen zwar alljährlich wiederholt, doch auf einige Sommermonate beschränkt, da Hesse sich mehr und mehr an die fesselnde Bequemlichkeit seines Hauses gewöhnte.

Und in der That war dieses ganz dazu geschaffen, die Trennung davon zu erschweren. Im Erdgeschoß, welches sich auf einen am Walle gelegenen zierlichen Garten öffnete, und in dem ersten Stock befanden sich je vier Zimmer, ohne pomphafte Pracht, aber mit geschmackvollster Behaglichkeit eingerichtet. In diesen Zimmern, von denen die untern mehr im Sommer, die obern im Winter bewohnt wurden, waren gegen hundert Oelgemälde lebender Maler vertheilt; nicht als Aufstappelung für kalte Prunksucht oder als Aushängeschild für die todten Millionen im eisenbeschlagenen Kasten, sondern zum Genuß eines gebildeten Geistes und Herzens. Eben so gewählt und auf persönliche Befriedigung berechnet war eine Bibliothek, aus den besten deutschen, englischen, französischen und italienischen Werken bestehend. Kein Buch, welches der Besitzer nicht kannte und werth hielt. Ein alter Diener, den Hesse jung in seine Dienste genommen und in den Sprachen hatte unterrichten lassen, machte den Bibliothekar. Er war auf allen Reisen seines Herrn sein Begleiter gewesen und so sehr in dessen Wünsche und Neigungen eingelebt, daß er wie eine nothwendige Naturergänzung neben ihm erschien.

Mit Liebe führte Hesse uns zu seinen Bildern. Es waren lauter Werke lebender Maler; Hesse kaufte grundsätzlich nur solche, und manchem jungen Künstler mochte durch die Kunstliebe des reichen Mannes erwünschte Hülfe geworden seyn. „Das ist meine Welt!“ sagte Hesse, „die verstehe ich noch; die Welt ist ruhig und beruhigt mich, wenn ich gequält von dem Treiben da draußen, die Zeitungen aus der Hand lege.“

Es war in den Tagen der furchtbaren Ermordung Latours, und ein so panischer Schrecken über die Leute gekommen, daß die friedfertigsten Bürger sich von Stricken und Dolchen bedroht sahen. Ich versuchte den alten Herrn zu beruhigen, auch der junge Künstler stimmte mir bei, eine segensvolle Zukunft aus den Kämpfen des Tages verheißend; aber Hesse schüttelte den Kopf. — „Ja, ja! Sie sind jung,“ sagte er freundlich, „Sie können es abwarten. Gestehen Sie indessen, daß wenn man alt ist, sein Leben hindurch gearbeitet hat und nun ausruhen möchte und still sterben, daß dann der Spektakel der Revolutionen mit Communismus und Socialismus ganz anders klingt als in der Jugend.“ — „Und doch,“ meinte der Maler, „ist Niemand communistischer, Niemand zum Geben an Nothleidende von jeher bereitwilliger gewesen als Sie. Bricht einmal die communistische Revolution in Hamburg aus, so flüchten Sie nur getrost zu Ihren vier-und-zwanzig Frauen, die werden ihren Mann schon schützen.“

Wir waren während des Sprechens und Bilderbetrachtens in das Gartenzimmer gelangt, in dem sich unter den modernen, praktisch schönen Möbeln eine gewaltige alte Nußbaumkommode mit blanken Messingschlössern und Griffen so aufdringlich hervorthat, daß mein Auge davon gefesselt wurde, weil das ganze Licht der Herbstsonne sich darin zu sammeln und davon zurückzustrahlen schien. — „Das ist wohl ein altes Familienstück?“ fragte ich. — „Nein,“ antwortete Hesse lachend, „es gehört einer Wittwe, die in's Stift will, sobald eine Vakanz eintritt; und damit ich sie nicht vergesse, hat sie mir die Kommode hieher setzen lassen.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Brief der Prinzessin Clementine von Orleans.

Bekanntlich sind im August vorigen Jahrs sämmtliche in den hiesigen königlichen Schlössern und in der Pairskammer vorgefundenen Papiere gesammelt und, dreißigtausend Convolute bildend, in das Nationalarchiv in Verwahrsam gebracht worden. Leider zu spät. Wie viel Dokumente und interessante, zum Theil für die Geschichte werthvolle Briefschaften und wichtige Aktenstücke in den ersten Tagen zerrissen, zertreten, vernichtet oder entwendet worden sind, läßt sich gar nicht ermessen. Der Beweise davon habe ich leider genug vor Augen und in Händen gehabt. Solcher Handschriften, die in vollen, aufgebrochenen Kisten in einzelnen Gemächern der Tuilerien, wo sie in musterhafter Ordnung nach Jahrgängen, bis zur Zeit der ersten Revolution zurück, aufgestellt gewesen waren, wochenlang verwahrlost umherstanden, hatten sich, nachdem bei der Einnahme des Schlosses Haufen davon zu den Fenstern hinausgeworfen worden, später die Eindringlinge während ihres hartnäckigen Aufenthalts im Schloß zu den schnödesten Zwecken bedient. Erst spät konnten auch diese Papiere gesammelt und in Sicherheit gebracht werden, nachdem gar viele davon, wie gesagt, vernichtet und wohl auch verschleppt worden waren, über deren Werth sich nicht einmal eine Muthmaßung aussprechen läßt. Außer Louis Philipps Tagebuch, welches sich einer Angabe der Journale zufolge in den Tuilerien vorgefunden haben soll, war die Rede von einer ähnlichen Handschrift der Herzogin von Orleans, worin unter entschiedener Mißbilligung der vom Könige befolgten Politik die edelsten Gefühle ausgesprochen gewesen seyen; ein bloßes Gerücht vielleicht, da man seitdem nicht wieder davon gehört hat, aber ein neuer Beweis von der hohen Achtung, welcher die Fürstin genoß, da man, wie früher stets, auch bei dieser Gelegenheit ihr, so wie unter den

Prinzen vor allen Joinville, nationale Gesinnung und volksthümliche Ansichten zuschrieb.

Unter jenen verschleppten und in fremden Besitz gelangten Briefschaften befindet sich ein Schreiben der Prinzessin **Clementine**, der jüngsten Tochter Louis Philipps, an ihren Bruder **Joinville**. Derselbe hat die Barbes'sche Angelegenheit zum Gegenstande und schildert mit natürlicher Anmuth die der Begnadigung des Verurtheilten vorangegangenen Auftritte auf dem königlichen Landsitze Neuilly. Wir haben (Nro. 83.) versprochen, die Herzensergießungen des zum Tod verurtheilten Barbes und seine Empfindungen bei der Nachricht von der ihm gewordenen Strafmilderung mitzutheilen. Wir werden dieß in Kurzem thun, und schicken hier den erwähnten Brief voraus, der sich an jenes Ereigniß knüpft. Die beiden Mittheilungen ergänzen einander auf anziehende Weise. Während die eine den Leser in die Geheimnisse des Kerkers einweiht, führt die vorliegende ihn ein in den Kreis der königlichen Familie, und es entwickelt sich vor seinen Augen gleichzeitig das äußere und das innere Drama jener zwei Tage, das mit dem Todesurthel begann und dennoch einen unblutigen Ausgang haben sollte.

Neuilly, am 18. Juli 1839.

Diesen Brief, mein theurer **Hadschi**,* beginne ich mit einer ausführlichen Schilderung dieser lezten Tage. Sie waren reich an Begebnissen. Der Prozeß schritt vorwärts; mehr und mehr wuchs die Aufregung der republikanischen Partei, wenigstens versicherte dieß die Polizei, und jeden Tag wurde mit Entführung der Kleinen ** gedroht. Es ward beschlossen, sie gänzlich in der Schule einzuquartieren. Sie wurden dem Oberlehrer anvertraut. Von Stunde an konnte Herr de Wailly kein Auge schließen. Alle erdenklichen Vorsichtsmaßregeln wurden getroffen, Schildwachen ausgestellt, die Ueberwachung war außerordentlich. In der ersten Nacht, die sie dort zubrachten, schreckte ein Feuerlärm Alles aus der Ruhe und man blieb die ganze Nacht auf den Beinen. So brachten die Kleinen sechs Tage läng gleichsam in Arrest zu und vertrieben sich, schmausend, trinkend, Schlagschwärmer abfeuernd, die Zeit mit den andern Zöglingen auf's Angenehmste. Unterdeß nahm in Neuilly die Angst zu; Duchatel war sehr finster gestimmt und befürchtete, daß es doch endlich zu ernsthaftem Kampfe kommen möchte. Die Gesellschaften der „Jahreszeiten" und der „Montagnards" * waren in Permanenz; unsere Wagen standen bespannt und reisefertig im Hofe, um beim ersten Rufe den König nach Paris zu bringen. Am 12. Abends war das Urtheil gefällt; es ereignete sich nichts, die Pairs konnten ruhig nach Hause gehen.

Am nächsten Morgen ward Rath gepflogen über die Hinrichtung des **Barbes**. Der Vater, Chartres (Orleans), ich, die ganze Familie, stimmten für Milderung der Strafe. Mich schaudert vor dem Blutgerüst, dem politischen zumal; statt durch Schrecken die Gemüther zu besänftigen, reizt es die Parteien erst recht zur Wuth. Die Hinrichtung fand jedoch ihre Vertreter. Die erste Rathssitzung verlief ohne Resultat. Um ein Uhr traf die Meldung ein, daß ein Haufe von sieben bis achthundert Studenten der Rechts- und der Arzneischule sich nach dem Vendomeplatz begeben, um vom Großsiegelbewahrer Begnadigung zu verlangen.

(Schluß folgt.)

* So nannte die Prinzessin den damals im Orient pilgernden Bruder.

** **Aumale** und **Montpensier**, von den königlichen Eltern les petits genannt, obwohl ersterer schon siebzehn, lezterer fünfzehn Jahre alt waren.

* Die merkwürdige Organisation dieser geheimen Gesellschaften wird den Lesern aus dem berüchtigten Blanquischen Aktenstück in der Revue rétrospective bekannt seyn.

Korrespondenz-Nachrichten.

* **Frankfurt** a. M., Juni.

Baden und die Pfalz.

Eine so viel als möglich objektiv gehaltene Beschreibung einer zweitägigen Pfingstreise durch Baden und die Pfalz dürfte Ihnen nicht uninteressant seyn, denn das Wenige, was ich gesehen und gehört, möchte doch zur richtigen Beurtheilung bereits geschehener und noch kommender Dinge einiges beitragen. — Mit dem Bahnzuge Sonntag Morgens in Heppenheim angekommen, mußten wir, ein Reisender nach dem andern, den Wagen verlassen, um sogleich von drei bis vier hessischen Offizieren, mehreren Unteroffizieren und Soldaten in Empfang genommen zu werden. Während der eine nach dem Paß fragte, untersuchte der andere den Rock des Reisenden, ob kein Degen darin verborgen sey, und jeder Reisesack wurde betastet, um etwa darin

verbergene Pistolen oder sonstige Waffen zu entdecken. Als wir den Bahnhof verlassen hatten und in Heppenheim, das von Soldaten strozte, die Omnibus bestiegen, um nach Weinheim zu fahren, kam abermals ein Soldat an den Wagenschlag und verlangte wieder die Pässe. Eine Berufung auf die bereits geschehene Visitation im Bahnhof half nichts, und die paßlosen Individuen, die dort mit genauer Noth und nur durch Verwendung der mit Pässen versehenen durchgekommen waren, mußten hier den Wagen verlassen und dem Soldaten auf die Wache folgen, kamen jedoch auf abermalige Verwendung ihrer Reisegefährten zurück. Endlich ging es weiter dem badischen Gebiet zu. Fünfhundert Schritte von Heppenheim stand der erste hessische Vorposten, von einem Offizier commandirt, in kleiner Entfernung abermals einer, und dicht an der badischen Grenze zwei Reiter. Auf badischem Gebiete sahen wir lange keine Bewaffneten, bis etwa eine Stunde von der Grenze drei dicht auf einander folgende Vorposten von je einem Blusenmann sichtbar wurden. Im Dorfe Nieder-Laudenbach ging es lebhaft zu. Ueberall Bewaffnete, Militär und Freischaaren, alles munter und wohlgemuth. Alle Freischaaren, Mobilgarde ꝛc., überhaupt alles, was nicht Linientruppe ist, trug hier wie überall blaue Blusen und weiße Calabreser mit rother Hahnenfeder und schwarz-roth-goldner Kokarde, was sich in Masse ganz gut ausnimmt. Die Offiziere tragen ein rothes Armband mit schwarz-roth-goldner Quaste, und die vom Generalstab eine rothe Schärpe mit langer schwarz-roth-goldner Troddel. In Weinheim sahen wir Linienmilitär mit ihren selbstgewählten Offizieren exerciren und die Wachtposten beziehen, was in bester Ordnung vor sich ging. Während unserer Anwesenheit kamen achthundert Scharfschützen, alle in blauen Blusen und sehr gut bewaffnet, aus der Umgegend von Baden-Baden, um an die hessische Grenze vorgeschoben zu werden. Ihr Führer, ein ehemaliger Schauspieler, versicherte mich, sie werden in den nächsten Tagen die Offensive ergreifen, indem man nicht gewillt sey abzuwarten, bis große Truppenmassen aus dem Norden kommen. Ich vermuthe, daß diese Schützen es sind, die nach den heutigen Berichten in den Odenwald eingefallen. Die Ladenburger Brücke war am linken Ufer des Neckars mit sechs Kanonen — Zwölfpfündern, wie mir schien — besezt. In Heidelberg trafen wir ein reges Leben; nichts als Bewaffnete. (Alle Bahnhöfe, die wir passirten, waren im Hessischen von Militär, im Badischen und der Pfalz von Bürgerwehr besezt.) Man erzählte uns, die Vorlesungen an der Universität finden vor wie nach statt, und bloß Gervinus, Häußer und Robert Mohl haben sich geflüchtet. Die Aerzte des badischen Militärs haben mit den Offizieren ihre Regimenter verlassen, und man engagirte junge Doktoren, die sich in Menge freiwillig dazu meldeten; die Militärärzte kamen jedoch bald zurück und fanden es sehr unrecht, daß man sie nicht wieder in ihre Stellen einsetze. So wurde uns von einem jungen Frankfurter Doktor erzählt, der als Militärarzt (ohne Gehalt, so lang seine Privatkasse reicht) angestellt war. Die verschiedensten Gerüchte waren in Baden und der Pfalz verbreitet und geglaubt; so wurde erzählt, viertausend Ungarn haben die italienische Armee verlassen und kommen durch die Schweiz den Badnern zu Hülfe. Mit Bestimmtheit wurde versichert, man habe eine Equipage, die zu Wasser rheinaufwärts befördert wurde, angehalten und darin dreimal hunderttausend Gulden baares Geld verborgen gefunden. Ich konnte nicht ergründen, wie viel an der Sache war, da man sich hüten mußte zu neugierig zu seyn, um nicht für einen Spion gehalten zu werden, was sehr gefährlich ist.

(Schluß folgt.)

Hamburg, Mai.

(Schluß.)

Theater. — Buchhandel.

Der bekannte und beliebte Mime Rott eröffnete sein Gastspiel mit „Wilhelm Tell," und hatte sich gerechten Beifalls zu erfreuen. Ein neues Lustspiel von Karl Töpfer: „Rosenmüller und Finke," fand, bei trefflicher Darstellung, ein sehr zufrieden gestelltes Publikum und dürfte noch viele Wiederholungen erleben. An Gästen fehlt es auf beiden Theatern nicht und ein großer Theil spielt auf Engagement, da die durch den Abgang vieler beliebten Mitglieder entstandenen Lücken wieder ausgefüllt werden müssen. Ob man es wagen wird, Hebbels neuestes Drama: „Herodes und Marianne," nachdem es in Wien keinen Beifall gefunden, hier zur Aufführung zu bringen, steht dahin. Einem so bedeutenden Dichter wäre man aber, meine ich, immer so viel Achtung schuldig, daß man seine Schöpfungen jedenfalls dem Publikum vorführete. — Unsere Poeten sind ziemlich schweigsam geworden; nur hie und da taucht ein politisches, meist satirisches Gedicht in unsern Blättern auf. Solche Produktionen sind aber, wenigstens nach meinem Geschmack, unerquicklich und als eine Entweihung der Göttergabe zu betrachten. Auch sehen sich diese Gedichte so ähnlich, bis auf wenige Ausnahmen, sie sind so nach Einem Leisten zugeschnitten, daß man sich mit Ekel davon abwendet.

Es ist auffallend, daß, troz des zur Zeit noch nicht aufgehobenen Zeitungsprivilegiums, Olshausen mit seiner „norddeutschen freien Presse" es wagen durfte, einen Fuß auf unsern privilegirten Zeitungsboden zu sezen. Besagte Zeitung wird nämlich, wie man auf jeder Nummer lesen kann, in Hamburg und Altona herausgegeben. Welch ein Geschrei, welche Prozesse würde in früherer Zeit ein solches Beginnen von Seiten der Privilegirten hervorgerufen haben! Jezt drückt man aber ein Auge, oder vielmehr beide Augen zu und läßt den Eindringling unangefochten. Freilich würde Olshausen bei einem etwaigen Angriffe die deutschen Grundrechte zu Hülfe rufen, und mit diesen mag man, nach einigen gemachten traurigen Erfahrungen, nichts zu thun haben. — Der Buchhandel liegt mehr denn je darnieder, da Keiner den Muth hat in einer so bewegten Zeit etwas zu unternehmen. Die Leihbibliotheken, welche so stark wie früher in Anspruch genommen werden, sind in Verzweiflung über den mit jedem Tage fühlbarer werdenden Mangel an Lesefutter, und das Verlegen selbst mittelmäßiger Romane dürfte eine gute Spekulation seyn. Wer aber kann und mag in einer solchen Zeit Romane und Erzählungen schreiben? Nur mein sehr verehrter Freund Justinus Kerner fand sich, wie ich aus einer Kritik im „Literaturblatte" ersah, dazu aufgelegt sein „Magikon" fortzusetzen; aber er vermochte es auch wohl nur, weil er sich mit Ingrimm von allen Bestrebungen der Neuzeit abwendet, ja selbst von allen denen, die nach Kräften thätig sind für das Herbeiführen neuer, nach ihrer Ansicht angemessener Zustände. Ich bin überzeugt, daß das früher hier gar nicht bekannt gewordene „Magikon" des trefflichen Mannes, schon weil das neueste Heft so pikant als humoristisch gehalten ist, hier viele Leser finden wird, und wünsche es ihm von ganzem Herzen, sollte ich selbst auch eine in seinem Sinne nicht eben schmeichelhafte Rolle in seinem humoristischen „Veitstanze" spielen. Trotzdem würde es beim Alten zwischen uns bleiben; denn auf der Seite, wo ich stehe, ehrt man jede, wenn auch noch so abweichende Ueberzeugung, sofern sie eine wahrhafte ist.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 138. Sonnabend den 9. Juni 1849.

> Die Art der Gnade weiß von keinem Zwang.
> Am mächtigsten in Mächt'gen, zieret sie
> Den Fürsten auf dem Thron mehr wie die Krone,
> Und ird'sche Macht kommt göttlicher am nächsten,
> Wenn Gnade bei dem Recht steht.
>
> Shakespeare.

Ein Brief der Prinzessin Clementine von Orleans.

(Schluß.)

Während dessen drang eine andere, großentheils aus Ouvriers bestehende Kolonne mit der Petitionsfahne zur Abschaffung der Todesstrafe auf dem Wege zur Deputirtenkammer vor. Ein Kavallerieangriff reichte hin, sie zu zerstreuen, aber es hieß, der Hause habe die Straße nach Neuilly eingeschlagen und sey im Anzuge. Sogleich ertheilt der Schöne * seine Befehle, Rumigny ** legt seine Uniform an, die Gitter werden geschlossen, die Schwadron sizt auf, die Wache greift zu den Waffen, und — alles vergebliche Mühe, es war ein leeres Gerücht.

So ging der Tag in »fidget« hin; Alles auf den Beinen, Rumigny und Chartres vor des Vaters Fenstern Cigarren rauchend, ohne daß dieser es bemerkte. Der König hatte den Kanzler gesprochen, auch Soult und mehrere Pairs; keiner wollte mit der Sprache heraus. Abends abermals Rathssitzung; Soult und Dufaure schlagen sich auf des Vaters Seite, doch wird nichts entschieden. Den andern Morgen endlich, am 14. Juli, nach einer langen und stürmischen Sitzung, beschloß der Vater kraft seines constitutionellen Rechts, der einstimmigen Ansicht der Minister entgegen, die Strafmilderung. (Ich habe vergessen zu bemerken, daß er Tags zuvor die Angehörigen der Verurtheilten vorgelassen hatte, Schwester, Schwager und Vetter.) Da die Minister auf Bestätigung des Spruchs bestanden, sagte der König: „Ich thue es nicht. Wie mögt ihr verlangen, daß diese Hand, die gestern der Schwester Hand gedrückt und von den Thränen der Unglücklichen genezt worden, heute des Bruders Tod unterzeichne!“ Darauf hatten sie nichts zu erwidern.

Während dieser Verhandlungen stand draußen der Vetter, ein Jüngling mit südlich blassem Antlitz und lang herabwallendem Haar, und harrte der Entscheidung. Liadières * erhielt den Auftrag, sie ihm zu bringen. Der Arme war auf das Gegentheil gefaßt, und nun ganz außer sich, rein wahnsinnig vor Freude; er drückte Liadières die Hand, weinte, schrie: „Wie gnädig ist der König! ... Das Leben gerettet! ... Bringen Sie ihm unsern Dank; morgen kommen wir Alle selbst, ihm zu danken!“ — Sie kamen aber nicht. — Der Tag war sehr ruhig und von dem Augenblick an genoß auch der Vater wieder vollkommenster Ruhe. Als Barbes, der bis dahin viel Gleichmuth gezeigt und religiösen Sinn (er beschäftigte sich nur mit Lesen in einem Andachtsbuche **), die Nachricht erhielt, sprach er: „Louis Philipp schenkt mir das Leben; ich weiß es ihm Dank. Nun ist meine politische Rolle zu Ende; ich habe genug davon.“ — Ob dieser Begnadigung ist viel Geschrei erhoben worden; das Schreien und Klagen wird aber vergehen und die gute Wirkung bleiben.

---

* Der Herzog von Orleans.

** Generallieutenant Graf Rumigny, des Königs Adjutant, einer der wenigen Getreuen, die dem Könige auf seiner Flucht nach England gefolgt sind.

* Ordonnanzoffizier des Königs.

** Wie es mit seiner Andacht und dem christlichen Handbüchlein sich verhielt, werden wir später sehen.

Von Tan's * Reise sage ich nichts. Er schickt dir sein Tagebuch; darin wirst du sein Leben und seine Thaten verzeichnet finden. Ueberall ist er mit dem größten Erfolg aufgetreten. Seine Anmuth und Liebenswürdigkeit haben alle Köpfe verdreht. Hoffentlich werden wir ihn nächste Woche wiedersehen. ** Die Aufträge an Chartres habe ich bestellt; er wird dir nächstens selber schreiben. Er ist so lieb und gut und glänzt vor allen Andern. Es hat mich wahrhaft gerührt zu sehen, was er in dieser lezten Zeit alles für mich gethan in Bezug auf die bewußte Pyrenäenreise, die ich so gern unternommen hätte, die mir auch sehr heilsam gewesen wäre und vom Vater ohne alle gegründete Ursache untersagt wurde. Das hat mich, ich muß es bekennen, in hohem Grade verdrossen und in eine üble Laune versezt. Auch habe ich es aufgegeben, meine Gesundheit irgendwie zu pflegen. — Alles was du vom Orient sagst, scheint mir sehr richtig; doch dir darüber etwas zu sagen, hieße Wasser in's Meer tragen. Mahmud's Tod wird nun wohl, denke ich, eine große Umgestaltung der Frage zur Folge haben, und vielleicht eine Anbahnung zum Frieden seyn, was für uns in diesem Augenblicke auch wohl wünschenswerther seyn möchte.

Ich fürchte immer, daß Frankreich, das in alle dem eine so schöne Rolle spielen könnte, nicht kräftig genug auftritt und sich auf den Fuß treten läßt. — Ich bemerke zu deiner Warnung, und mich hat es empört, daß die Briefpakete in Malta erbrochen werden. Sie verheimlichen es gar nicht, der Umschlag ist aufgeschnitten und das aufgedrückte Siegel trägt die Inschrift: »Opened at the Lazareth of Malta.« Und wenn die Briefe erst geöffnet sind, wird man sich wohl auch kein sonderliches Gewissen daraus machen, sie zu lesen. Dein Tagebuch hat mich gar sehr angezogen und ich beneide dich um deine schöne Sonne im Morgenlande. Mich macht die gezwungene Unbeweglichkeit, zu welcher man mich ohne allen Grund verdammt, wirklich krank. Ich hoffe sehr, daß mir all dieß Ungemach wenigstens in jenem Leben vergolten werden wird, wo man eines ungetrübteren Glücks genießt als hienieden.

Wir haben gestern alle jungen Infanten hier gehabt. * Ich bin mit Isabelle ausgeritten, die eine gewandte und muthige Reiterin ist. Sie ritt ein kleines spanisches Roß mit voller Mähne und fliegendem Schweif. Lebewohl, mein theurer Hadschi, bleibe gesund, unterhalte dich angenehm, besonders mit Schreiben und Zeichnen. Der Orient ist eine unerschöpfliche Fundgrube. Ich umarme dich herzlich. Ganz die Deine.

Clementine.

* Nemours, damals auf einer Rundreise begriffen.

** Sein nachmaliger Stolz und die finstere Zurückhaltung, die ihn später als einen hochmüthigen Aristokraten erscheinen ließen und so unbeliebt machten, sollen eine Folge des bittern Mißmuths gewesen seyn, den er über die falsche, schleichende Politik des Königs empfand, eines fortwährenden Kampfes zwischen Redlichkeit und Kindesliebe, aus welcher Gemüthsspaltung sich denn auch die gänzliche Lähmung, ja das an Feigheit grenzende Verhalten am 24. Februar bei einem Prinzen erklärt, der früher, und namentlich in Afrika, so glänzende Beweise von persönlichem Muth und Tapferkeit abgelegt hatte. So war allmählig, wie Wohlunterrichtete versichern, wohl nicht politischer Zwist, doch eine gewisse Verstimmung eingetreten im Kreise dieser sonst so einträchtigen schönen Fürstenfamilie. Während Nemours seinen Unmuth verbiß, war der offene Joinville minder zurückhaltend, und man gab als Veranlassung seiner plötzlichen Entfernung vom Hofe kurz vor den Februartagen einen heftigen Auftritt mit dem Vater an. Er rief dem erzürnten König in seiner populären, kernigten Sprachweise zu: „Euer Guizot wird am Ende den Karren in den Dreck schieben und Unheil bringen über dich und über uns Alle!“ Ein Vorwurf, der freilich auf den König zurückfiel und mehr ihn traf als den willigen Vertreter seiner persönlichen Regierung.

* Die Königin Christine war mit der Infantin zu jener Zeit in Paris.

Hartwig Hesse.

(Fortsetzung.)

Ich fragte, von welchem Stifte die Rede sey. — „Da ich selbst keine Frau habe,“ sagte Hesse, „habe ich für fremde Wittwen, und zwar für die Wittwen von Schiffskapitänen und Mallern ein Stift eingerichtet, um doch Etwas für Andere zu thun. Das Beste bleibt es doch immer, das Verarmen zu verhüten und arbeitsfähigen Menschen Arbeit zu geben, mit der sie selbst wohlhabend werden können.“ Dann schnell davon abbrechend meinte er: „Ich bin deßhalb sehr für Auswanderungen. Wir schicken eben heute wieder ein ganzes Schiff voll arbeitsfähiger Menschen, versehen mit allen Mitteln zur Colonisirung, nach Australien.“ — Er gab uns die Vorkehrungen an, welche zum Besten dieser Auswanderer und für das Gedeihen der Colonie getroffen worden, kam dann auf die Verwaltung von Armengeldern, und durch eine naheliegende Ideenverknüpfung auf seine Stiftung zurück. Ich bat ihn, mich dahin zu führen, und wir nahmen Abrede für den nächsten Morgen.

Es war ein klarer Septembertag, als wir durch die prächtigen Straßen Hamburgs nach der Vorstadt fuhren, in der, auf dem Wege nach Wandsbeck, jene Stiftung gelegen ist. — Eine Reihe von sieben bis acht Häusern, alle gleichmäßig aus rothem Backstein gebaut,

fiel mir auf. Ich fragte, ob diese das Stift seyen. — „Nein," antwortete Herr Hesse, „sie sind das Kapital des Stifts; aus dem Ertrag dieser Häuser wird zum Theil die Stiftung erhalten." Das mittelste derselben hatte einen thorartigen Eingang. Vor diesem hielt unser Wagen, und kaum hatte Hesse den Fuß auf die Erde gesezt, als eine ganze Schaar von Kindern sich um ihn drängte, ihm die Hand zu geben und guten Tag zu wünschen. Er kannte Alle, und sein gutes Gesicht verlor bei dem Eintritt in dieses Asyl alle Wolken der Sorge und des Mißbehagens, welche die Vorgänge der neuesten Zeitgeschichte darüber gebreitet hatten.

Innerhalb des Portals zogen sich zu beiden Seiten einer Straße zwölf einstockige Häuser hin, deren jedes eine Thüre und zwei Fenster hatte. In der Mitte der Gebäude unterbrach ein größerer Hof die Reihen derselben. Eine große Laterne, schattige Bäume, bequeme Bänke gaben dem Ort ein behagliches Ansehen und machten ihn zu einem Ruheplatze für diejenigen Bewohnerinnen, denen ihr Alter weitere Ausgänge verbot. Jenseits dieses Hofes, zogen sich die übrigen Häuser hin, und am obern Ende war die Straße wieder durch ein großes Gebäude geschlossen, in dem sich eine Schule befand.

Eine musterhafte Sauberkeit, eine wohlthuende Stille herrschten an diesem Orte. Alle Fenster der kleinen Wohnungen hatten spiegelhelle Scheiben, weiße Vorhänge, Blumen, Vögel, und all jene Dinge, an denen sich Menschen zu erfreuen pflegen, welche ein zurückgezogenes Leben führen. Ich sprach den Wunsch aus, das Innere dieser Wohnungen kennen zu lernen. Hesse trat in das nächste Haus, die Erlaubniß dazu zu fordern.

Jedes derselben hatte eine zweifenstrige Stube nach der Straße, dahinten eine einfenstrige nach einem kleinen Gärtchen. Hausflur, Küche, Keller, ein Boden und ein Erkerstübchen waren durchweg gleichmäßig und auf das zweckdienlichste eingerichtet. Jedes Gärtchen hatte ein paar schöne Bäume, kleine Blumenstücke, einen kleinen Bleichplatz und eine Waschkammer, und große Regenfässer zum Ansammeln des Wassers für die Gartenpflege und für die Wäsche vervollständigten den Haushalt. Das Ganze zielte darauf ab, die Bewohnerinnen ganz unabhängig von einander zu erhalten. — „Man hat einmal den Glauben," meinte Hesse, „daß die Weiber nicht recht Frieden zu halten wissen. Da habe ich ihnen wenigstens jede Gelegenheit zum Streiten abschneiden wollen, und bis jezt ist es auch friedlich hergegangen, sie haben gute Nachbarschaft gehalten."

Während Hesse von der Inhaberin des Hauses, in das wir getreten waren, eine lange Erzählung über die Hochzeit ihrer ältesten Tochter anhörte, die vor wenigen Tagen der Schullehrer der Anstalt geheirathet hatte, führte mich eine jüngere Tochter auf den Boden, wo Holz und Torf sauber aufgestapelt und mancherlei Vorräthe für den Winter bewahrt standen. „Dieses Feuerungsmaterial und ein bestimmtes Quantum Seife und Lichter werden uns auch geliefert, und zu Weihnachten bekommt jedes Haus eine Bescheerung an Kuchen und Obst," so berichtete das junge Mädchen, lebhafte Dankäußerungen für Hesse daran knüpfend.

(Schluß folgt.)

Im Mai 1849.

O daß noch eine Nachtigall,
Noch eine Drossel singt im Hag,
Wo ihren friedlich lieben Schall
Wild übertönt der Trommeln Schlag!

O daß noch eine Rose blüht,
Thau aus dem Kelch der Lilie blickt,
Wo kalt der Mensch vorüber zieht
An dem was einst sein Herz entzückt,

Und wo er spricht im irren Drang
Selbst der Natur, der Mutter, Hohn!
Die gehet fest den alten Gang,
Der Mensch ist ihr entlaufner Sohn.

Justinus Kerner.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Juni.

(Schluß.)

Baden und die Pfalz.

In Ludwigshafen, gegenüber Mannheim, sahen wir eine neue Erscheinung. Der Brückenkopf war mit Sensenmännern und Schützen besezt. Abermals Alles in blauen Blusen. Hier wiederholte man uns mit Bestimmtheit die oben angeführten Gerüchte, beschwerte sich aber auch über die provisorische Regierung der Pfalz, die große Fehler begehe, und unfähig sey zu regieren, besonders da die Herren Kolb und Schüler in München seyen, die jedoch heute (Sonntag) zurückerwartet würden. Auch klagte man über Mangel an Waffen, tröstete sich jedoch mit den in Landau vorräthigen. Ein Plakat sezte nämlich das Publikum in Kenntniß, daß ein Brief des Festungscommandanten von Landau aufgefangen worden sey, worin dieser anzeigt, daß an Geld und Lebensmitteln großer Mangel sey, und wenn nicht bald Hülfe komme, er die Festung den Freischaaren öffnen müße. Zugleich war angezeigt, daß die Festung streng cernirt sey, und weder Menschen noch Lebensmittel in dieselbe geworfen werden können, daher die Uebergabe bald erfolgen müsse. In Neustadt an der Hardt, wo wir den Abend und die Nacht zubrachten, gesellte sich in unserem Absteigequartier Fenner von Fenneberg, den einige unserer Gesellschaft kannten, zu uns. Der Mann gefiel mir schlecht; es war als hielte er sich für das erste Genie Europa's, und er zuckte über Alles die Achseln, was nicht von ihm ausging. Ueber seinen Conflikt mit der provisorischen Regierung hielt er hinter dem Berge, gab aber Andeutungen, die mich das oben ausgesprochene Urtheil über ihn fällen ließen; auch erzählte er uns, er sey in die Neustadter Bürgerwehr als einfacher Wehrmann eingetreten. — Als wir denselben Abend noch einen Felsenkeller besuchten, fanden wir dort eine Patrouille von vierzehn bis sechzehn Freischärlern beim Bier. Wir saßen am benachbarten Tisch und unterhielten uns über die Heppenheimer Affaire. Unsere Nachbarn hatten aus dem Worte „Heppenheim“ das Wort „Hepp“ herausgehört, und es machte uns ein Biergast aufmerksam, wir sollten uns hüten über die provisorische Regierung (Hepp ist Mitglied derselben) uns tadelnd zu äußern, weil wir sonst arretirt würden. Dieß schien jedoch Scherz zu seyn, denn ein bald hinzugekommener Oberst sagte, eine jede Regierung müsse sich der Kritik unterziehen, und wir hätten gar nicht nöthig uns zu geniren. In Heppenheim hatte uns der die Päße untersuchende Soldat gesagt, wir sollten die unsrigen zurück nach Frankfurt visiren lassen, um ohne Anstand zurückkehren zu können. Selbst ein Visa der revolutionären Regierung war ihm recht. Wir schickten also in Neustadt unsere Päße der Militärbehörde und ließen um das Visa bitten. Auf dem Amte stritten die Herren über die Competenz zum visiren; der eine entschied den Streit mit den Worten: „Sind die Herren Spione, so müssen wir sie da behalten, wo nicht, so können wir die Päße visiren, da wir im Kriegszustande sind, also die Militärbehörde die dazu competente ist.“ Man hielt uns für unverdächtig, denn den andern Morgen bekamen wir unsere Päße mit dem Visa: „Zur Zurückreise visirt, Neustadt a. d. Hardt, den 28. Mai 1849. Von der Militärcommission. Gezeichnet: Weidig.“ Ein Amtssiegel hatten die Herren wahrscheinlich noch nicht, und es wurde eines mit einem W. beigefügt. Dieser Weidig ist ein Hesse und ein Bruder des bekannten Weidig. An allen Zoll- und andern Aemtern sahen wir übrigens noch die alten bayerischen Wappen; was also die Zeitungen vom Herunterreißen derselben erzählen, gilt wenigstens nicht von dem Theile der Pfalz, den wir gesehen. — Von Neustadt begaben wir uns über Türkheim nach Worms. Die conservativsten reichen Bauern waren gegen Bayern und Preußen aufgebracht und wünschten, das Volk möchte wie Ein Mann stehen, damit die Geschichte nicht zu lange dauere. Ueberall sahen wir exerciren, und man versicherte uns, daß Männer über vierzig Jahre in Menge sich freiwillig in das erste Aufgebot einreihen lassen. Bei jeder Compagnie Volkswehr befanden sich mehrere Mann Linientruppen, die die Uebungen leiteten, und häufig sah man die Soldaten in ihrer Montur, aber statt des Tschako einen weißen Calabreser mit rother Feder und schwarz-roth-goldner Kokarde auf dem Kopf. In Worms trafen wir (den Abend vor der Wiederbesetzung durch die Hessen) ein reges Leben. Volkswehr und bayerisches Militär in allen Straßen, sechs Kanonen auf dem von Menschen dicht besezten Marktplatze. Als wir an die fliegende Brücke kamen, um über den Rhein zu setzen, fanden wir das Ufer von Scharfschützen besezt, die denselben Tag, 300 an der Zahl, von Türkheim angekommen waren, meist Söhne aus den besten Familien, wie uns ihr Hauptmann versicherte. Zehn Mann nebst ihrem Hauptmann begaben sich mit uns in das Schiff und fragten nach den Päßen. Auf meine Frage, ob sie es wagen dürften, mit überzusetzen, da sie doch leicht aufgehoben werden könnten, antwortete mir der Hauptmann: „Eine Stunde weit ist kein Mann hessischer Truppen, und wir haben drüben ganz sichere Leute, die uns sogleich von allem Kenntniß geben, so wie sich das Mindeste zeigt.“ Wir sahen auch auf dem jenseitigen Ufer zwei Stunden weit keinen Soldaten. Endlich in einem Dorfe eine halbe Stunde von Bensheim (Eisenbahnstation) trafen wir viel hessisches Militär, von dem wir angehalten und gefragt wurden, ob wir keine Proklamationen an die Soldaten oder Aehnliches mitführten. In Bensheim wurden wir mehr als zwei Stunden dadurch aufgehalten, daß eine Brückenequipage und Geschütz auf der Eisenbahn nach Heppenheim geschafft wurde. In Worms hatten uns die Schützen gesagt, sie erwarten jeden Augenblick den Angriff, seyen jedoch nicht gesonnen die offene Stadt zu vertheidigen, sondern sich nach der Pfalz zurückzuziehen. In derselben Nacht erfolgte der Angriff, wie Sie wissen, und zwar oberhalb Worms, so daß die Freischaaren ganz leicht, wie ich selbst vermuthete, abgeschnitten werden konnten. — Warum dieses nicht geschehen, ist strategisches Geheimniß. Spät in der Nacht kamen wir wieder in Frankfurt an.

Beilage: Literaturblatt Nr. 41.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 139. Montag den 11. Juni 1849.

— Nulla exempla beati
Pauperis esse putas?

Juvenal.

Aus dem Londoner Leben.

Im ersten Jahre meines hiesigen Aufenthalts war der erste Ruf, welcher Morgens von der Straße in mein Schlafzimmer drang: Brunnenkresse! Er kam von einer alten Frau, welche bei Regen und Sonnenschein, im Winter und Sommer, dünn und spärlich bekleidet, ihre Waare als beliebte Frühstückszukost ausbot. Am Klange ihres Rufs konnte ich die Beschaffenheit des Wetters erkennen. Hell und scharf bedeutete Wärme oder klaren Himmel, dick und dumpf zeigte Kälte oder Nebel an. Die arme Frau war gewiß sehr arm, aber sie bettelte nie. Ihre Brunnenkresse trug sie in einem Körbchen am linken Arme und mit der Hand desselben Armes hielt sie die beiden Zipfel ihrer Schürze, in der sie Alles barg, was gutherzige Mägde und Köchinnen ihr schenkten. Denn bat sie auch um nichts, so nahm sie doch Alles, und verständlicher als ihr leises »thank you,« sprach der Dank ihrer Augen. Eines Morgens hörte ich sie nicht, auch am zweiten und dritten Morgen nicht; dann hörte ich zur gewohnten Stunde wieder Brunnenkresse rufen. Es war ein anderer Ruf eine andere Stimme. Ich fragte, was aus der alten Frau geworden. Wahrscheinlich todt, antwortete meine Wirthin, die ihr jeden Morgen abgekauft hatte. Auch die Nachfolgerin wußte bloß, daß die alte Frau seit zwei Tagen nicht ihre Runde gegangen. Die Vermuthung mußte wohl richtig seyn, denn die Frau kam nicht wieder, und wie ihr, ist ihrer Nachfolgerin geschehen. Seit Jahr und Tag ruft eine dritte: Brunnenkresse!

Kaum habe ich mich zum Frühstück gesezt, so schallt es die Straße entlang, nach den Küchenfenstern hinab, aus einer frischen Mädchenkehle: »A reel of white sewing-cotton, a packet of needles, and a song-book, all for a halfpenny! (ein Gebind weißes Nähgarn, ein Päckchen Nähnadeln und ein Liederbuch, Alles für vier Pfennige!) Bei meiner ersten Tasse Thee brüllt eine Mannsstimme aus eiserner Lunge: »Only a penny, six useful articles for a penny: a memorandum-book containing sixteen ruled pages, an almanac, and a ready reckoner, a packet of wafers, a sheet of the best letter paper, and a ruler, only a penny!« (Nur einen Penny, sechs nützliche Sachen für einen Penny: ein Notizenbuch mit sechzehn linirten Seiten, ein Kalender und ein Rechenknecht, ein Päckchen Oblaten, ein Bogen feinstes Briefpapier und ein Lineal, nur einen Penny.) Darauf kommen in rascher Folge Männlein und Fräulein, die Vertrödler der auf dem Coventgardenmarkte verworfenen Vegetabilien. »Radishes, a market-handful for a halfpenny!« (Radieschen, eine Markthandvoll für'n halben Penny) schreit es jezt, und gleich nachher: »Who'll have my last three penn' orth of onions? (wer kauft meine lezten Zwiebeln für drei Pence?) Nicht lange, so erscheinen die wandernden Fischhändler mit frischester Waare des gestrigen Tags von Billingsgate, mit „eben gefangenen Häringen und Makrelen" zu Spottpreisen.

Mein Frühstück ist beendigt und die dazu gehörende Zeitung gelesen. Ich rüste mich zum Schreiben, und was mich ehemals störte, daran hat die Zeit mich gewöhnt: an den Leierkasten des unvermeidlichen Savoyarden, an das Gefiedel eines blinden Mannes, an den tiefen Baß eines Balladensängers und zwischendurch das Angebot seiner Lieder nach der Elle: »three

yards of songs — drei Ellen Lieder, schmachtende, lustige und vornehme, genug für den Monat und eine Menge für den nächsten.“ Auch die Ueberschriften nennt er: »Shivery Shaky — Hearts of oak — Alonzo the Brave — He was such a nice young man — Thee queen, as she scolds — Prince Albert, as he kisses« u. s. w. Es wäre wohl einmal fünf Minuten stille ohne das immerwährende scharfe, abgebissene »Old Clo'!« der jüdischen Kleidertrödler, das Schallen der Fußtritte, den Hufschlag der Pferde und das Rasseln der Fuhrwerke; aber in der Straße, wo ich wohne, und in so vielen andern, wird es erst spät nach Mitternacht zwei oder drei Stunden lang einigermaßen stille, und trete ich bei Tage an's Fenster, so weiß ich im voraus, daß ein Bettler, ein wirklich oder scheinbar Bedürftiger, mir seinen Hut zu einer Gabe emporhält.

Aehnliches, wenn auch in geringerem Maße, findet sich in allen großen und kleinen Städten Englands. Was man aber dort wenig beachtet, weil es den nothwendigen, allmähligen Uebergang von Reich zu Arm bildet, das fällt in London auf durch den Contrast unermeßlichen Reichthums und unermeßlicher Armuth. In dem schätzevollen London erscheinen die Elenden und Verstoßenen mehr als irgendwo am unrechten Platze. Wie sie den Tag hinbringen und in welcher Höhle sie Nachts schlafen; ob das Bewußtseyn, stets am Rande des äußersten Mangels zu stehen, sie mit steter Angst erfüllt; durch welche Fürsorge die Vorsehung des Hungers Wuth besänftigt, ob durch das Mittel rechtzeitiger Wohlthätigkeit oder vom Zufall gebotener Beschäftigung; ob die von Mühsal Bedrängten über die dunkle, traurige Gegenwart hinausblicken und von der jenseitigen Zukunft Ersatz hoffen, oder ob sie trostlos leben und ohne Hoffnung sterben — es sind dieß keine müßigen Fragen, aber welcher Kopf und welche Feder wären im Stande sie erschöpfend zu beantworten! Trügt indessen der Schein nicht und verdienen Thatsachen Glauben, so ist das Leben jener Armen, Zerlumpten und Verlassenen keineswegs immer eine Kette ununterbrochenen Elends, so fehlt es ihrem Leben nicht am Reiz des Abenteuerlichen, und Mancher beschließt den Tag, an dem er mit Verkauf von Streichhölzchen und Balladen oder mit Betteln nicht besonders unglücklich gewesen, mit einem in seiner Art vergnügten Abend.

Vor Kurzem schilderte die „Times“ in einem leitenden Artikel, nach unverwerflichen Zeugnissen, wie sie versichert, die nächtlichen Schwelgereien vieler hundert Londoner Bettler in verschiedenen Theilen der Stadt. Sie bezweckte eine heilsame Warnung weichmüthiger Almosenspender und Spenderinnen und verfiel dem Verdachte, um des guten, löblichen Zweckes willen etwas stark gefärbt zu haben. Es liegt mir fern, die Times gegen den Verdacht zu vertheidigen. Auch enthalte ich mich, den Bericht derselben zu geben, nicht als traute ich mir die Fähigkeit zu, graphischer zu erzählen als eine der gewandtesten Federn Englands; aber einmal ist zu vermuthen, daß der fragliche Artikel bereits in deutsche Blätter übergegangen, und dann macht sich bei mir der Wunsch geltend, von selbst Gesehenem zu sprechen.

Unter Vermittlung eines Polizeibeamten begleitete ich einen an der Ecke meiner Straße seit geraumer Zeit Streichhölzchen, Knöpfe und Hosenträger feil haltenden Mann an den Ort seines gewöhnlichen Nachtmahls. Obgleich der Mann an mir einen Kunden hat, vor dem er, auch wenn ich ohne zu kaufen vorübergehe, die Hand an seine Hutkrempe legt, bedurfte ich doch der Fürsprache und gleichsam der Verbürgung eines Polizeimanns, um meinem Straßenfreunde den jedem Engländer mehr oder weniger tief in's Fleisch gewachsenen Argwohn zu benehmen, daß der Grund meiner Begleitung ein anderer sey, als den ich angegeben. Die Nothwendigkeit, meine gewöhnliche Kleidung mit einer andern zu vertauschen, brauchte mir von dem Manne nicht eingeschärft zu werden; ich hatte mich bereits zum Besuch des erlesenen Kreises, in den er mich führen wollte, mit einer Art Hut, Rock und Beinkleid versehen, wie sie für einen sogenannten »Needy« oder »Cove down on his luck« sich eignet und schickt. — Das Speiselokal meines Führers war in einem Hofe innerhalb eines Hofes der Drurylanegasse, in einem von fünf kleinen den Hof umgebenden Häusern, welche insgesammt Einen Besitzer haben und Eine Anstalt ausmachen. Zwei dieser Häuser dienen zur Nachtherberge für „anständige“ Heimathlose, d. h. für angehende Verfasser von Bettelbriefen, betrügerische Bettler, Schwindler und Taschendiebe zweiten oder dritten Ranges. Sie unterscheiden sich von den andern drei Häusern durch die Aufschrift „Familienhotel,“ nehmen jedoch nur Männer auf und geben jedem für vier Pence die Nacht oder zwei Schillinge wöchentlich — was eine Ersparniß von vier Pence ist — ein ziemlich reinliches Bett nebst sonstigen Bequemlichkeiten. Die zwei anstoßenden Häuser mit der Aufschrift „Nachtherberge,“ logiren ebenfalls nur Männer, je zwei in einem Bette, drei Pence die Person oder achtzehn Pence wöchentlich. Das fünfte Haus verkündet seine Bestimmung durch die Aufschrift: „Nachtstrohlager für Männer; ein Penny die Person.“

(Fortsetzung folgt.)

Hartwig Hesse.

(Schluß.)

Nun aber, als wir das erste Haus verlassen hatten, entstand eine ehrgeizige Beeiferung unter den vier-und-zwanzig Wittwen des Stiftes, ihre Thüren zu öffnen und uns zum Eintritt aufzufordern, um mit dem Comfort und der Zierlichkeit ihrer Wohnungen Hesse Ehre zu machen. Wir besuchten noch ein paar dieser kleinen Häuslichkeiten; alle waren reinlich, friedlich und still. Es lag etwas ungemein Erbauliches in der Ruhe dieser abgeschlossenen Existenzen, und das Wohlbefinden aller derer, denen Hesse hier eine Zuflucht angewiesen, schien als eigene Glücksempfindung aus seinen Augen wiederzustrahlen. Er machte den schönen Eindruck eines Künstlers vor seinem mit Liebe vollendeten Werke.

„Der erste Gedanke dazu," sagte er, „ist mir in einer solchen Stiftung in Augsburg gekommen. Nach dem Plane derselben richtete ich Anfangs zwölf Wohnungen ein, um zu sehen, ob die Sache glücken würde. Als sich die zwölf Mütterchen hier behaglich fühlten, ließ ich noch zwölf Wohnungen erbauen und richtete die Schule ein, die sich (und dieß schien eine Hauptfreude des alten Herrn zu seyn) nun schon ganz aus eigenen Mitteln erhält. Ursprünglich nur auf die Kinder der Wittwen berechnet, ist sie, weil ich auf tüchtige Lehrer gehalten habe, sehr in Aufnahme gekommen und zählt nun fast hundert Schüler. Aus der ganzen Nachbarschaft schicken sie die Kinder hieher, und ich habe bereits das Schullokal bedeutend vergrößern müssen. Sterbe ich, so bleibt eben Alles wie es ist. Die Kapitalien sind festgestellt, für mögliche Ausfälle bei den Zinsen ist durch anderweitige Zuschüsse gesorgt, und ich weiß, daß hier immer eine Zahl von Menschen die Frucht meiner Arbeit genießen wird. Darin liegt etwas, was mir wohl thut. Man hat doch nicht vergebens gelebt."

Von schwatzenden Kindern, die sich an seine Hände, an seinen Rock hingen, gefolgt, schritten wir dem entgegengesezten Portale zu und verließen das Stift. Aber die Erinnerung an den freundlichen Greis, dessen Leben so schön zwischen Kunst- und Menschenliebe getheilt war, begleitete mich auf meiner Reise und tauchte lebhaft in meiner Seele hervor, als ich fern von Hamburg in diesen Tagen den Tod des guten Greises erfuhr.

Sich selbst getreu, hat er auch in seinem Testamente die ganze Wesenheit seiner Natur ausgesprochen. Seine Gemäldesammlung hat er der Stadt vermacht, die Einrichtungen der einzelnen Zimmer seines Hauses den verschiedenen Gliedern seiner Familie, die auch Erben seines Vermögens sind, und zwar so, daß er selbst Personen, die ihn im Leben verlezt hatten, Legate aussezte, um das Mißgefühl nicht über den Tod hinaus dauern zu lassen.

Solche milde, stille Naturen findet man nicht häufig in unserer aufgeregten, vom Kampf der Leidenschaften bewegten Zeit. Sie erscheinen freundlich wie Sternenlicht an sturmgepeitschtem, wolkenvollem Himmel. So oft ich jenes Morgens im Stifte, so oft ich an Hartwig Hesse denke, geschieht es mit wahrer Rührung, und immer fallen mir dann die Worte des Hamburger Dichters, des Wandsbecker Boten ein:

„Ach, sie haben einen guten Mann begraben!"

die eigens für diesen guten Menschen gemacht zu seyn scheinen.

Korrespondenz-Nachrichten.

***Dresden**, Mai.

Der Maiaufstand.

Lassen Sie mich für jezt nur mit wenigen Strichen einige Bilder unserer Verhältnisse hinwerfen vor, während und nach der furchtbaren Krisis unserer Mairevolution. — Der Radikalismus schien in den lezten Wochen matt geworden zu seyn, die radikalen Kammern verloren immer mehr das Vertrauen des Volks. Aber auch das erste Auftauchen der eigentlich reaktionären Partei war ohne allen Erfolg geblieben, eine von ihr empfohlene Adresse fand wenig Theilnahme und von Seiten der constitutionellen Partei Widerspruch. Die schwache Partei der äußersten Linken trennte sich immer mehr von der Linken ab, welche sich auf Commande von Frankfurt plötzlich für die deutsche Verfassung erklärte, auf deren Anerkennung von Seiten der Regierung die Partei der deutschen Vereine ihrem frühern Principe gemäß sehnlichst hoffte. Das Ministerium zauderte; da begann die Agitation für die Reichsverfassung im ganzen Lande. Die Auflösung der Kammer, die unter andern Umständen schwerlich großen Eindruck gemacht haben würde, wirkte nach der Erklärung der Kammern für die Reichsverfassung ungünstig, und regte die beiden seither einflußreichen Parteien der Vaterlandsvereine und deutschen Vereine gewaltig auf. Die städtischen Behörden, selbst die Kommunalgarde erklärten sich in sehr entschiedenen Adressen für die Reichsverfassung, und beide Parteien suchten sich, da sie in der deutschen Frage einig waren oder einig zu seyn schienen, einander zu nähern. Während dessen agitirten unter dem schwarz-roth-goldenen Banner die Radikalen mit unermüdlicher Energie; auf ihren Betrieb beschlossen

die Bataillone der Bürgerwehr fast einstimmig, der Reichsverfassung in feierlicher Parade ein Lebehoch zu bringen. Da traten drei Minister, welche die Anerkennung der deutschen Verfassung vergeblich betrieben hatten, ab; alle Deputationen, welche sich in den lezten Tagen einander drängten, wurden vom König abschläglich beschieden. So standen die Verhältnisse den 3. Mai, als gegen ein Uhr die Bürgerwehr durch Appell auf die Sammelpläze gerufen wurde, um auf dem Markte, wie sie erwartete, der Reichsverfassung zu huldigen. Schon seit einigen Stunden hatten sich in der Nähe des Schlosses zahlreiche Volkshaufen versammelt, die von Minute zu Minute stärker wurden und in großer Aufregung waren; das Schloß war bereits stark mit Militär besezt und die Thore desselben waren geschlossen. Als die Bataillone versammelt waren, theilten ihnen die Commandanten mit, daß der König auf seiner Weigerung beharre und daß die beabsichtigte Feierlichkeit vom Generalcommando untersagt worden sey. Hier begann der Aufstand, denn die Communalgardisten gingen zum Theil sehr aufgeregt auseinander; ein Bataillon blieb auf dem Altenmarkte beisammen. Die steigende Aufregung auf den Plätzen und mehreren Hauptstraßen veranlaßte nach vier Uhr nochmalige Versammlung der Bürgerwehr durch Generalmarsch. Während dessen gab das Wachtcommando im Zeughof auf das dort seit einer Stunde anstürmende Volk Feuer, was die Erbitterung noch mehrte und zu weitern Excessen führen mußte, da das Volk in seinem wilden Toben an andern Orten nirgends Widerstand fand. Die Garnison war theils zu schwach, theils wurde sie bei der plözlichen Ueberraschung Anfangs nicht gut benüzt; die Bataillone der Bürgerwehr standen ohne Commando auf den Plätzen, denn der sehr tüchtige Commandant Lenz war ungerechter Weise verdächtigt worden und mußte auf das Geschrei des vor dem Rathhaus brüllenden Pöbels abdanken. Zwei Bataillone, die von ihren Commandanten auf eigene Hand nach dem Zeughause geführt wurden, um reine Wirthschaft zu machen, kamen dort eben an, als eine Kartätschensalve auf den wild anstürmenden Pöbel gegeben wurde.

(Fortsezung folgt.)

Berlin, Juni.

Eindruck der Dresdner Ereignisse.

Das Unheil, welches Dresden in den ersten Tagen des Mai ereilte, konnte hier nicht anders als mit Gefühlen des Schreckens wie der lebendigsten Theilnahme vernommen werden. Dresden ist die Schwesterstadt Berlins; Berlin flüchtet sich nach Dresden, wenn die Gluth des Sommers den Aufenthalt hier unerquicklich macht; es flüchtete im vorigen Jahre dorthin, um größerer Widerwärtigkeit zu entgehen, als Staub und Sonnenbrand sie ihm bereiten. An Dresden knüpfen sich Erinnerungen von Wohlseyn und Heiterkeit; daß in seinen Mauern Mord und Brand wüthen sollten, schien undenkbar; man sträubte sich gegen die unheilvolle Wahrheit. Aber als sie nicht länger geläugnet werden konnte, war auch der Eindruck ein um so größerer. Was in Dresden geschah, gelang, konnte seine Rückwirkung auf Berlin nicht verfehlen. Wenn in Dresden die Anarchie die Oberhand gewann, dann wälzte sich die Flamme auch über unsere Grenzen und wir sahen neuen Schreckenstagen entgegen. Deßwegen richtete Alles den forschenden Blick dorthin; mit unerhörter Spannung fragte man nach Berichten, der Name Dresden war in Aller Mund. Im Vorübergehen an den Menschen, die in den Straßen standen, gingen, redeten, erhorchte man die Worte: Dresden, Barrikaden, provisorische Regierung, bald mit Kopfschütteln ausgesprochen, oder dumpf gemurmelt, oder in prahlerischer Siegesfreude Gleichgesinnten zugerufen. Es fehlte nicht an Nachrichten; sie waren zu Duzenden zu haben an den Straßenecken, gedruckt und ungedruckt; aber es waren keine tröstlichen für die, die ängstlich darnach forschten; desto mehr mundeten sie andern, die sie so haben wollten wie sie gegeben wurden, und man wußte der Nachfrage zu genügen. Das Unglaublichste, Widersinnigste wurde begierig aufgegriffen; die einfache, nüchterne Wahrheit in den Plakaten, die das Ministerium an die Straßenecken heften ließ, war Lüge, weil sie der Gier nach Wundern keine Nahrung gab. So konnte das erste Bataillon unserer Truppen kaum in Dresden angekommen seyn, als auch schon die Nachricht in Berlin war, es sey vollständig aufgerieben; bei der ersten Barrikade war es in die Luft gesprengt worden. Daß von den preußischen Truppen in der That nur wenige Mann geblieben sind, glaubt man jezt noch nicht, obgleich bereits dasselbe erste Bataillon, von dem kein Mann übrig geblieben seyn soll, fast unversehrt hier wieder eingerückt ist; das zweite ist nun das aufgeriebene; dieses ist von Dresden aus weiter vorgeschoben worden und seine Rückkehr vor der Hand nicht zu erwarten. Natürlich ist das nur Finte; es konnte weder vorrücken, noch zurückkehren, beides nicht, weil es überhaupt nicht mehr existirt. — Wahrhaft dramatische Scenen gestalteten sich allabendlich auf dem Anhaltischen Bahnhof. Die ankommenden Reisenden wurden von den sie erwartenden Neugierigen wahrhaft gefoltert. Wer aus dem Waggon stieg, mußte Nachrichten haben, und hätte er erst auf der lezten Station den Wagen bestiegen. Die ehrlichen Kalauer Schuster, die ihre Waare zu Markt brachten, wurden festgehalten, bis sie sich durch Nachrichten lösten. Welche Berichte da zu Tage gefördert wurden, läßt sich denken. Es kam aber auch vor, daß Reisende, die wirklich etwas wußten, und was sie wußten redlich mitgetheilt hatten, zu ihrem Staunen die eben gesprochenen Worte in ganz anderem Sinne wiederholt hören mußten, als sie aus ihrem Munde gegangen waren; denn die Nachrichten wurden verarbeitet, bis sie zu gewissen Zwecken brauchbar waren. So etwas ging denn nicht immer unbemerkt vorüber, und es wäre zuweilen zu thatsächlichen Berichtigungen gekommen, hätten sich die, denen sie galten, nicht zu rechter Zeit der ihnen drohenden Belohnung zu entziehen gewußt. Jezt strömen Tausende von Berlinern nach Dresden; aus Theilnahme heißt es, aber es ist eitel Neugierde, und eine verwerfliche dazu; die Lust am Grauen liegt ihr zu Grunde, die nicht auszurotten ist aus der Menschenbrust, auch bei solchen nicht, die den höhern Schichten der Gesellschaft angehören, denn diese sind es vornehmlich, die jezt nach Dresden pilgern. Freilich gewinnt die heimgesuchte Stadt durch die zahlreichen Besucher, aber die ihr auf diese Weise zu Hülfe kommen wollen, die hätten wohl auch andere Wege finden können, ihre Theilnahme werkthätig zu beweisen. — In Dresden sind die Fäden der Verschwörung, die über ganz Deutschland ausgebreitet war, durch die Macht des Verhängnisses zerrissen worden; man konnte den Augenblick nicht abwarten, wo das Netz vollständig geknüpft war, die Schlingen zugezogen werden konnten und wir eine willenlose Beute derer waren, die jezt an die Reihe wollen. An den in Dresden bloßgelegten Fäden aber hat man sich fortgetastet bis in das Herz unseres Landes. Die Verhaftung der Stimmführer der Linken unserer aufgelösten zweiten Kammer, die steckbriefliche Verfolgung anderer, die sich zeitig genug dem über ihnen schwebenden Damoklesschwert entzogen haben, die weitere Festnahme anderer Personen, die im gleichen Sinne hier gewirkt, dürften das Resultat von Entdeckungen seyn, die man in Dresden gemacht hat.

(Fortsezung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 140. Dienstag den 12. Juni 1849.

Von Osten kam mit stiller Macht
Das Christenthum geschritten;
Doch aus der nord'schen Wälder Nacht
Völker mit ehrnen Tritten,
Die ihren Sitzen sich entrafft
Zu ungeheurer Wanderschaft,
Von Gott zum Werk berufen,
Das sie zerstörend schufen.

Rückert.

St. Severin.

(Aus einem Legendenkranze.)

1. Nächtliches Selbstgespräch.

Vorüber sind die wilden Horden;
Dort flackert's auf wie Feuersäulen,
Mir ist, ich hör' ein dumpfes Heulen;
Ha, wieder brennen sie und morden!
O darf ich nicht von hinnen fliehn
Vor all der fremden Völker Lärmen,
Die furchtbar in zahllosen Schwärmen
Von Osten her und Norden ziehn;
So wie die Lüfte schwärzt im Flug
Der Raben, Geier, Aare Zug,
Wie sie in kreischenden Geschwadern
Auf eine Riesenleiche fallen,
Mit Schnäbeln, Fittichen und Krallen
Um ihren Raub ingrimmig hadern!
Die grausen Hunnen, die Alanen,
Getrennt nach Ost und West die Gothen;
Hoch flattern ob dem Heer die Fahnen,
Gleich Wetterwolken, blutigrothen;
Burgunder, Allemannen, Franken:
O will im Grund der Erdball wanken?
Vandalen, Heruler, Gepiden;
O wird es nimmer, nimmer Frieden?

Wie zieht es oft nach eurem Glück,
Ihr glutverbrannten, felsumwehrten,
Vom Weltgetös fern abgekehrten
Einöden, innig mich zurück!
Doch immer tönt dann mahnend wieder
Zu mir die alte Stimme nieder:
„Mag dorthin dich die Sehnsucht treiben,
Da, wo du nun bist, sollst du bleiben.
Ich bin der Herr, so ist mein Wille;
Ihm gilt es jezt zu halten stille.
Der Wüste nicht und ihren Steinen
Laß deines Glaubens Leuchte scheinen;
Nicht für die wilden Ungeheuer,
Entzünde dort der Andacht Feuer;
Es soll nicht einsam sich verzehren,
Nein, wo zu Trümmern eine Welt
In schreckenvollem Sturze fällt,
Die überirdsche Kraft bewähren!
Mehr als die sinnende Betrachtung
In öder Einsamkeit Bezirken
Ist in der schaurigsten Umnachtung
Des Weltgeschicks der Liebe Wirken. —

Verbraust hat endlich das Gewühle;
Du hüllest mich in deine Schatten,
Umwehst mit geisterhafter Kühle,
Du heilighehre Nacht, den Matten.
Du weckest im geheimsten Innern
Ein lieblich ungestört Erinnern;
Auch säuselt oft, wie durch das Thor
Der Ewigkeit, aus deinen Tiefen,
Wenn alle Laute rings entschliefen,
Mir Gottes Odem still hervor.

Nun bin ich hier in meiner Zelle
Allein bei wacher Lampe Schein,
Wo des gestirnten Himmels Helle
Durch's enge Gitter bricht herein.
Vom Kreuze schaut so ernst und mild
Auf mich herab des Heilands Bild
Und auf den wunderreichen Hort,

Der vor mir offen liegt, sein Wort.
Tiefsinnig dort in hohen Fernen
Voll Glutschrift ein entrolltes Buch,
Hier eine Saat von goldnen Sternen,
Unendlich herrlich, Spruch an Spruch!
O Lichtborn, weck' in mir auch Funken,
Daß meinem Geist, von dir beseelt,
Aus deiner heil'gen Fülle trunken,
Es nie an Kraft und Freude fehlt!

2. Rückblick.

Also, mit Gott und sich allein,
Spricht Severin im Kämmerlein,
Der hieher in die deutschen Lande
Vor manchem Jahr aus Osten kam,
Und bei den Völkern hier am Rande
Der Donau seine Wohnung nahm.
Doch immerdar geheimnißvoll,
Ein hoher Fremdling, der erschienen
Aus andern Welten, blieb er ihnen,
So weit auch schon sein Ruf erscholl.

Einst vor dem schrecklichen Vandalen
Sah er die schöne Heimath bluten,
Die Christen dort in bittern Qualen
Sich krümmen unter Eisenruthen.
Da durft', in Wüsten dem entronnen,
Er auf des Geistes Stimmen lauschen;
Da hört' er den urnächt'gen Bronnen
Der Wesen in der Tiefe rauschen,
Dort, wo des Nilstroms Kataraktes
Herab, gleich weißbemähnten Rossen,
Sich stürzen von den steilgezackten
Bergwänden, wo in Felskolossen
Manch Räthsel steht hoch aufgethürmt,
Umsonst von Zeitenwuth umstürmt.

Gen Abend trieb es ihn herüber,
Als immer höher, immer trüber
Aufschwoll das Meer von Blut und Flammen,
In dem Roms altes Reich, zusammen
Gestürzt durch neuer Völker Stoß,
Nun bald erfüllt sein Todesloos.
Berghöhn, das Blitzzelt überragend,
Hat er auf solcher Fahrt erklommen,
Ist vor sich her die Wellen jagend
Durch manch Gewässer kühn geschwommen.
Oft war der einsam dichte Wald
Nachtlager ihm und Aufenthalt;
Drin hört' er fern die Löwen brüllen,
Sah Leopardenblicks Gefunkel
Aufzücken und das grause Dunkel
Mit tieferem Entsetzen füllen.
Er sah im prächtigen Byzanz,
Das krank an Hader, matt von Lüsten,
Sich feig zugleich und eitel brüsten
Die Falschheit und den Flitterglanz.
In seiner Hofburg thronen sah
Er auch den Hunnen Attila,
Die Gottesgeißel, die, geschwungen
Vom Richterarm, die Länder schreckte,
Und lang zermalmend, unbezwungen,
Die Heere vor sich niederstreckte.
Nah führten dann ihn seine Bahnen
Der katalaunischen Völkerschlacht,
Wo vor dem Römer und Germanen
Erlag des wilden Königs Macht.
Doch mitten unter den Gefahren,
Die vor ihm auf den Rachen sperrten,
Umringt von feindlich rohen Schaaren,
Die ihn dahin und dorthin zerrten,
Blieb fest und heiter ihm der Muth
In Gottes treuer Hand und Hut.
Und nirgends durft' er ruhig weilen,
Es trieb ihn fort und fort zu eilen,
Bis endlich hier am Donauufer
Ihn rasten ließ der alte Rufer,
Wo berghoch aufgewühlt die See
Der Völkerbrandung weiter fluthet,
Darein der Menschheit Herz voll Weh
Aus hundert offnen Wunden blutet.

(Schluß folgt.)

Aus dem Londoner Leben.

(Fortsetzung.)

Zu gemeinsamer Benutzung für alle in den fünf Häusern ihr nächtliches Unterkommen Suchende sind die Erdgeschosse der zwei mittleren Häuser in Eins verbunden und heißen das Kaffeezimmer. Hier trat ich mit meinem Begleiter ein und wurde von ihm zu Befriedigung der neugierig auf mich fallenden Blicke den ersten Besten als ein aus Preußen nach England geflüchteter, der englischen Sprache nicht unkundiger »jiggler« oder heimlicher Branntweinbrenner vorgestellt. Diese mir zugetheilte Lebensaufgabe schien nicht bloß vollkommen zu befriedigen, sondern trug mir auch von Mehreren einen kräftigen Handschlag ein, den ich nach Möglichkeit erwiderte.

An beiden Enden des Saals brannten zwei helle Feuer. Der kalte Abend machte sie nothwendig; sie brennen aber Jahr aus Jahr ein, nicht bloß weil dieser Raum nichts von Sonnenschein weiß, sondern auch weil die in ihm sich immer neu erzeugende dumpfe Atmosphäre einer steten Feuerreinigung bedarf und sie

überdieß zum Kochen, Braten und Rösten erforderlich sind, was in gemeinschaftlichen Gefässen und auf breiten Bratrosten geschieht. Das Ameublement war von der einfachsten Art, obgleich hinreichend und wider die englische Sitte zur Geselligkeit einladend: ein paar Dutzend hölzerne Stühle, Bänke von verschiedenen Längen und entsprechende Tische. Zwei Gasflammen gewährten nebst den Feuern genügendes Licht. Die Wände waren mit Lithographien und Liedern für jeden Geschmack überklebt und die vielleicht ursprünglich weiß gewesene Decke hatte längst aufgehört es zu seyn. Unter den vierzig oder fünfzig Anwesenden waren nur sieben oder acht Raucher.

Für sein Honorar von zwei Schillingen hatte mein Führer mir unter andern gerathen, wenig Geld, und das nur in Kupfer sehen zu lassen. »It is not safe,« hatte er gesagt, »to be suspected of being flush of money in these parts.« Demgemäß bestand mein Reichthum in Kupferstücken, und ich schmeichelte mir im Fall eines Mehrbedarfs bei meinem Begleiter für ein Darlehen Kredit zu haben. Der Fall trat unerwartet ein. Von den Leuten, die mich mit kräftigem Handschlag begrüßt, vertraute mir Einer, daß nach alter Ortsgewohnheit ein neuer Ankömmling diejenigen zu traktiren pflege, mit denen er zuerst Bekanntschaft gemacht. Mein Begleiter hatte mir davon nichts erwähnt und wollte auch bei späterem Befragen von solcher Observanz nichts wissen. Ich erklärte indessen meine Bereitwilligkeit, das Herkommen zu beobachten, »to stand treat.« Das Traktament sollte in vier Quart Bier und einem Quart Branntwein bestehen, und dazu, das wußte ich, reichte meine Kasse nicht; also bat ich meinen Freund um einen Vorschuß. Sey es jedoch, daß er den mir ertheilten Rath sich selbst zur Regel gemacht oder aus anderem Grunde mir nicht aushelfen konnte oder wollte, die wenigen Pence, die er mir abließ, genügten nicht, und — »don't be particular, Sir, stripp off your waistcoat for the spout,« rief mein neuer Bekannter, der Trinklustige, und ich that, wie er sagte, zog meine Weste aus und gab sie einem jungen Menschen, der sich erbot, das Geschäft abzumachen. — In einer Viertelstunde kam derselbe zurück. Er hatte bei einem Pfandleiher den Kostenbetrag des Getränks auf meine Weste erhoben, brachte das Bier und den Branntwein, händigte mir das Versatzzeichen ein und wurde für seine Mühe zum Mittrinken eingeladen, was er ohne Weiteres annahm.

Meine unmittelbare Umgebung, meine ersten Bekannten gehörten nicht zu den Vornehmsten im Saale. Dieß waren fünf oder sechs junge, gut gekleidete Männer, welche am obern Saalende einen Tisch für sich hatten und mit unverhohlener Verachtung auf die übrige Gesellschaft herabblickten. Ebenso unverhohlen schaute die übrige Gesellschaft auf sie herab. Mein Nachbar sagte mir, sie bilden sich etwas darauf ein, im Familienhôtel zu wohnen und feine Kleider zu tragen, seyen aber doch nichts anderes als Taschendiebe, oder vielmehr nur Beutelschneiderlehrlinge — »conveyancers of the swell-mob.« — Und was war er selbst? — Er war ein hübscher Mann, der in Epilepsie „machte," und bei seiner Fallsucht sich vortrefflich stand. Als der Branntwein ihm ein wenig zu Kopf gestiegen, flüsterte er mir das Geheimniß zu, worin sein Kunststück bestehe, nämlich in einer laut seiner Versicherung von ihm erfundenen Composition, welche er unmerklich und dergestalt in der Nase unterzubringen wisse, daß bei seinem Niederfallen die rothe, dem Blute täuschend ähnliche Flüssigkeit sich tropfenweise entleere; „ein fast nie fehl schlagendes Mittel," sagte er, „die Börsen ältlicher, gutmüthig aussehender Damen und Herrn zu meinen Gunsten zu eröffnen. Dabei begreifen Sie," setzte er listig blinzelnd hinzu, „daß ich just niederfalle, wenn solche weichherzige Menschen in der Nähe sind."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Mai.

(Fortsetzung.)

Der Maiaufstand.

Die Kartätschensalve nahmen einzelne Bürgerwehrmänner als eine ihnen geltende Feindseligkeit und feuerten auf die Soldaten in den Fenstern des Zeughauses, und da diese das Feuer erwiederten, so durchdrang bald das Gerücht die Stadt, daß die Communalgarde von Kartätschen niedergestreckt werde. Im Zeughause lösten sich die Bataillone auf und der Pöbel bekam Zeit, unter Leitung schnell hervortretender Führer, überall in der Altstadt Barrikaden zu bauen und den Aufstand zu entwickeln, so daß die noch feststehenden Bataillone der Bürgerwehr, deren Mitglieder in sich selber zerfallen waren, gegen Abend ebenfalls auseinandergingen, nachdem der Befehl des erst sehr spät von den Leitern der Bewegung eingesezten neuen Commandanten, des Oberstlieutenants außer Dienst Heinze, es Jedem klar gemacht hatte, daß sich die Bürgerwehr auf Seiten der Insurgenten

stellen sollte. Nun entwickelten die Insurgenten völlig ungestört eine große, aber durchaus planlose Thätigkeit, welcher weder der neue Commandant, noch die am 4. Mai nach der Flucht des Königs eingesezte provisorische Regierung eine erfolgreiche Richtung geben konnten. Denn schon Tzschirners Theilnahme an der provisorischen Regierung entzog der Bewegung bald alle bessern Elemente; aber auch Tzschirner galt nicht viel, sondern der plözlich auftretende berüchtigte Emissär der demokratischen Propaganda, Bakunin, war es, der sich eine Art von Diktatur anmaßte und einen immer furchtbareren Terrorismus entwickelte. Es galt nicht mehr der deutschen Verfassung, sondern der Republik, deren blutrothe Fahnen auf vielen Barrikaden wehten. So war es ganz natürlich, daß sich die Bürger immer mehr von der meistens erzwungenen Theilnahme an der Bewegung zurückzogen; sie beschränkten sich mit Ausnahme einzelner Fanatiker auf Sicherheitswachen, die jedoch auch aufgegeben wurden, als der Kampf einen ernstern Charakter annahm. Eine ungeheure Menge von Dresdens Einwohnern aller Stände verließen die Stadt; alle Dörfer und Städtchen der Umgegend waren mit Flüchtigen überfüllt. So konnte denn die provisorische Regierung nur auf die Turner, auf die bewaffneten Proletarier und die Freischaaren rechnen, die aber auch nur aus dem Gebirge in größerer Zahl herbeikamen. Man rechnete auf den im tollen Uebermuth eines thörichten Selbstvertrauens zur Schau getragenen Enthusiasmus, auf das Uebergehen der Truppen, des Regiments, welches von Tzschirner während der Landtagsverhandlungen als eine Kroatenhorde beschimpft worden war, und besonders der seither von den Radikalen tüchtig bearbeiteten Artillerie, auf die Festigkeit der allerdings sehr gut gebauten Barrikaden, auf die Erhebung des ganzen Landes, auf Reichstruppen, Einsprache des französischen und englischen Gesandten und dergleichen mehr. Als der Kriegsminister Rabenhorst den 4. Mai Abends von Königstein in die Neustadt zurückgekommen war, traf er, die Nachläßigkeit der Insurgenten benützend und unterstüzt durch die zunächst aus Leipzig und andern Orten herbeigezogenen sächsischen Truppen, sofort die zweckmäßigsten Maßregeln und nahm eine Stellung, deren Centrum die Brücke, deren linke Flanke die Terrasse und das am 4. Mai fortwährend sehr gefährdete Zeughaus, und deren rechte Flanke der Zwingerwall war, von wo aus der Postplatz und die umliegende Gegend mit Geschütz bestrichen werden konnte. Am 4. Mai hatte die im Vorhof des Zeughauses befindliche Mannschaft, die damals noch von der Brücke abgeschnitten war, einen Theil der noch thätigen Communalgarde einlassen müssen; man hatte ihnen vorgespiegelt, daß bereits alle Truppen übergegangen seyen, und schon kapitulirten einige Volksführer wegen Uebergabe der Kanonen, bis die bald enttäuschten und verstärkten Soldaten eine Haltung annahmen, welche der eingedrungenen Bürgerwehr den Abzug als räthlich erscheinen ließ. Der Mangel an Plan und Energie von Seiten der Insurgenten rettete in diesem höchst bedenklichen Momente das Zeughaus.

(Schluß folgt.)

Berlin, Juni.

(Fortsezung.)

V o l k s s t i m m u n g

Man spricht von manchem wunderbaren Funde, der bei dieser Gelegenheit gemacht worden ist. Auch für Geld war schon gesorgt, das von der neuen Regierung seine Währung erhalten sollte. Die Revolution in Dresden hat uns gerettet; ob für die Dauer? Wir lassen es dahingestellt. Aber die es redlich meinen mit der Freiheit, nicht mit der, die unter dem rothen Banner einherschreitet, die mögen sich zusammenschaaren, unbeirrt ob sie gescholten, ob sie als Tyrannenknechte und Vaterlandsverräther verrufen werden. Es ist die Frage, auf wessen Seite der Verrath am Vaterland ist. Von Ost und West droht uns Unheil und Verderben. Soll Deutschlands Erde wieder dazu dienen, daß fremde Völker ihre Interessen auf ihr verfechten, und ihr, die ihr sie rufet über unsere Grenzen, ihr verlanget, daß wir aus ihren blutbefleckten Händen das Panier für Deutschlands Einheit empfangen sollen! ihr klaget uns an des Verraths am Vaterlande! Doch in dieser babylonischen Verwirrung, wer wollte behaupten, daß sein Weg der allein richtige sey? Aber wer einen Weg eingeschlagen, der bleibe auf ihm, wer zu einer Fahne geschworen, sey sie roth oder weiß, der halte zu ihr, und die Entscheidung wird nicht auf sich warten lassen. Aber die, so in der Mitte stehen wollen, jezt noch nach Ideen haschen, jezt, wo die grauenvolle Wirklichkeit von allen Seiten hereinbricht, die stehen nicht auf der rechten Stelle.

Hier in Berlin ist's ruhig! Der Belagerungszustand dauert nicht nur fort, er ist von Neuem in Erinnerung gebracht mit allen seinen Consequenzen; eine davon ist das nun wirklich proklamirte Kriegsgesez. Von den Wahlen, von der Wiedereröffnung der Kammern ist nicht die Rede. Man läßt es sich eben gefallen. — Der Frühling steht in seiner Pracht, die Bäume blühen lustig in- und außerhalb der Stadt. Pfingsten bringen ihre Maien, die Kinder rufen Blumen und Maikäfer aus; die Revolution mit aller ihrer zerstörenden Gewalt, sie hat den Kindern ihre Blumen, ihre Käfer nicht rauben dürfen, und auch die Erwachsenen lassen sich die Feste nicht nehmen, die die ewig dieselbe bleibende erbarmende Hand der Natur ihnen spendet. Die Pflästerer auf den Straßen sah ich inmitten grüner Zweige, die sie um ihre Arbeitsstelle her in den Sand gesteckt, die schwere Ramme schwingen. Ist keine Poesie mehr im Volke? Sie ist es noch und wird es bleiben, wie ihr auch ihm und euch einbilden wollt, daß nur die Interessen, die die euern sind, seine Brust erfüllen. Seht an schönen Frühlingstagen die Spaziergänger durch die Straßen wallen, Männlein und Fräulein, gewaschen, gebürstet, gepuzt; geht hinaus mit ihnen vor die Thore, seht die einen sich im Grase lagern, die andern in den Gärten lustigen Weisen horchen; fraget ob sie an nichts anderes denken als an die deutsche Verfassung! Es ist ihnen ganz genehm, den eisernen Druck des Belagerungszustandes zum Vorwand zu haben, um sich an Klubs, Volks- und Wahlversammlungen nicht betheiligen zu dürfen, von denen die Frauen ausgeschlossen sind, bei denen die Männer sich gewaltig langweilen, und weil sie sich langweilen, gewaltig viel trinken. Die große Masse ist das, wozu man sie macht. Ich habe unter allen Schichten der hiesigen Bevölkerung mich fleißig umgetrieben und habe mancherlei Erfahrungen gemacht. Im vorigen Jahr war das alles, was ich eben genannt, an der Tagesordnung; man ging mit, man hörte zu, man trank sein Bier dabei, es war eben nichts anderes zu thun, zu sehen, zu hören. Aber verlanget nicht, daß ich zugebe, die Ideen, die damals nach einander an die Reihe kamen, die dem Volk als die seinen aufgedrungen wurden, seyen ihm in Fleisch und Blut übergegangen. Wäre das Alles so, das Volk würde die jezigen Zustände nicht mit so guter Miene ertragen; es läßt sie sich gefallen, es hat auch so sein Vergnügen.

(Fortsezung folgt.)

Beilage: Litteraturblatt Nr. 42.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 141. Mittwoch den 13. Juni 1849.

> Ganz nach der Vorschrift der Philosophie,
> — will ich mit Geduld
> Mich waffnen, und den Willen hoher Mächte
> Erwarten, die das Irdische regieren.
>
> Shakespeare.

Zwei Tage eines zum Tode Verurtheilten.

(s. Nr. 83. 137. 138.)

In einer früher in diesen Blättern (Nr. 83) abgedruckten biographischen Notiz über Armand Barbes erwähnten wir der Herzensergießungen, die dieser merkwürdige politische Schwärmer als Staatsgefangener nach seiner Uebersiedelung vom Mont St. Michel nach dem Centralgefängniß in Nimes niedergeschrieben, mit dem Versprechen dieselben gelegentlich mitzutheilen. Sie folgen hier im Auszug.

I.

In dieser Zeit, da alle Religion erloschen und die Menschheit sich nach einem neuen Glauben sehnt, ist es vielleicht für jeden eine Pflicht, seinen Mitmenschen mitzutheilen, was er über diesen hochwichtigen Gegenstand zu denken und zu empfinden besondere Veranlassung gehabt. Meine Veranlassung zu solcher Mittheilung war zweitägige Haft nach über mich ausgesprochenem Todesurtheil. In solcher Lage beschäftigt sich wohl jedes Menschenkind damit, den berühmten Hamletschen Monolog auf seine Weise und nach seinem Bedürfniß nachzudichten und umzuarbeiten. Seyn oder Nichtseyn, das ist dann allerdings die Frage. Auch ich stellte sie mir und dichtete meinen Monolog. Ob gut, ob schlecht — ich kann es nicht sagen.

Es war am 12. Juli 1839. Nach viertägigen Verhandlungen hatte mir die hohe Kammer der Pairs ihr Urtheil vorlesen lassen. Der Stab war über mich gebrochen; der Gerichtsschreiber schloß mit einer gutgemeinten Ermahnung unter Empfehlung geistlichen Beistandes. Ich bat um Nachrichten von meinem Freunde, dem heldenmüthigen Martin Bernard,* vom unglücklichen Mialon, von Delsade und andern Unglücksgefährten. Nachdem er mich über ihr Schicksal beruhigt, kam er auf seine Ermahnungen zurück, denen ich die Erklärung entgegensezte: mein Glaube an Gott stehe fest, das sey mir genug; zwischen ihm und mir bedürfe es keines Priesters, und ich wünsche, jezt zum Tode bereit, meinen Richtern in ihrer lezten Stunde die Ruhe, die über mich gekommen. Darauf ward mit mir abermals eine genaue körperliche Untersuchung vorgenommen; man löste von Beinkleidern und Weste die Schnallen, nahm mir etliche Kleinigkeiten ab, die ich noch besaß, auch einen Ring, den mir jüngst meine Schwester als Liebeszeichen in's Gefängniß geschickt und den ich ihr nach der Hinrichtung wieder zuzustellen bat. Es war gegen neun Uhr Abends. Als ich mit meinem Wächter mich wieder allein befand, stopfte ich mir eine lezte Pfeife und ging nachdenklich im Gemach auf und ab. Mein Gefährte zeigte Theilnahme und Mitleid. Ich war ruhig und mir nur einer überreizten Energie bewußt, und eines kleinen Hochmuths im Gedanken, daß ich berufen sey, meine Ueberzeugung mit meinem Blute zu besiegeln.

Nach einiger Zeit legte ich mich nieder und hoffte die Nacht gut zu schlafen, als die Thür ging und ein Armensünderinstrument gebracht wurde, die Zwangsjacke. Diese scheint mit zu den kleinen Nebenfreuden des Todesurtheils zu gehören. Man fürchtete Selbstmord; ich mußte mich bequemen. Mit übereinandergeschnürten Armen in einem Sack, der nur den Beinen Bewegung zuläßt, die Nacht zuzubringen, ist uner-

---

* Jezt Mitglied der Nationalversammlung.

träglich. Jede Lage wird alsbald unleidlich; legt man sich auf die Seite, so wird der Arm krampfig; legt man sich auf den Rücken, so dringen Riemschnallen und Strickknoten zwischen den Schultern in's Fleisch; wie man sich auch legen mag, thut es weh. Auch konnte ich vor Schmerz nicht schlafen und resignirte mich. Da der Schlaf, dachte ich, für eine Art Vorgenuß des Todes gilt, und mir nur noch einige Stunden des Daseyns verbleiben, so ist es rathsamer, sie zum Ordnen meiner Gedanken anzuwenden und den Blick nach innen zu kehren.

Mit Ausnahme des kurzen Zeitraums, da mich jugendliche Reaktion gegen den Jesuitismus der Restauration hingerissen, den Schöpfer mit den elenden Begriffen der Geschöpfe von ihm zu verwechseln und endlich gar zu leugnen, hatte ich stets den Glauben an ein höchstes Wesen festgehalten. Diesen verdanke ich, wie so viele Andere mit mir, den Schriften Rousseaus. Später hatte sich dieser Glaube am Spiritualismus der wahrhaft großen Männer unserer ersten Revolution gekräftigt, der sie zu so großer Selbstverleugnung und Hingebung begeistert und zu ächten Demokraten gestempelt hat. Demokrat und Gottesläugner, diese Begriffe konnten in meinem Sinn nimmermehr beisammen seyn. So stand denn mein Glaube an ein höchstes Wesen, an Unsterblichkeit der Seele und an eine göttliche Vergeltung unerschütterlich fest. Wo aber knüpft das Leben wieder an nach dem Tode? Dieses hatten mich die Meister nicht gelehrt, und kann ohne vorangegangene Beantwortung dieser Frage überhaupt von Religion die Rede seyn? Da erschien denn eines Tags eine Abhandlung, auf die ich stieß, meinem forschenden Geiste als eine wahre Offenbarung. Es war der prachtvolle Artikel „Himmel" von Jean Reynaud in der „neuen Encyklopädie."* Die erhebende Grundidee Gottes als Fortschritts- und Vervollkommnungsgesetzes, Urquells und Ausflusses alles Lebens einerseits und andererseits des Aufsteigens dieses unerschöpflichen Lebens in einer unendlichen Reihe individueller Wesen durch unaufhaltsamen, ununterbrochenen Uebergang von einem zum andern jener unzähligen Himmelskörper, die selbst wieder in ihren ewigen Kreisen dem Urquell aller Vollkommenheit zustreben — diese Idee schien meiner Sehnsucht die befriedigendste; sittliches Gefühl, Phantasie, Wünsche, Hoffnungen, alles löste sich zu einem beseligenden Bewußtseyn darin auf. Ich las und es ward in meinem Innern licht. Aber von politischer Bestrebung befangen, konnte ich leider damals — es war, wenn ich nicht irre, im Jahre 1837 — die Idee nicht in ihrer ganzen Fülle fassen, sondern gleichsam nur im Rohen in mich aufnehmen. Als ich nun verwundet von der Straße aufgerafft worden war und im Gefängniß gewissermaßen im Angesicht des Blutgerüstes stand, hatte ich den Goldfund oftmals aus meiner Brust hervorgeholt und zum Prüfstein meiner sittlichen und religiösen Grundsätze gemacht. Er verblieb mir als mein einziges, letztes Gut, dessen völligen Werth zu erkennen mir Bedürfniß war. Und an ihn mußten sich denn auch in dieser feierlichen Nacht, da ich als Scharfrichtergut geknebelt da lag, meine Betrachtungen wieder anknüpfen.

(Fortsetzung folgt.)

* Herausgegeben von Jean Reynaud und Pierre Leroux. Ueber die Würde dieser beiden ausgezeichneten Geister und den Werth der von ihnen veröffentlichten Encyklopädie des philosophischen Wissens, welche der Philosophie in Frankreich neue Bahnen brach, lese man unter andern „Ueber Schelling und Hegel; ein Sendschreiben von Pierre Leroux," von Karl Rosenkranz. Königsberg 1843. A. G.

Aus dem Londoner Leben.

(Fortsetzung.)

Mir gegenüber saß ein Straßenzauberer, der einige Kartenkunststücke zum Besten gab und neben diesem seinem eigentlichen Gewerbe einen Handel mit dem wieder in Aufnahme kommenden, „Bandalore" genannten Spielzeuge trieb, womit Georg IV. sich täglich mehrere Stunden die Zeit vertrieben haben soll. Ein dritter an unserem Tische war ein Spaßmacher von Profession, von der Art, wie fast jede gemeine Londoner Taverne einen hat, Leute, die in der Hauptsache auf freie Zeche ausgehen, aber keine Gelegenheit verschmähen einiges Geld zu verdienen. Er hatte sich für heute Nacht uniformirt, trug den Rock eines Pariser Nationalgardisten mit wollenen Epauletten, grünes Beinkleid mit rothem Streif und dreieckigen Hut mit Federbusch quer über die Stirn. So oft das Gespräch eine Pause machte, füllte er sie mit einer Anekdote oder einem Ereignisse seines „reichen" Lebens aus. Er mußte sich indessen sehr anstrengen — und es gelang nicht immer — um zwei fahrenden Schülern oder wandernden Psalmsängern — vulgo griddlers — die Wage zu halten. Sie hatten das fromme Wesen abgelegt, in welches solche Bursche sich einhüllen, wenn sie in ruhigen Straßen und in den Parks geistliche Lieder singen, wodurch sie frommen Seelen übel angebrachte Spenden ablocken. Außerdem gab es ein paar »shally-coves,« schiffbrüchige Matrosen, die nie das Meer gesehen oder ein Schiff bestiegen hatten, und einen aus seinem theuern polnischen Vaterlande von russischer Despotie vertriebenen Polen, der zwar französisch sprach und todesmuthig den lezten Freiheitskampf in Wien mit-

gekämpft, aber noch besser englisch verstand, in London geboren und nie über die Gestade der meerumgürteten Insel hinausgekommen war. — Ich übergehe diejenigen, die theils ihr Incognito streng behaupteten, theils zum gemeinen Troß der Bettler gehörten, theils sich mir nicht bemerkbar genug machten, um die spezifischen Umstände ihres Daseyns und Wirkens erfragen zu können.

Laut Uebereinkunft mit meinem Führer, das heißt auf Grund der ihm zu unserer beiderseitigen Beköstigung von mir im voraus verabreichten halben Krone — 25 Silbergroschen — war ich zum Nachtessen sein Gast. War nun auch dasselbe nicht in jeder Hinsicht vortrefflich zu nennen, so war es doch ein ganz schmackhaftes und mehr als genügend. Zuerst ein Beefsteak mit Kartoffeln, dann eine Bratwurst mit sauern Gurken (beides in London das non plus ultra unfashionabler Gerichte), zuletzt ein Stück Käse und Brod. So schwelgerisch soupirten aber nicht alle, ja, wie mir schien, die wenigsten. Der Epileptische und der Spaßmacher beschränkten sich jeder auf eine Schweinskotelette mit Sauerkraut, die »shally coves« auf Brod, Käse und Zwiebeln, die meisten auf eine Portion Nierenpudding mit Kartoffeln. Alles wurde entweder am Kaminfeuer zubereitet oder aus der Nachbarschaft geholt, oder vom Hausaufseher gegen baare Bezahlung geliefert. Soll ich nun aber die ganze Abendunterhaltung kurz bezeichnen, so glaube ich mit Beifall der Wahrheit und mit Rücksicht auf die betreffenden Personen sie eine, wie früher gesagt, in ihrer Art vergnügte nennen zu müssen.

Im Verhältniß zu ehrlichem Fleiße wird die Thätigkeit solcher Menschen in London viel zu gut belohnt. Was sie thun, ist leicht gegenüber dem, was ein Londoner Arbeiter oft für geringeren Lohn leistet und leisten muß, um sammt den Seinigen von seiner Hände Arbeit leben zu können. Bisweilen erscheint aber auch ein Erwerb leicht, der aus einer Beschäftigung hervorgeht, welche, obgleich eine ganz andere und minder anstrengende, doch um nichts weniger schwer und sauer ist als die des Kohlenkärrners oder Deckarbeiters. Zur Erläuterung füge ich die für das Wesen des hiesigen niedern Volks sehr charakteristische Lebensskizze eines Mannes bei, der Jahre lang ein hiesiger Straßencharakter war und vor wenigen Wochen freiwillig — ausgeschieden ist.

Der Mann hieß John Nighton und London kannte in ihm seit länger denn vierzig Jahren den Inhaber eines coffee-stall, einer Kaffeebude, an einer Ecke der bei Tag und Nacht lebhaften Fleetstraße. Als er sein Geschäft begann, war Kaffee ein Luxus und deßhalb schenkte Nighton keinen Kaffee, sondern Salep, eine Abkochung der Salep- und Sassafraswurzel, die mit Milch und Zucker ein kräftiges und schmackhaftes Getränk gibt, jezt aber aus den hiesigen Kaffeebuden, welche um Mitternacht aufgeschlagen und im Sommer gegen sechs, im Winter gegen sieben des Morgens abgebrochen werden, gänzlich verschwunden ist. Im Fortgange seines Geschäfts legte sich Nighton Kaffee zu, für seine „vornehmen“ Kunden, und er gilt für den Ersten, der in London auf der Straße Kaffee schenkte. Ob es eine liebliche Sommernacht war, oder der scharfe Ostwind von der Blackfriarsbrücke her den Schnee durch die Straße trieb, John stand auf seinem Posten, eine willkommene Erscheinung für Manchen, dem vor Frost die Zähne klapperten und dem der rothglühende Ofen von weitem den kochenden Topf verrieth. John war kein Freund von vielen Worten, aber höflich und aufmerksam gegen Jeden, wie bunt auch die Gesellschaft war, die bei ihm vorsprach. Er machte keinen andern Unterschied, als den er mit dem Worte „vornehm“ andeutete, und seine vornehmen Kunden waren spät aus den Theatern Heimgehende, junge Taschendiebe, die sich bei ihm die Pfeife anzündeten, und bis nach Mitternacht in den Druckereien Beschäftigte. Die Mehrzahl seiner Gäste waren während der Nacht solche, die weder weben noch spinnen, und Morgens unverheirathete, ihrem Berufe nachgehende Handwerker.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

(Fortsezung.)

Potsdam und Charlottenburg. — Theater.

Der König weilt mit seiner nächsten Umgebung noch immer in Charlottenburg. Man spricht davon, daß er in diesem Jahr das mit allen Reizen der Natur und Kunst geschmückte Sanssouci gar nicht beziehen werde. Es könnte etwas wahres daran seyn. Potsdam, das sein Entstehen dem Königshause verdankt, sein Bestehen nur vom Hofe erwarten kann, dieses Potsdam hat im vergangenen Jahr nicht gerade rühmliche Beispiele von Anhänglichkeit an seine Wohlthäter gegeben. Charlottenburg dagegen, der Lieblingsaufenthalt des verstorbenen Königs, das in seinem Park die Asche des verstorbenen Königspaares birgt, Charlottenburg, seit des Königs Tod verödet und verwaist, Charlottenburg hat in seiner treuen Gesinnung verharrt, unerachtet der Ungunst der Verhältnisse, und unerachtet der unmitte

Nähe Berlins. Daß der König durch einen verlängerten Aufenthalt der bisher versäumten Residenz ein Zeichen seiner Anerkennung zu geben und dadurch zugleich ihr materielles Wohl zu fördern beabsichtigen möchte, ist daher nicht ohne Wahrscheinlichkeit.

Die bis vor Kurzem kalten und nassen Tage des in unserm Norden selten als der Wonnemonat erscheinenden Mai machten, daß die Theater sich wieder mit Besuchern füllten, nachdem eine Reihe sonniger Tage im April sie bereits zu leeren begonnen hatten. Oper und Ballet besonders bewahren noch immer die gewohnte Anziehungskraft. In der ersteren herrscht jezt Tichatscheck, den die Kriegsfurie aus Dresden vertrieben. Auch die italienische Oper, die mit Ende Aprils ihre hiesigen Vorstellungen schloß und in Dresden eine neue Stätte für ihre ausgezeichneten Leistungen zu finden hoffte, ist von dort versprengt; einzelne Trümmer sind wieder hieher gelangt; was aus dem Gros der Armee geworden, darüber ist Näheres noch nicht bekannt. Im Ballet ist es Fanny Elsler, die ihren alten Zauber von Neuem ausübt. Vor achtzehn Jahren flatterte die reizende Tänzerin zum erstenmal über unsere Bühne; die damals für diese Sylphide schwärmten, wenn sie noch leben, schwärmen heute noch für sie, und eine neue Generation schwärmt mit. Die neue Generation sieht heute die vollendete Künstlerin, während damals der Reiz der Jugend, die unbewußte Grazie, dieses Geschenk der Götter, welches die Begabte wohl zu bewahren verstanden hat, auch den verstocktesten Skeptiker zum Bewunderer machte. Die Künstler wetteiferten damals, das anmuthige Kind in Farben, in Marmor darzustellen, und die Lithographie verfehlte nicht, sich bei dem Wettstreit zu betheiligen. Wer diesen Liebling Terpsichores, wie Fanny damals schon genannt wurde, jezt wieder sieht, vergißt es, die heutige Erscheinung mit der damaligen, von der die Urkunden wieder an den Schaufenstern der Kunsthandlungen ausgestellt sind, zu vergleichen; er vergißt die Jahre nachzuzählen, die seitdem verflossen, und die spurlos an der elastischen Gestalt, die vor ihm über die Bretter hinschwebt, vorübergegangen sind. Für diese Künstlerin existirt aber auch nichts anderes als ihre Kunst, sie denkt nichts anderes, sie lebt und webt in ihr. Die Zeit naht, wo sie dieser nicht mehr wird huldigen dürfen, wo sie selbst sich wird sagen müssen: es ist genug. Aber wird ein reiches, glänzendes Leben, das ihr Talent ihr vorbereitet, sie trösten können über die Ruhmes- und Siegeskränze, die in beiden Hemisphären ihr tausendfach zugeflogen sind?

(Schluß folgt.)

Dresden, Mai.

(Schluß.)

Der Maiaufstand.

Vom 5. Mai an drangen die später auch durch einige Bataillone Preußen verstärkten Truppen langsam, aber sicher durch Erstürmung einzelner wichtiger Häuser vom Centrum und beiden Flanken in der Altstadt vor, so daß die Insurgenten den 9. Mai früh die Flucht ergriffen. Daher war der Verlust des Militärs verhältnißmäßig gering (über dreißig Todte und gegen hundert Verwundete); todte Insurgenten kann man gegen zweihundert annehmen, da in den erstürmten Häusern viele Bewaffnete niedergemacht wurden. Allerdings sind während des Kampfes von einzelnen Soldaten, Sachsen wie Preußen, gegen Gefangene und Verwundete Brutalitäten verübt worden, doch im Ganzen zeigte das Militär Mäßigung und hat sich seither während des Belagerungsstandes musterhaft benommen. Auch von Seiten der Insurgenten haben sich viele Kämpfer, besonders die hiesigen und fremden Turner, in den Häusern, die sie besezten, sehr rücksichtsvoll benommen. Aber neben ihnen und nach ihnen hat auch scheußliches Gesindel hie und da zerstört und geraubt. Die Mordbrennerei in der Nähe des Schlosses wurde sogar von dem Diktator legalisirt, und beim Abzug steckte eine wilde Rotte noch ein paar Häuser ohne allen Zweck in Brand. Dadurch sind das alte Opernhaus mit einem Theile der Dekorationen und Theatergarderobe, ein Pavillon und eine Gallerie des Zwingers mit dem größten Theile des Naturalienkabinets, und außerdem vier Häuser auf der Brückengasse und Zwingerstraße zerstört worden.* Es ist wunderbar, daß nicht mehr Terrorismus gegen mißliebige Personen geübt wurde. Nur am ersten und lezten Tage des Aufstands mußten sich einige solche Männer den Angriffen einzelner herumstreifender Banden durch die Flucht entziehen; die übrigen Tage hat wohl die Spannung aller Gemüther die Aufmerksamkeit von denen abgeleitet, die im Falle der Niederlage der Truppen wahrscheinlich unglückliche Opfer der Siegeswuth des unbändigen Pöbels geworden wären.

Vom 10. Mai an kehrten die Flüchtlinge wieder aus den maifrischen Gefilden der lieblichen Umgebung Dresdens in die Anfangs noch ganz öde und vielfach zerstörte Stadt zurück. Zwar waren die Barrikaden schon weggeräumt, aber das überall aufgerissene Pflaster, die ausgebrochenen Trottoirs, die Brandstätten und viele furchtbar zerschossene Häuser, besonders am Postplaz und auf dem Neumarkte, boten dem Auge einen gräßlichen Anblik. Auf der Augustusstraße an der Gemäldegallerie waren die breiten Trottoirs im eigentlichen Sinne des Worts von den zerbrochenen Fensterscheiben ganz und gar wie mit Glassand überstreut. Im Innern sind sehr viele Häuser von den Insurgenten, wie vom Militär durch Einschlagen der Wände beschädigt worden. Schon aber verschwinden viele solche Wahrzeichen des Kampfes. Ueberall wird gearbeitet, überall herrscht das regste Leben, und mit Ausnahme des vielen Militärs, das theils hier garnisonirt, theils durchmarschirt, nimmt die Stadt allmählig wieder ihre frühere Physiognomie an, denn der Belagerungsstand ist in der That kaum bemerkbar.

Aber freilich, die äußerlich nicht sichtbaren Folgen des schrecklichen Kampfes werden uns noch lange Zeit beängstigen. Die den zuständigen Richtern übergebene Untersuchung, in welche von Tag zu Tag mehr, und selbst einige sehr geachtete Männer verwickelt worden sind, die schwere Last, welche unsere Commun bei ihren traurigen finanziellen Verhältnissen sehr lange Zeit drücken wird, die Noth der in ihrer Nahrung zurückkommenden Gewerbsleute, Erschlaffung auf der einen, stille Erbitterung auf der andern Seite — das sind die nächsten traurigen Folgen eines Ereignisses, welchem der Uebermuth des Radikalismus einen so furchtbaren Charakter aufgeprägt hatte. Von ihm ist keine Weisheit, keine Mäßigung zu hoffen. Gott gebe aber den Regierungen, welche jezt die Macht haben, Weisheit und Mäßigung, daß sie nun im Sinne der Verständigen im deutschen Volke die Einheit des armen bedrohten Vaterlands zu Stande bringen, welche unsere edelsten Volksvertreter in Frankfurt bei dem Troz und Uebermuth der Demokraten, und bei der Verblendung und Böswilligkeit der Diplomatie nicht zur Anerkennung bringen konnten.

* Die übrigen Sammlungen, die sich im Zwinger befinden, besonders das historische Museum und die gefährdeten Bilder in der vom Militär besezten und von den Insurgenten beschossenen Gemäldegallerie wurden durch die Geistesgegenwart und Unerschrockenheit des Direktors Hofrath Schulz gerettet.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 142. Donnerstag den 14. Juni 1849.

— Ein verlorner Mann,
Geworfen aus gewohnter Lebensbahn.

Green.

Aus dem Londoner Leben.

(Schluß.)

Die Sage ging, John Nighton sey im Besitze interessanter Geheimnisse und häufig durch Geld versucht worden sie mitzutheilen, habe es aber stets verweigert unter dem Vorgeben, er wisse nichts, habe keine Zeit auf die Gespräche seiner Gäste zu achten, habe mit seiner Arbeit zu thun und darauf zu sehen, daß er richtig bezahlt werde. Vielleicht aus diesem Grunde galt Nighton für einen verschwiegenen Mann, der sich dabei recht gut stehe. Wenn er seine Bude abbrach, zog er sich in seine Häuslichkeit zurück und blieb daselbst meist den ganzen Tag. Er konnte das Sonnenlicht nicht vertragen; es mache ihn schläfrig und verdrossen, meinte er, und dankte Gott, wenn die Tage anfingen abzunehmen. Die Sonne, sagte er, sollte Jahr aus Jahr ein um sieben auf- und untergehen; so wolle es die menschliche Natur. Wurde er mit einem falschen Schilling betrogen, so war er sicher, daß er ihn bei Tage bekommen; „ich kann bei Tage nicht sehen," versicherte er. Uebrigens war er die personifizirte Pünktlichkeit. Mit dem Schlag der Mitternachtsstunde schob er seinen Karren aus dem Hause, wo er wohnte, und fünf Minuten nach sechs im Sommer, nach sieben im Winter führte er ihn heim.

Viele Jahre hatte John für sich gelebt und seine Wirthschaft allein besorgt, als er eine Aufwärterin annahm, ein munteres, gesprächiges Mädchen, das ihm auch bisweilen in der Kaffeebude beistand und gegen vier des Morgens sein Frühstück brachte, eine dicke, heiße Biersuppe, denn John trank nie Kaffee. Nach einiger Zeit wurde aus der Aufwärterin Madame Nighton, und seit dem Tage seiner Trauung ward John noch schweigsamer, stiller und in sich gekehrter, in mehrfacher Beziehung ein Anderer. In einem der nächsten Winter erkältete er sich und mußte zum erstenmal in seinem Leben eine volle Woche die Stube hüten. Seine Frau versah die Bude, aber nicht so höflich und aufmerksam wie er; sie bedauerte auch ihren Mann nicht, sondern erklärte, es geschehe ihm schon recht, er habe nicht Ursache, sich Sturm und Wetter auszusetzen, er habe genug, um etwas Bequemeres anzufangen. Hierunter verstand sie, die Kaffeebude nebst Zubehör zu verkaufen, ein hübsches Haus zu nehmen und die Zimmer möblirt zu vermiethen. Ihr Mann war nicht der lezte, dem sie dieß sagte. Er sey in London so bekannt, meinte sie, daß es ihnen schon deßhalb an Miethern nicht fehlen werde, und es gebe eine Menge Menschen, die durch Vermiethen reich geworden. Nach langem Weigern willigte John ein, aber sehr ungern und sich und Andern nicht verhehlend, daß die Sache schlecht ausfallen werde. Für die Bude nebst Zubehör, was seiner Versicherung nach hundert Pfund werth sey, forderte er zwanzig, und eines Tags, während er schlief, verkaufte es seine Frau für zehn.

Ein geräumiges Haus wurde nun gemiethet und mit einem beträchtlichen Theile des von Nighton in der Sparkasse angelegten Geldes von unten bis oben möblirt. John willigte in Alles, mischte sich aber in nichts, schlich mit einbrechender Nacht aus dem Hause und kehrte am Morgen zurück. Es dulde ihn Nachts nicht im Bette, sagte er, und nach wie vor schlief er am Tage. Inzwischen ging das Vermiethen insofern

gut, als es an Zuspruch nicht fehlte, aber insofern schlecht, als viele Miether von Johns nächtlicher Bekanntschaft sich ohne Bezahlung „drückten." John, der nicht darnach fragte und um das ganze Hauswesen sich nicht kümmerte, erfuhr nichts davon. Was ihn allein beschäftigte, war seine frühere Kaffeebude. In der Nähe derselben verbrachte er seine Nächte, und als eines Morgens der damalige Inhaber sie zusammenpackte, trat John zu ihm und sagte: „Fünf-und-zwanzig baare Sovereigns heute Abend! Soll's gelten?" — „Nein," war die Antwort; „nicht für das Doppelte." Unter tiefem Seufzen schlich John nach Hause.

Woche auf Woche legte John seinem Gebote fünf Sovereigns zu bis zu fünfzig. Der Budenbesitzer schlug sie aus. Da faßte jener den Entschluß, am andern Ende der Straße eine Oppositionsbude zu errichten. Mit Freude und Hast ging er an die Ausführung, und es war für ihn seit lange die erste glückliche Nacht, als er hinter seinem Kaffeetische stand. Aber die alte Kundschaft kehrte nicht zurück, neue nicht ein und sein Muth fing an zu sinken. Ein weiteres Mißgeschick warf ihn völlig nieder. Er fand eines Morgens sein Haus leer und die Nachricht, daß seine Frau mit dem Rest der Habe und des Sparkassenkapitals sich nach Amerika eingeschifft. Noch zwei oder drei Nächte wurde er in seiner Bude gesehen, dann meldeten die Zeitungen, daß John Righton, laut Verdikt der Jury, in einem Anfalle von Wahnsinn felo de se geworden sey.

Zwei Tage eines zum Tode Verurtheilten.

(Fortsetzung.)

Nach einigem Nachdenken war es mir, als sähe ich die wunderbare Jakobsleiter sich vor mir ausdehnen, die, mit dem Fuße auf dem Erdball ruhend, in ihrer unendlichen Stufenfolge von Stern zu Stern sich erhebt, von einer Weltkugel zur andern, von einer Weltenschicht zu einer höhern, von Firmament zu Firmament, durch Myriaden von übereinander lagernden Milchstraßen hindurch, unabsehbar zum Mittelpunkt hinan, eine ewige Himmelfahrt zum unerreichbaren Gott. Die Erde, unser kleiner Planet, auf dem ich die kurze Spanne Zeit, die wir dreißig Jahre nennen, den Lebenshauch geathmet, was ist sie mehr als einer der unzähligen Staubpunkte im Weltall, auf dem der Mensch, oder im weitern Ausdruck, das auf der Dreiheit: Sinn, Gefühl, Erkenntniß beruhende Geschöpf * zum Leben eingeht und den ersten Schritt zum großen Weltgange vollbringt? Hier im untern Stock des Weltgebäudes, wie in allen andern auf gleicher Stufe stehenden Sternen, beginnt sein Werth oder Unwerth vor dem Schöpfer, und wenn jenes räthselhafte Naturereigniß eintritt, welches wir nicht ohne Scheu herannahen sehen und Tod nennen, bringt das geschaffene Wesen nach dem Gesetz der Anziehungskraft und der Wahlverwandtschaft in eine höhere Sternschicht, wo es mit seinesgleichen zu neuem Leben und zu weiterer Entfaltung eingeht. Nicht Alle aber sind gleich vorgeschritten, ja Einzelne haben durch Uebertretung der göttlichen Gesetze sich versündigt; wie wird es mit diesen? Für sie, die Nachzügler und Büßenden, muß es, dachte ich, hier und überall Correlativsterne geben. Könnten nicht die in Wechselbeziehung stehenden Sterne materielle, den Sinnen wahrnehmbare Bezüge zu einander haben, von denen wir, Bewohner einer niedern Sphäre, so wenig einen Begriff uns zu machen vermögen, als z. B. unsere Vorväter vor wenigen Jahrhunderten sich unsern jetzigen leichten Verkehr mit denjenigen Punkten des Erdkörpers denken konnten, die wir die Antipoden nennen? — Was wir von Gott als ein Recht beanspruchen dürfen, das ist Vergeltung nach Maßgabe unserer Handlungen und zugleich ungemessener Fortschritt; mithin wird die über die Sündigen verhängte Strafe selbst zu gleicher Zeit eine Läuterung, folglich auch ein Mittel zum Fortschritt für sie seyn. Weltbürger im wahren Sinne des Worts, werden wir auf solche Weise, vom Glauben an die Solidarität der Familie oder der Kaste ausgehend, durch die der Völker und der Erdgeborenen, die wir anstreben, am Ende zur Ausübung des solidarischen Dogmas gelangen, das die Gesammtheit der Weltenbewohner umfaßt. Unaufhörlicher Fortschritt, mit jeder Wiedergeburt Annäherung zum Schöpfer, der zwar allgegenwärtig auch auf Erden sich offenbart, aber in höhern Regionen der Schöpfung vielleicht noch wahrnehmbarer, noch beseligender, erfaßbarer als hier, gleichwie er schon hier in den Gaben der Natur reicher und herrlicher ist in den gemäßigten Himmelsstrichen als unter den Polen — das ist das Grundgesetz. Ewig zu ihm hinanstreben, ohne ihn jemals erreichen zu können, den Inbegriff der Vollkommenheit, ohne je sein Angesicht zu schauen, wie die Bibel spricht, getrennt von ihm wie das Endliche vom Unendlichen, wie vom Urwesen das erschaffene Wesen — das ist Bedingung unseres Daseyns. Wahrlich, gleich erhaben Beides, Gesetz und Bestimmung, und würdig vom Weltenlenker auferlegt zu werden dem Geschöpf, das er vor allen auserkoren zur Verherrlichung seiner Allmacht!

Während ich regungslos auf meinem Lager mich in solche Betrachtungen vertiefte, war eine Stunde

* Die bekannte Pierre Leroux'sche Trias.

nach der andern dahingegangen. Der Morgen brach an, von leisem Lichtschimmer verkündet. Einer der Wächter warf einen Blick auf's Fenster, dann einen auf mich und sprach mit einem Seufzer leise zu seinem Gefährten: „Der arme Teufel! er schläft. Ihm wäre besser gewesen, die Kugel hätte ihm den Kopf zerschmettert, statt nur verwundet; er hätte nun überstanden." Diese Worte, mit dem Ausdruck des innigsten Mitleids gesprochen, brachten mich zum Bewußtseyn meines irdischen Seyns zurück. Es trat mir vor die Seele, wie einst in der Kindheit die Neugier mich und meine Schulgenossen getrieben hatte, einer Hinrichtung beizuwohnen. Damals war es noch Sitte, daß die armen Sünder am hellen Mittag beim Läuten der Trauerglocken und unter gespenstischem Geleit der büßenden Brüder in feierlichem Zuge zum Richtplatz geführt wurden. Lang war der Gang vom Kerker zum Rabenstein. Wir stellten uns an den Weg und suchten mit neugieriger Scheu uns vorzudrängen. Als ich aber den todtbleichen Menschen mit verzerrtem Antlitz und angsterstarrtem Blick von zwei Bütteln aufrecht gehalten vorüberziehen sah, ergriff mich ein solcher Schrecken, daß ich unser Vorhaben und alle Scheu vor dem Spott meiner Kameraden vergaß und voll Entsetzen davon rannte. Dieses Bild weckten plötzlich jene Worte des Wächters in meiner Erinnerung. Dann, durch eine naheliegende Gedankenverbindung, fiel mir eine Anmerkung aus „Buchez und Roux's Revolutionsgeschichte" wieder ein, wo es in Bezug auf Dr. Guillotin's Behauptung von seiner Maschine heißt: es sey gar nicht ausgemacht, daß die auf seine Art vollzogene Enthauptung eine so wenig schmerzhafte Todesart sey als er vermeine, worauf Beispiele angeführt werden, die es wahrscheinlich machen, daß nach der Trennung des Hauptes vom Rumpfe das Gefühl, sogar das Bewußtseyn noch einige Augenblicke fortbestehen dürften. Dank der allmächtigen Güte! diese Gedanken, die mich zu anderer Zeit vielleicht mit Schauder erfüllt hätten, sie gingen durch meine Seele, ohne sie zu berühren. Bald darauf sogar, gegen den eben vernommenen mitleidigen Wunsch meines Wächters mich empörend, rief ich mir innerlich zu: „Nein, nein! diese Todesart ist für mich die bessere, denn sie wird die Sache befruchten, der ich diene!" Und mit einem Sprung zurück in das Reich des Uebersinnlichen suchte ich mich wieder auf jene Höhe emporzuschwingen, wo sich meinen Blicken die Herrlichkeiten der Schöpfung offenbarten.

Aber ich war einmal heraus aus jener Welt; die Bilder verblichen, die Vorstellungen wichen zurück, in dem Maaße, wie der blasse Morgenschimmer zum Tageslicht heranwuchs. Es war drei Uhr Morgens. Vielleicht, dachte ich, senden sie mir mit dem Sonnenlicht den Henker. Daß ich nicht um Begnadigung einkommen werde, müssen sie zu meiner Ehre überzeugt seyn. Sollten sie nicht, wie schon oft, darauf bedacht seyn, Alles in der Früh abzumachen, um möglichem Auflauf zuvorzukommen? Ist doch aus ähnlichen Besorgnissen die Instruktion meines Prozesses beschleunigt worden. Jedenfalls konnten sie nur kurz seyn, die Augenblicke, die ich hienieden noch mein nennen durfte. Ich nahm also von Allem, was mein Herz liebte, Abschied, vom Vaterlande, von meiner Schwester, meinem Bruder, meinen Freunden; jedem sandte ich aus tiefster Seele einen lezten Liebeskuß zu. Frankreich, Frankreich vor allen drückte ich am längsten an meine Brust. Ja, bald, rief ich dem theuern Lande zu, bald werden alle Hemmnisse schwinden, alle Bande fallen, die sich der Erfüllung deiner Geschicke entgegenstemmen; bald wirst du wieder das große Volk seyn, das Volk der Gleichheit, der Befreier der Menschheit. Wenn aber der große Tag erscheint, werde ich nicht erstehen können zum Kampfe für die heilige Sache!

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Neue Reisemethode. — Eisenbahnen. — Tranksteuer.

Troz der politischen Stürme, in denen wir seit einem Jahr beständig leben, und die so manchen Besitz, so manche Stellung erschüttern, gibt es doch noch Leute, welche Seelenruhe genug besitzen, um auf Lustreisen zu denken. Dergleichen Leute nun haben zu Pfingsten eine Fahrt nach London beschlossen, welche jezt freilich zu den leichtesten Dingen von der Welt gehört. Mittelst der Eisenbahn kann man viermal im Tage nach Calais reisen, und zwar in Zeit von sieben Stunden, und von dort gelangt man in wenigen Stunden in die Hauptstadt Englands. Die Engländer, diese spekulativen Köpfe, haben das Reisen zu einem neuen Geschäftszweige zu benützen verstanden, der wahrscheinlich auch auf dem Festlande Nachahmung finden wird. In London sind Reiseunternehmer aufgetreten, das heißt Spekulanten, die gegen eine bestimmte Einlage die Reisenden aller Mühe, aller unnützen Schritte überheben, sie an Ort und Stelle

schaffen, Kost und Quartier für sie bestreiten, sie herumführen, ihnen alle Merkwürdigkeiten zeigen, und sie am bestimmten Tage, sogar zur bestimmten Stunde mitten in London wieder absetzen. Alles ist auf's Genaueste berechnet, und wer, der bloß reisen will, um sagen zu können, er sey da und dort gewesen, er habe dieß und jenes gesehen, hätte seine Reiselust auf andere Weise lange nicht so ökonomisch befriedigen können. Von einer solchen Anstalt sind die sieben- oder achthundert Engländer, welche um Ostern Paris mit ihrer Gegenwart beehrt und zum Theil belustigt haben, denn manche sahen sehr drolligt aus, von London nach Paris und von Paris nach London transportirt, gespeist und einquartiert worden; die Pariser, welche zu Pfingsten die Hauptstadt Englands besuchten, haben sich einem ähnlichen Spekulanten (einem Engländer, wie sich von selbst versteht) überliefert. Hat diese Reisemethode guten Fortgang, so wird man sie über alle Länder sich erstrecken sehen, welche Eisenbahnen und Spekulanten besitzen, und es werden fortwährend ganze Schaaren von Reisenden unter Aufsicht der Offizianten der Anstalten von einem Lande zum andern wandern. Diese Spekulationen bringen vielleicht allmählig die Brüderschaft unter den Völkern zu Stande, welche bisher bloß ein frommer Wunsch der Philanthropen war. In Aussicht dieser Gesammtreisen wird an den Eisenbahnen, welche von Paris auslaufen, wieder fleißig gearbeitet, und in diesem Monat wird vermuthlich der Anfang der auch für Deutschland wichtigen Eisenbahn von Paris nach Straßburg eröffnet werden können, wenn nicht wieder ein Aufstand dazwischen kommt. Der Pöbel ist den Eisenbahnen, von denen er wenig Gebrauch macht, gar nicht hold, und in seiner ersten Raserei pflegt er Versuche zu machen, dieselben zu zerstören. Ohne Zweifel trägt dieser Umstand viel dazu bei, daß sich die Eisenbahnunternehmungen in Frankreich in so schlechtem Zustand befinden. Die Ausgaben sind bei allen sicher und oft sehr bedeutend, die Einnahmen ungewiß und in der ersten Zeit wenigstens weit geringer als die Ausgaben. Die Preise der Plätze sind ungefähr ebenso hoch wie in den Diligencen; in dieser Hinsicht haben also die Reisenden wenig gewonnen, und nur die Schnelligkeit der Fahrt, mithin die verminderte Nothwendigkeit in den Gasthäusern Geld zu verzehren, macht einen Unterschied in den Reisekosten. Etwas thun jedoch die Eisenbahnunternehmer, indem sie Abonnements annehmen von Reisenden, welche dieselbe Fahrt oft machen müssen; diesen wird ein nicht unbeträchtlicher Rabatt bewilligt. Jezt dringt aber die Presse stark darauf, daß der Staat die Eisenbahnen in die Hand nehme, und wenn dieß geschieht, werden auch die Preise herabgesezt werden. Die Unternehmer müßten dann freilich entschädigt, und folglich dem Staatsschatze neue Lasten aufgebürdet werden, während der alten schon so viele sind, daß man nicht weiß, wie man sich derselben entledigen soll. Und nun hat die konstituirende Versammlung zu guter lezt vom künftigen Jahr an die Getränkesteuer in den Städten abgeschafft, welche dem Staat und den Stadtbehörden hundert Millionen Francs einbrachte. Der Wein ist in Frankreich bekanntlich allgemeines Getränk, und da die Steuereinnehmer nicht hundert verschiedene Weinsorten abzuschätzen vermögen, so ist eine einzige, ziemlich beträchtliche Steuer auf alle Weine, kostbare wie gemeine, gelegt; der Staat bezieht einen Theil davon, das Uebrige bleibt den Stadtbehörden zur Bestreitung der Lokalausgaben. Was sollen nun der Finanzminister und die Stadtbehörden besteuern als Ersatz für die wegfallenden hundert Millionen? Einige schlagen Steuern auf den Luxus der Reichen vor, auf Kutschen, Livreebedienten, Pferde; andere wollen die Börsenspekulanten in Anspruch nehmen und die Staatseffekten und den Handel mit Aktien besteuern; noch andere meinen, die neue gesetzgebende Versammlung werde den groben Fehler der konstituirenden Versammlung gutmachen und das Dekret derselben widerrufen, und dieß wäre das Gescheidteste, was sie thun könnte. Es ist aber doch gewiß, daß die Tranksteuer allzu hart auf den gemeinen Weinsorten, dem Getränke des Volks, lastet, und daß diese schwere Auflage um jeden Preis verringert werden muß.

(Fortsezung folgt.)

Berlin, Juni.

(Schluß.)

K u n s t

Auch eine Ausstellung ist eröffnet. Zum Besten bedürftiger Künstler haben hiesige Kunstbeförderer eine Anzahl Gemälde aus ihren Sammlungen zusammengestellt. Den größten Theil der ausgehängten Bilder kennt man von den frühern Ausstellungen, aber man erfreut sich von Neuem an dem Gegebenen, und dieses legt ein rühmliches Zeugniß ab von dem Kunstsinn der Besitzer. Einige neue Bilder sind den ältern beigesellt. Von hiesigen Künstlern ist es vornehmlich Magnus, der Bedeutendes geliefert hat. Es sind nur Porträts, aber diese Porträts sind Bilder, die den so häufig mißbrauchten Namen historischer Bilder eher verdienen, als manches der saftlosen oder steifleinenen Gemälde einiger anderer Schulen. Unter diesen Porträts ist das lebensgroße Bild des Generals von Wrangel das ausgezeichnetste und dasjenige, welches durch die Popularität seines Gegenstandes die Zuschauer am zahlreichsten um sich versammelt. Wrangel ist in der Uniform seines Kürassierregiments dargestellt. Der weiße Waffenrock, mit Silbertressen besezt, mit reichen silbernen Epauletten geschmückt, deckt den Oberkörper, die sehnigen Schenkel stecken in prallen Lederhosen. Die linke Hand, mit dem weißen Stulphandschuh bekleidet, hält den Griff des Pallasches, während die rechte nach einer Rolle auf dem Tisch zur Seite greift. Da hat man weißes Tuch, weißes Leder, und Silber neben und über einander, und Haupt- und Barthaar sind ebenfalls silberweiß, und das alles ist so einfach aufgetragen auf die Leinwand und rundet sich so natürlich zu einem wahrhaft schönen Bilde, daß man Mühe hat sich klar zu machen, welche unsägliche Schwierigkeiten der Meister wie spielend überwunden hat. Das aber ist ja eben die Kunst, daß ihr Erzeugniß den Eindruck macht als wäre es ein Spiel, während es doch nur durch den heiligsten Ernst hervorzubringen möglich ist. Das Bild stellt den zähen, alten Wrangel dar, wie er leibt und lebt, und wer ihn nicht kennt und mag, der sieht in dem Bilde den preußischen Soldaten von altem Schrot und Korn. Ich möchte den Mann in der Uniform der Ziethenschen Husaren dargestellt sehen. Die mittelgroße Figur, der kecke Blick des Auges, ja ein gewisser Ausdruck von Verschlagenheit in dem klugen Gesicht, das Alles dürfte mehr für den kecken Parteigänger passen, der den Feind umschwärmt, ihn mit zäher Ausdauer mürbe zu machen weiß, als für den Kürassier, der nur zum Dreinschlagen bestimmt ist. — Zwei neuere Bilder von den belgischen Künstlern de Kayser und Gaillet sind nicht nur zu erwähnen, sie bedürfen in ihrer Bedeutung für die Kunst eines tiefern Eingehens, eines besondern Studiums. Das de Kayser'sche Bild stellt das Sterben Maria's von Medicis im Hause des Rubens zu Köln vor, das Gaillet'sche Egmonts lezte Augenblicke im Kerker. Ich habe nicht unterlassen wollen sie zu nennen. Ausführlich werden sie ohne Zweifel in Ihrem Kunstblatt besprochen werden.

Beilage: Kunstblatt Nr. 22.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 143. Freitag den 15. Juni 1849.

> Wir sehen dich dein Volk zusammenbringen,
> Und wie dein Arm die kleine Heerde schützt:
> Ein Werk voll Demuth und voll Majestät,
> Das still, verborgen auf der Erde geht.
>
> A. Knapp.

St. Severin.

(Schluß.)

3. Wintermorgen.

Es schläft die alte Riesenschlange,
Die Donau, winterlich und tief
Den Zauberschlaf, der auf dem Gange
Nach Osten plötzlich sie ergrief.
Mit schweren Lasten ihr den Rücken
Darf jezt der Wagen Menge drücken,
Den spiegelglatten, eisigstarren,
Darüber hin die Räder knarren;
Sie trägt's geduldig, ohne Regung,
Nicht eher kehrt ihr die Bewegung,
Bis sie im Frühling aufgethaut
Abstreift die Silberschuppenhaut.
Die ist so blutig rosenfarben
An vielen Orten jezt gefleckt;
Von Kriegern, die hier kämpfend starben,
Sind Leichen zahllos ausgestreckt.
Zugvögel sinken aus den Lüften,
Gehemmt auf ihrer Wanderreise,
Ihr leichtes Blut gefror zu Eise;
Der Wolf kommt aus des Berges Klüften,
Vor Hunger und vor Kälte zitternd,
Hier die willkommne Beute witternd.
Da geht im härenen Gewande
Durch diese Winterfluren hin,
Wie einst auf sonndurchglühtem Sande,
Mit nackten Füßen Severin.
Der Mond streut kalte Silberfunken
Auf Berg und Thal, gehüllt in Schnee,
Kalt glitzern Sternlein aus der Höh;
Er ist von Gottes Liebe trunken,
Durchwärmt von ihrer lichten Macht,
Die nie versinkt in Frost und Nacht.
Er hat gelernt der Lust entsagen
Und jedes Ungemach ertragen;
Er fühlt nur fremde Noth und Blöße
Und leidet nur durch fremden Schmerz,
Und still in ächter Heldengröße
Der ganzen Menschheit schlägt sein Herz.
Verödet sind weithin die Gauen
Hier durch des Krieges Wuth und Grauen,
Und ihm nach auf der Ferse schleichen,
Als gift'ge Nattern, Pest und Seuchen,
Hohläugig haut mit scharfem Zahn
Sich das Gespenst des Hungers Bahn.
Darum durch Severinus haben
Den Armen hier am Donaustrand
Hülfreiche Freunde zugesandt
Von nah und fern her milde Gaben.
So führt der Wagen lange Reih,
Mit Vorrath mancher Hand beladen,
Mit Brod und Kleidung, er herbei
Auf rauhen, ungebahnten Pfaden.

Dort sieht er jezt im Frühroth blinken
Das Kirchlein mit des Thurmes Zinken,
Wohin von allen Seiten zieht
Die Menge, die er herbeschied.
Und manche Schaar hält schon umlagert
Den Zugang zu dem Heiligthum,
Vom bittern Mangel abgemagert,
Mit Klagen laut, mit Blicken stumm.
Zu Hunderten sind sie versammelt,

Aus bleichgehärmtem Angesicht
Und aus der Lumpenhülle spricht
Noch lauter, was die Zunge stammelt.
Hier eine Mutter, die voll Harme
Ein Kindlein herführt an der Hand,
Den zarten Säugling auf dem Arme
Mühsam verhüllt in ihr Gewand.
Der Winterlandschaft Bild, des Alten
Bereiftes Haupt voll düstrer Falten;
Der Lahm' und Blinde kommt am Stabe,
Dazwischen unverscheucht der Rabe.
Auf Severins Erbarmen harren
Auch Waisen, die vor Kälte starren;
Die Väter fraß des Kriegers Schwert,
Die Mütter starben gramverzehrt.
Ihn rührt die Noth der armen Kleinen,
Die flehend ihm entgegenweinen;
Bald ruhen sie, durch seine Sorgen
In heil'gen Mauern still geborgen,
Wo unter väterlicher Zucht
Ihr Geist erblüht und reift zur Frucht.

Nun plötzlich wird auf sein Geheiß
Manch helles Feuer angezündet,
Daß mitten unter Schnee und Eis
Der rothen Zungen Glut verkündet,
Wie hier in diesen kalten Tagen
Hochauf der Liebe Flammen schlagen.
Dann in dem nahen Gotteshaus,
Das, einst dem Jupiter geweiht,
Zum Kirchlein umschuf jüngste Zeit,
Theilt er die frommen Gaben aus;
Ruft Jeden her an den Altar
Und reicht ihm so das Seine dar,
Dem vor dem Frost die warme Hülle
Und Jenem Brods und Weines Fülle,
Und Allen bringt sein Wort zugleich
Des Geistes Segen, hold und reich.
Als er mit Geben jezt geendet,
Den ganzen Vorrath ausgespendet,
Auf einmal, sieh! erhebt er sich
Am Altar hoch und feierlich:

„Empfangen habt ihr, was die Liebe
Entfernter Brüder euch gesandt.
Wohl zückt ein Schwert nun Gottes Hand
Aus Wolken, blutigroth und trübe;
An allen Enden wildes Jagen
Der Völker; denen, die vermessen
Des Heiligen so lang vergessen,
Schickt er ein grimmig Heer von Plagen:
Doch weilt er hold, wo sich die Seinen
Um das Panier des Kreuzes einen,
All' Eines Glaubens Band umschlingt
Und Einer Liebe Hauch durchdringt,
Den Schmerz, der in dem Andern wühlt,
Mitleidig innig jeder fühlt
Und Mangel stillt und Wunden kühlt.
Ob auch zwiefachen Todes Spuren
Auf diesen frosterstarrten Fluren,
Der Glaube blickt durch Nacht und Ferne
Auf zu dem höchsten Angelsterne.
Die Liebe bleibt, wo alles weicht,
Das Schwerste macht die Liebe leicht!"

Dann aus den Säcken leert die Reste
Des Korns er aus zu neuem Feste.
Er ruft und lockt: „Auch du, Gefieder
Im Reich der Lüfte, komm hernieder!
Nimm hin, es ist dir unverwehrt,
Vom Vater heut auch dir bescheert!"
Da rauscht's von Fittigen des Himmels
Herab; wie sie buntfarbig weben!
Sperlinge, Finken, Tauben, Krähen,
Unübersehbaren Gewimmels.
Es stürzt mit frohen Flügelschlägen
Sich auf der Körner goldnen Regen,
Bis allgesättigt sich der Chor
Mit neuem Jubel schwingt empor.

Noch folgt dem Spender in die Weite
Bethränten Dankes still Geleite;
Und, wie das unbewölkte Blau
Umfängt am Mittag Berg und Au,
Den Sinn voll Heiterkeit und Ruh
Eilt er der Heimath wieder zu.

Zwei Tage eines zum Tode Verurtheilten.

(Fortsetzung.)

Dann kehrte ich zu Gott zurück, und während ich ihm inbrünstigen Dank zollte für die meinem kurzen Daseyn vergönnte vielfache Wohlthat, Franzose zu seyn und Republikaner, den Guten werth, den Bösen verhaßt, erscholl im Gefängniß ein großer Lärm von Menschen und Pferden. Sie sind es, dachte ich und horchte. Es nahten Tritte. „Ihr Helden der großen Revolution! Vater, und auch du, die mich unter dem Herzen getragen, Mutter, betet für mich! Der Tag des Ruhms ist für mich gekommen!" rief ich in unbeschreiblicher Gemüthsbewegung. — Es war aber nichts, man löste nur die Wache ab.

Um acht Uhr trat der Direktor ein. Er ließ mir die Arme losbinden und verkündigte mir den Besuch

des Gefängnißpredigers, Abbé Montes. Die Freiheit der Glieder war ein Glück, dessen ich in dieser Welt nicht wieder zu genießen glaubte. Den Besuch lehnte ich ab und erbat mir für diesen lezten Tag ein gemeinschaftliches Mittagsbrod mit meinen vier Wärtern. Das stand nun fest: dieser Tag war mein, und wie alles in der Welt relativ ist, so schien mir, der ich kurz vorher mein Leben nach Minuten berechnet hatte, ein ganzer Tag ein unerschöpflicher Reichthum von Zeit.

Ich brachte den Morgen ruhig zu, rauchte hin und wieder eine Pfeife und las in Byrons Gedichten. Eins nur quälte mich: der Zustand meiner Schwester. Die beiden einzigen Freunde, mit denen ich noch verkehren durfte, meine Anwälte Emanuel Arago und Dupont, hatte ich gebeten, dafür zu sorgen, daß ihr mein Loos verborgen bleibe, bis alles vorbei sey. War es ihnen gelungen sie zu täuschen?

Um Mittag sah ich im Hofe unter meinen Fenstern einige meiner Unglücksgefährten erscheinen, unter ihnen den unglücklichen Mialon und den tüchtigen kleinen Martin Noël. Ersterer verrieth tiefe Bekümmerniß und zog, kaum eingetreten, sich in einen einsamen Winkel zurück. Lezterer ließ sich in ein Spiel ein und schien ganz die Lebendigkeit des unerschrockenen Pariser Gamin behalten zu haben. „Fünf Jahre!" rief er, als er hinter den Eisenstangen meines Gitters mich erblickte, mit gleichgültiger Miene herauf; „Herr Barbes, sie haben mich zu fünfjährigem Gefängniß verurtheilt, wissen Sie es schon?" Ich nickte ihm bejahend zu und fuhr, meine Strafe ihm zu bezeichnen, mit der Hand über den Hals. Wie versteinert stand bei diesem verständlichen Zeichen der arme Junge da, als könne er es nicht fassen. Da er aber die bestätigende Zwangsjacke gewahr wurde, die ich ihm vorwies, rief er: „Herr Gott! und mir hatte man nur von Verbannung gesagt!" Bei diesen Worten verließ er sein Spiel und seine Gefährten, warf sich auf eine Bank und drückte den Kopf tief in beide Hände.

Als der wackere Junge und die Genossen seiner Freistunde wieder in's Gefängniß zurückgebracht waren, kam die Reihe, sich in frischer Luft zu ergehen, an mich. Kaum war ich im Hofraume, als der Direktor auf mich zukam und mir den unabweislichen Besuch des Geistlichen ankündigte, der sich durch meine ablehnenden Worte nicht hatte abschrecken lassen. Ich hatte Abbé Montes schon während einer frühern Haft in der Conciergérie gesehen, einen bejahrten Mann von ehrwürdigem Ansehen, den ich nicht gern kränken mochte. Inständig bat ich daher den Direktor, ihn nicht vorzulassen; aber er war schon da. Ich ging ihm entgegen, dankte ihm verbindlich für seine Theilnahme, bedauerte aber, den angebotenen amtlichen Trost ablehnen zu müssen, da mir nur wenige Stunden zu innerer Sammlung verbleiben und ich diese zu ungestörter Gewissensprüfung zu verwenden wünsche. „Aber seyd Ihr denn kein Katholik?" war seine Frage. — „Insofern ich Taufe und erstes Abendmahl nach katholischem Ritus empfangen, gehöre ich freilich der katholischen Kirche an," erwiederte ich; „darüber hinaus aber hört alle Gemeinschaft zwischen ihr und mir auf." Drauf grüßten wir uns gegenseitig, und ich hörte die leise Bemerkung des abziehenden Abbé, er werde dennoch für mich beten, was mir der Direktor dahin erklärte, daß er als beim Gefängniß angestellter Geistlicher das Recht habe, mich zum Richtplaz zu geleiten, und es nicht aufgeben werde. Das konnte ich freilich so wenig verhindern als die Begleitung des Scharfrichters selbst.

Einige Augenblicke nach beendetem Erholungsgang im Freien ward ich an's Sprachgitter gefordert. Ich erschrack und vermuthete meine Schwester. Der Himmel ersparte mir die Prüfung. Es war Emanuel Arago. Er kam und ging, weil wir nicht allein waren. Man wollte ihn und Dupont nicht ohne Zeugen bei mir vorlassen, wozu doch beide, als meine Sachwalter, ein Recht hatten, und deßhalb war Dupont gar nicht erschienen und Arago nur, um mir dieß zu melden. „Uebrigens," sprach er im Gehen, indem er mir durch das Gitter die Hand reichte, „muß ich Euch sagen, daß alle befreundeten Herzen bei Euch weilen, und Ihr die Achtung vieler Ehrenmänner gewonnen habt, die Euch nur durch die lezten Ereignisse kennen gelernt haben." — „Dank für die Kunde!" rief ich ihm nach; „es ist die beste, die Ihr bringen konntet."

Kurz nach diesem Vorgange wurde ich wiederum an's Sprachgitter geführt, wo mich Freunde zu sprechen verlangten. Dießmal war es mein Bruder und mein Landsmann Berthomieu, dessen Namen ich hier aus dem Herzen niederschreibe, weil er mir in diesen bösen Tagen ein zweiter Bruder war. Das war einer der schlimmsten Momente meines Lebens. Schon vor dem Eintritt in's Sprachzimmer hatte es mich schmerzlich durchzuckt, denn ich ahnte erschütternden Abschied von Bruder oder Schwester. Sie war es glücklicherweise nicht; aber es stand mir dennoch ein harter Augenblick bevor. Mein Bruder ist ein Mensch voll Energie und Selbstbeherrschung, aber auch voll heftigen Gefühls. Eben an seiner Vollkraft konnte die meinige scheitern und in Weichheit umschlagen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Juni.

Berathungen ohne Parlament.

Die Paulskirche ist verwaist; mit großen Hoffnungen und unter lautem Jubel wurde sie vor einem Jahr als Tempel der Einheit und Freiheit Deutschlands eröffnet, und jezt nach trostlosen, schmerzlichen Täuschungen geschlossen. Dieses Jahr der Paulskirche, dessen Resultate in zehn dicken Bänden stenographischer Berichte vergraben liegen, wird einst die Geschichte würdigen, und man wird sich dann nicht genug wundern können, wie hier ein Jahr lang der edelste Patriotismus mit dem gemeinsten Egoismus, die Größe mit der Verworfenheit einen Riesenkampf kämpfte, ohne zum Ziele zu gelangen, da die verschiedensten Strebungen unter derselben Firma, „das Vaterland,“ sich durchkreuzten und keine der andern zum Besten des Vaterlands eine vorgefaßte Meinung opfern mochte. Und als man sich gegen Ende des Jahres mit Widerwillen zu einem gemeinsamen Handeln verstand, kam eine bittere, ungenießbare Frucht zu Tage — der Kaiser. In dem Maße als die Täuschungen wuchsen, traten jezt die Leidenschaften mächtiger hervor, und die innere Zerrissenheit und Spaltung wurde eine äußerliche; man trennte sich, der eine Theil gab das Werk auf, der andere will es auf eigne Faust fortsetzen, in seiner Weise, in einer andern Sphäre, in Stuttgart. Der Himmel gebe seinen Segen dazu! Aber der Himmel wird ihn schwerlich geben, denn die Motive der Uebersiedelung sind gar zu unrein. — Wird aber auch in diesem Augenblick in der Paulskirche nicht berathen, so wird desto mehr außerhalb derselben berathen, und es ist interessant, einen Blick in die verschiedenen hiesigen Conferenzen zu werfen. Da berathet Gagern mit seinem Anhang; es berathet der kleine Rest der Abgeordneten, die dem Rumpfparlament nicht nach Stuttgart gefolgt sind; es berathen sodann die Bevollmächtigten der Einzelregierungen bei der Centralgewalt; endlich ist das Reichsministerium fast in beständiger Berathung. — Gagern mit seinem alten Anhange möchte gerne aus dem Schiffbruch retten, was noch zu retten ist; d. h. sie sinnen nach, wie man in anständiger Weise die preußisch-deutsche Verfassung an die Stelle der Parlamentsverfassung vom 28. März setze, ohne sich zu compromittiren. Gagern und sein Anhang haben die Thorheit begangen, der Linken einen Revers auszustellen, daß sie von der Reichsverfassung kein Jota nachlassen wollen, sie haben sich für ein Gericht Linsen verkauft und haben dafür den Kaiser erlangt, eine Mißgeburt, die Schmach und Unglück über Deutschland gebracht hat. Hätte diese Partei damals den Muth gehabt, den sie ein ganzes Jahr lang hatte, hätten diese Leute bei der Vereinbarungsfrage nicht den Fürsten, sondern den Radikalen in der Paulskirche die Zähne gewiesen — sie konnten es, denn sie hatten die Majorität, also die Macht — so wäre alles gut gegangen und Deutschland wäre jezt aus seinen schlimmsten Nöthen heraus. Es ist nicht geschehen, und nun ist man gezwungen gute Miene zum bösen Spiel zu machen, nicht nur zu vereinbaren, sondern sich octroyiren zu lassen, und nebenbei ist das Parlament elendiglich zu Grunde gegangen. Gagern und seine Partei mögen große Vorzüge haben, und es sind allerdings die besten und edelsten Männer Deutschlands darunter, aber Staatsmänner sind sie nicht. Der Staatsmann berechnet die Tragweite seiner Kräfte und Mittel, trägt auch den Thatsachen Rechnung, fügt sich dem Unabweisbaren und ist vor allen Dingen kein Idealist und Prinzipienritter. Der Gagern'schen Partei waren die Fürsten nichts und alles, und darum mußte sie scheitern. So ist denn von den jetzigen Berathungen dieser Partei nichts zu hoffen, sie mag hier bleiben oder, wie sie beschlossen hat, nach Gotha gehen; ihre Zeit ist vorüber, und die Zeit wurde von dieser Partei weder verstanden noch bewältigt. — Von mehr Erfolg könnten die Berathungen des kleinen Rests des Parlaments seyn, bestehend aus etwa dreißig bis vierzig Abgeordneten, welche nicht aus dem Parlament ausgeschieden und nicht mit nach Stuttgart gegangen sind, weil sie dem Vaterland noch hier dienen zu können glauben. Diese haben ein Recht dazu, das vorliegende octroyirte Verfassungswerk in Berathung zu ziehen, und wo möglich das Vereinbarungswerk in die Hand zu nehmen; sie bilden noch den Stamm des alten Parlaments, zumal es mehr als wahrscheinlich ist, daß die nach Stuttgart übergesiedelten Radikalen der einstigen Nationalversammlung sich in ganz andere Sphären verlieren werden, als in die Sphäre des Verfassungswerks. Hat doch Vogt hundertmal in der Paulskirche gesagt: „Eure Verfassung kümmert uns nicht, uns kümmert nur der Sieg der republikanisch-demokratischen Prinzipien!“ Jezt ist's freilich die Reichsverfassung, unter deren Firma man den Sieg dieser Prinzipien durchsetzen will; der Schein ist erträglich, aber die Mittel sind nicht gut. Jener kleinen in Frankfurt zurückgebliebenen Minorität von dreißig bis vierzig Abgeordneten ist es vielleicht beschieden, die Brücke zu finden, die am sanftesten von der Verfassung des 28. März zur octroyirten Verfassung hinüberführt. — Was sodann die Berathungen der Bevollmächtigten der Einzelstaaten betrifft, so wissen diese am besten, was sie wollen. Die preußisch-deutsche Verfassung ist ihnen höchlich willkommen, schon aus Schadenfreude, weil einst der Verfassungsausschuß so stolz ihre Rathschläge und Vorschläge zurückwies. Sie haben wohl alle schon die Anerkennung derselben in der Tasche, und es handelt sich nur darum, wie man auf anständige Weise von der frühern Collektivanerkennung der Verfassung des 28. März wieder abkommt, ohne sich ein Dementi zu geben; es läßt sich aber wohl eine Hinterthüre finden, und findet sich keine, so läßt man bei Gelegenheit des Siegs über die Freischaaren in Baden die Maske fallen. Diese Bevollmächtigten haben jezt faktisch die Gewalt in Händen, der Bundestag ist — täuschen wir uns nicht — in ihnen wieder aufgelebt, die Centralgewalt ist mehr als je ein Schatten. — Was aber bedeuten die häufigen Berathungen des Reichsministeriums? Nichts, als die Art und Weise zu finden, wie man sanft und ohne vieles Geräusch den armen Reichsverweser wieder nach Steiermark bringt und die Centralgewalt in Preußens Hände legt. Dem Ministerpräsidenten Grävell ging es zu langsam, und darum trat er ab. Aber Preußen will den Erzherzog nicht verdrängen, es will ihm nur — das Hierbleiben verbittern. Diese preußische Intrigue gegen den Erzherzog in den lezten Stunden seines dornenvollen Amts ist nur daraus erklärlich, daß man das hegemonische Gelüste Preußens nicht in den Vordergrund zu stellen wagt, weil man weder den nöthigen Muth, noch die nöthigen Sympathien dazu hat.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 144. Sonnabend den 16. Juni 1849.

— Wer merkt uns das nun an,
Daß wir aus Süden und aus Norden
Zusammen geschneit und geblasen worden? —
Wer hat uns so zusammengeschmiedet,
Daß ihr uns nimmer unterscheidet?

Schiller.

Aus dem Feldlager vor Friedericia.

Denkt man in dem so fieberhaft aufgeregten Deutschland denn noch an uns hier oben in Jütland, die wir wenigstens die deutschen Farben mit Ehren zu führen uns bestreben? Wenn die Zeitungen, die auch in unsern hohen Norden gelangen, uns Kunde bringen von all den Wirren, dem unendlichen Zank und Hader in so vielen Gauen des gemeinsamen Vaterlandes, und wie Deutschland statt einig im Innern und dadurch mächtig nach Außen zu seyn, in innerer Zwietracht unterzugehen, ein Spott fremder Völker zu werden droht, dann trübt sich der heitere Sinn, der sonst fast immer in unsern Reihen herrscht. Aber doppelt freuen wir uns dann wieder, daß uns das Loos geworden, hier oben mit Ehren gegen einen äußern Feind zu kämpfen, statt unsere Hände in Bürgerblut tauchen zu müssen, und die Bivouaks unseres jütländischen Feldlagers möchten wir nicht mit den Palästen der schönsten Stadt Deutschlands vertauschen.

Ja, es ist schön hier oben; mitten im kriegerischen Getümmel herrscht Ruhe und innerer Frieden. Hier gibt es nur Eine Partei, hier beseelt alle Gemüther der gleiche Gedanke, die Dänen so oft als möglich zu schlagen und das deutsche Banner auf so vielen feindlichen Kirchthürmen als möglich aufzupflanzen; alles Uebrige ist im Vergleich damit nur Nebensache, kann nie solche Bedeutung gewinnen, daß unsere Eintracht dadurch gestört würde. Droht auch hie und da politischer Zank zu entbrennen, fangen lebhafte Gemüther an sich auf unangenehme Weise zu erhitzen, werden die Worte scharf und spitzig, der Ton verletzend: die Kunde, wir greifen den Feind wieder an, oder der General hat gesagt, es werde bald wieder ein tüchtiger Schlag geführt werden, ja nur das Sausen einer dänischen Bombe, so gewöhnt wir auch nachgerade dieses Tones geworden sind, bringt sogleich Ruhe und Eintracht wieder zurück. Lachend reichen die eben noch so erbitterten Gegner sich die Hände, aller Unmuth ist verschwunden und in vollem Chor wird ein vaterländisches Lied angestimmt. Verwundert, mit offenen Mäulern und Ohren umstehen uns dann wohl Haufen jütländischer Bauern, und man sieht es ihren etwas stumpfsinnigen Gesichtern an, daß sie nicht begreifen, wie die deutschen Soldaten, trotz dänischer Bomben und Granaten und des harten Strohlagers in den selbsterbauten Erdhütten, so frisch und froh aus voller Brust singen mögen.

In einem Heere wie dieses junge schleswig-holsteinische einen Feldzug mitzumachen, ist eine wahre Lust. Die Begeisterung für die Befreiung des Landes von fremdem Joche, welche so viele Söhne des Landes unter die Fahnen getrieben, hat eine Menge gebildeter junger Männer in die Reihen des Heeres geführt. Studenten, Kaufleute, Söhne der vornehmsten Familien des Landes, alle stehen in Reih und Glied als gemeine Jäger, oder Musketiere, oder Reiter. Dieß gibt dem Ganzen einen eigenthümlichen Anstrich, unterscheidet es vortheilhaft von andern deutschen Contingenten, die fast ausschließlich aus Gliedern der untern Ständen zusammengesetzt sind. Dazu ist der holsteinische Bauernstand, der so viele Soldaten geliefert hat, in seiner großen Masse wohlhabend und in Folge davon geistig verhältnißmäßig ziemlich gebildet. Schwerlich hat eine andere Provinz Deutschlands einen so kräftigen, geistig regsamen und äußerlich

unabhängigen Bauernstand aufzuweisen wie die meisten Striche Holsteins und des südlichen Schleswigs. Aber im Heere dienen auch viele, die nicht aus Schleswig-Holstein gebürtig sind; kein Stamm Deutschlands ist in demselben nicht vertreten. Besonders das neunte Infanteriebataillon und das zweite Jägercorps enthalten viele frühere Glieder der verschiedenen Freicorps, die zu Anfang des vorjährigen Kriegs mitwirkten. Da die allzu Ungefügen davongegangen sind und die strenge militärische Disciplin sehr vortheilhaft auf die Zurückgebliebenen gewirkt hat, so ist man jezt mit diesen Truppenabtheilungen vollkommen zufrieden und dieselben haben bereits mehrfach ihre Tüchtigkeit vor dem Feinde bewiesen. Schon mancher Sohn des Rheinlands oder Schwabens hat hier sein Blut für Schleswigs-Holsteins Selbstständigkeit vergossen und sich den gerechten Dank des Landes erworben.

Die Offiziere unseres Heeres zerfallen in drei Klassen, die aber ein so wackeres Ganze bilden, daß man keine Fugen mehr erblickt. Manche haben schon früher im Heere gedient, als dasselbe noch zu Dänemark gehörte und schmählicherweise die dänische statt der deutschen Kokarde tragen mußte. Es sind dieß größtentheils gebildete, tüchtige und von glühender Liebe für ihr nächstes Vaterland beseelte Männer, meist adeligen schleswig-holsteinischen Geschlechtern angehörend. Eine zweite sehr zahlreiche Klasse besteht aus früheren hannöverschen, braunschweigischen und noch mehr preußischen Offizieren, die im vorigen Jahre, wo bei der Reorganisation des schleswig-holsteinischen Heeres großer Mangel an tüchtigen Offizieren herrschte, theils für immer, theils für die Dauer des Kriegs eingetreten sind. Es sind wirklich ausgezeichnete Männer darunter, die ihrem Stande alle Ehre machen. Viele derselben sind aus ihren früheren Dienstverhältnissen ausgeschieden, weil ihr unabhängiger Sinn sich gegen die aristokratisch-pietistischen Vorurtheile sträubte, die man im preußischen Heer jezt auf alle Weise von oben herab zu verbreiten sucht, und sie deßhalb auf alle Art zurückgesezt und gehudelt wurden. Und eben wegen dieser freieren Richtung paßten sie sehr gut für diese junge Armee, die ja in der offiziellen russischen und dänischen Hofsprache nur eine „Insurgentenschaar" heißt, und ließ sie rasch das Vertrauen ihrer Untergebenen gewinnen. Unter den jüngern Offizieren sind drittens viele, die vor einem Jahre noch ganz andern Berufszweigen sich widmeten und die Feder, oder den Malerpinsel, oder die Reißfeder des Architekten erst beim Beginn des Unabhängigkeitskriegs mit dem Schwerte vertauschten. Die jungen Leute entwickelten sich so schön, daß General Bonin, dessen scharfem Blick kein Verdienst entgeht, sie sehr bald zu Offizieren ernennen konnte, und ehrenvoll wetteifern sie mit ihren älteren Kameraden in Allem, was man von einem tüchtigen, ehrenwerthen Offizier verlangen kann.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Tage eines zum Tode Verurtheilten.

(Fortsetzung.)

Mein Bruder war jüngst erst von fernen Gestaden zurückgekehrt, und die erste Nachricht vom Lande, die ihn einige Stunden von Frankreichs Küsten erreichte, war ein Bericht über meinen Prozeß. Von Todesangst gefoltert, mich nicht mehr unter den Lebenden zufinden, war er nach Paris geeilt. In seinen entstellten Zügen, man sah es, hatte jede der überstandenen qualvollen Stunden ihre Furche hinterlassen. Demungeachtet versuchte er mit anscheinender Fassung mich über das Schicksal der Schwester zu beruhigen. Als aber das Gespräch von ihr auf die beiden jungen Geschöpfe überging, die wir, er und ich, unsere Neffen nannten, für deren Zukunft wir so oft mit väterlicher Zärtlichkeit die schönsten Plane entworfen hatten, da tauchte durch diese Vorstellung zweier aufkeimenden Leben und eines untergehenden eisigkalt zwischen uns das Bild des Todes auf. Hastig ergriff er meine Hand, hielt sie mit krampfhaftem Druck und verschwand. Und ich, der ich allein zurückblieb, fühlte mich in Mark und Bein erschüttert. Schwäche des Fleisches! Hat doch auch der Erhabene, der so verklärt über die Erde zog, daß die Menschheit ihn achtzehn Jahrhunderte lang Gottes Sohn nannte, einst, da er mit dem Tode rang, zu Gott gefleht: „Vater, wenn es dein Wille ist, laß diesen Kelch an mir vorübergehen!" — Aber nur das Fleisch hatte in mir gezittert; ich wiederholte mir Byrons Worte, die ich mir am Morgen gemerkt: „Nimmer scheitern, die für eine heilige Sache fallen; sie fördern nur noch mehr die erhabenen Ideen, die endlich den Sieg davon tragen und die Menschheit zur Freiheit führen!"

In meinem Verließ angelangt, war ich vollkommen gefaßt, und von nun an blieb Alles ruhig. Ich speiste mit meinen Wärtern zu Mittag, die mir mehr und mehr Beweise lebhafter Theilnahme gaben. Vor dem Schlafengehen wechselte ich noch einige Worte mit dem Direktor, der von meinen nächtlichen Schmerzen in der Zwangsjacke unterrichtet, Befehl gab alles locker zu lassen und mir nur die Arme zu fesseln. „Nur um meiner Pflicht nachzukommen," bemerkte er wie zur Entschuldigung; „denn bei Euch, ich weiß es, sind alle diese Vorkehrungen unnöthig; aber ich muß."

Indem ich mich mit gefesselten Händen auf mein Lager hinstreckte, fiel mir ein, daß an diesem Tage, dem 13. Juli, gerade vor fünfzig Jahren Paris in seinen Eingeweiden das dumpfe Grollen jener gewaltigen Freiheitsbewegung vernommen hatte, die Tags darauf hervorbrechen, die Bastille erstürmen und in der Geschichte der unterdrückten Menschheit den Ausgang der neuen Zeit bezeichnen sollte, die, was auch immer geschehen möge, den endlichen Triumph der Völker und der Gleichheit mit sich bringen wird. Ich malte mir ihn aus, den großen Tag, den Zusammenstoß zweier Ideen, die endlich handgemein werden, und aus dem Munde der stürzenden Volksmänner tönten hell jene Byron'schen Worte: „Nein, nein, sie scheitern nicht, die für eine heilige Sache fallen!"

Trotz der gefesselten Hände, konnte ich nun, von den groben Schnürknoten befreit, so ziemlich meine gewöhnliche Lage zum Schlafen einnehmen, und schlief denn auch, mit Gottes Hülfe, in Einem Zuge bis Morgens früh. Als ich erwachte, war es heller lichter Tag. Meine Wächter boten mir einen guten Morgen; einer derselben, Namens Gallet, reichte mir die gestopfte Pfeife mit brennendem Fidibus. „Heute können wir ruhig seyn," hieß es, „heute wird nichts daraus." — „Warum das?" fragte ich, und beantwortete mir die Frage selbst, da mir der Sonntag einfiel, an dem die „öffentlichen Arbeiten" ruhen, mithin auch die an mir zu verrichtende. „Also morgen," versezte ich gleichgültig, da zweimonatliche Erwartung meines Schicksals mich mit dem Gedanken des Todes vertraut gemacht, und dachte darüber nach, um wie viel Stunden diese Sitte der Sonntagsfeier wohl das Gesammtleben auf Erden verlängert haben mochte, und ob sie christlichen Ursprungs, wie der Gottesfriede, oder aus ältern Zeiten stamme und in das Christenthum übergegangen.

Ich bat um Dinte und Feder, um an die Meinigen zu schreiben, und sezte mich an die Arbeit; eine unnütze freilich, da alle Briefe von mir verbrannt wurden, als ich erfuhr, daß ich nicht sterben sollte. Meine Gemüthsverfassung während des Schreibens war ruhig, ja heiter. Die Gedanken floßen mir zu und trugen den Stempel einer sanften Wehmuth, die nicht ohne Reiz für mich war. Ich bat die Lieben, sich nicht um mich zu grämen, sondern zu bedenken, daß mein Zustand eher beneidenswerth sey, da ich als Märtyrer für meine Ueberzeugung von hinnen gehe, jung, kräftig, gefaßt, im unverkümmerten vollen Besitz meiner selbst, und ohne irgend eine der moralischen oder physischen Kräfte eingebüßt zu haben, deren Abnahme das Erlöschen der Lebensgeister durch Siechthum zu verkünden pflegt. In dieser Stimmung schrieb ich fort und fort; die Stunden verstrichen, es war schon über Mittag hinaus, als ich durch einen Besuch in dieser angenehmen Beschäftigung gestört wurde. Es war der Direktor; mit ihm kam ein Mann von schönem und würdigem Ansehen, in schwarzer Tracht. Dieser ergriff das Wort und nannte sich Abbé Grivel. Er kam, um sich eines Auftrags zu entledigen, und überreichte mir im Namen einer frommen Dame ein Buch und ein Schreiben. Lezteres enthielt eine Art Buß- und Trostpredigt, mit der wohlmeinenden dringenden Ermahnung am Schluß, mich doch ja nicht auf die Seite der Gottlosen zu schlagen, die den erhabenen Opfertod am Kreuze als einen Irrwahn betrachten. Ich las, um etwaigen Verhandlungen mit dem Abbé zu begegnen, die lezten Worte laut, und bat ihn, die Geberin zu versichern, ich sey weit entfernt, eine solche Ansicht, wie sie voraussetze, zu hegen; ich sey, bei meinem Glauben an Christum den göttlichen Menschen, in meiner Lage vielmehr erst recht von der Erhabenheit seiner Selbstopferung durchdrungen. Wir wechselten noch einige Worte, er hatte meine Andeutungen verstanden und entfernte sich in ruhiger Würde mit der Bitte, seinem Besuch keine versteckte Absicht unterschieben zu wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Linz a. d. D., Juni.

Stimmung. — Geldnoth.

Wenn man jezt von dem aufgehobenen Jesuitenkloster oder von St. Magdalena in das lachende Land blickt, so ist es als ob der Frühling Alles versuchte, um uns die Zeitwirren vergessen zu machen. Wirklich sizen auch eine Menge Menschen in den zahlreichen Wirthshausgärten, und die vollen Gläser klirren wie sonst, aber bekümmerte Gesichter sieht man unter den Gästen, und wer erst so Manchem in's Herz blickte, der nur außer Haus eilt, um seiner Sorgen auf ein paar Stunden ledig zu werden! Es ist etwas gar Hübsches an Sonn- und Feiertagen um „ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei, wenn hinten weit in der Türkei die Völker auf einander schlagen;" ach ja, man läßt ja gern „die Köpfe spalten und Alles durcheinander gehn, doch nur zu Hause bleib's beim Alten!" Aber da sizt es, die harten Streiche in Ungarn treffen unsere eigenen wackern Landeskinder und das Geld geht aus unserm Beutel. Was wird mit Ungarn geschehen? wie werden sich unsere eigenen Verhältnisse gestalten? Deren, die an die Wahrheit unserer Constitution, wie sie auf dem Papiere steht, glauben, sind so wenige! Ja, ein einheitliches, ungetheiltes Oesterreich ist vielleicht eine Möglichkeit, aber nur unter der starken Faust des Despotismus. Vielleicht ist dieß auch in den höhern Regionen und

bei manchem Andern der Hintergedanke. Die Operationen in Ungarn sind in das tiefste Geheimniß gehüllt. Um so eifriger ergeht sich die politische Kannengießerei in tausend Vermuthungen. Der unverständige Radikalismus gefällt sich in Toasten auf Kossuth und Görgey, wenn's die Polizei nicht sieht. Windischgrätz ist auch bei den Conservativsten um allen Nimbus und alle Sympathie gekommen und keine Stimme der Theilnahme schallt ihm in seine Vergessenheit nach. Und nicht mit Unrecht. Es ist nicht bloß der unglückliche Feldzug in Ungarn, ich fürchte er trägt mehr Schuld an unsern Wehen, und daß Alles so weit gekommen, als vielleicht irgend einer. Was wird mit Deutschland geschehen und unserm Verhältniß zu Deutschland? Glauben Sie, man hat es doch nicht ganz vergessen, und nicht bloß unsere radikalen Handwerksburschen, die bei dem Gedanken an Deutschland ganz andere Gedanken im Kopfe haben, auch noch hie und da mancher Andere blickt mit Sehnsucht hinaus jenseits des Inns, in's neugeschaffene deutsche Ausland, wie auf alte Freunde, von denen man nicht für immer Abschied genommen. Als ich das alphabetische Verzeichniß der Abgeordneten zur deutschen Nationalversammlung lezthin zur Hand nahm, fiel mir der verhängnißvolle Zufall in die Augen, daß die Versammlung mit einem Ach (Ach-leitner) beginnt und zum Sande endigt. Nomen et omen. Hier im Lande ist es friedlich und ruhig, aber unsere Geldnoth hat einen bedauerlichen Grad erreicht. Die Theurung steigt, das Mißverhältniß zwischen Münze und Papier wird immer schlimmer. Man sieht nichts als unsere geviertheilten Guldennoten im Verkehr, und Zahlungen von hundert und mehr Gulden werden oft ausschließlich mit solchen Fünfzehnkreuzer-Papierfetzen gemacht. Zwanziger, Guldenstücke oder Thaler sind ganz unsichtbar geworden. Auch die geringere Silbermünze, selbst die Kupfermünze wird gespart und aufgehoben, und man gibt lieber ganz auf Borg als daß man einige Groschen herausgäbe. Unsere Gewerbsleute sind in der ärgsten Verlegenheit; der Bauer vom Lande macht seine kleinste Zahlung in Banknoten, um Scheidemünze zu bekommen, die er dann nicht mehr aus der Hand läßt. Wer hätte gedacht, daß unsere schlechten Kupfersechser ein Gegenstand der Spekulation würden, und daß unsere Bauern bis zu zwei- und dreihundert Gulden davon anhäuften! Wie wenig dieser Umstand für ein Vertrauen im Lande auf eine glückliche Lösung unserer Wirren spricht, mögen Sie selbst entnehmen. Unsere Starkgläubigsten können sich der Furcht vor dem Gespenst eines Staatsbankrotts, das beim hellen Tage die Leute schreckt und nur unsere Kossuthfreunde wenig kümmert, nicht erwehren. Von jezt an werden die Besoldungen der Beamten in Kassascheinen ausbezahlt. Es ist ein Experiment, um diese neue Art Papiergeld, das erst im Januar d. J. ausgegeben wurde, unter die Leute zu bringen. Die Vorderseite eines solchen Kassascheins enthält den ursprünglichen Werth vom Tag der Ausgabe, die Rückseite die angewachsenen dreiprocentigen Zinsen, für je zwei Tage zu einem Kreuzer. Hauptbetrag und Zinsen werden von den Centralkassen zu jeder Zeit ausbezahlt. Diese verzinslichen Noten wären bequem und vortheilhaft und würden gewiß sehr gesucht, wenn überhaupt Vertrauen im Lande herrschte.

(Schluß folgt.)

Paris, Juni.

(Fortsetzung.)

Plane zur Linderung der Volksnoth

Das Volk klagt mit Recht, daß ihm von der republikanischen Regierung zwar viel versprochen, bisher aber nur wenig zu seinem Besten gethan worden sey. Der Stein zu einer cité ouvrière ist zwar mit großem Gepränge gelegt worden, aber bis diese cité, die troz ihres Namens doch höchstens fünfzig Arbeiterfamilien wird fassen können, fertig wird, vergehen einige Jahre, und was ist eine solche Anstalt an einem Sammelplatze von so vielen tausend Arbeiterfamilien? Und um in dieser Anstalt wohnen zu können, müssen die Familien doch im Stande seyn sich zu nähren, zu kleiden und ihre Miethe zu bezahlen, folglich müssen sie Arbeit finden, und diese geht ihnen leider jezt allzu oft gänzlich aus. In den socialistischen Blättern bringt man die schon seit Jahren bestehenden Hülfsvereine der arbeitenden Klassen gar nicht in Anschlag, und diese sind es eben, welche man mit allen Kräften unterstützen sollte; denn in diesen lernt der Handwerker einen Nothpfennig für sein Alter ersparen, sich eine Unterstützung schaffen, die kein Almosen, sondern sein eigenes Werk ist. Dagegen dringen jene Blätter leidenschaftlich auf die Anlegung von Anstalten für die sogenannten „Arbeitsinvaliden," nach Art der Häuser für die Militärinvaliden. Aber leztere haben für den Staat ihre besten Jahre hingegeben, sie haben auf das häusliche und eheliche Leben verzichten müssen, sie sind in ihrem Alter hülflos, folglich ist es eine Pflicht des Staats, sich ihrer anzunehmen, zumal wenn sie durch ihre Wunden außer Stand gesezt sind ihr Brod zu verdienen. Alles dieses findet bei den bürgerlichen Arbeitern keineswegs statt. Manche konnten in ihrem Mannesalter so viel verdienen, daß ihnen bei verständiger Lebensweise etwas übrig blieb; sie konnten in Hülfsvereine treten, oder das Erübrigte in Sparkassen anlegen. Die meisten haben Weib und Kinder, die häufig auch etwas erwerben. Der Staat kann unmöglich die Verpflichtung übernehmen, alle Familien zu verpflegen, die brodlos geworden sind, man müßte denn den wohlhabenden Theil der Bevölkerung mit Steuern belasten, welche wiederum viele Erwerbsquellen der Arbeitenden zum Versiegen brächten und das Elend nur noch steigerten. Aus alle dem folgt jedoch nicht, daß sich nicht Manches thun ließe, um die Noth der arbeitenden Klassen zu mildern. Sicher war die Verpflanzung vieler nothdürftigen Familien nach Algerien eine gute Maßregel; aber im Allgemeinen ist der Franzose bei weitem nicht so aufgelegt zur Auswanderung wie der Deutsche. Cabet hat mit allen seinen glänzenden Vorspiegelungen doch nur einige hundert Menschen bewegen können, sein geträumtes Icarien aufzusuchen, und die, welche in Amerika nicht ihr Grab gefunden haben, kommen meist wieder zurück. Auch von den nach Algerien ausgewanderten Familien werden wohl viele wieder zurückkehren, sobald sie sehen, daß es wieder Arbeit und guten Lohn in Frankreich gibt. Besonders die Pariser vermissen im Ausland die gesellschaftlichen Genüsse der Hauptstadt und den reichlichen Lohn, der hier dem geschickten und fleißigen Arbeiter zu Theil wird; keines von beiden finden sie im Auslande, am wenigsten in Algerien, wo erst Dörfer gebaut werden sollen. Pariser Handwerker lassen sich schwerlich an's Landleben und an den Ackerbau gewöhnen, daher wurde auch in der Nationalversammlung der Vorschlag gemacht, das nächstemal Landleute aus verschiedenen Gegenden Frankreichs nach Algerien zu senden; diese werden sich dort besser befinden, als Pariser Schneider, Schuster oder Metallarbeiter.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 43.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 145. Montag den 18. Juni 1849.

— Iuvat letum praeferre timori.
Lucan.

Zwei Tage eines zum Tode Verurtheilten.

(Fortsetzung.)

Das Buch war betitelt: „Christliches Handbüchlein." Ich sann hin und her, ohne die fromme Geberin errathen zu können. Einen Augenblick verfiel ich auf die Schwester des Präsidenten Pasquier, die im Rufe großer Frömmigkeit stand, und fand es vom Geschwisterpaar ergötzlich, daß, während der Eine mich aus dieser Welt spedirte, die Andere darauf bedacht sey, mir in jener Quartier zu bereiten, eine Gedanke, über den ich lächeln mußte.*

Mittlerweile war meine Spazierstunde gekommen. Während ich mich im Freien erging, trat nach seiner Gewohnheit der Direktor auf mich zu. „Schwüle Luft!" bemerkte er tief aufathmend; „obwohl keine Wolke am Himmel, muß doch irgendwo ein Gewitter seyn." Diese Worte hörte ich gern, denn mir war unbegreiflicherweise seltsam zu Muthe geworden. Ich fühlte einen Druck auf der Brust, eine Beängstigung, wovon ich mir keine Rechenschaft zu geben wußte; die Luft war rein, und doch schien mir die Sonne falb und trüb. Ich konnte mir diesen Zustand nicht erklären, diese Bellemmung nicht verhehlen; mich packte die Angst vor der Angst. Wie? dachte ich, solltest du unbewußt von Todesfurcht befallen werden und dieß die ersten Anzeichen davon seyn? Diese Vermuthung fuhr mir wie der Blitz durch die Seele; aber die Bemerkung des Direktors machte Alles wieder gut.

* Der Kanzler, Baron Pasquier, führte im Pairsgerichtshof den Vorsitz.

Es kam die Rede auf meine Lage. „Wünscht Ihr denn durchaus den Tod?" fragte der Direktor. „Ich meinerseits fürchte ihn so wenig als Ihr; aber gerade weil Ihr so sehr darauf versessen sind, Eurer Sache zu dienen, würde ich an Eurer Stelle mich für sie am Leben zu erhalten suchen." Hätte ich in diesen Worten fremde Einflüsterung vermuthen dürfen, ich würde den Mann hart angelassen haben; dem war aber nicht so, er sprach als Mensch, der wohlwollend seinem Nebenmenschen alles Gute wünscht. Ich antwortete daher: „Lebend bin ich nur ein Einzelner unter Vielen, die für die gerechte Sache kämpfen, ein schwaches Werkzeug. Einer mehr oder weniger, das verschlägt wenig. Todt aber werde ich zur Macht, und dann erst hat der Feind es mit mir zu thun. Sterben ist bitter, aber was seyn muß, muß seyn. Nimmer hält es Gott mit den Feigen. Die fünf Fuß sechs Zoll Fleisch und Blut, die in diesem Augenblick Euch zur Seite einherwandeln, werden bald überstanden haben. Judas der Verräther konnte seinen Verrath nicht überleben; wenn ich heute in einem Anfall von Wahnsinn Verrath übte an meiner Pflicht, ich müßte mich morgen bei gesunden Sinnen umbringen."

Der Direktor verließ mich. Ich dachte an den kommenden Tag, an den Besuch des Nachrichters zum Aufputz des Delinquenten, an die einzelnen Vorkehrungen dabei und an die kurze lezte Station auf dem Blutgerüste. Dem Henker gebührte von Rechtswegen eine kleine Anrede, dem Volke sein Gladiatorengruß: Caesar, morituri te salutant. Was aber sagen? Jenen fragen, fiel mir ein, ob er die Ehre gehabt, den drei zulezt geopferten Republikanern vom Leben zum Tode zu verhelfen, und auf die wahrscheinliche Bejahung

ihm erzählen: „Es war einmal ein Land, in dem man noch an die Besonderheit des adeligen Bluts glaubte und wo es Sitte war, daß der Scharfrichter, der sechs adelige Herrn um's Leben gebracht, beim siebten in den Adelstand erhoben wurde. Da in jetziger Zeit in Frankreich vier Republikanerköpfe wohl die Köpfe von sieben Herren vom Adel aufwiegen, so geht, wenn mein Kopf gefallen, zu dem, der Euch den Arbeitslohn zahlt, und laßt Euch — nicht etwa zum Republikaner schlagen, denn das thut nur Gott und das Selbstbewußtseyn — sondern mit dem Orden schmücken, womit er seine Diener belohnt." — Das wäre eins; nun aber das andere: was dem Volke zurufen zum Abschied? Der Republik und Frankreich ein Lebehoch? Allerdings sehr gut, aber auch sehr kurz. Gut für den Augenblick, wo einem, wie man zu sagen pflegt, das Messer an der Kehle sizt; aber die Spanne Zeit vorher will auch ausgefüllt seyn. Warf doch, wie mir eben einfiel, der königliche Jüngling, Conradin von Staufen, vom Blutgerüst seinen Panzerhandschuh in die Menge hinab mit dem Rufe: „Meinem Rächer dieses Pfand!" Ich hatte keinen Handschuh auszuwerfen, denn mich beseelte kein Rachegefühl. Aber es bestand ein Contrast, der mir auffiel, zwischen dem Gefühl, das den Sohn von Kaisern und Königen getrieben, sein leztes Leben in ein Rachewort zusammenzudrängen, und dem Princip, kraft dessen ich, der Sohn der Demokratie, der niedrig Geborene und Ritter des besten Rechts, sterbend, durch meinen lezten Ruf: „es lebe die Republik! es lebe Frankreich!" meine Liebe in den Geist des versammelten Volks zu werfen suchte. Leider war der Spruch als Schlußwort etwas zu lang, und ich war eben daran, auf eine kürzere Fassung zu denken, als ich in's Sprachzimmer abberufen ward.

Abermals erfaßte mich die Scheu vor meiner Schwester, doch beruhigte mich der Wärter durch die Versicherung, es seyen Männer und, wenn er nicht irre, meine Sachwalter. Der eine war allerdings Arago, der andere mein Schwager. Dieser war zu bewegt, um sprechen zu können; Emanuel Arago ergriff das Wort: „Wie geht's?" — „So weit gut," versezte ich; „für einen, der morgen sterben soll," meines Schwagers wegen nur im Geiste hinzufügend. Und als ob er den unausgesprochenen Nachsatz errathen, versezte Arago: „Wohl denn, so wird es noch besser gehen, denn Ihr sollt morgen nicht sterben."

Wie es kam, ich weiß es nicht, aber die Nachricht ließ mich kalt. War ich, wie bei geschwächtem Körper nach langem Siechthum der Kranke, so lange er liegt, seiner Schwäche sich nicht bewußt ist, vielleicht durch lange Beschäftigung mit Todesgedanken dagegen abgestumpft? Oder fühlte ich dunkel, daß bei solchem Tausch nichts gewonnen und ein rascher Tod dem schleichenden vorzuziehen sey, der den Menschen durch langwierige Leiden Stück vor Stück im Kerker vernichtet? Gott mag es wissen, ich wußte es nicht. Ich fragte nach meiner neuen Strafe. Davon war ihnen nichts zu Ohren gekommen; sie hatten nur vernommen, daß durch eine Depesche vom Staatsrath mein Urtheil gemildert sey. Diese Zurückhaltung konnte mich nur in meiner geheimen Angst bestätigen. „Zwangsarbeit! Ja, ja, ihr werdet es sehen," rief ich, „Galeerensträfling! darauf wird es hinauslaufen. Ein Jahr aber, sechs Monate, ja ein Tag mit einem ruchlosen Bösewicht an Einer Kette, das wäre ja schrecklicher als der Tod!" Arago suchte mich zu beruhigen. „Die öffentliche Meinung," wendete er ein, „ist der Art, daß man das schwerlich wagen würde; und wenn dennoch, am Ende immer noch besser die Galeere als der Tod; aus jener kehrt man wieder, aus diesem nicht." Mein Schwager konnte vor Rührung kein Wort über die Lippen bringen. Der Direktor aber, der errieth, was in ihm vorging, hatte den Liebesgedanken, die Gitterthür, die uns trennte, öffnen zu lassen. Beide Freunde stürzten mit offenen Armen auf mich zu und drückten mich an ihre Brust. Lange hielten wir uns in stummer Umarmung umfangen.

Mit diesem Moment könnte ich füglich meine Erzählung schließen, da nun aus dem Erzählenden kein Todescandidat mehr spricht. Indessen wird, denke ich, der Leser, wenn ihm diese trübselige Monographie Theilnahme abgewonnen hat, nicht ungern auch Freudigeres vernehmen.

(Schluß des ersten Abschnitts.)

Aus dem Feldlager von Friedericia.

(Fortsetzung.)

Dem General Bonin verdankt die Armee in jeder Beziehung sehr viel; ja ohne dessen treffliche Leitung hätte sie sich schwerlich in so kurzer Zeit zu solcher Höhe emporgeschwungen. Es ist ein Glück für Schleswig-Holstein, daß es diesen Mann, der sich schon als preußischer Oberst und Anführer einer Linienbrigade in der Schlacht bei Schleswig sehr ausgezeichnet hatte, als Oberbefehlshaber zu gewinnen wußte. Als Organisator des Heeres hat er im lezten Winter als Anführer in diesem Feldzuge sehr viel geleistet. Bonin, ein alter Soldat, der im preußischen Heere schon die Feldzüge von 1806, von 1812, 1813 und 14 mitgemacht, ist Krieger durch und durch, aber er ist noch mehr, er ist auch ein Mensch in der höhern Bedeutung des Worts. Streng im Dienst, mit unerschütterlicher Festigkeit auf der nöthigen Disciplin

bestehend, ohne welche ein Heer unmöglich tüchtig seyn kann, alle Verstöße gegen dieselbe unerbittlich streng rügend, ist er sonst der humanste, liebenswürdigste Mann, der sich die volle Anhänglichkeit seiner Soldaten zu gewinnen und zu erhalten weiß. Mit unbedingtem Vertrauen folgt ihm das ganze schleswig-holsteinische Heer, wohin er dasselbe führen mag; mit inniger Liebe hängen die Soldaten an ihm. Wie freudig erschallt ihr „guten Morgen, Excellenz," wenn er durch die Glieder eines Bataillons reitet! Schon am Ton dieser Begrüßung hört man, wie aufrichtig sie gemeint ist. Nach Beendigung des heißen Kampfes bei Kolding, wo 16,000 Schleswig-Holsteiner über neun Stunden gegen 23,000 Dänen fochten und dieselben endlich in die Flucht schlugen, kamen die Artilleristen einer Batterie, die sehr stark im Gefechte gewesen war, aus unverbundenen Wunden blutend, von Pulverdampf geschwärzt, zum General, der mitten im feindlichen Kugelregen ruhig auf einem Stuhl gesessen und von da aus kommandirt hatte, reichten ihm treuherzig die Hand und sagten in ihrer plattdeutschen Mundart: „Wir bedanken uns veelmals, bie See, Herr General, dat See uns hüüt so eene schöne Schlacht mackt heft." Eine große Stütze fand General Bonin übrigens in dem Chef seines Generalstabs, dem trefflichen, allgemein in der Armee geachteten Hauptmann v. Delius. Leider fand dieser Ehrenmann, der als Soldat eine ruhmvolle Laufbahn vor sich hatte, vor einigen Tagen hier vor Friedericia seinen Tod durch eine dänische Spitzkugel, die ihn auf siebenhundert Schritte in den Kopf traf. Ein schmerzlicher Verlust für das ganze Heer, das diesen genialen Mann noch oft vermissen wird. Ein anderer beklagenswerther Verlust war der Tod des Obersten v. Sachau, Befehlshabers der zweiten Infanteriebrigade, der ebenfalls vor einigen Tagen in Folge einer bei Kolding erhaltenen Schußwunde gestorben ist.

Ueberhaupt sind hier in Jütland verhältnißmäßig schon sehr viele tüchtige Offiziere unserer Armee theils geblieben, theils schwer verwundet worden. Die dänischen Scharfschützen nehmen vorzugsweise die Offiziere auf das Korn, und mit ihren Spitzkugelbüchsen schießen sie hinter den schützenden „Knicken" sicher und weit hervor. Auch sonst ist der Verlust einzelner Corps bedeutend gewesen; so hat das zweite Jägerbataillon allein achtzig Mann verloren. Die geringsten Verluste hatte bisher die Kavallerie, die hier in dem überall von Hecken durchschnittenen Land nur geringes Feld für ihre Thätigkeit findet, und deßhalb auch nur selten in's Gefecht gekommen ist.

Die Ausstattung unserer jungen Truppen ist sehr stattlich und dem Auge wohlgefällig. Sie gleicht fast ganz der preußischen, wie man denn auch das preußische Reglement in Allem vollständig eingeführt hat und jedes schleswig-holsteinische Bataillon ohne weiteres in ein preußisches Regiment eintreten könnte. Das deutsche Wappen, der doppelte Reichsadler prangt als Schild auf den Pickelhauben. Ueberhaupt stehen die deutschen Farben und deutschen Abzeichen wohl nirgends in größerem Ansehen als hier. Wo schleswig-holsteinische Truppen einziehen, da ist es gewiß ihre erste Handlung, die deutsche Fahne aufzupflanzen, und Dank ihrer Tapferkeit, weht dieselbe jezt schon auf den Masten der eroberten Fregatte „Gefion," auf den Thürmen der dänischen Grenzstadt Kolding, auf dem Blockhause vor Friedericia, und noch wenige Tage, so wird sie auch in dieser Festung selbst, der einzigen, die Dänemark besizt, von den Thürmen flattern. Das Heer wird aber kein Opfer scheuen, um die deutsche Fahne auch über den Belt nach Fühnen hinüber zu tragen und in Dänemarks alter Königsstadt, in Odensee, wehen zu lassen. Will Kopenhagen keinen Frieden schließen, den Schleswig-Holstein annehmen kann, so bleibt uns kein anderes Mittel, als den Uebergang nach Fühnen zu unternehmen, und da die Schanzen von Snoghoy, die den Uebergang über den Belt nach Middelfahrt beherrschen, in unserer Gewalt sind, so ist dieses Unternehmen lange nicht so schwierig, als die Dänen zu glauben scheinen.

(Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Fortsezung.)

Die Cholera. — Madame Récamier.

Einstweilen nimmt die herrschende Cholera vorzugsweise die Aufmerksamkeit der Pariser in Anspruch. Die Krankheit tritt übrigens nicht so verheerend und rasch tödtend auf wie im Jahr 1832; sie verbreitet sich allmählig, ergreift in allen Stadtrevieren ihre Schlachtopfer, natürlich die meisten in den alten, von armen Familien bewohnten Quartieren und Gassen; aus diesen lassen sich jedoch die Kranken sogleich in die Hospitäler bringen, und daher ist oder scheint die Sterblichkeit in denselben bedeutender als in den Privathäusern. In der Umgegend von Paris werden einige Dörfer stark mitgenommen, indeß andere verschont bleiben, ohne daß sich dieß genügend erklären ließe. Mehrere angesehene Personen sind von der Cholera weggerafft worden, unter andern die ehemals wegen ihrer Schönheit berühmte

Madame Récamier, eines der merkwürdigsten Weiber unserer Zeit Sie war die Wittwe eines ehemaligen Bankiers, der zur Zeit der ersten Republik am Ende des vorigen Jahrhunderts ein sehr glänzendes Haus machte, wo Einheimische und Fremde Zutritt suchten. Der Salon, in dem die damals noch sehr junge, lebhafte und blendend schöne Madame Récamier die Honneurs machte, war allgemein berühmt und wurde von allen bedeutenden Männern der damaligen Zeit besucht. Wäre sie bloß schön gewesen, so wäre mit ihrer Schönheit auch ihr Ruf verschwunden; aber sie war auch eine nach Geist und Gemüth sehr reich begabte Frau; sie wurde von vielen Schriftstellern, Künstlern und Staatsmännern hochgeschäzt; mehrere berühmte Frauen, besonders Frau v. Staël, waren eng mit ihr verbunden, und sie gab viele Beweise treuer Freundschaft. Namentlich fiel sie bei Bonaparte in Ungnade, weil sie Frau v. Staël in ihre Verbannung folgte und ihr eine Zeitlang Gesellschaft leistete. So kam es, daß als ihr Mann sein großes Vermögen verloren und seine Geschäfte aufgegeben hatte, und als ihre Schönheit verblüht war, sie als eine der anmuthigsten, liebenswürdigsten Frauen noch immer von der Creme der Gesellschaft besucht wurde, und ihr Salon noch immer sehr glänzend war. An den Abenden, wo sie große Gesellschaft um sich versammelte, z. B. um einem jungen Tonkünstler Gelegenheit zu geben, sein Talent zu zeigen, oder einem Schriftsteller, sein Gedicht oder sein Schauspiel vorzulesen, traf man dort eine Menge von Celebritäten beiderlei Geschlechts, oft auch bedeutende Fremde, und Jedermann war entzückt über die Liebenswürdigkeit der Frau vom Hause. Chateaubriand brachte täglich einige Stunden bei ihr zu; er gehörte zu ihren nächsten Freunden und sein Verlust war einer der herbsten Schmerzen ihres Alters. In den lezten Jahren war sie fast blind geworden. Sie bewohnte eines der äußern Gebäude der sogenannten Abbaie-aux-bois, eines ehemaligen Nonnenklosters, das in diesem Jahrhundert wieder ein solches geworden ist. Es ist schon lange Sitte in Paris, daß die Frauenklöster äußere Gebäude haben, welche sie an Wittwen vermiethen, die sich aus dem Weltgetümmel zurückziehen wollen. Bei Madame Récamier war es nun freilich nicht sehr still, und wenn sie Gesellschaft bei sich sah, war der Klosterhof voll Kutschen.

(Schluß folgt.)

Linz a. d. D., Juni.

(Schluß.)

A. Stifter. — Die Zehntaufhebung. — Sängerfest

Wir haben jezt viele Militärdurchzüge, hin und her, besonders ungarische Regimenter. Es sind prachtvolle Leute, an schlankem Wuchs unübertreffbar. So zogen fünfzehnhundert Mann Palatinalhusaren in unserer Nähe durch, die aus Böhmen nach Tirol kommen. Aber sie waren angewiesen, die Städte zu vermeiden, wurden nicht einquartiert und kampirten im Freien. Vom ungarischen Regiment Schwarzenberg, das bei Novara focht, ist ein großer Trupp Gefreiter und Unteroffiziere durchgezogen, um die Cadres für die neuen Bataillone zu bilden.

Der Maler und Dichter Adalbert Stifter, der schon seit längeren Jahren die Sommer unter uns zuzubringen pflegte, wird als Schulrath mit ansehnlichem Gehalt nach Linz kommen und soll die Redaktion der Linzer Zeitung übernehmen. Unser Landeschef, Dr. Fischer, mag die Verwaistheit unseres Schulwesens eingesehen und Stifter dem Ministerium vorgeschlagen haben, wofür wir ihm sehr dankbar sind. Stifter ist eine sehr geehrte Persönlichkeit, und ich glaube kaum, daß man eine bessere und willkommenere Wahl hätte treffen können. Auch für die Hebung unseres Provinzialblatts hoffe ich von ihm das Beste. Die Provinzialpresse steht noch auf einer sehr bescheidenen Höhe; doch ist in der kurzen Zeit schon Einiges geleistet. Die Salzburger Zeitung und der Linzer Vaterlandsfreund haben sich Anerkennung und Freunde erworben. An einem guten Volksblatt fehlt es noch ganz. Zwar bemüht sich der katholische Verein in Linz in den „katholischen Blättern“ auf das Volk zu wirken, aber der gehässige, oft bitter gallichte Ton gegen die Zeit und ihre Ideen ist nicht geeignet zur Versöhnung und Belehrung. Unsere Geistlichkeit auf dem Lande, die man im Allgemeinen nicht unduldsam nennen kann, und die von der angeborenen österreichischen Gutmüthigkeit keine Ausnahme macht, ist vorzüglich durch ihre unsichern und zum Theil verkümmerten Verhältnisse aus Anlaß der Zehntaufhebung auf die Zeit und ihre Ereignisse erbittert. Die Frage der Entschädigung für Zehnten und Feudallasten wird noch unabsehbare Verwicklungen und Streitigkeiten herbeiführen, und der Leichtsinn des Reichstagsbeschlusses im September, die Aufhebung auszusprechen, ohne zugleich die Durchführung der Entschädigung berathen und vorbereitet zu haben, wird in seinen nachtheiligen Folgen erst allmählig recht hervortreten. Die Durchführung des Entschädigungspatents wird hie und da bei unsern Bauern auf große Schwierigkeiten stoßen, eben weil nicht zugleich und unmittelbar mit der Wohlthat des freien Besitzes und ihrer Kundgebung die ganz natürliche Last der Entschädigung Hand in Hand ging, und die Wohlthat längst vergessen seyn wird, wenn man hinterher mit der Entschädigung und mit der Kriegssteuer und vielleicht noch andern willkommenen Aufforderungen anklopft. Der Bauer ist hochmüthig, mißtrauisch, aufgereizt, und obwohl er bisher der einzige war, der materiellen Gewinn von der Revolution hatte, so wird er in menschlicher Weise von nachträglichen Ansprüchen und Verhandlungen nichts hören und verstehen wollen, um so weniger, als jener überstürzte Beschluß und die allerhöchste Entschließung an Allem eher als an zu großer Deutlichkeit leiden, und jede engere Auslegung unserm Bauer eine Verkümmerung seiner zugesicherten Rechte dünken wird. Wer etwas hinaushorcht unter die Bauern, kann sich mancher Besorgniß nicht erwehren. Es waltet eine eigene Nemesis und unsere Regierung hat sich in dem alten unglückseligen System überall die Schwierigkeiten selbst bereitet. So war nach einer geheimen Verordnung an die Landespräsidien unter dem alten Franz den Regierungen aufgetragen, Ablösungen zwischen Grundherrschaft und Unterthan, wenn sie im gemeinschaftlichen Einverständniß geschehen, zwar nicht zu hindern, aber solche Ablösungen auch nicht zu fördern, da der alte Franz in solchem Abhängigkeitsverhältniß die beste Bürgschaft für Ruhe und Ordnung sah.

Ein paar Sänger, die vom Sängerfest in Salzburg zurückkehrten, können nicht genug von der ungetrübten Fröhlichkeit dieses schönen Festes erzählen. Troz aller schwarzgelben Unglückweissager war es von Anfang bis zu Ende glänzend und anständig; es bedurfte keines Polizeidieners zur Aufrechthaltung der Ruhe, was selbst die hohen Herrschaften gnädig anerkannten. Der größte Exceß war das zweimalige stürmische Verlangen des „deutschen Vaterlands“ und eines normännischen Freiheitsgesangs, und endlich die Schlußrede eines Bayers, der damit endete, daß er die Zuversicht auf ein einiges Deutschland troz aller Diplomatenkünste aussprach. Das Fest war von dreihundert-und-fünfzig Sängern beschickt aus Oberösterreich und Bayern. Das beste Contingent stellte Passau; ihm gebührte der Sängerpreis.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 146. Dienstag den 19. Juni 1849.

Struit audax inrita fatis.
Lucan.

Aus Berlin.

Es ist Manches im lezten Jahre in und um Berlin geschehen, d. h. gebaut, gerichtet, geändert worden, was seiner Physiognomie ein verändertes Ansehen gibt; man spricht nur nicht davon, man bemerkt es nicht; man hat ja nicht Zeit dazu. Aber daß es geschehen, daß gebaut werden konnte für die Zukunft mitten im Revolutionsjahre, ist ein Criterium unserer Zustände. Friedrich der Große erbaute sein Sanssouci nach dem Kriege, welcher alle seine Kräfte erschöpft haben sollte; davon sprach alle Welt mit Erstaunen. Friedrich aber baute gerade mit der Absicht, daß davon gesprochen werde. Mir scheint es bedeutungsvoller für den Kredit des preußischen Staates, daß man im Augenblick bauen konnte, gar nicht besonders nöthige Bauten, wo die Existenz auf dem Spiele stand. Allerdings geschah und geschieht es zum großen Theil, um den Arbeitern Beschäftigung zu geben; das schneidet aber die andere Betrachtung nicht ab, daß man noch immer der Mittel versichert blieb, solche Werke durchzuführen, und das im Moment, wo das ganze Kriegsheer und die Landwehr mobil gemacht werden, um den Krieg gegen die Revolution im Lande und außer dem Lande zu führen.

Zu der Betrachtung veranlaßt mich ein Spaziergang, den ich gestern um unsern südlichen Stadttheil gemacht. Man kennt die Umgegend kaum wieder, wenn man sie seit zwei Jahren nicht besucht, so hat die Versetzung des Landwehrgrabens (der dadurch schiffbar gemacht werden sollte, um die Kahnfahrt außerhalb der Stadt zu verlegen) die Physiognomie verändert; ob verschönert, ist eine andere Frage, doch war in den dortigen wüsten Appertinenzien der Stadt nicht viel zu verschlimmern. Nur ist der alte märkische Sand herausgekehrt, da wo kürzlich noch etwas grüner Anger war, und es gehören die Kultur und die Fußtritte vieler kommenden Jahre dazu, um das aufgewühlte Chaos wieder zu bewältigen. — Und wo nicht? wo stehen einem Gemeinwesen nicht eben solche Kämpfe bevor? Auf den Lavaströmen blühen freilich die üppigsten Gärten, wächst der feurigste, süßeste Wein; das dünkt mich aber doch eine traurige Reorganisation; und der Prozeß ist sehr lang. Auch ist unser Boden kein Feuerboden; es gehörte die ganze Ausdauer eines kräftigen, willensstarken und zähen Geschlechtes dazu, diesen Sandalluvien des Meers das grüne Gartenkleid anzulegen. Nirgends könnte eine totale Revolution so gänzlich verwüsten und demoralisiren, als in den alten Provinzen Preußens; darum fügt es sich auch wohl, daß hier der Widerstand am ausdauerndsten und stärksten ist.

Mein Weg führte mich zurück durch das Hallesche Thor. Auch ein Name, der sich selbst überlebt hat; seit wie vielen Decennien, oder gar schon Jahrhunderten fährt man nicht mehr durch dieses Thor nach Halle! Die Landstraße dort hinaus zersplittert sich, es ist eigentlich gar keine große Landstraße mehr, und seit unfern davon die Anhaltsche Eisenbahn (sie hat das neue Anhaltsche Thor veranlaßt) die Verbindung Berlins mit dem Südwesten vermittelt, hat auch die alte Etappenstraße für das Militär hier aufgehört. Und doch ist die Thorpassage auch zu gewöhnlichen Zeiten belebt. In den nächstliegenden Dörfern siedeln sich die Arbeiterfamilien an, die täglich auf Arbeit nach Berlin gehen. Außerdem sind vor diesem Thor

die ältesten, berühmtesten und frequentesten Kirchhöfe, zum Theil malerisch auf den Höhen gelegen. Sie werden einst vielleicht von Fremden als Reliquienstätten heimgesucht werden. Hier ruhen Fichte, Schleiermacher, Hegel, Steffens. Heute hat man natürlich nicht Zeit, die Ruhestätten der großen Todten zu besuchen, trotz dem, daß sie unter blühenden Fliederbüschen im lieblichsten Maigrün ruhen.

Der große Platz am Halleschen Thor, innerhalb der Mauern, war sonst wüste, und die Häuser umher, ohne alle architektonische Schönheit, schienen kaum dem frühen Verfall zu entgehen. Es ist eine unfashionable Gegend, und die Baukunst hat sich, auch seit der Platz nach dem Befreiungskriege in den Belleallianceplatz umgetauft ward, nicht hieher verirrt. Aber wenigstens hat man seit Jahren das wüste Stein-, Sand- und Kiesmeer fortgeschafft und einen grünen Rasencircus angelegt, der, wenn es regnet, auch wirklich grün bleibt. Allein in der Mitte erhebt sich jezt eine ansehnliche polirte Granitsäule, auf deren Spitze eine geflügelte Göttin schwebt, mit einem Kranze in der Hand nach der Stadt zu flatternd. Die Figur der Victoria ist ihrer Zeit, obgleich von Rauchs Meisterhand, vielfach und heftig getadelt worden. Sie flattere ungeschickt, statt zu schweben, ihre Gewandung, die ihr nachfliegen soll, mache, ein Erzklumpen in der Luft, einen unangenehmen, unästhetischen Eindruck u. dgl. Was kümmert uns jezt die Aesthetik? Und was thut's? So urtheilte man damals, heute steht sie so da, ist ein fait accompli, ein öffentliches Monument, sogar schon die Reliquie einer vergangenen Zeit. Aber heut kümmert uns ihre symbolische Bedeutung. Es ist die geflügelte Göttin des Siegs, die den Frieden bringt. Zur Erinnerung des fünfundzwanzigjährigen oder gar dreißigjährigen Friedens ward sie errichtet. Ein böses Omen, könnte man heute sagen, wenn es überhaupt heute erlaubt wäre an Omina zu glauben. Warum ließ man sich nicht das stille Glück genügen! warum forderte man die bösen Mächte heraus und mußte das aussprechen, was man genoß! Bei der Enthüllung der Säule stürzte einer der Baumeister vom Gerüst und nahm ernsten Schaden. Ich weiß nicht, ob das Volk damals voraussagte, daß die Göttin verlezt sey, daß der Friede nicht lange mehr dauern werde.

Wann wird wieder eine Friedenssäule errichtet werden können? wann wird die Zeit kommen, wo überhaupt großen Menschen Ehrensäulen errichtet werden, wo man die Kunst in ihre Rechte einführt, als ein lebendiges Glied des fortschreitenden Menschengeschlechts, einen Herold, Notar, Chronisten der menschlichen Werke? Rauchs Friedrich nähert sich freilich seiner Vollendung, und ich glaube wirklich, welche Macht auch dann in Berlin regieren möchte, daß man der Aufstellung seines Ehrendenkmals nichts entgegenstellen wird, denn jede Partei findet in ihm etwas, was sie feiern kann. — Ist das ein Lob für einen großen Todten?

(Schluß folgt.)

Aus dem Feldlager vor Fridericia.

(Fortsetzung.)

Hier vor Fridericia führen wir unterdeß ein angenehmes und ächt kriegerisches Leben. Da die Dörfer im Umkreis der Festung klein und dazu sehr schmutzig sind, so ist nur ein sehr geringer Theil der Truppen einquartiert, die große Mehrzahl lagert in Hütten auf dem freien Felde. In diesen Bivouaks haust es sich viel besser als in den dumpfen, unreinlichen, von Ungeziefer wimmelnden jütländischen Bauernhäusern. Die geräumigen Hütten sind von Stroh, Rasen, frischen Büschen ganz fest aufgebaut und gewähren hinreichenden Schutz gegen Regen, Sonne und Wind. Große Strohschütten in denselben bilden ein treffliches Lager für den Müden. — Auch die meisten Offiziere haben keine weitere Bequemlichkeit, außer etwa eine wollene Pferdedecke und ein kleines Luft- oder Strohkissen als Kopfunterlage, während sich der Soldat mit dem Mantel und dem Tornister behilft. Ein paar Klötze, ungehobelte Bretter, leere Fässer bilden die unentbehrlichen Tische. Sehr schnell lernt man im Felde in solchen Dingen äußerst genügsam seyn, und wird sehr geschickt alle Umstände zu benützen und mit geringen Mitteln viel auszurichten. Wir haben hier manchen verwöhnten Muttersohn, der zu Hause ohne weichen Divan, wattirten Schlafrock, bequeme Morgenschuhe kaum einen Tag leben zu können meinte, und gewaltig brummte, wenn Morgens der Kaffee beim Erwachen nicht bereit stand, wenn er Nachmittags nicht im Kaffeehause, Abends nicht in der Theaterloge und dann im Weinhause beim Schoppen sitzen konnte, und beim leisesten Regen nach dem Fiaker rief. Hier schläft der junge Mann Tag für Tag, in den Commißmantel gehüllt, auf seinem Stroh, unterhält sich bei Tag, und mehr noch bei Nacht, mit Schanzen, kocht sich seinen Speck und seine harten Erbsen im Feldkessel am Wachtfeuer und ist sehr vergnügt, wenn er von der Marketenderin eine Flasche schlechten Rum oder vom Bauern etwas schmierige Butter zu seinem Commißbrode erhalten kann. Und dabei sind fast Alle wohl und guten Humors, und nie habe ich so viele muntere Scherze und frische

Gesänge gehört, als im schleswig-holsteinischen Feldlager vor Friedericia.

Ein Theil des Bivouaks ist ungemein malerisch gelegen. Am Saume eines prächtigen Buchenwaldes, der in üppigem frischen Frühlingsgrün wunderschön dasteht, liegen die Hütten auf dem Kamm eines mäßigen Hügels. Grüne Wiesen und Felder, von blühenden Hecken vielfach durchschnitten, breiten sich am Fuße desselben aus; weiterhin das blaue Meer, wo aus weiter Ferne, gleich einem mit Flor bedeckten riesigen Smaragd, die grüne Insel Fühnen herüberleuchtet. Schwerlich ließe sich ein schönerer und dabei zweckmäßigerer Platz für ein Bivouak von mehreren Wochen auffinden. Landschaftliche Schönheit und Bequemlichkeit der Lage vereinigen sich hier, um dem Krieger seinen Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen.

Es herrscht hier aber auch das regste, fröhlichste Leben, und die buntesten Bilder ziehen am Beobachter vorbei. Nicht weit von einer stattlichen Strohhütte, die mit grünem Rasen bis zur Hälfte der Höhe belegt, ein eben so zierliches als wohnliches Ansehen hat, lagert im Schatten einer weitästigen Buche, über deren Wipfel schon hunderte von Jahren hingegangen, auf grünem Rasen ein froher Sängerkreis. Es sind ehemalige Heidelberger Studenten, die jezt in einem schleswig-holsteinischen Jägercorps dienen. Wie frisch und kräftig klingt ihr »Gaudeamus igitur!« Ein Kreis bildet sich um die Gruppe, staunend hören ihre Kameraden, die ehrlichen schleswig-holsteinischen Bauernbursche, die ungewohnten Worte, deren Sinn sie nicht zu deuten wissen. Die Sänger merken dieß bald; mit richtigem Zartgefühl lassen sie das Lied unbeendigt und stimmen Arndts „Was ist des Deutschen Vaterland" an; dieses kennen auch die andern, Allen im ganzen Heere ist es lieb und werth; es fallen immer mehr und mehr Stimmen ein, zuerst nur mit halbem Tone, dann immer lauter, bis endlich ein hundertstimmiger Chor durch den grünen Wald braust.

Nicht weit davon um ein lustig flackerndes Feuer ein Kreis jugendlicher bärtiger Kochkünstler, die übrigens troz ihrer großen Geschäftigkeit doch von Zeit zu Zeit einige Zeilen des Liedes mitsingen. Die gewöhnlichen, übrigens in genügender Quantität und Qualität gelieferten Lebensmittel bestehen in Speck oder Rindfleisch, Erbsen oder Reis, und 1¼ Loth Kaffee für den Mann. Wenn dieselben auch vollkommen zur Sättigung hinreichen, so lassen sich doch eben keine besondern gastronomischen Studien dabei anstellen. Die kleine Gesellschaft, die so eifrig zur ungewohnten Zeit beim Kessel beschäftigt ist, muß etwas Besonderes vorhaben; sie ist zu besorgt und zu thätig, als daß es sich bloß von Speck und Erbsen handeln könnte. Es ist Einem der Tafelrunde geglückt, für Geld und durch bedeutungsvolle Pantomimen drei lebenssatte Hühner von einer jütländischen Bauernfrau zu erstehen, und damit läßt sich schon etwas ausrichten. Ein Student der Medicin ist in Betracht der anatomischen Kenntnisse, deren er sich rühmt, zum Oberküchenmeister ernannt und ihm die Bereitung der Braten übertragen worden. Die einen pflücken die Hühner mit geschäftigen Händen, andere, auf den Knieen liegend, blasen eifrig das Feuer an, während eine dritte Partie den Reis wascht und die Kochkessel von dem ihnen anklebenden Erbsenmuß säubert. Ein Huhn ist zur köstlichen Reissuppe bestimmt und bald siedet es im brodelnden Kessel; die beiden andern sollen in einer Sauce von Rothwein, den eine Marketenderin schlecht, aber dafür desto theurer geliefert hat, geschmort werden, eine Idee, die dem genialen Erfinder den lachenden Beifall der Kameraden einträgt. Dazu ein heißer Punsch von Rothwein und Rum, zwar ohne Zucker — diesen hat heute die Marketenderin nicht — aber doch stark und wärmend.

Abseits von dieser lärmenden Scene steht man im Walde eine Rasenbank aufgeworfen, vor der ein roher Tisch aus einem auf zwei Pfähle genagelten Brette angebracht ist. Eifrig mit Schreiben beschäftigt sizt hier ein junger Krieger. Ist es ein tröstender Brief an Mutter und Schwestern, die bange Sorgen um ihn tragen? sollen diese Zeilen ein fernes Liebchen am Rhein oder Neckar erfreuen und selige Stunden dort bereiten? oder ist es ein zur Geduld mahnendes Schreiben an einen ungestümen Manichäer, der auf die Prisengelder, die man von den Dänen zu erbeuten hofft, vertröstet wird? — Häufig stößt man auch auf schnarchende Schläfer, die im grünen Grase lang ausgestreckt von der angreifenden Arbeit des Schanzens, der sie mehrere Stunden obliegen müssen, ausruhen. Noch Andere halten Fechtübungen mit Stecken statt der Rappiere, oder putzen ihre Büchsen, oder sind gleich dem fleißigsten Schneider beschäftigt, die defekte Kleidung auszubessern.

Auf einmal aber welcher Lärm, welcher Durcheinander! Die Hörner der Jäger blasen Allarm, die Trommeln wirbeln. „Zu den Waffen! zu den Waffen! Die Dänen haben mit vier Bataillonen einen Ausfall aus Friedericia gemacht und unsere Vorposten angegriffen; wir sind zur Unterstützung derselben beordert," so geht es von Mund zu Mund.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Schluß.)

Schauspiele. — Die neuen Wahlen.

Troz der großen politischen Bewegung, troz der Angst vor der Cholera gehen die öffentlichen Vergnügungen ihren Gang, und namentlich in der Theaterwelt herrscht das regste Leben. Die vollsten Häuser macht jezt die große Oper mit Meyerbeers Propheten, der mit nie gesehener Pracht und Kunst gegeben wird. Nur kommt dem Publikum das Vergnügen etwas zu lang vor. Die Vorstellung beginnt um sieben Uhr und geht erst gegen Mitternacht zu Ende; Anfangs dauerte sie fast noch eine Stunde länger. Das war für Franzosen zu arg; wir Deutsche können schon leichter »prendre notre plaisir en patience.« Der lezten Vorstellung wohnte der Präsident bei. Sonderbarer Wechsel der Dinge! Als der Prophet bei der Operndirektion eingereicht wurde, bestand das Königthum noch in seiner ganzen Kraft, und Niemand ahnte auch nur von ferne, daß die Vorstellungen unter einer republikanischen Regierung beginnen, und daß nicht die Orleansche Dynastie, sondern die Bonaparte derselben beiwohnen würden. Ein Spaßvogel hat die ernste, ja tragische Oper parodirt. Aus l'anabaptiste (Wiedertäufer) hat er durch ein Wortspiel l'âne à Baptiste, Baptists Esel, gemacht und als zweiten Titel hinzugefügt: „oder die Wiege des Socialismus.“ Ebenso hat er die andern Namen verdreht: Zaccharie ist in Sac-à-riz, Reissack, Jean de Leyde in Jean de lettres verwandelt. Das Ganze ist eine Satire auf die socialistischen Umtriebe, welche hier statt des Unfugs der Wiedertäufer geschildert werden, aber natürlich nur von der komischen Seite. Die Socialisten, welche schon mit Scribe's Propheten unzufrieden waren, weil sie darin eine Verurtheilung des Communismus sahen, sind vollends ergrimmt über diese Parodie, welche sie direkt angreift, und sie verurtheilen in ihren Blättern das Vaudeville als ein elendes Machwerk. In ästhetischer Hinsicht ist es allerdings unbedeutend, wie so manches neue Stück, aber als Parodie ist es drollig, und der ohnehin sehr komische Arnal, der den Jean de lettres spielt, erschüttert das Zwerchfell aller Zuschauer, welche nicht gerade zur socialistischen Partei gehören. Noch viel komischer ist er aber in einem eigens für ihn gedichteten Vaudeville: „das Warten auf den Omnibus,“ in dem er die Rolle eines Mannes spielt, der in das Bureau eines Omnibus tritt, um einen Plaz im ersten vorüberfahrenden Wagen zu bestellen, weil er eine Menge Gründe zur Eile hat. Es stoßen ihm aber in diesem Bureau allerlei Abenteuer auf; ein Omnibus fährt nach dem andern vorüber, ohne daß er einen Platz bekommt, und zulezt muß er auf das Fahren ganz verzichten. In solchen Rollen ist Arnal vortrefflich. — Seit dem Frühjahr ist das sogenannte Blumenschloß, Château des fleurs, in den Champs Elysées wieder geöffnet, ein schöner Lustgarten in der Nähe des in der rauhen Jahrszeit besuchten Wintergartens, mit Sälen und einer Concertanstalt. In den Champs Elysées, deren Kaffeehäuser auch Sänger und Sängerinnen haben und am Abend, besonders Sonntags, stark besucht werden, ist der Bereitercircus wieder eröffnet, und am Ende derselben, außerhalb der Barrière hat der Hippodrom seine am Tage und unter freiem Himmel stattfindenden Vorstellungen begonnen. Der Circus gibt außer den gewöhnlichen Bereiter- und Equilibristenkünsten auch komische Auftritte, Affen als Bereiter, ferner absonderliche Kunststücke, z. B. einen Mann, der auf einer Kugel stehend mit derselben eine Anhöhe hinauf- und herabrollt, ohne den Boden zu betreten. Der Hippodrom gibt stattliche Aufzüge von Rittern, Amazonen und dergleichen. Dießmal wird als etwas Neues ein sogenannter Kaukasus dargestellt, ein künstliches Hügelchen, auf welchem die russischen Reiter sich mit den Bergbewohnern schlagen. Die Aufzüge sind äußerst prachtvoll; aber eben deßhalb kann die Direktion ihrer nicht viele geben und nicht so viel Abwechslung bieten, als das schausüchtige Publikum verlangt. Die Direktion wollte deßhalb Stiergefechte einführen, zwar keine blutigen, wie die spanischen, sondern unschuldigere, und sie scheint deßhalb bereits mit berühmten spanischen Toreros in Unterhandlung getreten zu seyn. Die Erlaubniß dazu war ihr auch von der provisorischen Regierung im vorigen Jahr ertheilt worden; die jetzige Regierung aber trägt Bedenken ein Schauspiel zu gestatten, das im Volk, das durch den Bürgerkrieg ohnehin zu sehr aufgereizt ist, den Hang zur Grausamkeit und Wildheit nähren könnte. Indessen ist doch, wie es scheint, die Genehmigung nicht durchaus verweigert worden, und die Direktion hofft noch immer die Toreros den Parisern vorzuführen. Jezt da die politischen Klubs geschlossen und die Repräsentantenwahlen vorüber sind, haben die Pariser Muße, Abends Schauspiele zu besuchen und in den öffentlichen Gärten zu lustwandeln. Nur haben sie sich nicht ganz von dem Erstaunen erholt, in das der unerwartete Ausfall jener Wahlen sie versezt hat. Die demagogischen Blätter und Redner beschuldigten die vorgeblichen Reaktionäre der Wahlumtriebe: Thiers, Guizot, Molé wurden als die heimlichen und öffentlichen Leiter dieser Intriguen bezeichnet, und man schrie bereits über die Gefahr, die alte Ordnung der Dinge ehestens wiederkehren zu sehen. Und siehe da, weder Thiers, noch Guizot, noch Molé ist zum Repräsentanten gewählt worden. Andererseits ist auch der rührige Proudhon, der, obgleich landesflüchtig, immer noch in seinem Blatte »le Peuple« wider die Aristokraten donnert, gleichfalls bei Seite gelassen, und was noch auffallender ist, auch Lamartine und Arago und so manche andere Lichter der ersten republikanischen Zeit sind von den Wählern übergangen worden, und diese Herren stehen da mit offenem Munde, und staunen, und können nicht begreifen wie das Ding zugegangen ist. Auch andere begreifen es nicht; es ist aber wohl eine unvermeidliche Folge des allgemeinen Wahlrechts, unter dessen Herrschaft kein Candidat bestimmt auf den Sieg rechnen kann. Was wird so aber aus der sogenannten Popularität?“

D g.

Beilage: Literaturblatt Nr. 44.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 147. Mittwoch den 20. Juni 1849.

— See a siege,
Behold the ordnance on their carriages,
With fatal mouths gaping. — The nimble gunner
With linstock now the devilish cannon touches,
And down goes all before them.

Shakespeare.

Aus dem Feldlager vor Fridericia.

(Fortsetzung.)

Wie tummelt sich jezt Alles! Mitten in einem Worte bricht der Gesang ab, die Kochkünstler überlassen, noch einen leztern wehmüthigen Blick darauf werfend, ihre Kochkessel dem Schicksal, der Schreiber knittert seinen Brief in die Tasche zusammen, die Schläfer springen mit Blitzesschnelle auf; kaum fünf Minuten sind vergangen, und vollständig gerüstet stehen die Schaaren in Reih und Glied, das Kommando ertönt und frohen Muthes geht es dem Feinde entgegen.

Nicht lange, so fangen die dänischen Festungsbatterien in Friedericia zu spielen an, und acht bis zehn kleine dänische Kanonenboote und Kriegsdampfschiffe, die im Belt liegen, unterstützen sie eifrig. Aber auch unsere Batterien bleiben nicht müßig, und bald eröffnen auch sie ein ziemlich heftiges Feuer. Die Luft erdröhnt vom Donner des Geschützes auf beiden Seiten, erschreckt verstummen die Vögel des Waldes und verbergen sich in den dichtsten Büschen, die Erde zittert von der unaufhörlichen Erschütterung, dicker Pulverdampf, durch den nur das Aufblitzen des Geschützfeuers gleich einem Blitzstrahl leuchtet, verhüllt die Gegend. Und doch ist eine solche Kanonade gewöhnlich auf beiden Seiten von sehr geringer Wirkung. Die meisten Kugeln blieben in den Erdwällen der Batterien und Schanzen stecken, oder zersplitterten etwa ein paar Faschinen oder Bäume. Die Infanterie vermag einzelnen Kanonenkugeln, die man schon von weitem hersausen sieht, auszuweichen, wenn der Raum nicht zu beengt ist, oder zu rasch und in ganzen Salven gefeuert wird. Dazu schießen die Dänen, und besonders die Kanonenboote derselben, die freilich auf dem bewegten Wasser eines festen Zielpunkts entbehren, größtentheils sehr schlecht. So viel hundert Kanonenkugeln auch aus Friedericia gegen uns abgefeuert worden sind, wir haben durch dieselben äußerst geringen Verlust erlitten. Da sind die Spitzkugelbüchsen der dänischen Jäger, mit denen sie, hinter den grünen Knicken liegend, oft noch auf 700 Schritte treffen, eine viel gefürchtetere Waffe. Das eigenthümliche Pfeifen der Spitzkugeln ist eine gar nicht angenehme Musik, und Allen ist der dröhnende Kanonendonner viel lieber als dieser malitiöse zischende Ton.

Doch das hindert natürlich nicht, daß unsere Truppen frohen Muthes sich den Dänen entgegen werfen. Bald ist der Kampfplatz erreicht, die Tirailleurlinien gehen vor und das Gefecht Mann gegen Mann beginnt. So ungünstig diese kleinen, von hohen Hecken durchschnittenen Koppeln größeren Massenentwicklungen sind, so sehr eignen sie sich zum Tirailleurgefecht. Der Jäger mit seiner Büchse findet hier einen Kampfplatz, wie er ihn nicht besser wünschen kann. Jede Hecke gewährt Deckung, jedes Loch in derselben gibt eine gute Schießscharte ab, um dem Feinde die verderbliche Kugel zuzusenden. Bald knallen auch die Büchsen unserer Jäger um die Wette mit denen der Dänen. Ueberall liegen die grünen Schützen hinter den grünen Sträuchen, überall blitzen die kleinen Flämmchen aus den Büchsenmündungen auf und pfeifen die Kugeln. Hier sinkt, vom feindlichen Blei getroffen, einer der unsern, der vor wenigen Augenblicken noch sein „was ist des Deutschen Vaterland“ mitgesungen; er konnte nicht allein

ein deutsches Lied singen, er wußte auch einen deutschen Kriegertod zu sterben. Dort trifft eine Kugel den rechten Arm eines jungen Schützen; krampfhaft zuckt er zusammen und fällt vom Schmerz betäubt nieder, so daß seine Kameraden ihn aus dem Feuer tragen müssen. Aber auch den Dänen haben unsere Kugeln Verderben gebracht, und oft können wir sehen, wie Todte oder Verwundete derselben zurückgetragen werden. Schon fangen ihre Linien allmählig an zurückzuweichen, unser Fußvolk beginnt in geschlossenen Colonnen vorzurücken, die Dänen wollen es nicht zu einem Bajonnetangriff kommen lassen und treten rasch den Rückzug in die Festung an. Nach Beendigung des Gefechts kommen unsere Truppen mit dem Verlust von einigen Todten und Verwundeten in ihre Bivouaks zurück und nehmen ihre frühern Erholungen und Geschäfte wieder auf. — So ist das Leben hier im Feldlager des schleswig-holsteinischen Heeres vor Fridericia, Gesang, Gelächter, Gefechte in bunter Abwechslung.

Einen wirklich malerischen Anblick gewährt es, wenn zuweilen unsere Batterien gegen die Festung spielen und das Bombardement von dieser erwidert wird. Die graue Morgendämmerung ist gewöhnlich die Zeit, wo das Werfen der Bomben aus den schweren Geschützen beginnt. Gleich Meteoren fahren die gewaltigen Körper, mit der brennenden Brandröhre als einem feurigen Schweif hinter sich, in sausendem Fluge durch die Luft. Verderblich ist ihre Wirkung, wo sie einen festen Gegenstand treffen, den sie zerstören oder anzünden können, aber den Menschen im freien Felde sind sie nicht sehr gefährlich, da man ihnen leicht ausweichen kann. Die Wirkung unserer Geschosse in Friedericia war übrigens schon sehr bedeutend, wiederholt stand ein Theil der Stadt in Flammen und eine so dicke Rauchwolke lagerte sich bisweilen über dem Ort, daß man die einzelnen Gebäude nicht mehr erkennen konnte. Uns dagegen haben die dänischen Bomben nur sehr geringen Schaden zugefügt. Unsere Schleswig-Holsteiner sind in ihrem unerschütterlichen Phlegma schon so gleichgültig gegen dieselben geworden, daß sie sich in ihren Schanzarbeiten gar nicht stören lassen, wenn die Dänen sie auch noch so heftig bombardiren. Lustige Beispiele dieses Gleichmuths unserer Leute ließen sich in Menge erzählen. So ward ein Musketier von einer unsern von ihm platzenden Bombe ganz mit nasser Erde überschüttet, so daß er sich kaum Gesicht und Mund von derselben reinigen konnte. Die Kameraden lachten ihn aus und er erwiderte ruhig: „Ja, Jir (Ihr) lacht; een Muul vull Grüt (Grütze, beliebtes schleswig-holsteinisches Nationalessen) ist frielich beeter." Ein anderer Soldat stieß auf einer Patrouille eine sechspfündige Kanonenkugel, die unmittelbar neben ihm niedergefallen, mit dem Fuße zurück und sagte: „Fritz, Fritz (Name des Königs von Dänemark), dien Klump (Klöße) mag ick nich; as wir noch dien rothe Jacke drägen müßten, dochten see ok nich."

(Schluß folgt.)

Aus Berlin.

(Schluß.)

Aber wo bleiben die preußischen Helden, welche die glänzend polirten Granitpfeiler der Schloßbrücke schmücken sollten? Unter dem vorigen König unterblieb die Aufstellung, zusammen mit der Bestellung, weil — die Kosten zu bedeutend seyen und man schon zu viel ausgegeben habe für Kunstmonumente. So hieß es halb offiziell, und es mag seine Richtigkeit haben. Friedrich Wilhelm III. erschrack immer mitten in seinen eigenen Werken vor dem Gedanken, daß er zu weit gehen könnte. Kein Mensch hat so viel Selbstbeherrschung geübt, oft zum Entsetzen der Baumeister und Künstler, deren schönste Entwürfe er so mit einem Striche halbirte und damit zu nichte machte. Andere meinten damals freilich, der König müsse doch auch seinem Nachfolger etwas zu thun überlassen, und da von den Generalen und Feldherrn des Befreiungskrieges dazumal noch viele lebten, sey es angemessener, daß der Regierungsnachfolger die Pietätspflicht überkomme, die Helden seines Vaters zu verewigen. — Wer wird sie nun dem Volke hinstellen, wo die Impietät schon längst angefangen hat ihre Thaten zu vernichten und sie selbst damit? — Sie haben uns ja nicht befreit, heißt es, sie haben nicht gekämpft für das Volk, nur für einen Wechsel der Herrn. — Nun, doch für die Nationalität! — Da schallt aus der Tiefe, halb unsichtbar, ein hohnlächelnder Chor: Nationalität! ein hübsches Schild für die Freiheit, die seiner nicht bedarf, eine Feuersäule für die Dummen, welche den Weg nach Kanaan nicht finden, für die Blinden, die noch immer geführt seyn wollen. Die höchste Freiheit will keine Nationalität, sie lacht ihrer, sie verwischt ihre trennenden, charakteristischen Züge; sie will Gleichheit, nur Gleichheit. — So reisten wir denn der Zeit entgegen, wo auch der Kultus großer Menschen aufhört, denn noch immer knüpfte sich ihre Größe an ihre Nationalität, an ihre aufopfernde Liebe, ihre Thaten für ihr Volk. Es gibt, d. h. es darf keine Helden, Gesetzgeber mehr geben, die einem Partikularismus huldigen, z. B. der Liebe und Begeisterung für Deutschland. Wen soll man dann malen, wem Ehrensäulen errichten? Einem großen

Schafzüchter? einem neuen Wollspinnmaschinenerfinder? Vielleicht wird das leztere auch nicht mehr erlaubt, wenn die Fraction der neuen Freiheitsmänner etwa siegte, welche auch die Maschinen zerstören möchte.

Oder, wenn die Kunst nicht untergehen müßte, wäre sie vielleicht bestimmt, nur mit Illusionen, und zwar der Vergangenheit, sich zu nähren? Das war freilich schon jezt oft ihre Aufgabe, aber auch der Vorwurf, der sie traf, wenn der protestantische Maler Madonnen, der Ungläubige Glaubensgegenstände malte. Die ganze Geschichte hinter uns würde zur Mythe umgesezt. Da wäre es denn freilich besser, wenn man Schafzüchter in Stein meißelte, bei welcher Gelegenheit mir einfällt, daß das Projekt noch immer unausgeführt blieb, dem großen Thaer ein Standbild zu setzen, wofür man billigermaßen den Platz an der Ecke der Klosterstraße erwählt, wo die eigentliche Börse des Wollhandels ist. Besser, sage ich, eine Wahrheit wie sie auch ist, als die Kunst zur Lüge zu machen.

Ich weiß nicht, wie viel Millionen nach einem ungefähren Ueberschlage jährlich in Berlin (nämlich in den lezten Jahren) verbaut wurden. Diese Millionen ruhen jezt, die Arme, welche dafür in Thätigkeit gesezt wurden, feiern; ein kleiner Theil wird an den Staatseisenbahnen beschäftigt, ein anderer ist als Landwehrmann in den blauen Rock eingekleidet. Kaum ein oder das andere Privathaus wird ausgebaut. Im Innern der Stadt sind die langen Reihen der Miethzettel ein erschreckender Anblick, ein schreckhafterer die Reihen moderner Ruinen in den Vorstädten, schon verwitterndes Gemäuer, mit Brettern schlecht überdeckte Substruktionen angefangener Gebäude. Wo ist das Kapital, um den vor zwei, drei Jahren angefangenen Bau auszuführen, und wenn es da wäre, wo sind die Menschen, um die neuen Häuser zu bewohnen? In den fünfviertel Jahren seit unserer Revolution sind viele dieser Häuser schon durch mehrere Hände gegangen, aus einer Kreditmasse in die andere. Wenn die Revolution erst beendet wäre, dann freilich würden plötzlich viele Krösusse aufstehen, die jezt um einen geringen Preis den Grundbesitz erstanden, durch den Viele ihr Alles verloren. Das ist nach allen Revolutionen der Fall; eine Persiflage freilich auf die Tendenz, welche auf den Fahnen der Socialisten prangt: „Wohlstand für Alle!" aber es ist nun einmal so, es war so, es wird immer so bleiben unter dem Monde. Und die Gewinnenden sind in der Regel nicht die Besseren; erst aus den Generationen nach ihnen erwächst ein besseres Geschlecht. So schnell ist das Werk der Verwüstung, so langsam die Erholung und Genesung.

Von allen großen Bauwerken, die Friedrich Wilhelm IV. schon als Kronprinz im Kopfe trug, ist in Berlin eigentlich nur eines fertig geworden, der Kuppelbau, den er der einen Fronte des alten Schlosses aufgesezt hat. Er vollendete darin vielleicht nur die Absichten des ersten Erbauers, oder Renovators dieses Gebäudes, des großen Schlüter, der selbst, durch Kabalen verdrängt, seine Schöpfung einem schwächeren Meister überlassen mußte, ohne daß auch dieser damit ganz fertig geworden wäre. Die Kuppel, mit ihrem bunten Stirnbande, nimmt sich würdig aus; es ist die Krone, aufgesezt auf das ergrauende Schloß, und über der Krone hat man noch ein mächtiges Kreuz angebracht. — Daß gerade dieses Werk mitten in der Revolution, die so furchtbar am Königthum selbst und an dem göttlichen Rechte, auf das es basirt seyn wollte, gerüttelt, fertig, und allein fertig werden konnte, erscheint wie ein Anachronismus, oder wie ein tiefer Hohn. Der protestantische Dom dahinter und das Campo santo bleiben liegen.

Die Kuppel ist jezt von außen so vollendet, daß man die Gerüste abgenommen hat; im Innern wird noch an dem Deckengemälde gearbeitet; wenigstens eine tägliche Brodarbeit für einige wenige Künstler. Wenn ich aber von etwas wünschte, daß es die Revolutionen fortschwemmen möchten, sind es diese Deckengemälde, besonders in hohen Kuppeln. Der Künstler, der Mensch versumpft und verdumpft bei der angestrengten Arbeit; einer wurde bekanntlich halb wahnsinnig, als er Gott Vater an den Schlußstein malen mußte. Und wer dankt es ihm? Wer mag sich den Hals verrenken, um in schwindelnder Höhe ein Bild zu sehen, dessen Schönheit, wenn es schön ist, für ihn ungenießbar bleibt? Wenn ich, lange auf dem Boden liegend, endlich an der Decke der Sixtinischen Kapelle die Figuren, Gesichtszüge und Bezüge heraus zu erkennen glaubte, welche mir der Cicerone so lange vorerzählt, bedauerte ich meine Anstrengung, aber noch weit mehr die des großen Meisters, der zu so unfruchtbarer, unlohnender Arbeit sein gewaltiges Schöpfertalent hergeben müssen. Es war eine Grille des wiedererwachten Kunstsinns in Italien; warum mußten wir aber die Grillen nachahmen, wo so vieles übrig blieb, was ewig ist, und wir haben es nicht nachgeahmt!

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Juni.

Die Folgen des Dresdener Aufruhrs.

Wenn ein Fremder, der Leipzig zu Anfang des Mai verlassen hat, jezt plötzlich, ohne von den Vorgängen des vergangenen Monats unterrichtet zu seyn, wieder dahin zurückkehrte, so würde sich derselbe nicht wenig über die Veränderung wundern, welche in dieser kurzen Zeit nicht mit der Stadt, wohl aber mit deren Bevölkerung vorgegangen ist. Damals allenthalben die größte Aufregung, Volksversammlungen, neugierige, dicht gedrängte Gruppen an den mit den verschiedenartigsten Plakaten bedeckten Straßenecken; jezt tiefe Ruhe, weder Volksversammlungen noch Menschengruppen, höchstens ein paar Dienstmädchen oder Lehrburschen, welche den Theaterzettel lesen, das einzige Plakat, das von jener Legion übrig geblieben ist. Damals allgemeiner Enthusiasmus für die deutsche Nationalversammlung und die von derselben beschlossene Reichsverfassung; jezt ein kühler Indifferentismus gegen dieselbe, oder wohl gar bitterer Spott über die Ohnmacht der Centralgewalt und das klägliche, langsame Verscheiden des Parlaments; damals blutrothe Reden, grimmige Erbitterung gegen Fürst, Regierung und Soldaten; jezt grünweiße Loyalitätsadressen an den geliebten und allverehrten König, und öffentliche bombastische Erklärungen des aufrichtigsten Danks an die sächsischen und preußischen Krieger wegen der von ihnen bewiesenen Standhaftigkeit und Treue gegen König und Vaterland. Dieser plötzliche Umschwung in der Stimmung Leipzigs, einer Stadt, welche bisher stets für eine der liberalsten in Deutschland gegolten hat, ja die sich im vorjährigen März unter allen Städten Sachsens zuerst für die Rechte des Volks erhob, ist die Wirkung des für die Demokratie so unglücklichen Ausgangs des Dresdener Barrikadenkampfs und des hiesigen zwecklosen Straßenkrawalls, in Folge dessen die Führer der radikalen Partei entwichen, und diese selbst, zum Theil aus Gesindel, zum größern Theil aus unwissenden, aber gutmüthigen Individuen der arbeitenden Klassen bestehend, gleich einer Seifenblase in ihr Nichts zusammenfiel. Die hiesigen Auftritte sind zu bekannt, als daß ich darauf zurückkommen sollte.

Wir haben nicht die geringsten Ruhestörungen mehr zu befürchten, obwohl mehrere hundert an dem hiesigen und dem Dresdener Aufstand Betheiligte im Gefängniß sitzen. Unter den Verhafteten befinden sich auch der Stadtverordnete, Advokat Dr. Bertling, Obmann des neuen (Hôtel de Saxe) Vaterlandsvereins, und Theodor Oelkers, Obmann des republikanischen Klubs. Beide sind nach Dresden gebracht werden. Die übrigen Volksführer und Agitatoren, wie Dr. Semmig, Windwerth, Warth, Weisflog, Hoßfeld u. a. haben sich, zum Theil wohl noch am Tage des Straßenkampfs, aus dem Staube gemacht und werden steckbrieflich verfolgt. Die demokratische Partei beobachtet tiefes Schweigen; an Volksversammlungen ist nicht mehr zu denken, auch dürften dieselben schwerlich gestattet werden. Das Militär benimmt sich zum Theil etwas übermüthig und dürfte sich deßhalb binnen Kurzem bei der Bürgerschaft verhaßt machen, wenigstens bei einem großen Theile derselben, denn die Geldaristokratie und die Freunde der Stabilität sind sehr zufrieden mit der Säbelherrschaft, unter welcher sich jezt im Grunde ganz Sachsen befindet. Jene Leute waren es, die gleich am Morgen des 7. Mai eine Deputation an die Behörden schickten, um dieselben aufzufordern, eine Ergebenheitsadresse an den König zu senden; sie waren es, welche an demselben Tag auf dem Rathhause sich in einer Weise benahmen, daß der Bürgermeister Klinger sich veranlaßt sah sein Amt niederzulegen und von Leipzig fortzugehen; sie sind es, die den als Hochverräther betrachten, der anderer Meinung ist als sie. Dieses servile Kriechen, dieses schadenfrohe Jubeln, dieser feige Uebermuth derer, welche Nichts wollen als Ruhe um jeden Preis, die vor vier Wochen kaum zu athmen wagten und vor lauter Angst auf König und Soldaten schimpfen, jezt aber im Schatten der Bajonette und Kanonen sich breit machen, ist für den wahren Vaterlandsfreund so widerlich als jenes wüste Treiben der rothen Republik in den Tagen des Dresdener Aufstands. — Nachdem das Königthum in Dresden gesiegt hatte, erwartete man allgemein, es werde eine Untersuchungscommission nach Leipzig kommen, um unsere Behörden zur Rechenschaft zu ziehen. Am Nachmittag des 6. Mai hatten dieselben durch ein Plakat bekannt gemacht, daß sie einstimmig beschlossen hätten, bis zum Austrag des Conflikts zwischen Volk und Krone die Gemeinde Leipzig unter den unmittelbaren Schutz der deutschen Centralgewalt zu stellen. Es war auch wirklich sofort eine Deputation nach Frankfurt geschickt worden, um diesen Beschluß der Behörden Leipzigs der Centralgewalt zu überbringen und deren Schutz nachzusuchen. Die Kreisdirektion hatte hievon dem Ministerium Anzeige gemacht und sich über die städtischen Behörden beschwert. Die Regierung ging jedoch auf eine Untersuchung nicht ein, sondern erließ bloß eine Erklärung, in welcher sie die städtischen Behörden ermahnte, in Zukunft bei ähnlichen Vorgängen der Regierung des Landes mehr zu vertrauen, dieselben jedoch zugleich wegen der Festigkeit, mit welcher sie die Ordnung in den Tagen der Aufregung aufrecht erhalten hätten, belobte.

Die Ostermesse, welche unter so günstigen Auspicien begonnen hatte, nahm in Folge der beklagenswerthen Vorgänge ein plötzliches Ende. Trotzdem ist die kaufmännische Welt, wie man hören kann, im Allgemeinen mit der vergangenen Messe sehr wohl zufrieden. Auch die Buchhändlermesse soll dießmal besser ausgefallen seyn als im vorigen Jahr. — Je mehr die Bewohner Leipzigs durch die politischen Stürme um den Genuß des Frühlings gebracht worden waren, desto mehr ließen sie es sich angelegen seyn, das Verlorene nachzuholen. Man weiß sich kaum eines Pfingstfestes zu entsinnen, wo die Stadt so leer gewesen wäre. Was nicht nach Dresden und in die sächsische Schweiz, in's Erzgebirge und nach Thüringen gereist war, wanderte auf das im üppigsten Schmucke des Frühlings prangende Land. Das reizende Rosenthal faßte die Menge kaum, und alle Dörfer wimmelten von fröhlichen, festlich geschmückten Menschen. In der Stadt dagegen war es öde und still; außer der dienenden Klasse bemerkte man fast keinen Menschen in den Straßen und in den Häusern.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 10.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Intelligenzblatt.

Nr. 10. Mittwoch den 20. Juni 1849.

[67] So eben ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Schwartz, K., Auswahl mittelhochdeutscher Dichtungen; zunächst für höhere Lehranstalten. gr. 8. 26½ Bogen. Druckvelinp. roh und brochirt. 1 fl. 48 kr.

Bei der in unserer Zeit so lebhaften Theilnahme für die ältere deutsche Nationalliteratur wird obiges Werk, welches eine reiche Auswahl der schönsten Erzeugnisse derselben nach den neuesten und besten Ausgaben darbietet, nicht bloß für Gymnasien, deren Bedürfnisse er vorzugsweise berücksichtigt, sondern auch für alle Freunde der altdeutschen Poesie eine willkommene Erscheinung seyn.

C. Müller'sche Buchhandlung (G. F. Euler).

Ferner ist daselbst erschienen:

Schwartz, K., Wörterbuch zur Auswahl mittelhochdeutscher Dichtungen 2c. gr. 8. 3¼ Bogen. Druckvelinp. 6 Sgr.

Dieses Wörterbuch wird nicht nur durch Genauigkeit und Vollständigkeit allen billigen Anforderungen genügen; sondern auch, da es zugleich die Erklärung und Uebersetzung der schwierigsten Stellen obiger Auswahl enthält, die Stelle eines Commentars zu Letzterem vertreten können, welche eben dadurch neben ihrer eigentlichen Bestimmung, als Schulbuch zu dienen, sich jedem Gebildeten, der sich mit der altdeutschen Literatur bekannt zu machen wünscht, zum Privatgebrauch empfehlen dürfte.

---

[65] Im Verlage von **Alexander Duncker,** königl. Hofbuchhändler in Berlin, ist so eben erschienen:

Neuer Roman

von A. von Sternberg.

Verfasser der Royalisten, der gelben Gräfin 2c. 2c.

W i l h e l m.

2 Theile. eleg. geh. 2 Thlr. 24 Sgr.

Wir können dem Leser um so mehr eine interessante Lektüre versprechen, als der Verfasser seinen Stoff aus dem Leben geschöpft zu haben selbst bekennt. Derselbe hatte in Baden-Baden eine Gruppe socialer und poetischer Naturen gefunden, die er fast mit Porträt-Aehnlichkeit gerade in dieser Zusammenstellung aufgefaßt und mit besonderer Vorliebe dargestellt hat: „Lange trug ich das Bild dieser liebenswürdigen Zustände in mir herum, bis endlich jetzt es die ihm dienliche Gestalt gewann.“ In Bezug auf den politischen Umschwung sagt der Verfasser: „Der poetische Darsteller, der nicht mystischer Träumer seyn will, muß dem feurigen Gewölk folgen, das ein ganzes Volk, eine ganze lebende Generation immer vorwärts durch die Wüste leitet; er kann und will nicht fragen, wohin führt die Straße? Er sieht Alle ziehen und zieht mit. Er sieht im rothen Meere das Heer Pharao's versinken, das Heer Derer, die sich eigensinnig dem verschließen, was das Wachsthum der Zeit mit sich bringt. In dem Lande angelangt, wo die Traube glüht, die Myrthe grünt, die Taube nistet, da ist's der Poet, der zuerst ruft: Laßt uns Hütten bauen. Er ist der natürliche Bundesgenosse des Friedens, der Ruhe, des Genusses. Glaubt ihm nicht, wenn er behauptet, den Kampf zu lieben. Er vermeidet nur den Kampf nicht, ihn aufsuchen wird er nie und nimmer, und wenn er glücklich seyn soll, so muß er dann erscheinen, wenn die Gegensätze eben sich ausgeglichen, wenn die Stürme sich gelegt und eine himmlische Erfrischung über die Welt weht, ähnlich der, die nach einem Gewitterregen auf die brennende und schmachtende Natur sich niedersenkt.“

---

[66] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat Mai 1849.

Größere Aufsätze.

Ninive und seine Ueberbleibsel. 1) Das Entstehen und Reisen von Layards Unternehmen; der Unterschied zwischen den Ruinen westlich und östlich vom Euphrat; die Ankunft in Nimrud; die ersten Ausgrabungen und Entdeckungen; Leben und Thaten eines Pascha. — Der Büffel auf Java. — Geschriebene Sprache im Innern Westafrikas. — Schanghai im Jahre 1849. — Briefe über Celebes. IX. X. — Das Wasserrispengras. — Briefe aus und über Rußland. I. — Die Schifffahrtgesetze im Ober- und Unterhaus. — Traditionen der Bretagne. — Das Alter der Denkmäler Indiens. — Die Kaffern. — Die Polenrache. — Beitrag zur physikalischen Geographie und zur Geologie der iberischen Halbinsel. II. — Das marianische Gebirgssystem. — Das Tschaikisten-Bataillon. — Englische Ansichten von Deutschland. — Afrikanische Schneegebirge in der Nähe des Aequators. — Der Kaffeebaum auf Java. — Etwas über das uralische Heer. — Der östliche Altai und die Grenze von China. — Nachricht über Land und Volk der Ashantis. IV. Von den Rangklassen und Sitten der Bewohner. V. Von der Religion der Ashantis und der bei ihnen wohnenden Mauren. — Etwas über russische Ethnographie. — Sauley über ein Bruchstück assyrischer Schrift. — Der Einwanderer in Rußland. — Die Höhlen von Dinara in Dalmatien. — Der Tempel des Jupiter Ammon in der Siwah-Oase. — Die Zimmtregion in Ostafrika. — Die Eingebornen der Goldküste. — Canada. — Die Wlachen in der europäischen Türkei. — Das Inquisitionsgebäude in Rom.

Chronik der Reisen.

Briefe eines russischen Arztes aus der Türkei. 13) Reise von Cairo nach Alexandrien durch die innern Provinzen des Delta.

Kleinere Mittheilungen.

Die Wollausfuhr aus Australien. — Rußlands Ausfuhr. — Der Schneeberg in Afrika. — Das im vorigen Jahr in Rußland gewonnene Gold. — Nachricht von dem Reisenden Biallobloßky. — Handel in New-York. — Die Hauptstadt der großen Siwah-Oase. — Manuscript über den Prozeß der Jungfrau von Orleans. — Amerikanische Alterthümer in London. — Schifffahrt in den arktischen Meeren. — Der Anbau der Oxalis cremata. — Eintheilung der alten Baudenkmale Indiens. — Der Verkauf von Frauen in England. — Einführung der Alpacas in Frankreich. — Trocknung des Mehls. — Die Eisenbahn des Isthmus von Panama. — Briefbeförderung durch Eisenbahnen. — Das Goldgraben in Californien. — Arbeiter-

stadt in Frankreich. — Die Ungesundheit von Hongkong. — Die Folgen des Opiumhandels in China für England. — Die Gräber der Amalekiten. — Ueber das Wallisische. — Ueber die Bogengewölbe in Nimrud. — Sir Gardiner Wilkinson über Aegypten. — Neue Münzenfunde im Gouvernement Saratow. — Ueber die Gasbeleuchtung in London. — Der Nachdruck englischer Werke in Nordamerika. — Die Tornados in Sierra Leone. — Große künstliche Höhlen im südlichen Frankreich. — Nachricht von Rawlinson. — Analysirung des californischen Goldes. — Meteorologische Beobachtungen in Cumberland und Westmoreland. — Schwarzer Regen in Irland. — Jomards Ansicht über das amerikanische Alterthum. — Meteorologische Beobachtungen zu Aden. — Dr. Heller in Yucatan. — Geologische Karte des türkischen Reichs. — Gewitter in Guadeloupe. — Steingräber in Schottland.

* * *

Preis des Jahrganges 16 fl. oder 9 Rthlr. 10 Ngr. Sämmtliche resp. Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf diese Zeitschrift an. Erstere liefern sie täglich, letztere von 8 zu 8 Tagen oder je nach dem Wunsche der Abonnenten auch in monatlichen Heften.

Was ist die Cholera

und wie kann man sich vor ihr am sichersten verwahren?

Nebst Angabe der bewährtesten Heilung derselben.

Von

Dr. J. Ennemoser.

Zweite verbesserte Auflage.

8. broch. Preis 30 kr. oder 9 Ngr.

Die böse orientalische Seuche ist zum zweitenmale vor der Thüre und Rath und That wird wieder nothwendig. Es ist deßhalb dieses früher so gut aufgenommene Schriftchen nach den besten und neuesten Erfahrungen zu einer neuen Auflage, zugleich mit der Angabe der bewährtesten Heilung dieser Krankheit verbessert worden. Der Leser wird die auf dem Titel gestellten Fragen bündig beantwortet und jedenfalls heilsamen Rath darin finden, auch dann, wenn der gefürchtete Gast wegbleiben sollte. Der Inhalt zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Name und Geschichte. — Kennzeichen der indischen Cholera. — Vorboten. — Verlauf und Ausgang. — Ursachen. — Das Wesen der Cholera. — Wie man sich vor der Cholera verwahren kann. — Diätetische Ermahnungen. — Arzneiliche Mittel und Vorkehrungen. — Mittel wider die Ansteckung. — Mittel beim ersten Ausbruch der Krankheit. — Behandlung der Cholerine und der Vorboten.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[63] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Dinglers Polytechnisches Journal.

Dreißigster Jahrgang.

Zweites Maiheft.

Inhalt: Bemerkungen über Hochdruckdampfmaschinen, meine neuern Beobachtungen, Erfahrungen, Versuche, Erfindungen und Verbesserungen auf dem Felde derselben berührend, von Dr. Ernst Alban in Plau Mit Abbild. — Ueber ein von Le Gavrian vorgeschlagenes Sicherheitsmittel beim Betrieb der Eisenbahnen, Bericht von Le Chatelier. — Tod's Korkbuffer für Eisenbahnen. Mit Abbild. — Hill's Bedachung für Waggons. Mit Abbild. — Maschine um flache Metallplatten in Röhren zu biegen, von Taylor in Birmingham. Mit Abbild. — Beschreibung eines guten Fensterverschlusses, von Dinglinger. Mit Abbild. — Greenwoods Weberschütze mit Zahnstange und Getriebe. Mit Abbild. — Chaplins transportable Schmiedeesse. Mit Abbild. — Ueber Leclaire's Anwendung des Zinkweißes und der daraus bereiteten Farben statt des Bleiweißes und der Farben mit Blei- und Kupfergrundlage, Bericht von Chevallier. — Leclaire's Oefen zur Fabrikation von Zinkweiß. Mit Abbild. — Ueber die Bereitung des unterschwefligsauren Natrons und die Prüfung desselben auf seine Reinheit, von Faget. — Ueber Phillipps Apparat zum Feuerlöschen; Anwendung seines Prinzips zum Löschen eines in Brand gerathenen Steinkohlenbergwerks. — Verfahren zur Fabrikation der Schwefelsäure ohne Bleikammern, von Laming. — Ueber den Holzstoff des in der Havana gebauten kreolischen Zuckerrohrs, von Casaseca. — Ueber die Erzeugung eines brauchbaren Gährungsmittels für die Weißbrodbäckerei statt der gewöhnlichen Bierhefe, von Prof. Balling. — Ueber die Wirkung der Kälte und des Gefrierens auf den Wein, von de Vergnette-Lamotte. — Bemerkungen über das Gefrieren des Weins und der Mischungen aus Wasser und Alkohol, von Boussingault. — Untersuchung des Steinkohlentheers und über die technische Anwendbarkeit des Benzols, von Mansfield. — Miscellen. Beiträge zum Sprengen fester Körper durch explodirende Mittel, insbesondere bei Arbeiten unter Wasser, z. B. bei Darstellung und Verbesserung des Fahrwassers in Flüssen, Wegräumen von Klippen im Meer rc. — Die hölzernen Drehscheiben auf der Taunusbahn. — Neue empirische Formel für die Spannkraft des Wasserdampfs. — Verbesserung am Barometer. — Ueber die Bildungsweise der natürlichen Borarsäure. — Erbohrung eines reichen Steinsalzflötzes auf der bayerischen Saline Kissingen. — Instruktion über die in den Bleiweißfabriken zu beobachtenden Vorsichtsmaßregeln, von dem Gesundheitsrath der Pariser Polizeipräfektur. — Versuche um die galvanische Elektricität zum Bemalen oder Bedrucken des Porzellans und Steinguts anzuwenden, von Smith. — Verfahren um echtes Schwarz auf türkischrothem Grund zu drucken, von Wunderlich u. Comp. — Verfahren Holz gegen Wurmfraß zu schützen, von Sevin-Talive. — Mittel gegen den Koller der Pferde.

* * *

Von diesem alle Zweige der Technik umfassenden Journal erscheinen auch ferner wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit etwa 30 Tafeln Abbildungen und im Text abgedruckten Holzschnitten bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus und kostet bei den Buchhandlungen und allen königl. bayerischen Postämtern nur 16 fl. oder 9 Thlr. 10 Ngr. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

Die Verlagshandlung kann vom

Polytechnischen Journal

noch einige ganz vollständige Exemplare, welche sie aufgekauft hat, und zwar 1ster bis 29ster Jahrgang oder Band 1 bis 110 zu 464 fl. oder 270 Rthlr. 20 Ngr. anbieten. Einzelne Jahrgänge sind fortwährend zum Preise von 16 fl. oder 9 Thlr. 10 Ngr. zu haben.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Erin.

Auswahl vorzüglicher irischer Erzählungen

mit lebensgeschichtlichen Nachrichten von ihren Verfassern

und Sammlung der besten irischen Volkssagen, Mährchen und Legenden

von

K. v. K.

Inhalt:

I. II. **Gerald Griffin**, ein Schriftstellerleben. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 21 Ngr.

III. **Sagen und Mährchen.** 1 fl. 30 kr. od. 27 Ngr.

IV. V. **Gerald Griffin**, die Schulfreunde. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 24 Ngr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Vierteljahrs-Schrift 1849.

Zweiten Heftes zweite Abtheilung.

[60] In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die zweite Abtheilung des zweiten Heftes der deutschen

Vierteljahrs-Schrift

für 1849.

April — Juni.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften von je mehr als 20 Bogen 12 fl. oder 7 Rthlr. 10 Ngr.

Inhalt:

Beiträge zur Erörterung der deutschen Postfrage. — Verbannung der körperlichen Züchtigung im Großherzogthum Hessen. — Rückblick auf die fortschreitende Entwicklung des Handelsverkehrs in den Donauländern seit 1815. — Zolltarif für Deutschland, vorgeschlagen vom Vereine zum Schutze der vaterländischen Arbeit.

Stuttgart und Tübingen, Mai 1849.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Platens Werke, Taschen-Ausgabe.

In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gesammelte Werke

des Grafen

August von Platen.

Taschen-Ausgabe in fünf Bänden.

Mit des Verfassers Bildniß in Stahlstich.

Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 20 Ngr.

Inhalt:

Erster Band. Platens Biographie. Lieder und Romanzen. Balladen. Vermischte und Gelegenheitsgedichte.
Zweiter Band. Gaselen. Sonette. Oden. Eklogen und Idyllen. Festgesänge. Epigramme. Uebersetzungen.
Dritter Band. Die neuen Propheten. Mathilde von Valois. Der gläserne Pantoffel. Berengar. Der Schatz des Rhampsinit. Der Thurm mit sieben Pforten. Treue um Treue.
Vierter Band. Die verhängnißvolle Gabel. Der romantische Oedipus. Die Liga von Cambrai. Parabase. Der grundlose Brunnen. Die großen Kaiser. Die Abassiden. Rosensohn.
Fünfter Band. Das Theater als ein Nationalinstitut. Ueber verschiedene Gegenstände der Dichtkunst und Sprache. Geschichten des Königreichs Neapel. Ursprung der Carraresen und ihrer Herrschaft in Padua. Lebensregeln.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Anton Klein

Militärkarte von Deutschland

in 25 Blatt

herabgesetzter Preis 25 fl. oder 15 Rthlr.
jedes Blatt einzeln 2 fl. oder 1 Rthlr. 5 Ngr.

Diese Militärkarte ist notorisch eine der besten, welche Deutschland besitzt.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 148. Donnerstag den 21. Juni 1849.

Der falsche Schreck und das falsche Mitleid, mit dem ihr, Poeten und Publikum, so lange gespielt, war der Vorläufer der nur zu wirklichen Schrecken, die über euch gekommen sind.

J. Janin.

Madame Dorval.

Trotz den Stürmen, die seit sechzehn Monaten über uns gekommen sind und so viele Eindrücke der stillen Welt vorher hinweggeschwemmt haben, erinnern sich vielleicht Theaterfreunde nicht bloß, sondern auch Beobachter der Wetterzeichen am Himmel des Völkerlebens eines französischen Thränen- und Kassenstücks, das, als ein Vorläufer der bald eintretenden Umwälzungen, die Reise durch ganz Europa machte. Marie Jeanne, in Deutschland „ein Weib aus dem Volk" geheißen, in Italien unter dem Titel „die Frau eines Trunkenbolds" aufgeführt, zog vor einigen Jahren halb Paris nach dem Theater der Porte St. Martin, und sein Erfolg ward von aufmerksamen Zeitbeschauern als bedenkliches Symptom eines Geistes gedeutet, der nach dem 24. Februar eine so wichtige und gefährliche Rolle übernehmen sollte.

Das Proletariat war in die Mode gekommen; die eigenthümlichen kräftigen Gestalten der Vorstädte, die keckeu, drohenden Typen einer Klasse, von der man dunkel und doch meist sorglos ahnte, daß sie die Herrschaft der Zukunft ansprechen werde, waren früher schon von Romanschreibern, die unermüdlich auf die Jagd neuer Thiere und Unthiere ausgingen, dem Publikum vorgeführt worden, und der Erzdemokrat Charlet, der mit Stift und Pinsel ziemlich gut umzugehen wußte, hatte die Rüstigkeit des gemeinen Mannes der Verweichlichung der Reichen und Gebildeten in derben Zeichnungen gegenüber gestellt. Das Leben der untern Stände konnte auf diese Weise von sorgenfreien Müssiggängern ohne Mühe oberflächlich inspicirt werden; es war etwas Unbekanntes, das die Neugierde anzog, wie die Sitten der polynesischen Völkerschaften im vorigen Jahrhundert. Man fand darin ein Reizmittel einer abgestumpften Phantasie und einen, gewissen Säuren gleich, belebenden Gegensatz zu gesellschaftlichen Zuständen, die man bis zur Uebersättigung durchgelebt hatte. Und als endlich die Helden und Heldinnen des Pöbels auf der Bühne erschienen, war ihnen die Theilnahme der vornehmen Herrn und Damen im voraus gesichert.

Marie Jeanne fand, wie gesagt, außerordentlichen Anklang. Die Leiden einer sehr armen, aber braven und fleißigen Arbeiterin waren darin grell und weinerlich geschildert; die Tugend der unglücklichen Frau war auf die Höhe ihrer Leiden gestellt, und das Mitleid für sie als zärtliche, aber beispiellos elende Mutter, als verwahrloste und doch treue Gattin, durch das traurige Schauspiel ihrer Vermögens- und Standesverhältnisse, wie durch die natürliche Hilflosigkeit ihres Geschlechts doppelt in Anspruch genommen, wobei, wie sich von selbst versteht, das abgetragene Thema der socialistischen Belletristen von der Unterdrückung des Weibes durch den Mann von Neuem in Anregung kam. Dieß war an sich schon hinreichend, diesem Stück großen Beifall und langen Zuspruch und ausgebreiteten Ruf zu verschaffen, aber es gesellte sich noch ein anderes Element hinzu, welches ohne die andern ausgereicht hätte die Menge herbeizuziehen. Marie Jeanne ward von Madame Dorval gespielt.

Der vor Kurzem erfolgte Tod dieser Schauspielerin würde in Zeiten, wo Paris mehr Muße hatte, Gelegenheit zu einer glänzenden Trauerfestlichkeit gegeben haben und in allen ästhetischen Kreisen der

bühnenreichen Stadt ein Gegenstand zahlreicher Unterhaltungen geworden seyn. Eine Woche aber nach den Wahlen, unter der Herrschaft des allgemeinen Stimmrechts, am Vorabend des Tages, der einer neuen gesetzgebenden Versammlung das Schicksal Frankreichs für drei Jahre anvertraute, in einem Momente, wo die Furchtsamen, und ihre Zahl ist Legion, von nichts träumen als von einem Staatsstreiche, wo die Unzufriedenen, ihre Zahl ist gleichfalls Legion, laut sagen, es könne nicht lang mehr so fortgehen wie es geht, und während die Einen einen Umbau der ganzen Gesellschaft von Grund aus ungeduldig herbei wünschen, die Andern nach der eisernen Hand eines Despoten, die allem Unfug ein Ende mache, sich im Stillen sehnen — in einem solchen Augenblick konnte selbst der Tod einer so beliebten, so gefeierten Künstlerin wie Madame Dorval die öffentliche Aufmerksamkeit nicht in hohem Grad beschäftigen.

Madame Dorval war keine Schauspielerin ersten Rangs, keine Priesterin der reinen Schönheit. Ihre vorzüglichsten Leistungen gewährten keinen unverfälschten Genuß; den Geist der Plastik hatte sie nicht empfangen und von dem Genius der Griechen lebte nichts in ihr. Sie befriedigte selten, wenn sie nicht erschütterte. Ihre Stimme hatte wenig Metall; ihr Gesicht hatte weder Lieblichkeit noch Hoheit, und war ihr Gang, war ihre Haltung auch nicht immer ohne Grazie, so gab ihre Gestalt doch, in ihren späteren Jahren wenigstens, weder ein Bild bescheidener Anmuth, noch machte sie den Eindruck der Majestät. Sie zwang ihren Körper zu unnatürlichen Bewegungen, verzerrte den Schrei der Leidenschaft in unmenschliches Kreischen und die Geberde des Schmerzes in widerliche Grimasse.

Es ist daher sehr begreiflich, daß ihre Versuche in der Tragödie nicht die glücklichsten waren. Die Tragödie verlangt in gewissen Momenten zwar so gut wie das wildeste Drama Sturm und Feuer; sie spielt mit den Qualen Phädras und der Raserei des Orestes, es können die Schauer der Angst und die Zuckungen des Wahnsinns ihr nicht fehlen; aber sie thut alles im Takt und mit Gemessenheit, und wie sie in den heftigsten Ausbrüchen der Tollheit und des Zorns die Gesetze der gebundenen Rede bewahrt, so verlangt sie auch in dem heißesten Aufruhr des Vortrags und inmitten der zügellosesten Bewegungen des Körpers strengen Anstand und eine Art feierlicher Poesie.

Darein konnte Madame Dorval sich nicht fügen; sie konnte in Augenblicken, wo die Dämonen ihrer Seele los waren, der Sprache ihrer Arme und ihrer Augen, ihrer wogenden Brust, ihrem ungeregelten Gang nicht den vorschriftmäßigen Pomp und Adel auferlegen, und wenn sie sich bezwingen, sich bändigen und regeln wollte, so wurde sie gewöhnlich mäßiger als nöthig war, wurde lau und matt. Die Verse deklamirte sie allerdings nicht mit jener tödtenden Eintönigkeit, womit die Schauspieler des Théâtre français die klassischen Werke der französischen Bühne zu Grunde richten; allein sie hatte zu wenig Musik in ihrem Organ und ließ dem Rhythmus nicht alle Gerechtigkeit widerfahren, die ihm gebührt.

(Fortsetzung folgt)

Aus dem Feldlager vor Fridericia.

(Schluß.)

Alles dieß trägt dazu bei, die Langeweile der Belagerung zu brechen, gibt Stoff zu Scherzen mancher Art. Freilich des Traurigen gibt es auch genug. Wie oft wird das Herz durch den Verlust eines guten Kameraden betrübt, welch schmerzliche Nachrichten kommen häufig aus den Spitälern von Christiansfelde, Hadersleben und Flensburg, wo unsere Verwundeten liegen, namentlich die vierhundert, die uns die Koldinger Geschichte kostete! Die Wunden, die von den dänischen Spitzkugeln herrühren, sind meist sehr gefährlich, und viele Verwundete müssen, trotz der sorgsamsten Behandlung, nach langen Leiden sterben. Manche Abtheilungen sind schon ziemlich gelichtet, besonders das zweite Jägercorps ist im eigentlichen Sinne des Worts decimirt. Aber an frischem Nachwuchs fehlt es nicht, zahlreiche schleswig-holsteinische Reserven stehen weiter zurück im Innern des Landes, und der Muth ist stets stark und ungebeugt. Wenn es nur rascher vorwärts ginge, wenn nur nicht die vermaledeiten diplomatischen Rücksichten wieder, wie im vorigen Jahr, so lähmend in den ganzen Gang des Kriegs eingriffen! Es hapert überall und man sieht deutlich, daß es dem Berliner Kabinet kein rechter Ernst mit diesem Kriege ist. Auf General Bonin setzen wir zwar volles Vertrauen und sind überzeugt, daß er die Sache aufrichtig und ernst meint, aber dem Oberbefehlshaber, General Prittwitz, der persönlich gewiß ein wackerer Soldat ist, sind die Hände gebunden; er zaudert und zaudert mit seiner Reichsarmee und läßt trotz seiner großen numerischen Uebermacht die Dänen ein- um das anderemal entwischen. Einen Lorbeerkranz hat er sich in diesem fatalen Kriege nicht geholt, und seine mehr als zweideutige Stellung ist wirklich nicht zu beneiden. Dieses Zaudersystem erzeugt viel Mißmuth und oft eine gereizte Stimmung, nicht allein im schleswig-holsteinischen, sondern im ganzen hier versammelten Reichsheere. Sollte der Krieg wieder enden wie im vorigen Jahr, sollte wieder kein ehrenvoller Friede aus demselben

hervorgehen und all das edle Blut nutzlos vergossen seyn? Es wäre dieß doch eine allzu große Schmach für Deutschland, und verdiente Verachtung müßte diejenigen treffen, die dieß verschuldet. Dänemark kann diesen Krieg unmöglich lange mehr aushalten, derselbe zehrt schon an seinem innersten Mark; es bedarf nur noch einiger tüchtiger Schläge von unserer Seite, und es muß um jeden Preis um Frieden bitten.

Das dänische Landheer, das uns gegenübersteht, ist zum Theil gut, zum Theil sehr schlecht. Die Elitencorps, besonders die sogenannten „Castelljäger," mit trefflichen Spitzkugelbüchsen bewaffnet, dann einige Dragonerabtheilungen und die seeländischen Husaren sind sehr tüchtige Truppen. Leztere sind ein trefflich berittenes, gut ausgerüstetes und von hochherzigen Führern befehligtes Reitercorps, das schon im vorigen Jahr sich sehr ausgezeichnet hat und das man auch als Feind achten muß. Der Angriff, den eine Schwadron desselben, unter Lieutenant von Rastenskiold, auf unsere Truppen bei Kolding machte, war ein fast tollkühnes Unternehmen. In vollem Rosseslauf, den ritterlichen Führer an der Spitze, sprengten die Reiter gegen die festgeschlossene Linie unseres Fußvolks. Ruhig ließen die Jäger dieselben herankommen, dann krachten die sichern Büchsen, und von den eben noch so kecken Reitern kamen nur wenige davon. Auch der Führer lag unter dem schwer getroffenen Rosse, und schon hatte einer unserer Jäger sein Rohr im Anschlag, um ihm die tödtliche Kugel zuzusenden, als der Befehlshaber der Jägercompagnie, Lieutenant v. Schöning, der neben ihm stand, ausrief: „Laß ihn leben, er hat zu brav gefochten!" Und ruhig sezte der Jäger sein Gewehr wieder ab mit den Worten: „Se hebben Recht, Lieutenant, so eenen braven Kierl mööt man nich doodscheeten," und so entkam der Husarenoffizier glücklich zu den Seinen. Später sandte v. Schöning dem dänischen Offizier auch seine Pistolen zurück, die von den Unsrigen erbeutet worden.

Die übrigen dänischen Truppen, besonders von denen, die ihre Rekruten größtentheils aus Jütland erhalten, verdienen nicht gleiches Lob. Die Offiziere derselben sind größtentheils tüchtig und opfern sich selbst auf, um ihre Soldaten in's Feuer zu bringen, diese aber denken bisweilen, „weit vom Ziel ist gut für den Schuß," und zeigen keine große Lust zum Heldenthum. Auch dienen noch viele Schleswiger im dänischen Heere, die gerne davon kämen, wenn es ihnen möglich wäre, und also auch keine sonderliche Kampfbegierde an den Tag legen. Die dänische Artillerie schießt größtentheils schlecht und ungeschickt, besonders die auf den Schiffen, welche die Munition oft maßlos verschwendet. Wohl noch nie ist in einem Kriege so viel ganz unnützerweise geschossen worden als hier von der dänischen Schiffsartillerie, die oft auf einen einzelnen Reiter zahllose Schüsse abfeuert. Sonst sind die dänischen Soldaten zwar etwas rohe und ungebildete, aber sehr gutmüthige Bursche, die die Gefangenen meist mit großer Humanität behandeln und denselben oft von ihrem eigenen Proviant abgeben. Aber auch unsere Soldaten ohne Ausnahme behandeln die dänischen Gefangenen mit großer Schonung und geben ihnen willig so viel Speise und Trank als sie entbehren können.

Auch die jütländischen Bauern, mit denen wir hier zu verkehren haben, sind gutmüthige, aber sehr rohe und geistig weit zurückgebliebene Menschen. So wunderschön das Land ist mit seinen Hügeln und Thälern, grünen Wiesen und prächtigen Buchenwäldern, so stumpf und geistig und körperlich faul ist das Landvolk. Nur Viehzucht treiben sie mit Fleiß und Geschick und ziehen namentlich das weit berühmte jütländische Rindvieh in großen Massen, alles Uebrige vernachlässigen sie gänzlich. Daher herrscht troz der schwachen Bevölkerung und des vielen fruchtbaren Bodens auch kein besonderer Wohlstand. So gibt es hier eine Menge Bauern, die noch nie einen Stiefel am Fuß gehabt haben, sondern beständig in ihren plumpen Holzschuhen, die ihnen den schwerfälligen Gang eines Elephanten geben, einherklappern. Besonders widerlich fällt der Schmutz auf, der einem allenthalben begegnet. Waschen und Kämmen scheint beim jütländischen Bauern ein sehr selten geübtes Geschäft, daher denn auch Krätze und Ungeziefer aller Art. In Allem sieht man, wie sehr dieses Land von jeher von Kopenhagen vernachlässigt wurde, wie man es nur als eine Provinz betrachtete, von der man wohl Opfer aller Art forderte, für welche man aber nichts thun wollte. Aber dieser Krieg bringt den Wohlstand Jütlands weit herab und schlägt Wunden, die bei der geringen Betriebsamkeit nicht leicht zu heilen seyn werden. Das ganze vorige Jahr und zum Theil noch jezt mußte Jütland das dänische Heer ernähren, und jezt leben an 40,000 Mann deutsche Reichstruppen auf seine Kosten. Daher ist denn auch die Stimmung gar nicht kriegslustig und die Kopenhagener Kriegspartei, die ihrem Ehrgeiz das Interesse des ganzen Landes opfert, wird nirgends aufrichtiger verwünscht als hier. Und wie lange kann Jütland unser Heer noch zu ernähren haben! Es können noch Monate hingehen, bis die Verhältnisse uns den Abzug gestatten. Immerhin, es sollte uns freuen, wenn wir das deutsche Banner auf Skagen, der nördlichsten Spitze der cimbrischen Halbinsel, aufpflanzen dürften.

Korrespondenz-Nachrichten.

Von der Schlei, Juni.

Charakter und Stimmung in Schleswig-Holstein.

Mit der Kriegführung gegen Dänemark ist man im Allgemeinen hier wenig zufrieden. Die Einwohner hiesiger Lande bleiben dabei, daß man Dänemark absichtlich schont, den Feind nicht vernichten **will**. Als Beweise dafür führt man Thatsachen auf, die leider in Menge vorliegen. Die Reichstruppen in Jütland thun wenig oder nichts, und lassen, wenn sie den Feind einmal gepackt haben, ihn jedesmal wieder entschlüpfen, was ohne besondere Instruktionen des Oberbefehlshabers geradezu unmöglich wäre. Das Entkommen des Generals Rye bei Skanderborg, den man sicher zu haben glaubte mit seinem ganzen Truppencorps, hat diese Vermuthungen auf's Neue bestätigt. Weil man nun glaubt, derartige Inconvenienzen geschehen auf Befehl Preußens, so macht sich eine sehr unfreundliche Gesinnung gegen Preußen hier mehr und mehr bemerkbar. Auch die unter Waffen stehenden Schleswig-Holsteiner sind nicht gut zu sprechen auf Preußen, wie denn Preußens ganze Politik, mag sie noch so viel für sich haben, hier zu Lande wenig behagen kann, wo demokratisch-politische Bildung mehr und mehr überhand nimmt. Diese Bildung hat durchaus nichts gemein mit jenen social-demokratischen Bestrebungen der Umsturzpartei, deren Weizen gegenwärtig in Süd- und Westdeutschland sehr in Blüthe zu stehen scheint. Der besonnene Charakter der Angeln, Sachsen und Friesen, die noch heutigen Tags den Kern der schleswig-holsteinischen Bevölkerung bilden, läßt politische Uebergriffe nicht leicht zu. Beschluß und That sind bei diesen tüchtigen Menschen gewöhnlich eins, und beide der Art, daß nicht viel daran zu mäckeln bleibt. Die Revolution der Herzogthümer im vorigen Jahr hat dieß zur Genüge bewiesen, und die consequente Verfolgung ihres Rechts seit jener Zeit bis auf den heutigen Tag geschieht mit einer Ruhe und muthigen Heiterkeit, die Bewunderung verdient. Friedlicher als in den Herzogthümern lebt sich's gegenwärtig nirgends in Deutschland. Wimmelte das Land nicht von Soldaten, sähe man nicht täglich Durchzüge von Truppen, hörte man nicht das Rasseln der Geschütze und Munitionswagen auf allen Straßen, so wüßte man wahrlich nicht, daß wenige Meilen weiter nördlich die deutsche Jugend im Felde liegt gegen Dänemark.

Am drückendsten für das Land ist die Blokade der Häfen. Unter ihr leiden die kleineren Orte wohl noch mehr als die bedeutenderen, wohlhabenden Handelsstädte, obwohl gerade die Bewohner letzterer zum Theil dänenfreundlich gesinnt sind. Schleswig, Hauptstadt des Landes, Sitz der Statthalterschaft und einer Menge Regierungsbeamter, mag den Druck der Blokade am allerwenigsten empfinden. Der Handel, hier nur auf Kleinverkehr beschränkt, ist Nebensache, wenigstens von keinem bewegenden Einfluß. Die Stadt lebt mehr von dem, was die im Verhältniß mit andern deutschen Angestellten gut besoldeten zahlreichen Beamten verzehren, und scheint sich dabei ganz wohl zu befinden. Wohlhabenheit ist in den Herzogthümern überhaupt ungleich häufiger zu finden als in Mittel- und Süddeutschland, was man schon an dem geringeren Werthe spürt, den hier das Geld hat. Arme sieht man wenige, Bettler fast nie, was vollends in Kriegszeiten gewiß viel sagen will. Wie solcher Wohlstand sich durch die Gesammtbevölkerung verbreiten konnte, begreift man freilich, wenn man das Land bereist und dessen unglaubliche Fruchtbarkeit kennen lernt. Ackerbau und Viehzucht sind glücklicherweise in diesem gesegneten Lande noch immer die Hauptsache und werden es auch wohl vermöge der Beschaffenheit des Bodens immerdar bleiben. Fabriken gibt es wenige, wodurch denn das Elend, die Liederlichkeit und das Vagabundiren so Vieler, die anderwärts in Fabriken zu arbeiten pflegen, hier ganz wegfällt. Auch die geringere Bevölkerung der Herzogthümer trägt mit bei zur Hebung des Wohlstands, so wie das Nichtvorhandenseyn großer Dorfschaften und die Nichtzersplitterung des Landbesitzes in lauter kleine Parzellen. Die großen, meist ganz einzeln in prächtigen Buchenhainen gelegenen Güter beschäftigen und ernähren hunderte von Menschen, werfen dem Besitzer große Summen ab, gestatten aber auch wieder, für die verschiedensten Zwecke viel auszugeben. Knickerei kennt der Schleswig-Holsteiner nicht. Er gibt gern und reichlich, lebt gern gut und genießt deßhalb die Gaben der Mutter Erde; er sieht es aber eben so gern, daß sein vom Glück weniger begünstigter Nebenmensch und Mitbürger ebenfalls Genuß vom Leben habe. So kennt man das kümmerliche Hinfristen des Lebens, wie es im übrigen Deutschland Loos und Schicksal Hunderttausender geworden, hier zu Lande nicht. Nicht bloß verdorbene Kartoffeln und schlechten Branntwein genießt hier der gemeine Mann, sey er Dienstbote oder Handwerker; er ißt sich, wie es dem Menschen eigentlich überall zukommen sollte, tüchtig satt an Fleisch und Speck, und hat solch nährende Kost Jahr aus Jahr ein tagtäglich.

Einen wohlthuenden Anblick gewährt es, diese rüstigen, von Kraft und Gesundheit strotzenden Menschen zu sehen, bei der Arbeit wie beim Vergnügen. So verbuttete, engbrüstige, schwindsüchtige Gestalten, wie man sie im Innern Deutschlands, am häufigsten in großen Städten und Fabrikdörfern zu hunderten herumschleichen sieht, gibt es hier nicht oder nur in sehr geringer Anzahl. Hier hat Alles Kraft und Leben, und wenn dieses Leben sich nicht kund gibt in Lärm und Toben, macht es sich desto kenntlicher durch innern Halt, durch Ausdauer und Widerstand. Um dieß kennen zu lernen, muß man Ausflüge machen auf die großen Güter im Lande und an die Küsten. Ringt hier der Strandbewohner mit Sturm und Fluth und erstreitet er sich im steten Kampf mit den Elementen, der den Geist frisch erhält und dem Körper sehnige Kraft verleiht, seinen reichlichen Lebensunterhalt, so baut der Landbewohner unter weniger Beschwerden, aber mit gleicher Ausdauer den Boden, und nimmt in den Stunden der Ruhe lebhafteren Theil an den politischen Fragen der Zeit, als dieß dem Anwohner der See gestattet ist. Darum trifft man beim gewöhnlichen gemeinen Mann im Schleswig'schen ungleich mehr politischen Verstand, ungleich mehr Kenntniß der Weltereignisse, ungleich mehr gesundes Urtheil und lebhafteren Patriotismus, als anderswo. Der Patriotismus der Schleswiger ist aber kein bloß partikularer, er ist vielmehr ein ganz entschiedener, sich selbst bewußter deutscher Patriotismus. Deutschland über Alles und Schleswig-Holstein fest und für immer mit ihm verbunden! ist hier Wunsch und Ziel Aller, Wahlspruch des Höchsten wie des Niedrigsten.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 23.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 149. Freitag den 22. Juni 1849.

Es wird der Zerstreuer wider dich heraufziehen und die Veste belagern. Aber ja, berenne die Straße wohl, rüste dich auf's beste, und stärke dich auf's gewaltigste.

Prophet Nahum.

Die lezten Tage des Oktobers in Wien.

I.

Die zwei Wochen, welche auf den unseligen 6ten Oktober zunächst folgten, brachten wenige Ereignisse von Belang. Die kaiserlichen Heere hatten bereits die Stadt umringt und noch immer zogen neue Schaaren aus Ost und West, aus Süd und Nord wie die Wolken eines Hochgewitters heran. Beim allgemeinen dumpfen Hinbrüten entwickelten nur die Demokraten größere Thätigkeit, ohne dem erfahrenen Beobachter die mindeste Zuversicht einzuflößen; denn es herrschte vollkommene Rathlosigkeit, die weder durch die vielen Plakate noch durch die zahllosen Lügen der Tagespresse zu verdecken war. Der 22. schien endlich Entscheidendes zu bringen. Wie auf Sturmesflügeln verbreitete sich die Kunde, Windischgrätz habe über Wien den Belagerungszustand und in Folge dessen das Standrecht verhängt. An den Straßenecken drängten sich dichte Menschenmassen um den betreffenden Maueranschlag. Er schien beiläufig dieselbe Wirkung hervorzubringen wie die Verkündigung des Kirchenbanns im Mittelalter; auf vielen Gesichtern war wild aufflammender Zorn, auf noch mehreren bange Ueberraschung zu lesen. Die Wiener hatten wie verzogene Kinder erwartet, der väterliche Kaiser werde eher nachgeben, als sie auf solche Art zum Nachgeben zu zwingen. Die Ahnung eines unglücklichen Ausgangs stieg in gar vielen auf; die eigenen Mittel der Bedrängten waren in keinem Verhältniß zur stets wachsenden Kraft der Dränger, und woher sollte von außen Hülfe kommen?

Nachmittags ging ich an die Nußdorfer Linie, um mich von der Stimmung der Bewaffneten zu überzeugen. Vor dem Thore stand ein Bursche mit einer großen rothe Georgine statt der Kokarde auf dem Posten und sang nach der Melodie des Fuchsenliedes mit heiserer Stimme: „Was macht der lederne Windischgrätz, ſa ſa Windischgrätz?“ — Bisweilen accompagnirte ihm das Sausen einer Stückkugel, die von Döbling herbeiflog. Hinter Einschnitten des Walles lauerten Plänkler, und die aufgeführten Kanonen sandten hin und wieder eine Kartätschenladung über das nahe Gebüsch, wenn eine feindliche Patrouille zu keck heranschlich.

Wo die Quergassen in Hauptplätze einmünden, bauten Buben und Mädchen, unbeirrt durch die Gefahr, aus Dünger, Steinen und verschiedenem Hausgeräthe Barrikaden, während kräftige Weiber mit Pickeln und Schaufeln das Pflaster umwühlten, daß bei jedem Schlage die lichten Funken von den Granitwürfeln sprühten. Alles rüstete sich zum Widerstand; wollte man sich keinen Unannehmlichkeiten aussetzen, durfte man gar nicht ohne Gewehr ausgehen. Patrouillen zogen herum, trieben die Männer aus den Häusern, fingen Unbewaffnete auf und trieben sie rücksichtslos mit der Muskete an den Wall. Es fehlte hier keineswegs an Stoff zum Lachen; empören mußte es aber, wenn man sah, wie Knaben und Greise zum Kriegsdienst genöthigt wurden.

Auf dem Rückwege zur Stadt erfuhr ich, es sey endlich wieder erlaubt auf die Bastei zu gehen. Das Oberkommando habe Mannschaft und Kanonen von dort, wo sie für den Augenblick nutzlos waren, an die Linie gewiesen, um die Besatzung zu verstärken.

Dadurch war den Wienern ihr liebster Platz zurückgegeben. Ich vernahm diese Nachricht wie ein Wort der Erlösung; so lange eingesperrt, sehnte ich mich, wenigstens mit freiem Blicke in die freie Weite schauen zu dürfen. Rasch stieg ich die gewohnten Stufen empor. Wie war Alles verändert! Wo bisher Garden und Studenten in bunter Verwirrung gelagert, tummelten sich Knaben und suchten im mürben Stroh nach Kugeln und Patronen. Auf den sonst so schönen und reinlichen Gängen lagen jetzt überall Ziegeltrümmer und Steinblöcke, Erdhaufen und Bettungen für das Geschütz unterbrachen den Weg, das gelbe Herbstlaub flog im Wirbel dahin, denn kein Gärtner erhielt mehr mit sorgsamer Hand die Ordnung. Marienfäden schwebten im sanften Luftzug auf und ab, über den Bergen des Westens ruhte das Abendroth, aber es läutete keine Glocke zum Ave Maria; das war bei den gegenwärtigen Verhältnissen strenge untersagt. Mir war es bei der Erinnerung an das frühere, so lebhafte Treiben der großen Stadt, als sitze ich auf einer ungeheuern Ruine. So wurde es dunkler und dunkler; bisweilen hallte aus den verödeten Gassen Pferdegetrappel, oder das Waffengeklirr einer im Taktschritt hinziehenden Schaar; im weiten Umkreise aber flackerten auf allen Höhen wie Irrwische die Wachfeuer der Croaten empor.

Am nächsten Morgen erklärte der Reichstag das Verfahren Windischgrätzs mit entschiedener Sprache für ungesetzlich. Nach außen war damit nichts gewonnen. So wenig sich die Riesenschlange um das Angstgeschrei ihres Opfers kümmert, das sie fester und fester umschnürt, so wenig fragten die Führer der Heeresmassen vor der Stadt nach den Beschlüssen einer Versammlung, in der sich nach ihrer Ansicht nur die Mörder Latours befanden. Als heilsamste Wirkung jener Maßregel kann wohl bezeichnet werden, daß das Volk, dem nun sein Kampf als ein durch die gesetzgebende Behörde gerechtfertigter erschien, durch dieses Bewußtseyn um so eher in den Schranken der Gesetzlichkeit erhalten wurde. In dieser Beziehung war das Benehmen des Wiener Proletariats wirklich bewundernswerth; selten wurde eine Greuelthat verübt, und die Zahl der Verbrechen steht in gar keinem Verhältniß mit der außerordentlichen Lage jener wild aufgeregten Massen. Man darf dieß ohne Bedenken zum Theil dem eben angeführten Umstand zuschreiben. Ich weiß mich noch recht gut zu erinnern, mit welcher Seelenangst viele, selbst rohe Gemüther dem Beschlusse des Reichstages entgegen sahen, und nachdem dieser erfolgt war, mit welcher Beruhigung sie zum Kampf eilten. Manche äußerten sich dahin: jene Maßregel wirke zwar schwerlich für hier und jetzt, denn wo hätte je ein Gesetz ohne den Nachdruck äußerer Macht das Schwert eines Autokraten in die Scheide gebannt? Sie werde aber in die Ferne und für die Zukunft wirken, indem das Ausland und die Provinzen über den wahren Stand der Dinge aufgeklärt würden und der Absolutismus nicht einmal, wie beim alten Ständewesen, den Schein retten könne, als ob die Völker durch ihre Vertreter zustimmten. Dürfe man auch jetzt nicht auf den Sieg rechnen, so werde doch durch den Fortschritt der Zeit, einen mächtigeren Bundesgenossen als alle Heere, die Niederlage zum Sieg. — Obwohl man nun dabei nicht bemerkte, daß der Reichstag, indem er durch jene Erklärung über seine Befugniß hinausging, sich selbst außer dem Gesetze stellte, so war doch auch im Zerrbilde die Macht sittlicher Ideen sogar da, wo Alles im schrecklichsten Umsturze gährte, achtungswürdig. Die Ideen sind zwar nicht das Schwert, welches den Kampf entscheidet, aber der Schild, der die Brust des Kämpfers schirmt. Das wissen jene gar gut, welche ihre Siege unter Te-Deum in den Kirchen anräuchern lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Madame Dorval.

(Fortsetzung.)

Ich stoße mit dieser Behauptung vielleicht bei Manchem an, der die französische Sprache gar keiner rhythmischen Behandlung fähig hält, da ja allgemein angenommen werde, diese Sprache habe keine Prosodie, und die Verse, die in ihr gemacht werden, seyen, beim Licht besehen, nichts als gereimte Prosa. Ist aber eine Sprache ohne Prosodie, d. h. ohne Längen und Kürzen in der Aussprache, möglich? Kann auf dieser Erde, wo Alles in die Schranken der Zeit und des Raums gebannt ist, etwas, und etwas noch dazu, was so stark in die Sinne fällt wie eine Sprache, ohne Zeitmaß gedacht werden? Es gibt in jeder Sprache mittelzeitige Sylben, Sylben, die sich bald kurz, bald lang sprechen lassen, und ich kann mir denken, daß alle Sylben dieser oder jener Sprache diesen beweglichen Charakter haben, obgleich dieß von der französischen Sprache in Wirklichkeit so wenig wahr ist als sonst von einer. Mehr Mittelzeiten als die deutsche, englische, italienische enthält sie allerdings, aber es gibt Sylben genug in ihr, die allzeit lang, oder allzeit kurz sind. In dem Worte ressentiment ist sicher die vorletzte Sylbe unveränderlich kürzer als die drittletzte, und von einer andern Länge und Kürze der Sylben, als von einer solchen vergleichungsweisen, kann überhaupt in den neuern Idiomen, deren Prosodie nicht auf einer

streng mathematisch bestimmten Quantität, sondern auf einer mehr oder weniger unbestimmten Betonung gegründet ist, verhältnißmäßig nur wenig die Rede seyn. Eine Sylbe aber, die in einem gegebenen Fall, unter besondern Umständen in Reih und Glied gleichgültig seyn, mit andern Worten so gesprochen werden könne, daß sie weder kürzer noch länger als ihre unmittelbare Vorgängerin und nächste Nachfolgerin erscheine, eine solche Sylbe kann ich für mein Theil mir nicht vorstellen. Länge oder Kürze der Sylben in Reih und Glied, mehr ist zum Rhythmus, zur Melodie der Verse nicht nöthig. Als Wissenschaft ist freilich die französische Prosodie nicht vorhanden; einzelne Arbeiten, um den Werth der Sylben und in den Sylbenmaßen das Verhältniß der Längen und Kürzen zu bestimmen, sind völlig ohne Echo und Anerkennung geblieben; aber die wahren Dichter widmeten offenbar diesem Punkte ihre ganze Aufmerksamkeit. Voltaire selbst, kein musikalischer Verskünstler, aber als Kritiker mit viel Gehör begabt, rühmt in Racines Versen die melodische Vertheilung der Längen und Kürzen, und von den französischen Dichtern unserer Tage hat auch nicht ein Einziger, der zu einem Namen kam, diesen Theil der Kunst vernachlässigt.

Schönheiten der Art hervorzuheben verstand Madame Dorval schlecht, und in ihrem Kampfe mit der Rachel, die gerade hierin eine Meisterin ist, mußte sie nothwendig unterliegen. Mit dem Rhythmus der neueren Bühnendichter, der sich häufig der Prosa nähert und den Gang einer durchaus zwanglosen Umgangssprache mit den Gesetzen der gebundenen Rede zu vereinbaren strebt, fand sie sich eher zurecht, namentlich sprach sie den viel zerschnittenen Vers in Viktor Hugo's Marion de Lorme sehr wirkungsvoll, und die leisen, kurzen Klagen geängstigter Liebe, die Duckmäusereien koketter Zärtlichkeit, die Tändeleien des Schmerzes, wenn ich, um diese nicht immer unangenehmen Kunststücke einer falschen Grazie zu bezeichnen, so reden darf, in Ponsards Agnese von Meran flüsterte sie recht liebenswürdig. Ihre Hauptstärke war in der Prosa, und zwar nicht in der gefeilten, geglätteten, oratorisch gegliederten Prosa; literarische Vorzüge waren einmal ihre Sache nicht; aber in der wild gewachsenen, ungebildeten Prosa des Melodrams, da war sie in ihrem Element. In den groben Effekten leistete sie das Höchste und ihre grellsten Uebertreibungen wurden oft ihre rauschendsten Triumphe. Sie war eine wesentlich revolutionäre Künstlerin, die Zauberin und das Ideal für die Massen. Das Sinnbild ihres Talents ist nicht die weiche Flöte, nicht die Harfe mit dem breiten Klang, noch die feierliche Orgel, sondern die wilde Sturmglocke, die, wie die raschen Pulsschläge der Empörung, mit entsetzlichem Ungestüm hin und wieder fährt, nicht die stille Lampe in dem schattigen Tempel, noch die Flamme, die auf dem Leuchtthurm brennt, sondern die Brandfackel, die denen den Weg zeigt, welche die Sturmglocke zusammenruft.

In dem Taumel verbotener Triebe, in dem Ungemach gesetzloser Verhältnisse ist sie unvergleichlich; die Dulderinnen einer Gesellschaft, die sich nicht gefallen läßt, daß man in ihrem Schooße lebt wie auf der Insel Otahaiti, die interessanten Sünderinnen, die Heldinnen des Ehbruchs waren ihre größten Rollen. Sie war so recht geboren zur Priesterin der französischen Romantik.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Juni.

Der Verfassungskampf.

Die von unserer Constituante entworfene neue Verfaßung ist als vollendet zu betrachten, da nur noch einige wenige Punkte zu erörtern sind. Die Lebenslänglichkeit des Senats, die eine Abnormität in einem Freistaat war, so wie die Selbstergänzung desselben, ist aufgehoben und die Zahl der Senatoren auf neun herabgesezt. Außerdem wird ihnen nur die Executivgewalt anvertraut werden. Wir hatten bis jezt vier-und-zwanzig Senatoren, wovon zwölf dem Kaufmanns-, zwölf dem Rechtsgelehrtenstande angehörten, außerdem vier Bürgermeister und vier Syndici, die stark besoldet, einen bedeutenden Theil des Staatseinkommens in Anspruch nahmen und nach Verhältniß wenig dafür leisteten, indem z. B. die kaufmännischen Senatoren ihre oft sehr großen Geschäfte beibehalten durften und somit dem Staate nur das Minimum ihrer Arbeitskräfte zukommen ließen. Diese Uebelstände wurden lange vor dieser Zeit des Umsturzes von den Einsichtigen als solche erkannt und Abhülfe dringend gewünscht. Indeß mußte man sich mit dem bloßen Wunsche

begnügen, da die Gewalt ausschließlich einigen wenigen alten und reichen Familien zustand, die aus ihrer Mitte den Senat bei vorkommenden Neuwahlen ergänzten und somit sehr dabei interessirt waren, daß Alles beim Alten bleibe. Denn mit der Stellung eines Senators waren nicht nur eigene bedeutende Vortheile verbunden, sondern auch die Macht, durch Verleihung von Aemtern die ganze Vetterschaft zu versorgen. Als man nun auch an diese Uebelstände Hand anlegte, als die Lebenslänglichkeit und das Recht der Selbstergänzung des Senats durch eine sehr große Majorität in der Constituante aufgehoben wurde, ging ein Schrei des Entsetzens durch die Glieder unserer seitherigen Aristokratie, und sie erklärten Hamburg in Gefahr dadurch, daß ihr seitheriges usurpirtes Ansehen aufhören sollte. Der auf die äußerste Spitze getriebene Mißbrauch der Gewalt und des Ansehens der wenigen bevorzugten Familien machte von jeher böses Blut, und eben dieß war wohl mit Ursache, daß der Antrag der Constituante in Bezug auf den künftigen Senat fast einstimmig angenommen wurde. Man war es mehr als satt, sich von Mitbürgern und deren Anhang, ja, von ihrer impertinenten Dienerschaft übermüthig behandeln zu lassen, und begrüßte somit im Publikum jenen Beschluß mit Jubel. Troß Allem, was vorhergegangen war, schien der Senat doch auf ein solches Ergebniß nicht gefaßt gewesen zu seyn, und er machte Versuche zu einer Contrerevolution. Um auf eine solche vorzubereiten, erschien ein drohender und geharnischter Artikel in dem in der Nachbarstadt Altona herauskommenden „Merkur,“ worin von großen Entschlüssen geredet und bedeutende Thaten in Aussicht gestellt werden. Die große Masse sollte, so hieß es in demselben, durch Schrift und Ansprache über Hamburgs wahren Vortheil belehrt, Unterschriften sollten gesammelt werden u. s. w., kurz, die Sache sah drohend genug für den aus, der nicht daran dachte, daß alle von den Conservativen bei dieser Gelegenheit vorgeschlagenen Mittel und Maßregeln bereits längst erschöpft waren, und zwar ohne daß man auch nur den geringsten Erfolg damit erzielt hatte. Von Seiten der Ultraliberalen wurde indeß diese Drohung zu einer neuen Demonstration ausgebeutet und das Vaterland in Gefahr erklärt. Volksversammlungen wurden zusammenberufen, allgemeine Volksbewaffnung in Anregung gebracht und beschlossen, und dem Senat zweimal vier-und-zwanzig Stunden Bedenkzeit gegeben, um sich über die vorzunehmende Beeidigung des Bürgermilitärs, des Contingents und sämmtlicher Staatsbeamten auf die Reichsverfassung zu erklären. Wie wenn ein Tropfen Wasser auf Kleister fällt, sich eine Welt von Milben plötzlich in der bis dahin erstarrten Masse regt, so lockte die Drohung der Conservativen wieder eine Menge Leute auf den eröffneten Kampfplatz und die Sachen gewannen ein so drohendes Ansehen, daß der Senat sich mit einer Ansprache an den gutgesinnten Theil der Bevölkerung wenden und diesen zum Schutze der wahren Freiheit aufrufen mußte, indem er diese zugleich durch sein Wort den Mitbürgern verbürgte. Dadurch wurde denn für den Augenblick der Sturm glücklich beschworen; aber es hat sich dabei herausgestellt, was uns bevorgestanden wäre, wenn die Stockconservativen ihren reaktionären Bestrebungen nicht augenblicklich entsagt und diese Entsagung nicht öffentlich proklamirt hätten. Dieß geschah durch eine Erklärung des Hauptes dieser Partei, des Doktors Knauth selbst, indem er in einem vielgelesenen hiesigen Blatte sagte: „Mein Plan hat in der von mir beabsichtigten Weise nicht den erwarteten Anklang gefunden, so daß ich denselben aufzugeben und mich in ein durchaus passives Verhalten zurückzuziehen veranlaßt bin.“

(Fortsetzung folgt.)

Von der Schlei, Juni.

(Fortsetzung.)

Verhältniß zu Dänemark. — Politische Stimmung.

Es sind, wie Sie wissen, vor Kurzem vielfache Versammlungen in den Städten Schleswigs gehalten und von denselben der Beschluß wegen Aufhebung der Personalunion gefaßt worden. Jezt regen sich Stimmen dagegen, auch Adressen an die Statthalterschaft sind vorbereitet worden, die sich im entgegengesezten Sinne aussprechen. Im Allgemeinen darf man wohl annehmen, daß sämmtliche Schleswig-Holsteiner die einmal zur Vertheidigung ihrer Rechte ergriffenen und bis jezt siegreich geführten Waffen nicht eher niederlegen, auch weder zu einem neuen Waffenstillstand, noch zu einem definitiven Friedensschluß ihre Zustimmung geben werden, so lange sie nicht gewiß seyn können, daß beide Herzogthümer völlig unabhängig von Dänemark, einig in sich und eng vereint mit Deutschland bleiben. Dahin spricht sich auch das Manifest der Statthalterschaft aus. Mit Recht fühlen sich die Bewohner hiesiger Lande gekränkt, daß man Einleitungen zu Friedensunterhandlungen getroffen, und möglicher-, ja wahrscheinlicherweise schon Vorschläge über die zukünftige Gestaltung der Herzogthümer, über ihr staatliches Verhältniß zu Deutschland und Dänemark gegenüber gemacht hat, ohne sie auch nur zu fragen. Gerade weil das preußische Kabinet in dieser Frage das erste Wort führt, ein preußischer General Oberstcommandirender der Reichstruppen in den Herzogthümern ist und hier doch Niemand erfährt, was man mit den so ganz deutsch gesinnten Landen vorzunehmen gedenkt, mehrt sich das Mißtrauen gegen Preußen und seine Plane. Jezt, wo das preußische Ministerium mit offenen Worten ausgesprochen hat, daß die Krone Preußen unabhängig von der allerdings schachmatt gewordenen Centralgewalt auch über das Reichsheer in Schleswig-Holstein verfügen werde, jezt wird es wohl in sehr kurzer Zeit an's Licht kommen, was Preußen will, ob energische Fortführung und rasche Beendigung des Kriegs, oder einen Frieden auf Bedingungen hin, die günstiger für den geschlagenen Feind als für den Sieger lauten.

Ueber die politische Stimmung einer großen Gesammtheit kann man sich heutigen Tags am schnellsten unterrichten, wenn man aufmerksam ihre politische Lektüre verfolgt. Seit der Märzrevolution des Jahres 1848 ist der Deutsche ein Politiker geworden, wie der Franzose und der Engländer es schon seit Menschenaltern waren. Die Politik ist sogar dem Deutschen jezt viel mehr Herzenssache als den Franzosen und Engländern, weil der Deutsche einmal seiner ganzen Naturanlage nach zugleich mit Kopf und Herz denkt. Dieß mag vielleicht Ursache seyn, daß wir minder schnell fertig werden mit unserm Staatenneubau, daß wir oft unpraktisch sind und zu viel probiren. Es sind dieß nationale Fehler, die weder Spott noch ernster Tadel so leicht beseitigen. Was nun die politische Leselust anbelangt, so ist sie in den Herzogthümern so groß als irgendwo. Zeitungen liest Jedermann, Bürger und Bauer, Beamter und Arbeiter, selbst Frauen und Mädchen sind eifrige Zeitungsleserinnen. Sogar während der Tafel, was mir in Deutschland nirgends so allgemein vorgekommen ist, lesen die Gäste Zeitungen, so daß über dem Lesen das Sprechen häufig ganz vergessen wird. Am beliebtesten sind politische Blätter mit scharf markirter Tendenz. Es zeigt sich unverkennbar bei dem größten Theile der Leser eine sehr bestimmt ausgesprochene Hinneigung zur Linken, dieß Wort hier ganz im Allgemeinen gebraucht.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 150. Sonnabend den 23. Juni 1849.

Ne pueros coram populo Medea trucidet,
Aut humana palam coquat exta nefarius Atreus.
Quodcunque ostendis mihi sic, incredulus odi.
Horat:

Madame Dorval.

(Schluß.)

Die französische Romantik ist etwas ganz Anderes als die deutsche; sie ist nicht der fromme Dienst eines duftigen Ideals, sie ist das vollkommene Gegentheil einer zarten, ätherischen Poesie, sie ist die Revolution der Literatur, der Krieg gegen jeden Zwang und die Aufkündigung aller Regel. Wenn sie in's Mittelalter zurückging, so geschah es, von ein paar Dilettantenfahrten abgesehen, um dort Waffen gegen die Mächte zu suchen, die man zu entthronen gedachte. Wenn sie das Feld des Phantastischen mit Vorliebe aufsuchte, so war das eben ein kecker Sprung über die bisherigen Schranken. Sie tummelte sich gern mit Zwergen herum, aus demselben Drange, der auch die Schilderung abenteuerlicher Charaktere, unheimlicher Ereignisse und abnormer Verbrechen zu ihren vorzüglichsten Aufgaben machte. Die Welt des Ungeheuren ist ihre wahre Heimath.

Victor Hugo warf sich zu ihrem Diktator auf; er wollte der Kunst statt der alten Schranken neue Bande umlegen und sie unter seinem Scepter gleichsam festbannen. Aber hier kehrte die französische Romantik ihre ganze revolutionäre Natur heraus; sie zeigte, daß es ihr nicht um die Humpen der Burggrafen, noch um die Tänze der Elfen zu thun sey; sie zeigte, daß sie nichts anderes wollte, als der Schule loswerden, und die neuen Formen nur dann schätze, wenn auch ein neues Leben hineingegossen werde. Eine Romantik entstand, zu welcher die Romantik Victor Hugos sich etwa eben so verhält wie die Republik Cavaignacs zum Socialismus. Hatte Victor Hugo die eigenthümlichen Naturkräfte und Anschauungen, die Neigungen und selbst die Launen des Genies den Regeln einer kanonischen Aesthetik gegenüber in Schutz genommen, so erhob sich die neue, nach den Analogien unserer Sprache zu reden, die rothe Romantik für jede Willkür des Herzens und der Sinne gegen die Gebote der Sittenlehre und das Herkommen der Gesellschaft. Ihr Hauptfeld war der Roman, und da die Poesie des verklärten Lasters und der gerechtfertigten Sünde der Menge schmeichelt, so wurde sie bald mächtig genug, um sich auch auf die Bühne mit Erfolg zu wagen, was freilich nicht sehr lange dauerte, da die Wiedereinführung der Theatercensur sie auf diesem Gebiete ziemlich stark belästigte. Solches Ansehen und solchen Einfluß hatte sie gewonnen, daß Victor Hugo selbst, wie jezt Ledru Rollin in den politischen Regionen, ihr Zugeständnisse zu machen und Bürgschaften zu geben für gut fand. Das verkehrteste seiner Dramen, die Burggrafen, lasse ich ganz außer der Linie, sie sind zu erhaben; aber Angelo, Tyrann von Padua, ist offenbar ein Akt der Annäherung an diese Partei, und sein Ruy Blas war eine Befestigung des Bundes, der aber in der Folge wieder gelöst wurde.

Zwei bedeutende Schauspielertalente leisteten dieser rothen Romantik starken Vorschub, Frederic Lemaitre, ein geniales Ungethüm, das nicht eine Besprechung im Vorbeigehen, sondern ein eigenes Kapitel verdient, und Madame Dorval, die als Adele im Antony des Alexander Dumas sich ihr höchstes Verdienst um diese Sache erwarb. Dieselbe Gährung eines mit der Pflicht in Hader gerathenen Gemüthes, denselben Frost und Brand der häuslichen Glückseligkeit stellte

sie auch mit manchmal gräßlichem Pathos als Kitty Bell in Vignys Chatterton dar. Was aber bei dem rohen Dumas zum sinnlichen Ausbruch kommt, wird bei dem feineren Vigny zurückgehalten in dem geheimsten Versteck der Seele, und endigt dort der Taumel mit einem blutigen Spektakel, so ist hier Erstickung die Ursache des Todes. Bis zu den äußersten Grenzen der rothen Romantik ist indessen die Dorval nicht gegangen, und weder in Dumas' Angelo, wo die Vorwehen der Mutterfreude fast auf der Bühne selbst sich äußern, noch in Balzacs unflätigem Vautrin ist sie meines Wissens aufgetreten.

Wenn du in der Jugend mit dem Teufel allzu schön thust, sagt in kernigem Styl ein volksthümliches Sprüchwort, so wirst du in deinen alten Tagen dem lieben Herrgott mit lauter Gottesfurcht beschwerlich fallen. In Madame Dorvals theatralischer Laufbahn hat gerade das Gegentheil stattgefunden. Zu Lorient in der französisch redenden Bretagne gegen Ende des vorigen Jahrhunderts geboren, wurde sie von ihren Eltern, armen herumziehenden Komödianten, schon frühe zum Theaterspielen angehalten und in den vorzüglichsten Kinderrollen, später in jugendlichen Partien eingeübt. Da nun damals die Tugend auf dem Theater sehr in der Mode war, so gab sie nur äußerst lobenswürdige und aufopfernde Wesen.

Einen merkwürdigen Spaß machte sich das Schicksal auch damit, daß gerade der vorzüglichste Komiker jener Zeit, Potier, der heute noch als der Typus eines Meisters im niedern Lustspiel betrachtet wird, obgleich nur wenige der Zeitgenossen sich seiner noch erinnern dürften, sie aus dem Dunkel der Provinzialtheater hervorzog und die Darstellerin zerrissener Herzen in schauerlichen Nachtstücken so von einem der heitersten Priester Thaliens, wie Frau Didaskalia sprechen würde, bei dem Pariser Publikum eingeführt ward. Freuen wir uns dieser Widersprüche, die aus den verworrenen Zufällen des Lebens gleich wilden Blumen frei emporgewachsen; sie sind weit liebenswürdiger, sie sind, was noch mehr in Betracht kommt, nicht schmachvoll und verderblich, wie die Widersprüche, die in dem Wechselfieber der Politik und dem Geraufe der Parteien die Hinfälligkeit der Grundsätze, die man ewig nennt, die Zerbrechlichkeit der heiligsten Bande und die Eitelkeit menschlicher Meinungen veranschaulichen.

Die lezten Tage des Oktobers in Wien.

(Fortsetzung.)

Bisher war es am Hernalser Thor, in dessen Nähe ich wohnte, noch zu keinem Gefecht gekommen; vereinzelte Musketenschüsse, welche in der Nacht vom 25. nach dieser Richtung hörbar wurden, ließen jezt auch hier etwas erwarten. Ich ging daher Morgens an die Linie und fand dort bereits eine Menge Bewaffneter versammelt. Einige hatten im Wall tiefe Löcher gegraben und mit Stroh ausgelegt; in diesen lagen sie wie Murmelthiere, ohne daß der ferne Geschützdonner sie im Schlummer störte. Andere saßen mit weißgrünen Wollkotzen sonderbar drapirt hinter Steinhaufen bei einer Weinkufe; es sey ja ohnehin vielleicht der lezte Schluck und den müsse man sich munden lassen. Auf einmal hörte man von der Nußdorfer Seite und dann von Währing her lautes Jubelgeschrei; Posten gab an Posten die frohe Nachricht ab, es seyen zwei Bataillone Infanterie und eine Schwadron Reiter übergegangen. Ich führe diesen Umstand an, um zu zeigen, zu welcher lächerlichen Größe oft schon in unmittelbarer Nähe ein Gerücht anwächst. Am Währinger Thor wußte man nur von zwei Kompagnien, bei der Nußdorfer Linie, wo dieser Uebertritt stattgefunden haben sollte, erfuhr man auf genaue Erkundigung, es seyen drei Grenadiere angekommen.

Bis gegen eilf Uhr Vormittags fiel nichts mehr von Belang vor, um diese Zeit aber begann das Feuer einer Batterie, welche hinter den Büschen des Wirthshausgartens von Hernals aufgepflanzt war. Während dieser Kanonade lief ein Mädchen, ohne die Gefahr zu beachten, zur höchsten Stelle des Walles, nahm die dort aufgehängte Wäsche ab und kehrte dann, wider Windischgrätz brummend, unter allgemeinem Gelächter wohlbehalten zurück. Große Keckheit bewies auch eine Horde Gassenbuben. Einige Garden äußerten, es wäre gut, die Zäune zu entfernen, welche quer durch das Feld laufend den kaiserlichen Plänklern Schutz gewährten. Kaum gesagt, holten die Jungen Pikeln und Schaufeln, rutschten auf Brettern über den Graben und rannten zum bezeichneten Platz. Dort begannen sie sogleich ihr Zerstörungswerk mit solchem Eifer, daß von ihren Schlägen die Planken krachten, obgleich die Feldjäger kaum zweihundert Schritte von ihnen mit aufgehobenen Gewehren drohten. Erst als diese ihnen näher rückten, kehrten sie um und kletterten wie Katzen über die Ziegelverkleidung des Walles. Gegen Abend vereinigte sich eine Anzahl Freiwilliger, um die Jäger aus ihrer trefflichen Stellung am Wirthshaus zu vertreiben. Diese hatten wahrscheinlich keine Ahnung davon, daß dieses Unternehmen weder unter einsichtsvoller Leitung, noch mit gehöriger Unterstützung stattfinde, sonst wären sie sicher nicht so schnell vor der tollkühnen Schaar in den Friedhof von Hernals geflohen; man hätte dieselbe durch den geringsten Widerstand aufhalten oder gar vernichten können. So wurde die Anhöhe beinahe ohne Kampf

genommen, konnte aber nicht behauptet werden. Bei einbrechender Dämmerung hörte das Schießen auf und jeder Theil kehrte in seine ursprüngliche Stellung zurück. Nun wurde in den meisten Straßen das Pflaster aufgerissen und Mist ausgebreitet, um den Rückprall von Kugeln und Granaten zu lähmen. Als es ganz dunkel geworden, röthete der Brand eines Gebäudes der Leopoldstadt den Himmel. Eine Schaar Volkes betrachtete mit bangem Schweigen den unheimlichen Widerschein der Flammen, ein alter Mann aber wies mit gehobenem Arm darauf hin und rief: „Das ist die Glorie des Hauses Lothringen!"

Während nach andern Richtungen hin hitzige Gefechte stattfanden, wurde an der Hernalser Linie Tag für Tag geplänkelt. Am Morgen des 29. hörte man aber von keiner Seite mehr einen Schuß. Meine Quartierfrau, die um Lebensmittel ausgegangen war, brachte die Nachricht, das Militär stehe bereits in der Vorstadt Landstraße, eben so sey auch die Leopoldstadt von der Mobilgarde geräumt. Auf der Gasse bestätigte mir ein Gardist nicht nur das eben Gehörte, sondern sezte auch bei, die der Alser Vorstadt nahe Rossau sey ebenfalls in den Händen der Feldjäger. Die Sache schien mir unglaublich. Ueberall rannten die Leute durcheinander, die verschiedensten Gerüchte kreuzten sich; um die Verwirrung voll zu machen, fuhr nun auch eine Kanone eilig der Stadt zu, als habe man jede Vertheidigung aufgegeben. An der Hernalser Linie standen noch die Arbeiter unerschüttert, fluchend bei Himmel und Hölle, daß sie jeden, der vom Weichen spreche, niederschlagen würden. Da hier keine Gewißheit zu holen war, eilte ich in die Rossau. Schon an der Ecke der Hauptstraße sah ich vor einem Fenster die weiße Fahne und nebenbei eine Reihe Soldaten, von der sich einzelne ablösten, um die eingelieferten Waffen in Empfang zu nehmen. Kaum traute ich meinen Augen; wie sollten diese Truppen bei der stark besezten Linie ohne Schuß hereingekommen seyn? Mein nächster Gang war zum Chef des Alser Bezirks, dort zu fragen, ob und was man von der Sache wisse. Hier herrschte volle Verwirrung; man beschloß in diesem dringlichen Augenblick, erst durch eine Ordonnanz an das Obercommando Meldung zu erstatten. Bei diesem Stand der Dinge konnte die Besatzung der Hernalser Linie jeden Augenblick im Rücken gefaßt und abgeschnitten werden, aber die Commandirenden, wenn sie auch die Gefahr einsahen, wußten sich weder zu rathen noch zu helfen. Alles blieb gelähmt, wie beim Anblick der Klapperschlange, nur die wenigen Arbeiter am Thor verwünschten die Feigheit oder den Verrath, welcher ihnen so schmählich die Waffen zu entwinden drohte; sie waren entschlossen, auf ihrem Platz das Aeußerste zu erwarten.

Bald darauf erschien endlich ein Plakat des Obercommandos, welches unter einem Schwall von Phrasen erklärte, die Vorstädte seyen nicht mehr zu halten, wer aber Muth habe, solle in die Stadt eilen, die man, wenn die Mehrheit der Streiter dafür stimme, mit den vorhandenen Mitteln selbst gegen die Uebermacht heldenmüthig vertheidigen wolle. Ich wußte nun, wie viel es geschlagen hatte. Auf der Straße erzählte ein Offizier der Mobilgarde folgendes: „Ich hatte Nachts am Brändlbad die Posten zu überwachen. Da fand ich nun bei einem späten Rundgang weder das Nußdorfer Thor noch auch den entsprechenden Theil der Linie besezt. Verwundert darüber, glaubte ich anfangs, die Leute seyen aus Ermüdung in ihrer Pflicht säumig geworden und haben sich, um auszuruhen, ein wenig zurückgezogen. Es war aber nichts zu sehen und zu hören, so lange ich auch wartete. Mit meiner geringen Mannschaft konnte ich die weitausgedehnte Strecke nicht besetzen, noch weniger vertheidigen. Beim Anbruch des Tages wurde die ganze Rossau vom Militär besezt, so daß mir nichts übrig blieb, als schleunigst seitwärts zu ziehen."

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Von der Schlei, Juni.

(Schluß.)

Zeitungslektüre. — Witterung.

Am weitesten verbreitet und am liebsten gelesen, besonders vom schleswig-holsteinischen Militär, ist die „norddeutsche freie Presse," redigirt vom geistreichen Theodor Olshausen, einem gebornen Schleswig-Holsteiner. Die Tendenz des Blattes ist radikal, enthält sich jedoch alles Schimpfens. Daß seine Mittheilungen häufig die Farbe der Partei tragen, für die es kämpft, ist natürlich und kann nicht getadelt werden, so lange nur politische Mäßigung dabei obwaltet. Diese aber vermißt man nur selten. Die leitenden Artikel der „norddeutschen freien Presse" sind gewöhnlich gut geschrieben und beleuchten die politischen Zustände mit heller Fackel. Bei vielen Offizieren der Reichstruppen, auch bei General Prittwitz soll die „freie Presse" sehr verhaßt seyn, weßhalb denn auch, wie ich aus sehr guter Quelle bestimmt versichern kann, Befehl gegeben ist, die Verbreitung derselben im Heere möglichst zu verhindern und auf etwaige Emissäre des Blattes wie auf Verbrecher zu fahnden. Von einem General, der an der Spitze eines Freiheitsheeres steht — denn einen andern Namen wird das Heer in Schleswig-Holstein

kaum führen wollen — klingt ein solcher Befehl etwas sonderbar. Neben diesem guten Blatte kann die „Reform," eine Zeitung, welche die Tagesbegebenheiten gesprächsweise dem Leser auftischt und dabei durchaus nicht ehrlich zu Werke geht, vielen Schaden stiften. Sie ist für den Kleinbürger, überhaupt für Leute berechnet, die nicht eigentliche Zeitungen lesen. Für solche macht nun „die Reform" die Weltgeschichte auf ihre Weise zurecht, verdreht dabei die Thatsachen, wenn es ihr frommt, schimpft abscheulich und geberdet sich durchweg radikal ungezogen. Leider hat auch dieses Blatt, das jedenfalls mehr verwirrt als bildet, eine große Verbreitung. Nächst diesen beiden verlieren sich hieher in den Norden bloß Hamburger, Altonaer und etwa ein Berliner Blatt, die „Berliner Nachrichten," das „Kieler Correspondenzblatt," ferner das „Itzehoeer Wochenblatt," und einige kleine Blättchen, die wöchentlich ein- oder zweimal erscheinen, wie der Flensburger „Ostseetelegraph," werden nebenher auch gelesen. Mittel-, süd- und westdeutsche Zeitungen sieht man hier nirgends, selbst im Schleswiger Museum fand ich nur die Augsburger Allgemeine Zeitung neben Hamburger, Altonaer und norddeutschen Blättern. Da jedoch namentlich der „Correspondent" und die „norddeutsche freie Presse" alle andern Zeitungen Deutschlands tüchtig ausbeuten, auch von allen wichtigen Orten her Originalcorrespondenzen erhalten, kann man über politisch karge Kost nicht eben klagen. Uebel daran ist aber Jeder, der neben politischer Tagesspeise auch literarischen Hunger anderer Art verspürt. Mit Ausnahme Schleswigs, wo eine literarische Anstalt existirt, wie ich sie in einer verhältnißmäßig so kleinen Stadt nimmermehr gesucht hätte, ist man weiter nördlich von aller Literatur völlig verlassen.

Auf alle Kriegswirren und Revolutionsstürme scheint der Himmel recht gnädig herabzusehen, denn er schenkt uns ein beispielles fruchtbares Jahr. Selbst hier, wo man doch an große Fruchtbarkeit gewöhnt ist, fällt die heurige Triebkraft der Erde auf. Alle Früchte stehen vortrefflich und verheißen eine reiche Erndte. Der Graswuchs ist unerhört üppig, die Baumblüthe, später als gewöhnlich zur Vollkommenheit gediehen, ist in solcher Pracht und Fülle seit langen Jahren nicht gesehen worden. Dabei ist seit etwa vierzehn Tagen die Witterung nicht fruchtbarer zu wünschen. Die Tage sind warm, für die nördliche Lage des Landes bisweilen sogar heiß zu nennen, Morgen und Abende dagegen oft empfindlich kühl, was besonders Nichteingeborne Anfangs unangenehm berührt. Zu Ende Mais gab es viele Gewitter mit sehr heftigen und stets warmen Regengüssen. So kalt und windig im Ganzen April und Mai waren, so warm und sonnenhell scheint der Juni zu werden. Das Pfingstfest ging uns als wahres Sonnen- und Freudenfest auf. Möchte es zugleich über alle Völker, namentlich über die Stämme unseres gemeinsamen Vaterlands auf's Neue die Kräfte und Segnungen des heiligen Geistes ausgeströmt haben!

Hamburg, Juni.

(Fortsetzung.)

Die Verfassung. — Zwei Hamburger Reichsminister. — Marmont.

So haben wir denn für den Augenblick in unsern Mauern den Frieden, den man im übrigen Vaterlande leider entbehrt. Aber man täusche sich nicht, wir leben trotzdem auf einem Vulkan, dessen Flammen jeden Moment aus der sie bekleidenden Asche hervorbrechen und unsere ganze Wohlfahrt auf lange Zeit verzehren können. Die große Masse ist nicht nur auf's Aeußerste aufgeregt, sondern zugleich ist auch den seitherigen besonneneren und gutgesinnten Führern der Zügel aus der Hand gerissen und von solchen übernommen, für deren gute Gesinnung man nicht Bürgschaft leisten kann. Nur das Aufhören der fruchtlosen Bestrebungen der Reaktion und das feste Beisammenstehen der wahren Freunde der Freiheit kann unsern kleinen Staat vor Anarchie bewahren, in deren Gefolge ein noch größeres Unglück, bewaffnete Intervention von Seiten Preußens oder Hannovers, über uns kommen würde. Dieß wäre um so trauriger, da wir in wenigen Tagen schon das von allen Gutgesinnten gewünschte Ziel, eine friedliche Lösung unserer Verfassungsfrage, erreicht haben werden, indem die Constituante ihre Arbeiten fast vollendet hat und die zweite Lesung der von ihr gefaßten Beschlüsse in der allernächsten Zeit dem Werke den Schlußstein aufsetzen wird. Mag nun auch Dieser oder Jener dieses oder jenes tadeln oder anders wünschen, so ist doch der aufgeklärtere Theil der hiesigen Bevölkerung mit der neuen Verfassung durchaus zufrieden, und es darf als ein besonderer Vorzug derselben betrachtet werden, daß man sie bildsam gestaltet hat, so daß bei eintretenden neuen Bedürfnissen die nöthigen Abänderungen getroffen werden können, ohne daß man nöthig hätte das Ganze wieder umzustürzen und ein neues Gebäude von Grund aus aufzuführen.

Die Wahl des Herrn Ernst Merk, Sohn und Compagnon des großen Kaufmanns Merk, eines unserer Senatoren, zum Reichsfinanzminister hat hier nicht wenig Aufsehen gemacht und manche Spötterei hervorgerufen. So sagte man, Merk hätte beim bankerotten Zustand der Reichsgewalt eigentlich zum Reichsfallitenbuchhalter ernannt werden sollen. Dadurch, daß dieser unser Abgesandter, als geborener Republikaner, sich zur äußersten Rechten hielt und mit dieser sogar für die Beibehaltung der Adelsvorrechte stimmte, hat er sich sehr in Mißkredit gebracht und als Vertreter seiner Vaterstadt für die Folge unmöglich gemacht. Indessen ist Ernst Merk ein vortrefflicher, gutgesinnter, und auch kenntnißreicher Mann, der für unsere kleineren Verhältnisse gewiß segensreich gewirkt haben würde, wenn er nicht als Sohn eines Senators geglaubt hätte sich in Frankfurt der Crème anschließen zu müssen, was man ihm hier nie vergeben wird. — Ein anderer Hamburger, Jochmus, der gegenwärtig als Kriegsminister in Frankfurt fungirt, hat eine seltsame Carrière gemacht. Im Jahr 1808 geboren und für den Handelsstand bestimmt, ging er nach Paris, von da mit einem französischen General nach Griechenland, und von dort nach Spanien, wo er, in der englischen Armee dienend, bald Brigadegeneral wurde. Von England nach der Türkei gesandt, trat er in türkische Dienste, wurde Generallieutenant und Pascha von zwei Roßschweifen, und steht jezt, nach einem so bewegten als ruhmvollen Leben in Gefahr mit dem Wrack unserer Reichsgewalt zu Grunde zu gehen. — Marschall Marmont, Herzog von Ragusa, hielt sich einige Zeit bei uns auf und verließ uns dann plötzlich, um sich nach Wien zu begeben, wo, wie verlautet, eine hohe Stellung seiner wartet. An das leztere ist kaum zu glauben, da der Marschall sich längst selbst überlebt hat. Hier lebte dieser übel berüchtigte Mann in der völligsten Nichtbeachtung. Noch vor Marmonts Abzug verließ uns Frau Louise Aston, wie verlautet, durch die Polizei dazu gezwungen. Ihr Leben in einem unserer Hôtels soll dermaßen ärgerlich gewesen seyn, daß man nicht länger durch die Finger sehen konnte und ihr die Wahl zwischen Ausweisung oder Verhaftung ließ. Das Porträt dieser Person ist eines der abstoßendsten, das mir je vorgekommen; mich dünkt, von einem solchen Gesichte hätte man das Aeußerste an Frechheit und Gemeinheit zu erwarten.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 45.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 151. Montag den 25. Juni 1849.

Hohe Thatkraft! Adel der Form! Die Zeit hat
Tief in Roms brachliegenden Schutt versenkt euch,
Hat als Bruchstück nieder ins Gras die schöne
Säule geschleudert.

Platen.

Die römischen Banditenweiber.

Mitten in meinem Jammer über Roms heutige Zustände, wo neben dem drohenden Untergang aller Wissenschaft und Kunst noch Undank, Unsinn und Verbrechen wie giftgeschwollene Schlangen umherkriechen — in dieser Stimmung erinnerte ich mich wehmüthig an die glücklichen Jahre und Tage meiner römischen Vergangenheit, an das selige Kunstleben und den namenlosen Zauber des stillen, friedlichen päpstlichen Roms. Und doch leuchten auch in mir aus jener Zeit Erinnerungen auf, die deutlich auf die heutigen Tage hinweisen, Gestalten und Ereignisse, deren romantischer Zauber mir damals das Verbrecherische, Wilde und Grausame daran verdeckte. Was wir 1848 und 1849 in Rom sahen, bestand damals schon im Keim im rohen, blutdürstigen Volksgemüth. — Eben auf diese Rohheit wollte Pius IX. durch bessere Volkserziehung, durch Erhebung und Reinigung der Geistlichkeit wirken.

Es war im Jahr 1821, an einem der in Albanos und Ariccia's Berg- und Waldnatur so reizenden Maiabende, als ich von vielem archäologischen Umherwandern müde, Abends ziemlich spät in der Osteria von Velletri eintrat. Die Kinder der Frau Mariana, die mich schon seit geraumer Zeit als Freund und Zuckerlieferanten kannten, zogen mich in die Wirthsstube, wo ein Maler vor einer Menge Skizzen saß. Ich erkannte und begrüßte ihn gleich; es war Leopold Robert, düstern und melancholischen Aussehens. Damals war er noch nicht so berühmt als später und kurz vor seinem traurigen Tod. Er malte keine Interieurs mehr, sondern fühlte sich gewaltig vom Leben des Gebirgsvolks, besonders in den sabinischen und volskischen Gebirgen angezogen. Dabei war ihm ein übrigens schlimmer Umstand sehr günstig.

Die Räubereien in jenen Gebirgen, bei Itri und Fondi, auch in den pontinischen Sümpfen, hatten die Straße nach Neapel immer unsicherer gemacht. Kaum war im Kirchenstaat eine Bande vernichtet, so wuchs aus ihrem Drachenblut schon eine andere empor. Eigentlich waren es gar keine Banden wie sonst, sondern ganze Gebirgsdörfer, Jung und Alt trieben plündernd und mordend, oder wenigstens mithelfend, mitwissend und hehlend das Räuberhandwerk. — Die damalige päpstliche Regierung hätte aber doch Alles gehen lassen wie bisher, wäre nicht der Cardinal Consalvi, Pius VII. Staatssekretär, selbst von den Räubern gefangen genommen und in's Gebirg geschleppt worden, unter der Oberleitung Gasparone's von Sonnino. Diese Räuber trieben ihr Wesen bis Albano, durch die ganze Campagna, ja fast bis an die Thore der heiligen Stadt. Allerdings hatte die Regierung Colonnen von Carabiniers gebildet, die auf die Räuber Jagd machen sollten, die Furcht war aber so groß vor diesen, daß sich kein Offizier an der Spitze der Armada zur Stadt hinaus wagte. Endlich fand sich ein französischer Offizier, der unter Napoleon das Kreuz der Ehrenlegion erhalten hatte. Diesem fehlte es nicht an Muth und er wurde zum Anführer der Carabiniers bestellt. Nun begann ein hartnäckiger Kampf gegen die Banditen, ein Feldzug auf Leben und Tod.

Die meisten stammten aus jenem Städtchen Sonnino in den Volsker Gebirgen, auf dem südlichen Rande der pontinischen Sümpfe, ungefähr

fünf-und-vierzig Wegstunden von Rom. Guillotine und Kerker waren nun dort immer in Thätigkeit, und an beiden Thoren des Städtchens wurden die Köpfe der Hingerichteten aufgesteckt. Die Einwohner ließen sich jedoch nicht schrecken, Räuberthum galt ihnen für Ritterthum. Hatten die Eingefangenen keinen erweislichen Mord begangen, so administrirte man ihnen nur fünf-und-zwanzig tüchtige Hiebe, und da diese abgekauft werden konnten, zu einem Piaster für fünf Hiebe, so wurden fünf für die Armen hinzugefügt. Diese Strenge reichte aber nicht aus; der alte volskische Räubergeist war noch so lebendig bei diesen Leuten, daß sie es für eine Ehre hielten, wenn in einer Familie ein tüchtiger Montanaro war. Die Köpfe der Hingerichteten an den Stadtthoren zeigten sie den Fremden wie heilige Reliquien. Die Zahl der Räubereien nahm eher zu als ab, was auch daher kam, daß die päpstlichen Carabinieri oft mit den Banditen unter einer Decke steckten und den Raub mit ihnen theilten. Die Regierung sah daher die Nothwendigkeit ein, strengere Maßregeln gegen die Einwohner zu ergreifen. So erschien ein Befehl, durch den die gänzliche Entvölkerung jenes Städtchens angedroht, außerdem für jeden getödteten oder verhafteten Anführer eine bedeutende Gratifikation versprochen und jeder Gemeinde, die eine Bande vernichtete, Freiheit von Salz- und Mahlsteuer zugesagt wurde. In einer Nacht wurden fast alle Einwohner Sonninos aufgehoben und nach Rom geschleppt, mehr denn zweihundert Männer, Räuber und Räubergenossen in's Kastel St. Angelo, die andern, besonders die Weiber, Mädchen und Kinder, in die große Tuchfabrik der Termini, so genannt weil sie den Thermen Diokletians gegenüber liegt.

Dieser Umstand brachte Leopold Robert auf den glücklichen Gedanken, die gefangenen Einwohner Sonninos in St. Angelo und den Termini zu Studien zu benutzen. Er suchte die Genehmigung hiezu beim Gouverneur von Rom, Cardinal Bernetti nach, und es wurde ihm gestattet. Der Maler richtete sich sogleich ein, lebte unter den Leuten und wurde ihnen bald sehr lieb, weil er ihnen gute Nahrungsmittel brachte, auch wohl etwas Geld gab, wenn es ihm selbst nicht abging. So brachte er über zwei Monate unter den Räubern und den Ihrigen zu und malte sie vielfach nach der Natur, gewöhnlich allein, manchmal auch mit seinem Freund Michalon. Die strenge Schönheit und Kraft in den Gesichtszügen und dem Ausdrucke dieser Menschen, die prächtigen Gestalten, der Stolz, die Kühnheit und dabei die graziöse Weichheit in den Stellungen, die Eigenthümlichkeiten in Kleidung und Sitten gaben den kleinen Gemälden Leopold Roberts so großen Reiz, daß man sich bald darum riß. Es gelang ihm über alle seine Erwartung, und am Ende seiner Studien kaufte er von den Banditen alle Kleider und Waffen, die er bekommen konnte, um sie zu neuen Bildern zu benutzen. Es war eine schöne, seltene Sammlung, der einzige Luxus, den sich Robert je erlaubt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Die lezten Tage des Oktobers in Wien.

(Fortsetzung.)

Zwei Arbeiter aus der Rossau, welche in jener Nacht am Walle standen, sezten hinzu: sie haben bereits gegen Abend alles Pulver verschossen gehabt und auch für das Geschütz seyen keine Patronen mehr vorhanden gewesen. Troz aller Bemühung habe man keine Munition mehr erhalten. Ein Gardehauptmann, der in dieser Gegend ein Haus besaß, habe dieselbe, aus Besorgniß, bei weiterer Fortsetzung des Kampfes sein Eigenthum beschädigt zu sehen, unterschlagen; man könne noch jezt im Kanal das ausgeschüttete Pulver sehen. Später sey ein ihnen unbekannter Herr mit einem schriftlichen Befehl — sie wußten nicht von wem — an die Linie gekommen, und in Folge dessen sey der Rückzug angeordnet worden. Einige Arbeiter, anfangs im Zweifel, ob man denn das Thor so ganz ohne Wache lassen dürfe, seyen am Ende auch abgezogen. Sobald es hell wurde, haben Bürger aus den Häusern dem Militär gewinkt, und dieses sey dann ohne weiteres Hinderniß eingezogen. — So wurde die Vertheidigung geleitet.

Nicht viel rühmlicher ging die Landstraße verloren. Am heftigsten wüthete der Kampf in der Leopoldstadt, wo General Bem in eigener Person alles anordnete. Dieser Theil ist der Schlüssel der Stadt, man strengte sich daher beiderseits auf's Aeußerste an, die Wiener ihn zu vertheidigen, das Militär ihn zu nehmen. Ein Hauptmann der Legion, der in dieser Gegend focht, erzählte mir ausführlich den Verlauf des Kampfes und ich überzeugte mich später durch den Augenschein, daß seine Aussagen genau mit den Ortsverhältnissen übereinstimmten. Man hatte im Praterstern, von dem alle Straßen auslaufen, am Ende der Jägerzeile, eine halbkreisförmige Barrikade aus den Würfeln des Pflasters bis zur Brusthöhe aufgeführt und an der Vorderseite, um die Wirkung des schweren Geschützes zu lähmen, mit Rasen und Schutt bedeckt. Etwa sechshundert Schritte dahinter stand eine zweite, ebenso fest und zweckmäßig gebaut, mit vier Kanonen. Die Seitengassen waren gleichfalls verbarrikadirt und die Häuser mit Garden

besezt. Am Ausgang einer derselben, welche in den Rücken der zweiten Barrikade führte, war ein Geschütz aufgestellt, dem man im Fall eines überlegenen Angriffs die Rückzugslinie in die Jägerzeile vorgeschrieben hatte, um dadurch der hier befindlichen Mannschaft das Zeichen zu geben, daß sie sich über die Brücke in die Stadt zurückzuziehen habe. Die Ringbarrikade wurde nun im Verlauf des Tages aufgegeben und die zweite dahinter besezt. Das Militär lief in Massen dagegen Sturm. Bem gebot den Kanonieren, welche, sobald nur wenige Mann sichtbar wurden, hastig losbrennen wollten, mit dem Feuern zu warten, bis die Gasse auf zweihundert Schritte von der Barrikade voll Soldaten war. Nun ließ er mit Kartätschen drein spielen. Als der Rauch sich verzog, sah man das Pflaster weithin mit blutigen Leichen besäet. So wurde auch ein zweiter Sturm abgewiesen. Gegen Abend jedoch krachte plötzlich ein Kanonenschuß aus der oben erwähnten Gasse in die Flanke der Vertheidiger, welche nun in wilder Flucht den Plaz räumten. Jenes Geschütz, von dem wir oben gesagt, daß ihm die Rückzugslinie in die Jägerzeile vorgezeichnet war, fuhr auf einem andern Wege davon; so wurden die Garden vom Militär, ohne daß sie es ahnten, in der Flanke überrascht und fanden nicht mehr Zeit, die bisherige Stellung in Ordnung aufzugeben und eine neue zu nehmen. So gingen die Vorstädte verloren.

Gegen vier Uhr Abends war bereits die ganze Linie geräumt, nur die Arbeiter am Hernalser Thor wollten nicht weichen und plänkelten fortwährend mit den Feldjägern. Als aber nirgends Hülfe kam, schlich einer nach dem andern betrübt davon, um das Schottenthor zu erreichen. Nie werde ich einen Arbeiter vergessen, der blaß und verwundet durch die Alsergasse herab kam. Auf der Schulter die Muskete mit brandigem Schloß, in der Hand den Säbel, sah er sich von Zeit zu Zeit um und sezte dann wieder seinen Weg fort, murmelnd: „Es ist Alles umsonst, wir sind wieder verrathen und verkauft!“ An der Thüre des Kaffeehauses lehnten ein paar Bursche, welche bereits zu größerer Sicherheit die Gardistenuniform weggeworfen hatten und nun zusahen, wie an den fernen Linien noch einzelne Schüsse durch die Dämmerung blizten. „Die dummen Kerle,“ meinte einer, „wollen nicht einsehen, daß jeder Kampf umsonst ist!“ — „Was liegt daran?“ erwiderte sein Genosse; „man schießt ein paar Dutzend todt und dann ist Alles gut!“ — Andere spielten, unbekümmert um das, was draußen vorging, Billard, oder witzelten beim Kaffee über die lezten Ereignisse. Ich konnte den bittersten Unmuth nicht mehr bezwingen und ging fort. Nie hatte ich die unmittelbare Veranlassung des Kampfes und die Art der Fortsetzung desselben gebilligt, aber die Mannhaftigkeit der rohen Arbeiter, welche wie ein Edelstein aus dem physischen und moralischen Schmutz hervorleuchtete, rührte mich auf's Tiefste, um so mehr, da sie den Einsatz eines verlorenen Spiels bildete. — Nicht lange, so hörte das Gefecht ganz auf, die Proletarier zogen sich zurück und Jäger besezten das Brändelbad, welches sie rein ausplünderten. Durch die Nacht erschallte nun der Siegesjubel trunkener Soldaten, die ihrem Feldherrn ein lautes Hoch brachten.

Am Morgen lag eine bange Stille über der ganzen Stadt; trübe Blicke, finstere Mienen, nur hie und da ein schadenfrohes Lächeln jener, denen der Sieg Windischgrätzs willkommen war. Man sah jeden Augenblick dem Einrücken des Militärs entgegen und hatte daher bereits eine Menge Waffen in's Gemeindehaus abgeliefert. Da erscholl plötzlich um zehn Uhr Vormittags die Kunde, die Ungarn seyen nah. Alles griff von neuem zum Gewehr; so leicht nimmt der Mensch seine Wünsche für Wahrheit! Man hörte auch in der That über der Simmeringer Heide dumpfes Rollen des Geschützes, keineswegs aber so stark, daß es auf eine Hauptschlacht deutete; allein schon ein Kanonenschuß aus jener Richtung hatte genügt alles aufzuregen. Studenten ritten mit der Botschaft durch die Vorstädte, und einer davon kam auch nach St. Ulrich. Wie er nun mit lauter Stimme die nahe Befreiung verkündete, ergriff ein Schlosser, in Wuth darüber, daß auf's neue für eine ungewisse Hoffnung das Wohl der Stadt eingesezt werden solle, einen Stein, und der Student fiel von seinem Wurf tödtlich getroffen auf's Pflaster. Das wüthende Volk ergriff den Mörder; er soll den Faustschlägen erlegen seyn, ehe man noch eine Laterne erreichte, ihn aufzuknüpfen.

Trotz dem, daß man mit Windischgrätz wegen der Uebergabe bereits unterhandelt hatte, wurden die Bezirkschefs gezwungen Alarm trommeln zu lassen. Bald darauf ging es wieder am Hernalser Thor los. Auf der Gasse begegnete mir ein Tambour der Nationalgarde, den die Soldaten früher festgenommen hatten. „Wir haben gesiegt!“ rief er, die Schlegel lustig in der Luft schwingend, dem Volke entgegen, „das Militär ist theils gefangen, theils von der Linie verjagt!“

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Juni.

(Fortsetzung.)

Frau v. Bacharacht. — Journalistik. — Die Eisenbahn. — Todesfälle.

Von der Schriftstellerin Therese (Frau v. Bacharacht, geborne v. Struve) haben wir das nächste Buch aus Java zu erwarten, wohin sie mit ihrem Vetter und künftigen Gemahl, dem Obristlieutenant v. L. geht, sobald sie von ihrem jetzigen Gemahl geschieden seyn wird. Therese, die einst ausgezeichnet schön war, ist selbst jezt, obschon den Fünfzigen nahe oder schon darin, noch immer hübsch zu nennen; ob sie aber dem mörderischen Klima Java's widerstehen wird, steht sehr dahin. Wie verlautet, soll ihr bisheriger Gemahl mit der von ihr gewünschten Trennung vollkommen einverstanden seyn, so daß die Gerichte wohl keine Schwierigkeiten machen werden, ein beiden Theilen gleich verhaßtes Band zu lösen. Da diese Angelegenheit durch unsere Presse schon vielfältig berührt wurde, glaube ich keine Indiscretion zu begehen, wenn ich derselben auch hier Erwähnung thue. Frau v. Bacharacht ist in der That eine sehr einnehmende Persönlichkeit, und es dürfte für viele Leser interessant seyn in Erfahrung zu bringen, was aus ihr geworden. — Das seither von einigen Tageblättern geübte Anzeigenprivilegium erlischt, nach einer Notiz im hiesigen „Freischütz," mit dem 1. Juli d. J. Man gibt sich allgemein der Hoffnung hin, daß es nicht erneuert und endlich Gerechtigkeit geübt werden werde. Im genannten Blatt wird dargethan, mit welcher Unverschämtheit seither dieses Privilegium ausgebeutet wurde. So zahlt man für die Zeile in der in starker Auflage verbreiteten „Kölnischen Zeitung" nur zwanzig Pfennige, während man hier das Doppelte, und sogar mehr für die Zeile berechnet, obgleich die Auflage der hiesigen Blätter nicht halb so groß ist. Und das mußte man sich gefallen lassen, weil kein anderes Blatt Anzeigen bringen durfte. Der politische Theil unserer „Nachrichten" war bisher ganz im Sinn und Geist der Reaktion und des krassesten Servilismus gehalten; seit einiger Zeit hat das Blatt einen den Anforderungen der Gegenwart entsprechenderen Ton angestimmt. Freilich saß den Besitzern das Messer an der Kehle, da die von Olshausen redigirte „norddeutsche freie Presse" mit jedem Tag mehr Terrain gewinnt. Obgleich das Blatt erst seit wenigen Monaten besteht, bezieht das Postamt des kleinen, kaum zweitausend Einwohner zählenden Städtchens Elmshorn bereits über fünfzig Exemplare, während vom „Altonaer Merkur," einem sehr alten holsteinischen politischen Blatt, nur sieben Exemplare, und von den „Nachrichten" kaum so viel abgesezt werden. Da die „freie Presse" nun in Hamburg und Altona zugleich erscheint, haben die hiesigen Blätter sie als eine gefährliche Concurrentin zu betrachten und müssen sich wacker rühren, wenn sie sich nicht gänzlich überflügelt sehen wollen.

Das Sinken der Eisenbahnaktien, mit Ausnahme der Prioritätsaktien, deren Inhabern volle fünf Prozent garantirt sind, führt große Verluste für unsere Börse herbei. An eine Zinsenvertheilung für die gemeinen Aktien ist für das verflossene Jahr nicht zu denken gewesen und wird auch im laufenden nicht zu denken seyn. Noch vor einem Monat sanken diese Aktien bis auf die Hälfte und darunter, ja einmal sogar auf sechs-und-vierzig Prozent herab. Seit Kurzem haben sie sich um zehn Prozent gehoben; aber man vertraut dem Steigen um so weniger, da jezt von der Direktion Maßregeln ergriffen sind, die sie noch mehr entwerthen müssen. Die Preise für die Personenbeförderung sind nämlich nicht nur bedeutend erhöht worden, sondern sollen mit dem 1. Juli noch mehr erhöht werden, und zwar so, daß die Erhöhung dann an fünf-und-zwanzig Prozent beträgt. Bei den geschäftslosen Zeiten wird man dann an Vergnügungsfahrten wohl kaum mehr denken. Schon jezt benutzen eine Menge Personen, die früher nur in der zweiten Klasse fuhren, die dritte, und da Jeder gern so wohlfeil als möglich fährt, wird dieses von angesehenen Personen gegebene Beispiel nicht ohne Nachfolge bleiben, so daß bald die zweite Klasse so viel leere Plätze darbieten wird als jezt die erste. Ersparungen einzuführen ist sehr räthlich, nur sollte die Direktion damit beginnen, die eigenen überaus hohen Gehalte zu ermäßigen. Die Personenfrequenz, welche 1847 zwischen Hamburg und Berlin 618,940 Köpfe betrug, ist 1848 auf 523,145 herabgesunken, und namentlich haben die erste und zweite Klasse einen bedeutenden Ausfall gegeben. Werden nun die erste und zweite Klasse durch die Preiserhöhung noch weiter herabgedrückt, so sieht man nicht ein, woher im laufenden Jahre die fünf Prozent für die Besitzer der Prioritätsaktien genommen werden sollen; kurz, es steht sehr mißlich um das Unternehmen aus, wenn nicht mit der Vollendung der Zweigbahnen günstigere Verhältnisse eintreten sollten.

Die Millionäre unserer Stadt scheinen Abschied zu nehmen. In kurzer Zeit sind zwei derselben gestorben, Hartwig Hesse und Gustav Gumpel, beide Israeliten. Der erstere hat einen Theil seines Vermögens zu milden Stiftungen verwendet, was er um so eher konnte, da er unverheirathet und Mitglied einer an sich reichen Familie war. Der Ruf eines durchaus braven und menschenfreundlichen Mannes ist ihm in die Gruft gefolgt. Gumpel war der Sohn des Mannes, den H. Heine in seinem Gumpellino so unbarmherzig geißelte, und zwar aus purem Muthwillen, da es Tausende weit lächerlicherer Figuren gibt, als die des Verunglimpften war. Die hiesigen streng orthodoxen Israeliten verloren in ihrem geistlichen Beamten, Dr. Bernays, ihre beste Stütze. Er war Verfasser des so viel Aufsehen erregenden „biblischen Orients" und ein sehr gelehrter Mann, indeß, seiner religiösen Richtung wegen, der Fortbildung seiner Glaubensgenossen eher hinderlich als förderlich.

Dem Pfingstfeste sahen die Freunde der Ruhe und Ordnung mit einiger Besorgniß entgegen, da die untersten Schichten der Bevölkerung sehr aufgeregt waren und kurz zuvor einige Versammlungen zum Zweck der allgemeinen Volksbewaffnung und Durchführung der deutschen Grundrechte stattgefunden hatten, bei denen es sehr stürmisch herging. In der Regel ist es die der Gesammtbevölkerung überaus verhaßte Thorsperre, die dazu benuzt wird, einen Krawall hervorzurufen, und so war es auch dießmal am sogenannten Lämmerabend, einem Volksfeste am Freitag vor Pfingsten.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 152. Dienstag den 26. Juni 1849.

Etiamne saturati estis patriae malis, o viri, quibus neque virtutis nostrae neque infirmitatis vestrae in mentem venit, sed inconsulto impetu ac furore perdidistis populum et civitatem?

Josephus.

Urbs non alias tantis infelicitatibus digna, quam quod talem progeniem edidit, a qua subversa est.

Id.

Die lezten Tage des Oktobers in Wien.

(Fortsetzung.)

Nun bereitete man sich, wenn noch vor Ankunft der Ungarn ein Sturm versucht werden sollte, zum kräftigsten Widerstand. Die Alser Vorstadt wurde noch mehr verbarrikadirt, selbst gegen das Glacis hin, um den Rücken freizuhalten. Bewaffnete sicherten jeden Zugang, die Trottoirs wurden aufgerissen und die Steinblöcke, damit die Stürmenden darüber stürzten, auf der Straße zerstreut. Abends verhallte das Getöse des fernen Kampfes; nur bisweilen wurden die dunkeln Nachtwolken vom Bliz einer Kanone erhellt, welchem lange hinterdrein der Knall folgt, ein Zeichen, daß in weiter Ferne gefeuert wurde. Vom Stephansthurm ließ man Raketen steigen, über dem Feld gegen Ost flogen einige Leuchtkugeln empor, an den Wachtfeuern, die in allen Gassen der Vorstadt brannten, sprach man nur vom gewissen Siege des nächsten Tages.

Der 31. Oktober brachte zwar nicht die Ungarn zum ersehnten Entsaz, wohl aber ein Plakat von Windischgrätz, worin er sich über die hinterlistigen Angriffe, die während der Unterhandlung wider alles Kriegsrecht gegen seine Truppen gemacht worden, beschwerte und zugleich angab, die Ungarn seyen von ihm zurückgeschlagen, und damit falle jede Stüze des Aufstands. Obwohl diese Kundmachung Vernünftigen jede weitere Hoffnung auf Erfolg des Widerstandes benahm, wollten doch die Studenten, und was ihnen anhing, die Vertheidigung nicht aufgeben, und so begann an der Linie neuerdings der Kampf. Dieser war jedoch im Allgemeinen längst entschieden und konnte durch die glücklichsten Einzelngefechte keine andere Wendung bekommen. Ein Arbeiter, dem man vorstellte, diese Hartnäckigkeit bringe der ganzen Vorstadt Verderben, antwortete kurzweg: „Was liegt mir daran? ich habe weder Haus noch Bett zu verlieren!" — In Folge dieser Plänkeleien wurden Granaten gegen den Wall geworfen, welche mehrere Bretterhaufen anzündeten, die bald in lichten Flammen aufloderten. Gegen Mittag wichen endlich die Vertheidiger, aus Besorgniß für den freien Rückzug. Sie ließen in der Eile ein Geschütz auf dem Wall stehen; diesem spannte sich später eine Schaar Gassenbuben vor und zog es mit großer Anstrengung über das Glacis der Stadt zu.

Hier war Alles zum Widerstand entschlossen, kecke Dirnen traten bewaffnet auf, von Ergebung durfte Niemand reden. Ein junger Mann, der einer herumstreifenden Rotte die Niederlage der Ungarn mit aller Schonung erzählte, soll augenblicklich niedergestoßen, sein Kopf abgehackt und auf ein Bajonnet gesteckt worden seyn. Um zwölf Uhr begann endlich auch noch die Glocke von St. Stephan Sturm zu läuten. Ein Student, der dazu durchaus keinen Auftrag hatte, sezte sie mit einigen Arbeitern in Schwung. So that in der Verwirrung jeder was er wollte; war schon früher in den Anstalten weder Einheit noch Zusammenhang, so hatten sich jezt alle Bande gelöst und jede Spur verständiger Leitung schwand gänzlich. Nun eröffneten die Feldjäger aus den höhern Stockwerken der Leopoldsstadt das Feuer gegen die Bastei; dieses wurde auf das lebhafteste aus Gewehren und Kanonen erwidert. So vergingen zwei Stunden; nun erst ließ das Militär aus dem

Schwarzenbergschen Garten und den kaiserlichen Stallungen mehrere Batterien groben Geschützes wirken. Die Kanonade war so stark, daß die Häuser bebten und die Fenster splitterten. Raketen mit ihrem Feuerschweife flogen im Bogenschwung der Stadt zu, die Vertheidiger aber sangen auf den Basteien das Lied: Was ist des Deutschen Vaterland? — Vier Uhr mochte nicht fern seyn, da stiegen in der Gegend, wo die kaiserliche Burg liegt, erst dünne Rauchwolken, dann dichter Qualm auf; nicht lange, so schlugen die Feuersäulen hell zum Himmel empor. Die Kanonade dauerte ununterbrochen fort, noch immer stiegen Raketen und Granaten; das Schießen der Vertheidiger verhallte dagegen wie das schwache Stammeln eines Kindes gegen das Rollen des Donners.

Bei anbrechender Dämmerung hörte die Kanonade großentheils auf und das Militär versuchte nun den Sturm auf das Burgthor. Die Vertheidiger machten gar keinen Versuch, die eingedrungenen Croaten durch einen raschen Bajonnetangriff wieder hinauszuwerfen, sondern entflohen in rathloser Verwirrung. Die Soldaten erreichten ohne Hinderniß den Hof. Dort lagen im Gebäude des Kriegsrathes die wenigen polnischen Lanciers, welche man mit den Pferden der ungarischen Nobelgarde beritten gemacht hatte. Ein Beamter wollte einen davon, weil er mit dessen Eltern befreundet war, dadurch retten, daß er ihm seine Kanzleikleider zur Flucht anbot. Der Jüngling schlug es aber aus; er wolle Leben und Tod mit seinen Genossen theilen. So erwarteten alle ernst und schweigend, wie es Männern im Unglück ziemt, ihr Schicksal. Das Militär entwaffnete sie und sperrte sie bis auf weitere Verfügung in den Keller. Dann drang eine Abtheilung über den Rennweg in das Zeughaus, wo eine Schaar Mobilgarde die Wache versah. Als diese des Militärs ansichtig wurden, schrien sie wie am Spieße steckend um Pardon. Nachdem man ihnen die Gewehre genommen, führte man sie in die Heumarktkaserne, den vorläufigen Aufbewahrungsort für alle Gefangenen. Der Theil der Vertheidiger, der entweder nur gezwungen gekämpft oder die Lust zum weitern Widerstand verloren hatte, warf jezt die Musketen weg, so daß die Straßen überall mit Waffen besäet waren. Manche zogen überdieß die Montur aus und ließen sie am Weg liegen. Andere zertrümmerten in Wuth die Gewehre, weil sie die Demüthigung nicht ertragen wollten, dieselben vor ihren Feinden zu strecken. Ein anderer Theil wurde in jener Betäubung, welche den Menschen nach gewaltigen Ereignissen, gegen die seine Kraft nichts vermag, zu lähmen pflegt, entwaffnet und gefangen.

(Fortsetzung folgt.)

Die römischen Banditenweiber.

(Fortsetzung.)

Im Winter von 1830 auf 1831 waren in Rom und in den Legationen häufig politische Unruhen. Eines Abends hatte Robert mehrere Künstler und Kunstfreunde bei sich, als in Folge einer Unvorsichtigkeit junger französischer Akademiker auf Trinita de' Monti ein Aufruhr in der Gegend der Akademie ausbrach und sich unter Roberts Fenstern hinzog. Da fragte einer der Gegenwärtigen, was zu thun sey, wenn die Thüren eingeschlagen würden. Statt aller Antwort eilte Robert in's Nebenzimmer und brachte alsbald eine Menge Waffen heraus: lange und kurze Flinten, Pistolen, Säbel, kurze und lange Messer u. s. w. Er vertheilte sie unter seine Freunde, die nun keine Sorge mehr hatten; aber die Römer kamen nicht.

Der Prozeß gegen die Räuber schleppte sich langsam fort, der päpstlichen Regierung aber kostete die Erhaltung der Sonniner und Sonninerinnen bedeutende Summen. Daher beschloß sie den Gefangenen in Termini einige Freiheit zu geben. So wurde zuerst den Frauen und Kindern erlaubt, bettelnd in den Straßen herumzuschweifen, dann wurden nach und nach einige Männer auf ihr Wort herausgelassen. Diese schönen Räuber in ihren malerischen Lumpen, mit dem durch Kraft und Schönheit gleich imponirenden Ausdruck, ihre königlichen Frauen in Bettlerkleidern und ihre Kinder voll Anmuth erregten in Rom allgemeines Aufsehen und Interesse. Dazu kam die bald zur Heldengeschichte werdende Erzählung von ihren Räuberthaten. Des Romulus Nachkommen ist bis auf den heutigen Tag anzumerken, welches Handwerk ihre Ahnen getrieben; sie haben die Hand noch immer am Eisen, Raub und Meuchelmord entehren nicht wie bei uns in den Ländern des Gesetzes und der Ordnung. Das Mädchen aus dem Volk findet an ihrem Geliebten etwas Heldenmäßiges, wenn er blutigen Abenteuern im Gebirge nachgegangen ist, und Robert versicherte selbst oft genug, die meisten dieser Banditen haben gewisse primitive gute Eigenschaften, eine Art Würde; es seyen im Grunde ganz gute Leute. Diese Ansicht läßt sich in Rom beim Geliebten einer schönen Sonninerin wohl begreifen.

Die Verwüstung Sonnino's hatte wesentlich dazu beigetragen, das Interesse an den vertriebenen Einwohnern dieses Orts noch mehr zu erhöhen. Bald fanden sie auch ein einträgliches, oft angenehmes Gewerb, auf das sie Roberts Studien in den Termini hingewiesen hatten; ein Gewerb, wodurch sie überdieß eine gewisse artistische Stellung in der Kunst-

hauptstadt der Welt gewannen. Sie wurden die gesuchtesten Modelle für Maler und Bildhauer. Wohl mochte die Regierung merken, daß bei dieser Modellschaft viel Erotisches mit unterlaufe; sie kannte aber auch den großen Mangel an guten Modellen in Rom und drückte deßhalb ein Auge zu. Allerdings ließ sie einige Sonninerinnen einstecken und die andern mußten sich bei dem Direktor der französischen Akademie Modellcertifikate verschaffen. Man wußte sich aber zu helfen; mehrere Künstler nahmen die sittlichsten, d. h. die schönsten, in Dienst. So war Maria Grazia, die merkwürdigste dieser Sonninischen Frauen, bald wie zu Haus bei Schnetz, ihre Schwester Teresina bei Robert. Während Grazias Mann am linken Bein den eisernen Zwangsring trug und ein kümmerliches Leben führte, zuerst im Castel St. Angelo, dann in Porto d'Anzio, wandelte seine schöne Frau stolz, junonisch durch die Straßen Roms und machte das Glück der Malerwerkstätten. Sie war der eigentliche Typus der Räuberweiber, prächtig von Gestalt und Haltung, auf dem Kopf reiches, dichtes, rabenschwarzes und glänzendes Haar, wohlbeleibt, mit einem Ausdruck von Stolz, etwas Gebieterisches in Auge und Bewegung.

Ihre jüngere Schwester Teresina stand im frischesten Glanz der Jugend; sie hatte etwas mehr Feinheit und Milde in den Zügen, war aber nicht so imposant wie die Grazia. Man hätte sie für ein schönes Stadtmädchen im Costüm der Ciocciara halten können. Cioccia heißt bekanntlich die Sandale der römischen Gebirgsbewohner, ein starkes Leder mit Bindfaden unter den Fuß gebunden und am Bein befestigt; daher Ciocciaro und Ciocciara, ein Ausdruck, der in die römische Malersprache übergegangen ist.

Diese Modelle aus den Termini blieben jedoch nicht die einzigen in Rom. Die päpstlichen Carabinieri machten fortwährend Streifereien gegen die Räuber in's Gebirg und brachten sie mit ihren Frauen und Mädchen ein. Die Männer wurden im Castel St. Angelo und in Civita-Vecchia eingesteckt, die Frauen standen Modell. Für Robert und Schnetz zeigten die Banditen und ihre Weiber schon in den frühern Jahren so große Anhänglichkeit, daß diese beiden Künstler in den Gebirgen, mitten unter den Räubern, sicher herumgehen konnten. Später fanden sie auf die Empfehlung aus Kastel St. Angelo und den Termini die gastfreundlichste Aufnahme im Gebirg. Man trug sie gleichsam auf den Händen, wo andere nur den Tod gefunden hätten.

Jene zwei Schwestern waren Töchter eines Jägers, ein Handwerk, das dem eines Räubers auf ein Haar gleicht. Maria Grazia war 1797, Teresina 1802 geboren. Beide waren bei ihrer Verheirathung erst fünfzehn Jahre alt. Grazia heirathete einen jungen Menschen von siebzehn Jahren, Namens Marco Casparechio, seines Zeichens ein Schäfer. Damals (1812) wohnte am Abhang des Gebirgs ein Landeigenthümer, Mattia Caputti, der die Cioccia oder die classischen Sandalen des römischen Bauers nicht trug. „Er ackert in Schuhen," d. h. er ist reich, hieß es bei den Banditen. Ihn festnehmen, knebeln und in's Gebirg schleppen, war Eins. Er mußte sich mit hundert Piastern lösen, eine für jene Gegend große Summe, die seine Frau nur durch den Verkauf ihrer Kleinodien aufzubringen vermochte. Nun begann die Vendetta. Mattia kannte die Banditen wohl und ging ihnen überall nach. Endlich traf er sie alle drei in einer Schenke. Zwei tödtete er auf der Stelle, der dritte entkam. Einer der Getödteten war der Mann Maria Grazias, mit dem sie erst seit sieben Monaten verheirathet war; der Entkommene aber war ihr Vetter Gregorio. Nun bestand Vendetta zwischen diesem und Mattia.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Halle, Juni.

Die Cholera.

Nach längerer Abwesenheit kehrte ich gestern Morgen nach Halle zurück. Wie leer, wie schweigend, ja wie ausgestorben fand ich die sonst so bunt bevölkerte Stadt! Die Cholera, die schon das ganze Jahr hindurch, jedoch nur sporadisch, aufgetreten war, hatte sich plötzlich wie ein Gewappneter auf die schreckenerfüllte Bevölkerung gestürzt und forderte täglich einen furchtbaren Tribut an Menschenleben. Der Tod, der ewige Gleichmacher des Menschengeschlechts, hielt ihr seit einigen Tagen eine Zeitpredigt über das Thema: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, die lauter noch als Kanonendonner in die tauben Ohren gellt und auch ihre Wirkung nicht zu verfehlen schien. „Zieht noch so trennende Schranken, überhebt euch noch so sehr Einer über den Andern, vor meiner Sichel seyd ihr Alle gleich wie ein Halm dem andern, Herr oder Knecht, arm

oder reich. Aber versucht es, mir in mein Amt zu greifen! versucht es, selbst die Rolle des Gleichmachens zu übernehmen, das wechselvolle Leben in den einförmigen Tod zu verwandeln! Es wird euch nicht gelingen! Reißt alle Schranken nieder, stoßt alle Throne um, macht alle Arbeit und alle Genüsse gleich; obgleich der älteste Communist, spotte ich doch eures Communismus, indem ich den Einen früh, den Andern spät von der Arbeit rufe und dem Einen diesen, dem Andern jenen Lohn auszahle." So predigte wenigstens mir der Tod beim Anblick der beiden Leichenzüge, die unter dem dumpfen Geläute aller Glocken — es war Sonntag Morgen — sich mir entgegenbewegten, als ich eben vom Bahnhof aus die Stadt betreten hatte. Der erste Sarg, mit schwarzem Sammt überkleidet, war der eines Erwachsenen und wurde von Halloren getragen und begleitet, die in langen schwarzen Strümpfen und Schuhen, den dreieckigen Hut auf dem Kopf und den Todtenmantel um die Schultern geschlagen, langsam einherschritten, lauter hohe, herkulische Gestalten. Die dichte Reihe dicker, silberner Knöpfe, womit stets die Brust der Halloren besezt ist, und die silbernen Schnallen an den Schuhen leuchteten als die einzigen Hoffnungssterne in der Todesnacht des völlig schwarzen Aufzugs. Der zweite Sarg, der auf ein Kind schließen ließ, war weiß und mit Blumen geschmückt, und von Bürgern in gewöhnlicher schwarzer Kleidung getragen. Es schien, als ob die Halloren, die sonst ausschließlich die Leichen zu bestatten pflegen, nicht mehr ausreichten, um dieses Amt zu verwalten. Auffallend war mir das geringe Gefolge und daß sämmtliche Träger und Begleiter der Särge Cigarren rauchten, wahrscheinlich um durch den Rauch den Krankheitsstoff von sich fern zu halten. Ich trat in ein nahes Lokal und forderte das Wochenblatt, um mich über die Tagesneuigkeiten zu unterichten. Nichts als Todtenlisten; keine Ankündigung von Volksversammlungen oder Belustigungen. Gestern starben über siebzig Personen, in der lezten Woche gegen fünfhundert; da kommt wöchentlich auf sechzig Menschen ein Todter. Wenn das so fortgeht, wird bald die halbe Bevölkerung der Stadt hingerafft seyn; man braucht nicht erst einen Barrikadenkampf zu veranstalten, damit sie etwas lichter werde. Einige bekannte Namen wurden mir genannt, die bereits nicht mehr zu den Lebenden gehörten. Cito mors ruit, dachte ich, und ging weiter, die Leipziger Straße entlang. Eine kleine Anzahl Neugieriger hatte sich hier vor einem Hause versammelt, vor welchem ein Leichenwagen mit hebräischer Inschrift hielt. Also auch Jakobs Saamen, der so laut seine Emancipation von jeglichem Drucke verkündet, muß diesem Zwingherrn einen außerordentlichen Tribut bezahlen. Ja, ja, ob Jude oder Christ, vor dem Tode sind Alle gleich wie vor den Grundrechten des deutschen Volks. Fast sollte man auf den Gedanken gerathen, die Cholera sey ein kleiner praktischer Versuch zur Durchführung derselben. Auf dem Markte angelangt, sah ich wieder zwei leere Särge an mir vorübertragen; sonst war der große Marktplaz leer. Die Hauptwache am sogenannten rothen Thurm, der sich alleinstehend mitten auf dem Markte erhebt, war spärlich besezt. Das meiste Militär war aus der Stadt fortgezogen; vor den Geschossen eines solchen Feindes muß auch der tapferste Soldat retiriren. Ich trat in das Haus eines Bekannten, der mir auf der Stiege mit den Worten entgegenkam: „Eben ist die Cholera bei uns eingezogen; vor einigen Stunden erkrankte der Miethsmann und ist in diesem Augenblicke gestorben." Ich verließ so schnell als möglich das Leichenhaus, aber wohin ich kam, überall Trauer oder Furcht und Schrecken.

(Schluß folgt.)

Hamburg, Juni.

(Fortsetzung.)

Thorsperre. — Fremde. — Falschmünzerei.

Die zu diesem Volksfeste aus dem Thore geströmte Menge drang mit Gewalt gegen das zum Behuf der Sperreinnahme geschlossene Steinthor und suchte es zu sprengen; durch Oeffnung desselben kam man dem zuvor und die eben noch so aufgeregten Volkshaufen strömten jubelnd in die Stadt hinein, wo weiter keine Exceße verübt wurden. Es ist nicht zu begreifen, weßhalb man an solchen Abenden nicht freiwillig die Sperre aufhebt, wodurch der Stadt bedeutende Kosten erspart würden, die durch das Zusammenberufen der Bürgerwehr und andere Vertheidigungsanstalten allemal in Aussicht stehen, zumal die Erfahrung uns gelehrt haben sollte, daß man bei solchen Gelegenheiten dem Volkswillen am Ende doch nachgeben muß, wenn man es nicht etwa vorzöge, die aufgeregten Massen niederkartätschen zu lassen. Dahin sind wir aber, dem Himmel sey gedankt! noch nicht gekommen.

Unsere Stadt hatte während des Pfingstfestes viele diplomatische Besuche; es schien sich das gesammte Gesandtschaftspersonal aus Hannover, der russische, bayerische, französische und englische Gesandte Rendezvous im Hôtel de l'Europe gegeben zu haben. Der Zudrang von Fremden war während der Festtage überhaupt so groß, daß unsere Hôtels sämmtlich überfüllt waren. Man muß also Hamburg, troz des Geschrei's vom Gegentheil, doch noch für einen sichern Ort halten, und dem ist in der That so. Zwar fehlt es auch hier nicht an anarchischen Gelüsten, zwar wird die Menge von Zeit zu Zeit durch Demokraten in eine fieberhafte Bewegung gesezt; allein allem Getreibe der Art stellt sich unsere über alles Lob erhabene Bürgerwehr wie ein Fels entgegen, und wie sie nach der einen Seite dem reaktionären Gelüste mit der größten Entschiedenheit entgegentritt und eine vernünftige Freiheit will, vereitelt sie nach der andern die Anarchie mit Muth, Kraft und Besonnenheit. Nur mit dem neugewählten Obersten, Nicol, einem Manne nach preußisch-militärischem Zuschnitt, dürfte es bald zu Conflikten kommen, da er zu Uebergriffen geneigt scheint. So soll er den Redaktionen unserer Tageblätter den Befehl zugeschickt haben, nichts auf die Versammlungen der Mitglieder der Bürgergarde sich Beziehendes in die Spalten ihrer Blätter ohne seine ausdrückliche Erlaubniß aufzunehmen, und wenn diese Nachricht sich bestätigt, dürfte sein Regiment bald ein Ende finden. Eine Bevormundung der Art würden sich die freigesinnten Männer nie gefallen lassen; auch wäre das ja wieder ein Aufleben der Censur.

Das Publikum wurde seit einiger Zeit durch das häufige Vorkommen falscher preußischer Thaler beunruhigt. Endlich ist es der Wachsamkeit der Polizei gelungen, den Falschmünzer zu entdecken. Dieser, mit Namen Drewer, spielte den Lumpenhändler, ein bei uns einträgliches Geschäft, und hatte seine Wohnung in einem unserer Gänge genommen, wo er unbemerkt lebte und durch sein vorgebliches Geschäft Gelegenheit fand seine selbst fabricirte Münze in's Publikum zu bringen. Wie sich jezt herausstellt, ist er schon früher wegen Falschmünzerei bestraft worden. Die von ihm gemachten Thaler sind sehr täuschend den ächten nachgebildet und bestehen aus einer Composition von Blei, Zink u. s. w.

(Schluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 46.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 153. Mittwoch den 27. Juni 1849.

The fortune of us, that are the moon's men, doth ebb and flow, like the sea, being governed, as the sea is, by the moon: now in as low an ebb, as the foot of the ladder, and by and by in as high a flow, as the ridge of the gallows.

Shakespeare.

Die römischen Banditenweiber.

(Fortsetzung.)

Indessen machte die schöne Wittwe allen jungen Leuten der Umgegend den Mund wässerig, und mehrere Freier drängten sich auf einmal um sie. Der Glückliche war endlich Francesco Nardelli, ein Köhler, bekanntlich in Italien ein mit Räuberei nahe verschwistertes Handwerk. Auch sagte seine Frau von ihm: „Mein erster Mann war ein Lamm, der zweite ein Tiger.“ Ein Jahr nach seiner Verheirathung erhielt Nardelli von seiner Bande den Auftrag, in Terracina einen Denuncianten aufzusuchen und zu tödten. Als dieß geschehen war, mußte er in's Gebirg flüchten und auch dort bleiben, denn eben begannen die eifrigen Streifereien der Carabinieri gegen Sonnino und die Verwüstung des Orts. Maria Grazia, die eben ihr Kind stillte, und Teresina wurden Nachts aufgegriffen, von ihrem Lager gerissen und nach Rom in die Termini geschleppt. Jene war damals drei- und-zwanzig Jahre alt, Teresina achtzehn.

Leztere hatte sich schon drei Jahre vor der Verwüstung Sonninos verheirathet, und zwar mit jenem Mattia Caputi, der indessen Wittwer geworden war, mit dem Mörder ihres ersten Schwagers, der mit Vetter Gregorio in Vendetta stand. Mattia erhielt von der Regierung den Auftrag, mit seiner Frau in's Gebirg zu gehen, um da mit den Banditen zu unterhandeln. Sie machen sich auf; in einem engen Gebirgspaß begegnet ihnen Gregorio, der schnell mit dem Messer auf Mattia losspringt; dieser aber hält ihn mit den Worten zurück: „Keine Vendetta mehr! wir sind jezt Verwandte; Teresina ist meine Frau!“ Damit ändert sich sogleich die Scene. Sie umarmen sich und kehren zusammen nach Rom zurück. So ist diese römische Banditenwirthschaft oft eine schlechte Nachahmung des Ritterthums.

Während diese Versöhnung vor sich ging, war Nardelli, Maria Grazias Mann, noch immer im Gebirg (battersi alla montagna, oder andar alla montagna, heißt dort das Banditenhandwerk treiben); er war bei Sonninos Verwüstung nicht mit aufgegriffen und nach Rom gebracht worden. Ein Jahr darauf liest er an einer Kirchenthür das päpstliche Amnestiedekret für die sich unterwerfenden Banditen. Stehenden Fußes geht er hinunter, um sich zu unterwerfen; als er aber ankommt, ist die für die Amnestie bestimmte Zeit vor einigen Stunden abgelaufen; man ergreift und fesselt ihn, als wäre er mit den Waffen in der Hand gefangen worden. Sein unbändiges Wüthen ist umsonst. Während seine Frau in den Termini für Robert Modell steht oder sizt, wird der Bandit in Ketten nach Porto d'Anzio geführt. Dieß ist der Grazia gerade recht, sie hat kein Mitleid mit ihm, sondern sagt in ihrem gemeinen Styl: »Tanto meglio per questo cazzaccio, che e venuto ad arrendersi! Fosse arrivato cento anni prima!« — „Als man ihn festnahm,“ erzählte sie später, „war ich noch in den Termini; hier bewunderten Alle meine Tugend, mein Tiger hört aber, daß bei uns die gefangenen Weiber an den Fenstern mit Männern sprechen und Modell stehen. Wüthend vor Eifersucht bricht er seine Ketten, kommt nach Rom, schleicht um unser Haus in der Absicht mich zu ermorden; glücklicherweise fängt man

ihn wieder ein und schleppt ihn auf fünf Jahre in seinen vorigen Gewahrsam." — Nun sollte man glauben, daß eine von ihrem Mann mit dem Messer bedrohte Italienerin nur an Rache denke. Nichts weniger; Römerinnen sind in Liebe wie in Haß wandelbar. So wie sie aus den Termini entlassen war, ging sie von Zeit zu Zeit nach Porto d'Anzio und versöhnte sich mit ihrem Tiger. Sie bat sogar in Rom, man möchte ihn in ihre Nähe bringen. Sie petitionirte mit unermüdlicher Beharrlichkeit. Sie verlangt ihren Nardelli zurück, sie geht den Monsignore von der Polizei an, die Kardinäle, den Papst, ja, wie sie sagte, sie hätte deßhalb an den lieben Gott schreiben lassen, wenn die Post so weit gegangen wäre. Endlich erhielt sie auf Verwendung des französischen Gesandten, des Herzogs von Montmorency, so viel, daß Nardelli von Porto d'Anzio in das Kastel St. Angelo gebracht wurde. Er hatte damals nur noch achtzehn Monat Kettenstrafe auszustehen, ja, bei dem Verhältnisse seiner schönen Frau zu Cardinälen, Monsignori's und Gesandten konnte er darauf rechnen, daß beim nächsten Kirchenfest diese Strafe noch um Einiges verkürzt werden würde. Unglücklicherweise erließ aber damals Papst Leo XII. ein scharfes Edikt, wodurch Alle, die Räuberei getrieben, auf Lebenszeit nach Civita-Vecchia in die Eisen gebracht werden sollten.

So ging es auch Nardelli. In der Verzweiflung greift er zum Aeußersten, beredet sich mit einem andern muthigen Sträfling, und beim Holzmachen im Gebüsch tödtet Jeder seinen Wachsoldaten; so entkommen sie, schwimmen über die Tiber, ohne alle Nahrung machen sie des Nachts vierzig Millien und werfen sich wieder in's Gebirg bei Terracina, wo bereits ein Preis auf ihre Köpfe gesezt ist. Der mit Nardelli entkommene Sträfling war ein Lieutenant des oben erwähnten berüchtigten Banditen Gasparone von Sonnino. Es bildete sich eine neue Bande, die zwei Jahre lang bei Itri und Fondi und in den pontinischen Sümpfen geraubt und gemordet hat. Von den römischen und neapolitanischen Carabinieri fielen viele unter ihren Kugeln. Endlich aber vereinigten sich beide Regierungen zu einem Hauptangriff. Die Banditen wurden umzingelt, eingeschlossen und immer enger zusammengedrängt; sie verloren immer mehr Leute, bis am Ende nur noch wenige übrig waren. Die Carabinieri sahen endlich den bereits schwer verwundeten Gasparone in die Knie zusammengesunken, wobei er noch seine lange Flinte auf einen Felsen legte und eben losdrücken wollte. Da erreichte ihn der Tod mit einer durch die Brust zischenden Kugel. In demselben Augenblick stürzte vom Felsen ein Fichtenstamm herunter, an den sich Nardelli angeklammert hatte. Zerschmettert und halb todt wurde er aufgehoben, gefesselt und nach Mola di Gaëta geführt. Die neapolitanischen Gensdarmen forderten nun von der päpstlichen Regierung den ausgesezten Preis von hundert Piastern; da zeigte es sich aber, daß Nardelli ein Neapolitaner war. Die päpstliche Regierung bezahlte nun nichts, dem Banditen aber stand in Gaëta die Hinrichtung bevor.

(Schluß folgt.)

Die lezten Tage des Oktobers in Wien.

(Fortsezung.)

Unterdeß wüthete das Feuer ohne Hinderniß fort. Es war ein Anblick voll grauenvoller Majestät, wie die Flammen emporflatterten und den Thurm der Augustinerkirche umspielten. Die Kupferdächer glühten so hell, daß das Auge kaum den Glanz ertragen konnte. Ein dumpfes Getöse, sie stürzten ein, und weithin wirbelten rothe Funken auf. Der Stephansthurm mit dem Goldknopf stieg wie eine Rakete in die schwarze Nacht empor, so stark beleuchtete der Feuerschein eine Seite desselben. Gegen neun Uhr wurde der Brand, welchem die siegreichen Soldaten endlich Löschmittel entgegen sezten, schwächer und verglomm allmählig. Aus der glühenden Asche stieg eine lichte Rauchwolke, bis auch diese verschwand.

Auf dem Glacis standen überall Gruppen von Zuschauern, welche sich, je nachdem sie die Gesinnungsähnlichkeit zusammengeführt, verschieden aussprachen. Einigen war es nichts als ein Spektakel, nur ein bischen großartiger, als man es selbst in der besten Zeit auf der Bühne sehen konnte; andere berechneten den Vortheil, welchen die Handwerke aus einem Neubau ziehen müßten; andere bedauerten, daß die herrlichen Kunstwerke und seltenen Naturalien, welche der Sammelfleiß von Jahrhunderten dort aufgespeichert, zu Grunde gehen sollten. Eine Schaar Arbeiter betrachtete mit verschränkten Armen den Brand; der Ausdruck ihrer Mienen zeigte heimliche Freude, welcher sie keine Worte liehen; nur wenn da oder dort etwas einstürzte, deutete irgend einer darauf hin und die andern lächelten voll Hohn. Diese Leute waren in dem furchtbaren Nachtstück, welches sich vor unsern Augen entfaltete, im eigentlichen Sinn des Wortes die historischen Personen. Von den Zuschauern, wie ich sie beobachtete, hatten nur wenige ein Bewußtseyn von der Bedeutung des

Brandes, der dem Kaiser in der Burg seiner Ahnen aufloderte.

Es scheint der Mühe werth, ein Streiflicht auf die Entwicklung des Verhältnisses zwischen Dynastie und Volk fallen zu lassen. Anfangs hieß es immer, Kaiser Ferdinand habe den besten Willen, seine Unterthanen zu beglücken; wenn er sich in den Mitteln vergreife, sey das die Schuld seiner Rathgeber, die sein gutes Herz mißleiteten. Jenes ursprüngliche Verhältniß von Vater und Kindern, das die Geschichte Oesterreichs in so schöner Gemüthlichkeit zeigt, wirkte noch fort. Wenn Jemanden aus dem Herrscherhaus, so verfolgte die Erzherzogin Sophie entschiedener Widerwille; man sagte ihr allgemein nach sie allein wolle den stolzen habsburgischen Thron, rechts, den fanatischen Clerus, links die übermüthige Aristokratie, auf dem Nacken der Völker aufrecht erhalten. Aber rasch schlug die öffentliche Meinung um. Die Flucht des Kaisers befreite Zungen, welche bisher die Scheu vor dem altehrwürdigen Herkommen gezügelt hatte. Man schilderte ihn mit immer grelleren Farben, fast wie einen Tiberius, der bisher mit guter Miene bei schlechtem Spiel den Völkern Freiheiten gegeben, welche ihm die Furcht abgepreßt, und sich dann, mit schlauer Berechnung des Augenblicks, geflüchtet, damit nur auf seine Diener, nicht auf ihn selbst die Schuld fluchwürdiger Ereignisse falle. In jenen Tagen, wo das einbrechende Unglück die Leidenschaften vieler fast zur Raserei steigerte, hörte man häufig solche und noch andere Reden, die schwerlich irgendwo eine Parallele finden als in der furchtbarsten Zeit der französischen Revolution.

(Schluß des ersten Abschnitts.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Juni.

(Schluß.)

Die Wasserkunst. — Kunst und Wissenschaft.

Mit unserer mit so großen Kosten erbauten Staatswasserkunst will es noch immer nicht fort, und das aus verschiedenen Gründen höchst unbeliebte Bauwerk stellt sich mehr und mehr als gänzlich verfehlt heraus. Jeden Augenblick stockt das Getriebe, springen die Leitungeröhren oder senken sich, so daß das Wasser durchsickert; kurz, das ganze Werk ist, statt ein Segen, wie es seyn sollte, ein Fluch für die Stadt durch die Summen, die es fortwährend noch verschlingt. Daß die Oertlichkeit einer Anlage der Art nicht entgegen sey, zeigt die mit der Staatswasserkunst concurrirende eines Privatmanns, die, mit weit geringern Mitteln in's Leben gerufen, Alles leistet, was man nur wünschen kann. Der so allgemein gehaßte Schöpfer unserer Staatswasserkunst und mehrerer anderer mißglückten, sehr theuern Werke, der englische Ingenieur Lindley, weilt noch in unserer Mitte. Sollte er sich vielleicht der Hoffnung hingeben, sich ferner noch vom Staate verwendet zu sehen, so dürfte er sich täuschen; selbst seine eifrigsten Gönner und Beförderer würden das nicht für ihn wagen. — Auch mit unserer Gasbeleuchtung sind wir noch immer nicht in Ordnung und die Gesellschaft von englischen Spekulanten, welche sie übernommen hat, dürfte eine tüchtige Schlappe erhalten, indem die Anlage von vornherein nicht gut scheint. Ueberdieß hat die Gesellschaft jeden Augenblick Prozesse mit Privaten zu bestehen, indem leztere sich übervortheilt glauben und erst nach gegen sie erhobener Klage, oder unter Umständen gar nicht zahlen.

Wie die Natur sich immer unempfindlich dem Individuum gegenüber zeigt, so geht sie auch jezt, unbekümmert um all das Elend, das unter den Menschen herrscht, ihren Gang fort. Die allergünstigste Frühlingswitterung verheißt einen außergewöhnlichen Erndtereichthum, und selten sah man die Saaten in solcher Ueppigkeit prangen. Es wird indeß auch viel Getreide mehr als sonst nöthig seyn, nicht weil ungewöhnlich viel verzehrt, sondern weil durch den Krieg so viel vergeudet wird. Wenn man übrigens jezt die Herzogthümer bereist und nicht gerade den Kriegsschauplaz betritt, so sollte man meinen, man lebe im tiefsten Frieden, und obgleich so viele rüstige Männer im Kriege sind, fehlen doch die zum Anbau des Bodens erforderlichen Arbeitskräfte nicht; jeder thut etwas mehr als sonst, und so geht Alles gut.

Es sey mir erlaubt noch einige Worte über Kunst und Wissenschaft zu sagen. Von den Künsten wird fast nur die dramatische hier geliebt und geübt; wir haben weder hervorragende Poeten, noch Maler, noch Bildhauer u. s. w.; hier geht Alles nur nach Brod. Werden künstlerische Anlagen bei einem werdenden Menschen entdeckt, so ist man in der Regel beflissen sie zu unterdrücken, und so werden denn fast nur Musik und Schauspielkunst geliebt und mit einigem Eifer getrieben. — Wenn die Direktionen der jezt vereinigten Theater schon im vorigen Jahr einen schweren Stand hatten, so muß es ihnen in diesem noch schlimmer ergehen. Alle Zugmittel sind überdieß erschöpft; alle berühmten Tänzerinnen und Sängerinnen haben Beine und Kehlen schon so oft auf den Brettern, die die Welt bedeuten, in Bewegung gesezt, daß es kaum noch einen Lumpensammler gibt, der die Lind nicht gehört, Fanny Elsler oder gar die Taglioni nicht gesehen hätte; und wer sollte sich bei diesen brodlosen Zeiten wohl noch zum Nochmalssehen des bereits Gesehenen verleiten lassen? Gehen doch die meisten Menschen bei solchen Gelegenheiten nur in's Theater, um sagen zu können: „ich habe die und die auch gesehen oder gehört;" denn der wirkliche Kunstsinn ist sehr dünn gesät. Die jetzige Direktion wendet alle ihr zu Gebot stehenden Mittel auf, um das Institut vor dem Untergange zu bewahren; ich fürchte aber, daß alle Mühe vergebens seyn wird, da das Interesse für die Begebenheiten auf der großen Weltbühne jedes andere verdrängt. Dazu tritt nachgerade ein sehr fühlbarer Mangel an neuen Bühnenstücken ein, da einestheils die Dramatiker seit längerer Zeit schon entmuthigt waren, anderntheils sich Keiner zu Kunstproduktionen jezt aufgelegt fühlen kann, da diese in dem aufgeregten Meere der Weltbegebenheiten unbeachtet verschwimmen

würden; auch schweigen alle unsere Dichter. Aehnlich geht es mit der Wissenschaft; Keiner bekümmert sich darum, Keiner ist aufgelegt, sich Kenntnisse zu sammeln, sich in seinem Fache besonders hervorzuthun. Wenn ein furchtbares Gewitter die Natur erschüttert, schweigen alle Stimmen, ruhen alle Kräfte in Erwartung des kommenden Unheils und der Zerstörung.

Halle, Juni.

(Schluß.)

Die Cholera. — Schulpforte. — Klopstock. — Manteuffel.

Einen andern Bekannten traf ich in Todesangst wegen seiner Frau, bei der sich die ersten Spuren eines Unwohlseyns einstellten. Ein dritter Freund, den das schreckliche Gespenst angefaßt, aber wieder losgelassen hatte, sah noch ganz hohlwangig und mattherzig aus. Einige Straßen, wo die Würgerin besonders hauste, waren ganz abgesperrt. Alle öffentlichen Lokale, das Museum, die Conditoreien, die Bahnhöfe fand ich leer, die Dampfwagen höchst spärlich besezt. Nachmittags sah ich auf dem Thüringer Bahnhof ein Häuflein Studenten beisammensitzen; aber keiner hatte wie sonst sein Seidel Bier vor sich stehen; es wurde geraucht und höchstens eine Tasse Kaffee getrunken. Von ihnen erfuhr ich, daß kaum noch hundert und fünfzig Studenten sich in der Stadt aufhielten, also kein Viertel der ganzen Studentenschaft. Die übrigen hatten, eben aus den Pfingstferien zurückgekehrt, wieder das Weite gesucht, obschon der Prorektor einem Ansuchen, die Universität zu schließen, nicht gewillfahrt.

Daß bei dieser allgemeinen Calamität die Lust zu politisiren oder gar zu krakehlen ganz verschwunden ist, begreift sich. Man hört nichts von Politik, und wo sich eine einzelne Stimme hören läßt, ist es eine Stimme des Unwillens, nicht mehr über das Ministerium Brandenburg-Manteuffel und sein neues Wahlgesetz, sondern über den deutschen Süden, der unter dem Vorwand eines Kampfes gegen die octroyirte Verfassung Deutschland die Republik octroyiren wolle. Was ich Ihnen in meinem lezten Briefe schrieb, daß sich in der Provinz Sachsen wenig vernünftige Leute und noch weniger verführte Rekruten oder Landwehrmänner für die in Frankfurt gegebene Verfassung erheben würden, bestätigt sich vollkommen. Wohin ich gekommen bin, hat Frankfurt die lezten Sympathien verloren, besonders seit Kleinfrankfurt sich in Stuttgart niedergelassen. Niemand beneidet Sie um diese Gäste, und Sie selbst werden erst hinterher ganz ermessen, ob sie willkommen oder unwillkommen waren. Uns hier im Norden erscheint es als ein wahnwitziges Unterfangen, daß eine kleine Partei im Süden ganz Deutschland Gesetze vorschreiben und aufdrängen will. Ich fürchte, die lezten Schritte des Rumpfparlaments, wenn sie nicht auch dort desavouirt werden, machen den Riß zwischen Nord und Süd größer als je zuvor. Besonders das Militär brennt vor Verlangen, den so oft vom Süden den Preußen angethanen Schimpf blutig zu rächen. War es bisher lächerlich, wenn man von einer verthierten Soldateska sprach, so könnte doch durch einen gewaltsamen Zusammenstoß der Parteien und besonders durch einen Kampf zwischen Nord und Süd eine solche in kurzer Zeit herangebildet werden. Ich habe einzelne Aeußerungen aus dem Munde von Soldaten vernommen, die ein Grauen in mir erregten, so wenig ich auch sonst ein Freund der heutigen Humanität bin. Es scheint, das deutsche Volk lernt nichts aus der Geschichte, weil es nicht auf ihre Warnungen hört. Es muß erst durch eigenen Schaden klug werden.

Minister Manteuffel wird von Vielen gehaßt, weil sie ihn fürchten, von Andern nur, weil sie ihn verkennen. Jedenfalls ist er ein Ehrenmann, auch wenn Herr von Vinke es uns nicht öffentlich in Frankfurt bezeugt hätte, und was ich Ihnen hier über den Mann mittheilen werde, möchte ein ebenso ehrenvolles Zeugniß für ihn seyn als jenes. Das Mitzutheilende ist ein Fund, der für manchen Ihrer Leser gewiß Interesse haben wird. — Vor einigen Tagen befand ich mich in Schulpforte in der Bibliothek, die sich in einer Seitenkapelle der Kirche befindet. Dort werden auch sämmtliche Valedictionen und Abiturientenarbeiten aufbewahrt, welche die Pförtner bei ihrem Abgange aus der Anstalt niederzulegen pflegen, und die oft in dickleibigen Abhandlungen in lateinischer, griechischer und hebräischer Sprache und in poetischen und prosaischen Ansprachen in deutscher, englischer, französischer und andern Zungen bestehen. Mein Freund, der Bibliothekar, hatte mir unter andern eine sieben-und-sechzig Folioseiten lange Arbeit von Klopstock gezeigt, über die epische Poesie in lateinischer Sprache, eine declamatio, qua poetas epopoeiae auctores recenset Fridericus Gottlieb Klopstock anno MDCCXLV die XXI. Septembris, die mit den Worten schließt, in welchen Klopstock auf seinen Messias anspielt: »Tuo tandem, Porta, hujus amicitiae et nutrix et testis oculata felix sis teneroque hos alumnos Tuos sinu foveas. Tui saepe nominis recordabor pius Teque tanquam illius operis matrem, quod Tuo in amplexu meditando incipere ausus sum, recolam, venerabor.« Darauf nannte er mir unter andern neueren bekannten Namen, die aus der Pforte hervorgegangen, auch den Manteuffels. Wir suchten nun dessen Valediction auf und fanden etwas unter den gegenwärtigen Umständen wirklich Merkwürdiges. Voran stand unter der Ueberschrift: „An Gott," der Psalmvers: „Herr, du erforschest mich und kennest mich!" darauf folgte eine poetische Ansprache „an den König" in drei Strophen, die ich wortgetreu hersetze.

„Ich trat hinein in diese hohen Hallen
Und Elternsorge mich nicht mehr umfaßt;
Nur schrecklich schien das Loos für mich gefallen,
Der Knabe trug schon mühvoll seine Last;
Da ward im Schooß der Pforte ich geborgen,
Der König selbst vollzieht die Vatersorgen.

So unter meines hohen Königs Walten
Ist sechsmal mir der Lebenskreis vollbracht.
Der Herrscher ließ das Leben sich gestalten
In Freud' und Wonne nur. Was ich gedacht,
Was ich gethan, was ich erstrebt, errungen,
Des Königs Sorge ist's, nicht mir gelungen.

Und ernsthaft jezt, mit feierlichen Schlägen,
Klopft mahnend streng das Leben an die Pfort',
Es winkt zu hohem Ziele mir entgegen,
Die That ertönet ihm im Losungswort.
Ich muß hinaus in's wildbewegte Leben,
Dem König Dank und That und Kraft zu geben.

Unter dem Uebrigen zeichneten sich noch folgende Distichen „an die Freunde" aus:

Angstvoll schweige ich jezt beim Abschiedsworte der Freunde,
Denen ich Gegengruß nimmer zu sagen vermag.
Denn die ein inniges Seyn mir einst hier freundlich verbunden,
Alle von eurem Bund scheiden sie heute mit mir.
Einer nur bleibet zurück, dem ich einzig mit einziger Liebe
Ganz mich geweiht, und ach! — hier auch gebricht's mir am Wort.

Ich war überrascht, als ich jenes Gedicht an den König und besonders den wie eine erfüllte Weissagung klingenden Schluß las. Der Mann ist keine gewöhnliche Bureaukratenseele, der als Jüngling so dachte und dichtete. Er ist ein Mann geworden, der fern von aller Halbheit und Zaghaftigkeit auch die schwierigsten Aufgaben, die ihm zugefallen, erfaßt und zu Ende führt.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 154. Donnerstag den 28. Juni 1849.

Dans les cafés, oyez les disputes criardes, bavardes et sottisières; des rimeurs échauffés, d'épais bourgeois qui commentent longuement une gazette inutile. Cette pétulance de langue est si familière aux Parisiens, que chaque table de café a son parleur.

Mercier.

Das Café d'Orsay.

Wer hat von den Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts und nicht auch vom Café Procope gehört? Das Café Procope war der Club der Revolutionäre vor der Revolution. Rousseau, Diderot, d'Alembert, selbst Voltaire zuweilen, wenn er gerade in Paris war, kurz all die schöngeistigen Zimmerleute, die rüstig daran arbeiteten das alte Haus der europäischen Gesellschaft abzutragen, ohne daß sie deßwegen, mit Ausnahme Rousseaus, viel darum sich kümmerten, wie der künftige Neubau aussehen würde, kamen in dem Café Procope zusammen, frühstückten, aßen zu Nacht, spielten Schach, erzählten Anekdoten, logen Abenteuer, kritisirten die Schriften und Bilder des Tags, verleumdeten ihre Gegner, bewarfen sich gegenseitig mit schlechten und guten Witzen und sprachen über den Fortgang ihres Zerstörungswerks. Das Café Procope war aller Wahrscheinlichkeit nach eine finstere Spelunke, ein Ort, wie er für derlei philosophisches Verschwörungsgesindel vortrefflich taugte; denn heutzutage, wo es, obgleich nicht viel mehr als ein Studentencafé, von manchen Fortschritten unseres comfortsüchtigen Jahrhunderts profitirt und ein ziemlich fashionables Aeußeres erhalten hat, ist es doch gegen andere Anstalten seiner Klasse, namentlich gegen das Café d'Orsay, eine wahre finstere und enge Hölle.

Das Café d'Orsay ist ein Café Procope unserer Zeit. Heutzutage gelten die Philosophen nichts mehr; ihr Werk ist gethan. Die Politici sind an ihre Stelle gerückt; die Journalisten und die fünf-und-zwanzig Frankenmänner sind die Größen des jetzigen Frankreichs, und von diesen Größen haben viele das Hauptquartier ihrer Mußestunden im Café d'Orsay aufgeschlagen.

Das Café d'Orsay ist nur einen Sprung von der Nationalversammlung und stößt beinahe an das Gebäude, wo der Staatsrath sich versammelt. Von dem Institut ist es auch nicht sehr entfernt, und wer weiß nicht, daß die Akademiker fast alle in den trüben Wassern der Politik mehr oder weniger Fischfang treiben? Zum Kriegsministerium ist die Reise auch nicht groß, und seitdem auch die Soldaten des allgemeinen Stimmrechts theilhaftig geworden, ist das Heer ein wichtiger Faktor des politischen Lebens geworden. Außerdem ist es ja bekannt, daß in den Reihen der Staatsmänner, die im Parlament an der Aufrechthaltung des Friedens um jeden Preis arbeiten, eine ziemliche Anzahl von höhern Offizieren stehen, und die goldenen Epauletten nicht bloß, sondern auch die wollenen ein Patent für den Eintritt in die Nationalversammlung geworden sind. Dem Café d'Orsay gegenüber liegen die Finanzen, und wer an heißen Sommertagen außerhalb des Cafés an einem der kleinen Tische, die längs den Fenstern aufgepflanzt sind, sich niederläßt, sieht am Ende des Horizonts, wenn sein Auge nicht gar zu kurz ist, das große steinerne, im Boden unentwurzelbar fest geankerte Schiff, auf dem der Minister des Seewesens seine Flagge aufgezogen hat.

Es ist daher ganz natürlich, daß viele Leute, die sich mit Politik befassen oder mit der Politik in näherer oder weiterer Verbindung stehen, in diesem Café zusammentreffen und bei einer Tasse Thee oder Kaffee, bei einem Beefsteak oder einer Cotelette, bei einem Gläschen Cognac oder Madera die Fragen, die sich

aus den täglichen Nachrichten über die Weltstellung ergeben, mit mehr oder weniger Nachdruck erörtern. Was für die Börse das Café Tortoni, wo bekanntlich von den Matadoren der Stockjobberei die Hauptgeschäfte des Mammontempels vorbereitet werden, das ist das Café d'Orsay dem Anschein nach für die Nationalversammlung. Ich sage dem Anschein nach, denn wird auf dem Quai d'Orsay Vormittags oft sehr laut und hitzig besprochen, was Nachmittags im Palais Bourbon vorkommen soll, so wird doch nichts entschieden, nicht einmal etwas eingeleitet. Manche Idee, die auf der Rednerbühne sich breit macht, mag allerdings dort bei dem Klang von Gabel und Messer ausgeheckt werden, manches Strategem dort erfunden worden seyn, aber eine Parole wird im Café d'Orsay nicht gegeben, und alle Besprechungen, die dort statt finden, tragen einen wesentlich dilettirenden Charakter an sich. Das Café d'Orsay ist kein Club, sondern nur einer der bedeutendsten Tummelplätze vereinzelter Meinungen in Paris. Diese Meinungen werden oft sehr energisch, hie und da sogar mit einer Energie verfochten, die den minder streitsüchtigen Besuchern des Cafés beschwerlich fällt. Doch ist keine Lebensgefahr dabei.

Nur einmal wurde die Sache ernster. Es war am 23. Februar 1848, am Vorabend der Revolution. Guizot war entlassen, ganze Straßen waren festlich beleuchtet, der Ruf, es lebe der König, ließ sich auf den Boulevards und in den reichern Stadttheilen allenthalben hören, von den elyseischen Feldern bis zum Pontneuf schien Alles versöhnt, aber in den entfernteren Gegenden baute man von neuem Barrikaden und die revolutionäre Partei schickte sich an, den liberalen Freudenrausch zu einem entscheidenden Schlage zu benützen. Ihre Sendlinge waren überall; auch im Café d'Orsay fehlten sie nicht. Einer derselben, da es ihm schien, daß die Entlassung Guizots einen für die Plane seiner Partei gefährlich guten Eindruck hervorgebracht, suchte zu beweisen, Guizot sey nicht entlassen, die Nachricht sey eine Erfindung. Er glaubte kein Wort von dem, was er sagte, allein er vertheidigte sein Thema mit einem so gut gespielten Ausdruck der Ueberzeugung, und die revolutionäre Wuth, die in ihm kochte, gab ihm so merkwürdige Sophismen ein, daß sich die Umstehenden richtig von ihm einreden ließen, Guizot sey nicht entlassen, und über die heillose Perfidie Louis Philipps in drohende Flüche ausbrachen. Ich kannte den Mann schon lange und kannte ihn als einen höchst braven, ja gutmüthigen Menschen, aber die Rolle, die er an diesem Abend spielte, empörte mich. „Wie," fuhr ich ihn an, „wie können Sie doch so schändlich lügen!" — „Ich lüge nicht!" — „Sie lügen; Sie sind nicht so einfältig, um zu glauben, was Sie sagen." Darauf gab er mir keine Antwort und fuhr zu demonstriren fort. Ich suchte zu beweisen, daß er uns lauter Unsinn auftische, aber er ließ mich nicht reden, sondern fiel mir beständig in's Wort, und da ihm eine sehr gute Lunge zu Gebot stand, konnte ich im Peroriren nicht mit ihm wetteifern. So viel hatte ich jedoch erreicht, daß er in seiner Wühlerei nicht fortfahren konnte, indem ich ihn mit meinen Einwürfen fortwährend beschäftigte. Das war ihm nicht recht, und er machte daher den Versuch mich aus der Gruppe zu entfernen. Er packte mich zu diesem Ende am linken Arm und zog mich gewaltsam gegen die Straße. Ich aber widerstand und die Umstehenden legten sich zu meinen Gunsten ernstlich in's Mittel; nur verlangten sie, ich solle den Andern ruhig sprechen lassen. Ueber diesen Punkt entspann sich neuer Streit, und ich weiß nicht, wohin er geführt und wie lang er gedauert hätte, wäre er nicht plötzlich unterbrochen worden durch den Ruf: „Es geht von neuem los! Es geht von neuem los! Sie ermorden uns! Nach den Boulevards!"

(Fortsetzung folgt.)

Die römischen Banditenweiber.

(Schluß.)

Kaum erfährt Maria Grazia, daß es mit Nardelli aus sey, so bekommt sie Lust sich wieder zu verheirathen. Sie erkundigt sich sogar, ob es kein Mittel gebe die Hinrichtung zu beschleunigen. »Morta la bestia, morto il veneno,« sagt sie in ihrer rohen Weise. So geht sie auf Piazza Barberina, wo die öffentlichen Schreiber sitzen, läßt sich eine Bittschrift an den französischen Gesandten aufsetzen, und begibt sich dann in vollem Kostüm und Schmucke in das Hôtel desselben. Portier und Bediente machen Miene sie nicht hinauf zu lassen, werden aber auf die Seite gestoßen, und sie dringt zum Herzog. „Ich bin's, die Grazia," sagt sie; „ich bitte Sie um Gerechtigkeit gegen die neapolitanische Regierung, die kein Ende zu machen weiß und mich schmachten läßt." Was nun zwischen der schönen bittenden Frau und dem Gesandten vorgegangen, läßt sich nicht sagen. Die Nachricht von der Hinrichtung Nardelli's kam aber immer noch nicht und der Grazia ging die Geduld aus. Damals konnte sich in Rom verheirathen, wer wollte, weil unter Papst Leo XII. die Ehe zur Beförderung der Sittlichkeit auf alle Weise erleichtert wurde. Papiere, Todtenschein und Einwilligung der Eltern waren durchaus nicht mehr nothwendig. Es

fand sich eine alte Frau, die vor Obrigkeit und Zeugen erklärte, sie habe von einem Barkenführer sagen hören, Nardelli sey todt. Dieß genügte. Grazia nahm also den dritten Mann, einen gewissen Kimerly aus Böhmen, Hutmacher in Rom. Die Banditenfrau ging somit zu einem ganz bürgerlichen und friedlichen Gewerbe über.

Maria Grazia lebte noch 1847 in Rom und stand noch Modell in der französischen Akademie. Es ist möglich, daß sie sich auch in der römischen Insurrektion von 1848 und 1849 auf ihre Art in den dortigen Blutscenen ausgezeichnet hat. — Ihre schöne, sanftere Schwester Teresina starb schon 1839. Beide haben Leopold Robert und Schnetz bei vielen Gemälden als Modelle gedient. In der Galerie des Palais royal in Paris ist ein Kniestück der Grazia von Schnetz unter dem Namen der „Banditenfrau." Auf dem Bilde desselben von der Kindheit Papst Sixtus V. sieht man eine junge Frau, die der Wahrsagerin das Händchen des Kindes hinhält; das ist Teresina; ebenso in Roberts neapolitanischem Improvisator die Frau zu den Füßen desselben. Fast auf allen Bildern Roberts kommt Teresina vor. Justina, die Schwester jenes berüchtigten Räuberhauptmanns Gasparone, war auch ein herrliches Modell. Die Abenteuer ihres Lebens sind nicht weniger anziehend als die jener beiden Schwestern. Noch ein anderes jüngeres Mädchen von ausgezeichneter Schönheit, die von Banditen geraubt und später mit den andern Sonninern gefangen und nach Rom geschleppt wurde, diente Robert in den Termini als Modell für eine seiner besten Studien, die er dort in Lebensgröße für Lord Kinnaird malte. An ihrem Hals bemerkte man eine Narbe, die Robert auf dem Bilde wiederholte, zum Andenken an den heldenmüthigen Widerstand, den sie den Räubern im Gebirg entgegengesezt.

Man rühme immerhin diese romanische Frauenschönheit, die zum sonnenhellen, aber auch sonnenverbrannten Lande paßt, die Frauen mit dem Ausdruck von Muth, Kraft und Leidenschaft in der schönsten Form; man rühme immer diesen Viragotypus, diese potenzirten Junonen, Dianen, diese drachen- und schlangenvertrauten Medeen! Ich lobe mir germanische Frauenschönheit, deren mildem Ausdruck auch alle großen Maler Italiens, selbst Raphael, zugethan waren, die Züge, worin sich Sanftmuth mit Gefühl, Jungfräulichkeit mit kindlicher Lust und Unbefangenheit, Blumenduft mit Schmetterlingsgoldstaub einigt. Ich habe Maria Grazia, Teresina, Justina und manche andere in und außer dem Modellsaal gesehen, ich habe sie bewundert, aber sie haben mein Herz kalt gelassen. Hätte es aber auch bei ihrem Anblick warm werden wollen, so hätten troz des Reizes melodischer Sprache ein paar Aeußerungen dieser Weiber eine dicke Schneedecke darauf gelegt.

Aus der Zeit.

1.

Schwer sey die Welt jezt, meinst du, zu betrügen,
Verbraucht sey jeder Rank und jede Rolle,
Und wer von neuem sie bestricken wolle,
Der müsse sie mit Neuem auch vergnügen.

Du irrst, mein Freund. Greif zu den alten Lügen,
Damit sie dir den alten Beifall zolle;
Zeigt dir das Feld nicht stets dieselbe Scholle?
Wozu denn anders als die Väter pflügen?

Du kannst ihr doch ja keinen Honig reichen,
Von dem sie nicht Jahrtausende schon äße,
Wenn er auch niemals Sättigung ihr schaffet.

Die Menschen sind der Mücke zu vergleichen,
Die gierig sauget aus dem Giftgefäße,
Das ihre Schwestern tückisch hingeraffet.

2.

Du sahst die Menschen jüngst an großen Tagen:
Sie blickten alle nach demselben Ziele;
Sie waren Eins und waren doch so Viele,
Denn Jeder schien sich selber zu entsagen.

Bald hat sich, ach! der edle Bund zerschlagen,
Rasch ging es wieder in dem alten Style,
Der alte Trug herrscht in dem neuen Spiele,
Und nach sich selbst nur hör' ich Jeden fragen.

Du priesest laut die weißen Blüthenbäume,
Und weil sie die ersehnte Frucht nicht brachten,
Willst du sie jezt wie morsches Holz verachten.

Verachte, Knabe, nichts als deine Träume,
Die von der Menschheit wechselvollem Leben
Dir ein so thöricht falsches Bild gegeben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Tirol, Juni.

(s. Nro. 124 — 129.)

Trient.

Trient überraschte mich durch seine breiten und geraden Straßen, die großen massiven Häuser, einige recht stattliche Plätze, die freundliche Bauart, und überhaupt durch sein behäbiges Aussehen. Es hat schon etwas einigermaßen Großstädtisches. Ich hatte es mir, als alten Sitz des Katholicismus, viel dunkler und winkliger gedacht. Es war Sonntag und mein erster Gang aus dem Hôtel in die Kirchen. Ich besichtigte zuerst den von außen sehr stattlichen Dom, der freilich nach verschiedenen Baustylen componirt (der hintere Theil ist gothisch, die Hauptfaçade neurömisch, die Kuppel könnte man byzantinisch nennen), dennoch als Ganzes, nebst dem dazugehörigen großen Platze und einem Springbrunnen von ziemlichem Kunstwerth, einen recht günstigen Eindruck macht. Das ziemlich schmuckvolle Innere entspricht dem Aeußern; ein sehr schwächliches Orgelspiel während der eben abgehaltenen Messe verjagte mich aber bald. Ich eilte nun nach Santa Maria maggiore, einem etwas modernisirten, übrigens auch sehr zierlichen und geschmackvollen Bau aus rothem Marmor, mit danebenstehendem schlankem Glockenthurm und einer auf hohem Piedestal ruhenden Bildsäule der Maria aus neuester Zeit. Bekanntlich war diese Kirche der Schauplatz des Tridentiner Concils. Ueber dem Haupteingange fällt auch dem Eintretenden zwischen zwei großen gemalten weiblichen Figuren, der Zucht (disciplina) und dem Glauben (fede), über welchen ein Kreuz und die Worte: In hoc signo Ecclesia vincet, die stolze Inschrift in's Auge: Sacra limina ingressus — Intra quae postremum — Spiritus sanctus — Deus aeternus munificus — Solator ecclesiae catholicae — Per consilium magnum legitimum — Oracula effudit — Quisquis es — Mitte tibi praeoptare — Nicaeam, Constantinopolim — Ephesum, Chalcedonem — Lugdunum, Viennam, Constantiam, Florentiam — Roma ipsa hoc nomine — Tibi par, non majus dabit. — In dieser Kirche befindet sich denn auch die berühmte Orgel, welche nach der Trientiner Wunsch ihres Gleichen in der Welt nicht finden sollte, weßhalb sie, wie man sagt, den Erbauer blenden ließen. Er aber ließ sich noch einmal hinführen, unter dem Vorwande, etwas nachbessern zu müssen, und zertrümmerte mit einem Fußstoß das Werk, so daß man es nur mit Mühe wieder herstellen konnte. Während der Wandlung in der Messe spielte der Organist zu meinem Erstaunen die Arie Casta diva aus Norma, am Schlusse des Gottesdienstes gar einen Marsch mit Janitscharenmusik, welche ein Register des Werkes selbst lieferte. Ueberhaupt hatte dieser ganze Gottesdienst etwas sehr sinnlich Heiteres. Die Predigt war italienisch; der Prediger, ein ältlicher Mann mit wohlwollenden und gefälligen Gesichtszügen, trat in einem ziemlich bunten Kostüm auf: weiße Tunica, gelbe Stola, blaues Halstuch, rothe Busenschleife. Beim Auftreten und nach dem Schlusse der Predigt schwenkte er sein Käppchen dreimal rechts und links mit graziöser Verbeugung. Die Predigt war über das Evangelium vom Jüngling zu Nain. Er las zuerst das Evangelium lateinisch vor, erponirte es dann noch einmal italienisch, und ging hierauf zu seinem Thema über. Weil der Jüngling zu Nain jedenfalls seine Mutter sehr lieb gehabt habe, so wolle er von der Kindesliebe reden, die er als amore rispettuoso, obbediente und operativo sehr geschickt und eindringlich behandelte. Er sprach sein Italienisch sehr rein, so daß ich ihm Wort für Wort folgen konnte, freilich mit dem Bedauern, daß wenn das Italienische in Trient zur Kanzelsprache erhoben werde, das deutsche Element in dieser Stadt vollends ganz verdrängt werden müsse. Man hört aber auch selten in der Stadt ein deutsches Wort, und selbst die Namen der Straßen und Plätze, die Schilder der Handwerker und Gasthöfe, Alles ist italienisch. Es ist schon früher und mit Recht über dieses Vorrücken der italienischen Sprachgrenze geklagt worden, und die kürzlich in Trient für die Sache Italiens sich kundgebenden Sympathien hängen damit zusammen. Auch das Kostüm der Frauen ist schon mehr nach italienischem Schnitt. Sie tragen große Kämme, über welchen die Haarflechten breit und glatt hinaufgeschlagen sind, dazu schon häufig den Zendale, einen schwarzen oder weißen Schleier. Von dem göttlich Liederlichen, was Heine den Trientinerinnen nachrühmt, habe ich nichts wahrgenommen. Die Männer haben die gewöhnliche europäische Tracht. Von der netten Tiroler Nationaltracht ist hier keine Spur mehr.

Von Santa Maria Maggiore machte ich noch einen Gang durch die Stadt, und nach dem jezt außerhalb des Thors liegenden ehemaligen fürstbischöflichen Palast, Buon consiglio geheißen, der gegenwärtig nur noch als Kaserne dient. Ich bewunderte und verwunderte mich über die üppigen Fresken des stattlichen Treppenhauses, halbnackte Weiber in ziemlich frivolen Stellungen, die mir gar nicht in den Palast eines Kirchenfürsten zu gehören schienen. Dicht über der alten Residenz liegt die Kapuzinerkirche, von deren Vorplatz man die schönste Aussicht über ganz Trient hat. Namentlich präsentirt sich hier die Brücke über die Etsch sehr malerisch. Unweit davon befindet sich auch eine kleine Osterie, wo man für vier Kreuzer ein Seidel trefflichen Weines kosten kann. Nachdem ich nun alle diese Herrlichkeiten versucht, eilte ich in mein Hôtel zurück, um eine Table d'hôte zu genießen, die nicht eben besonders, aber ziemlich theuer war. Nachher, da nun einmal die Kirchen in Trient das Interessanteste sind, noch auf einen Sprung in die kleine, aber sehr geschmackvolle Jesuitenkirche. Hier hörte ich ein Stück deutsche Predigt. Der Redner, ein schmächtiger, blasser, wie mir schien etwas verwachsener junger Mann, sprach über dasselbe Evangelium, wie der Frühprediger, und wollte auseinandersetzen, was geistiger Tod und was geistiges Leben sey, doch wartete ich die Ausführung nicht ab. Ein wunderschönes Madonnengesicht neben mir zerstreute mich etwas; auch harrte schon der Stellwagen, der mich noch Roveredo führen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 24.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 155. Freitag den 29. Juni 1849.

— Quis cladem, quis funera fando
Explicet, aut possit lacrimis aequare laborem?
Virgil.

Die lezten Tage des Oktobers in Wien.

II.

Der erste und zweite November vollendeten die Unterwerfung Wiens. Nun begegnete man auf jedem Schritte Soldaten, welche auf eine nicht immer höfliche Art sich als die Gebieter zu erkennen gaben. Stadt, Vorstädte und Land waren durch dreifachen Truppenkordon von einander abgesperrt. Der fieberhaften Aufregung folgte gänzliche Abspannung, viele krochen bereits auf ekelhafte Weise vor den Ueberwindern, und Wien bewies hinlänglich, daß es troz allen pomphaften Proklamationen wenig Anlage zu einem zweiten Saragossa habe. Weil es sonst nichts mehr zu schauen gab, strömte die neugierige Menge dem Leichenhof zu, um die Gefallenen zu betrachten, mancher auch, der Angehörige vermißte, im bangen Vorgefühl dieselben dort zu finden. Die Todten lagen in vier Reihen auf dem schmuzigen Boden ausgestreckt, von Beschauern so umringt, daß ich es vorzog zu warten, bis der Plaz, auf welchem Drängen und Stoßen so wenig ziemte, leerer würde. Auf dieses Wogen und Treiben blickten vom Narrenthurm nebenan die Irren herab, einige blaß und schweigend, andere schwazend und faselnd, bisweilen ein gellender Schrei, dem schallendes Gelächter folgte; es war eine schreckliche Scene. Am widerlichsten waren aber hier die Weiber, und nicht bloß der untersten Klassen. Oft mit Kindern auf dem Arm, drängten sie sich überall vor und hielten gerade bei Leichen, vor deren gräßlicher Verstümmelung selbst der Arzt gern das Auge abwandte, wie Aasfliegen ihren lauten Markt.

Nach einer Weile gelang es mir näher zu kommen. Nur mit einem flüchtigen Blicke musterte ich die Opfer; meine Bemerkungen darüber seyen eben so flüchtig. Es waren ihrer mehr als vierhundert, und fast alle hatten die Wunden vorne. Es war ein höchst sonderbarer Fall darunter, auf welchen mich einer der anwesenden Professoren der Medicin aufmerksam machte. An der Oberseite des Schultergelenks einer Leiche steckte eine Kanonenkugel der Art zwischen Haut und Fleisch, wie es sonst nur mit Flintenkugeln der Fall ist. Bei oberflächlicher Besichtigung war nirgends eine Schußwunde bemerkbar, erst später entdeckte man vom Mundwinkel gegen die Wange einen Riß, welcher sich aber durch die Todtenstarre geschlossen hatte. Die Kugel war gewiß schon ganz matt, als sie das Gebiß durchschlug, und senkte sich dann unter der Haut des Halses zu der Stelle, wo sie jezt lag. — Mehrere Leichen zeigten die Spuren schrecklicher Mißhandlung, andere mit blauen aufgedunsenen Gesichtern hatten noch den Strick um den Hals, zwei, Mann und Weib, lagen verkohlt, ein Aschenhaufen, daneben Kopf und Oberleib. Meistens waren es junge Männer; der Ausdruck des Gesichts wies darauf hin, daß sie im Kampfe gefallen, die Brauen finster gefaltet, die Faust krampfhaft geballt, der Mund halb offen; mir war als hörte ich jene Worte des römischen Dichters: Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor!

Doch genug von diesen Gräueln. Ich ging auf die Landstraße, wo der Banus sein Heerlager hatte. Als ich diese Croaten mit den asiatischen Gesichtern und halb orientalischen Trachten erblickte, war es mir, als sey ich um Jahrhunderte in die Zeit der Türkenkriege zurück versezt. Die Gruppen, welche überall

neben den Gewehrpyramiden vor den Häusern hockten, lassen sich leichter malen als schildern. Da waren Kerle, an Brust und Schultern so mächtig gebaut, wie ich es sonst nur in den Thälern meiner Heimath zu sehen gewohnt war. Die meisten waren im besten Mannesalter, die Wangen von der Witterung gebräunt, falkenartig kühne Augen, in denen etwas scharf Lauerndes lag; die breiten Backenknochen deuteten auf die slavische Race. In diesen Körpern sprach sich eine Naturkraft aus, welche die geschichtliche Zukunft dieser halbwilden Stämme ahnen ließ. Meistens trugen sie rothe Mützen und braune Kittel, fast wie der Lodenrock der Tiroler Bauern, die Brust unbedeckt, an den Füßen Sandalen, ungefähr wie die der Bettelmönche. Am ausgezeichnetsten war die Tracht der Leibgarde des Banus, der Sereſſaner. Ihre rothen Mäntel glichen auffallend den Gewändern, welche in manchen deutschen Kirchen die Meßner tragen, wenn sie mit dem Klingelbeutel herumgehen. Die Stelle der Weste vertritt häufig ein zottiger Pelz, die bauschigen blauen Hosen reichen bis an's Knie, wo sich knappe Strümpfe mit bunter Stickerei anschließen. Die Mitte des Leibes umschlingt ein breiter Gurt, fast wie ihn die bayerischen Oberländer tragen; es stecken aber Pistolen darin und ein türkischer Dolch. Der Griff desselben ist meistens von Bein, nicht selten mit Malachit oder Amethyst besezt; die Chargen tragen das Port d'epée daran. Was übrigens den bekannten Spruch betrifft: er stiehlt wie ein Croat, so haben ihn diese werthen Gäste keineswegs Lügen gestraft. Abgesehen davon, daß beim Einbruch in die Vorstädte alles ihnen gehörte, was sie mit langen Fingern erreichen konnten, hielten sie in den ersten Tagen nicht selten Vorübergehende an und zogen sie unter dem Vorwand, sie müßten nach Pulver und Blei suchen, ohne weiteres rein aus. Deßwegen trifft man auch in ihren Taschen mancherlei, was keineswegs zur Ausrüstung eines Kriegers gehört. Es trugen sich hier Dinge zu, dergleichen man von den Schweizern erzählt, die nach der Niederlage Karls von Burgund sein reiches Lager geplündert. Ein Croate verkaufte eine Hundertgulden-Banknote für eilf Zwanziger, ein anderer eine goldene Uhr um etliche Gulden. Sie nahmen alles an, Silber und Kupfer, nur kein Papiergeld. Diese Enakssöhne betrugen sich aber später ganz artig und die schönen Wienerinnen überwanden bald die Scheu vor ihnen.

Vom Croatenlager begab ich mich in die Stadt. Das Burgthor trug zahlreiche Spuren von den Kanonenkugeln, welche den Sturm vorbereiteten. Hie und da waren ganze Stücke des dorischen Gebälkes ausgesprengt; die Steinsäulen standen aber mit ihren Narben wie alte Krieger noch unerschüttert. Die hölzernen Thorflügel waren durchlöchert wie ein Sieb, an einigen Stellen von Raketen angebrannt. Buben suchten im Schutt des Grabens nach Kugeln und Scherben von Granaten, die sie dann verkauften — zum Angedenken an die große Belagerung, wie sie schrien.

Kaum hatte ich die nächsten Gassen der Stadt betreten, so wünschte ich mich schon wieder hinaus. So ungefähr mag es in Rom ausgesehen haben, als der zurückgekehrte Sylla die Pöbelherrschaft des Marius zertrümmert hatte. Ueberall Wachen und größere Truppenabtheilungen; Patrouillen durchstreifen die Straßen und treiben mit Gewalt Gefangene, oft Leute von gutem Aussehen, vor sich her oder holen sie aus den Häusern. Nicht immer wußte man das Wer und Warum? denn bereits bildete sich wieder das alte Naderersystem der Angeberei aus; wegen eines freien Wortes konnte man bei Nacht und Nebel verschwinden. Alles dieses beängstigte um so mehr, da die Richter im Geheimen saßen und die öffentliche Meinung ihre kriegsrechtlichen Urtheile nicht beaufsichtigte. Der Pöbel suchte seine Opfer mit lautem Rachegeschrei und schlachtete sie frischweg ab; jezt kam dieser oder jener auf die Liste der Vermißten, sey es nun, daß man ihn todt oder lebendig begraben. Zwischen solchen Uebeln ist die Wahl schwer, doch scheint es besser, da wo Kläger und Richter in Einer Person vereinigt sind, in die Hände des unsichtbaren Gottes zu fallen, wie David sagt, als in die Gewalt der Menschen.

Die innere Stadt hatte übrigens keineswegs so starke Beschädigungen erlitten, als die Heftigkeit der Kanonade fürchten ließ. Abgebrannt waren nur die Dächer der Hofbibliothek, des zoologischen Kabinets und der Augustinerkirche. Ueber die Ursachen des Brandes sind die Stimmen getheilt; einige sagen, die Mobilgarde habe das Feuer von innen angelegt, andere behaupten fest, es sey durch hineingeworfene Raketen entstanden. Offiziere erzählen, man habe an Raketen und Granaten die Brandröhren so verkürzt, daß sie noch in der Luft oder auf dem Glacis unschädlich plazten, denn man wollte mehr durch Schrecken als durch Zerstörung wirken. Beamte der Bibliothek, welche während des Brandes sich daselbst befanden, versicherten mir, daß vom Gewölbe des Daches Pechstücke heruntergefallen seyen; im großen Saale sey der Geruch noch bemerkbar, wovon ich mich selbst überzeugte. Es dürfte wohl für immer unmöglich seyn, die Geschichte jener verhängnißvollen Augenblicke vollkommen aufzuklären.

Auf der Universität, dieser einst so berühmten Geburtsstätte der Freiheit, war alles öde, wüst und verlassen. Beim Rückweg über den Domplatz blickte

ich zufällig am Stephansthurm empor: von der Rose flatterte die schwarzgelbe Fahne, das Zeichen der Militärherrschaft, durch den feuchten Nebel nieder. Das war der Abschluß des wüsten Dramas, aber auch der Knotenpunkt neuer unberechenbarer Entwicklung.

Das Café d'Orsay.

(Fortsetzung.)

Schneller als das ABC sich sagen läßt, war die ganze Gesellschaft auseinander. Die meisten eilten über Pont royal der eben bezeichneten Gegend zu. Einige schlichen in verschiedenen Richtungen behutsam wahrscheinlich nach Hause. Ich ging mit denen, die sich nach dem Boulevard begaben. Wir liefen die Tuilerien entlang bis zum Concordeplatz, und wollten durch die Rue royale, jezt Rue de Concorde; diese Straße war aber gesperrt, wir konnten nicht durch, erfuhren indessen ziemlich umständlich, was am Ministerium des Auswärtigen vorgegangen war. Wir schlugen daher den Weg durch die Rue de Rivoli zum Vendomeplatz ein. Dort und in den angrenzenden Straßen waren alle Häuser noch glänzend beleuchtet, indessen nur wenige Menschen zu sehen. Da und dort ertönte der Ruf: Es lebe der König! aus der Kehle eines betrunkenen Nationalgardisten; von etwas ferner her erscholl wild und grausig wie Rachegeschrei der Refrain der Marsellaise. Auf einmal erfuhren wir, man baue von allen Seiten Barrikaden, und wenn wir nicht abgeschnitten seyn wollten, thäten wir sehr wohl, unverzüglich heimzugehen. Diesen Rath befolgte die ganze, schon ansehnlich zusammengeschmolzene Gesellschaft; bloß unser Agitator des Café d'Orsay ging den Straßen zu, wo er Barrikaden vermuthete.

Am andern Tag, um ein Uhr Nachmittags, fand ich mich wieder auf dem halbgeschlossenen Café d'Orsay ein. Das anhaltende Rottenfeuer schien sehr nahe zu seyn, doch wußte Niemand genau den Ort anzugeben, wo geschossen wurde. Mit einemmal ließ es nach, und über den Pont royal kam die Nationalgarde zu Pferd gesprengt und schwenkte weiße Tücher. „Der Frieden ist geschlossen!" riefen sie aus voller Brust, und das Wort ging freudig von Mund zu Mund. „Der Frieden ist geschlossen! der König hat abgedankt, der Graf von Paris ist König, die Herzogin von Orleans ist Regentin." Leztere Nachricht wirkte magisch. Es waren viele Menschen auf dem Kai; sie standen haufenweise, einzeln und in lückenhaften Reihen. Auf jedem Gesicht, das ich sah, war die Zufriedenheit zu lesen. Von Republik sprach Niemand. Die Maueranschläge, die das dem Café d'Orsay gegenüber liegende Haus der jezt so rothen, so heftigen Demokratie zahlreich bedeckten, verlangten Abschaffung der damaligen Pairskammer; sie solle weder erblich seyn, noch vom König ernannt werden, sondern aus freier Wahl der Bürger, wie die Deputirtenkammer, hervorgehen; die Wahlen der Deputirtenkammer sollten auf der breitesten Grundlage stattfinden, socialistische Experimente sollten angestellt werden u. s. w. Die Republik wurde nicht verlangt.

Unterdessen zog vom Carrousselplatz das Militär mit klingendem Spiel nach seinen Kasernen. Die Banden spielten alle die Marseillaise. Die Marseillaise war einen Augenblick die Hymne des Friedens und der Versöhnung, das harmonische Sinnbild des Bundes zwischen dem verjüngten Königthum und der ewig argwöhnischen Freiheit. Aber ach! so kurz war wohl selten noch ein Wahn in dieser Welt. Kaum eine Viertelstunde war vergangen, so begann das Schießen wieder; aber bald klang es wie Freudensalven nach errungenem Sieg. Vom Café d'Orsay aus sahen wir an den Fenstern der Tuilerien schon mehrere Bursche in Blousen und Jacken, die allerlei unverständliche und auch unanständige Bewegungen machten; mehrere Hofwagen fuhren in aller Eile, wie auf der Flucht, vom Schlosse dem Concordeplatz zu, an den Fenstern des alten Königshauses erschien immer mehr Pöbel. Ein Ausflug auf den Carrousselplatz überzeugte mich vom vollständigen Triumph der Revolution. Der Balkon der Tuilerien, wo ich noch vor Kurzem Prinzen und Prinzessinnen, Generale und Hofdamen, einheimische Würdenträger und ausgezeichnete Fremde gesehen hatte, war von zerlumpten Straßenjungen besezt; im Palaste selbst knallte es unaufhörlich, und die Fensterscheiben waren alle in Stücken.

Ich konnte mich nicht lange an diesem Schauspiel weiden, ich ging zum Café d'Orsay zurück, und hier fand ich wieder zwei Parteien, deren eine auf die Regentschaft, die andere auf eine provisorische Regierung drang; dieselbe Frage, die in der Deputirtenkammer verhandelt wurde, war auch hier auf dem Tapet, und da es hieß, die Herzogin von Orleans sey im Palais Bourbon, so ging ich mit ein paar Bekannten dahin, um zu erfahren, wie es stehe. Meine Begleiter, Anhänger der Regentschaft, waren sehr guten Muths; sie sagten, die Kammer werde die Regentschaft mit freudigem, dankbarem Zuruf aufnehmen, und habe einmal die Kammer entschieden, so werde die Nationalgarde für die Entscheidung in die Schranken treten und der Revolution den Riegel vorschieben.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Tirol, Juni.

(Fortsezung.)

Roveredo. — Riva.

Ein katholischer Landgeistlicher und ein junger Veroneser Kaufmann saßen mit mir im Cabriolet; der Landgeistliche roh und widerwärtig, der Veroneser sanft und angenehm. Der Weg von Trient nach Roveredo ist viel unterhaltender, als der von Salurn nach Trient. Er führt größtentheils durch schöne Weingärten und recht freundliche Dörfer, zwischen malerischen Bergen und an mehreren interessanten Schlössern und Ruinen vorüber, bisweilen auch dicht an der hier sehr schnell strömenden Etsch. »Bell' Adige, bel fiume di Verona!« sagte der Veroneser schwärmend. Der Kutscher war sehr gesprächig, wußte jeden Ort genau zu nennen, und erzählte in fließendem Italienisch allerlei Geschichten. So von dem Castell Besenello, einem der imposantesten Schlösser links am Wege, wie es zulezt noch die Franzosen belagert, und wie die schon ganz ausgehungerten Belagerten die lezte Kuh, die sie besessen, mit allem noch in der Veste befindlichen Korn gefüttert, und so herabgeworfen hätten, worauf den Belagerern jede Hoffnung geschwunden sey, die Festung zur Uebergabe zu zwingen, und dergleichen mehr. Den Veroneser suchte ich zu überzeugen, daß wir übrigen Deutschen nicht dächten, wie Oestreich, und Italien gern seine Freiheit gönnten. Unter solchen Gesprächen erreichten wir leicht und spielend Roveredo. — Ich erwartete von diesem Ort sehr viel, und wollte es meinen Begleitern nicht glauben, als sie sagten, der Ein- und Austritt sey schön, aber die Stadt nichts. Lewald, welcher Stadt, Umgegend und Bewohner außerordentlich lobt, hatte mich sehr gespannt; aber ich fand nachher, daß meine Begleiter doch Recht hatten. Der Eintritt ist in der That großartig, ein schöner Corso mit einzelnen Villen und von außen palastähnlichen Häusern besezt, eine sehr breite, lange und gerade Straße, aber das Innere der Stadt winklig und in kleinlichen Verhältnissen; kein einziger ansehnlicher Plaz. Der Gasthof, in dem ich wohnte, à la corona, mittelmäßig und theuer; die Villa di Bridi, ein ganz einfaches Landhaus mit einem hübschen Garten, in welchem eine Kapelle mit ewigem Ablaß, eine kleine künstliche Ruine, und ein Jomelli, Mozart, Sachini, Gluck, Händel und Haydn gewidmeter Tempel, in dessen Mitte ein Tisch mit dem Anfang einer eigenhändig von Salieri geschriebenen Fuge: O beata solitudo; Alles recht nett, recht geschmackvoll, aber doch keines längern Aufenthalts und beschwerlichen Marsches werth; die Gemälde in den Kirchen sehr unbedeutend; die Paläste Alberti und Federigotti große stattliche, aber im Innern wüste Häuser; das Café dei Nobili eine ganz gewöhnliche Conditorei mit einem Billard. Das Castell Junk, das alte Schloß über der Stadt, jezt ein sehr zweckmäßig eingerichtetes Armenhospital mit reizender Aussicht, befriedigte mich noch am meisten. Im Uebrigen bedauerte ich einen ganzen Vormittag mit Besichtigung dieser Merkwürdigkeiten zugebracht zu haben. Schöne Frauen, von denen Lewald so viel zu erzählen weiß, sah ich keine, ich müßte denn zwei hübsche Schwestern in der Cerva ausnehmen, bei welchen mein neuer Freund, der Veroneser, wohnte. Die Umgebung Roveredos mag recht schön seyn, nur gestatten leider die hohen Gartenmauern, außer auf dem Corso, meist keine Ansicht. So war ich fast froh, als ich Roveredo wieder im Rücken hatte. Erwähnen will ich noch, daß ich hier zuerst Morra spielen hörte. Uebrigens vernahm ich auch hier, außer von den Kellnern, kein deutsches Wort mehr; doch gilt die Stadt für deutscher gesinnt, als Trient.

Jezt also nach dem Gardasee. Ich wanderte rasch durch die Weingärten hin, die wegen ihrer hohen Mauern dem Fußgänger zulezt recht langweilig werden, sezte vor Mori auf einer Fähre über die hier sehr reißende Etsch, und stärkte mich in einem der lezten Häuser von Mori mit einem vortrefflichen Wein. Von hier gelangt man an einem stattlichen, dem Grafen Castelbarco gehörigen Edelsiz nebst Kapelle vorüber nach dem Dorfe Loppio und dem See gleichen Namens, dessen gelbgrünliches Wasser ein unheimliches Aussehen hat. Dann durch das sogenannte Steinmeer, eine mit Felsblöcken wie besäete Hochebene, nach dem Dörfchen Nago, mit dem alten Schlosse Penede. Sobald ich aber dieses hinter mir hatte, zeigte sich zuerst am Horizont ein kleiner blauer Streif, dann mit jedem Schritte weiter auf der steil abfallenden Straße wurde der Streif zur Fläche, und zulezt lag der herrliche See fast in seiner ganzen Ausdehnung vor mir, ja ich glaubte schon Seeluft zu athmen. Fröhlich stieg ich nun hinab nach dem malerischen Fischerdorf Torbole, und gedachte Goethe's und seines Wirths, der „mit italienischer Emphase sich glücklich pries, ihm mit den schönsten Forellen aufwarten zu können." Auch einige schöne Mädchen mit schwarzem Auge und Haar schauten aus verschiedenen Fenstern, und die Frau meines Wirths, welche eben einen Besuch vom Geistlichen erhielt, war gleichfalls eine Schönheit, oder der herrliche blaue See verklärte Alles mit seinem Wiederschein. Im Hafen lagen viele Schiffe, und rühriges Schiffsvolk mit rothen Müzen lief geschäftig hin und her. Der See war mäßig bewegt. Ich stellte mich an die äußerste Spize des Quais, schwelgte in dem langersehnten Anblick, und ließ mir zuweilen eine Welle über die Füße wegschlagen. Aber ich wollte ja Riva noch erreichen; so zog ich denn wieder meiner Straße, die oft hart am See vorüberführt. An einem Punkte ist nur Raum für Straße, Fels und See. Dort ist, ich weiß nicht wozu und wie, ein kleines Haus in den See hineingebaut, und über dem Hause nicken dunkelgrüne Feigenbäume, und zwischen den Feigenbäumen blickt wieder der blaue See hindurch; ein reizendes Farbenspiel. Eben dort biegt aber die Straße auch bald um eine Felsenecke, und nun hat man Riva vor sich, das von hohen Bergen geschüzt, an einer traulich stillen Bucht des Sees liegt. Ehe ich es noch erreichte, kam ich an einer jener Filanden vorüber, in welcher die rohen Cocons zu Seide versponnen werden. Blühende Mädchen, sehr verschieden in ihrem Aussehen von unsern armen deutschen Fabrikarbeiterinnen, saßen darin, trieben schäkernd und singend ihre Arbeit, und riefen den Vorüberziehenden keck und lustig an. So gelangte ich denn in der glücklichsten Stimmung nach Riva.

(Fortsezung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 156. Sonnabend den 30. Juni 1849.

> Either there is a civil strife in heaven,
> Or else the world, too saucy with the gods,
> Incenses them to send destruction.
>
> Shakespeare.

Florenz und Rom in der Revolution.

I.

Der Herbst des vorigen Jahrs schien auf die Revolutionslust des Frühlings ein Paroli biegen zu wollen. Ueberhaupt grassirte das ganze Jahr hindurch ein Gelüste nach dem andern, und die Staaten Europas merkten bald, daß Pestquarantänen und Choleracordons gegen die in der Luft liegende Krankheit die unwirksamsten Mittel waren. Die Italiener sangen: Siam' tutti fratelli; die Deutschen reimten auf Genicke und Krücke vive la république. Alles mußte seine Constitution wie seine Tricolore haben; der Eine trug die Kokarde aus Passion, der Andere aus Furcht. In dem Jahre wanderte ich durch mancherlei Länder und vernahm manche Zungen; sie sagten aber alle dasselbe, mit wenigen Nüancen im Ton. Italien, von einem zum andern Ende (mit Ausschluß San Marino's) absolutistisch, wurde plötzlich constitutionell, dann stürzte es sich in den Krieg, als der Krieg unglücklich ging, tumultuirte es, wandte gegen sich selber seine Waffen, zerriß die eigene Brust mit seinen Nägeln. Wie ich im Mai und dann wieder im August die deutsche Heimath fand, brauche ich nicht zu erzählen.

Im Herbst trat das Fieber in ein neues Stadium. Bei meiner Abreise aus Berlin erzeigte man dem eben berathenen Bürgerwehrgesetz die Ehre eines Eselritts, um ihm sodann auf dem Gensdarmenmarkt, dem Schauplatz so vieler Heldenthaten, ein Autodafé zu halten. Vor Wien anlangend, fand ich Eisenbahn und Brücken zerstört, die Thore verrammelt, die Straßen barrikadirt und mit Bewaffneten gefüllt, tausende und tausende von Fliehenden, Kaiser und Hof an der Spitze, Schönbrunn verlassen und die Südbahn so mit Menschen gefüllt, daß die Waggons nicht reichten. Aus Steiermark zogen Schützen in Massen der Hauptstadt zu; in Krain waren Truppen auf dem Marsch. Ich ging über den Isonzo, wo die Italiener ihre Grenze haben wollten (wenn sie selbe nicht etwa, einem Wort Dante's zu lieb, bis nach Pola und an den Guarnero verlegten), und auf malerischem Wege über Udine durch Friaul und die Mark Treviso nach Verona. Ueberall, nachdem ich den Tagliamento überschritten, Spuren des Kampfes, der mit dem Rückzuge der Piemontesen aus der Lombardei für damals ein Ende nahm; nothdürftig hergestellte Brücken, halbzerstörte Brückenköpfe und Verschanzungen, die Häuser am Wege ausgebrannt, die Bäume gefällt; alles dieß am ärgsten im Umkreis der Städte, wo man sich lange und hartnäckig geschlagen, um das öde Treviso, um Vicenza, dessen nördliche Vorstadt sehr gelitten hatte, um Verona namentlich und in den Niederungen der Etsch und des Mincio, wo Radetzky und Karl Albert sich Monate hindurch gegenüber standen. Ein Jahr zuvor hatte ich dieses Land inmitten der Segnungen des Friedens, des Fleißes, des Wohlstandes gesehen; welcher traurige Contrast! Und die verstärkten Arbeiten um Verona, dessen Werke man täglich mehrte, und die Sicherheitsmaßregeln in der Gegend Mantuas, wohin man nur auf provisorischem Wege gelangte (zwischen Vicenza und Mantua war die Straße überhaupt an manchen Stellen unterbrochen), deuteten nur zu sehr darauf hin, daß man neuen Kampfes gewärtig war. Als er fünf Monate darauf wieder begann, wurde er auf anderem Gebiete in wenigen Tagen ausgefochten.

Und die Stimmung in diesem Theile Italiens? Sie war eben, wie sie in einem vom Kriege so hart mitgenommenen Lande seyn kann. Viele Unzufriedenheit, viele Klagen, viele Noth. Die Liberalen trauerten über die getäuschte Hoffnung, ein großes und mächtiges oberitalisches Königreich unter savoyischem Scepter gegründet zu sehen, als einziges Mittel, Italiens Unabhängigkeit und Nationalität zu sichern und die Alpen zu einem wirklichen Damm gegen den Norden zu machen. Die der österreichischen Regierung Geneigten (ihre Zahl ist nicht übermäßig groß unter den Italienern) klagten über die schweren Lasten, über die Verheerung des Gebiets und die Einäscherung ihrer Landhäuser, über manche unnütze Härte, die namentlich das Landvolk betroffen und auf dessen Gesinnung nicht wenig nachtheilig gewirkt haben soll. Der Handelsstand klagte über das Stocken allen Verkehrs, die Gastwirthe jammerten über das Ausbleiben der Reisenden; zahlreiche Familien schwebten in Besorgniß, weil dieses oder jenes ihrer Glieder sich bei den neuesten Vorfällen compromittirt hatte. Kurz, man sah wenig heitere Gesichter, vernahm wenig erfreuliche Reden.

In Verona schon erreichten mich die ungünstigsten Nachrichten aus Toscana. Die moderirte Partei, hieß es, ist gestürzt, die Radikalen haben sich der Gewalt bemächtigt. Man wiederholte es mir in Modena, wo statt des: »Viva Carlo Alberto, Re nostro costituzionale,« wie ich es Ende Mai's vernommen und gelesen, die estensischen Wappen wieder aufgepflanzt waren; in Bologna, wo man das Auseinanderfallen der päpstlichen Regierung, die nur noch durch Graf Rossi zusammengehalten wurde, in allen Verhältnissen durchfühlte, und während allerhand Raubgesindel die Stadt selbst und deren nächste Umgebung höchst unsicher machte, eines einzigen Ereignisses sich zu freuen schien, des abgeschlagenen Angriffs der österreichischen Avantgarde Weldens zu Anfang Augusts. Ich dachte dabei längstvergangener Zeiten, jener romagnolischen Revolution des Jahres 1831—32, wo ich die Truppen Hrabowskis durch Porta Galliera ziehen sah, die Päpstlichen zu escortiren, welche das Volk nicht in die Stadt lassen wollte, und deren Oberst durch einen Steinwurf hart vor dem Thore verwundet ward, jener Zamboni, den die römischen Republikaner neulich vor ein Kriegsgericht gestellt haben, weil er nach Gaeta fliehen wollte. Wie gesagt also, schon ehe ich an die toscanische Grenze gelangte, erreichten mich die ungünstigsten Nachrichten, und ich fand sie bei meinem Eintreffen in Florenz nur zu sehr bestätigt. Nie ist mir eine politische Rathlosigkeit vorgekommen wie die, welche ich in der Vaterstadt des Lorenzo Medici, des Machiavell und Guicciardini fand.

Der erste Versuch, Toscana in constitutioneller Form zu regieren, war sehr unglücklich ausgefallen. Nicht als hätte es an Talent gefehlt — das viele Talent bei dem mangelnden Subordinationsgeist ist vielleicht einer der wesentlichsten Gründe des Mißlingens gewesen. Wenn ein Phrenolog die toscanischen Köpfe untersuchte, ich glaube er würde die Beule der Verehrung und des Gehorsams meist sehr unentwickelt finden. Unter einer sogenannten despotischen Regierung war jeder, wenn er nicht gerade mit der lästigen Polizei Händel bekam, so ziemlich Herr über seine Handlungen; es ist wahr, die legalen Garantien der Freiheit fehlten, aber die faktische Freiheit war in seltenem Maße vorhanden; sie beruhte auf Gewohnheit wie auf der Schwäche und dem laisser aller der Behörden. So lange man in Toscana nur eben in der Akademie der Georgofili oder auf wissenschaftlichen Congressen die Politik verkleidet einschmuggelte, oder in den Vieusseurschen Donnerstagsgesellschaften oder in irgend einem diplomatischen Salon sich damit befaßte, während es im Lande an politischen Ansichten so ziemlich, an politischen Leidenschaften und Parteiungen durchaus mangelte, Alles in Behaglichkeit und Frieden, in Genußliebe und Streben nach Mehrung materieller und geistiger Güter sich neben einander bewegte, so lange mochte dieß angehen. Als aber plötzlich Eine Idee alle andern verdrängte, als die Einen sie in ihrer Wahrheit und Wesenheit erfaßten, ihr huldigten und sie in's Leben zu rufen suchten, die Andern widerstrebend oder ängstlich, noch Andere unbesonnen übereilend, viele endlich mit Nebenabsichten, welche die Reinheit des Prinzips verfälschten: da mußten die bisherigen, auf einen ganz verschiedenen Zustand berechneten Verhältnisse über den Haufen fallen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Café d'Orsay.

(Fortsetzung.)

Ich theilte diese frohe Stimmung nicht, ich hatte zur Nationalgarde kein Zutrauen mehr, ich meinte, wer es so weit habe kommen lassen als es gekommen, der lasse es noch weiter kommen, und kaum waren wir einige Schritte weiter, so begegnete uns eine den Truppen von den Insurgenten abgenommene Kanone. Sie wurde von ein paar Karrengäulen gezogen, die rothe Fahne, der ich in diesem Augenblick zum erstenmal begegnete, war auf ihr angebracht, und das Dutzend Leute, das als Mannschaft mitging, sah noch viel unheimlicher aus als die rothe Fahne.

Es waren nicht leichtsinnige Freunde von Lärm und Spektakel, die selber nicht wußten, wofür sie in's Feuer gingen, und sich nur schlugen, weil ein bischen Raufen ihnen Spaß machte, die den guten Wein, den sie in den Kellern Ludwig Philipps tranken, für die höchste Errungenschaft des Kampfes hielten. Es waren nicht gutmüthige Handwerker, die den Ruf: „Es lebe die Reform!" ernstlich genommen hatten, und deren Wünsche nicht über die Regentschaft hinaus gingen, noch beschränkte Schwärmer für die hohle, mit Goldschaum umlegte Nuß der republikanischen Staatsform. Es waren ohne Zweifel Sektionäre, Verschwörer aus der Hefe des Volks, die vor der Revolution beim Mondschein, wie Räuber, unter Caussidières Leitung zur Musterung sich versammelten, Kerle mit finstern, drohenden Gesichtern und aneinander geflickten Fetzen auf dem Leibe; es war die sociale Republik, die uns erschien, es waren die Barbaren der modernen Welt, von denen wir die ersten Posten zu sehen bekamen.

Mir fiel bei diesem Anblick ein Wort ein, das ich eine halbe Stunde zuvor gehört hatte. Im Augenblick, als die Regentschaft der Herzogin von Orleans verkündet wurde, ritt ein Offizier des Generalstabs vom Pont royal in die Rue du Bac hinab. Gerade am Eingang der Straße, vor der Thüre des Café d'Orsay, wurde er von einer bunten Menge, unter der sich ein Halbdutzend Nationalgarden befanden, angehalten und über das, was in den Tuilerien vorgefallen war, ausgefragt. „Nun," sagte er, „der König hat zu Gunsten seines Enkels abgedankt, die Herzogin von Orleans ist Regentin. Jezt aber geht und vertheidigt eure Boutiken." — Ich weiß nicht, ob der junge Mann eine sehr klare Anschauung hatte von dem was er sagte, oder ob ihm eine höhere Hand diese Worte auf die Zunge legte, allein als ich die Kanone mit der rothen Fahne und den Kerlen erblickte, die sie als Trophäe wegführten, da schienen mir jene Worte ein prophetischer Ausspruch, und was später eintrat, hat diese Ansicht nur allzusehr bestätigt.

Während der drei Monate, die von der Revolution bis zum Zusammentritt der Nationalversammlung verflossen, war im Café d'Orsay nicht viel Merkwürdiges zu sehen und zu hören; der Mittelpunkt des politischen Lebens war in einer ganz andern Gegend, und nur Prozessionen von Proletariern und Proletarierinnen, wie sie damals zu hunderten stattfanden, zogen von Zeit zu Zeit daran vorüber; einzelne Fähnlein der Bürgerwehr wurden vor den Fenstern gemustert und dadurch die schöne Aussicht auf die todten Tuilerien und den Tuileriengarten, der, da es Frühling war, wieder zu leben anfing, versperrt.

Als aber einmal die Nationalversammlung im Gang war, so bekam auch gleich das Café d'Orsay seine eigenthümlich politische Färbung wieder. Wie früher die Deputirten, so kamen jezt die Repräsentanten; da jedoch die Deputirten kein so starkes Regiment bildeten wie diese, da jener nur vierhundert und neun-und-fünfzig, dieser aber neunhundert waren, da jene außerdem großentheils aus gesezten Leuten bestanden, die Weib und Kind und in Paris eine Haushaltung hatten, unter den neuen Abgesandten des Volks aber viel junges Blut sich befand, an ledigen Herrn kein Mangel war und nur wenige in Paris etwas wie ein Heimwesen besaßen, so sprachen bedeutend mehr Repräsentanten als früher Deputirte, deren selten mehr als vier oder fünf waren, im Café d'Orsay ein. Besonders die von der Linken, die man jezt die Rothen nennt, erschienen häufig, da sie Alle wieder gewählt worden waren.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Baden, Juni.

Die Insurrection

In Basel ist ein sehr schöner Gasthof, zu den drei Königen genannt, neu erbaut an den Ufern des Rheins, und an Eleganz und Pracht seinen Kollegen am Mittel- und Niederrhein nicht nachstehend. Daselbst im großen weiß und goldenen Speisesaal saß neben mir ein junger Mann und seufzte tief und laut, während er die lezten Reste Rheinwein mit einem ungemein wehmüthigen Ausdruck aus seinem grünen Römer trank. Der Kellner besorgte mir eine Eisenbahnkarte von Efringen bis Durlach, und auf meine Frage, ob im Gasthof Reisegesellschaft sey, deutete er auf den neben mir sitzenden Herrn. Der Herr war ein Handlungsreisender aus Preußen und wir wurden bald bekannt. Um das im schrecklichen Aufruhr begriffene badische Land zu vermeiden, wäre er gerne über Straßburg

gereist, aber die grausame Handelspolitik seines Hauses, welche ihm befahl in Baden und Karlsruhe einige Incasso's zu machen, nöthigte ihn den Weg über Efringen und Freiburg zu nehmen. Er war bereit nöthigenfalls das Leben für sein Haus zu opfern. Ich sprach ihm, so viel mir möglich, Muth ein und gab ihm heilsame Rathschläge, unter anderm den, sich als Freischärler zu maskiren; er behauptete aber, zur Durchführung dieses Charakters durchaus kein Talent zu besitzen; man würde ihn als des Spionirens verdächtig anhalten, nach Rastatt bringen und vielleicht füsiliren. Er wollte nöthigenfalls sterben, wie er gelebt, gekleidet nach dem neuesten Schnitt, mit vier Ringen an jeder Hand, großer Uhrkette und einer sehr herausfordernden Busennadel. — Wer aber auch auf der Tour durch die Schweiz so viel entsetzliche Geschichten über das badische Land zu hören bekommen, wie wir, dem konnte wohl auf die Durchfahrt bange werden. In Genf erzählte ein Franzose der entsezten Tischgesellschaft, in Karlsruhe sey die Guillotine permanent erklärt, beim Eintritt in's Badische werden die Pässe der Reisenden auf's strengste untersucht und leztere bei einigermaßen verdächtigem Befund nach Rastatt vor das Revolutionstribunal geschleppt.

Es war ein wunderschöner, klarer und freundlicher Frühlingsmorgen, als wir Basel und die Schweiz verließen. Ich stieg auf die Imperiale, und mein preußischer Leidensgefährte kletterte mir bald nach, wobei er mir flüsternd versicherte, das Innere des Wagens sey größtentheils mit „Gestalten" besezt; auch habe er gehört, wir würden bei Efringen auf die achttausend deutschen Arbeiter stoßen, die aus der Schweiz ihren badischen Brüdern zu Hülfe kommen. Der Tag war herrlich, die Felder prangten im frischesten Grün, tausend und aber tausend Blüthen bedeckten die Obstbäume, und unzählige Lerchen stiegen jubelnd empor und schmetterten ihr Morgenlied. Es war der tiefste Friede in der Natur, die Leute auf dem Felde gingen ihren Geschäften nach, die grünen badischen Zollbeamten sonnten sich am Mauthhause der Leopoldshöhe und untersuchten auf's harmloseste unsere Koffer; nach Pässen wurde nicht gefragt. Kurz, an der Grenze dieses insurgirten Landes war nichts Verdächtiges zu sehen, als daß an den badischen Eisenbahntarifen das Wort Großherzogliche mit einigen kühnen Bleistiftstrichen vertilgt war. Einige der Gestalten des Wagens verließen uns hier und gingen zu Fuß in's Land hinein. Wir fuhren weiter und mein Mitreisender begann aufzuthauen, als wir mit einemmal vor uns auf der Straße einen Trupp Menschen gewahrten, die ebenfalls nach Efringen zogen. „Sehen Sie," sagte mein Nachbar, „das ist der Nachtrab der Arbeiter." Es waren wirklich abenteuerliche Gestalten; ernst und feierlich zogen sie daher, Auge und Mund dem Himmel zugekehrt, von keinen irdischen Gütern beschwert — auch nicht ein Einziger hatte ein Loth Gepäck bei sich — und dazu sangen sie: „Was ist des Deutschen Vaterland?" Es schienen mir Handwerksbursche von verschiedenen Zeichen. Ihr Führer hatte die Hände auf dem Rücken unter den Schößen eines fadenscheinigen schwarzen Fracks verborgen, und sein Gesicht war mit einem Bart verziert, wie ich nie einen gesehen; derselbe reichte bis zu den Knieen in angemessener Breite und war wahrhaft fürchterlich. Auch die andern hatten in dieser Art das Mögliche gethan, und auf den Gesichtern der meisten ragte die Nase wie ein einsamer Wachthurm zwischen wildem Urwald hervor. Als wir Efringen näher kamen, begegneten uns auch Soldaten, Dragoner, Infanterie, und Alle freuten sich sichtbarlich der neu errungenen Freiheit; zu zwei und drei zogen sie dahin Arm in Arm und forderten ihr Jahrhundert in die Schranken; dabei hatten sie die Mützen schief auf's Ohr gesezt und trugen neben den badischen und deutschen Farben mächtige rothe Schleifen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Tirol, Juni.

(Fortsetzung.)

R i v a.

Kaum hatte einer jener dienstfertigen Müßiggänger, an welchen es in Italien nirgends und auch hier an der Schwelle nicht fehlt, mein bischen Gepäck in Empfang genommen und mich die Treppe des Gasthofs, vor dem ich bereits stand, vollends hinaufgeführt; kaum hatte ich mich in dem Bianco cavallo, gleichfalls am Hafen gelegen, nicht ganz mit der reizenden Aussicht, aber dafür auch weit billiger als der Sole delle fascine, ein wenig häuslich eingerichtet und unter den Arkaden am Hafen meinen Kaffee eingenommen, als ein gewaltiger Platzregen herabfiel und meine Plane, das alte Schloß über Riva zu ersteigen, mich im See zu baden u. s. w., zu nichte machte. Eine Menge verwegener Kerle in abgeschabten Sammtjacken, der charakteristischen Tracht italienischer Lumpen, harrte am Ufer, um das Dampfschiff il Benaco zu erwarten und über die Passagiere als willkommene Beute herzufallen. Die Zahl der Passagiere war nicht gering, und viele davon suchten in meinem Gasthofe Zuflucht, konnten aber nicht einmal alle aufgenommen werden. Mein Veroneser hatte mir denselben empfohlen. Der Wirth schien eine grundehrliche Haut, obwohl er mitunter selbst über seine Ehrlichkeit seufzte, weil sie ihm zu wenig eintrage. Der Regen hielt an und fesselte uns für den ganzen Abend an das Wirthszimmer. Ein preußischer Maler, etwas hochmüthig und viel schwadronirend, übrigens doch ein Landsmann, leistete mir Gesellschaft. Die Nacht war schrecklich; so oft ich erwachte, und das geschah sehr häufig, hörte ich den Regen an die Fenster schlagen, der die Hauptfreude meiner Reise gänzlich zu Wasser machen zu wollen schien. Große Mücken, deren Stiche oft schlimme Folgen haben sollen, summten mir häufig um die Ohren, und rechtfertigten ihren italienischen Namen (Fanfari, Trompeter) vollkommen. An der gewöhnlichen italienischen Landplage der kleinen Schwarzen war auch gar kein Mangel. Eine große Ratte hatte ihren Sitz, wie es schien, unmittelbar unter einem Thürpfosten aufgeschlagen und krabbelte furchtbar, so daß ich Sorge für meine lederne Reisetasche bekam. Dazu fehlte es mir unglücklicherweise an Feuerzeug, und ich konnte daher jene Feindin nur durch furchtbares Lärmen mit dem Stiefelknecht verscheuchen. In der That, eine reizende Nacht am Gardasee! — Endlich kam der Morgen und der Regen ließ etwas nach, so daß man daran denken konnte das Dampfschiff zu besteigen. Ursprünglich war mein Plan, den ganzen See wo möglich mit einem Nachen zu umfahren und hier und dort nach Belieben zu landen. Das höchst zweifelhafte Wetter trieb mich aber auf das prosaische Dampfschiff und nöthigte mich, mit einer Coulissenansicht vorlieb zu nehmen. Indessen zerriß wenigstens hie und da der Wolkenschleier, das Bild der Sonne wurde auf Augenblicke sichtbar, der Nebel zog auf über dem See, hing sich erst an die Berge und verschwand endlich ganz; ein frischer Wind erhob sich und brachte den See in angenehme Bewegung. Das Wasser sah heute nicht blau, sondern dunkelgrün aus, und die breiten Wellen säumten sich mit schönen weißleuchtenden Rändern.

(Fortsetzung folgt.)

Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 11 und Monatsregister Juni

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.



Intelligenzblatt.

Nr. 11. Sonnabend den 30. Juni 1849.

[71] Durch jede Buchhandlung ist zu beziehen:

Karte
von Ungarn und Siebenbürgen
nebst Theilen der angränzenden Länder.

Preis color. 45 kr.

Verlag der Lit.-artist. Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München.

---

[68] **Literarische Anzeige.**

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Neupreußische Zeitbilder

von

A. v. Sternberg.

Erster Band:	Zweiter Band:
Die Royalisten.	**Die beiden Schützen.**
Preis $1\frac{4}{5}$ Rthlr.	Preis $1\frac{7}{10}$ Rthlr.

Zwei Novellen aus der Gegenwart und unmittelbaren Vergangenheit, aus wirklichen Begebenheiten unserer Tage geschöpft: In den „Royalisten“ hat der Verfasser nachzuweisen gesucht, aus welchen trüben und verworrenen Elementen jene Bewegung zusammengesetzt war, die ihren Kulminationspunkt in den Märztagen des vorigen Jahres in Berlin erreichte. In den „Beiden Schützen“ zeigt der Autor den schmutzigen, im Staube der Korruption sich hinziehenden Schweif jenes finsteren Dämons, die aus ihren Angeln herausgerissene Justiz, die von Modephrasen verlockt, Unrecht für Recht gibt und den gesunden Sinn des Volkes bethörend, die Saat des Bürgerkrieges und unendlichen Elends ausstreut.

Bremen, im Juni 1849.

Franz Schlodtmann.

---

[69] Bei E. L. Fritzsche in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Belani, H. E. R., So war es. Politisch-socialer Roman aus der Zeit vor und während der Märzereignisse in Berlin. 2 Bde. broch. 8. Preis 2 Rthlr. 20 Sgr.

1849. **Neue Publikationen** 1849.

aus dem Verlage

von

Alexander Duncker, königl. Hofbuchhändler in Berlin.

Authentischer Bericht über das Land- und Seetreffen bei Eckernförde am 5. April 1849. (von W. v. Rahden.) Mit einem Plane. 2ter Abdruck. gr. 8. geh. 6 Sgr.

Emanuel Geibels Gedichte. 15te (Miniatur-) Ausgabe. 16. geh. 1 Thlr. 24 Sgr., in engl. Einband mit Goldschnitt. 2 Thlr. $7\frac{1}{4}$ Sgr.

Das Portrait des Dichters. Nach der Natur von Louise Kugler, auf Stein von W. Schertle. 25 Sgr.

Prinz Wilhelm zu Löwenstein. Die neue preußische Verfassung und der Grundbesitz. gr. 8. geh. 4 Sgr.

M. H. Romberg's Lehrbuch der Nervenkrankheiten des Menschen. 2te veränderte Auflage. Lieferung 1—3. [1. Abthl.] gr. 8. geh. à 16 Sgr.

Die Ausgabe dieser neuen Auflage geschieht in 10 Lieferungen à 16 Sgr.

A. v. Sternberg. Wilhelm. 2 Theile. 8. geh. 2 Thlr. 24 Sgr.

David Friedrich Strauß, Schubart's Leben in seinen Briefen. Mit Schubart's Portrait und Facsimile. 2 Bde. 8. geh. 5 Thlr. 24 Sgr.

R. v. Wedell, Histor. geograph. Hand-Atlas in 36 Karten. Mit einem Vorwort von F. A. Pischon. Zum Gebrauch für höhere Bürgerschulen, Gymnasien und Militair-Bildungs-Anstalten, so wie als Supplement zu den Geschichtswerken von Becker, Pischon, Rotteck, Schlosser etc. Quer Imp.-Folio. 6te (letzte) Lief. 1 Thlr. 20 Sgr.

Der complete Atlas in elegantem engl. Einband. 10 Thlr. 15 Sgr.

E. Wendt u. Comp., Uebersicht der Preussischen Handels-Marine für das Jahr 1849. 16. geh. 8 Sgr.

Zum herabgesetzten Preise statt 15 Thlr. für $6\frac{1}{2}$ Thlr. wird noch auf kurze Zeit geliefert:

Medicinisch-Chirurgisch-Therapeutisches Wörterbuch. Herausgegeben durch einen Verein von Aerzten. Bevorwortet vom Geheimen Medizinal-Rath Professor Dr. Barez. 3 starke Bände. kl. 4. Velinpap. 150 Bogen.

Der Praktiker findet in diesem Werke die Erfahrungen und Curmethoden der berühmtesten Aerzte aller Zeiten und Nationen in übersichtlicher Weise

unter jeder Krankheitsform zusammengestellt; der Theoretiker eine Zusammenstellung des überhaupt in der Wissenschaft Geleisteten und eine Uebersicht der Haupt-Erscheinungen der Literatur im ganzen Gebiete der in- und ausländischen Medicin. So wird diess Buch dem Anfänger und dem Veteranen in der Praxis, so wie nicht minder dem studirenden Theoretiker ein unschätzbares Hand- und Hülfsbuch seyn, das er zeitlebens mit Erfolg benutzen und ausbeuten kann, und das ihm die Stelle einer bändereichen und kostspieligen **medicinischen Bibliothek** vertritt, und so namentlich dem von literarischen Hülfsmitteln Entfernten vom **unschätzbarsten** Nutzen ist.

Gedichte

von

J. Ch. Freiherrn von Zedlitz.

Vierte vermehrte Auflage.

Elegante Taschen-Ausgabe in englischem Einband mit Goldschnitt und zwei Stahlstichen.

Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 20 Ngr.

Wenn sich die deutsche Lyrik namentlich seit Rückert in so manchen neuen Formen versuchte, um die Heroen einer früheren Glanzperiode in Betreff der Technik noch zu überflügeln, so kehrt man doch immer gern zu den Quellen der Poesie zurück, die jenes von Goethe gemeinte „urkräftige Behagen" erzeugen, welches der ganze moderne künstlichere Typus weniger emporkommen läßt. Unter den Dichtern, die uns ächten castalischen Trank kredenzen, nimmt Zedlitz eine der ersten Stellen ein. Wer kennt nicht Zedlitz' „Todtenkränze," seine „nächtliche Heerschau," seine Elegie auf „Goethe's Tod," seine wundervollen Zeilen über Beethoven und so manches Andere, was ihm in den Annalen der deutschen Lyrik einen dauernden Namen sichert? Wir übergeben hier dem Publikum eine neue vermehrte Ausgabe dieses südliche Weichheit mit nordischer Kraft vereinenden, Lord Byron geistverwandten Dichters, in der Hoffnung, daß dieselbe bei elegantester äußerer Ausstattung abermals eine recht weite Verbreitung finden werde.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Handbuch und Wegweiser

für

Auswanderer

nach den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika und Texas.

Mit einem statistischen Anhang und einer illuminirten Karte.

Von

Francis J. Grund.

Zweite vermehrte Auflage.

8. Velinp. broch. Preis 1 fl. oder 20 Ngr.

Dieses Buch ist von einem Deutschen, der schon zwanzig Jahre in Nordamerika lebt, der alle dortigen Verhältnisse genau kennt, und darüber die gründlichste Belehrung ertheilt. Jeder Auswanderer kann daraus lernen, was ihm vor Allem zu wissen nöthig ist, wie er sich vor Uebervortheilung, vor Fehlgriffen im Ankauf von Land, vor Verlust aus Unkenntniß der Gesetze, Sitten und Gebräuche schützen kann. Hier nur Einiges aus dem Inhalt:

Kap. 1. Wer soll nach Amerika gehen? Wo sollen die Deutschen sich dort niederlassen? Wer kommt dort am besten fort? Welches ist der wohlfeilste Weg? Welches ist die beste Jahreszeit? Allgemeine Vorsichtsmaßregeln.

Kap. 2. Was sollen die Auswanderer nach Amerika mitnehmen? Welche Waaren, welche Münzsorten? Gesetzlicher Werth europäischer Münzsorten in Nordamerika. Welche Wechselbriefe? Welche Ackergeräthschaften? Welchen Handwerkszeug?

Kap. 4. Das Mississippithal. Das Ohiothal. Das Missourithal. Reiserouten für Auswanderer.

Kap. 10. Wisconsin und Jowa sind hauptsächlich für Deutsche geeignet, indem dort noch Millionen Acres Landes um $1^1/_4$ Dollar zu haben sind.

Ein besonderes Kapitel handelt ausführlich über

Texas.

Anhang. Die besten Einschiffungshäfen für deutsche Auswanderer Wahl der Schiffe. Auswanderungsagenten — Ueberfahrtspreise. Dauer der Ueberfahrt. Schiffsproviant. Seekrankheit. Vorsichtsmaßregeln während der Ueberfahrt. Ankunft. Deutsche Wirths- und Kosthäuser rc. rc.

Dem Buche ist eine genaue Karte als Wegweiser durch die Vereinigten Staaten beigegeben.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Parzival und Titurel,

Rittergedichte von

Wolfram von Eschenbach.

Uebersetzt und erläutert von

Dr. K. Simrock.

Zweite, wohlfeilere Ausgabe.

2 Thle. gr. 8. Velinpap. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Inhalt: Parzival. 1) Belakane. 2) Herzeleide. 3) Gurnemans. 4) Kondwiramur. 5) Anfortas. 6) Artus. 7) Obilot. 8) Antikonie. 9) Trevrezent. 10) Orgeluse. 11) Arnive. 12) Gidegast. 13) Klinschor. 14) Gramoflanz. 15) Feirefiz. 16) Loherangrin. — Titurel. 1) Signne und Schionatulander. 2) Gardevias. — Erläuterungen und Anmerkungen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Juniuslieder

von

Emanuel Geibel.

Dritte unveränderte Ausgabe.

Elegante Taschen-Ausgabe

broch. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 25 Ngr.

In englischem Einband mit Goldschnitt 3 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 6 Ngr.

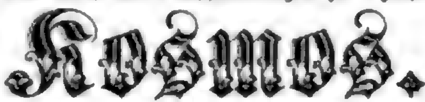
Unter unsern jüngsten Dichtern hat schwerlich einer mehr Anerkennung gefunden als Emanuel Geibel. Seine Dichtung spricht das deutsche Gemüth gleich kräftig an, ob er sich auf dem Felde allgemein menschlicher Gefühle und Anschauungen bewegt, oder sich mit besonderer Begeisterung in die geschichtlichen Fragen des Tages versenkt. Die vorliegende Sammlung seiner neuesten Gedichte, hat Geibel „Juniuslieder" betitelt; dieselbe ist aber höchst mannigfaltig: eigentliche Lieder, Zeitgedichte, Sonette, Gelegenheitsgedichte, Sprüche, Scherze, Betrachtungen, kleinere und größere epische Dichtungen reihen sich an einander zu einem Kranze, der den zahlreichen Freunden des geist- und gemüthreichen Dichters die willkommenste Gabe seyn wird.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Humboldt's Kosmos.

In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:



Entwurf

einer physischen Weltbeschreibung

von

Alexander von Humboldt.

Erster und zweiter Band.

gr. 8. broch. Preis 9 fl. oder 5 Rthlr. 10 Ngr.

Allgemeine Uebersicht des Inhalts:

I.

Einleitende Betrachtungen über die Verschiedenartigkeit des Naturgenusses und die Ergründung der Weltgesetze. — Begrenzung und wissenschaftliche Behandlung der physischen Weltbeschreibung. — Ein allgemeines Naturgemälde als Uebersicht der Erscheinungen im Kosmos.

II.

A. **Anregungsmittel zum Naturstudium.** 1) Dichterische Naturbeschreibung. — 2) Landschaftmalerei. — 3) Cultur exotischer Gewächse. B. **Geschichte der physischen Weltanschauung.** 1) Das Mittelmeer als Ausgangspunkt der Versuche ferner Schifffahrt gegen Nordost, Süden und Westen. — 2) Feldzüge der Macedonier unter Alexander dem Großen. — 3) Zunahme der Weltanschauung unter den Lagiden. — 4) Römische Weltherrschaft. — 5) Einbruch des arabischen Volksstammes. — 6) Zeit der großen oceanischen Entdeckungen. — 7) Zeit der großen Entdeckungen in den Himmelsräumen durch Anwendung des Fernrohrs. — 8) Vielseitigkeit und innigere Verkettung der wissenschaftlichen Bestrebungen in der neuesten Zeit. — Anmerkungen und Inhalts-Uebersicht der Bände I und II des Kosmos.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Gedichte

von

Annette Freiin von Droste-Hülshof.

8. Velinp. broch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Alle Freunde echter Poesie werden diese gesammelten Gedichte einer deutschen Sängerin von schon anerkanntem Rufe, welche im Jahr 1848 gestorben ist, hoch willkommen heißen. Mit einer Fülle von neuen, überraschenden und tiefen Gedanken und Gefühlen verbindet sie die glücklichste Naturempfindung und Naturanschauung, welche, weit hinaus über allgemeine, verschwommene Naturschwelgerei und Sentimentalität, die innere Eigenthümlichkeit jedes Wesens in allen Sphären und Elementen mit scharfem Sinn zu erfassen, mit der kecksten, prägnantesten Sprache zu bezeichnen, durch treffende Bilder zu veranschaulichen weiß. Eine entschiedene Originalität, welche auch vor dem Höchsten und Tiefsten nicht zurückscheut, und das anscheinend Gewöhnliche, die alltägliche Wirklichkeit des Lebens zu adeln weiß, tritt in der reichhaltigen und mannigfaltigen, Scherz und Ernst, Humor und Phantasie, Wehmuth und Feuer vereinigenden Sammlung überall unverkennbar hervor. Selbst manche Schroffheit, Härte und Dunkelheit der Gedanken, der Gefühle, der Sprache, erhöhen nur das scharfe Gepräge der Eigenthümlichkeit, vielleicht selbst den Reiz dieser Dichtungen, da sie mit großer Klarheit, innigster Zartheit und Weichheit und dem schönsten Fluß kraftvoller und blühender Sprache abwechseln. Ein großer, umfassender, edler Sinn, der sich schon in manchem kleinen Liede verkündet, prägt sich auch in umfangreicheren Kompositionen historischer Art glücklich aus, mit welchen die mächtig ringende Muse der Dichterin, den Kreis des Lyrischen durchbrechend, nach epischer Gestaltung, Fülle und Mannigfaltigkeit strebt.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Wohlfeile Ausgabe von Schillers Gedichten.

Gedichte

von

Friedrich von Schiller.

8. Velinp. broch. Preis 1 fl. 12 kr. oder 24 Ngr.

Wir haben diese wohlfeile Ausgabe in Gemeinschaft mit Herrn F. C. W. Vogel in Leipzig veranstaltet und hoffen mit derselben ein längst gefühltes Bedürfniß zu befriedigen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Christliches Handbuch

in

Gebeten und Liedern

gesammelt von

Dr. C. Grüneisen,

Königl. württembergischen Oberhofprediger.

Elegante Taschen-Ausgabe.

Velinpapier. broch. Preis 1 fl. oder 20 Ngr.

Dieses christliche Handbuch zerfällt in: 1) Wochengebete, zur Morgen- und Abendandacht für zwölf Wochen. 2) Festgebete. 3) Abendmahl. 4) Krankentrost. 5) Anhang, für die Reise und bei häuslichem Verluste. Die Gebete sind größtentheils aus den älteren Sammlungen von Habermann, Neumann, Arnold, Storr u. A. zusammengetragen, wiewohl auch mit Neuerem, von Reinhard, Dann und dem Herausgeber selbst, versehen. Mit den Gebeten wechseln Lieder ab, von Gerhard bis auf Novalis, Schenkendorf, Knapp u. A. In den älteren Gebeten und Liedern ist die edle Sprache der Entstehungszeit erhalten. Je mehr in unsern Tagen überhaupt die erbaulichen Schriften auch früherer Perioden Anerkennung finden, desto gewisser darf eine Sammlung wie die vorliegende neben den vielen Gebetbüchern der neueren Zeit auf Anklang rechnen. Die Ausstattung ist im Format und auf dem Papier der eleganten Taschenausgabe des Württembergischen Gesangbuches.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Bemerkungen

über die Verhältnisse der deutschen und dänischen

Nationalität und Sprache

im Herzogthum Schleswig.

Nebst einem Anhang über die skandinavischen Sympathien

von

J. G. Kohl.

gr. 8. broch. Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Der Zweck, welcher dem rühmlich bekannten und in seinen Schriften so beliebten Herrn Verfasser zunächst bei der Abfassung gegenwärtiger Schrift vorschwebte, war, die ethnographische Seite der schleswig-holsteinischen Frage aufzufassen, eine klare Uebersicht der Verhältnisse der deutschen und dänischen Nationalität und Sprache im Herzogthum Schleswig zu geben und zu zeigen, wie sich diese Verhältnisse, so wie sie jetzt bestehen, im Laufe der Zeiten entwickelt haben. Es zerfällt demgemäß diese Schrift in folgende Hauptabschnitte: Verhältnisse der deutschen Sprache und Nation zu ihren Nachbarn in Osten, Süden, Westen und Norden. — Nationale und sprachliche Wirren auf der cimbrischen Halbinsel. — Urbevölkerung derselben, die deutschen Einwanderer aus Süden, die skandinavischen aus Norden, die sich in Schleswig treffen und mischen. — Schilderung dieses Landes als ein von Jütland mehrfach geographisch-physikalisch gesondertes. — Anfängliche Verhältnisse der schleswigischen Dänen oder Südjüten zu ihren deutschen Nachbarn. — Einfluß der Bündnisse und Verschwagerungen der Lehensherzoge von Schleswig mit den Grafen von Holstein auf die Verdeutschung Schleswigs, auf die Einwanderung holsteinischer Adels- und Bürgerfamilien und auf den Anfang der Verschwisterung der beiden Länder Schleswig und Holstein. — Fortschritte des Deutschthums in Schleswig unter der Herrschaft der dänischen Könige wie unter der der verschiedenen Nebenlinien des oldenburgischen Hauses. — In welchen Punkten das Herzogthum Schleswig annoch dänisch, in welchen Punkten es deutsch oder holsteinisch zu nennen. — Kampf der hochdeutschen und plattdeutschen Sprache und Sieg der ersteren über die letztere, sowie die daraus für die schleswigschen Dänen entspringenden Folgen. — Deutscher Einfluß auf die Handelsverhältnisse des Landes. — Statistik der dänischen und deutschen Sprache in Schleswig. — Einflüsse der deutschen Sprache auf das schleswigsche Dänisch und des Dänischen auf das schleswigsche Deutsch. — Bemerkungen über die skandinavischen Sympathien.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Bei gegenwärtiger Reise-Saison erlauben wir uns auf nachstehendes Handbuch wiederholt aufmerksam zu machen:

Der Bodensee

nebst dem Rheinthale

von St. Luziensteig bis Rheinegg.

Von

Gustav Schwab.

Zweite, verm. und verbesserte Auflage.

Mit 2 Stahlstichen und 2 Charten.

8. Preis 3 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 7½ Ngr.

Die Brauchbarkeit dieses Handbuchs ist durch den vollständigen Verschluß der ersten Auflage bewährt worden. Der Verfasser hat es nun durch sorgfältige Durchsicht, Umarbeitung ganzer Artikel, wie z. B. des Abschnittes über die Dampfschifffahrt, über die Flora des Bodensee's, über die denselben betreffenden Kunstwerke, und durch sehr bedeutende Zusätze in topographischer Beziehung noch praktischer, so wie durch die Trennung in zwei Abtheilungen für den Bedarf des Reisenden, namentlich des Fußwanderers, zweckmäßiger einzurichten unternommen und die unterzeichnete Verlagshandlung hat das Aeußere des Werkes durch Druck und Papier und zwei von Meisterhand gezeichnete und in Stahl gestochene Ansichten, so wie durch zwei vortreffliche Karten vom Bodensee und vom Rheinthale aufs Einladendste ausgestattet.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Walachische Mährchen,

herausgegeben von

Arthur und **Albert Schott.**

Mit einer Einleitung über das Volk der Walachen und einem Anhang zur Erklärung der Mährchen.

gr. 8. Velinp. broch. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 25 Ngr.

Diese Mährchen sind hier so mitgetheilt, wie sie unter den Walachen des Banats in mündlicher Ueberlieferung leben: anspruchslos und doch überaus reich, ein neugehobener Schatz echter Dichtung. Wenn sie auf der einen Seite vielfältig an die Mährchenwelt des deutschen Volkes erinnern, welches mit den Walachen durch die große Donaustraße unmittelbar in Verbindung steht; so streifen sie nach der andern in die romanische, slavische, griechische hinein. Manches ist sogar unmittelbar mit den Göttersagen der alten Welt verwandt; anderes mag noch spät mit Cumanen und Madjaren aus dem fernen Asien eingewandert seyn. Da bei jedem Volk das geistige Leben, zu dem wir auch die Mährchen zählen dürfen, ein Abbild seines äußeren Entwicklungsganges ist, so schien es zweckmäßig in einer Einleitung über die äußeren Schicksale des walachischen Stammes, über sein Verhalten zu Christenthum und Bildung, über die Herkunft und Entwicklung seiner Sprache das Wichtigste zusammenzustellen. Der Leser findet also hier den ersten Versuch einer Geschichte der Walachen, dieses merkwürdigen Vorpostens romanischer Zunge gegen Osten. Der Anhang hat sich die Aufgabe gestellt, darzuthun, daß Mährchen überhaupt nur Ueberreste heidnischer Göttersage sind, und dieß für jede der mitgetheilten Erzählungen im Einzelnen zu beweisen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Das Kunstblatt.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des **Kunstblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jetzt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das **Kunstblatt** bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend und beurtheilend seyn; in denen lezterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesezt, durch welche Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannigfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erscheinende Bücher und Kunstwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneter Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem **Kunstblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „**Morgenblatts**," mit Einschluß des „**Literaturblatts**" und „**Kunstblatts**," kostet . . . . fl. 20. oder Rthlr. 11. 10 Ngr.

Der Jahrgang des „**Morgenblatts**" ohne „**Literaturblatt**" und „**Kunstblatt**" fl. 14. oder Rthlr. 8.

Der Jahrgang des „Morgenblatts" ohne Literaturblatt oder Kunstblatt fl. 16. oder Rthlr. 9. 10 Ngr.

Der Jahrgang von jedem dieser Blätter, einzeln, nämlich das „**Literaturblatt**" fl. 6. oder Rthlr. 3. 10 Ngr.

das „**Kunstblatt**" fl. 6. oder Rthlr. 3. 10 Ngr.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Hauptpostamt in Stuttgart, das „**Morgenblatt**" in Württemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Korrespondenz.

Literaturblatt.

Kunstblatt.




Seb. Simmel & Sohn
Buchbinderei
München 82

